Steinhauſen,
Geſchichte der Deutſchen Kultur

11.9.15.

~~Lesesaal IV, 302.~~

2 Dd 7^{2}-9

Stadtbücherei Elbing

Geſchichte

der

Deutſchen Kultur.

Zweiter Band.

Geſchichte
der
Deutſchen Kultur.

Von

Prof. Dr. Georg Steinhauſen,
Bibliotheksdirektor in Caſſel.

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Stadt-
bücherei
Elbing

Zweiter Band.

Mit 127 Abbildungen im Text und 12 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung.

Leipzig und Wien
Bibliographiſches Inſtitut
1913.

1915: 1632

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
62

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1913 by Bibliographisches Institut Meyer, Leipzig.

Stadtbücherei
Elbing

~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU~~

Zweiter Band.

Vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite
I. Geſchichte der deutſchen Landſchaft vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart . . . 1
II. Blüte und Vorherrſchaft einer ſtädtiſchen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung 28
III. Das Zeitalter des Zwieſpaltes: die materiell-volkstümliche Kultur und neue geiſtige Mächte. Soziale, geiſtige und religiöſe Kriſen 121
IV. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängung des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographiſche Verſchiebung des kulturellen Schwerpunktes . . 219
V. Die Säkulariſierung und Moderniſierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgeſellſchaft 310
VI. Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelſtand. Geiſtige Vorherrſchaft Deutſchlands in Europa 377
VII. Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwiſſenſchaftlich-techniſche Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur 473
Regiſter 499

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendrucktafeln.

Seite
Stadt und Land in den Niederlanden zu Beginn des 16. Jahrhunderts 48
Schembartläufer 53
Die Belagerung von Nancy 134
Aufnahme eines Novizen an der Univerſität Bologna 183

Tafeln in Kupferätzung.

Der heilige Goldſchmied Eligius. Nach Petrus Chriſtus 57
Allegorie auf den Handel. Nach Joſt Amman 259
Nürnberger Feuerwerk vom Jahre 1650 . . 279
Anſichten aus deutſchen Städten im 17. Jahrhundert 299
Ein „teutſches Hauptjagen“ 313
Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen. Nach P. K. Leygebe 373
Die Hochzeitsreiſe. Nach Moritz v. Schwind . 472
Eiſenwalzwerk. Nach Adolf Menzel . . . 479

Abbildungen im Text.

Nürnberg 4
Garten in der Stadt 6
Garten des 17. Jahrhunderts 8
Landſtraße im 18. Jahrhundert 21
Seite
Induſtriegegend (Elberfeld) 22
Marktplatz 34
Das „Steinerne Haus“ in Frankfurt a. M. . 38
Grünglaſierter Ofen des 16. Jahrhunderts . 42
Nürnberger Schrank aus der Mitte des 16. Jahrhunderts 43
Lagerſtatt 44
Familienſchlafzimmer 44
Uhren verſchiedener Konſtruktion 46
Schmied 55
Tiſchler 56
Zimmermann 57
Maler 59
Bildhauer und Bildſchnitzer 64
Handelsſchiff 67
Bergwerk 72
Geſchütze 75
Beglückwünſchung nach der Eheſchließung . . 84
Wohnzimmer mit arbeitenden Frauen . . . 86
Kinderſtube 88
Weinwürzer 91
Gaſterei 92
Schenke 93
Kleiderluxus 94
Trachten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts 97
Bild zu Hans Sachs, „Ein Tiſchzucht“ . . 98
Ballwerfen 101
Ringen und andere körperliche Übungen . . 102
Feſtlichkeit mit Tanz in reichem Hauſe . . 104

Seite
Tanz und Reigen mit Muſik 105
Spielſzene 106
Wildbad 107
Die Peſt 110
Arzt am Krankenbett und Harnſchau . . . 112
Apotheke 113
Strafen 124
Bärenjagd 129
Landsknechte 134
Raubritter 138
Bäuerliches Leben und Rückkehr eines Herren von der Jagd 140
Gerichtsſzene 148
Lehrer 162
Univerſitätsauditorium 168
Graduierung eines Doktors 169
Titelbild zu „Practica und Prenoſtica, Menz (Mainz) 1492“ 174
Lehrer und Schüler 177
Albrecht von Eyb 184
Konrad Peutinger 187
Landhaus zu Beginn des 16. Jahrhunderts . 197
Titelbild zu Ulrich Molitoris, „De laniis et phitonicis mulieribus“ 201
Der Aſtrolog 202
Der Alchimiſt 203
Diſziplinierung eines Mönches 207
Titelbild zu Ulrich von Hutten, „Geſprächbüchlein“ 210
Volksprediger 211
Der Spielteufel 227
Bild zweier Ehegatten 229
Zauberwerk 240
Waſſerprobe 242
Hexenverbrennung zu Baden in der Schweiz . 244
Diſputation 248
Gelage 249
Zitation eines im Duell verwundeten, liederlichen und verſchuldeten Studenten vor den Rektor 250
Scherzbild aus einem ſtudentiſchen Stammbuch um 1700 251
Studentiſche Schlittenfahrt in der Umgebung von Jena um 1700 252
Schweinsjagd 268
Kriegsrat im 16. Jahrhundert 271
Hetzjagd 278
Goldmacher 280
Nachbildung eines „Meierhofs“ 282
Der „Pommerſche Kunſtſchrank“ 284
Pludertracht 290
Spaniſch beeinflußte Tracht 291
„Deutſche“ Tracht 292
Räuberiſcher Überfall durch Soldaten . . . 301

Seite
Flugblatt auf die allgemeine Verarmung und Verſchuldung im 17. Jahrhundert . . . 303
Tiergarten 313
Der Ingenieur 317
„Der Poſtillon und Bott“ 320
„Der Rath“ 322
Zigeuner 323
Abgaben 324
Der Tanzmeiſter 327
„Der Fechtmeiſter in Poſitur“ 328
Der „Bereiter“ 329
Ernte im 17. Jahrhundert 330
Ländliches Gericht im 17. Jahrhundert . . 332
Maitanz 333
Handel und Verkehr im 18. Jahrhundert . . 334
Stammbuchblatt von 1655 338
Titelblatt eines Komplimentierbüchleins des 17. Jahrhunderts 342
Franzöſiſcher Garten 344
Perückenmacher 345
Der Barbier 346
Der Okuliſt 350
Beſtattung von Peſtleichen im Jahre 1679 zu Wien 354
Der Kupferſtecher 356
Folterungsſzene im 18. Jahrhundert . . . 362
„Das Coffehaus“ 364
Teil eines Spottbildes auf den Tabak . . . 365
„Der Wein- und Bierſchenk“ 366
Frauenarbeit im 17. Jahrhundert 369
Liſe Lotte von der Pfalz 370
Studentenliebe in der „galanten“ Zeit . . . 371
Ankleidezimmer eines „galanten Frauenzimmers“ 372
Das Spielhaus 373
Bühne zu Anfang des 18. Jahrhunderts . . 387
„Der Comödiant“ 388
Schlittſchuhlauf 394
„Der Poete“ 403
Der Buchhändler 405
Preisverteilung 425
Allegorie auf die Aufhebung der Klöſter in Öſterreich 433
Soldatenwerbung 440
Stäupung und Gaſſenlaufen 441
„Die Rädelwacht“ 446
Maut 447
Das Spinnhaus 451
Hof eines bürgerlichen Wohnhauſes 454
Flur eines bürgerlichen Wohnhauſes . . . 455
Bürgerliches Wohnzimmer 458
Bürgerliches Schlafzimmer 459
Bürgerliches Wohn- und Arbeitszimmer . . 462
Bürgerliche Küche 463

I. Geſchichte der deutſchen Landſchaft vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

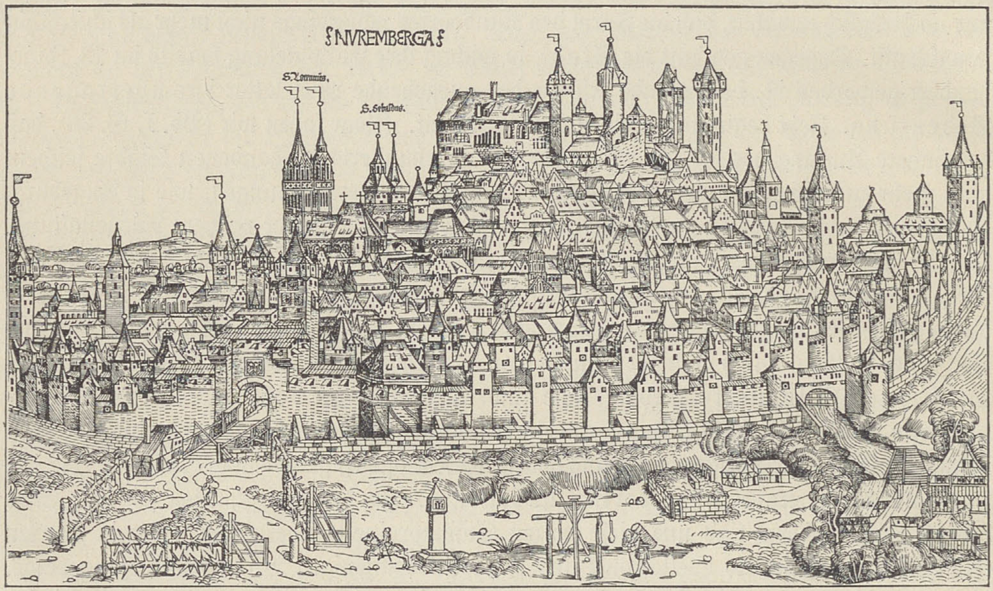
Der Zeitpunkt, mit dem dieſer zweite Band unſerer Darſtellung anhebt, bedeutet den Beginn einer neuen Periode in der Geſchichte der deutſchen Landſchaft. Wenn auch deren Umgeſtaltung ſich unaufhaltſam weiter vollzog — denn die Entwickelung der Kultur ſteht nicht ſtill —, ſo trat doch gegenüber der vorhergehenden Zeit des eifrigen Ausbaues, die bereits eine abwechſelungsreiche Kulturlandſchaft hervorgebracht hatte, vom 14. Jahrhundert etwa bis zum 18. eine ruhigere Periode ein. Für ſie iſt vor allem ein Nachlaſſen der bisherigen Ausbau- und Rodungstätigkeit bezeichnend. Nicht freilich für alle Gebiete. Einerſeits ging die Ausbautätigkeit jetzt höher in die Gebirge hinauf; in den Alpengebieten iſt im 16. Jahrhundert viel neues Land kultiviert worden. Dasſelbe war damals in größerem Maßſtabe in den nordöſtlichen Kolonialgebieten der Fall, wo mit der Ausbautätigkeit früher meiſt erſt im groben begonnen war. Die Rittergüter entwickelten ſich noch mehr in die Weite, und der lohnende Getreidehandel führte im Oſtſeegebiet eine größere Ausdehnung des bebauten Landes herbei. Im Bereich des Deutſchen Ordens hatte anfangs zum Teil die ſtädtiſche Siedelung überwogen (vgl. Bd. I, S. 390), gegründet auf den Handel mit den Produkten der großen Waldmaſſe: jetzt ging man allgemeiner an den Ausbau des Landes. Auch im übrigen Deutſchland, in gewiſſen Gebieten der Mittelgebirge z. B., kamen noch Rodungen nach Bedarf vor, waren jedoch nichts Charakteriſtiſches mehr. Im Nordweſten endlich begann ſchon damals manchenorts eine Koloniſation der gewaltigen Moorſtrecken, indes ohne weſentlichen Erfolg. Die Eindeichung der Ströme in den Niederungen ferner ließ noch vielfach zu wünſchen übrig, und die Sicherung des Kulturlandes iſt hier erſt viel ſpäter völlig gelungen. Die Neugründungen von Städten und Dörfern hören nach dem 14. Jahrhundert im weſentlichen auf. Es ſind ſogar viele Dörfer durch Kriege, den Bruder-, den Bauernkrieg uſw., auch durch verheerende Seuchen zu Wüſtungen geworden. Das Bauland um die Wüſtungen wurde aber oft von den Herren einfach okkupiert. Anderſeits ließ man Land wirklich wüſt werden und dem Walde wieder zufallen, da nämlich, wo man im Ausbauzeitalter zur Kultur ungeeignete Flächen in Angriff genommen hatte, oder wo längerer Raubbau den Boden erſchöpft hatte.

Daß im allgemeinen die Ausbautätigkeit nachließ, bewirkten verſchiedene Gründe. Die Fruchtbarkeit der Bevölkerung hat wohl kaum abgenommen. Aber die Bevölkerung ſelbſt minderte ſich durch gewaltige Seuchen, wie vor allem den Schwarzen Tod (vgl. Bd. I, S. 426). Aus dem Weſten waren ferner im Koloniſationszeitalter viele Leute nach Oſten abgewandert. Infolge der dichteren ſtädtiſchen Wohnweiſe wurde das Ausdehnungsbedürfnis überhaupt geringer. Der Zug in die Städte entleerte vielmehr zum Teil das Land. Der Zunahme der Städte entſprach der Rückgang der Dörfer. Die Abnahme der Rodetätigkeit im beſonderen lag einmal daran, daß der gute, anbaufähige Boden dem Wald in der Hauptſache nunmehr entriſſen war, weiter aber vor allem an einer von den Landesherren und der Grundherrſchaft ausgehenden *Reaktion gegen die fortgeſetzte Waldverwüſtung* (vgl. Bd. I, S. 395). Rodeverbote oder entſprechende Maßnahmen begegnen ungefähr ſeit 1300, im 15. Jahrhundert werden ſtrenge Ordnungen gegen das Roden erlaſſen (vgl. auch S. 11). Dazu trieb zunächſt die Holznot. Die Bautätigkeit in den Städten — noch überwogen die Holzbauten — verſchlang ſehr viel Bauholz, insbeſondere Eichenholz. Die Holzarmut einzelner Gegenden rief dann auch früh einen lohnenden Holzhandel (Flöße) hervor und die Nachfrage nach Holz wieder eine vermehrte Wertſchätzung des Waldes und damit beſſere Waldwirtſchaft. Auch das Intereſſe der Grundherren wie der Bauern an der Erhaltung der Weide im Wald, insbeſondere der Maſtnutzung in Eichen- und Buchenwäldern, die erſt im 18. Jahrhundert ſchwindet, wirkte der Rodung entgegen. Anderſeits ſchädigte die Viehweide den Laubwald außerordentlich; der Bauer nutzte überhaupt den Wald rückſichtslos aus. Bald war der Wald nur im Innerſten großer Komplexe einigermaßen unberührt; je näher dem Rande, um ſo lichter war er infolge der Nutzung, um ſo verkrüppelter durch den Verbiß der jungen Bäume. Zum Waldſchutz führte endlich die von den Herren befürchtete Beeinträchtigung der Jagd (vgl. Bd. I, S. 395).

Landſchaftlich iſt im Walde der Beginn einer *anderen Verteilung der Holzarten* von Wichtigkeit. Bisher überwog der wegen der Nutzung, Weide uſw. auch von den Menſchen begünſtigte Laubwald. Seine Fläche wurde aber durch die Rodung, weil er den günſtigeren Boden innehatte, mehr gemindert als die des Nadelwaldes, auch wohl durch die fortſchreitende Auslaugung des Bodens — der Laubwald braucht Nährſalze — infolge des Regens. Der Bedarf an Bauholz ließ bei den Schutzmaßregeln, die, wie erwähnt, für den Laubwald, beſonders für die Eichen einſetzten, *an Nadelholz ſtärker als bisher denken*. Man muß auch die geringeren Anſprüche desſelben, beſonders der Kiefer, an den Boden erkannt haben. Im 15. Jahrhundert begann man in Gegenden, die kein Nadelholz hatten, Nadelwälder künſtlich anzulegen. Aus alten Nadelholzgebieten, zumal dem fränkiſchen, aus Nürnberg, wo man ſich auch auf eine wirkliche Nadelholzkultur, ſomit überhaupt zuerſt auf eine Waldkultur legte, führte man ſchon im 14. Jahrhundert Tannenſamen aus, im 15. und 16. Jahrhundert beſonders nach der Rheinebene und nach Frankfurt am Main. Aus dem Brandenburgiſchen ſandte man ſolchen nach Holſtein und dem Nordweſten. Die anſpruchsloſen Nadelhölzer eroberten ferner jene verödeten Ländereien oder wurden zur Aufforſtung heruntergekommener Waldbeſtände verwandt. Wir werden noch weiter (S. 13) davon hören.

Das *Kulturland* erlebte ſeinerſeits naturgemäß weiteren *Wandel*. Immer mannigfaltiger wurde das Bild, das es bot. Unter den angebauten Pflanzen nahm der Weizen zu, neu trat ſeit dem 15. Jahrhundert der urſprünglich orientaliſche Buchweizen auf, beſonders in Norddeutſchland. Später ging aber ſein Anbau ebenſo wie der der uralten Hirſe und der Linſe ſehr zurück. Von Futterpflanzen begann man den früher wild wachſenden Klee ſpärlich anzubauen, in der Rheinpfalz im ſpäten 16. Jahrhundert auch die Luzerne, im 17. die Eſparſette. Rübſen- und Rapsbau iſt im weſentlichen für Thüringen (Goldene Aue) ſeit dem 16. Jahrhundert belegt. Um 1630 beginnt der Tabakbau in Deutſchland (Elſaß, Pfalz, Nürnberg, Sachſen, Thüringen) einzudringen, gegen 1700 erobert er Brandenburg, Heſſen, Mecklenburg. Urſprünglich wurde dieſe amerikaniſche Pflanze als Zier- und Heilpflanze in den Gärten gezogen. Durch die Einfuhr des Indigo litt der namentlich in Thüringen äußerſt lebhafte und zu Ausgang des Mittelalters für ganze Gegenden charakteriſtiſche Anbau der altheimiſchen Farbpflanze, des Waid, außerordentlich, namentlich ſeit dem 17. Jahrhundert. Doch hat er erſt im 19. ganz aufgehört.

Die Entwickelung der Siedelungen, die in der abgelaufenen Periode zu den landſchaftlich wichtigen neuen Erſcheinungen der Burg und der Stadt geführt hatte (vgl. Bd. I, S. 23ff.), weiſt jetzt weniger einſchneidende, aber zum Teil doch bedeutſame Änderungen auf. Von der älteſten Siedelungsform, dem Dorf, iſt in der neuen Periode gegenüber dem für die frühere Zeit Geſagten (vgl. Bd. I, S. 21ff.) nichts Beſonderes hervorzuheben; es ſei nur nachträglich erwähnt, daß die Form des Runddorfes neuerdings nicht mehr als ſchlechthin ſlawiſch gilt. Dagegen gewinnt die Stadt, ſo wichtig ihre Entwickelung bereits im 13. Jahrhundert geworden iſt, doch gerade erſt für das ausgehende Mittelalter ihre überragende Bedeutung. Jetzt beginnt ihre eigentliche Blütezeit. Zwar ſahen wir (Bd. I, S. 26), daß der äußere Umfang der bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts vorhandenen Städte ſeitdem nicht mehr zunimmt: von beſonders bedingten größeren Veränderungen, wie in Augsburg, abgeſehen, handelt es ſich mehr um inneren Ausbau und immer reichere Ausgeſtaltung. Stärker als zuvor heben ſich die Städte, an Einwohnerzahl bedeutend, freilich nicht nach modernen Begriffen, gewachſen, überall durch die feſten Mauern, Wehrtürme und Tore, durch die ragenden Kirchen mit ihren oft gewaltigen Türmen und Dächern, durch die Türme und Giebel der Rathäuſer und ſonſtiger Bauten aus der umgebenden Landſchaft mit ſcharf umriſſener Silhouette hervor. Sie ſind nun völlig zu beherrſchenden Mittelpunkten der Landſchaft geworden, unterbrechen anziehend und abwehrend die verhältnismäßige Ruhe der übrigen Teile und geben der Landſchaft gerade in der ſpäteren Zeit des Mittelalters eine neue charakteriſtiſche Färbung. In den Holzſchnitten ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts ſind uns dieſe ſtolzen Städteproſpekte überliefert, etwa in Werken wie Hartmann Schedels Weltchronik und ſpäter in demjenigen Brauns und Hogenbergs. Auch noch die Merianſchen Kupfer des 17. Jahrhunderts haben eine gewiſſe Gültigkeit für frühere Zeiten. Die Turmfülle iſt das bezeichnendſte. Namentlich in der gotiſchen Epoche entſtanden jene ragenden Türme an kirchlichen Bauten, kleinere auch an weltlichen, wie den Rathäuſern. Vor allem ſind es die Reichsſtädte, die dadurch wie überhaupt durch mächtige, nicht immer den Verhältniſſen entſprechende Bauten ihre Macht äußerlich kundzutun ſuchen. In den Reſidenzſtädten tritt anderſeits der Schloßbau als Machtdokument der Fürſten am meiſten charakteriſtiſch hervor, vor allem in den kleinen. Auf das Stadtbild wirkten ſeit Ausgang des Mittelalters im übrigen zum Teil fremde Einflüſſe, ſo auf eine Reihe ſüddeutſcher Städte, in welche Verkehrsſtraßen von Italien her mündeten, italieniſche, auf einige weſtliche Städte, z. B. Straßburg, franzöſiſche. Die Häuſer der Stadt, die, aus den ländlichen erwachſen (vgl. S. 36), den Hof nach hinten gedrängt und eine ſchmale Front, dafür größere Tiefe und Höhe erhalten hatten, waren auch immer ſtattlicher geworden. Die Brandgefahr, aber auch die Sucht, ſeinen Reichtum zu zeigen, trugen zur Verdrängung der Holzbauten bei (vgl. S. 37, 39), abgeſehen vom Nordweſten. Man ſpricht häufig und gern von dem maleriſchen Straßenbild der mittelalterlichen Stadt. Dieſes Maleriſche entſteht einmal durch die krumme Linie, die Gewundenheit der Straßen. Infolge dieſer Krümmung konnten aber auch die Häuſer nicht in einer ununterbrochenen Linie fortlaufen, ſondern dies oder jenes mußte gegenüber einem anderen vor- oder zurücktreten: es entſtanden in der Straßenfront Ecken, Winkel, alſo eine fortwährende Abwechſelung von Licht und Schatten. Dazu kamen nun (vgl. S. 35f.) die Überhänge, Lauben und Erker der Häuſer ſelbſt, die freilich den Straßen Luft und Licht abſperrten, aber das maleriſche Bild ebenſo hoben wie die meiſt ſpitzen Giebel und die durch Türmchen, auch durch phantaſtiſche Waſſerſpeier belebten Dächer. Steigt eine Stadt, wie öfter, bis zu einer krönenden Burg an, ſo iſt das immer völlig geſchloſſene Bild des turmreichen Häuſer- und Mauernkomplexes wahrhaft imponierend — man denke an Nürnberg (ſ. die untenſtehende Abbildung). Aber auch kleinere Städte konnten in ihrer wehrhaften Trutzigkeit wohl den Gegenſatz zur umgebenden bäuerlichen Landſchaft ſcharf ausdrücken.


NVREMBERGA
S.Laurencius.
S.Sebaldus.

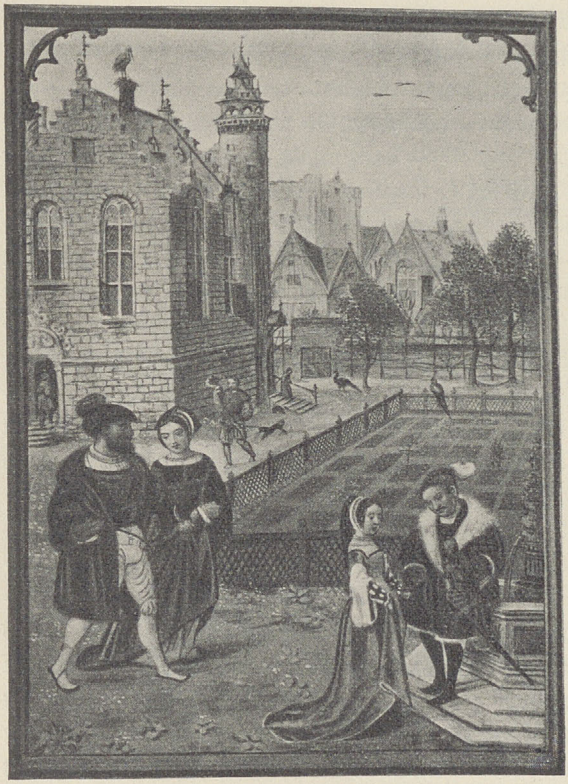
Nürnberg. Aus Hartmann Schedels „Liber Chronicarum“, Nürnberg 1493, Exemplar der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

Und dieſer Gegenſatz zwiſchen Stadt und Land iſt nun überhaupt das Bezeichnende geworden, ſo ſehr die Städte in ihrem Inneren vielfach noch lange den agrariſchen Charakter bewahrt haben (vgl. S. 48f.). Natürlich iſt dieſer Gegenſatz in den einzelnen deutſchen Landſchaften nicht der gleiche. Was Riehl einmal in dieſer Beziehung für die Verhältniſſe der Gegenwart ausführt, gilt im weſentlichen ſchon für die damalige Zeit. Neben einer Zone der reinen Bauernlandſchaften, in der die kleinen Städte mehr große Dörfer ſind, und die ſich über einen großen Teil von Öſterreich (Tirol uſw.), das bayeriſche Hochland, die höheren Striche der deutſchen Mittelgebirge und über die Marſchgebiete an der Küſte erſtreckt, gibt es die großen Gebiete, in denen „Stadt und Land aufs beſtimmteſte geſondert nebeneinander liegen“. Es ſind „das Hügel- und Hochflächenland des Südens und die großen offenen norddeutſchen Ebenen“, das „Hauptgebiet der größeren deutſchen Staaten“. Die fortſchreitende Ausgleichung der Unterſchiede zwiſchen Stadt und Land ſodann, die Riehl in „Mitteldeutſchland und dem Südweſten, dem Paradies der deutſchen Kleinſtaaterei“, findet, und zwar ſo, daß das Dorf (ungünſtig) von der Stadt beeinflußt wird, iſt damals natürlich noch nicht feſtzuſtellen.

Vielmehr beeinflußte das Dorf auch hier eher die Stadt. Jedenfalls waren die kleinen Reſidenzen und ſonſtigen Städtchen mit dem kleinen Territorium, das ſie beherrſchten, inniger als Ganzes verbunden. Die Hauptſache bei der Erſcheinung der entwickelteren ſtädtiſchen Komplexe iſt die Loslöſung von der natürlichen Landſchaft, mit der das Dorf noch im Zuſammenhang geblieben war. Die feſte Stadt dokumentiert das Ausſchlaggebende der Kultur in der Landſchaft. Zugleich führt die Stadt die wirtſchaftlich-kulturelle Rolle des Dorfes in höherer Weiſe fort.

Außerhalb der Stadt war die Welt natürlicher Einfachheit viel weniger geſtört. Auch da, wo, abgeſehen von der landwirtſchaftlichen Tätigkeit, Arbeitsbetriebe der Menſchen auf dem Lande oder im Walde in die Erſcheinung traten, fügten ſich dieſe Gewerbsſtätten, zumal wenn ſie auf die natürlichen Elemente baſiert waren, wie eine harmoniſche Ergänzung in den Rahmen der Landſchaft. Man denke an die Mühlen, ob ſie nun in der windoffenen Ebene Niederdeutſchlands als Windmühlen reizvoll die horizontale Fläche unterbrechen, oder ob ſie in den Tälern der mittel- und ſüddeutſchen Gebirge als Waſſermühlen jene idylliſchen, maleriſchen Bilder gewähren, die den ſchärfſten Gegenſatz zu der heutigen haſtenden induſtriellen Arbeit darſtellen. Auch die Ausgangspunkte hämmernder Bearbeitung der Metalle und rauchigen Feuerbetriebes, die Schmieden, wirken in ihrer Iſoliertheit draußen vor dem Dorfe oder gar im Walde eher maleriſch als unſchön. Häßlicher mögen die Eiſenhütten und Eiſenwerke, wie ſie ſich von der Steiermark ſchon ziemlich früh im Mittelalter nach Sachſen, Thüringen und dem Harz, ferner am Niederrhein und im Elſaß verbreitet hatten, in die Erſcheinung getreten ſein. Hochöfen gab es wohl am früheſten in den Niederlanden, in Sachſen und dem Harz erſt mit Beginn des 17. Jahrhunderts. Frühmittelalterliche Betriebe ſind ferner ſchon die Kalköfen, die die Landſchaft aber auch nicht verſchönert haben.

Als die Macht des Bürgertums allmählich dahinſchwand, behielten die Städte ihr altes Ausſehen, wirkten freilich mehr und mehr als erſtarrende Körper, die neuer Blutzufuhr bedurften. Sie hatten gleichwohl noch eine Zukunft: längſt aber war um dieſe Zeit die Mehrzahl jener Gebilde zerſtört oder in unaufhaltſamem Verfall begriffen, die einſt ein bedeutendes Element in die Landſchaft gebracht hatten, die Mehrzahl der Burgen. Seit die Kultur im ausgehenden Mittelalter in die Städte gezogen war, war es mit der Glanzzeit der Burgen zu Ende: auch der hohe Adel reſidierte nun wie der Fürſt in der Stadt und ließ ſeine Burgen durch Verwalter inſtand halten. Die häufig verarmten Ritter aber, die auf ihren Burgen von kärglichen Lieferungen oder vom Raub leben mußten, konnten nichts für deren bauliche Erhaltung tun. Mit dem wirtſchaftlichen Verfall kam auch der Verfall der Burg. Und wenn anfangs noch das wehrhafte Prinzip der Burg, insbeſondere bei den ausdrücklich zu Sicherungszwecken gebauten, aufrechterhalten war und noch im 15. Jahrhundert neue Burgen in nicht geringer Zahl errichtet wurden, ſo kam die Zeit, da ſie den neuen Geſchützen gegenüber immer weniger ſtandhalten konnten und die hohe Berglage zwecklos wurde. Mit zahlreichen Burgen wurde in den Kriegen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts aufgeräumt. Bei manchen Raubneſtern wurde im 14. und 15. Jahrhundert von den Städtern nach der Zerſtörung der Wiederaufbau verhindert. Die Verfeinerung der Kultur tat auch das ihre, um die Bewohner die oft unwirtlichen Burgen meiden zu laſſen. Treffend kennzeichnet das einmal die Zimmeriſche Chronik: „Unſere vorfaren haben aineſt uf den hochen bergen in iren heuſern und ſchlöſern gewonet, do iſt auch traw und glauben bei inen geweſt, iczunder aber ſo laſſen wir unſere bergheuſer abgeen, bewonnen die nicht, ſondern vilmehr beſleißen wir uns in der ebne zu wonnen, damit wir nahe zum badt haben.“ Vernachläſſigung und Zerſtörung machten ſo den größten Teil der Burgen zu Ruinen. Nur wenige blieben bis in die neueſte Zeit erhalten. Die Bauern haben den Untergang verlaſſener Burgen noch befördert, indem ſie die verfallenen Überreſte als Steinbruch nutzten. Aber für die Landſchaft und auch für das Gemütsleben der Nation ſind die Burgen nicht wertlos geworden. Selbſt als *Ruinen* und gerade als Ruinen haben ſie ſeitdem einzelnen Teilen der deutſchen Landſchaft, den bergigen vor allem, ein geſchichtliches Relief gegeben, zugleich ein höchſt maleriſches Element eingefügt. An ſie knüpft die Romantik des Mittelalters. Was von Burgen wirkliches Leben behielt, das waren die auf einer Erhöhung oder bei gleichem Niveau abgeſondert in den Städten gelegenen Wohnburgen der Fürſten, die nunmehr zu Stadtſchlöſſern geworden waren, zu *Paläſten*. Von ihnen iſt in kunſtgeſchichtlichem Zuſammenhang an anderer Stelle zu handeln.



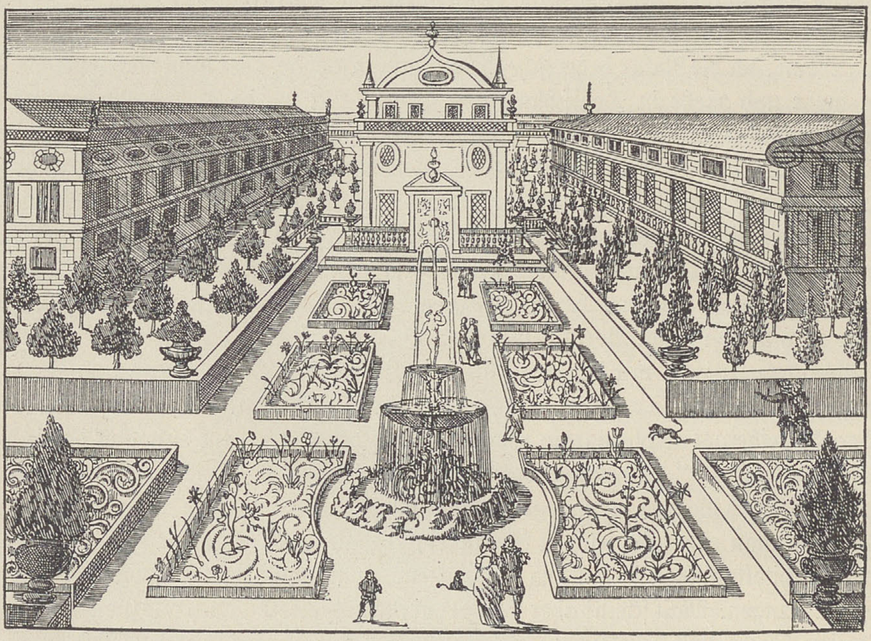
Garten in der Stadt. Aus dem Flämiſchen Feſtkalender (erſtes Drittel des 16. Jahrh.) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23 638).

An die Sitze der Fürſten und Herren knüpft in dieſer Zeit vor allem auch die neue bedeutende Rolle des *Gartens*, der aber ſchon vorher einen gewaltigen Fortſchritt erlebt hatte. Die Entwickelung des Gartens iſt zum Teil in anderen Kapiteln dieſes Buches darzulegen: hier handelt es ſich um die rein landſchaftliche Seite. In dieſer Beziehung hatte, wie wir (Bd. I, S. 17, 140f., 337) ſahen, der wenig entwickelte Ziergarten der mittelalterlichen Höfe, Burgen und Klöſter noch nicht allzuviel Bedeutung. Wichtiger war immer der Nutzgarten. Und ſo blieb es auch in der Stadt. Die Enge derſelben und die Ausnutzung des Raumes erlaubten größere Anlagen zudem nur außerhalb der Mauern. Durch Stadterweiterungen wurden nun ſolche Plätze öfter in das ummauerte Gebiet einbezogen und erhielten ſich dann häufig als Gärten. Immerhin kamen auch ältere Gärten in den Stadtklöſtern und in den Höfen weltlicher und geiſtlicher Herren vor (ſ. die obenſtehende Abbildung). Was aber der Durchſchnittsbürger an Gartenland beim Hauſe hatte, das war durchweg Gemüſe-, kaum noch Obſtgarten. Wenn ferner bereits 1486 das „Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern“ von den „wunderliblich angelegten gaerten“ ſpricht, die namentlich am Rhein „nit alleyn bei großen herren, ſondern auch offtmals bei einfeltigen bawersleuten“ anzutreffen ſeien, ſo handelt es ſich meiſt wieder um Nutzgartenbau, der ja z. B. bei Erfurt, Frankfurt, Bamberg uſw. ſchon damals eine gewiſſe Höhe erreicht hatte. Auch Äneas Silvius hat bei ſeinem

Lob der ländlichen und vorſtädtiſchen Gärten weſentlich den Nutzgarten im Auge. Und wenn auch jener Ziergarten aus höfiſchen Kreiſen auf reichere Patrizier hier und da überging — er befand ſich dann oft mit burgartig eingerichteten Luſthäuſern außerhalb der Stadt (vgl. S. 45) —, ſo wurde die eigentliche Gartenkunſt doch erſt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts aus Italien übernommen: erſt damals wurden auch jene Luſtgärten häufiger, und wie die Zimmeriſche Chronik im 16. Jahrhundert von einem „ſchönen Luſtgarten" bei Speyer zu erzählen weiß, ſo ſuchten die Gärten der Peller und Tetzel in Nürnberg und die von Beatus Rhenanus geprieſenen Gärten Raimund Fuggers wie überhaupt der Fugger in Augsburg, wo auch der des Ambroſius Hochſtätter hervorragte, dem italieniſchen Vorbilde wenigſtens nahe zu kommen. So drang denn, vor allem, wie geſagt, für die allmählich prunkvolleren Sitze der Fürſten und Herren, der geometriſch-formale italieniſche Renaiſſancegarten, der die Natur beherrſchende und umformende, aber nicht nachahmende Kunſtgarten mehr und mehr in Deutſchland ein. Im Barock wurde er erſt ein wirklich architektoniſcher Garten im Zuſammenhang mit der Architektur des Hauſes. Er wurde anderſeits vor allem eine Stätte der Entwickelung des neuen welſchen Prunkes, wobei man ſpäter im barocken Streben nach Effekt und in barocker Willkür immer mehr zu Unnatürlichkeiten und Ungereimtheiten, aber auch zu pompöſen, großartigen Wirkungen kam und zugleich den immer mehr geſchätzten Charakter würdevoller Steifheit auch dem Garten aufdrückte. Den neuen, auf oft mühſam hergerichteter ebener Fläche gelegenen, in entſprechendem Gelände nach italieniſchem Vorbild terraſſenförmig angelegten Luſtgarten mit jener ſtreng architektoniſchen Anlage, mit den regelmäßigen Linien der Beete, Wege und Laubgänge, mit Irrgärten, Grotten, Springbrunnen, Kaskaden, Tempelchen, Statuen kann für Deutſchland der Heidelberger Schloßgarten repräſentieren, der von ſeinem Schöpfer de Caus 1620 im „Hortus Palatinus" beſchrieben worden iſt. Das Waſſer verwertete man früh, vor allem fügte man es durch Baſſins in die regelmäßige Anlage ein. Selbſt den natürlichen Pflanzenwuchs zwang man ebenfalls früh zu künſtlichen, regelmäßigen Formen: das ergab ſich ſchon aus jener architektoniſchen Geſtaltung des Gartens, man konnte dadurch zudem Rhythmus in die Anlage bringen. Man ſchnitt aber bereits zur Renaiſſancezeit auch aus Gewächſen allerlei Spielereien (Tiere und dergleichen) zurecht, wovon wir in einem ſpäteren Kapitel hören werden. Das nahm im Barock immer mehr zu und charakteriſierte dann beſonders den franzöſiſchen Gartenſtil, der ebenſo jene vom Altertum ſtammende gerade Anlage der Wege, Laubwände uſw. übernahm. Aber er richtete ſich doch gegen das übertriebene Beiwerk des italieniſchen Gartens, aus dem er ſich entwickelte — die Waſſerkünſte blieben freilich ein Hauptſtück —, betonte, dem franzöſiſchen Geiſt entſprechend, neben der Regelmäßigkeit die Einfachheit und Klarheit, behielt aber auch die Harmonie und Symmetrie als Prinzip. Der eigentliche Schöpfer dieſes Stiles iſt André Lenôtre, der ganz von der Renaiſſance ausging. Nach dem Muſter des von ihm angelegten Verſailler Gartens, der in der Tat großzügig genug war, wurde nun der Garten der Großen auch in Deutſchland geſtaltet (ſ. die Abbildung S. 8), freilich oft viel kleinlicher und öder. In der Rokokozeit wandelte ſich das Grandioſe des Barocks in zierlichere, graziöſere Anlagen mit Pavillons uſw. Wir kommen auf dieſen Stil noch (S. 18) ausführlich zurück.

Die Blumen als ſolche waren in dieſen Gärten nicht die Hauptſache, aber man verlangte um des Prunkens willen nach ſeltenen, neuartigen Blumen. Und der reiche Pflanzenimport beſonders aus Amerika und von den blumenliebenden, damals die Welt erſchütternden

Türken her (über Venedig und Wien) hat ſeinerſeits den Garten bedeutend umgeſtaltet. So ſind aus Italien die Nelke, die ſpäter, im 18. Jahrhundert, zur Lieblingsblume wurde, die Levkoje, wohl auch die Feuerlilie gekommen, aus der Türkei die Narziſſe, die Hyazinthe und die bald ſehr beliebte Tulpe, die, zuerſt in Prag bezeugt, Konrad Gesner ſchon 1559 in einem Augsburger Patrizierhaus ſah, und die nachmals bekanntlich beſonders bei den Holländern Pflege fand. Aus Mittel- und Südamerika führte man (meiſt erſt ſpäter) die heute überall geſehene Sonnenblume, die Fuchſie und vielerlei Kakteen ein. Dazu kamen Zierſträucher und Zierbäume, wie die Zypreſſe und Myrte (aus Italien), die Syringe, der Goldregen und der Kirſchlorbeer (aus der Türkei), der wilde Wein. Einiges wird noch für die zuletzt zu betrachtende Periode zu erwähnen ſein. Neben dem Blumengarten iſt nun aber auch der Nutzgarten, die Obſtkultur bereichert worden. Die Vorliebe für das Fremdartige führte im 17. Jahrhundert zur Kultur von Südfrüchten, wieder aber mehr als abſonderlicher Zier ohne praktiſchen Zweck. Pomeranzen und Feigenbäume werden beliebt, ſeit dem 17. Jahrhundert legt man bei den Schlöſſern „Orangerien" an. Neu ſind ſodann die rote Johannisbeere und die Gartenerdbeere. Die Beerenkultur überhaupt wurde ſtärker erſt im 18. Jahrhundert gepflegt. Von Gemüſepflanzen erſcheinen jetzt der Kürbis (aus Amerika über Italien) und der Blumenkohl, von Arzneigewächſen der Kalmus und das Süßholz (in Deutſchland vor allem in Bamberg ſeit Jahrhunderten angebaut).


Garten des 17. Jahrhunderts. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 7.

Landſchaftlich von Intereſſe iſt nun aber weiter, daß in unſerer Periode der Anbau einzelner ſchon im früheren Mittelalter bekannter Gemüſe eine Neubelebung erfuhr und ganze Fluren in einzelnen deutſchen Landesteilen bedeckte. Das betrifft unter anderem die Gurke, den Kopfkohl, aus dem das Sauerkraut bereitet wird, die weiße Rübe und den Meerrettich. Von einer Spargelzucht hören wir erſt im 16. Jahrhundert. Ebenſo nahm nun die Obſtkultur (vgl. Bd. I, S. 16f.) ganz bedeutend zu, ſpäter auch gefördert von dem landesherrlichen Regiment. Einen großen Aufſchwung erfuhr der Obſtbau, zum Teil ſchon im 16. Jahrhundert, insbeſondere in Südweſtdeutſchland und in der Bamberger Gegend. Eine umgekehrte Entwickelung nahm in unſerer Periode die Weinkultur, die man ja früher (vgl. Bd. I, S. 16) zum Teil auf ganz ungünſtige Gebiete ausgedehnt hatte. Sie beſchränkte ſich ſchließlich auf die heute bekannten Weingegenden. Dieſer Rückgang erklärt ſich aber nicht aus klimatiſcher Verſchlechterung, ſondern aus dem weithin reichenden Handel mit beſſeren Weinen, denen der geringe Wein vieler Gegenden unterliegen mußte, weiter aber auch aus dem ſiegreichen Vordringen des Bieres. In jener Beziehung wirkte ſpäter beſonders die Verfeinerung durch die neufranzöſiſche Kultur, die mittels des Geſchmacks der franzöſiſchen Weine auch eine beſſere Weinzunge bei den Deutſchen ausbildete.

Der Garten wie jene Schloßbauten der Fürſten, die von der früheren Einfachheit allmählich abwichen, zeigen, wie die erneute Annäherung Deutſchlands an die feinere Kultur der Romanen, der Italiener und Franzoſen, auch die Landſchaft beeinflußte. Die Fürſten ſind es anderſeits, die die Kultur der eigentlichen Neuzeit überhaupt ſehr weſentlich beſtimmen. Bald nach dem Zeitpunkt, mit dem man neuerdings richtiger als früher die Neuzeit beginnen läßt, nämlich der Mitte des 17. Jahrhunderts, etwa ſeit Beginn des 18., beginnt nun auch landſchaftlich eine neue Periode. Es iſt die Zeit, in der die bewußte Kulturarbeit des abſoluten Staates ſchärfer einſetzt. Landſchaftlich kommt vor allem die Arbeit auf dem Gebiet der inneren Koloniſation, für die es noch reichlich Betätigungsfeld gab, in Betracht. Die Pläne und Maßregeln der Fürſten und ihrer Regierungen wurden ganz weſentlich unterſtützt durch einen großen Koloniſierungseifer der Bevölkerung ſelbſt, der dem damaligen ſonſtigen Kultureifer entſprach. Man ſuchte jetzt namentlich die waſſerbedeckten und ſumpfigen Teile unſeres Vaterlandes der Kultur zu erobern. Es ging nicht mehr gegen den Wald, ſondern gegen das Waſſer. Im 18. Jahrhundert nahm vor allem in dem immer noch ſehr unkultivierten Oſten dieſe Neugewinnung von Kulturland einen gewaltigen Umfang an, beſonders durch die preußiſchen Könige. Sand und Sumpf, wie ſie zum großen Teile die Mark charakteriſierten, waſſerbeſtandene Flächen, wie ſie in Pommern häufig waren, wurden in großem Maßſtabe zu Kulturland umgewandelt. Friedrich Wilhelm I. wandte in der Hauptſache ſein Augenmerk der Wiederkultivierung des durch die Peſt entvölkerten Oſtpreußens zu, in das er zahlreiche Koloniſten aus dem Reich und der Schweiz, ſpäter vor allem jene oft erwähnten 17000 Salzburger zog. Vorher (1718—22) aber war von ihm ſchon die ſeit 1714 geplante Entwäſſerung des Havel- und Rhinluchs ins Werk geſetzt worden. Die Koloniſation hat das bis dahin völlig wilde Havelluch nicht zu einem fruchtbaren Garten, ſondern nur zu einem „Gras- und Torfland“ machen können. Die entſprechenden Unternehmungen Friedrichs des Großen, die dieſer ſelbſt als friedliche Eroberung einer Provinz bezeichnete, die Entwäſſerung des Oder- und ſpäter des Warthebruchs, hat Fontane anziehend geſchildert. Unter dem großen König wurden ferner im Drömling 80000 Morgen kultiviert. Auch Friedrich zog überall möglichſt viel fremde Koloniſten heran. Bei der durch ſeine Kriege herbeigeführten Entvölkerung war dieſe Maßregel für ſein Land überhaupt nötig. Insgeſamt ſoll er 300000 Koloniſten angeſetzt haben. Eine Heranziehung von ſolchen erſchien ſchließlich auch in den neugewonnenen, früher polniſchen Ländern geboten; Weſtpreußen erhielt ſo zum Teil ein anderes Ausſehen. Auch Friedrich Wilhelm III. hat ſolche Verdienſte: er bekämpfte beſonders die zunehmende Verſandung in Pommern und Oſtpreußen durch Aufforſtungen. Im ganzen wurde in dieſem Zeitraum überhaupt der Osten auf eine viel höhere Stufe wirtſchaftlicher Kultur gehoben, ſo daß allmählich auch die Bevölkerung dichter, die Betriebſamkeit größer wurde.

Ein anderer Schauplatz umfaſſender Kultivierungstätigkeit dieſer Zeit liegt im Nordweſten. Deſſen durch umfaſſende Moorkoloniſationen herbeigeführte Umgeſtaltung bildet gewiſſermaßen die letzte große Etappe des Ausbaues unſeres Vaterlandes. Die gewaltigen Moore im heutigen Oldenburg, Hannover und Nordweſtfalen hatte man im Mittelalter ſich ſelbſt überlaſſen, nur Torfſtich ſeit langem betrieben. Seit 1700, in Oſtfriesland und Papenburg ſchon im 17. Jahrhundert, ging man an Meliorierung und Kultivierung der Moore, und zwar mittels Moorbrennens, deſſen geregelte Form aus Holland um 1700 übernommen wurde, oder mittels der holländiſchen Fehnkultur mit ihrem Syſtem von Hauptkanal und Seitenkanälen; bei ihr ſpielt der Abbau von Torf eine Hauptrolle. Gewonnen wurden im 18. Jahrhundert ſo zwiſchen Elbe und Weſer das Teufelsmoor, das Gnarrenburger Moor und andere, ſo daß um 1800 dies Gebiet im ganzen koloniſiert war; immerhin hat ſich im 19. Jahrhundert das Kulturland noch beinahe verdreifacht. In dem Gebiet der mittleren Ems kultivierte man mit geringem Erfolg das Bourtanger Moor links und das Arenberger Moor rechts der Ems, mit großem dagegen das von dem Droſt Dietrich von Velen ſchon ſeit 1641 (1630) in Angriff genommene Papenburger Moor. In Oſtfriesland gewann man mittels Brennkultur anfangs nur geringe, ſeit dem Urbarmachungsedikt Friedrichs des Großen von 1765 größere Flächen. Im ganzen gedieh hier die Koloniſierung nicht beſonders. Für das übrige Deutſchland, das ja namentlich im Südweſten und am Rhein ſeit langem faſt kein Koloniſationsfeld mehr bot, iſt von ſolcher Betätigung im weſentlichen nur noch aus einzelnen Gebieten Bayerns zu berichten. So ſind im 18. Jahrhundert im Algäu kleinere Moore der Abtei Kempten kultiviert worden, ſo in der Hauptſache im 19. die größeren Moorflächen Oberbayerns, namentlich das große Donaumoos (ſeit 1790, erneut ſeit 1872), zu einem geringeren Teil die beiden Iſarmoore, das Dachauer Moos und das Erdinger Moos, neuerdings auch der Chiemſeer Filz und niederbayeriſche Moore links der Iſar. Mit den nordweſtdeutſchen und den preußiſchen Gewinnen an Kulturland können ſich diejenigen in Bayern indes nicht meſſen.

Landſchaftlich hat die Moorkoloniſation jedenfalls für die von ihr ergriffenen Gebiete einen völligen Wandel hervorgebracht. Je mehr ſich die Koloniſten von Torfgräbern — das blieben ſie (ſ. oben) zunächſt vorzugsweiſe — zu wirklichen Bauern entwickelten, um ſo abwechſelnder, um ſo reicher, um ſo heiterer wurde das Ausſehen der Landſchaft. Hier vollzog ſich der Wechſel von Wildland, noch dazu einem lebensarmen, einförmigen, düſter melancholiſchen Heide- und Sumpfland, zu einem fortgeſchritteneren Kulturland mit beſſeren Bauernhäuſern, feſten Straßen, mit Kornfeldern, Wieſen und Weiden unmittelbar, ohne die ſonſt dazwiſchen liegende lange Entwickelung. Charakteriſtiſch für die Moorkolonien bleiben die Gräben.

Die Beſeitigung der Bruchregionen in Preußen iſt in landſchaftlicher Beziehung aber auch wegen des durch ſie bedingten Verſchwindens breiter Waſſerflächen, wie ſie insbeſondere im Frühjahr die Gegend charakteriſierten, von Wichtigkeit. Eine Beſeitigung kleinerer Waſſerflächen iſt auch in einem anderen Teile Deutſchlands in ſpäterer Zeit feſtzuſtellen, in Mitteldeutſchland. Riehl berichtet in ſeinem 1857 erſchienenen Buch „Die

Pfälzer", daß die vielen kleinen Weiher im Weſtrich neuerdings meiſt trocken gelegt ſeien. Die Ergötzlichkeit der Fiſcherei, um derentwillen dieſes Gebirge im Mittelalter berühmt war, ſei faſt ganz erloſchen, die Geſundheit der Gegend habe ſehr gewonnen, aber die landſchaftliche Schönheit Einbuße erlitten. Dieſe künſtliche Trockenlegung der zahlreichen kleinen Weiher, die noch um 1750 faſt alle deutſchen Waldgebirge ſchmückten, wiederhole ſich in den meiſten Mittelgebirgen. Der fette Weiherboden lohne freilich den Anbau beſonders. Daß im übrigen unſere Seen überhaupt durch Vermoorung, neuerdings zum Teil auch durch künſtliche Entwäſſerung, in außerordentlich ſtarkem Umfange in hiſtoriſcher Zeit vermindert ſind, ſei nebenher erwähnt.

Ein Gebiet einer an das Mittelalter erinnernden Rodetätigkeit endlich muß noch hervorgehoben werden. Es iſt im Bayeriſchen Walde gelegen. Die Paſſauer Fürſtbiſchöfe haben hier koloniſierend ſich betätigt. Aus zwei mittelalterlichen Waldſiedelungen ſind hier ſeit Mitte des 17. Jahrhunderts eine ganze Reihe von freilich nur wenig gedeihenden „Reutorten" in dem Grenzgebiet nach Böhmen zu geworden. Gut haben ſich aber die weiter ſüdwärts gelegenen Siedelungen im Breitenberger Wald (weſentlich ſeit 1698) entwickelt, „Neuwelt" genannt. Auch ſonſt hat die Rodetätigkeit nicht völlig aufgehört, ſo nicht in Oberſchwaben, wo man im 17. und 18. Jahrhundert ſich neues Ackerland erſchloß, ſo auch nicht in den weſtlichen Landen. Freilich handelte es ſich dabei zunächſt um die Wiederurbarmachung der vom Wald nach dem großen Krieg eroberten Gebiete. Beſonders iſt aber in Preußen kräftig gerodet worden, namentlich unter Friedrich dem Großen. Eine ſtärkere, von Smithſchen Anſchauungen beeinflußte Rodeperiode hat ſodann in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeſetzt. Unter dem Zeichen der wirtſchaftlichen Freiheit des Einzelnen minderten Private wie Gemeinden unbekümmert und vom Staate meiſt nicht gehindert ihren Waldbeſitz. Waldland wurde wieder in größerem Umfange zu Bauland gemacht, bis die zunehmende Entwaldung ihre Schattenſeiten deutlich zeigte und nun aufs neue eine Zeit energiſchen Waldſchutzes und eifriger Aufforſtung begann, die den Waldbeſtand in den letzten Jahrzehnten wieder vermehrt hat, zum Teil freilich, weil wegen des immer ſtärkeren Mangels an Arbeitskräften zum Anbau weniger geeignete Flächen leichter aufgegeben wurden.

Waldſchutz und Waldpflege hatten ſchon ſeit längerer Zeit im Vordergrund geſtanden (vgl. S. 2). Jene früh einſetzenden Rodeverbote und die Beſchränkung der Holznutzung wurden ſeit dem 16. Jahrhundert immer notwendiger. Mit der zunehmenden Bevölkerung ſtieg damals und ſpäter im 18. Jahrhundert der Verbrauch an Bauholz und Brennholz fürs Haus außerordentlich. Aber auch die Köhlerei, die Betriebe zur Gewinnung von Pottaſche und Harz für die aufblühende und vom Staat wie alle Induſtrie eifrig geförderte Glas- und Harzinduſtrie, die vermehrten Bergwerke und Salinen bedurften immer größerer Holzmengen. Dazu kam der ſchon (S. 2) erwähnte Holzhandel nach holzarmen Gegenden, der insbeſondere nach Holland mit großen Stämmen, für den Schiffbau vor allem, betrieben wurde, und der guten Gewinn brachte. Das Geldbedürfnis der Fürſten und auch des Adels hatte überhaupt ſchon ſeit dem Dreißigjährigen Kriege zu einer rückſichtsloſen Ausnutzung des Holzes im Walde geführt, der nur als Einnahmequelle galt. Auch in Preußen war die Domänenverwaltung mit dem Holzverkauf raſch bei der Hand; darunter litten namentlich die Waldungen an der Küſte in Pommern und beſonders (unter Friedrich Wilhelm I.) auf den preußiſchen Nehrungen. Die als höfiſche Vergnügung eifrig gepflegte Maſſen- und Hetzjagd ferner veranlaßte die Haltung ganz außerordentlicher Wildbeſtände, die den Bäumen größten Schaden zufügten. Dasſelbe tat, wie von jeher, das im Walde weidende Vieh. Dazu kam die nunmehrige ſtarke Ausdehnung und die ſchädigende neue Art der Streunutzung, das „Streurechen", das zum Teil zur Entblößung des Waldbodens von der Feinerde führte, ein namentlich für arme Böden höchſt bedenklicher Vorgang. Zur Ausdehnung der Streunutzung wurde man getrieben, weil der namentlich im 18. Jahrhundert aus mancherlei Gründen (unter anderen wegen des Überganges zur Stallfütterung) ſteigende Strohbedarf nicht gedeckt werden konnte. Der Bauer hatte überhaupt keinen Reſpekt mehr vor dem Wald: geriet ein Stück Gemeindewald durch Teilung in ſeinen Beſitz, ſo verkaufte oder verbrauchte er Holz, bis nichts mehr da war. Ein übriges taten dann endlich die Verwüſtungen in den Kriegen, insbeſondere im Dreißigjährigen. Anderſeits iſt gerade durch dieſen Krieg viel wüſtgewordenes Land, wenigſtens zunächſt (vgl. S. 11), wieder dem Walde anheimgefallen. Der Rückgang der Bevölkerung minderte überdies den Holzbedarf, und die Dezimierung des Viehes ließ eine Zeitlang die Wälder von dem ſchädigenden Verbiß mehr als früher verſchont werden. Aber das waren vorübergehende Zuſtände, und jene anderen Momente bewirkten, daß es im 18. Jahrhundert um die Zierde der deutſchen Landſchaft, um den deutſchen Wald troſtlos ausſah. Wir haben aus der Mitte des Jahrhunderts betrübende Schilderungen ſeines verkommenen, traurigen Zuſtandes. Nach 1800 war es nicht beſſer geworden, wie denn der Speſſart bei ſeinem Übergang an Bayern 1814 in ſeinem vierten Teil kaum noch Wald war.

Nicht jedoch die äſthetiſchen, ſondern die wirtſchaftlichen Rückſichten, die große, immer ſteigende Holznot, hatten bereits zu einer energiſcheren Handhabung des Waldſchutzes geführt. Eben weil der Wald als Einnahmequelle galt, war man bald nach Beginn des 18. Jahrhunderts immer eifriger auf deren Erhaltung bedacht, wenigſtens in einzelnen Gebieten. Dort wurden jetzt wieder Rodeverbote erlaſſen und ſtreng durchgeführt. Weiter ſuchte man aber der übertriebenen, den Wald ruinierenden Nutzung zu ſteuern (z. B. Verbot von Schindeln, Erſatz der Zäune durch Hecken, Einſchränkung des Verbrauchs an Bauholz, beſonders an Eichenholz, Beſchränkung der Köhlerbetriebe und der Glashütten, Maßregeln gegen die rückſichtsloſe Streunutzung). Wichtig war, daß die Forſtverwaltung von den hohen Jagdbeamten an die Finanzkammern überging, daß, wie in Heſſen zu Anfang des 18. Jahrhunderts, die Waldungen der Städte und Gemeinden unter die landesherrliche Forſtverwaltung geſtellt wurden, daß ferner damals die Forſtwiſſenſchaft ſelbſt einen erheblichen Aufſchwung nahm und der allgemeine ökonomiſche Eifer auch in einer von einſichtigen Männern gelehrten neugearteten Forſtwirtſchaft ſich äußerte. Eine geregelte Forſtwirtſchaft hatte ſich ſchon früher entwickelt und bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts eine bedeutende Höhe erreicht, war aber dann zurückgegangen, ſo daß man im 18. Jahrhundert teilweiſe wieder früher Dageweſenes neu erſtehen laſſen mußte.

Die Geſchichte der Waldwirtſchaft und der Waldformen können wir hier nicht verfolgen. Nur kurz ſei erwähnt, daß von den drei Betriebsarten, dem Hochwald, der durch Beſamung entſteht (Kernwuchs), dem Niederwald, der durch Wurzel- und Stockausſchlag verjüngt und durch kurze Umtriebszeit jung erhalten wird, und dem Mittelwald, in dem beide Formen vereinigt ſind, der Mittelwaldbetrieb in der Hauptſache bereits durch die Forſtordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts gegenüber dem früheren ungeregelten Plänterbetrieb eingeführt war. Er erſchien als eine für den Laubwald geeignete Form, und da dieſer in dem vorgeſchrittenen Weſten überwog, iſt es erklärlich, daß man hier im Gegenſatz zum Oſten, deſſen Laubwälder noch lange in rohem Plänterbetrieb blieben, zu rationellerer Forſtwirtſchaft kam. Der Mittelwaldbetrieb, wegen ſeiner Abwechſelung, ſeiner größeren Lichtheit und ſtärkeren Flora und Fauna der landſchaftlich ſchönſte Betrieb, herrſchte bis zum 18. Jahrhundert vor, zeigte dann aber, weil man frühere rationelle Methoden nicht anwandte, große Nachteile, ſo daß man zum Nieder- und vor allem zum Hochwaldbetrieb überging. Der Niederwaldbetrieb iſt ſchon im 13. und 14. Jahrhundert nachweisbar und beruht, „ein Kind der Not", zum großen Teil auf der abwechſelnden Bewirtſchaftung von weniger gutem Gebirgsboden als Feld und als Waldfläche, diente anderſeits vor allem dem Brennholzbedarf. Jetzt wandte man zum Teil wieder dieſe Form, aber mit viel größeren Umtriebszeiten an. Auch der Hochwald kommt in früherer Zeit vor. Es waren für den Bedarf an Bauholz beſtimmte Wälder mit geregeltem Schlagbetrieb (geregelter Plänter- oder Femelbetrieb). Im 18. Jahrhundert entwickelte ſich zunächſt „aus Mittelwald- und Femelwirtſchaft eine neue Waldform, Schirmſchlag (auch Dunkelſchlagmethode und Femelſchlagbetrieb genannt). Sie gewann dann bald eine ausgedehnte Verbreitung und blieb bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts die herrſchende Form des Laubwaldes" (Hausrath). Denn ſie war für Buchen geeignet, und dieſe gaben Brennholz, auf deſſen Erzeugung die Forſtverwaltungen jetzt in erſter Linie ausgingen. Aber dieſe Form verſagte für Buchenverjüngung auf geringeren Böden und für andere Bäume auch ſonſt. So kam man mit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts zum periodiſchen Kahlſchlag und zur Verjüngung durch Saat oder namentlich durch Pflanzung, vor allem im Nadelwald. Der heute überwiegende Kahlſchlag ergibt gleichmäßige Geſchloſſenheit der einzelnen Waldteile, aber dafür das landſchaftlich unſchöne Bild der kahlgeſchlagenen Partien, das auch durch einzelne ſtehenbleibende große Bäume (Überhalter) wie durch den zeitweiligen Gewinn freier Ausſichten nicht völlig wettgemacht wird. Schlimmer iſt die Vernichtung der Flora und Fauna durch den Kahlſchlag; in dem unterholzentblößten, allzu ſchematiſchen neuen Wald finden ſie ſich auch nicht recht wieder ein. Die Poeſie iſt aus ſolchem Walde geſchwunden. Der Hochwald überhaupt, der mit dem Rückgang des Brennholzbedarfs (vgl. S. 14) ſich ſtändig ausgedehnt hat, nimmt heute faſt neun Zehntel der Waldfläche ein, der Mittelwald ein Zwanzigſtel, der Niederwald etwas mehr. Daß das Vorherrſchen dieſer oder jener Waldform das Landſchaftsbild ſtark beeinflußt, iſt klar.

Jedenfalls erfreut ſich der Wald in neueſter Zeit einer außerordentlichen Pflege und Schätzung. Die Forſtkultur hat doch nicht nur hier und da in ungepflegten wilden Beſtänden vorhandene maleriſche Schönheit vernichtet, ſondern auch der Schönheit gedient, Momente, die ihre freie Entwickelung hinderten, beſeitigt. Freilich droht neuerdings durch ein Überwiegen finanzieller Intereſſen der äſthetiſch ſchönere Laubwald immer ſtärker gegenüber dem Nadelholz vermindert zu werden. Der Nadelwald hat aber, wie wir (S. 2) ſahen, bereits ſeit dem 15. Jahrhundert durch planmäßige Förderung wie durch ungewollte Ausbreitung (insbeſondere durch Eroberung wüſten Landes nach dem Dreißigjährigen Krieg) bedeutend an Terrain gewonnen, und im 18. ſetzte ſich dieſer Vorgang, der landſchaftlich von großer Bedeutung iſt, fort. Gerade jene troſtloſen Zuſtände des Waldes im 18. Jahrhundert forderten Aufforſtungen und Erſatz ſchlechter Beſtände, und dafür empfahlen ſich bei dem heruntergekommenen Boden, wie ſchon früher, die Nadelhölzer, beſonders die Kiefer; man wollte freilich nach Beſſerung des Bodens wieder die anſpruchsvolleren Buchen und Eichen heranziehen. Auch für die nordweſtdeutſchen Heiden waren Kiefern das beſte.

Bedeutend ſtärker nahm dann der Nadelwald ſeit Beginn des 19. Jahrhunderts zu. Auch jetzt wirkte zunächſt wieder die leichtere Aufforſtungsmöglichkeit bei den während der Napoleoniſchen Kriege verwahrloſten, niedergeſchlagenen oder übermäßig ausgenutzten Waldbeſtänden, von denen manche aber auch durch die früheren, noch immer nicht ganz beſeitigten Mißſtände (rückſichtsloſe Streunutzung) gelitten hatten, ſo daß Laubwald nicht mehr gedieh. Den eigentlichen Umſchwung bewirkte aber die Verdrängung des Brennholzes durch die Steinkohle, die dank dem neuen Verkehrsmittel der Eiſenbahnen raſch und leicht überallhin gebracht werden konnte. Die nicht viel mehr als Brennholz liefernde Buche lohnte alſo den Anbau jetzt weit weniger als das Nadelholz, das als Nutzholz beſſer zu verwerten war, auch von der Induſtrie (Papierinduſtrie) gebraucht wurde. Nadelholzbeſtände lieferten zudem überhaupt einen höheren Holzertrag als Buchenbeſtände. Heute gehören zwei Drittel des Waldes dem Nadelholz (von rund 14 000 000 Hektar Geſamtforſtfläche rund 9 450 000, der Kiefer, dem Nadelbaum der Ebene, davon rund 5 600 000), ein Anteil, den im Mittelalter die Laubbäume gehabt haben. Daß der Laubwald heute in der Ebene wie in den Gebirgen, auch an Orten, wo er, der Buchenwald vor allem, dem Boden weit beſſer entſpräche, dem Fichten- oder Kiefernwald hat weichen müſſen, iſt naturgemäß auch landſchaftlich keineswegs gleichgültig. Formen und Farben ſind andere. Die Rundung, das Wellige der mit Laubwald bedeckten Höhen ſind ein Charakteriſtikum beſonders Mitteldeutſchlands. Die Landſchaft iſt freundlicher, als wenn ſie mit düſteren, ſtrengen, ſtarren Nadelwäldern bedeckt iſt. Die Frühlings- und Herbſtlandſchaft verliert durch den Rückgang des Laubwaldes ungeheuer; die Winterlandſchaft gewinnt freilich durch das Grün der Nadelbäume.

Hervorzuheben iſt noch, daß beſonders die Eichenbeſtände zurückgegangen ſind. Dieſe uns wie ein Symbol der knorrigen Vorzeit erſcheinende beſte Baumart war ſchon bei der Minderung der Wälder in früherer Zeit ſtark mitgenommen, bereits im 16. Jahrhundert begünſtigten die Fürſten ihre Wiederanpflanzung und verpflichteten ihre Untertanen zur jährlichen Setzung von Eichen, und im 18. wurden dieſe beſonders viel gepflanzt. Aber trotzdem ſind gegenüber dem Ende des 18. Jahrhunderts die Eichen heute lange nicht mehr ſo häufig. Das Aufhören der Schweinemaſt im Walde (vgl. S. 2) iſt auch darauf von Einfluß geweſen. Von Nadelhölzern iſt die Edeltanne ſehr zurückgegangen, die Eibe vielfach völlig verſchwunden. Charakteriſtiſch iſt endlich, daß gegenüber dem gemiſchten Wald des Mittelalters heute leider die reinen Beſtände bevorzugt werden.

Die Richtung auf das Vernünftige, die die Zeit der Aufklärung auch in ökonomiſcher Beziehung charakteriſiert, die rationelle Wirtſchaft alſo, die ſeitdem überhaupt eifrig hochgehalten wird, hat nun nicht nur zugunſten des Waldes gewirkt, ſondern auch durch fortſchrittliche Maßnahmen das Kulturland vielfach umgeſtaltet. Nicht ohne landſchaftliche Bedeutung iſt unter anderem das neuerdings angewandte, zum Teil ſchon ältere Syſtem des Fruchtwechſels, das nach engliſchem Muſter von Thaer empfohlen wurde (jährlich abwechſelnde Beſtellung mit einer Halmfrucht, dann mit einer Blattfrucht). In landſchaftlicher Beziehung kommt aber vor allem der freilich ſehr unerfreuliche Wandel des Flurbildes in Betracht. Eine Umgeſtaltung der Fluren führte das Flurbereinigungsſyſtem, die Verkoppelung, herbei. Einerſeits iſt mit dieſem Verfahren infolge einer öfter eingetretenen Aufteilung der Gemeindeweide (Separation) zu Anbauzwecken eine neue Vermehrung des Kulturlandes verbunden. Der Kern der Sache liegt aber in folgendem. Die nach dem Prinzip der alten Gemengelage hier und dort verſtreuten und durch dieſe Zerſplitterung einer rationellen Bewirtſchaftungsweiſe hinderlichen Ackerflächen der einzelnen Beſitzer werden nach der Beſchaffenheit des Bodens zuſammengelegt und dann nach Maßgabe der früheren Beſitzanteile und unter zweckmäßiger Wegeanordnung, gerader Geſtaltung der Grenzen, Neuanlegung und Verbeſſerung der Gräben in zuſammenhängenden Komplexen neu verteilt. Dabei werden zum Teil neue Höfe außerhalb des Dorfes je nach dieſen neuen Komplexen geſchaffen. Ein Gebiet, in dem ein entſprechendes Syſtem früh angewandt wurde, iſt das Stiftsgebiet Kempten im Algäu, wo bereits im 16., dann wieder Ende des 17. und beſonders ſeit Ende des 18. Jahrhunderts nach und nach faſt alle Orte „vereinödet“ wurden. Wie Baumann hervorhebt, wurde dadurch „das Ausſehen des Landes weſentlich verändert“. Jetzt iſt „das ganze Land mit Einzelhöfen und kleinen Anſiedelungen gleichmäßig überdeckt“. Neue Flureinteilungen wurden auch von norddeutſchen Regierungen im 18. Jahrhundert eingeleitet, ſo in Schleswig-Holſtein (hier auch ſchon im 17. Jahrhundert), in Preußen unter Friedrich dem Großen, insbeſondere in Schleſien (Reglement von 1771), in Hannover ſeit 1768. Energiſcher ging man in Norddeutſchland ſeit 1820—40 vor, erſt in den achtziger Jahren folgte Süddeutſchland im allgemeinen. Die großen wirtſchaftlichen Vorteile dieſes Verfahrens ſind nun mit großen landſchaftlichen Einbußen verbunden geweſen. Mit ihm iſt aus dem Flurbild, ganz anders als in England, wo trotz deſſen Induſtrialiſierung die Landſchaft, von den Induſtriebezirken abgeſehen, ihr altes Bild bewahrt hat, nicht nur häufig das Maleriſche, ſondern überhaupt alle einfache natürliche Schönheit verſchwunden. Mancher Baum iſt gefallen, die Hecken und Büſche, die Unterſchlupfe der Vogelwelt, ſind dahin, ſtatt der ſich ſchlängelnden, von Bäumen beſchatteten Feldwege hat man hübſch gerade Zufahrtswege angelegt. Die ſonſt vor- und zurückſpringende Waldgrenze verläuft nun gleichfalls gerade, ebenſo wie die Bäche, deren Windungen einſt freundliches Buſchwerk begleitete. Die rechteckigen Felder zeigen kahle Regelmäßigkeit. Man hat übrigens mit Recht für dieſe „Verödung“ nicht die Verkoppelung allein verantwortlich gemacht, ſondern auch eine dem techniſch-praktiſchen Sinne der Zeit ganz entſprechende, neuerdings eingeriſſene utilitariſche Geſinnung der ländlichen Bevölkerung. Man wollte jedes brauchbare Stück zum Anbau ausnutzen und beſeitigte vor allem Bäume und Sträucher, während man früher Bäume etwa am Rande der Äcker häufig ſah. Schon wenn die Verkoppelung bevorſtand, wurde zunächſt alles ohne Rückſicht auf den künftigen Beſitzer niedergeſchlagen, da Holz Geld brachte. Und wie man in und bei den Städten bei anderen Gelegenheiten ſchöne Alleen niederlegte, ſo hatte man es im Dorfe ſogar auf die hohen Bäume am Anger oder bei den einzelnen Höfen abgeſehen. Neuerdings wendet ſich alles zum Beſſeren. Hier und da ſieht man ſchon ein, wieviel man der Landſchaft genommen hat. Man kehrt wieder zu den Allmenden zurück, man pflanzt wieder Hecken und anderes mehr.

So iſt die uralte Fluranlage in vielen Gegenden beſeitigt worden, und nur die Dorfanlage zeugt, obwohl auch ſie zum Teil, wie wir eben ſahen, eine Verwiſchung erfahren und ein anderes Geſicht erhalten hat, ſtärker von alter Art. Die (S. 9f.) beſprochene Koloniſierung und Neubeſiedelung hat im 17. und 18. Jahrhundert übrigens naturgemäß viel neue Dorf- und Hofanlagen ins Leben gerufen, ſo in Oſtpreußen oder in den nordweſtlichen Moorgegenden die Fehndörfer. Ganz neue Dörfer entſtanden im ſpäten 19. Jahrhundert ferner durch die Anſiedelungsaktion der preußiſchen Regierung im polniſchen Oſten. Aber auch ſonſt änderte ſich manches, zum Teil eben im Zuſammenhang mit der Verkoppelung, wie z. B.

in Ermland eine Bewegung von den alten geſchloſſenen Dörfern zur Einzelhofſiedelung erkennbar iſt, ebenſo in Litauen; vom Algäu im Süden ſprachen wir ſchon.

Weniger ſtark als durch die Umgeſtaltung des Flurbildes iſt die Landſchaft durch Wandlungen in dem Anbau der Kulturpflanzen beeinflußt worden. Vor allem kommt eine Einſchränkung des Getreidebaues in Betracht. Darauf war zum Teil die Vermehrung der Wieſenflächen durch Ausſaat von Gras von Einfluß, ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert. Nach der Mitte des 18. wirkte beſonders auch der nach holländiſchem Muſter von den naſſauiſchen Fürſten eingeführte Kunſtwieſenbau anregend. Übrigens ſteigerte ſich namentlich in neueſter Zeit die Pflege der Wieſenkultur überhaupt bedeutend. Anderſeits hat mit dem ſeit dem 17. Jahrhundert ſtändig ſteigenden Bierkonſum der Anbau der Gerſte bedeutend zugenommen; gegenwärtig nimmt ſie ebenſo große Flächen ein wie der Weizen. Beſondere Gründe hat der Rückgang des Getreidebaues im Alpengebiet. Hier waren die beim Ausbau des Landes (vgl. S. 1) in Angriff genommenen Flächen dafür zum großen Teil infolge ihrer Bodenbeſchaffenheit ungeeignet, auch die klimatiſchen Verhältniſſe ungünſtig. So ging man denn vielfach zum Wieſenbau für die Zwecke der Viehzucht über: damit wurde dem Kulturland des Gebirges dann der heute bekannte landſchaftliche Charakter gegeben. Nicht allzuſehr kommt für den Anbau in unſeren Gegenden der Mais, der in Europa im 16. Jahrhundert zunächſt in Gärten, bald auch als Feldfrucht geſät wurde, in Betracht, mehr für Öſterreich. Ganz anders beeinflußte die Landſchaft, namentlich die oſtdeutſche, ein zweites Produkt Amerikas, die Kartoffel. Anfangs nur Gartenpflanze, beginnt ſie im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts die Felder zu erobern, im Bambergiſchen, in Baden, im Vogtland und anderswo. Die ſchlimmen Jahre 1770—72 beförderten dann ihren Anbau weſentlich, Friedrich der Große hatte ihn ſchon länger, zum Teil unter obrigkeitlichem Druck, in Pommern und Schleſien namentlich, „pouſſieret“. Gegen Ende des Jahrhunderts war der Kartoffelbau dann allgemein, namentlich jetzt auch auf den Brachfeldern; in Bayern ſetzte er ſich in größerem Umfang zuletzt durch. Im 19. Jahrhundert, als die gegen 1800 noch wenig verbreitete Verwendung der Kartoffel zur Spiritusherſtellung ihren Anbau ungemein belebte, wurde dieſer teilweiſe übertrieben ausgedehnt. Heute nimmt er (nach Höck) den fünfzehnten Teil der geſamten Ackerfläche ein. Als Volksnahrungsmittel verdrängte die Kartoffel übrigens die bis zum 17. Jahrhundert noch immer eine Rolle ſpielende, einſt ſo wichtige Hirſe, die ebenſo dem durch den Handel eingeführten Reis als Nahrungsmittel weichen mußte. Die Kartoffelfelder, die zur Zeit der Blüte ein anmutiges Ausſehen haben, wirken ſpäter beim Reifwerden der Früchte troſtlos und melancholiſch.

Wir ſahen eben, wie durch den Kartoffelbau die Brachfläche geringer wurde. Auf ihr wurden auch ſeit Mitte des 18. Jahrhunderts mit dem Übergang zur Stallfütterung die (teilweiſe neuen) Futterkräuter — ein wichtiger landwirtſchaftlicher Fortſchritt — ſtärker angebaut, vor allem der Rotklee. Beſonders für das Landſchaftsbild des Oſtens iſt auch die italieniſche Lupine, die, größere Flächen bedeckend, ein helles farbiges Element darſtellt, von Bedeutung geworden. Friedrich der Große ſuchte ſie in ausgedehntem Maß zur Verbeſſerung des märkiſchen und pommerſchen Sandbodens einzubürgern, alſo zur Gründüngung, noch nicht als Futterpflanze. Später ging der Anbau zurück, hob ſich aber im 19. Jahrhundert aufs neue da, wo ſandiger Boden in Frage kam. Eine vorzugsweiſe wieder die weiten oſtelbiſchen Flächen landſchaftlich beeinfluſſende Pflanze iſt im 19. Jahrhundert die Runkelrübe geworden. Mit der gegen Ende des 18. Jahrhunderts zuerſt in Schleſien aufkommenden

Rübenzuckerfabrikation iſt der Anbau dieſer früher als Futterpflanze zuerſt in die Rheinpfalz (Burgunderrübe) eingeführten Pflanze ein ſehr ausgedehnter geworden. Er blüht beſonders in der Provinz Sachſen (1905: 115410 Hektar), demnächſt in Braunſchweig und Anhalt, Schleſien und Poſen. Im 18. Jahrhundert erlangte eine allgemeinere Bedeutung auch der ſchon (S. 2) erwähnte Rapsbau. Mit dem Eindringen des Petroleums iſt der Anbau dieſer farbigen Ölpflanze aber ſehr zurückgegangen. Im 18. Jahrhundert ſteigt ferner die in ihren Anfängen bereits (S. 2f.) geſchilderte Tabakkultur in bedeutendem Maße, beſonders von Kleinbeſitzern gepflegt. Einige Wichtigkeit hat endlich ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Anbau der blau blühenden Zichorie gewonnen, die von Franzoſen wie der Tabak zuerſt im 17. Jahrhundert im Südweſten Deutſchlands eingeführt wurde: ſie bedeckt heute 11000 Hektar. Im Mittelalter war ſie nur Salatpflanze.

Ein charakteriſtiſches Element in der Landſchaft bildeten eine Zeitlang die Maulbeerplantagen. Die Einbürgerung der Seidenzucht, die Gewinnung der koſtbaren Seide im eigenen Lande, war ein Hauptbeſtreben der auf Hebung der Manufakturen und Zurückhaltung des Geldes im Lande bedachten Fürſten. Friedrich Wilhelm I., vor allem aber wieder Friedrich der Große förderten die Maulbeerzucht, die ſchon 1685 in Brandenburg durch Hugenotten eingeführt worden war, eifrig. 1782 gab es in Preußen 3 Millionen Maulbeerbäume. Seitdem aber der intenſiver gewordene Ackerbau mehr lohnte als die Seidenkultur, ging dieſe (unter Friedrich Wilhelm III.) alsbald zurück. Ein unerfreuliches Ende nahmen wegen des ungeeigneten Bodens die ſeit etwa 1750 vielfach betriebenen bayeriſchen Seidenkulturen: die kurfürſtlichen Plantagen in Nymphenburg und Landshut wurden 1799 verſteigert. Auch die von dem Würzburger Fürſtbiſchof 1753 angelegten, ſeit 1772 von einer Seidenbaugeſellſchaft gepflegten Kulturen in Unterfranken und ebenſo die Plantagen im Bambergiſchen waren nicht von Dauer.

Fremde Zufuhr hat ſodann unſeren Obſtbau durch die Einbürgerung feinerer Sorten ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert in der Qualität erheblich bereichert. Er nahm in der Neuzeit auch immer größere Flächen ein oder hatte eine ausgedehnte Bepflanzung der Landſtraßen zur Folge. Überall, wie zum Teil ſchon im 16. Jahrhundert, waren auch die Landesherren auf Förderung des Obſtbaues bedacht, beſonders Friedrich der Große. 1754 wurden in der Mark 160963 Bäume, meiſt Obſtbäume, angepflanzt, 1781 gar 381085. Vor allem aber bedeckte ſich das alte ſüdweſtliche Obſtgebiet immer dichter mit Obſtbäumen. Im bambergiſchen Gartenlande, das ſchon Ende des 16. Jahrhunderts an ſolchen reich war, kamen im 18. Jahrhundert zahlreiche neue Pflanzungen hinzu. Gegen 1800 hatten ſich dadurch manche Gegenden des Bamberger Landes, ſo die um Weismain, landſchaftlich völlig verändert. Die Kirſchbäume, die namentlich in der Blütezeit ganzen Strichen des Maingebietes einen beſtimmten landſchaftlichen Charakter geben, ſind teilweiſe erſt ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts gepflanzt worden, ſo an den Abhängen der Fränkiſchen Schweiz. In Thüringen, im Saaltal, wurden zahlreiche Zwetſchenbäume gepflanzt uſf.

Mit dem ſteigenden Bierkonſum hat ſich der Hopfenbau ſtark vermehrt und ſich aus beſtimmten Gegenden, die ihn ſeit langem pflegten, auch weiter in Deutſchland verbreitet. Für einzelne Gebiete Bayerns, ſo die Bamberger Gegend oder die Umgebung von Spalt in Mittelfranken, iſt der Hopfen, der ſich an langen Stangen emporrankt, landſchaftlich beſonders charakteriſtiſch. Der Weinbau hat in neuerer Zeit — ſchon oben (S. 9) ſtellten wir den bedeutenden Rückgang gegen früher feſt — weiter abgenommen. Zum Teil trat

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ

BIBLIOTEKA ŚLĄSKA

an ſeine Stelle eben der Hopfenbau. Auch andere Kulturpflanzen wurden weniger ſtark angebaut als früher, ſo der Flachs und der Hanf wie die Hirſe (vgl. S. 16).

Von der Umgeſtaltung des Gartens und der bedeutenden Bereicherung der Gartenflora in neuerer Zeit haben wir ſchon (S. 7f.) geſprochen. Im 18. und 19. Jahrhundert kamen weitere Gartenblumen hinzu, ſo die 1804 von Humboldt aus Mexiko mitgebrachte Georgine, die eine Zeitlang die „Modeblume der reichſten und ärmſten Gärten“ war. Aus Südafrika erhielt Deutſchland gegen 1700 die Eispflanze über Holland, ſpäter das Pelargonium und die Lobelie. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drangen chineſiſche Pflanzen ein, z. B. die Hortenſie, aus Japan ſpäter die Kamelie.

Von neuen Garten- und Parkbäumen mehr dekorativen Charakters ſind die erſt gegen 1800 in Deutſchland häufigere amerikaniſche Akazie und die ſehr beliebte nordamerikaniſche Weimutskiefer hervorzuheben. Die Vorliebe für fremdartige Bäume beeinflußte gegen 1800 und ſpäter auch den Wald. Doch hat man ſchließlich dieſe fremden Hölzer (außer der Weimutskiefer z. B. Roteiche, amerikaniſche Eſche), die in größerem Umfang auch nicht aufkommen können, doch meiſt wieder beſeitigt. Nur die ſeit dem 18. Jahrhundert allgemeiner eingebürgerte und im 19. zunächſt ſehr gepflegte Lärche hat ſich nach einem Rückgang ihres Anbaues infolge falſcher Behandlung in kleinen Beſtänden an vielen Orten erhalten. In der Hauptſache ſind die fremden Bäume auf Parkanlagen beſchränkt.

Der Park, die verfeinerte natürliche Landſchaft, der Landſchaftsgarten, iſt nun überhaupt ein neues Element in der Landſchaft. Er wird den Engländern verdankt. Der engliſche Garten beruht auf dem mächtig gewordenen Gegenſatz zu der immer mehr übertriebenen Regelmäßigkeit des franzöſiſchen Gartens (vgl. S. 7), zu ſeiner ſpäteren Verzerrung im Rokoko, das entgegen ſeiner eigentlichen Neigung das ſtreng ſymmetriſche Prinzip im Garten vom Barock durchaus übernahm und es nur durch kleine Unregelmäßigkeiten und launiſche Zutaten zuweilen verdeckte. Es bleibt die beſtimmende Rolle der geraden Linie, die, in der Ferne verkürzt erſcheinend, den Blick auf eine weite Perſpektive leitet. Daher jene Bevorzugung der Ebene, die lange, gerade Linien, überhaupt regelmäßige Anlage erlaubt, daher das Abtragen der Hügel und Ausrotten der Wälder, die man als Abſchluß jener erſtrebten Perſpektive aber um ſo mehr ſchätzt. Die langen Linien ergeben ſich nicht nur durch Wege, die man mit Bäumen oder gern mit Heckenwänden einfaßt, ſondern auch in der beliebten Verwendung des Waſſers durch Kanäle. Beide buchtet man zur Abwechſlung zu Rondells bzw. Baſſins aus. Der Ausſtrahlungspunkt der geradeaus wie nach den Seiten gehenden Linien bleibt das Haus, das ſo den Garten beherrſcht, zuweilen auch auf eine kleine Anhöhe geſetzt iſt. Vor ihm liegt zunächſt das Parterre in regelmäßigſter, oft durch farbige Erde hervorgehobener Anlage, ohne jede vertikale Störung der Ausſicht. Den weiteren Gartenteil, das Boskett, verbinden eben jene Linien mit dem Hauſe. Den künſtlichen Zuſammenhang mit dieſem zeigt auch die übertriebene Verwendung von kleinen Mitteln der Architektur. Daher jenes Zurechtſchneiden der Bäume ſelbſt, namentlich des jetzt beliebten Taxus, zu Pyramiden, zu Kugeln, aber auch zu tieriſchen und menſchlichen Figuren, z. B. zu Jagdſzenen, der Hecken zu Wänden mit Fenſtern und Türen, ſo daß gleichſam Salons entſtehen. Die künſtliche Formung des Pflanzenwuchſes findet ſich ſchon in der Renaiſſance (vgl. S. 7). Die Verbreitung dieſer an Bäumen und Sträuchern geübten Schneidekunſt auch in kleineren Gärten ſtammte dann weſentlich aus Holland. Bizarre Laune machte dieſe „grüne Architektur“ (Fürſtlich Liechtenſteinſcher Garten in Wien) mit ihrem verſchnörkelten Statuenſchmuck immer gekünſtelter. Wie Claudius ſpäter ſagte: „Iſt purer, purer Schneiderſcherz und trägt der Schere Spur, hat nichts vom großen, vollen Herz der herrlichen Natur.“

Der engliſche Garten, der auf die Anſchauungen William Kents zurückgeht, und den in Deutſchland beſonders Ludwig von Skell in Bayern (Schwetzingen, Nymphenburg, ſpäter „engliſcher Garten“ in München) einbürgerte — der erſte engliſche Garten ſoll aber der in Schwöbber bei Hameln (1750) geweſen ſein —, gab all dieſe Gekünſteltheit, auch den Kultus der geraden Linie auf und erſtrebte „die Flächen- und Farbenwirkung“. Er wollte wirkliche Natur, Wald, wenigſtens in kleinen Gehölzen, und Wieſen, ſelbſt Heideſtücke, in die nähere Umgebung des Menſchen bringen, alle architektoniſche Anlage aber verbannen. Schon der Rokokogarten ging in ſeinen Grenzpartien in die freie Landſchaft über. Es war freilich die engliſche Landſchaft mit ihren grünen Flächen, ihren lichten Waldgehölzen, ihren ſanften Hügeln, deren Ausſchnitt der neue Garten darſtellte, und in reiner Form hat er mit den weiten Wieſenflächen und hohen Baumgruppen, wie ſchon Fürſt Pückler hervorhob, etwas Eintöniges. Bei den Engländern gehörte auch das weidende Vieh zum ſtändigen Inventar des Parks, wie zum franzöſiſchen Garten die Belebung durch geſellſchaftlich ſich erfreuende Menſchengruppen. Man wollte aber bald durch größeren Wechſel maleriſch wirken und entfernte ſich in dem wohl durch den chineſiſchen Garten beeinflußten Streben, alle möglichen Elemente der Landſchaft, idylliſche und romantiſche, Seen und Hügel, Wieſen und wirre Felſen, Schäferhütten und finſtere Höhlen uſw., auf kleinem Raum zu vereinigen, immer weiter von der Natur. Man erniedrigte ſie, wie Schiller ſpäter ſagte, zu „kindiſcher Kleinheit“. Schließlich überſchlug ſich die Regelloſigkeit. Dazu kam ein phantaſtiſch-exotiſches Element, als man infolge jener modiſchen Vorliebe für China Pagoden und chineſiſche Pavillons in den Park ſetzte. Doch gilt dies eigentlich ſchon von dem franzöſiſchen Garten. Dagegen brachte in den engliſchen Garten ein freilich wieder gekünſteltes Element der Stimmung der ſentimentale Charakter des neuen Naturgefühls, der ſich in den Tempeln der Freundſchaft, in den Steinen und Bänken mit rührenden Inſchriften, in den Eremitagen äußerte; weiter zogen in die neuen Parkgärten mit dem romantiſchen Stadium des Naturgefühls die künſtlichen Ruinen, gotiſchen Kapellen und dergleichen ein, ſchließlich überhaupt Bauten aus allen Ländern und Zeiten. Goethe hat einmal alle dieſe Unnatürlichkeiten verſpottet:

„Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Hütten, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte,
Weimutsfichten, babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Türme mit Kabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-gotiſche Grotten, Kiosken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.“

Später kam man aber von dieſen theatermäßigen Zutaten mehr und mehr zurück und pflegte den Naturpark reiner, ſo Lenné in Potsdam und beſonders Fürſt Pückler in Muskau. Anderſeits widmete man in der ſtillen, familienhaft-häuslich geſonnenen Biedermeierzeit dem einfachen Hausgarten, der ſich im 18. Jahrhundert in beſcheidener Form, aber mit jenen Schneiderkünſteleien verbrämt, aus älteren Anfängen weiterentwickelt hatte, eine eifrige, behagliche Pflege. Die engliſche Mode war hier wenig zu ſpüren: es herrſchte die regelmäßige Anlage der Wege und der Beete, auf denen man einen reichen Blumenflor zog, vor. Die Laube (Geißblattlaube) war ein Hauptſtück des Gartens, man liebte auch umrankte

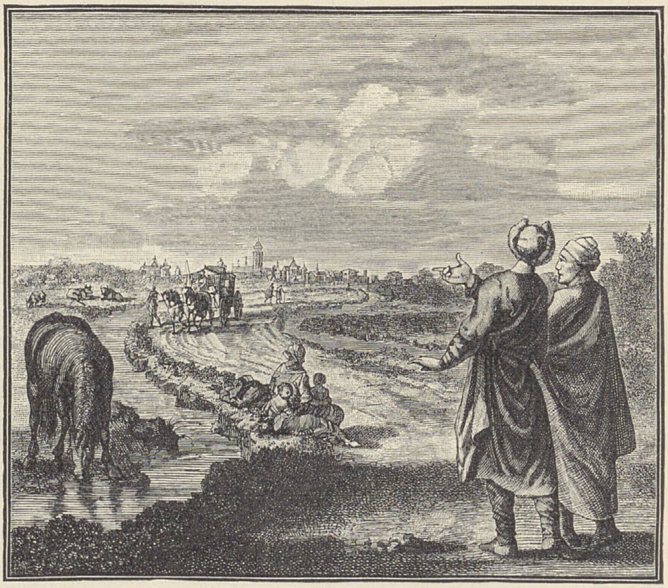
Laubengänge. Ein unangenehm künſtliches Element ſtellten nur die Glaskugeln auf hölzernen Ständern dar. Heute ſchätzt man dieſen Biedermeiergarten aufs neue, anderſeits hat man ſich für die großen Anlagen mehr und mehr von dem engliſchen Garten, der ja freilich eines einheitlichen formalen Prinzips völlig entbehrt, abgewandt; man preiſt wieder den als allein künſtleriſch hingeſtellten architektoniſchen Garten im Anſchluß an das Haus und gerade auch den Garten Lenôtres, alſo die Renaiſſance in franzöſiſcher Form: man erſtrebt wieder, wie damals, eine räumliche Wirkung.

Den regelmäßigen franzöſiſchen Geiſt repräſentierten im 18. Jahrhundert in der Landſchaft noch die Alleen, die ſie im Sinne des damaligen Geſchmacks „angenehm“ geſtalten ſollten. Die Hauptlandſtraßen, namentlich in der Nähe der Reſidenzen, bepflanzte man nun mit Linden. Riehl hebt ferner hervor, es ſei „gleichſam ſtandesgemäß“ geweſen, die Herrenhäuſer „durch ſtolze Lindenalleen vor bürgerlichen Prunkgebäuden auszuzeichnen“. Die „Alleen, die ſich oft meilenweit ausdehnten, ſind kulturgeſchichtlich wichtig, denn ſie weckten zuerſt die Luſt der großen und kleinen Herren am Kunſtſtraßenbau“. Berühmt waren die vielen langen Alleen des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt. Die ebenſo wie die Kanäle vor allem in dem ebenen Holland gepflegten Alleen kamen der Vorliebe der Zeit für die gerade Linie aufs höchſte entgegen. Landſchaften wie eben Holland preiſt man deshalb beſonders. Man freut ſich, wenn die Bäume, wie es 1730 in der „Inſel Felſenburg“ heißt, „recht nach der Schnur geſetzt ſind“. 1765 ſchildert Löwen eine „lachende Gegend“ ſo: „Reiche Felder, meilenlange, nicht öde (!), ſondern zu unabſehlichen Alleen erſchaffene Hölzungen, Waſſerfälle und Kanäle machen dieſe Gegend zu einem irdiſchen Auffenthalt der Götter.“ Ein Hauptalleebaum war neben der Linde die Roßkaſtanie, die ſich über Wien (1576) ſeit dem erſten Drittel des 17. Jahrhunderts ſehr raſch in Deutſchland eingebürgert hatte. In der Zeit Napoleons kam es, zum Teil auf deſſen unmittelbare Veranlaſſung, auf, die Straßen mit der Pyramidenpappel, die ſeit Ende des 18. Jahrhunderts in Deutſchland aus der Lombardei eingedrungen war, einzufaſſen. Nach 1800 wurde die heute nur noch von wenigen verſtandene Vorliebe für die Pappelalleen eine Zeitlang allgemein. Riehl nennt die Pappel „das echte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Zentraliſation; ſie iſt der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarſchieren laſſen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten“. Hehn dagegen hat die Pappel als „den einzigen Baum“ bezeichnet, „der in unſerm Norden Geſtalt hat und daher auch von den Gemütsſchwärmern der romantiſchen Zeit und Schule verachtet und verfolgt“ ſei. Bereits gegen 1800 ſind übrigens viele ältere Alleen wegen des Holzwertes gefällt worden, ſo die „großartigen Alleen bei dem bayreuthiſchen Schloß und Kloſter Himmelskron“.

Die Alleen führen zu den Straßen ſonſt. Das erſtarrte Straßenſyſtem des Mittelalters (vgl. Bd. I, S. 27) hat bis zum Beginn des Kunſtſtraßenbaues gedauert. Dieſer ſetzt erſt in unſerer Periode ein und damit ein neues Stadium der Entwickelung der Straßen und zugleich der Landſchaft gegenüber den alten Landſtraßen (ſ. die Abbildung S. 21). Die Anlegung neuer Straßen überhaupt beginnt zum Teil ſchon im 17. Jahrhundert, und zwar vor allem in Norddeutſchland, das dem Verkehr ja auch noch viel mehr aufgeſchloſſen werden mußte als das ſüdliche und weſtliche Deutſchland. Im Kunſtſtraßenbau eiferten die Landesherren wieder dem Ausland, d. h. Frankreich, nach. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die erſten wirklichen Kunſtſtraßen in Deutſchland eingerichtet, und zwar vom ſchwäbiſchen Kreiſe. Die kleineren Staaten, weltliche und geiſtliche, gingen voran, auch in

Mitteldeutſchland, wurden aber von den größeren ſpäter überholt. Als beſte Straße galt die von Frankfurt nach Mainz. Im Norden ſtand Deſſau voran; Hannover folgte, ſpäter Sachſen; Preußen blieb zurück. „Noch 1818 erſchienen die ſchönen württembergiſchen Chauſſeen den an ‚hannöverſche Eile‘ und Sandwege gewöhnten Norddeutſchen als ein Wunder. Erſt im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kann man wohl von einem Kunſtſtraßennetz für die Hauptrichtungen reden“ (Rauers). Manche Straßenbauten in gebirgigen Gegenden waren bereits techniſche Wunderwerke. An den Straßen lagen wie vor alters große Ausſpannungen, überhaupt hatten ſich ganze Fuhrmannsorte entwickelt.

Das Frachtfuhrweſen erhielt ſeinen Todesſtoß durch die Eiſenbahnen. Ehe wir zu dieſen kommen, ſei noch der die Landſchaft belebenden künſtlichen Waſſerſtraßen, der ſchon gelegentlich erwähnten Kanäle, gedacht. Bereits im 16. Jahrhundert plante man umfaſſendere Kanalverbindungen, noch mehr im 17. Jahrhundert, das ſich gern mit ſolchen Projekten beſchäftigte. Manche Bauten ſind auch wirklich in Angriff genommen worden. Zwiſchen Elbe und Oder hat man (16.—18. Jahrhundert) den Finowkanal und den Müllroſer Kanal angelegt. Friedrich der Große baute dann den Kanal zwiſchen Netze und Weichſel, der gleichzeitig der Entwäſſerung dienen ſollte. Von lokalen Kanälen ſei abgeſehen. Im 19. Jahrhundert entſtanden der Donau-Main-Kanal, der Schiffahrtskanal bei Berlin und andere. Erſt gegen Ende dieſes Jahrhunderts kam dann ein neuer Aufſchwung (Oder-Spree-Kanal, Kaiſer-Wilhelms-Kanal uſw.). Wie die Kanäle haben übrigens auch die dringend notwendigen Stromregulierungen (vgl. S. 1) in neuerer Zeit das Landſchaftsbild beeinflußt. An den oberen und mittleren Läufen iſt die frühere Wildnis der Ströme meiſt einem üppigen Laubwald gewichen, der die infolge der Stromkorrektion vom Waſſer befreiten Flächen bedeckt und die Reſte des alten Stromes, die ſeenartigen Altwaſſer, umſchließt, freilich auch ihre Verlandung befördert.

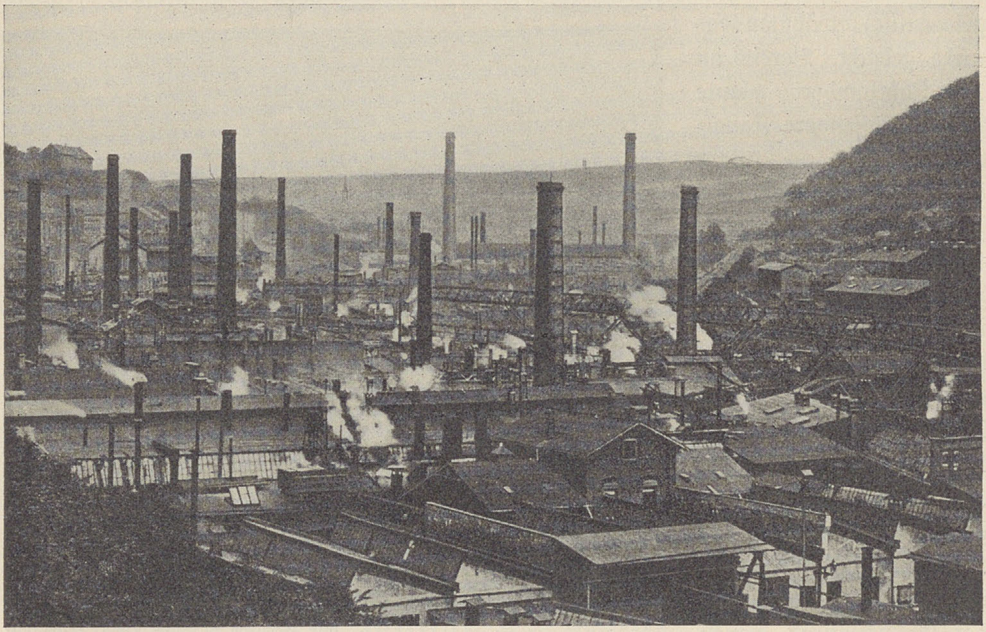


Landſtraße im 18. Jahrhundert. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt“, Würzburg 1710. Vgl. Text S. 20.

Tief ſchnitten dann in das Bild der Landſchaft die Eiſenbahnen ein. Die von Telegraphenleitungen begleiteten Schienenwege — dieſe hoch über dem Boden geſpannten fortlaufenden Drähte wirken hier noch charakteriſtiſcher als bei den Chauſſeen, weil ſie bei dieſen durch die Baumreihen am Rande mehr verſteckt ſind, — bilden nicht nur gerade Schnittlinien durch eintönige wie durch wechſelvolle Landſchaften, ſie veranlaſſen auch

Einſchnitte in Höhenrücken, ſie gehen auf oft hohen Dämmen dahin, ſie überſchreiten Senkungen, Schluchten und Niederungen auf Viadukten wie die Flüſſe auf hochragenden Eiſenbrücken, die die Brücken für den Fuhrverkehr der alten Zeit in den Schatten ſtellen. Sie zeigen, daß die Natur, die Bodengeſtaltung der Technik, der Kultur keine Schwierigkeiten mehr bietet. Der Menſch bindet ſich nicht mehr an die Landſchaft: ſie erhält vielmehr zum Teil den Stempel poeſieloſer Technik, die alle ihre Eigenart mißachtet.

Damit treten wir in die *neueſte, tief eingreifende Periode der Geſtaltung der deutſchen Landſchaft*. Das Zeitalter des Verkehrs, der Technik und der Induſtrie äußert auch auf ſie ſeinen gewaltigen Einfluß. Rauch und Dampf in der Landſchaft zeugen von ihm. Dampfwolken begleiten die Eiſenbahnzüge, Rauchwolken den Lauf der Dampfſchiffe auf den Flüſſen und Seen, Rauchſchwaden entſtrömen den hohen Schornſteinen der immer zahlreicheren Fabriken. Dieſe *Fabriken und Induſtrieanlagen* ſowie die entſetzlichen Schlackenhalden bei den Hochöfen ſind charakteriſtiſche Erſcheinungen der modernen Kulturlandſchaft. Ihre Übermacht prägt ſich in häßlichſter Form in den eigentlichen Induſtriegebieten (ſ. die obenſtehende Abbildung) mit ihrer Rauchatmoſphäre aus ganzen Wäldern von ragenden Eſſen und dem die Luft erfüllenden, nervenerſchütternden Lärm aus. Aber faſt jede größere Stadt hat auch ihr Induſtrieviertel — wie häßlich, wenn von der Burg zu Nürnberg der Blick auf die Schornſteine der Vororte fällt —, die kleinſten Städte freuen ſich wie über eine Errungenſchaft, wenn ſie ein Unternehmer mit einer Fabrikanlage beglückt, und im Lande draußen erheben ſich Zuckerfabriken und Brennereien oder auch Ziegeleien. Der heute ſo wichtige und außerordentlich geſteigerte *Kohlenbergbau* hat in ſeinen Revieren beſonders verunſtaltend auf die Landſchaft gewirkt, zumal ſich an ihn immer ſonſtige induſtrielle Anlagen knüpfen. Hier ſei eine Stelle aus Riehls „Pfälzern“ zitiert: „Ein größerer



Induſtriegegend (Elberfeld). Nach Photographie von Wilhelm Fülle in Barmen.

Gegenſatz läßt ſich kaum denken als die vom Steinkohlenrauch geſchwärzten Waldhänge, die mit dickem grauem Qualm bedeckten Wieſengründe in den Tälern gegen Neukirchen, wo am Tag der Rauch die Luft verdüſtert und in der Nacht die rote Glut der Koksöfen das enge Waldtal hell erleuchtet — und ganz nahe dabei die reinlichſten, ſtillſten Talgründe mit dem friſcheſten Wieſengrün in tiefſter Waldeinſamkeit, nur der Viehzucht dienſtbar, wie jene der Induſtrie, und doch beides Täler ganz derſelben Art. . . .“

Ganz unerfreulich iſt dann endlich ein weiterer charakteriſtiſcher Zug in der außerordentlichen landſchaftlichen Umgeſtaltung, die unſer Vaterland wie die übrigen Kulturländer in der neueſten Zeit erfahren hat, die immer zunehmende Bildung von Großſtädten auf Koſten der kleinen Städte und des Landes. „Bei den ins Ungeheuerliche und Formloſe ausgereckten Großſtädten“, ſagt wieder Riehl, „hört der beſondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichſam perſönlichen Einzelweſens von ſelber auf.“ Die Bildung von Großſtädten war in erſter Linie durch die moderne wirtſchaftlich-techniſche Entwickelung, vor allem durch die außerordentliche Verbeſſerung der Verkehrsmittel und die dadurch gegebene Erleichterung des Zuzugs bedingt. Die gewaltige Zunahme der Einwohnerzahl hatte naturgemäß eine entſprechende Erweiterung des bebauten Areals zur Folge, ſo daß eben die frühere Geſchloſſenheit des Stadtbildes verloren ging. Der Grund und Boden ſtieg als großſtädtiſches Bauterrain ungeheuer im Wert: daraus ergab ſich wieder die ſtärkſte Ausnutzung des Terrains, die Errichtung vielſtöckiger, möglichſt viel Wohnungen enthaltender Mietskaſernen. Im übrigen nahm man in dem übereifrigen Streben, den Anforderungen des Verkehrs, überhaupt des modernen Lebens zu entſprechen, allzuwenig Rückſicht auf das Gewordene und zerſtörte auch wertvolle Teile des alten Stadtbildes häufig erbarmungslos. Ebenſo warf man durch das notwendige Neue, weil man es nicht an die bisherige Entwickelung anzugliedern ſuchte, oft die alte organiſche Geſtaltung der Stadt völlig um, z. B. durch die neuen Bahnhöfe, die man meiſt nicht an die Einmündungsſtellen der alten Verkehrsſtraßen ſetzte. Solche Erſcheinungen traten ebenſo, wenngleich zum Teil in geringerem Maße, auch in mittleren Städten auf, die zum größten Teil ebenfalls ein außerordentliches Wachstum und daher das Emporſchießen ganzer Viertel erlebten. Vor allem beeinflußte ſie der Baucharakter der Großſtadt vielfach. Überhaupt bildete die nivellierende moderne techniſche Kultur einen gleichmäßigen ſtädtiſchen Bautypus aus, der zwar in Nachahmung aller möglichen Stile raſch wechſelte, aber ſich doch jedesmal ſchnell überallhin in die neuen Teile der Städte verbreitete. Jedenfalls ging der landſchaftliche Baucharakter, den bisher nicht nur die Dörfer, ſondern auch die Städte gezeigt hatten, größtenteils verloren. Dieſe Bodenſtändigkeit hatte freilich die jeweilige Herrſchaft der allgemeinen Bauſtile namentlich bei den beſſeren Häuſern nicht ausgeſchloſſen, und ſo wies auch eine ältere Stadt Beiſpiele von Häuſern aus den verſchiedenſten Zeiten auf: aber das Ganze trug dennoch jenen ausgeprägt lokalen Charakter. Weit größere landſchaftlich bedingte Gleichmäßigkeit zeigt natürlich das einzelne Dorf in ſeinen Bauten, wenn auch hier und da, wie am Rhein, die Bauernhäuſer früh ſtädtiſch beeinflußt wurden. Jetzt drang nun jene nivellierende ſtädtiſche Bauweiſe, natürlich in einfachſten Formen, allgemeiner in die Dörfer (Gaſthäuſer uſw.). Heute wird man ſich aber allmählich der dadurch bedingten Entſtellung bewußt. Doch wir kehren zur Großſtadt zurück. In den weiten Steinwüſten ging bei den großen Entfernungen der Zuſammenhang mit der Natur, mit der landſchaftlichen Umgebung, der den kleinen und manchen mittleren Städten nicht fehlt, faſt völlig verloren. Freilich gewähren die Eiſenbahnen auch wieder die

Möglichkeit, ſchnell der Stadt zu entfliehen. Aber eben der als notwendige Reaktion auftretende Zug zur Natur — darüber im letzten Kapitel mehr — hat nun doch bewirkt, daß man gewiſſermaßen die Natur in die neue Großſtadt hineinzutragen ſuchte, und dies Moment iſt für die Umgeſtaltung der Großſtadt wieder wichtig und landſchaftlich bedeutungsvoll geworden.

Schon vor der Ära der Großſtädte war mit vielen Städten überhaupt ein landſchaftlicher Wandel vor ſich gegangen. Lange hatte ja, wie ſchon (S. 5) angedeutet, die Entwickelung faſt ſtillgeſtanden. Die Reichsſtädte, namentlich die kleineren, und erſt recht die Landſtädte waren in Schlaf verſunken. Nur die größeren Handelsſtädte, insbeſondere Hamburg, auch Bremen, Leipzig, Frankfurt u. a., machten Fortſchritte, ebenſo, wie es in der Blütezeit des Fürſtenſtaates natürlich war, die größeren Reſidenzen, in denen ſich zum Teil neue prächtige Schloßbauten erhoben, Dresden, Berlin, Würzburg u. a. Von den Fürſten gingen auch die wenigen Neugründungen dieſer Periode aus, wie die von Karlshafen oder Karlsruhe. Mannheim kann man nur in gewiſſem Sinne hierher rechnen. Nach alledem kam es in den deutſchen Städten nur ſelten zur Anlegung von Vorſtädten und Neuſtädten infolge ſtärkerer wirtſchaftlicher Entwickelung, Einwanderung (von Refugiés) uſw., und die Mehrzahl der Städte bewahrte bis gegen 1800 das mittelalterliche Bild. Wenn auch an Stelle der alten Privathäuſer aus dem Mittelalter oder der Renaiſſancezeit zum großen Teil ſolche im Stile des Zopfes und der Biedermeierzeit getreten waren (vgl. S. 23), ſo umſchloß die Stadt doch meiſt noch die mittelalterliche Mauer mit ihren Toren. Dieſe Befeſtigung war, wo es ſich nicht weiterhin um Feſtungen handelte, zwecklos geworden, und ſo hatte man zum Teil ſchon früher entweder die Mauern niedergelegt, Graben und Wall planiert und neue Straßen auf dieſem Terrain angelegt, oder man ließ Mauer und Wall ganz oder teilweiſe beſtehen, reſpektierte ſie aber nicht mehr als Umgrenzung der eigentlichen Stadt, ſondern baute ſich, wie zum Teil ja auch ſchon früher, außerhalb der Mauer in regelmäßiger Weiſe an. Die Wälle aber wurden durch Bepflanzung mit Bäumen zu Promenaden ausgeſtaltet, und namentlich norddeutſche, z. B. mecklenburgiſche und pommerſche Städte bieten noch heute außerordentlich reizvolle Bilder durch dieſen die ältere Stadt umgebenden Baumkranz, zumal wenn noch die Mauer mehr oder weniger erhalten und mit Efeu und Schlingpflanzen bewachſen iſt. Die Umgeſtaltung ehemaliger Befeſtigungswerke zu Anlagen und Promenaden iſt am großzügigſten und ſchönſten unter landſchaftlicher Ausnutzung der alten Baſtionen in Bremen ſeit 1802 durchgeführt worden. Um dieſe Zeit war ja namentlich unter dem (S. 19) erwähnten Einfluß der engliſchen Parkgärten wie des geſteigerten Naturgefühls überhaupt ein Drang nach ſchöner landſchaftlicher Umgebung allgemein geworden, und ſo entſtanden neben den vielen einfachen Gärten vor den Toren, wohin der Bürger aus der oft noch mittelalterlich engen und düſteren Stadt in guter Jahreszeit täglich ſeine Schritte lenkte, wie einſt (vgl. S. 7) auch größere Anlagen bei den Landhäuſern reicher Patrizier, ſo im Laufe des 19. Jahrhunderts vor allem in Augsburg. Aber eben dieſe Gartenumgebung fiel nun weiterhin dem immer gewaltigeren Expanſionsdrang der größeren Städte wieder zumeiſt zum Opfer. Nur zum Teil blieben größere Anlagen älterer Zeit, Gärten von Landhäuſern uſw., bei der Stadterweiterung erhalten. Aber je mehr nun die Großſtadt zur bloßen Steinwüſte zu werden drohte, um ſo ſtärker ſetzte jene Gegenbewegung ein. Was gerade die engen Teile des älteren Stadtkerns, wenn man nicht zu großen Niederlegungen ſchreiten wollte, unmöglich machten, ſuchte man in den ſo rapid wachſenden neuen Stadtteilen durchzuführen: man ſorgte zunächſt für Luft und Licht durch Anlegung von Plätzen und breiten

Straßen; man begann weiter jetzt die Reſte älterer Gärten ſorgfältiger zu ſchonen oder legte neue öffentliche Parkgärten, Spielplätze uſw. an; man brachte das landſchaftlich, aber auch hygieniſch wichtige Element der Bäume mitten zwiſchen die ſteinernen Maſſen, indem man die Plätze und Straßen damit bepflanzte. Einen freundlichen, ſchmückenden Zug verleihen den neuen Großſtadtſtraßen endlich die kleinen Vorgärten, die zugleich wieder jene breiten Straßenanlagen bedingen. Den induſtriellen Charakter, den viele Großſtädte tragen, ſuchte man anderſeits durch Beſchränkung der Induſtrie auf beſtimmte Teile der Stadt im Gegenſatz zu den Wohnbezirken weniger unangenehm in die Erſcheinung treten zu laſſen. Das moderne wirtſchaftliche Treiben und Haſten bringt im übrigen neuerdings ein häßliches äußerliches Moment in das Ausſehen der heutigen Großſtadt. Die Reklame entſtellt durch Schilder auf Dächern, grelle Bemalung der Häuſerwände und Giebel, Lichteffekte und dergleichen das Straßenbild ganz außerordentlich.

Jenes induſtrielle Element in der Landſchaft, auch das Verkehrselement, iſt nun im Weſten Deutſchlands weit ſtärker und auffallender als im Oſten, in dem die agrariſche Atmoſphäre älterer Zeiten meiſt noch vorherrſcht. In dieſes weite Kolonialland mit ſeinem Großgrundbeſitz iſt zwar auch die geprieſene Induſtrie manchenorts mit Maſchinenfabriken, Eiſengießereien, Holzverarbeitungswerken uſw. eingedrungen, namentlich in die großen Städte: aber die Größe und Maſſenhaftigkeit der Betriebe — vom oberſchleſiſchen Kohlenbezirk natürlich abgeſehen — fehlt doch meiſtenteils. Und vor allem überwiegt aufs ſtärkſte der Eindruck der weiten Getreideflächen, Rüben- oder Kartoffelfelder, der ſchweigſamen langen Wälder am Horizont, der ſpärlichen Siedelungen. Aber auch im Weſten wird man ſich in jenen nördlichen Teilen zwiſchen Ems und Weſer, in Oldenburg mit ſeinen Viehweiden oder in gewiſſen großen Heideſtrecken weit entfernt von unſerer eigentlichen Welt fühlen.

Das führt auf eine andere Erſcheinung. Wie es in der Gegenwart Menſchen gibt, die Züge aus den verſchiedenſten Zeiten der Vergangenheit tragen, ſo zeigt die deutſche Geſamtlandſchaft von heute noch die mannigfaltigſten Formen, die den jeweiligen Hauptcharakter vergangener Epochen repräſentieren können, nebeneinander, worauf ſchon die (S. 22/23) zitierte Äußerung Riehls deutet. In der Landſchaft des frühen Mittelalters haben wir eine ſtarke Einheitlichkeit feſtgeſtellt: ſie iſt von der ſpäteren Kulturentwickelung gründlich zerſtört worden. Aber immer iſt doch etwas von früherer Zeiten Bild beſtehen geblieben. Wir haben in der Mark Gegenden, wo Sand und Sumpf, die einſt überwogen, ſich in das Kulturland eindrängen. Nicht unbedeutend ſind noch die erwähnten Heidelandſchaften, auch die nicht kultivierten Strecken der Moore. Dann haben wir die Dünen der Kuriſchen Nehrung. Es gibt ferner Stellen in den mitteldeutſchen Waldgebirgen, wo der Blick nur über Wälder und Wälder oder allenfalls kahle Bergrücken ſchweift und keine Spur von menſchlicher Behauſung oder ſonſtiger Kultur entdeckt, von der erhabenen Landſchaft einſamer Regionen der deutſchen Alpen zu ſchweigen. Und dann wieder jene rein agrariſchen, durch Viehzucht oder Ackerbau charakteriſierten Teile unſeres Vaterlandes. Ein Stück der älteren deutſchen Landſchaft hat allerdings erhebliche Einbuße erlitten, das Weideland. Vom Gebirge und anderen Teilen, wo die Wieſe der Viehweide dient, von den Küſtenſtrichen mit gutem Grasland abgeſehen, iſt das die Landſchaft belebende Element des weidenden Viehes ſtark geſchwunden. Man hat meiſt nur noch Schafweiden, die aber auch zurückgehen. An ſich drängt die lohnendere Viehzucht neuerdings den Ackerbau ſogar zurück, aber ſie beruht immer mehr auf der Stallfütterung, und ſo wird der Anbau von Futterpflanzen immer ſtärker. Von den agrariſchen Gegenden unterſcheiden ſich nun weiter Gebiete mit größerem oder geringerem Übergewicht von Induſtrie und Handel, wie das bevölkerte Königreich Sachſen. Endlich ſtellen ſich uns jene eigentlichen Induſtriegebiete ſowie die Steinmeere der Großſtädte dar. Im ganzen iſt aber der deutſchen Landſchaft noch recht viel des Natürlichen oder des der Natur ſich Anſchmiegenden erhalten geblieben. Daß man nicht ein bedrückendes Überwiegen des Kulturlandes in Deutſchland bemerkt, das liegt vor allem an der großen Waldmaſſe, die es zum Glück noch ſein eigen nennt. Der heutige Waldbeſtand umfaßt 14 Millionen Hektar, mehr als ein Viertel der Geſamtfläche. Schon die Staël hat in ihrem Buch über Deutſchland deſſen Wälder als charakteriſtiſch für die größere Natürlichkeit der Landſchaft gegenüber der überkultivierten Landſchaft der Romanen hingeſtellt. „Die Menge und die Ausdehnung der Wälder", ſagt ſie, „zeigen eine noch jugendliche Kultur an: der alte Boden des Südens bewahrt beinahe keine Bäume mehr, und die Sonne fällt unmittelbar auf die durch die Menſchen entblößte Erde."

Im allgemeinen geht mit dem Schwinden der Natürlichkeit, der Ruhe und Reinheit der Landſchaft auch ihre Schönheit zurück. Heute haben die Schattenſeiten unſerer fortgeſchrittenen äußerlichen Kultur wieder eine ſtarke Sehnſucht nach dem Urſprünglichen und Natürlichen geweckt. Man iſt darauf bedacht, „Naturdenkmäler" zu erhalten, eine Bewegung des Heimatſchutzes, von der noch im letzten Kapitel die Rede ſein wird, iſt entſtanden. Die Flucht des Städters aufs Land, zur Natur hat nun auch eine ungeheure Zunahme der Bäder und Sommerfriſchen bewirkt; ſie ſind heute an den Küſten, in den Mittelgebirgen und den Alpen in außerordentlicher Menge zu finden, ſtellen zum Teil aber wieder ein bezeichnendes Stück der modernen unerfreulichen Geſtaltung der Landſchaft dar.

Die Amerikaniſierung der Landſchaft, um dieſen Ausdruck zu gebrauchen, mindert nun nicht nur ihre Schönheit, ſondern ſie bedeutet auch oft Tod und Vernichtung für Pflanze und Tier. Man hat treffend von einer „Tragödie der Kultur" geſprochen. Nordamerika iſt ein typiſcher Schauplatz ſolcher Tragödie. In unſerem Vaterlande kann man davon nur in ſehr beſchränktem Maße reden. Eben die Waldmaſſe zeugt von der Erhaltung alter Naturſchätze, anderſeits hat unſere Landſchaft durch die Gaben reicherer Länder an Kulturpflanzen ſeit je außerordentlich gewonnen. Gemindert ſind, wie wir ſchon früher (Bd. I, S. 29f.) ſahen, die Beſtände an großen alteinheimiſchen, zum Teil dem Leben der Kulturwelt allzuſehr widerſtreitenden Tieren. Das Verſchwinden des Auerochſen iſt bekannt. Wiſent und Elch werden nur noch in kleinen Reſten ſorgſam gehegt. Der Bär, den es im 16. und 17. Jahrhundert noch zahlreich in Thüringen, Schleſien, Bayern und vor allem in den deutſchen Alpen gab, iſt allmählich ausgerottet; in Thüringen ſoll der letzte 1797, im Bayeriſchen Wald erſt 1833 erlegt worden ſein. Die Wölfe, früher eine gefürchtete Landplage, haben zeitweiſe mit der Verwilderung der Kulturlandſchaft, ſo während des Dreißigjährigen Krieges, wieder zugenommen und mußten im 17. Jahrhundert noch viel gejagt werden. Als ſie dann gegen 1700 in dem kultivierteren Weſten und Süden in der Hauptſache vertilgt waren, hielten ſie ſich noch lange im nördlichen deutſchen Oſten; die Plage verſchlimmerte ſich dort 1812, als die Wölfe die Trümmer des Napoleoniſchen Heeres begleiteten. Der ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert ſeltener gewordene Luchs iſt heute völlig ausgerottet, kam indes noch im 18. Jahrhundert in Thüringen, der Lauſitz, im Harz und Odenwald vor. Vom vielgejagten Biber gibt es heute nur noch eine Kolonie an der mittleren Elbe. Das Wildſchwein, das in den früher ſo häufigen ſumpfigen Waldgegenden mit Vorliebe hauſte, trat damals vielenorts in außerordentlicher

Zahl auf und war der bitter gehaßte Verwüſter der Felder. Da die Verfolgung dieſes Wildes erlaubt war, minderte ſich ſeine Menge im 17. und 18. Jahrhundert ſehr. Der Hirſch, von jeher das Hauptier der Herrenjagd, war im mitteldeutſchen Gebirge im 16. Jahrhundert noch ſehr zahlreich, zum Teil auch noch im 18. Im 19. iſt er dann ſtark gejagt worden und heute wenig häufig. Von den größeren Vögeln iſt der Waldrabe (Waldrapp), der im 16. Jahrhundert in der Schweiz, in Öſterreich und Bayern noch viel vorkam und in Felsſchroffen und Steintrümmern niſtete, längſt verſchwunden. Heute gilt er als afrikaniſcher Vogel (Schopfibis). Der Steinadler iſt heute auf Striche im Hochgebirge und an der Küſte beſchränkt, der Fluß- oder Fiſchadler ſelten, der Wanderfalke ſtark gemindert, der Blaufuß verſchwunden, der Kolkrabe nur in unzugänglichen Gegenden im Gebirge und an der Küſte zu finden. Gefährdet ſind der Schwarzſtorch und der Kranich. Der Fiſchreiher wird immer ſeltener.

Solchen Minderungen der Tierwelt ſteht nun aber auch die Zunahme gewiſſer Tiere wie die für das Mittelalter bereits (Bd. I, S. 29) beſprochene Neueinführung anderer gegenüber. Zugenommen haben die früher von dem maſſenhaften Raubwild zu ſehr verfolgten Rehe und die ehemals ſehr ſeltenen Haſen. Häufiger ſind das Rebhuhn und der Faſan geworden, ſtark vermehrt hat ſich der Hausſperling, der den Thüringer Wald und ſpäter den Schwarzwald erſt im 19. Jahrhundert erobert hat, ſowie neuerdings der Star. Neu aus dem Süden iſt der Girlitz gekommen. Eine Bereicherung des Hausgeflügels ſtellt ſeit Mitte des 16. Jahrhunderts der Truthahn dar, wird aber jetzt nicht mehr ſo viel wie früher gezogen.

Im ganzen ergibt ſich immerhin, daß die Gefahr einer gewiſſen Verödung der Landſchaft auch bei uns beſteht, und gerade die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat in der Ausrottung nicht nur der übriggebliebenen Raubtiere, Raubvögel und Fiſchfreſſer (bis zur Verfolgung der Waſſeramſel herab), ſondern auch in der Verdrängung der Singvögel infolge der Beſeitigung des Unterholzes, der Hecken uſw. — die Vogelwelt iſt überhaupt am meiſten gefährdet — und in ähnlichen Dingen durch Voranſtellung von Nützlichkeitsmomenten, von Verkehrs- oder Induſtrieintereſſen ſo Schlimmes geleiſtet, daß neuerdings jene ſehr berechtigte Bewegung zum Schutze der heimiſchen Natur ſich auch auf den Schutz der Tierwelt erſtreckt. Heute ſchont man z. B. den Adler wegen der äſthetiſchen Wirkung ſeines Fluges. Meiſtens rächt auch die Natur ein Lückenreißen durch anderweitige, alsbald eintretende Übelſtände, gerade wie die allzu rechneriſch vorgehende Forſtwirtſchaft (vgl. S. 13) das Auftreten von allerlei Pflanzenkrankheiten, Schädlingen und dergleichen herbeigeführt hat.

Aber es iſt doch von Bedeutung, daß die Gefahren, die die techniſch-induſtrielle Kultur für die natürliche und geſchichtliche Schönheit unſerer Landſchaft birgt, neuerdings erkannt worden ſind. Anderſeits iſt naturgemäß eine Konſervierung der älteren, hiſtoriſchen Landſchaft, ſoweit nicht jene beſtimmten Gebiete dieſen oder jenen Charakter aus natürlichen Gründen bewahrt haben, unmöglich, oder die Landſchaft wird Muſeumsobjekt. Die durch die moderne Entwickelung, in letzter Linie durch die Zunahme der Bevölkerung, herbeigeführte Umgeſtaltung der Landſchaft kann man, ſo häßlich die oben geſchilderten Folgen zum Teil ſind, nicht hemmen, nur, durch die Verbreitung feineren kulturellen Empfindens, die ſchlimmſten Auswüchſe beſeitigen. Schließlich behält das ſchöpferiſche Leben immer die Oberhand: jede Zeit hat die ihr gemäße Landſchaft.

II. Blüte und Vorherrſchaft einer ſtädtiſchen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung.

Mit dem Hervortreten des ſtädtiſchen Kulturelements beginnt in der Entwickelung eines Volkes ohne Zweifel eine neue wichtige Stufe. Und wenn auch die Anfänge des deutſchen Städteweſens weit zurückliegen (vgl. Bd. I, S. 149 ff., 290 ff.), wenn ferner bereits im 13. Jahrhundert die Städte eine bedeutende kulturelle Rolle ſpielten (vgl. Bd. I, S. 399 ff.), ſo ſetzt doch, wie ſchon (S. 3) betont, erſt mit dem 14. Jahrhundert, mit dem Schwinden des ariſtokratiſchen Geiſtes des früheren Mittelalters, eine Kulturperiode ein, die man als eminent ſtädtiſche bezeichnen darf. Sie iſt es aber, die in vieler Beziehung die Grundlagen des modernen Lebens geſchaffen hat. Keineswegs kann man freilich die Anfänge der Neuzeit bis in jene Zeiten zurückführen, aber wenn man die ſtädtiſche Lebensatmoſphäre als ein unbedingt grundlegendes Element der modernen Kultur, als ein weiteres mit ihr zuſammenhängendes Element die Geldwirtſchaft anſehen darf, ſo liegen gewiſſe Keime neuzeitlichen Geiſtes doch bereits in jener Periode. In anderer Hinſicht hat man freilich als Führer zu einer modernen Entwickelung die Fürſten, die Landesherren anzuſehen, indes verdanken auch ſie wieder vieles den Städten. Aber in bezug auf die geiſtige Befreiung, auf den entſcheidenden Gegenſatz zu dem die mittelalterliche Kultur beherrſchenden kirchlichen Geiſt bedeutet dieſe ſtädtiſche Kulturperiode durchaus noch keine Etappe: Stadt und Kirche darf man nicht als feindliche Mächte bezeichnen — das wird noch am Schluſſe dieſes Abſchnittes näher zu zeigen ſein. Immerhin kann man doch inſofern von einem antigeiſtlichen Zuge ſprechen, als ſich das in den Städten entwickelnde Leben dem (theoretiſch) weltabgewandten Geiſte der mittelalterlichen Kirche noch mehr entgegenſtellen mußte als die höfiſch-ritterliche Kultur. Neue Bedürfniſſe drängten das kulturelle Übergewicht der Kirche vielfach zurück: das zeigt ſich im Schulweſen, in der Kunſt. Wichtiger aber noch als die leiſen Anfänge einer Verweltlichung der höheren Intereſſen in den Städten (vgl. S. 160 ff.) iſt die Ausbildung der ſtädtiſchen Verfaſſung und Verwaltung; eben hierin dienten die Städte, wie noch (S. 73 ff.) dargelegt werden wird, dem ſpäteren modernen Staat zum Teil als Muſter. Man darf endlich in dem antiagrariſchen Zuge der Städte an ſich (vgl. S. 31), der freilich vor der älteren gegenteiligen Haltung oft zurücktritt, die Vorbedingung zu einer höheren und feineren Kultur erblicken, ſo materiell der Charakter der ſtädtiſchen Kultur ſelbſt iſt. Ohne den materiellen Wohlſtand der Städte, ohne ihre Verkehrsbeziehungen und neuen Bedürfniſſe, ohne den beweglicheren Geiſt, die ſtärkere Betätigung der Intelligenz, die Erweiterung des Horizontes läßt ſich ein moderner geſtaltetes geiſtiges und künſtleriſches Leben nicht denken.

Das Neue, das in der ſtädtiſchen Atmoſphäre lag, wurde auch von den älteren Kulturmächten ſcharf empfunden. Das, was zunächſt in die Erſcheinung trat, waren aber keineswegs jene Elemente feinerer und höherer Kultur, die man für das ſtädtiſche Leben mit ſeinem durchaus materiellen Grundzug (vgl. S. 32) überhaupt nicht allzuſehr betonen darf, ſondern eben das wirtſchaftliche Moment, das ja freilich (vgl. S. 31) erſt die weitere Entwickelung ermöglichte, die Bedeutung des Geldes. „Got hât driu leben geschaffen“, heißt es bei Freidank, „gebûre, ritter, pfaffen: daz vierte geschuof des tiuvels list — daz lebn ist wuocher genant.“ Wie hier der vierte Lebenskreis, das neue, unter dem Zeichen des Gelderwerbs erblühende ſtädtiſche Leben, als außerhalb der göttlichen Weltordnung ſtehend gebrandmarkt wird, ſo wird auch ſonſt die natürliche Berechtigung und die Zuſammengehörigkeit nur jener drei älteren Stände hervorgehoben: „der pfaff, ritter, bumann, die drie sollen sin gesellen“, ſagt Regenbogen. Kriegeriſch-geiſtlich-bäueriſch kann man in der Tat den Charakter der bisherigen Kultur vorwiegend nennen: jetzt tritt der Bürger als Kulturträger auf. Und merkwürdig, wie ſich das immer auch in dem Eindruck auf die Frauen zeigt! Wie einſt der Ritter den Pfaffen, ſo ſticht jetzt der geldreiche Bürger den höfiſchen Ritter aus. „Ein hofmann und ein bürger begunden disputirn“: dieſer in Form des Streitgedichtes gehaltene Diſput Oswalds von Wolkenſtein iſt charakteriſtiſch. Der ritterliche Dichter iſt natürlich auf ſeiten des jungen, feinen, aber armen Edelmannes gegen den bürgerlichen Protzen, der nur durch ſein Geld mit Hilfe der Kupplerin triumphieren kann. Überhaupt wurde der Gegenſatz der neuen Kultur zu der bisherigen allgemein fühlbar. Wenn auch die deutſchen Städte viel ſpäter als die italieniſchen und franzöſiſchen aus der vorwiegend agrariſchen Atmoſphäre heraustraten, ſo erſchienen ſie doch bald wie ein fremdes, ſtörendes Element in dem feudal-agrariſchen Körper.

Die vorbereitenden Anfänge des Aufſchwungs der Städte wurden ſchon (Bd. I, S. 290 ff. und 399 ff.) geſchildert, das Ende der Epoche aber darf man nicht zu früh anſetzen. Das 16. Jahrhundert gehört ihr noch zum großen Teil an. Die nachfolgende Schilderung greift daher bis in Zeiten, deren kulturelle Haltung zum Teil erſt durch die in Kap. III darzuſtellende geiſtige und ſoziale Wandlung verſtändlich werden wird, wie ſie anderſeits Züge noch aus dem 13. Jahrhundert in ſich aufnehmen wird. Aber nur ſo wird ein einheitliches Bild ermöglicht.

Der Darſtellung der ſtädtiſchen Kultur dieſer Blütezeit hat man ſich von jeher gern zugewendet, teilweiſe wohl auch unter dem Eindrucke des farbenprächtigen Lebens einzelner Städte und aus Freude an der Machtentwickelung etwa der Hanſa die Lichtſeiten zu ſtark hervortreten laſſen. Es iſt eine Zeit, für die die wachſende Maſſe der Quellen die Fülle geſchichtlichen Lebens uns beſſer erkennen und ſeine bunte Mannigfaltigkeit in vielen Nuancen abtönen läßt. Über das äußere Leben und Treiben, über Sitten und Bräuche belehren jetzt ſtärker die illuſtrativen Quellen. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts beginnt man phantaſievolle Bilder früherer Zeit durch treue Wiedergabe des Lebens zu verdrängen, namentlich im Holzſchnitt; gleichzeitig erſtreckt ſich die immer wachſende Neigung, überall bildliche Darſtellung zu geben, auf alle Verhältniſſe und Vorgänge. Entſprechend tritt auch der urſprünglich weſentlich religiöſe Charakter des Bilddruckes mehr und mehr zurück. Oft iſt das Motiv der Bilder die ſatiriſche Vorführung von Unſitten und Laſtern, von lächerlichen Eigenheiten der Stände, aber ebenſo ausgedehnt iſt die objektive Darſtellung des Volkslebens, gerade auch des Lebens der unteren Stände (Bettler, Fahrende uſw.). Man ſtrebt beſonders im 16. Jahrhundert nach einer ausgeſprochen ſyſtematiſchen Wiedergabe des geſamten Volks- und Kulturlebens. Man ſucht die äußeren Zuſtände der Zeit quellenmäßig der Nachwelt zu übermitteln, wie der Frieſenhäuptling Unico Manninga um 1500 oſtfrieſiſche Trachten abbilden ließ mit folgender Motivierung: „Dieweil ich ſpüre, daß die alte frieſiſche Schmuckart und Tracht vergeht und unſere Nachkommen nicht wiſſen werden, wie ihre Voreltern gegangen ſind, ſo habe ich dies alles laſſen abkonterfeien.“ Aus ähnlichen Motiven ließen ſich die Augsburger Bürger Matthäus Schwarz und Sohn, jener ſeit 1520, dieſer ſeit 1560, in jeder neuen Kleidung malen. Dieſe Trachtenbücher ſind uns noch heute erhalten. Dazu kommt dann gerade für die Kenntnis des Lebens und Treibens eine ſtärkere textliche Quellenfülle in Betracht. Wie jene Bilder ſind auch manche Memoiren mit kulturhiſtoriſchen Zügen, etwa mit der Schilderung der Tracht, abſichtlich ausgeſtattet, ſo aus dem Ende der Epoche vor allem das „Gedenkbuch“ des Kölner Bürgers Hermann Weinsberg. Dieſer zeigt namentlich auch die Neigung, alles bis ins Detail auszumalen, Alltägliches zu betonen. Ganz anders ſind jetzt ferner die Reiſebeſchreibungen und Reiſetagebücher gehalten, doch handelt es ſich hier allerdings für Deutſchland meiſt um die Berichte fremder Beobachter, wie des Poggio oder des Froiſſard. Zu den Tagebüchern kommen die nun lebensvolleren und oft detaillierten privaten Briefe. Für die wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Städte ſodann liegt in den Privaturkunden wie ſonſt ein reicher Quellenſtoff vor, ähnlich übrigens auch für das Land, deſſen Verhältniſſe die zahlreichen Weistümer und Urbarien veranſchaulichen. Insbeſondere ſind die Stadtrechte und Stadtordnungen, überhaupt Ordnungen verſchiedenſter Art, ſowie die öffentlichen und privaten Rechnungen wichtig. Die Menge der Quellen erlaubt nun aber auch eine tiefere Erkenntnis der territorialen und lokalen Verſchiedenheiten der allgemeinen Kulturverhältniſſe wie auch beſonders der ſtädtiſchen. Mit Recht hat Riehl jede Stadt „eine kleine Welt für ſich“ genannt. Überall ergibt die beſondere äußere und innere Entwickelung auch Unterſchiede in den Zuſtänden, in der Verwaltung, in dem Tempo des Fortſchrittes. Und doch wieder zeigt die ſtädtiſche Entwickelung allerorten viel des Gemeinſamen, ſo in den Kämpfen der Städte um ihre politiſche Selbſtändigkeit, den Streitigkeiten im Inneren, den Zunftkämpfen; Recht und Verwaltungsgrundſätze wandern von einer Stadt zur anderen; die Wirtſchaftspolitik kommt aus denſelben Verhältniſſen oft zu denſelben Maßnahmen. Auch im Stadtbild ſelbſt (vgl. S. 3f.) bedingt die Notwendigkeit der Sicherung und die Technik der Zeit vielfach große Ähnlichkeiten.

Als politiſcher Faktor zunächſt ſind die Städte bei weitem nicht ſo maßgebend wie in wirtſchaftlicher Beziehung, obwohl, wie wir ſogleich näher ſehen werden, die politiſche Rolle der Städte ſeit langem recht bedeutend war. Wirtſchaftliche Intereſſen ferner beeinflußten durch ſie jetzt zuerſt die Politik: die Sicherung von Handel und Verkehr ſtand dabei im Vordergrund. Aber das allgemeine politiſche Leben wird durch die Städte doch nicht entſcheidend beſtimmt. Die italieniſchen Stadtſtaaten, ſo raſch ſie auch an einheimiſche Tyrannen oder fremde Machthaber ihre Selbſtändigkeit verloren, wurden doch die unmittelbare Grundlage des ſtaatlichen Weſens des freilich arg zerſplitterten neueren Italiens: die Grundlage der deutſchen ſtaatlichen Entwickelung dagegen bildet durchaus der Territorialſtaat, die Landesherrſchaft, die allerdings, wie oben betont, viel Wichtiges dem ſtädtiſchen Vorbild entlehnte. Das Verhältnis der deutſchen Städte zu den Territorialherren nahm mehr und mehr ein für die Städte ungünſtiges Ausſehen an. Die Emanzipation von ihren einſtigen Förderern, den Fürſten, iſt von Anfang an für die Entwickelung der Städte von Wichtigkeit geweſen. Daß dieſe ſich in der Reibung mit den immer mächtigeren Territorialherren politiſche Selbſtändigkeit erwarben, hat ſie auch wirtſchaftlich ſehr gefördert. Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ſteigt dieſe Machterweiterung. Wenn ſchon im 13. Jahrhundert einmal zeitweiſe die Städte von ſich ſagen konnten, daß auf ihnen das Wohl des Reiches und des Königs beruhe, ſo haben ſie in ſpäterer Zeit ihre politiſche Bedeutung noch vermehrt. Freilich war ihre Politik auch nichts anderes als Sonderpolitik. Gerade ihr materieller Wohlſtand erlaubte ihnen, ſich neue Rechte, ſelbſt landesherrliche, käuflich zu erwerben. Auch auf anderem Wege errangen ſie ſolche mit ihrer ſteigenden Bedeutung, und die großen Bünde und Einungen (vgl. Bd. I, S. 400 f.), die ſich immer mehr erweiterten und kräftigten, waren das Mittel, dem Bürgertum eine wichtige Stellung im Reiche neben den Landesherren, unter Umſtänden gegen ſie zu geben. Der verheißungsvolle Fortſchritt, welcher durch den Zuſammenſchluß der Städte angebahnt wurde, wurde freilich durch die Niederlagen der Städte bei Döffingen (vgl. Bd. I, S. 401) und im Weſten zunichte gemacht. Aber wenn den oberdeutſchen Städten damit die Neigung, ſich in die Reichspolitik zu miſchen, vergangen war, ſo wurde doch ihre politiſche Selbſtändigkeit nicht gehemmt. Das Streben nach der Reichsſtandſchaft, alſo nach der Reichsunmittelbarkeit und der Teilnahme am Reichstag, unter Emanzipierung von der Herrſchaft eines Fürſten, blieb nach wie vor erfolgreich, und auch norddeutſche Städte erreichten dieſes Ziel. Überdies wurden die Niederlagen im Süden durch die großen Erfolge des Hanſabundes im Norden, der gerade zu dieſer Zeit gegen Waldemar Atterdag ſiegreich geweſen war und den Höhepunkt ſeiner politiſchen Macht erreichte (vgl. Bd. I, S. 402), wettgemacht. Allerdings doch nur ſcheinbar. Denn ein großer Teil der Schwäche der mächtigen ſtädtiſchen Entwickelung lag eben in dem Mangel eines Zuſammenhanges zwiſchen den Städten der Hanſa und denen Oberdeutſchlands. Immerhin blieb die ſtädtiſche Unabhängigkeit, zum Teil ſogar vermehrt, beſtehen, und erſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ſetzte der eigentliche, erfolgreiche Kampf der erſtarkten Fürſten gegen die Städte ein, der um 1500 mit einer politiſchen Degradierung der Städte endete (vgl. S. 131). Der „Kern des Reiches“, wie ſie 1507 Macchiavell nennt, waren ſie nicht mehr, wohl aber auch damals noch der Kern der deutſchen Kultur, insbeſondere der deutſchen Wirtſchaft.

Und *dieſe wirtſchaftliche Bedeutung der Städte*, ihre ſchon oben (S. 29) betonte Rolle als Sitze der Geldwirtſchaft, war doch auch bisher das Wichtigſte geweſen. Die Bedeutung des Durchbruchs der Geldwirtſchaft und deren allgemeine kulturelle Wirkung ſind bereits im erſten Bande (S. 289 f.) charakteriſiert worden. Die Städte bilden ihre Rolle als Träger geldwirtſchaftlichen Lebens vor allem freilich erſt recht in unſerer Periode aus. Wir werden anderſeits ſogar für die ſpätere Zeit noch von der Fortdauer jener ſchon (Bd. I, S. 159) erwähnten agrariſchen Haltung auch der Städte hören und können Bücher darin beiſtimmen, „daß das mittelalterliche Städteleben ſich ſozuſagen in einer durchaus ländlichen Atmoſphäre bewegt“, aber man wird dies doch niemals als den weſentlichen Zug anſehen können. Der nichtagrariſche Charakter vielmehr ſicherte den Städten ihre wirtſchaftliche Bedeutung. Der Marktverkehr wies das Land immer ſtärker auf die Städte hin, die beſſeren ſozialen und Erwerbsverhältniſſe der Städte übten dauernd ihre Anziehungskraft aus, ſo daß man bald für die Aufnahme in die eigentliche Bürgerſchaft einigen Vermögensbeſitz forderte. Aber die ärmeren Zuwanderer begnügten ſich auch mit untergeordneten Beſchäftigungen. Schon damals wollte man in der Stadt ſein „Glück machen“ wie heute. In „der Pauren Lob“ heißt es zu Ende des 15. Jahrhunderts: „Wo ycz [jetzt] die pawrn ſune [Söhne] gewinnen, machens all zu hantwercksleuten — wer will hacken oder reuten?“

Der Grundzug der ſtädtiſchen Kultur dieſer Zeit iſt, wie betont, ein durchaus materieller, materiell wie die Lebensauffaſſung jener ganzen Epoche überhaupt (vgl. S. 163). Daß die Stadt dabei den plebejiſchen Charakter des Lebensgenuſſes beſonders förderte, iſt ſchon (Bd. I, S. 414) hervorgehoben worden. Der Maſſengeiſt wird in der Stadt großgezogen. Und wenn auch (vgl. S. 28) auf Grundlage der erhöhten materiellen Kultur ſich ſchließlich eine gewiſſe geiſtige und zweifellos eine künſtleriſche Blüte in einer Reihe deutſcher Städte entwickelte, ſo iſt doch die materielle Färbung, die Richtung auf den Erwerb wie auf den Genuß das Weſentliche, und hinter der glänzenden geiſtigen und künſtleriſchen Entwickelung der italieniſchen Städterepubliken, denen ja freilich ganz andere Vorbedingungen und fördernde Momente zu Hilfe kamen, blieben die deutſchen Städte weit zurück. Mit dieſem materiellen Zuge iſt wieder der praktiſche, geſchäftliche, auf den Nutzen gerichtete Sinn eng verwandt, und dieſem wieder ſind gewiſſe Anſätze zu rationaliſtiſchem Denken, ebenſo wie der Geldwirtſchaft an ſich, zu danken. Anderſeits zeitigt er eine große Nüchternheit des geiſtigen Lebens, die als für die ganze Zeit bezeichnend ſpäter noch näher (S. 164) zu behandeln iſt. Weiter iſt aber für den Geiſt der Bürger ſchon damals eine ſtarke Kleinlichkeit und Engherzigkeit zu betonen, die auch mit dem rechnenden Sinne des arbeitſamen, erwerbseifrigen mittleren Bürgerſtandes, vor allem der das ſtädtiſche Weſen erheblich beeinfluſſenden Handwerker zuſammenhängt. Dieſer Handwerkergeiſt hat auch jenen wirtſchaftlichen Abſchluß, jene Wirtſchaftspolitik der Städte (vgl. Bd. I, S. 157, 283), die auf nichts bedacht war, als den Bürgern die Nahrung zu ſichern, weſentlich mitbeſtimmt. Auch die Kaufleute, denen die Handwerker unfreundlich gegenüberſtanden (vgl. Bd. I, S. 407), waren doch meiſt von demſelben Geiſte beſeelt. Erſt die kapitaliſtiſche Entwickelung der ſpäteren Zeit bringt in dieſe Schicht einen größeren Zug.

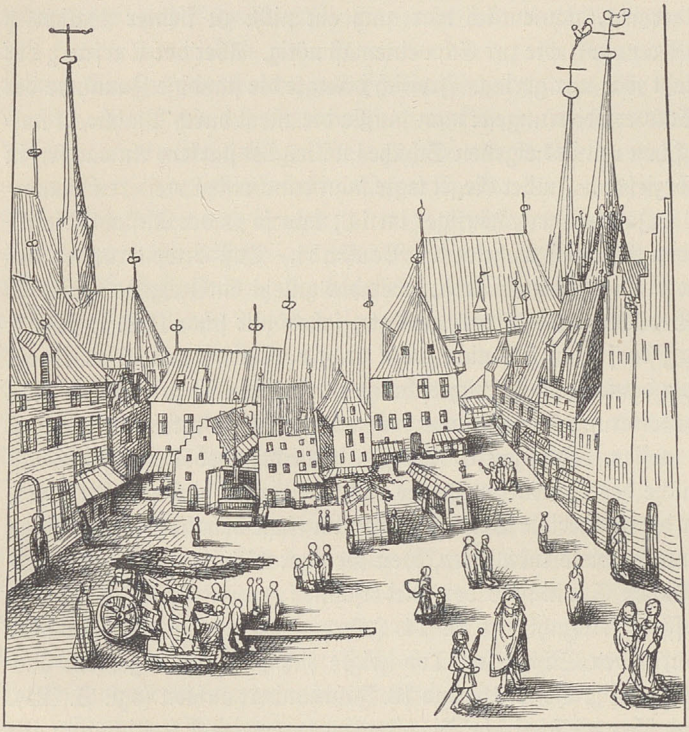
Die Überlegenheit, welche die wirtſchaftliche Machtfülle den Städten verlieh, prägte ſich nun auch äußerlich in dem ſchon (S. 3f.) geſchilderten Stadtbilde mit aus. Beſonders fällt die Befeſtigung auf, die ja für die mittelalterlichen Wohnſtätten unerläßlich war. Natürlich beſtanden in der mehr oder minder vollkommenen Art der Befeſtigung große Unterſchiede zwiſchen den einzelnen Städten. Anfänglich war (vgl. Bd. I, S. 152) die ſtädtiſche Befeſtigung überhaupt ziemlich primitiv, wenn ſie auch ſyſtematiſcher als die eines Dorfes war. Wälle mit Paliſaden und Graben mögen im Oſten und im norddeutſchen Flachlande, das der Bruchſteine entbehrte, anfangs vorgeherrſcht haben, kamen aber auch im Weſten vor. Dann verbreitete ſich die Steinmauer mehr (vgl. Bd. I, S. 152 und 324f.), und eine immer vollendetere Bautechnik wurde durch die Entwickelung der ſtädtiſchen Baugewerbe verbürgt. Immerhin unterſcheidet noch der „Schwabenſpiegel“ neben ummauerten Städten ſolche, die mit Pfahlwerk verſchanzt ſind, ſolche, die nur einen Graben haben, und ganz offene Städte. Hier und da fügte man bald zu der erſten noch eine äußere Mauer hinzu, die man dann unter dem Einfluſſe der aufkommenden Feuergeſchütze, meiſt freilich erſt ſpät im 15. Jahrhundert, wieder durch einen breiten und hohen, ziemlich weit vor der urſprünglichen Mauer liegenden Erdwall erſetzte. Vor der Mauer, die von immer zahlreicheren Wehrtürmen oder auch von feſten Wehrhäuſern unterbrochen war, und an deren Innenſeite überall ein verbindender Wehrgang entlang lief, zog ſich der Graben hin oder, wenn die Stadt an einem ſolchen lag, der ſichernde Fluß. War eine zweite Mauer vorhanden, ſo befanden ſich Gräben vor und hinter ihr; wo außer einer Mauer ein Wall Schutz bot, lag der Graben vor dieſem.

Die Stadteingänge, zu denen feſte Brücken, aber auch Zugbrücken führten, waren durch architektoniſch oft reich ausgeſtaltete Torbefeſtigungen geſichert. Die meiſt doppelten Tore lagen in einem Turm oder zwiſchen zwei Türmen; Fallgitter traten als Schutz hinzu. Draußen waren die Zugänge zu den Brücken wieder durch Türme oder Bohlen- und Flechtwerk geſchützt; die weitere Umgebung ſicherten Warttürme, die möglichſt auf Höhen lagen, und die die Stadt umziehende Landwehr (Wall mit Pfählen und Graben).

Das ganze Stadtgebiet war meiſt keineswegs klein: das von Nürnberg umfaßte etwa zwanzig Quadratmeilen, auch kleinere Städte hatten oft einige Quadratmeilen. Denn zu den noch (S. 48f.) zu erwähnenden landwirtſchaftlichen Betrieben eines Teiles der Bevölkerung gehörten größere Ländereien, namentlich war auch ein nicht zu kleiner Waldbeſitz für den Bezug von Bau- und Brennholz wie zur Schweinemaſt nötig. Aber der Umfang der eigentlichen ummauerten Stadt war nur gering. Freilich drängte die ſtändige Zunahme der Bevölkerung ſchon früh zu Stadterweiterungen: man mußte die meiſt durch Pfahlwerk notdürftig geſicherten Vorſtädte ſchon um des eigenen Schutzes willen bei ſtarkem Anwachſen in die Stadtbefeſtigung mit einbeziehen. In der Regel legte man dann einen weiteren Mauerring an. Schon im 12. und 13. Jahrhundert, häufiger im 14., kam ſo zu der Altſtadt, die indes ihr Anſehen und ſogar den Abſchluß wahrte, die Neuſtadt. Daß Erweiterungen des Mauerringes im ganzen mit etwa 1350 aufhörten, aber das zuletzt einbezogene Land für die meiſt noch zunehmende Bevölkerung durchaus genügte, ſahen wir ſchon (Bd. I, S. 26).

Auch die Bevölkerung darf man ſich nicht allzu groß vorſtellen, und es wäre ein Fehler, die Zahlenangaben der damaligen Geſchichtsſchreiber unbeſehen hinzunehmen. Man darf überhaupt die Geſamtbevölkerung Deutſchlands im ausgehenden Mittelalter nicht an den heutigen Verhältniſſen meſſen. Im ganzen hat ſich wohl die Bevölkerung zunächſt bis zu der verheerenden Seuche des Schwarzen Todes das Mittelalter hindurch ſtetig vermehrt: man muß aber immer die territoriale Verſchiedenheit im Auge behalten. Am meiſten bevölkert waren die alten Kulturgebiete im Weſten, weit weniger Mittel- und Süddeutſchland und die alten nordweſtlichen Stammſitze der Niederſachſen, ganz ſpärlich zu Anfang der neu beſiedelte Oſten, deſſen Volkszahl erſt im 14. Jahrhundert einigermaßen wuchs. Nach jener Unterbrechung durch den Schwarzen Tod zeigte ſich ziemlich allgemein eine ſtärkere Vermehrung der Bevölkerung, die im 15. und 16. Jahrhundert anhielt (vgl. S. 121). Etwas Genaueres läßt ſich nur über die ſtädtiſche Bevölkerung ſagen, meiſt freilich auch erſt für das ausgehende Mittelalter. Die älteren Berechnungen, z. B. nach der waffenfähigen Mannſchaft, ſind hinfällig und zuerſt von Hegel durch beſſere erſetzt worden. Nach Schönberg, Bücher und Inama werden Frankfurt a. M., Nürnberg, Hamburg, Breslau und Roſtock gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts etwa auf 10000 Einwohner zu ſchätzen ſein, auf eine höhere Zahl aber Bremen, Lübeck und namentlich Köln. Im 15. Jahrhundert haben Städte wie Ulm, Straßburg, Nürnberg, wo 1449/50 überhaupt zum erſtenmal in Deutſchland eine ſyſtematiſche Zählung (im Zuſammenhang mit dem beginnenden Markgrafenkriege) ſtattfand, die Zahl 20000 wohl erreicht, Augsburg kam ihnen mit 18000 nahe; Frankfurt iſt nicht viel größer geworden; dieſer Stadt ſind auch Zürich und Baſel etwa gleich; Mainz und Dresden werden 5000 und Meißen 2000 Einwohner gehabt haben. Zwiſchen 5000 und 10000 bewegte ſich wohl die Einwohnerzahl ſonſtiger bedeutenderen Städte, die meiſten anderen ſind jedoch unter dieſer Zahl geblieben. Auch die größten haben aber ſicherlich 40000 nicht überſchritten. Gewiß ſtrömten andauernd Zuwanderer, und zwar beſonders aus der nahen Umgebung, hinein, aber die immer wiederkehrenden Seuchen, wenn ſie auch nicht die Wirkung des Schwarzen Todes hatten, die kriegeriſchen Zeitläufte und ähnliche Momente riſſen dafür fortwährend große Lücken in die Bevölkerung; in gewiſſen Orten ſcheint dieſe im 15. Jahrhundert ſogar zurückgegangen zu ſein.

Jene lokale Verſchiedenheit zeigte ſich nun auch in der Anlage der Stadt, über die bereits bei der Geſchichte der Landſchaft (Bd. I, S. 25 f.) gehandelt worden iſt. Keiner Stadt fehlte naturgemäß der Marktplatz (ſ. die untenſtehende Abbildung), auf dem ſich das öffentliche und wirtſchaftliche Leben konzentrierte, der, früher zuweilen größer als heute, Verſammlungen der Bürgerſchaft wie Zuſammenrottungen oder auch Gerichtsſzenen als Schauplatz diente, Zentralpunkt des Handels war. An ihm ſtanden die wichtigſten öffentlichen Gebäude, und zu ihm führten die Hauptſtraßen hin, die breiter als die engen übrigen Straßen und Gäßchen waren. In größeren Städten, namentlich ſolchen, die im Grunde aus zweien oder mehreren beſtanden, gab es naturgemäß mehrere größere Plätze. Die Hauptſtraßen, meiſt eben jene Zugangsſtraßen, waren es auch, die zuerſt gepflaſtert wurden. Die Pflaſterung gehörte wieder zur römiſchen Kulturerbſchaft; von gepflaſterten Wegen iſt ſchon in einem Kapitular Karls des Großen die Rede, und im „Heliand“ hält Pilatus an einem stênweg Gericht. Aber dieſe „Steinwege“ waren doch noch lange recht ſpärlich. Und ſchon wenn gegenüber den ſonſt üblichen primitiv aufgeſchütteten Wegen einzelne Straßen durch kleine Steine und Kies eine feſtere Unterlage erhielten, wandte man darauf den Namen Steinweg an. Wirklich gepflaſterte Straßen, die in den italieniſchen Städten ſchon früher verbreitet waren und in Deutſchland zuerſt anſcheinend in Köln vorkamen, ſind in einiger Menge doch erſt im 14. Jahrhundert nachweisbar (Lübeck 1310, Straßburg 1322, Weſel 1324, Prag 1331, Nürnberg 1368, Frankfurt, Bern 1399, Regensburg um 1400, Augsburg 1418); die Nachrichten beziehen ſich teils auf ſchon beſtehende Pflaſterung, teils auf den Beginn derſelben, namentlich für den Markt und die Hauptſtraßen. Der Neumarkt in Breslau wurde erſt 1534 gepflaſtert, die Hauptſtraßen mancher Städte noch viel ſpäter.



Marktplatz. Handzeichnung des Germaniſchen Nationalmuſeums zu Nürnberg. Nach H. Bergner, „Handbuch der bürgerlichen Kunſtaltertümer“, Bd. I (Leipzig 1906), S. 194.

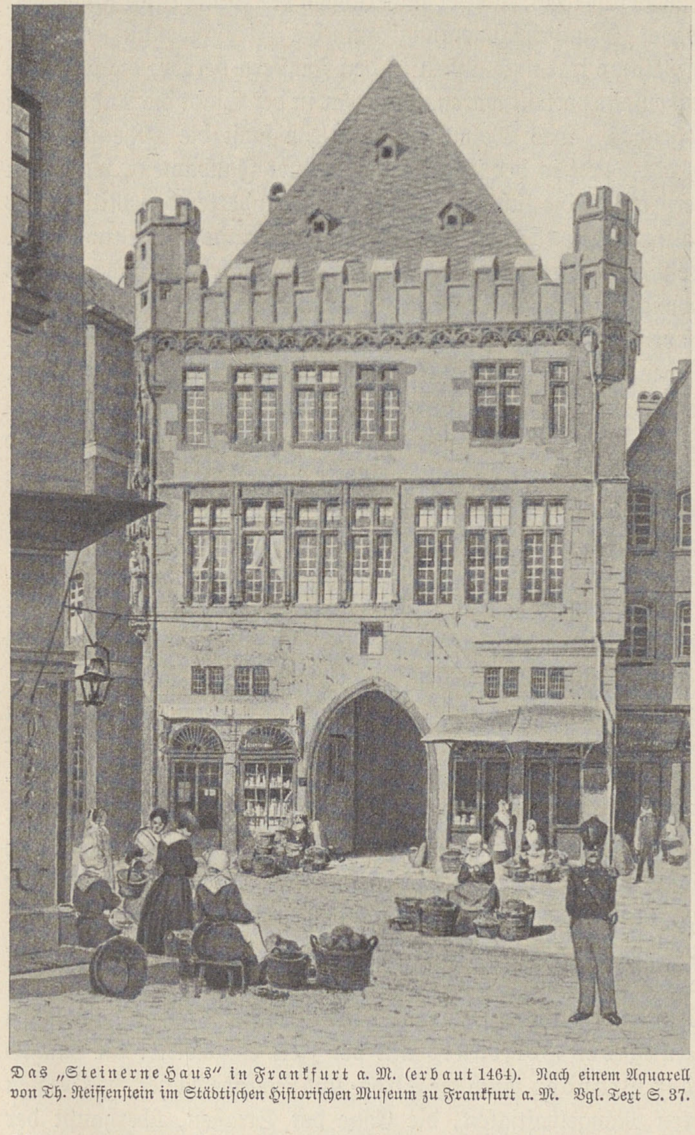
Im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert werden auch ſtädtiſche Pflaſterer (Eſtricher) erwähnt (Aachen, Nürnberg, Ulm). Indeſſen hatte man (vgl. über Ulm und Straßburg S. 47) meiſt doch nur Kiespflaſterung (Chauſſierung).

Der ſonſtige Zuſtand der Straßen, die niemals bei ihrer Anlage nivelliert waren, auch meiſt nicht entwäſſert wurden, auf denen (vgl. S. 49) Vieh herumlief und aus den Häuſern geworfener Unrat lagerte, war gewiß nicht einladend: „kotig überall", wie Burkhard Zink über Augsburg urteilte, bei Trockenheit äußerſt ſtaubig. Solche ſelbſt für Nürnberg, Köln und andere große Städte für das „Mittelalter" belegten Zuſtände, die auch das Tragen von Stelzſchuhen nötig machten, hielten noch im 16. Jahrhundert an. Straßenreinigung war zwar vielfach angeordnet, es gab auch ſtädtiſche Reinigungseinrichtungen, aber viel wurde nicht erreicht. Kam fürſtlicher Beſuch, ſo wurde wohl eine beſondere Reinigung beſtimmter Straßen befohlen, in Frankfurt auch vor der Meſſe. Man legte dann auch Stroh über den Kot oder Holzſchwellen an den Häuſern entlang. Am ſchlimmſten war es im Dunkeln, da eine Straßenbeleuchtung fehlte. Nur bei Rumor, bei Feuerlärm und wieder bei hohen Beſuchen mußten Lichter aus den Häuſern herausgehängt werden. Allerdings mußte auch jeder, der nachts ſein Haus verließ, mit einer Leuchte verſehen ſein. Im allgemeinen haben die mangelhaften Straßenzuſtände die große Seuchengefahr jener Zeit noch gefördert, und auch der Ausweg, den Unrat ſtatt auf die Straße in einen die Stadt durchziehenden Waſſerlauf zu werfen — erſteres verbot man oft —, war hygieniſch nicht beſſer. Die Straßen hatten übrigens ſchon früh ihre Benennungen, die natürlich rein aus dem Volksgebrauch ohne jeden obrigkeitlichen Einfluß erwuchſen und im ſpäteren Mittelalter in üppiger Fülle wucherten. Sie knüpfen vor allem an beſonders auffällige Merkmale der Straßen an, z. B. an jene ſie auszeichnende Pflaſterung: Steinſtraße, Steinweg, an ihre Länge und Geſtalt: Lange, Kurze, Krumme Straße, auch an ihren Eindruck: Düſtere Gaſſe, an größere Bauwerke, zu denen ſie führen oder die an ihnen liegen (Brücken, Tore, Türme, Kirchen). Sie heißen ferner nach den ja meiſt in einem beſtimmten Bezirk betriebenen Gewerben: Gerbergaſſe, Färbergaſſe (die aber nicht allein von ſolchen Gewerbsleuten bewohnt waren), nach fremden Kaufleuten, die dort ihre Herberge hatten (Engländergaſſe in Lübeck). Auch nach Privathäuſern mit charakteriſtiſchen Hausnamen oder Hauszeichen wurden, wie Grohne kürzlich ausgeführt hat, Straßen und Gaſſen benannt (z. B. Hahnenſtraße oder Sternengaſſe in Köln), und zwar meiſt nur beſtimmte Teile und kleinere Strecken einer Straße. Dieſe vor allem eben an die Hausnamen knüpfende Teilbenennung von Straßen war natürlich durch die vielfachen Krümmungen, Ecken und Winkel erleichtert.

Die Straßen waren in mittelalterlichen Städten eng, denn die Befeſtigung zwang zur Ausnutzung des Raumes. Aber die engen Straßen wurden noch durch das Ausdehnungsbedürfnis der Anwohner weiter beſchränkt. Man ſuchte den nicht allzu großen Raum, den man zur Verfügung hatte, nach Möglichkeit zu vergrößern, baute einerſeits oft hoch hinauf, ſuchte anderſeits durch Überbauung für jedes obere Stockwerk auf Koſten des Luftraumes der Straße mehr Platz zu gewinnen. Dieſes „Vorkragen" der Stockwerke wurde insbeſondere durch hinausſchießende feſte Balken bei dem noch lange überwiegenden Holzbau ermöglicht. Den eigentlichen Grund ſolcher „Balkenvorſprünge", die ſich auch beim Bauernhauſe finden, ſich aber in der Stadt erſt zu eigentlichen „Überhängen" ausbilden, hat man zunächſt in rein techniſchen Momenten geſehen. Obgleich nun die Obrigkeiten zum Schutze der Straße gegen dieſe Überhänge vorgingen, z. B. ein beſtimmtes Maß feſtſetzten, erhielten ſie ſich im Norden noch im 17. Jahrhundert und länger. Im Süden trug zu ihrer früheren Beſeitigung ſchon die größere Verbreitung des Steinbaues bei. Aber auch bei dieſem hatte man von jeher die Straße in erheblicher Weiſe beeinträchtigt. Man baute vor das Erdgeſchoß laubenartige Gänge (Arkaden), die die Fußgänger freilich auch vor Regen und Sonnenbrand ſchützten. Das obere Stockwerk ragte dann wieder, auf den Lauben ruhend, in die Straße hinein. Die Lauben ſelbſt blieben aber ihrerſeits nicht frei, ſondern hier hielt man Waren feil, oder der Handwerker arbeitete gelegentlich in ihnen. Auch gegen dieſe Vorbauten, die in den einzelnen Gegenden verſchieden ſind und auch verſchieden benannt werden, nicht minder gegen Kellerhälſe und anderes, ſchritt die Obrigkeit früh ein und ebenſo endlich gegen kleinere Ausbauten an den oberen Stockwerken, die ja ohnehin ſchon zum Teil überhingen, alſo gegen die Erker und Chörlein.

Was die Häuſer ſelbſt anlangt, ſo war das private Bürgerhaus keineswegs von Anfang an der ſtattliche Bau, den wir heute in alten Reichsſtädten bewundern. Wenn man ſchon um 1200 in Köln die Gebäude rühmte, ſo hatten dieſe doch diejenigen des 14. und namentlich des 15. Jahrhunderts bei weitem noch nicht erreicht. Urſprünglich unterſchied ſich das ſtädtiſche Haus von der ländlichen Wohnſtätte nicht. Das iſt eigentlich ſelbſtverſtändlich. Denn die Städte ſind organiſch erwachſen, und ſelbſt bei Neugründungen konnte man zunächſt unmöglich ohne weiteres auf eine andere Wohnweiſe kommen als auf die bisherige. Die Anſchauung, daß es ſich bei den ſtädtiſchen Wohnſtätten um eine ſelbſtändige Entwickelung vom 11. Jahrhundert an handle, iſt nicht haltbar. Anderſeits bietet die Erforſchung der Formen des ſtädtiſchen Wohnhauſes, die man bei dem zunächſt der Bauernhausforſchung zugewandten großen Intereſſe bisher zu ſehr vernachläſſigt hat und erſt neuerdings in Angriff zu nehmen beginnt, noch ein ſehr dankbares Arbeitsfeld. Natürlich muß man dabei landſchaftlich vorgehen und den Zuſammenhang der volkstümlichen Bauweiſe einer einzelnen Stadt mit derjenigen ihrer Umgebung nachzuweiſen ſuchen, wie dies Lauffer für Frankfurt a. M. getan hat. Ebenſo klar iſt nun aber, daß die allgemeinen Bedingungen und Verhältniſſe des ſtädtiſchen Lebens, die veränderte Wirtſchaftsweiſe von Anfang an ihren Einfluß äußern mußten und allmählich auch die Bauart wie den Grundriß der Stadthäuſer weſentlich umgeſtaltet haben, ſo daß ſich eben eine neue Hausgattung bildete. Zunächſt hatte jenes die Stadt beſonders auszeichnende Moment der Befeſtigung (vgl. Bd. I, S. 150 f.) bei ſtärkerer Zunahme der Bevölkerung die ſchon hervorgehobene Folge des Wohnens auf engerem Raume. Die Häuſer, deren hergebrachte Größen im allgemeinen das Ausmaß der ziemlich gleichen Grundflächen der Durchſchnittsbürger beſtimmt hatten, mußten näher aneinandergerückt werden als im Dorfe. Immerhin blieben ſie anfangs noch voneinander getrennt, und ſo blieb noch die alte individualiſtiſche Bauart angedeutet. Zwiſchen den Häuſern befanden ſich ſchmale Gänge, in die urſprünglich auch die Dachtraufen ausliefen (nicht alſo nach der Straße hin). Aber der Eingang konnte naturgemäß nicht mehr von der langen Seite genommen werden, ſondern er lag an der Giebelſeite, die die der Straße zugewendete Seite war. Man hat darin Anſchluß an die dörfliche Anlage geſehen. Indeſſen erklärt ſich die anfängliche Orientierung des Hauſes mit dem Giebel nach der Straße doch ſchon aus dem natürlichen Grunde, daß man bei der allgemeinen Raumbeſchränkung nur die ſchmale, alſo die Giebelſeite an die Straße legen konnte. Vom Giebel aus wurden dann alle Waren, Vorräte und Geräte von der Straße hinauf in die Bodenſpeicher gewunden. So wurde auch der Hof alsbald hinter das Wohnhaus gelegt, etwaige Wirtſchaftsbauten gleichermaßen. Weiter ergibt ſich aus der Raumbeſchränkung ein Wachſen des Hauſes nach oben, der Aufbau eines oder (ſpäter) mehrerer Stockwerke, ebenſo jene Übertreibung der Überhänge. Daß der Eingang von der Giebelſeite genommen werden mußte, hatte nun, wie Lauffer gut ausgeführt hat, allerlei Änderungen des Grundriſſes zur Folge: erſt ſehr viel ſpäter iſt dann dieſer „Grundrißſchwenkung" auch die „Firſtſchwenkung" gefolgt. Die Anordnung der inneren Räume trat nach außen in den Fenſtern hervor, die durchaus nicht gleichmäßig an der Straßenſeite verteilt waren. Neu war in der Stadt die Anbringung von Verkaufsläden im Erdgeſchoß. Das Wohnhaus bewahrte ſonſt die althergebrachte Geviertform, erhielt aber in der Stadt in der Regel ein ſteinernes Fundament, was dann wieder die Anlage von Kellern ergab, die ſich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters im Zuſammenhang mit der ausgebildeten Technik der Wölbung außerordentlich entwickelten. Auf das alte Bauernhaus weiſt dann wieder die anfängliche Einräumigkeit des Erdgeſchoſſes (vgl. S. 39) hin. Die Notwendigkeit, daß alle Häuſer unmittelbar an der Straße lagen, ergab im übrigen neben der erwähnten ſchmalen Hausfront große Tiefe des Grundſtückes. Das Haus ſelbſt war, abgeſehen von dem Fundament, noch lange, wie das Bauernhaus, ein Holzbau, d. h., namentlich im Norden, ein Fachwerkbau, während im Süden der Riegelbau überwog (vgl. jedoch S. 39). Der Steinbau war bei Privathäuſern noch lange eine zum Teil durch die Einflüſſe des Handelsverkehrs herbeigeführte Ausnahme, ſonſt ein Vorzug der geiſtlichen Höfe und derjenigen der Vornehmen, die anfangs feſte Wohntürme aufführten, ſpäter nur das Erdgeſchoß befeſtigten. Ein ſteinernes Haus gab auch Veranlaſſung zur entſprechenden Benennung des Hauſes und dann wieder des Beſitzers (zum Steinhaus, Steinhauſen; vgl. S. 81). In Frankfurt hießen noch in neuerer Zeit fünf Häuſer danach. Eben dieſe Hervorhebung deutet die Seltenheit der Steinhäuſer an. Daß nun, wie das an noch erhaltenen Häuſern des ausgehenden Mittelalters in Frankfurt zu ſehen iſt (ſ. die Abbildung S. 38), ſolche Häuſer zum Teil Zinnen und Ecktürmchen aufweiſen, hat man dem Wehrcharakter auch dieſer bürgerlichen Wohnbauten zugeſchrieben. Einen ſolchen beſtreitet Lauffer indes aus allgemeinen wie aus kriegstechniſchen Gründen, will den Steinbau vielmehr als Schutz gegen Feuer angewandt wiſſen und bezeichnet wenigſtens jene Frankfurter Häuſer als Handelshäuſer mit feſten Lagerräumen. Die Zinnen uſw. ſeien bloße Zierformen; ſie waren in der Gotik als ſolche auch für den Hausrat uſw. üblich. Anderſeits konnten die Bauleute jene kriegeriſchen „Zweckformen", an die ſie gewöhnt waren, leicht als „Zierformen" auf den friedlichen Wohnbau übertragen. Öfter wurden zunächſt nur die Brandmauern oder einzelne Teile aus Stein aufgeführt (Steinkammern).

Ein eben erwähntes Moment hat ſicherlich, wie ſich das z. B. für Breslau nachweiſen läßt, auf die Zurückdrängung des Holzbaues mit der Zeit eingewirkt: die damals ungemein häufige Gefahr der Brände. Auch die Stroh- und Schindeldächer, das Fehlen von Schornſteinen oder deren Mangelhaftigkeit, die Enge der Straßen, überhaupt der Wohnweiſe, die Exiſtenz allerlei heimatloſen Geſindels verſchuldeten zum Teil dieſe namentlich im 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts auftretende Heimſuchung. Regensburg brannte im 12. Jahrhundert dreimal faſt ganz nieder. In Worms gab es ausgedehnte Brände in den Jahren 1221, 1234, 1242, 1259, 1269 und 1298; in Straßburg wurden im 14. Jahrhundert oft ganze Straßen vernichtet, ſchon 1298 aber 355 Häuſer, wobei ſogar das Münſter gefährdet war, in Baſel 1294: 600 Häuſer. Aber auch in ſpäterer Zeit tauchen in den Chroniken immer wieder ſolche Brandnachrichten auf. In der Chronik des Dietrich Weſthoff heißt es zu 1546: „Sundaegs Quaſimodogeniti brante die Stat Herzberg (?) im ſtichte (Stift) van Collen up 26 hueſer [bij]nach rein uet (aus); gelichvals brante ouch Gulich bijnach ganz uet up 40 hueſer (26. Mai); ... (1. Juni) branten to Lunen wol 50 huſe[r], und 2 kinder doet.“ Gewiß erklärt auch die Mangelhaftigkeit des Löſchweſens das ſtarke Umſichgreifen ſolcher Brände, obſchon die ſtädtiſchen Obrigkeiten ſich in dieſer Beziehung viel Mühe gegeben haben und mehr oder weniger praktiſche Feuerordnungen erließen. Von Straßburg rühmte z. B. der Kaſtilianer Peter Tafur die „herrliche“ Ordnung bei Feuerlärm. Insbeſondere zeichnete ſich aber hierin Nürnberg aus, deſſen Feuerordnungen bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen. Über die Organiſation der Helfer und das Eingreifen der Obrigkeit, über die Tätigkeit der Zunftleute — auch in anderen Städten wurden beſtimmte Handwerker, namentlich Bauhandwerker und Schmiede, zum Feuerdienſt verwandt —, über die Waſſerzufuhr, über Verteilung und Verwendung der Feuergeräte wurden genaueſte Beſtimmungen gegeben. Und obwohl ſie nicht immer innegehalten wurden, ſo hat doch gerade Nürnberg allzu große Brände nicht erlebt. Wie man das Löſchen handhabte, zeigt insbeſondere auch eine Schilderung in Endres Tuchers Baumeiſterbuch (1449). In Nürnberg kam auch zuerſt (im 15. Jahrhundert) die Spritze, d. h. die unvollkommene Handſpritze, auf, die im Altertum ſchon bekannt geweſen war, während ſich im Mittelalter ſonſt die Feuergeräte auf lederne Feuereimer und Waſſerkufen beſchränkten. Die moderne Feuerſpritze iſt erſt im



Das „Steinerne Haus“ in Frankfurt a. M. (erbaut 1464). Nach einem Aquarell von Th. Reiffenſtein im Städtiſchen Hiſtoriſchen Muſeum zu Frankfurt a. M. Vgl. Text S. 37.

17. Jahrhundert erfunden worden. Sehr bewundert wurde die 1655 von Johann Hautſch in Nürnberg erbaute Spritze. Bei der allgemeinen Unſicherheit wurden während eines Feuers übrigens die Tore und Mauern der Stadt durch Schutzwachen geſichert. Abſchreckende Mittel, wie die Beſtrafung des Hausbeſitzers, bei dem ein Brand auskam, trugen zur Minderung der Brände wohl kaum bei. Wenig wirkten auch Maßregeln wie das Verbot der Strohdächer, wobei man in Frankfurt z. B. Ärmere bei den Koſten der Herſtellung von Ziegel- oder Schieferdächern unterſtützte. Schon 1423 verfügte man in Seligenſtadt: „es ſal keyn ſtrohedache nyemant han", aber noch im 17. Jahrhundert kamen in den Vorſtädten von Bremen Strohdächer vor.

Wichtiger war jenes mit ſteigendem Wohlſtand eintretende allmähliche Verſchwinden des Holzbaues. In Norddeutſchland, namentlich im Nordweſten, ließ indeſſen die tief eingewurzelte Vorliebe für den nationalen Holzbau dieſen oder doch den Ständerbau auch noch im 16. Jahrhundert fortdauern, jetzt freilich oft künſtleriſch geſtaltet, mit vielem Schnitzwerk und Malereien. Aber ſchon in frühgotiſcher Zeit zeigte der damals überall häufige Holzbau, der im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts noch grob und einfach geweſen war, reichere Ausbildung durch die Holzſchnitzkunſt. Natürlich entwickelte ſich alles landſchaftlich verſchieden. In Mitteldeutſchland beſtand ſeit alters eine beſondere Fachwerktechnik. Fachwerkbau wird ferner z. B. 1492 durch ein Mitglied einer venezianiſchen Geſandtſchaft als (ſüd-) „deutſche Art" des Hausbaues beſchrieben: es iſt von „Balken und Hölzern, die zwiſchen dem Mauerwerk liegen und mit Holz-, nicht mit Eiſennägeln, befeſtigt ſind", die Rede.

Anfangs reichten die Häuſer, wie ſie immer nur ſchmal blieben, auch nicht allzuſehr in die Höhe: über dem Erdgeſchoß befand ſich zunächſt nur ein Obergeſchoß, darauf das Dachgeſchoß. Wie das Erdgeſchoß war das Obergeſchoß anfangs nur einräumig. Das einräumige Erdgeſchoß, die Hausflur, die die Hauptſtätte der Arbeit, der gewerblichen Tätigkeit, aber auch des Kochens und Eſſens und des Familienlebens war, wurde allmählich durch Abzweigung einer beſonderen Werkſtätte oder eines Ladens ſowie einer Küche um den in den Hintergrund gedrängten Herd zu mehreren Räumen; doch blieb in Norddeutſchland die große „Diele" als Prunkraum erhalten, während im ſonſtigen Deutſchland dieſe Flur ganz verſchwand. Im Obergeſchoß, zu dem oft recht primitive Treppen führten, ſtellte der Vorſaal den Reſt des großen Einraumes dar, von dem nun die „Stube", Schlafkammern und Vorratsräume abgetrennt waren. Das alte Handwerkerhaus mit der das ganze Erdgeſchoß einnehmenden Werkſtatt, den darüber befindlichen beſcheidenen Wohnräumen und dem wieder darüber liegenden „Söller" mit Vorratsräumen hat ſich hier und da noch in alten Städten erhalten. Dieſer Vorratsboden lag zwiſchen den hohen Giebeln. Das Dach war früh mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, aber lange konnten weder jenes alte Strohdach noch die Schindeln, die in Niederſachſen nach Johannes Boëmus noch im 16. Jahrhundert allgemein waren, verdrängt werden. Für den Ablauf des Waſſers ſorgte man gegen Ausgang des Mittelalters durch Waſſerſpeier, meiſt durch hölzerne „Dachkändel", die das Waſſer ſpäter (vgl. S. 36) mitten auf die Straße beförderten und z. B. in Frankfurt erſt im 18. Jahrhundert durch blecherne Dachröhren, die bis zum Boden reichten, erſetzt wurden.

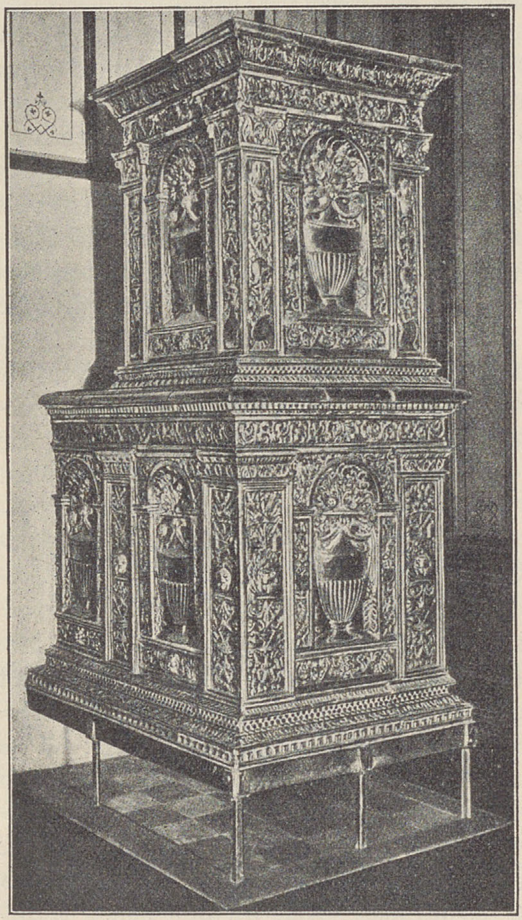
Auch als ſich im Laufe der Zeit das Bürgerhaus reicher entwickelte, ließen die Vermögensunterſchiede doch immer noch viele recht primitive Wohnſtätten ohne Keller oder ohne Obergeſchoß namentlich in den Nebengaſſen weiterbeſtehen. Johannes Boëmus berichtet im 16. Jahrhundert von den Bauten der Armen aus Holz und Lehm. Namentlich die

Zinshäuſer waren in der Regel ärmlich. Es waren nun aber nicht allein Kirche und Rathaus, Kloſter und Kaufhaus, die den Bürger auch für ſeinen Hausbau zu den erwähnten ſtattlichen Steinbauten anregten, vielmehr auch die Bauten von weltlichen und geiſtlichen Herren, die zum Teil ähnlich wie die inſelartigen großen Komplexe der Klöſter beſondere Höfe bildeten, zum Teil in der Straßenfront lagen. Weiter wirkte aber auch, wie (S. 37) erwähnt, der Anblick der Häuſer in romaniſchen Ländern, die der Kaufherr aufſuchte. Seit dem 14. Jahrhundert begann das Bürgerhaus mit jenen Bauten zu wetteifern, und die Entwickelung der Baugewerbe begünſtigte das, bis dann im 15. Jahrhundert allenthalben, doch immer im Rahmen der landſchaftlichen Sonderart, eine neue Periode für die Bürgerhäuſer eintrat. Jetzt begann die Kunſt das deutſche Bürgerhaus zu verſchönern. Reicher geſtaltete ſich das Äußere: die Faſſade ward gegliedert, jene Erker wurden immer häufiger, Steinmetzarbeiten, Wappen und Hauszeichen darſtellend, kamen hinzu, an Holzbauten kunſtvolle Holzſchnitzereien, endlich auch Malereien, die in Wien z. B. Äneas Silvius rühmte. Übrigens erlaubte gerade der Holzbau eine individuellere Behandlung des Äußeren als der Steinbau, z. B. bezüglich der Stellung der Fenſter. Der Backſteinbau des Nordens aber neigte jetzt namentlich zu feinerer Geſtaltung der Giebel (Treppengiebel). Die Haustür ſodann verlor die primitive Form, wurde nicht mehr, wie früher, horizontal, ſondern ſenkrecht in zwei Flügel geteilt oder war jetzt einflügelig, wurde ferner mit Beſchlägen und durch Holzſchnitzereien geſchmückt, auch mit kunſtvollen, zum Teil wunderſchönen Türklopfern verſehen. Die Fenſter erhielten nicht nur Butzenſcheiben (vgl. S. 41 f.), ſondern entwickelten ſich allmählich nach dem Vorbild der Kirchenfenſter zu ſchöngemalten Glasfenſtern. Zunächſt ließ man wohl nur das Wappen auf die Fenſter malen, auch ſpäter blieb es neben den ſonſtigen dekorativen bibliſchen und hiſtoriſchen Malereien das Weſentliche.

Nach dem Äußeren, freilich ebenſo nach anderen Momenten, wurden die Häuſer auch benannt. Die Hausnamen, über die Grohne kürzlich zuſammenfaſſend gehandelt hat, entſtanden naturgemäß erſt, ſeitdem ſich das ſtädtiſche Weſen in ſeiner charakteriſtiſchen Eigenart ſtärker entwickelt hatte, d. h. ſeit Beginn des 13. Jahrhunderts. Jetzt wuchs die Zahl der Häuſer und damit das Bedürfnis der Unterſcheidung, und dieſe wurde durch die Vermehrung der äußerlich vor anderen hervortretenden Häuſer erleichtert. Die Sitte der Hausnamen verbreitete ſich, der Entwickelung des Städteweſens entſprechend, im 13. Jahrhundert zunächſt in den alten Kulturgebieten des Weſtens, in Köln ſchon im 12. Jahrhundert, und drang im 14. und 15. auch weiter nach Deutſchland hinein. Im Nordoſten und ebenſo zum Teil im Nordweſten (Hamburg und Bremen) kam ſie dagegen nur zu einer ſpärlichen Entwickelung, vor allem weil hier, in der bürgerlichen Sphäre des Handels und der Schiffahrt, die uralte Hausmarke als Eigentumszeichen eine größere Bedeutung als im übrigen Deutſchland gewonnen hatte und als Mittel der Kennzeichnung jedes andere aus dem Felde ſchlug. Die Hausnamen entſtehen in natürlicher Weiſe in der Einwohnerſchaft und aus ihr heraus, wie ſonſt volkstümliche Benennungen entſtehen, anfangs wenig beachtet, aber allmählich feſter werdend. Sie knüpfen, wie Grohne ausgeführt hat, an Merkmale, wie ſie das Grundſtück, z. B. in einem Baum, namentlich einem Obſtbaum, oder einem Rebſtock, einer Gartenanlage (Baumgarten, Wurzgarten, Roſengarten) oder ſonſt, bietet, weiter an die bauliche Beſchaffenheit des Hauſes (Gattung: Palas, Kemenate; Größe; Bauſtoff: Steinhaus [vgl. S. 37]; Farbe: rotes Haus) oder an den Hausſchmuck (Hirſchhorn), dann an die im Hauſe betriebenen Gewerbe (Benennung nach dem Handwerk, dem

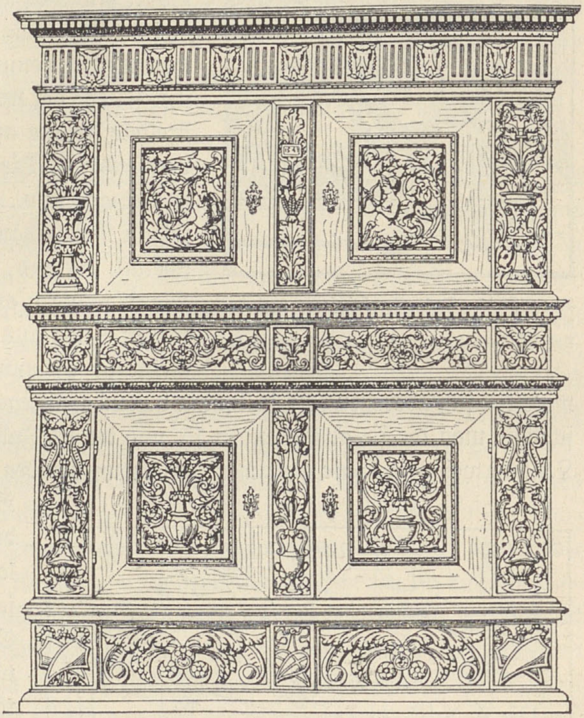
Handwerker, dem Handwerkszeug), endlich an die am Hauſe angebrachten Marienbilder (zur Magd, zur Jungfrau) und Bilder von Schutzheiligen (zum Chriſtoph, zum Ritter Georg oder auch einfach zum Ritter), auch ſchon an chriſtliche Sinnbilder (zum Einhorn, zum Pelikan). Man nennt das Haus ferner nach dem Namen des Hausbeſitzers (zum Ingelheimer) — die ſich ungefähr gleichzeitig bildenden Haus- und Familiennamen ſtehen zum Teil in Zuſammenhang —, auch nur (beſonders in Köln) nach der Heimat des Bewohners (Paris, Düſſeldorf), eine Bezeichnung, die wohl von dem Bewohner ſelbſt ausgeht, ferner nach Eigentümlichkeiten desſelben, die ſchon zu einem perſönlichen Übernamen geführt hatten (zur Haſenſcharte, zum Rindsfuß [Klumpfuß]), endlich nach bildlichen Über- und Beinamen des Bewohners (Bär, Bock, Finke, Kalb uſw.), alles Namen, die ſchließlich, nachdem die perſönliche Beziehung vergeſſen iſt, am Hauſe haften. Zuletzt gibt die Anbringung des Wappens am Hauſe Anlaß zu deſſen Benennung. Im 13. Jahrhundert, als nur die kleine Zahl der Patrizier Wappen führte, war das ſelten; ſeitdem aber im 14. und 15. Jahrhundert alle ratsfähigen Bürger Wappen hatten, nahm dieſe Gruppe von Hausnamen ſehr zu, ja die Sitte der Hausnamen wurde durch die Wappen am Hauſe, wenigſtens die verſtändlichen, beſonders gefördert. Auf ſolche Wappen gehen Hausnamen wie „Zum Schild“ und ſicherlich die gewiſſe Farbenbezeichnungen (rot und gold) enthaltenden wie „Zum roten Löwen“ zurück. Dieſe Gruppe von Namen iſt nun für die weitere Entwickelung beſonders wichtig. Wer ſich ein neues Wappen zulegte, knüpfte in der Suche nach einem abzubildenden Gegenſtand wohl an den ſchon beſtehenden Namen ſeines Hauſes an. So wurde in einem „redenden Wappen“ dieſer verbildlicht, und zum natürlichen Hausnamen trat ein künſtliches Hauszeichen. Zu ihrer Verwendung leitete alſo gerade die Heraldik, aber jene anderen Gruppen von Hausnamen konnten zum Teil auch eine ſolche Tendenz fördern, z. B. die Hausnamen nach dem Haupthandwerkszeug oder diejenigen nach Eigentümlichkeiten des Bewohners oder nach dem bildlichen Übernamen (Necknamen) desſelben (Bär uſw.), nachdem der urſprüngliche Zuſammenhang vergeſſen war. So beginnt man — der Zug zur bildlichen Darſtellung liegt ja überhaupt im mittelalterlichen Menſchen — immer häufiger die Hausnamen bewußt zu verbildlichen, und damit hebt erſt die Zeit der eigentlichen Hauszeichen an, die alſo jünger ſind als die Hausnamen und in außerordentlicher Fülle und Buntheit nunmehr in dem Straßenbilde der Städte hervortreten. Auf Tafeln gemalt oder plaſtiſch dargeſtellt, prangen nun an den Häuſern oder ragen an Aushängeſtangen in die Straße hinein Tiere und Pflanzen, Schwerter und Helme, Schiffe und Wagen, Schlüſſel und Zangen uſw. Jetzt, ſeit dem ſpäten Mittelalter, benennt auch der Beſitzer ſein Haus nach ſeinem perſönlichen Geſchmack und läßt ein entſprechendes Hauszeichen fertigen, etwa ſeinen Namenspatron abkonterfeien. Dem Volk aber, das nicht zu leſen verſtand, war dieſe Bilderſprache höchſt willkommen.

Im Inneren des Hauſes überwiegt noch lange der Arbeitscharakter. Erſt allmählich wird das Haus des reichen Bürgers auch zu einer künſtleriſch ausgeſtalteten Stätte der Geſelligkeit. Indeſſen Mängel bleiben doch auch dann am Hausinneren, z. B. bezüglich der Höhe der Räume, haften: ſie treten erſt recht bei den Häuſern der mittleren Klaſſe hervor. Die lange mit Abſicht ſchmal oder niedrig gehaltenen, ſpärlichen, ſpäter größeren und zahlreicheren Fenſter (vgl. S. 40) z. B. wurden, wie auf den Burgen, anfangs noch verſtopft oder mit Holzläden verſchloſſen; dann kamen Rahmen auf, in denen Gewebe, dünne Leinwand, Pergament, Papier eingeſpannt waren, endlich, aber zunächſt als Luxusgegenſtand, Glasfenſter. Im 15. Jahrhundert waren dieſe aber noch meiſt auf die Prunkräume beſchränkt. Jedenfalls war ein ordentlicher Verſchluß häufig nicht vorhanden. Der Ofen entwickelte ſich aus dem backofenartigen Bauernofen allmählich zum Kachelofen (vgl. Bd. I, S. 147), der anfangs plump aus Ziegeln oder dunklen Kacheln auf Füßen errichtet wurde. Im 15. Jahrhundert wurde dann der Ofen formenſchöner und oft künſtleriſch geſtaltet: er bildete ſeitdem häufig eine Zierde des Wohnraumes (ſ. die nebenſtehende Abbildung). Im 16. Jahrhundert bevorzugte man am Rhein eiſerne, mit Reliefs geſchmückte Öfen. Kamine, die mehr romaniſche Eigentümlichkeit geblieben ſind, waren, wo ſie in Häuſern reicher Bürger vorkamen, als vornehme Einrichtungsſtücke nach dem Vorbild von Burgen und Schlöſſern übernommen. Ebenſo machte der Patrizier das Behängen der meiſt ſchlicht geſtrichenen Wände mit Teppichen nach. Doch geſchah das nur, wie auf den Burgen, bei Feſten und nur in den beſſeren Zimmern, in denen wohl auch hin und wieder Wandmalereien vorkommen mochten. Der Bezug der Teppiche war durch die ſeit dem 14. Jahrhundert mächtig aufblühende Induſtrie in den Niederlanden ſehr erleichtert: dieſe Erzeugniſſe hatten Weltruf, wie die italieniſche Bezeichnung Arrazzi (nach Arras) zeigt. Allmählich wich aber der Wandteppich der viel behaglicheren Wand- und Deckentäfelung, die durch zum Teil prächtige Holzſchnitzereien verſchönert wurde. Erſt ſpäter kamen gerahmte Wandbilder und Wandſpiegel auf; der Handſpiegel aus Glas war ſchon länger bekannt.



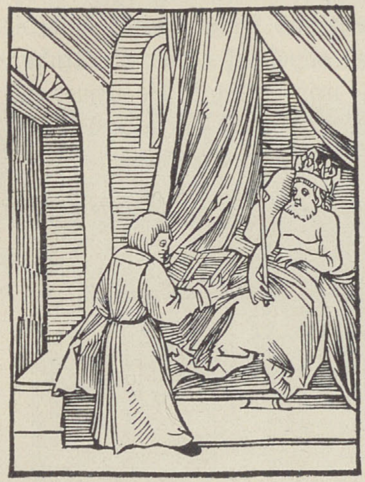
Grünglaſierter Ofen des 16. Jahrhunderts auf der Burg zu Nürnberg. Nach den „Mitteil. aus dem German. Nationalmuſeum" 1900.

Die Entwickelung zu immer ſchönerer Geſtaltung zeigten nun vor allem auch die Möbel des Bürgers, die ſich im Anfang von denen des Bauern kaum unterſchieden. Den Hausrat finden die Italiener noch im 16. Jahrhundert ſehr einfach und beſcheiden. Immerhin war ſchon mit dem 15. Jahrhundert alles ſchöner und reicher geworden, und mit Recht hat Heyne „das Kunſtmöbel recht eigentlich eine Schöpfung der Bürgerkreiſe" genannt. An den Wänden ſtanden zunächſt die Bänke, die allmählich Seiten- und Rückenlehnen erhielten, aber noch befeſtigt waren. Oder es dienten die Truhen, d. h. anfangs ſchwere Käſten, zum Sitzen. Durch Kiſſen machte man es ſich bequemer. Daneben gab es Schemel und einen meiſt als Ehrenſitz beſtimmten Stuhl. Feſt und ſchwer wie die Bänke war auch der Tiſch, der ſelten rund, häufig ein „Schragentiſch“ war, aber wie jene jetzt ein Objekt der zierlichen Holzſchnitzerei der Gotik wurde; ſeine Platte war ausgelegt oder bemalt. Die Unbeweglichkeit und Steifheit des ganzen Interieurs konnte freilich auch die Leichtigkeit des Ornaments nicht aufheben. Letzteres zierte allmählich ebenſo die Truhen, deren Seiten jetzt in längliche Felder geteilt waren. Aus urſprünglich in die Mauer eingelaſſenen Wandſchränken hatten ſich ferner aufrechtſtehende Schränke auf hohem Geſtell oder ohne Füße entwickelt. An ihnen, die ſpäter die Truhen überhaupt verdrängten, zeigt ſich oft die künſtleriſche Ausſtattung am hervorragendſten (ſiehe die nebenſtehende Abbildung). Das gotiſche Schnitzwerk der Truhen und der häufig mit Zinnen gekrönten Schränke ſowie die Bemalung (z. B. der zunächſt ungegliederten Schranktüren) ſehen wir ſpäter dem Renaiſſanceornament weichen. Zum Interieur gehörten noch Wandbretter mit Krügen und Gläſern, auch wohl im Prunkzimmer ein kleiner ſchrankartiger Hausaltar. Oft waren die Möbel noch mit künſtleriſch gewirkten Decken belegt. Das Hauptmöbel des Schlafzimmers, das meiſt ſehr große Bett, zeigte ebenfalls den Einfluß des immer höher entwickelten Kunſtgewerbes. Die Formen der Betten waren verſchieden, von dem einfachen Spannbett, das als Lotter- oder Faulbett auch in den Wohnräumen vorkam, bis zu dem großen Bett mit Himmel (ſ. die Abbildung S. 44 oben) oder mit kunſtvoll geſchnitztem Bettdach. Man ſchlief aber noch nackt unter der Decke (ſ. beide Abbildungen S. 44). Federbetten hatte man allgemein, ebenſo große federgefüllte Kopfkiſſen. Viel Wert legte man auf ſchöne Bettdecken; Bettzeug galt überhaupt als wertvolle Habe. Auch die Tiſchtücher wurden allmählich allgemeiner verwendet und immer feiner. Von ſonſtigem Hausrat ſeien die immer luxuriöſeren und mannigfaltigeren Trinkgefäße aus Glas, Fayence, Majolika erwähnt, weiter die zu Ausgang des Mittelalters aufkommenden Stand- und Wanduhren (ſ. die Abbildung S. 46), die durch die großen, ſeit dem 14. Jahrhundert ſich einbürgernden Uhrwerke der öffentlichen Gebäude angeregt waren, ſodann die Vogelkäfige, die ebenſo im Bauernhauſe und in der Burg zu finden waren. Beſonders in Thüringen war die Sitte, Stubenvögel zu halten, ſehr verbreitet. Für Oberdeutſchland ferner berichtet Antonio de Beatis (1517/18): „Die Einwohner haben große



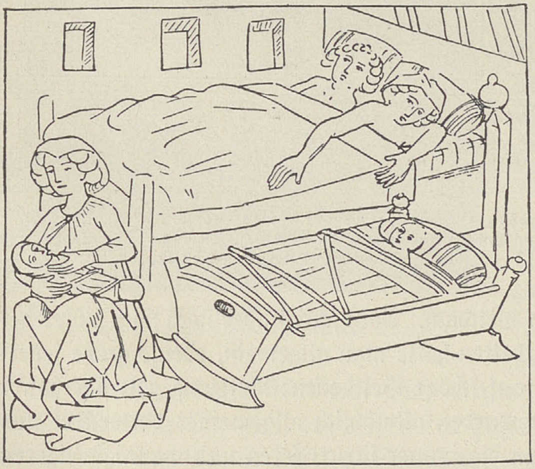
Nürnberger Schrank aus der Mitte des 16. Jahrhunderts im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Nach den „Mitteilungen aus dem Germaniſchen Nationalmuſeum“ 1884/86.

Freude daran, ſich in den Zimmern verſchiedene Vögel in kunſtvollen Käfigen zu halten, von denen einige auch nach Belieben frei aus und ein gehen." Bemerkenswert ſind noch die in „Scherben" gepflegten Blumen.



Lagerſtatt. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie", Nürnberg 1505, Exemplar der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig. Vgl. Text S. 43.

Die Beleuchtungsmittel endlich waren jetzt weniger primitiv, Kerze und Lampe ſind die wichtigſten Leuchtgeräte geworden. Die Wachskerze allerdings war weſentlich für die kirchliche Verwendung beſtimmt, und nur die feinere höfiſche Geſellſchaft hat ſie ebenfalls benutzt. Für den häuslichen Bedarf des Bürgers diente vielmehr die Talgkerze; Talg und nicht Öl, das mehr zu Heilzwecken benutzt wurde und ſich trotz des Gebrauches ſeitens der Kirche erſt im 16. Jahrhundert mehr verbreitete, wurde auch als Brennmaterial für die Lampe verwendet. Die Kerze wurde entweder, namentlich zu Gängen uſw., in die Tülle einer Laterne geſteckt, die ſich in Bürgerhäuſern wohl ſchon im 14. Jahrhundert überall vorfand, oder auf Hängeleuchtern, auch auf Wandleuchtern angebracht. Laterne wie Hängeleuchter waren beide aus dem kirchlichen in den gewöhnlichen Gebrauch gekommen. Aus einfachen Holzkreuzen entwickelten ſich aber Leuchter in immer vollendeter gegoſſenen metallenen Formen. Daneben ſchnitzte man die im ausgehenden 15. und im 16. Jahrhundert ſo gebräuchlichen kunſtvollen Leuchterweibchen, jene zierlichen, an einem Gehörn oder Geweih angebrachten weiblichen Büſten. Gewöhnlicher als die Kerze wird die mit Fett, Talg oder in Niederdeutſchland mit Tran gefüllte Lampe geweſen ſein, deren Mängel (Qualm) auch die Cardanusſche Verbeſſerung (um 1550) nicht aufhob. Das ganze häusliche Gerät des Bürgers ſtellt Hans Folz in ſeinem Spruch „von allem hausrot" zuſammen. Eine Waſcheinrichtung fehlte meiſt. Erwähnt ſeien noch Spielbrett, Würfel und Karten und neben jenen Vogelkäfigen der Fliegenwedel. Für die Hauseinrichtung iſt wieder eine große Differenz zwiſchen reichen und armen Haushaltungen ebenſo wie zwiſchen den höher oder geringer entwickelten Landſchaften ſtark zu betonen. Noch 1610 hebt Guarinoni für Tirol die große Enge der Räume und ihre Unreinlichkeit hervor, findet aber auch ſonſt die Zimmer in manchen Städten Deutſchlands „unordentlich und finſter".

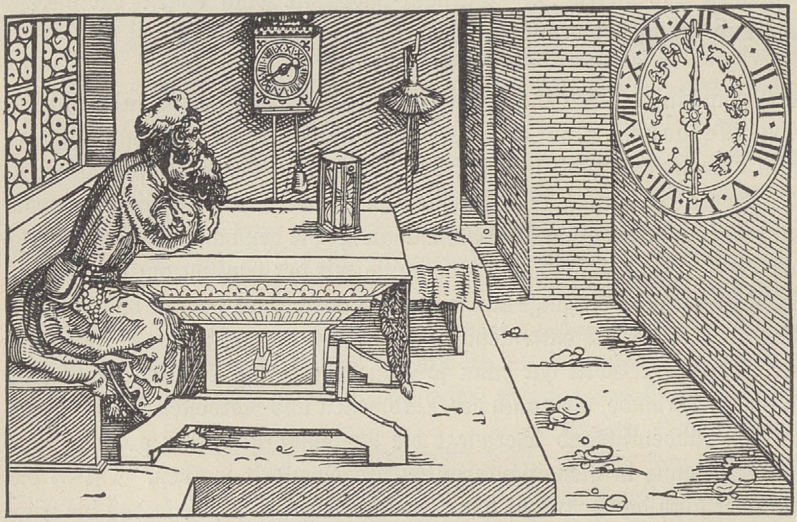


Familienſchlafzimmer. Aus der Meluſinenhandſchrift (15. Jahrhundert) im German. Nationalmuſeum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit" 1883. Vgl. Text S. 43.

Eines war in der damaligen Stadt wie erſt recht wieder in der modernen Großſtadt ziemlich ſelten, der Garten beim Hauſe; meiſt nur außerhalb der Stadt mochte man, wie (S. 6) erwähnt, größere Gärten anlegen. Was von Gärten in der Stadt vorkam, war vorwiegend Nutzland. Es gab auch Gärten von Berufsgärtnern, die anfangs nur mit Nutzpflanzen und Kräutern handelten. Die wenigen Ziergärten der Patrizier, die darin den weltlichen und geiſtlichen Herren (vgl. S. 6) nacheiferten, befanden ſich meiſt wieder außerhalb der Stadt. Nach italieniſchem Muſter entwickelte ſich in Nürnberg, Augsburg uſw. der Geſchmack an ſolchen „Luſtgärten“, in denen man auch Landhäuſer errichten ließ. Freilich, die Sittenprediger begannen alsbald über die Pracht der Landhäuſer zu lamentieren. „Die fünfft ſchell [Narrenſchelle]“, ſagt Geiler von Kaiſersberg, „iſt, luſthäuſer bawen. Dann es ſein etlich, die laſſen ire häuſer auswendig und inwendig mit wunderbarlichen und ſeltzamen figuren mahlen und zieren .... Darnach haben ſie ouch eygen badtſtuben, weyher, ſee, fiſchtrög und ſpringendt brunnen in den kuchen oder im ſaal.“

Mehr als die Privathäuſer fielen die öffentlichen Gebäude der Städte in die Augen, vor allem das Rathaus. Hatte anfangs die Bürgerſchaft als Verſammlungsort den Markt oder wohl eine Kirche, auch den Hof des Stadtherrn, des Biſchofs benutzt, ſo dokumentierte die häufigere Errichtung eines eigenen Gebäudes für die ſtädtiſche Verwaltung im 13. Jahrhundert immer die erlangte Selbſtändigkeit, wie denn auch ſeine Erbauung bei den Stadtherren oft Widerſtand fand und gleichzeitig mit der Einführung von Stadträten (vgl. Bd. I, S. 291 f.) erfolgte. Anfangs auch ein einfacher Holzbau, gehörte das Rathaus bald zu den erſten Steinbauten der ſich entwickelnden Stadt, und der großartige Aufſchwung der Baukunſt in der Epoche der Gotik hat dann ſo glänzende Rathausbauten geſchaffen, wie ſie am ſchönſten die Niederlande, aber auch der Nordweſten und Nordoſten Deutſchlands noch heute zeigen. In Süddeutſchland überwiegt die Renaiſſance: früher gotiſche Rathäuſer ſind dort zum Teil ganz in Renaiſſancebauten umgewandelt worden. Oft iſt die nötige Vergrößerung aber auch durch Ankauf von Nebenhäuſern geſchehen, ſo daß die Einheit zerſtört iſt. Ein Turm braucht nicht immer notwendig vorhanden zu ſein, wichtiger iſt die Lage am Markte, dem Zentrum ſtädtiſchen Lebens. Der auf dem Markte verſammelten Bürgerſchaft konnten etwa von einem Vorbau des Rathauſes, ſpäter von ſeinem Balkon aus Mitteilungen gemacht werden; vom Markt aus griff der Handel in ſeine Lauben hinüber, in denen ſich bald regelmäßige Verkaufsſtände einniſteten; auf dem Markte vor dem Rathauſe ſtand der Pranger. Im Inneren des Rathauſes diente vor allem der große Saal dem öffentlichen, namentlich dem gerichtlichen, zum Teil auch dem geſellſchaftlichen Leben der Bürgerſchaft. Hier wurden Huldigungen vollzogen, hier fremde Fürſten und vornehme Herren empfangen, hier waren die großen Zuſammenkünfte und Beratungen, hier wurden die allgemeinen Feſte gefeiert, auch ſolche vornehmer Bürger, namentlich Hochzeiten, hier war der Schauplatz großer Tänze. Der Saal war daher auch beſonders geſchmückt, vor allem durch Wandmalereien, die an dieſer Stätte der Rechtspflege mit Vorliebe das Jüngſte Gericht darſtellten. Das geſchäftliche Leben ſpielte ſich ſonſt mehr in der „Ratsſtube“ und anderen, freilich nicht zahlreichen Schreib- und Amtsſtuben, z. B. der des Kämmerers, ab. Schatzkammer und Archiv waren natürlich auch im Rathaus untergebracht. Unten im Rathauſe befanden ſich Gefängniſſe und als Gegenſtück die Ratskellerei mit Trinkräumen für die Biere oder Weine, die die Stadt, zuweilen im Beſitz eines Biermonopols, ſelbſt ausſchenkte. Der Boden diente etwa als Kornboden der Gemeinde.

Neben dem Rat- oder Bürgerhaus ſind als ſtädtiſche Gebäude das Gefängnis, in der Regel ein Torturm, die Münze, das Zeughaus, die Stadtwage, die aber häufig im Rathaus war, und vor allem das Kaufhaus zu nennen. Dieſes war meiſt eine Tuchhalle, aber auch Kornhaus, Salzhaus, Schuhhaus gehören hierher. Urſprünglich im Beſitze des Stadtherrn, ſind die ſchon im 13. Jahrhundert vorkommenden Kaufhäuſer ſpäter in den der Stadt übergegangen und dienten dann oft zugleich als Rathaus. Die Mehrzahl iſt aber im 14. und 15. Jahrhundert von den Städten ſelbſt errichtet worden (Mainz 1317); noch heute ſind die Kaufhäuſer von Straßburg (1358 erwähnt) und von Konſtanz (1388) erhalten. Sie dienten weſentlich als Lagerhäuſer wie der Kontrolle und Ausnutzung des Handels der fremden Kaufleute, erſt daneben dem Verkauf ſeitens der Bürger (vgl. S. 71); in zwei Stockwerken lagen die beſſeren und die gewöhnlichen Waren aus. Von den Kaufhäuſern ſind die meiſt im 16. Jahrhundert errichteten, oft ſchönen Zunfthäuſer, die zwar unter Umſtänden auch Kaufhäuſer ſein konnten, im übrigen aber Verſammlungs- und Beratungshäuſer ſowie Stätten der Geſelligkeit für die Handwerker waren, und die Kauffahrerhöfe im Auslande (vgl. Bd. I, S. 288, 402), in denen der Deutſche Unterkunft und Auslageräume für ſeine Waren fand, wohl zu unterſcheiden. Es gab ferner ſtädtiſche Gebäude, die, urſprünglich von Geſellſchaften der Patrizier gegründet, rein der Geſelligkeit dienten, wie den Artushof in Danzig oder den Gürzenich in Köln, auch „Tanzhäuſer" (Augsburg) oder „Hochzeitshäuſer".



Uhren verſchiedener Konſtruktion. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text S. 43.

Als höchſte und vornehmſte Gebäude in der Stadt ſind dann die Kirchen nicht zu vergeſſen. Sie gingen zuweilen, wie das Ulmer Münſter, ſtark über die gegebenen Größenverhältniſſe hinaus. Insbeſondere in der zweiten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts entfaltete ſich ein faſt fieberhafter Eifer, Kirchen zu bauen. In ſtärkſtem Maße kam er in Köln zum Ausdruck, für das die zahlreichen Kirchenbauten, -umbauten, -erweiterungen während der Jahre 1450—1513 hier nicht einzeln aufgezählt werden ſollen. Oft wurde an mehreren Kirchen gleichzeitig gebaut, z. B. in Danzig. Dort entſtanden die Marien- und die Trinitatiskirche, die Barbara- und die Bartholomäuskirche ſo ziemlich alle in demſelben Zeitraum, und kurz vorher wurden die Johanniskirche und bald nachher die Brigitten- und die Petri-Paulskirche gebaut. Die Kirchen mit ihrer Fülle von Skulpturen an Pfeilern und Säulen, an Portalen und Türmen haben dann auch Skulpturen an den Bürgerhäuſern angeregt, und, wie noch heute in Nürnberg und anderen Städten zu ſehen, ſchmückten Madonnen- und Heiligenfiguren die Ecken oder die Front der Häuſer, ebenſo Wappen und andere ſich ſpäter entwickelnde Hauszeichen (vgl. S. 41).

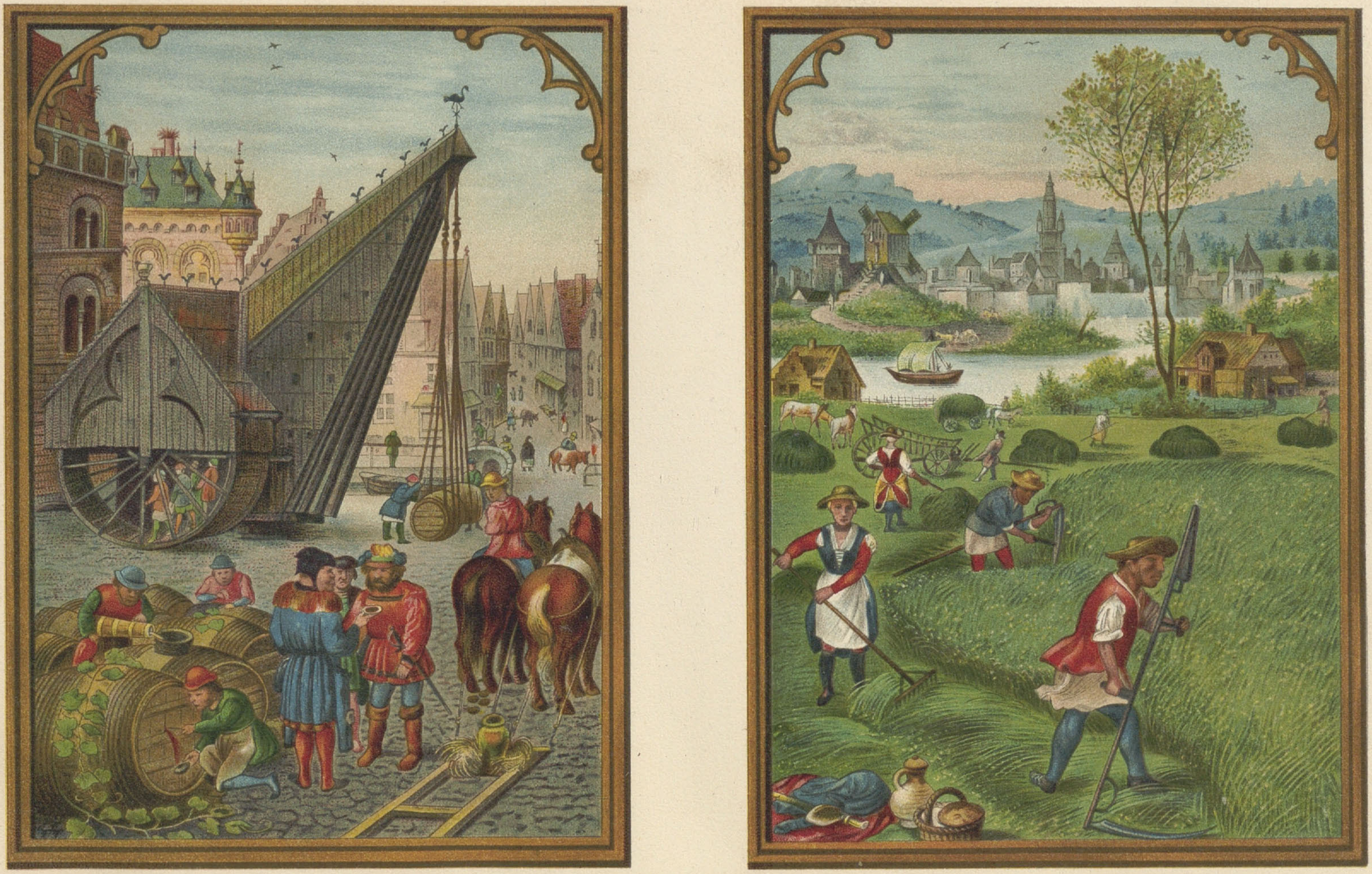
Ein künſtleriſcher, oft phantaſtiſch-humoriſtiſch geſtalteter Schmuck der Städte waren endlich die meiſt höchſt maleriſchen öffentlichen Brunnen, die freilich in ihrer künſtleriſchen Form meiſt erſt aus der Renaiſſance ſtammen. Dagegen rührt eines der beſten Werke, der mit Recht ſo genannte „Schöne Brunnen“ in Nürnberg, ſchon aus dem 14. Jahrhundert her.

So muß denn der Geſamteindruck der deutſchen Städte ein imponierender geweſen ſein. Damalige fremde Beobachter, Spanier, Italiener, Franzoſen uſw., ſingen auch alle das gleiche Loblied. 1438 weiß ein kaſtilianiſcher Ritter, Peter Tafur, von Baſel mit den „zierlichen Häuſern, den Häuſerfronten mit ihren Glasfenſtern, den vielen Türmchen mit Kreuzen und Wetterfahnen, mit den ſchön gepflaſterten Straßen“, von Straßburg, „einer der ſchmuckſten Städte der ganzen Chriſtenheit“, und von Köln, „der größten, der reichſten und der ſchönſten Stadt, die es in ganz Deutſchland gibt“, wie von Mainz, Nürnberg, Breslau und Wien nicht genug Rühmens zu machen. Daß der ruſſiſche Metropolit Iſidor, der in demſelben Jahre zum Florenzer Konzil reiſte und deutſche Städte berührte, ſeiner ſtaunenden Bewunderung derſelben, insbeſondere Erfurts, Ausdruck gab, iſt leicht erklärlich. Aus dem Jahre 1458 ſodann ſtammt die bekannte Lobpreiſung auf Deutſchland durch Äneas Silvius. Auch er hebt beſonders die Städte hervor. „Durchwandern wir nur die merkwürdigſten derſelben, ſo wird die Herrlichkeit dieſes Volkes, der Schmuck dieſes Landes uns klar entgegenleuchten. Wo gibt es in ganz Europa eine prachtvollere Stadt als Köln?“ So rühmt er Mainz, Worms, Straßburg, „ein zweites Venedig, aber geſünder und anmutiger“, Baſel, Bern, Augsburg, München, Wien — hier ſtellt er die Bürgerhäuſer bekanntlich in übertriebener Weiſe als ſo ſtattlich dar, daß man in Fürſtenwohnungen zu treten glaube, — und endlich Nürnberg, „dieſe herrliche Stadt“ in ihrem „wahrhaft majeſtätiſchen Glanze“. Auch hier ſcheinen ihm die Bürgerhäuſer für Fürſten gebaut zu ſein. „Aufrichtig zu reden, kein Land in Europa hat beſſere und freundlichere Städte als Deutſchland.“ 1471 rühmt der Sekretär eines italieniſchen Kardinals und Legaten, Auguſtinus Patritius, den Glanz und die Schönheit der deutſchen Städte, die zum Teil die italieniſchen überträfen. 1492 berichtet ein untergeordnetes Mitglied einer venezianiſchen Geſandtſchaft ganz ähnlich, wenn auch nicht ſo überſchwenglich, über die Städte Oberdeutſchlands und der Oſtſchweiz, z. B. über Ulm mit „breiten Straßen, alle mit Kies gepflaſtert“, und mit „recht vornehmen“ Häuſern und über Straßburg, das er „ſehr groß und innen von höchſter Schönheit“ nennt; „die Straßen ſind alle mit Kies gepflaſtert und ſehr breit und ſchön, mit prächtigen Paläſten(!): kurz, es iſt eine der ſchönſten Städte Deutſchlands“. 1497 ſah ein Franzoſe, Pierre de Froiſſard, in den Städten den Reichtum der deutſchen Kaufleute ausgedrückt. „Die Blüte der Städte“, meint er, „die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuſer und die koſtbaren Schätze im Inneren der Wohnungen legen von dieſem Reichtum ſprechende Zeugniſſe ab.“ Aus dem 16. Jahrhundert iſt ſchon (S. 31) Macchiavells Ausſpruch von den deutſchen Städten als dem Kern des Reiches erwähnt worden. Der abſichtlich herabſetzende L. Contarini freilich nennt (1548) nur die größten Handelsſtädte reich, und zwar auch nur wegen einiger ſehr reicher Familien. Andere Italiener heben ſowohl den Reichtum wie die Schönheit vieler Städte hervor; beſonders werden München, Landshut, Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Köln hervorgehoben. Letztere Stadt ſtellt nach G. Contarini das Ideal einer Stadt dar. Ganz am Ende dieſer Periode noch lobt Montaigne an den Städten die „Straßen und öffentlichen Plätze, die Wohnungen ſamt ihrem Hausrat, ihren Tafeln und Tafelgeſchirren“ und nennt ſie „weit ſchöner und ſauberer als in Frankreich“.

Man muß nun freilich ſolche häufig ſehr allgemein gehaltenen Urteile nicht ohne Kritik annehmen. Derſelbe Macchiavell, der den Reichtum der deutſchen Städte rühmte, hat doch die niedrige Stufe des geſamten deutſchen Kulturlebens, den Mangel an Verfeinerung, die Ärmlichkeit und Plumpheit der Lebensverhältniſſe genugſam hervorgehoben, und er hat damit gewiß das Urteil jedes gebildeten Italieners wiedergegeben. Und viele der günſtigen Urteile von Romanen mögen überhaupt aus dem Erſtaunen darüber hervorgegangen ſein, daß es in Deutſchland lange nicht ſo barbariſch und ſchlimm ausſah, wie man daheim im glänzenden Italien und in Frankreich glaubte. Daß ferner noch andere Motive das dick aufgetragene Lob des Äneas Silvius hervorriefen — er wollte nämlich dadurch die Klagen über die Ausſaugung Deutſchlands durch den römiſchen Stuhl hinfällig machen —, hat man ſchon des öfteren betont. Am meiſten hat immer Nürnberg Ruhm und Ehre genoſſen, auch bei den Deutſchen ſelbſt. Es war mehr als Nürnberger Lokalpatriotismus, wenn Hans Roſenplüt dichtete: „O Nürnberg, du viel edler Fleck! Deinesgleichen wird nicht gefunden, nein!“ Der Nürnberger Dr. Scheurl urteilte, was der Italiener beim Namen Venedig, das empfinde der Deutſche bei demjenigen Nürnbergs. Im ſtolzen Venedig ſelbſt nannte man im Volksmunde übrigens alle deutſchen Städte blind, nur Nürnberg auf einem Auge ſehend. Eine ehrenvolle Bezeichnung hat ihm endlich Luther gegeben, indem er es „das Auge und Ohr Deutſchlands“ nannte. (Vgl. auch noch S. 55 und 67.)

Die Faktoren, die ſolche Blüte der deutſchen Städte bewirkten, waren Gewerbe und Handel. Sie drückten ſchon äußerlich dem Bilde der Straßen ihren Stempel auf. Der Hauptmarkt und daneben in größeren Städten andere, kleinere Märkte dienten in erſter Linie dem Verkaufe von Naturalien und Lebensmitteln (Viehmarkt, Roßmarkt, Heumarkt, Kornmarkt, Fiſchmarkt, Fleiſchmarkt, Weinmarkt, Grünmarkt) oder von Handwerksprodukten (Schuhmarkt, Krammarkt), dem ſonſtigen Handel das Kaufhaus und die Verkaufsſtände in den Lauben des Rathauſes und in beſtimmten Straßen. Auf dem Markte und an den Kirchen ſtanden Bänke und Buden in mehr oder weniger feſter Form in großer Zahl. Aus den Reihen der Verkaufsſtände der Handwerker gingen zuweilen ganze Gaſſen und Quartiere, die dann nach den betreffenden Gewerbetreibenden genannt wurden (vgl. jedoch S. 35), hervor. Das Bürgerhaus ſelbſt aber zeigte in den meiſten Fällen von der Straße her im Erdgeſchoſſe die Werkſtätte des Handwerkers oder ein Kaufgewölbe oder eine Auslage von Lebensmitteln. Schmiede, Gerber und andere Handwerker nahmen auch (vgl. S. 36) die ohnehin enge Straße oder Gaſſe zu ihrer Arbeit mit hinzu.

Weiter prägte ſich nun allerdings das keineswegs verdrängte agrariſche Element auch im Äußeren der Städte aus. Der in landſchaftlicher Beziehung bereits (S. 4) charakteriſierte Gegenſatz zwiſchen Land und Stadt (ſiehe die beigeheftete farbige Tafel „Stadt und Land uſw.“) iſt ſelbſt in der Blütezeit des Städteweſens niemals ſehr ſchroff geweſen, freilich ſchroffer als in anderen Ländern und heute noch nicht kulturell überwunden. Einmal hat es eine große Reihe von Städten, ſelbſt noch bis in die neueſte Zeit, gegeben, die den alten Charakter der Ackerbauſtadt (vgl. Bd. I, S. 159) — man denke auch an



Stadt und Land in den Niederlanden zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Links: Weinmarkt (in Brügge), ein großer Holzkran wird durch ein Tretrad betrieben. Rechts: Heuernte.

Nach dem Flämischen Festkalender (erstes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

Stadt-
bücherei
Elbing

die Wichtigkeit des Weinbaues für viele Städte — durchaus bewahrt haben. Lange hat gemeinſam geregelte Bewirtſchaftung mit Flurzwang geherrſcht; bis ins 15. Jahrhundert hat ſich in niederdeutſchen Städten jene (Bd. I, S. 159) erwähnte Bezeichnung „Bauerſchaft" (bûrschap) gehalten. Auch größere Städte hatten außerhalb der Stadt ihre Allmende, ſtädtiſche Güter und Weiden, die ſie anfangs freilich zum Teil gegen oberherrliche Anſprüche verteidigen mußten; ihre Bürger hatten in- und außerhalb der Stadt meiſt ſelbſt bewirtſchafteten Grundbeſitz, den man ſpäter in der Regel in Zeitpacht austat; die Viehzucht, für die es auch Gemeindehirten gab, namentlich die Schweinezucht, war meiſt ſehr bedeutend, und die Stadtverwaltung beſchäftigte ſich oft ebenſo mit Landwirtſchaft wie mit Handel und Gewerbe; der Grundbeſitz blieb das Hauptſteuerobjekt. Im Äußeren der Stadt zeigte ſich der agrariſche Zug in der großen Zahl von Scheunen, die allerdings, wie der landwirtſchaftliche Betrieb überhaupt, in die Vorſtädte verbannt wurden, deren es aber z. B. um 1400 in Frankfurt a. M. noch 229 gab; die Häuſer ſelbſt hatten noch Getreideböden, in Weingegenden einen Kelterraum, ferner Ställe für Kuh und Schweine im Hofe und zuweilen ſogar in der Front des Hauſes; endlich iſt auch der Aufenthalt gerade der Schweine auf den Straßen bezeichnend. Wenn es um 1500 in Frankfurt noch etwa 1200 Maſtſchweine gab, ſo haben dieſe Tiere nicht im Verborgenen gelebt. Sehr bezeichnend iſt eine Nürnberger Ordnung des 15. Jahrhunderts, die aus hygieniſchen und äſthetiſchen Gründen wie wegen der Beſchwerden namentlich auch fremder hoher Gäſte und im Intereſſe des guten Rufes der durch ihre Polizei berühmten Stadt gebietet, „daß nun fürbas weder burger, burgerin oder ymandts von iren wegen einich ſwein, das ſie ziehen, für die hewſer und hofreyt [Hofland] oder ſuſt auff die gemein [den ſtädtiſchen Grund und Boden] und pflaſter weder tag noch nachts treiben oder davor in den ſteigen halten ſollen, auch den zurch [Kot] und harn, ſo dieſelben ſwein in den hewſern machen, in einich weiſe für ire hewſer oder ſuſt auff das pflaſter und gemeinde ſchütten laſſen ſollen". In Frankfurt wird 1421 verboten, Schweineſtälle an die Straße ſtoßen zu laſſen, in Breslau unterſagt man es erſt 1495 (erneut 1515), zugleich das Herumlaufen der Schweine auf der Straße. In Ulm beſchränkt man das letztere 1410 auf eine Stunde (mittags 12—1 Uhr). Noch im 16. Jahrhundert ſuchten Verordnungen dem Unweſen zu ſteuern. Wie ſo oft, muß man nun aber auch dieſem mittelalterlichen Bilde beſſere Seiten abgewinnen. Man denke daran, daß neuerdings ſogar in amerikaniſchen Städten, in denen mangelhafte Straßenreinigung herrſcht, empfohlen worden iſt, die Abfälle durch Schweine hinwegräumen zu laſſen.

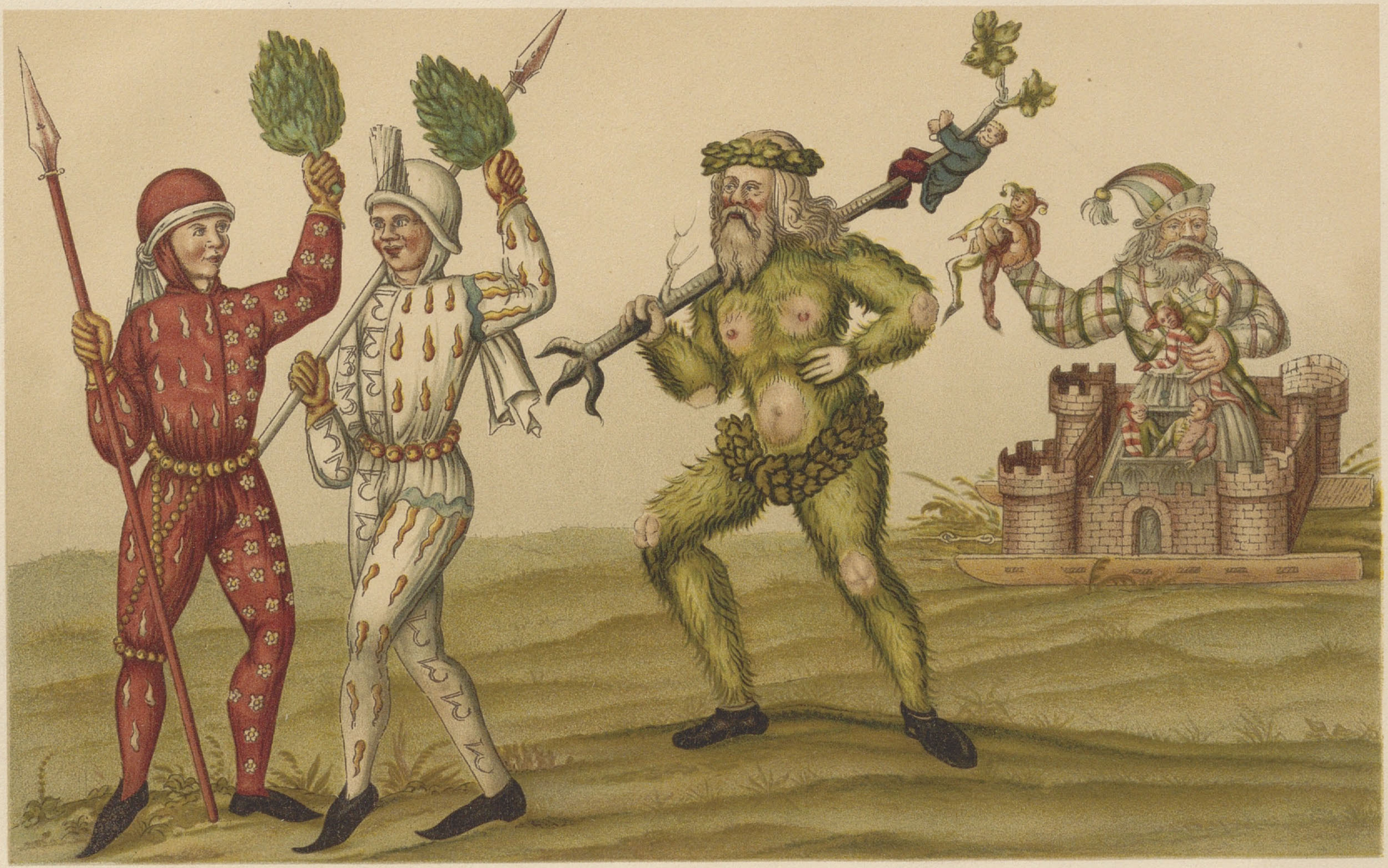
Aber das Wichtige bleibt für uns doch die Ausprägung jener beſonderen ſtädtiſchen Eigenart. Sie tritt auch im ganzen Leben immer deutlicher hervor. Die Konzentrierung von Gewerbe und Handel in den Städten bedingt eine vom Lande immer ſtärker abweichende Lebenshaltung, während anderſeits für den von der ſtädtiſchen Produktion nicht mehr gedeckten Bedarf an agrariſchen Erzeugniſſen eine immer wachſende Zufuhr vom Lande erforderlich wird. Die Gewerbe namentlich geben auch mehr und mehr der in ihren Elementen ſo mannigfaltigen Bevölkerung einen gleichartigen ſtädtiſchen Charakter trotz aller gewerblichen Spezialiſierung; geſondert ſtehen freilich immer Klerus und jetzt auch die Judenſchaft. Allmählich wird die Zuwanderung vom Lande, da die Gewerbe ſich nunmehr hinreichend aus ſtädtiſchem Erſatz füllen, ſchwächer, und gewerbliche wie Handelsintereſſen, dazu der Bedarf an gelehrten Leuten, Schreibern, Lehrern, veranlaſſen ſeit dem ausgehenden 15. Jahrhundert mehr eine Wanderung von Stadt zu Stadt. Die neuen, raſcheres Leben bedingenden Verhältniſſe bewirken anderſeits überhaupt eine ſtärkere Fluktuation der Bevölkerung. Glück und Tüchtigkeit bringen die einen raſch herauf, andere verſinken wieder. Auch die Familien der Geſchlechter wechſeln, wie Worms, Augsburg, Nürnberg zeigen, überaus raſch, wandern oder ſterben aus, werden aber durch Einwandernde, durch neue Leute aus den Bürgern ergänzt. Solcher Wechſel zeigt ſich in der ziemlich ſtarken Änderung der Namen der Bewohner, die auch den Zuzug aus anderen Städten andeuten. Trotz der ſchärfer ausgebildeten Gleichartigkeit der Intereſſen herrſchten nun freilich größere Gegenſätze innerhalb der eigentlich ſtädtiſchen Erwerbsklaſſen, zwiſchen größeren Kaufleuten und Krämern, zwiſchen Kaufleuten und Handwerkern. Immerhin hatten die Zunftkämpfe (vgl. Bd. I, S. 407f.), welche den Handwerker ſozial höher gebracht hatten, den letzteren Gegenſatz doch vielfach gemildert. Auch die Gegenſätze, die zwiſchen der übrigens keineswegs geſchloſſenen unteren Bevölkerung und den Beſſergeſtellten beſtanden (vgl. S. 152f.), Gegenſätze, die auf gewerblichem Gebiete mehr und mehr in den ſozialen Kämpfen der Handwerksgeſellen, ebenſo der Handelsgehilfen, hervortraten, ſtörten doch jene äußere Gleichartigkeit der Erwerbsintereſſen, die auch die unteren Klaſſen teilten, nicht. Wenn nun ſo in der Stadt ſelbſt die agrariſchen Intereſſen mehr und mehr zurücktraten, ſo war mit der wachſenden allgemeinen Bedeutung der Städte wieder eine Beeinfluſſung der geſamten Nation in nichtagrariſcher Richtung verbunden. Zu Ausgang des Mittelalters waren für die geſamte Volkswirtſchaft Gewerbe und Handel faſt von größerer Wichtigkeit als der Ackerbau.

In dem ſtädtiſchen Erwerbsleben hatte das Gewerbe von Anfang an eine grundlegende Bedeutung. Mit dem mehr oder minder bedeutenden Anteil an dem Stadtregiment (vgl. Bd. I, S. 407) waren die Handwerker, von denen einzelne überdies zu blühendem Wohlſtand gelangt waren, eine ſelbſtbewußte, auch politiſch intereſſierte Schicht geworden, deren eigentlicher Rückhalt doch aber in ihrer Zahl beſtand. Sie machten den Hauptteil der ſtädtiſchen Bevölkerung aus, ſo daß die im 14. Jahrhundert immer zahlreicher entſtehenden Zünfte mehr und mehr zu Abteilungen der Bürgerſchaft überhaupt wurden, zumal hier und da der Sieg der Zünftler einen erzwungenen Eintritt aller Bürger in eine Zunft herbeigeführt hatte. Die bisherige Entwickelung der Zunft iſt (Bd. I, S. 281ff.) bereits dargeſtellt worden. Die allgemeine Bedeutung der zünftleriſchen Organiſation tritt darin hervor, daß dieſe für die ſonſtigen Berufe und Lebensgebiete zum Teil maßgebend wurde; das zeigen im gelehrten Leben die Fakultäten und Grade der Univerſitäten. Auch bei den Landsknechten gibt es ſolche Spuren. In Zünften fanden ſich ſelbſt die Bettler zuſammen. Die wirtſchaftliche Bedeutung der Zunft lag zunächſt in der Verkörperung der Intereſſen der Arbeit, die eine faſt liebevolle Wertſchätzung, ja ein ehreverleihendes und ſittliches Relief erhielt. Es deckte ſich das mit der kirchlichen Anſchauung (vgl. Bd. I, S. 406). „Wer“, heißt es in der Schrift „Eyn chriſtlich ermanung“, „nur ſuchet Gelt und Reichtumb zu ſcharren mit ſin Arbeit, der handelt ſchlecht, und ſin Arbeit iſt Wucher.“ Freilich entwickelte die beſorgte Wahrung der Intereſſen der Geſamtheit durch eine kleinliche Beſchneidung alles Überragenden und die Unterdrückung der freien Konkurrenz früh empfindliche Schattenſeiten, während anderſeits unter der Maske dieſer Fürſorge ſehr bald ſelbſtſüchtige Intereſſen einzelner führender Meiſter ſich verbargen. Zunächſt aber zeigte dieſe ſtraffe, geſchloſſene Einheit ihre wirtſchaftlichen Vorteile: die Kräftigung der Produktion durch den Zunftzwang hat die Blüte des Gewerbes geradezu mit hervorgerufen und den Handwerker ſtolz gemacht. Als Glied einer Genoſſenſchaft, die die Technik ihrer Arbeit wie ein teures Geheimnis pflegte und fortpflanzte, meinte er der Träger einer Kunſt zu ſein, die andere Leute nicht verſtanden und nicht üben durften. Weiter wurde der Zuſammenhang der Handwerker überhaupt geſtärkt. Nicht international, wie es der Klerus und zum Teil das Rittertum waren, fühlte die Handwerkerſchaft ſich doch ebenſo als einheitlichen Körper wie jene, nur eben in nationalem Rahmen (vgl. auch S. 52). Es gab für das ganze Reich die gleiche Organiſation, den gleichen Brauch, und dieſen nationalen Zuſammenhang förderte ganz außerordentlich die Sitte des Wanderns. Dieſer Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer großen Genoſſenſchaft hat auch ein ſehr lebendiges Ehrgefühl entwickelt, das auf die Ausbildung der bürgerlichen Ehre überhaupt von größtem Einfluß geweſen iſt, und eine ſcharfe ſittliche Aufſicht über die Mitglieder, freilich ziemlich äußerlicher Natur, ſowie ſtrenge Forderungen an Unbeſcholtenheit und „Ehrlichkeit" bei der Aufnahme hervorgerufen. Dieſe handwerkerlichen ethiſchen Anſchauungen gehen wieder auf die Kirche und ihren Einfluß zurück. Gerade die Handwerker waren auch meiſt große Feinde der ſtarken Sittenloſigkeit in den Städten und haben gelegentlich auf Abſtellung von Mißſtänden gedrungen.

Zweifellos reichte die Bedeutung der Zunft über das Gebiet der Arbeit weit hinaus. Sie machte oft die politiſche und immer die militäriſche Organiſation der Stadt aus; durch ſie beteiligte ſich der Einzelne an der Stadtverwaltung und fühlte ſich als Träger politiſcher Rechte, wie er den Sinn für Ordnung und Geſetz, den ihm die Zunft gab, auch auf das öffentliche Leben übertrug. Wir haben ferner ſchon (Bd. I, S. 281) von dem Korpsgeiſt, der Nächſtenliebe und Unterſtützungstätigkeit, weiter von dem kirchlichen Anſtrich und der Geſelligkeitspflege der Zunft gehört. Durch die letztere wurden den Genoſſen zugleich geſellſchaftlicher Anſtand und gute, abgeſchwächt höfiſche Sitten anerzogen, wie der Meiſter ſchon im Hauſe eine ſeiner Hauptaufgaben in der guten Zucht der Lehrlinge ſehen mußte. Die größte Bedeutung der Zunft liegt aber doch auf wirtſchaftlichem Gebiet. Dieſe Organiſation diente einmal (vgl. Bd. I, S. 282) durch die Beaufſichtigung der Produzenten in gewiſſem Sinne dem Schutz der allgemeinen Intereſſen der Konſumenten. Unter dem Druck der ſtädtiſchen Obrigkeit haben auch die Zünfte ſelbſt auf Güte ihrer Arbeit und gerechte Normierung der Preiſe hingearbeitet. Vor allem bezweckte die Zunft aber doch die Förderung der Intereſſen ihrer Mitglieder, die Sicherung ihrer Nahrung: der ſtreng gewahrte Zunftzwang ſchloß die Konkurrenz aller Außenſtehenden aus, die Zünfte ſuchten ferner ſeit Ausgang des Mittelalters auch den Eintritt nichteinheimiſcher Handwerker, überhaupt neuer Meiſter, möglichſt zu erſchweren, und innerhalb der Zunft ſuchte man ein möglichſt gleiches Daſein aller Glieder zu erzwingen. Wenn die Zunft dieſen gewiſſermaßen ein „Recht auf Arbeit" gab, ſo ſollte doch auch wieder der Anteil jedes Einzelnen an der Arbeit und damit am Erwerb der gleiche ſein, und ſo verhinderte man das Aufkommen großer Betriebe, beſchränkte überhaupt den Willen, die Gaben des Einzelnen in hohem Grade. Es war ein Prinzip, das in jenen Zeiten noch immer ungebändigter Leidenſchaft, mangelhaften Rechtsſinnes, gewaltſamen Erwerbs freilich auch eine ſehr erzieheriſche, kultivierende Seite hatte. Der ſtarke Drang nach perſönlicher Freiheit ſchien dem Mittelalter weniger der Förderung als der Unterdrückung zu bedürfen. Keiner ſollte ſchwach, aber auch keiner zu ſtark ſein. Daher die Ausgleichung der Produktionsbedingungen. Die Zunft ſorgte für den Rohſtoff und deſſen möglichſt billigen Bezug durch Ausſchaltung des Zwiſchenhandels, kaufte entweder gemeinſchaftlich durch beſondere Einkäufer ein und gab jedem ſein Teil oder verbot wenigſtens den Bezug zu perſönlich vorteilhafteren Bedingungen, z. B. durch Vorkauf, und geſtattete nur den Einkauf auf dem jedem offenſtehenden Markte. Dabei durfte niemand mehr Material erwerben, als er perſönlich verarbeitete, alſo auch kein Material anhäufen. Unter beſtimmten Bedingungen war indes der Bezug von außerhalb erlaubt. Die Betriebsmittel ferner, namentlich die Kohlen, durften nicht auf dem Wege des Vorkaufes, ſondern nur in beſtimmter Weiſe erworben werden. Es durfte auch niemand beſonders feine Einrichtungen und neuartige Werkzeuge haben, ein talentfeindlicher Zug, der überhaupt dem Fortſchritt des Handwerks ſchädlich war. Die Gleichſtellung der Meiſter zeigte ſich weiter in der genau fixierten Zahl der Lehrlinge (1—2) und der Geſellen (2, höchſtens 4); die neuen Meiſter durften aber erſt nach einiger Zeit Lehrlinge halten. Bei großer Arbeitsüberhäufung wurden Ausnahmen geſtattet. Die Arbeitslöhne waren ebenfalls fixiert. Bei manchen Handwerken gab es endlich gemeinſame Arbeitseinrichtungen, wie etwa bei den Wollwebern Wollküchen. Auf dieſe Weiſe war natürlich jene Fixierung der Preiſe bis ins einzelne möglich. Auch ſonſt war der Verkauf der fertigen Waren örtlich und zeitlich genauen Beſtimmungen unterworfen.

Die Zunft richtete nun weiter ihr Hauptaugenmerk auf die Qualifikation ihrer Mitglieder. Wer ihr als Meiſter angehören wollte, mußte neben der ſittlichen Qualifikation, der Redlichkeit, und der politiſchen, dem Bürgerrecht, auch die techniſche nachweiſen, und zwar bei vielen Zünften durch ein vor den Zunftmeiſtern abzulegendes Meiſterſtück, ſonſt durch Nachweis der Abſolvierung des vorgeſchriebenen Lehrganges und Beibringung der „Briefe“ darüber. In älteſter Zeit hat ein Lehrzwang ſicherlich noch nicht exiſtiert, wird aber von der Stadtverwaltung im Intereſſe der Konſumenten und auch entſprechend den Wünſchen der Meiſter bereits ſeit dem 14. Jahrhundert allgemeiner eingeführt worden ſein. Schon für den Lehrling galt es zunächſt, insbeſondere nach der oben erwähnten Ehrenſeite, ſeine Geeignetheit für das Handwerk, das „ſo rein ſein ſollte, als ſei es von Tauben beleſen“, darzutun. Beſonderes Gewicht legte das Handwerk auf die eheliche Geburt, auch auf die der Vorfahren des Aufzunehmenden: man war ſchon im 15. Jahrhundert darin ſehr rigoros. Den nationalen Zug zeigt die Beſtimmung, daß der Lehrling deutſcher Zunge ſein mußte, eine Beſtimmung, die ſich insbeſondere im Oſten gegen die als unfrei geltenden Slawen richtete. Denn freie Geburt war ebenfalls unerläßlich. Aus ſlawiſcher oder ſonſtiger länger haftenden Unfreiheit hat man auch die „Unehrlichkeit“ mancher Handwerke zu erklären geſucht, ſo die der Leineweber und Müller. Nur Lehrlinge männlichen Geſchlechtes wurden zugelaſſen, wenigſtens in ſpäterer Zeit. Denn früher wurden einzelne Gewerbe, entſprechend der alten Frauenarbeit, nur von Frauen, die dann weibliche Zünfte bildeten, ausgeübt, etwa das der Garnmacherinnen, oder es gab an vielen Orten Gewerbe, in denen weibliche Hilfskräfte tätig waren, wie die der Gewandmacher, Weber, Wappenſticker und andere; und auch ſpäter wurden Mägde zu Nebendienſten verwendet, insbeſondere freilich die Meiſtersfrauen und -töchter. Der Lehrling wurde von der Zunft feierlich aufgenommen: bei den einzelnen Handwerken waren die Bräuche verſchieden. Daß ſeine Lehre und Erziehung, deren Dauer verſchieden war (3, 4 und 5 Jahre) und zum Teil von der Zahlung oder Nichtzahlung eines Lehrgeldes abhing, nach den Vorſchriften des Handwerkes vor ſich ging, darüber wachte wieder die Zunft. Feierlich erfolgte dann die „Losſprechung“ des Lehrlings, der in älterer Zeit bei Erfüllung der übrigen Bedingungen damit zum Meiſter techniſch qualifiziert war, ſpäter aber nunmehr erſt Geſelle werden mußte.

Stadt-
bücherei
Elbing



Schembartläufer.

Nach einem Schembartbuch im Besitz von Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig.

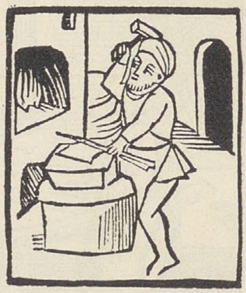
Die Geſellen wurden anfangs nicht viel anders als die Lehrlinge gehalten und unterlagen namentlich einer ſtrengen Hauszucht, wie anderſeits auch die Handelsdiener. Aber ſie konnten leicht ihre Stelle wechſeln; insbeſondere vermehrte die Sitte des Wanderns dieſe Veränderlichkeit. Das Wandern, das ſchon zu Ausgang des Mittelalters hier und da Bedingung war, ſpäter ganz allgemein verlangt wurde, hat die Geſellen nicht nur techniſch, ſondern ebenſo geiſtig gefördert. Sie beſaßen auch bald ein ſtarkes Selbſtbewußtſein, hielten äußerlich in der Kleidung auf ſich, trugen ſogar, wie die Meiſter, ihre Wehr an der Seite und wollten ſtolz in nichts zurückſtehen. Die Geſellen erſtrebten den Zuſammenſchluß aller ihrer Genoſſen im großen durch die Geſellenverbände. Dieſe entwickelten ſich insbeſondere zu Ausgang des Mittelalters, nicht ohne heftigen Widerſtand der Meiſter, ebenſo der Obrigkeiten, z. B. in Nürnberg, aus oder neben den geiſtlich-humanitären Geſellen-Brüderſchaften nach dem Vorbild der übrigen mittelalterlichen Einungen zu feſten wirtſchaftlich-ſozialen Intereſſenverbänden. In der Organiſation richteten ſie ſich ziemlich nach den Zünften der Meiſter: ſie geſtalteten nach deren „Morgenſprachen“ (Verſammlungen) ihre „Auflagen“, „Schenken“, erhoben Beiträge, Geldſtrafen uſw., richteten alſo ein „zünftiſch Weſen“ ein, das beſonders bekämpft wurde. Allmählich wurden ſie auch Kampfverbände, je mehr der Gegenſatz der arbeitnehmenden Geſellen zu den Meiſtern wuchs. Dieſer ergab ſich aus der Verſchlechterung der ſozialen Lage der Geſellen, die bei der wachſenden Überfüllung des Handwerkes und der größeren Engherzigkeit der Meiſter immer weniger Ausſicht hatten, ſelbſt Meiſter zu werden. Nach ihrer erzwungenen Anerkennung durch die Meiſter dienten die Geſellenverbände dann in erſter Linie der Arbeitsvermittelung. Während der Kämpfe war übrigens die alte Bezeichnung „Knecht“ vor der neuen „Geſelle“ zurückgetreten. Im ganzen muß aber die ſoziale Lage der Geſellen nicht ſo übel geweſen ſein, wie ſie denn ein ziemliches Anſehen in der Bürgerſchaft genoſſen. Sie traten auch öffentlich auf, veranſtalteten z. B. große Feſte und Umzüge, die zum Teil Berühmtheit erlangten, wie der Schwerttanz der Meſſerer in Nürnberg — von hier aus war wohl auch der im 15. Jahrhundert erwähnte Schwerttanz der Malergeſellen in Eger beeinflußt — oder das Schembartlaufen, ein prächtiger Maskenumzug der Metzger und Meſſerer in Nürnberg zu Faſtnacht (ſ. die beigeheftete farbige Tafel „Schembartläufer“). Dieſe Feſte zeugen immerhin von einem gewiſſen Wohlſtand, den auch die nicht unerheblichen Beiträge für kirchliche Stiftungen ſowie der Kleiderluxus der Geſellen vorausſetzen. Letzterer ging allerdings weſentlich auf das Streben, ſich den höheren Klaſſen gleichzuſtellen, zurück und wirkte eher wirtſchaftlich zerrüttend.

Die Geſellenverbände ſtanden den Zünften faſt wie eine gleichberechtigte Macht gegenüber. Ihr demokratiſcher Grundzug fehlte aber auch den Zünften nicht. Er äußerte ſich ſchon in jener Gleichmacherei. Entſcheidend war auch hier die Verſammlung der Geſamtheit, alſo der Meiſter, die zugleich eine Straf- und Sühne-Inſtanz für die Mitglieder bildete. Aber naturgemäß gab es eine leitende Verwaltung und Vertretung nach außen, die in den Händen der Zunftmeiſter (Obermeiſter, Älterleute) lag; doch hatten dieſe oft einen Beirat neben ſich. Sie führten die Liſten, verwalteten das Vermögen, beaufſichtigten die Mitglieder und prüften deren Produkte. Bei der außerordentlichen Bedeutung der Zunft iſt es im übrigen klar, daß dieſe Organiſation das erſtrebte Ziel aller Gewerbe war. Die Entwickelung der äußeren Kultur rief immer neue Gewerbe (vgl. auch S. 55) hervor, die zunächſt als „freie Künſte“ exiſtierten, dann entweder in einem bereits berechtigten Handwerk aufgingen oder ſelbſt im Laufe der Zeit und durch verſchiedene Stadien hindurch zu einem ſolchen wurden. Es entſprang dieſe Entwickelung vor allem jenem Streben nach wirtſchaftlicher Sicherung, nach Fernhaltung einer drückenden Konkurrenz durch immer neue Ausüber der Kunſt, die überdies oft ſchlechte Arbeit machten. In Betracht kommt dabei auch, daß, wie wir gleich ſehen werden, viele Gewerbe zunächſt häufig als Nebengewerbe ausgeübt wurden, Kerzenmachen unter Umſtänden von Schloſſern uſw. Die oft doch nur geringen Anſprüche an die Qualifikation führten auch zu einem häufigen Wechſel des Berufes, ſo daß der Eindruck anfangs zuweilen eher der der größten Freiheit und Ungeregeltheit als der des ſtarren Regelzwanges iſt. Zunächſt ſuchte auch das neue Gewerbe eine Organiſation durch obrigkeitlich gegebene Ordnung und einen Schutz gegen Eindringlinge zu erlangen. Das eigentliche Ziel, das „geſchworene Handwerk" mit geſchworenen (vom Rate verpflichteten) Meiſtern, mit Meiſterſtücken uſw., wurde oft erſt nach langer Zeit erreicht.

In ihrer Blütezeit hat nun die Zunft, deren eigentliches Prinzip doch der Schutz der perſönlichen Arbeit unter Verpönung jeder kapitaliſtiſchen Entwickelung war, einerſeits einen gewiſſen wirtſchaftlichen Wohlſtand aller Beteiligten und damit die Exiſtenz eines leiſtungsfähigen Mittelſtandes geſichert, anderſeits hat ſie, ſolange ſie nicht verknöcherte, auch die Blüte des Gewerbes ſelbſt mitbegründet. Es iſt damals eine von ſpäteren Zeiten nicht wieder erreichte Vollkommenheit der Leiſtungen für viele Gewerbe charakteriſtiſch: einmal lag das an der Bewahrung einer feſten techniſchen Tradition eben durch die Zunft und der durch deren Kontrolle geſicherten Sorgfalt der Unterweiſung und der Arbeitsweiſe. Weiter aber iſt von größter Wichtigkeit das außerordentliche Übergewicht der perſönlichen Arbeit, das wieder die Zunft durch Fernhaltung einer Maſſenproduktion herbeiführte. Bei ſeinen geringen Arbeitskräften mußte der Meiſter viel mehr ſelbſt machen als ſpäter; das förderte die liebevolle Verſenkung in die Arbeit. Keineswegs wurde in jener Zeit die Originalität getötet, im Gegenteil gab ſich in jeder Arbeit, die der Mühe wert ſchien, ein Stück der Eigenart, der Seele des Meiſters kund. Dieſer perſönliche Zuſammenhang mit der Arbeit, der Stolz auf ſie zeigte ſich auch darin, daß bei einzelnen großen Werken ſich der Schöpfer ſelbſt darauf anbrachte, ſo Peter Viſcher beim Sebaldusgrab, Adam Krafft, der auch ſeine beiden Geſellen nicht vergaß, am Lorenzer Sakramentshäuschen. Die Entwickelung des Handwerkes zur Kunſt (vgl. S. 57ff.) war ſo ein ganz natürlicher Vorgang. Aber dieſe liebevolle Betonung der perſönlichen Seite wie des Könnens überhaupt haben nun noch zwei Momente gefördert, die die Blüte des gewerblichen Lebens mit bedingten, den Tendenzen des Zunftweſens freilich gerade entgegengeſetzt waren, nämlich eine auffallende Vielſeitigkeit der Handwerker und eine große Regſamkeit ihres erfinderiſchen Geiſtes. Der rechte Meiſter konnte gar vielerlei. Zunächſt verſchmähte er niemals niedrige Arbeiten, ſo der Maler nicht das Reiben der Farben und das Kochen des Firniſſes, weiter aber betätigte er ſich gern in verwandten Arbeitszweigen. Der Maler war auch Bildſchnitzer oder übte den Kupferſtich. Dürer, erſt Goldſchmiedlehrling, ätzte in Kupfer, verſtand den Buchdruck, zeichnete für den Holzſchnitt und wurde der größte deutſche Maler. Peter Flötner war Bildhauer, Bildſchnitzer, Zeichner, Medailleur. Der Erfindungsgeiſt des deutſchen Handwerkers aber hat damals ſich glänzend bewährt. Von der Buchdruckerkunſt, der Fertigung von Taſchenuhren und der Feuerwaffenfabrikation bis zu der Erbauung von Orgeln und der Herſtellung von allerlei mehr ſpieleriſchen Subtilitäten gibt es dafür zahlreiche Beweiſe. Hand in Hand damit ging die äußerſte Verfeinerung der techniſchen und mechaniſchen

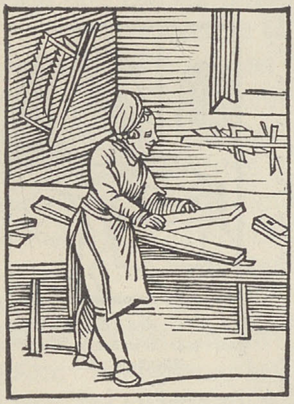
Arbeit. Man verſtand die ſchwierigſten Inſtrumente, oft wieder mit Hilfe jenes Erfindertriebes, herzuſtellen, Meßinſtrumente, Wagen, merkwürdige Schlöſſer, Uhrwerke. Im 16. Jahrhundert war ſolch ein überaus vielſeitiger und erfinderiſcher Mann Hans Lobſinger. Übrigens konnten Vielſeitigkeit und Erfindergeiſt ſich oft inſofern ungeſtört von der Zunft entfalten, als die wachſende Fülle neuer Lebensverhältniſſe neue Aufgaben ſtellte, deren Erfüllung die alten Gewerbe nicht weiter ſchädigte, und die von den Meiſtern dieſer Gewerbe gelöſt werden mußten. Beſonders kräftig entwickelte ſich dieſer Geiſt in Nürnberg, das damals als „das weitberühmte und löbliche Gewerbshaus in dem ganzen Deutſchland" geprieſen wurde.

Zur gewerblichen Blüte haben nun auch manche äußeren Umſtände beigetragen. Einmal machte die damalige Stadt in ihrer Eigenſchaft als abgeſchloſſenes Wirtſchaftsgebiet (vgl. S. 70) eine möglichſt vollkommene Ausübung aller erdenklichen Gewerbszweige erforderlich. Freilich hinderte das nicht, daß ſich in manchen Städten, zum Teil auf Grund althergebrachter Zufuhr der notwendigen Rohſtoffe uſw., aber auch infolge kräftiger Entwickelung der dortigen Gewerbe ſelbſt, beſondere Spezialitäten herausbildeten, wie denn auch für gewiſſe Produkte kleinere Städte immer auf andere angewieſen blieben. Künſtleriſche und feinmechaniſche Arbeiten, der feinere Hausrat, Gold- und Silberſchmiedearbeiten waren z. B. Haupterzeugniſſe Nürnbergs, auch Augsburgs und anderer ſüddeutſcher Städte. Im allgemeinen aber überwog die lokale Produktion und ſuchte allen Anſprüchen zu genügen. Weiter iſt die raſche Entwickelung der äußeren Lebensverhältniſſe von großer Wichtigkeit geweſen. Sie gab einerſeits zu der beſprochenen Entſtehung neuer Handwerke, zum Aufſchwung weniger beachteter Gewerbe, wie der Glaſerei, anderſeits aber vor allem zu einer immer ausgedehnteren, techniſch anregenden Spezialiſierung, zur Auslöſung neuer Handwerke aus den alten Anlaß. Oft angeführt wird z. B. die Entwickelung zahlreicher Sondergewerbe aus den Eiſenſchmieden (ſ. die obenſtehende Abbildung), die ſich überhaupt ſehr früh, ſchon lange vor der eigentlich ſtädtiſchen Zeit, nach dem verſchiedenen Material (Gold, Silber, Kupfer, Eiſen) angebahnt hatte. Vom Hufſchmied trennte ſich der Schloſſer, der Uhrmacher uſw. Die Waffenſchmiede (urſprünglich allgemein Sarwürke genannt) teilten ſich in Harniſchmacher (Plattner), Panzermacher (Sarwürke), Helm- und Haubenſchmiede, Sporer. Es gab ferner Meſſerſchmiede, Ketten- und Nagelſchmiede, Pfannenſchmiede uſw. Auch aus dem Ledergewerbe entſtand eine große Zahl neuer Gewerbe durch Berufsteilung.



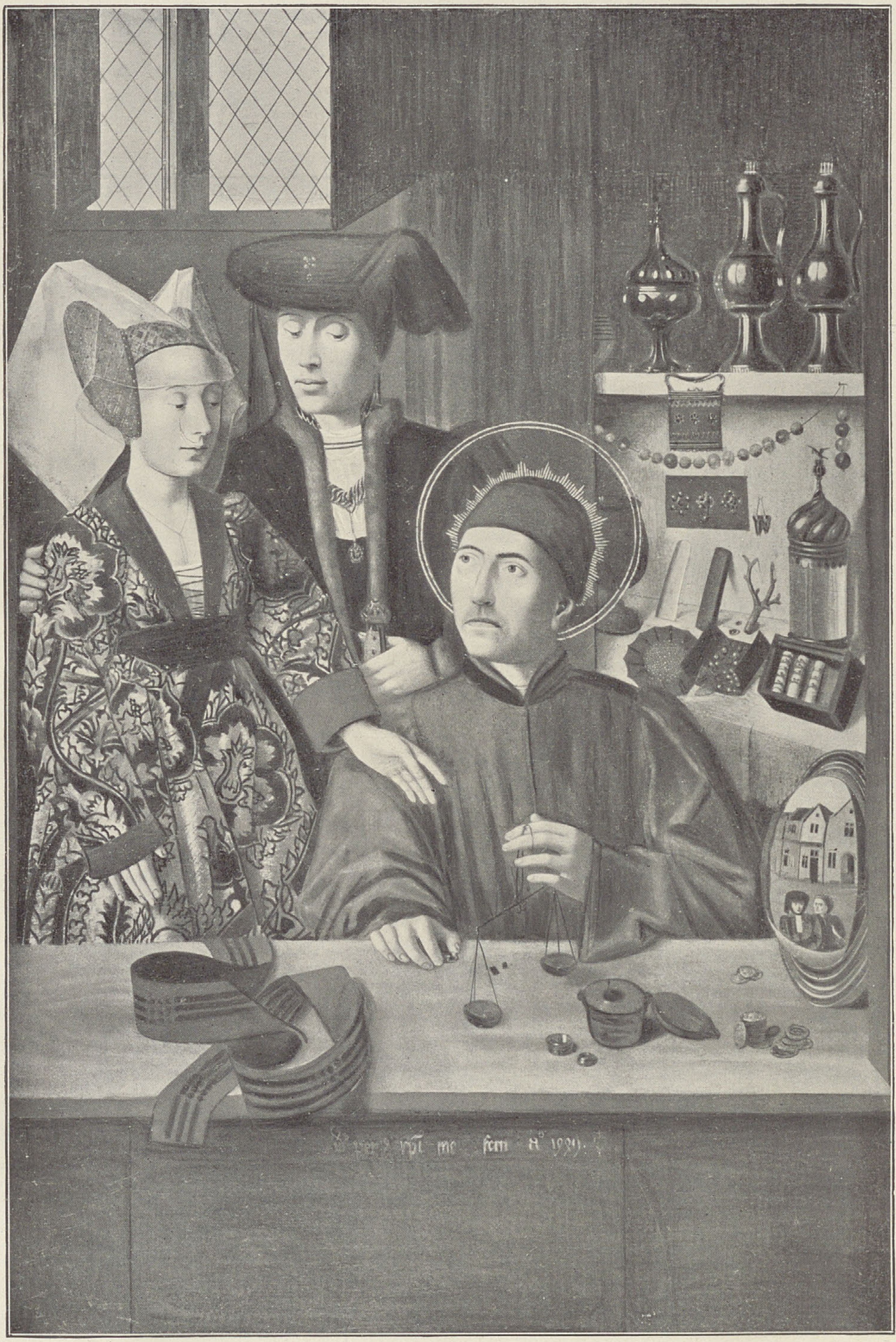
Schmied. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Speziell für den Fortſchritt des Handwerks zum Kunſthandwerk kommen wieder die reichere Lebensgeſtaltung und die Verfeinerung der Bedürfniſſe in Betracht. Stark hatten ja ſchon ſeit langem die Erzeugniſſe des Orients (Waffen, Teppiche, Juwelierarbeiten; vgl. Bd. I, S. 302) gewirkt. Das früher entwickelte Kunſthandwerk der romaniſchen Völker iſt ebenſo von Einfluß geweſen. Im Kunſthandwerk hat jedenfalls das gewerbliche Weſen Deutſchlands ſeine höchſte Blüte erreicht. Was einzelne Steinmetzen und Gießer leiſten konnten, was Goldſchmiede wie Wenzel Jamnitzer geſchaffen haben, davon haben wir noch heute hervorragende Zeugniſſe. Und ähnlich arbeiteten Maler und Bildſchnitzer, Schreiner, Zinngießer, Kupferſchmiede uſw. Dieſe „köſtliche" Arbeit der Handwerker wurde jetzt vom Auslande geſucht, von Fürſten und vornehmen Herren eifrig begehrt. Ein ſolcher Meiſter wurde von Herren und Obrigkeit auch lieb und wert gehalten. Ein deutſcher Reiſender, Felix Fabri aus Ulm, fand allenthalben im Ausland eine hohe Wertſchätzung deutſchen Handwerkes: deutſche Handarbeit in allem Erz, in allem Holze und jedem Stoffe ſei in der ganzen Welt berühmt. Selbſt im Orient überträfen die deutſchen Goldſchmiede und Steinmetzen, aber auch die gewöhnlichen Gewerke der Maurer, Schneider, Schuſter die einheimiſchen und italieniſchen Handwerker bedeutend. Deutſche Handwerker waren wie deutſche Kaufleute, denen ſie ſich oft anſchloſſen, in den verſchiedenſten Ländern zu finden. Wo ſie ſich in größerer Zahl hinwandten, organiſierten ſie ſich auch alsbald, und gerade dieſer Organiſation haben ſie z. B. in Norwegen, wohin namentlich Weſtfalen zogen, ihre überragende Stellung zu verdanken. Das führende deutſche Handwerk war dort das der Schuhmacher.


Tiſchler. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

Gewiſſe große Grundgewerbe waren natürlich in ihren Fortſchritten ziemlich beſchränkt, ſo vor allem die *Nahrungsmittelgewerbe*, namentlich die der Bäcker und der oft, z. B. bei Aufſtänden, die Maſſe führenden Fleiſcher; beiden brachte aber der geſteigerte Konſum häufig großen Wohlſtand. Freilich haben gerade ſie beide durch die Qualität wie die Preiſe ihrer Waren oft den Unwillen des Volkes erregt und jene obrigkeitlichen Brot- und Fleiſchtaxen zur Verhinderung der ſehr gefürchteten Teuerung herbeigeführt. Mehr Entwickelung zeigten die *Bekleidungsgewerbe*, vor allem die ſchon mit den Anfängen ſtädtiſchen Aufſchwunges wegen des größeren Konſums mächtig aufblühende, in allen Städten zahlreich vertretene Wollweberei, während die Leinweberei bei dem Rückgang der Leinenbekleidung (z. B. der Beinbinden) ſchon im 13. Jahrhundert ſich mehr auf die Unterkleidung ſowie vor allem auf Bett- und Tiſchzeug werfen mußte. Für ſie kam aber meiſt noch die alte, ländliche Hausarbeit in Betracht, die in einzelnen Gegenden (Bodenſeegegend; vgl. S. 68) allerdings zu einer Art Induſtrie wurde und damit den ſtädtiſchen Handel befruchtete. Wollengewebe dagegen wurden nur noch in allergröbſter Qualität im Hauſe hergeſtellt; die Anſprüche der Zeit erforderten ſchon im 13. Jahrhundert ein ausgebildetes Gewerbe, das wieder diejenigen der Walker und Färber vorausſetzte und ſich entwickeln ließ. Die oft erreichte Höhe oder die Sonderart der Produktion — hier gab es die beſten ſchwarzen, dort die beſten ſcharlachenen oder grauen Tuche, dort die beſten Loden — ließ dann den Handel ſich auch der einheimiſchen gewöhnlichen Tuche in großem Umfange bemächtigen, obwohl die feinen (flandriſchen und engliſchen) Tuche ihm vor allem Gewinn brachten. Doch ſuchten einzelne Tuchmacher die begehrte ausländiſche Ware zu erreichen. Auch ſie wurden teilweiſe reich, ſpielten aber überhaupt eine bedeutende Rolle, namentlich wo ſich, wie in Weſtfalen oder in Augsburg (1466: 743 Meiſter), ganze Weberinduſtrien bildeten. Anderſeits machte der Gegenſatz der zahlreichen ärmeren Wollweber zu den reichen Tuchhändlern, den Gewandſchneidern (vgl. Bd. I, S. 285), dieſe Handwerker zu einem ſehr unruhigen Element, das oft auch politiſch hervortrat. Das größere Luxusbedürfnis hob weiter die Erzeugniſſe der Schneider, der Schuſter, der Kürſchner, der Poſamentierer, der Schreiner (ſ. die obenſtehende Abbildung). Beſonderen Aufſchwung nahm das *Schmiedegewerbe*, nicht nur das der Gold- und Silberſchmiede, an welche

Stadt-
bücherei
Elbing

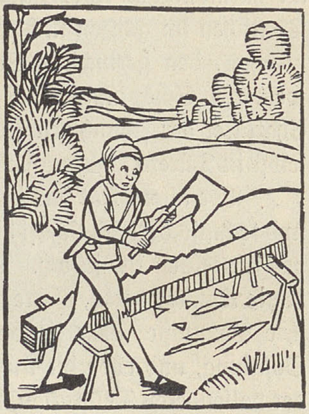


Der heilige Goldschmied Eligius.

Nach dem Gemälde von Petrus Christus (1449), in der Sammlung A. von Oppenheim zu Köln (Kohledruck von Braun, Clément und Cie. in Dornach i. Els. und Paris).

Ein Brautpaar sucht bei dem Meister die Trauringe aus; er ist im Begriff, einen in die Wagschale zu legen. Ein Rundspiegel (rechts) reflektiert die Ansicht der Straße.

die wachſende Prunkſucht immer größere Anſprüche ſtellte (ſ. die beigeheftete Tafel „Der heilige Goldſchmied Eligius“), ſondern namentlich das der Waffenſchmiede, das ſich durch die Verfeinerung der Rüſtung und die techniſche Entwickelung der Waffen hob. Was die Augsburger, Innsbrucker, Nürnberger Plattner, Harniſchmacher uſw., deren Werke heute unſere Muſeen zieren, im 16. Jahrhundert leiſteten, übertraf die Erzeugniſſe Italiens. Trotz der neuen Feuerwaffen begehrten die Vornehmen zu ihren Turnieren immer koſtbarere tauſchierte, vergoldete Rüſtungen, und die Fürſten, wie König Maximilian, die Bayern und Sachſen, förderten dieſen Prunk beſonders. Weltruf erlangten endlich die Bauleute, die ihre Kunſt von Ort zu Ort trugen, ſie aber in eigenartigen Organiſationen eifrig hüteten. Dieſe Bauhütten, deren Mitglieder ſich den ſonſtigen Zunfthandwerkern überlegen dünkten (vgl. jedoch Bd. I, S. 373), Privilegien beanſpruchten uſw., ſchloſſen ſich auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1459 in Regensburg und 1464 in Speyer auf großen Verſammlungen von Steinmetzen, Polieren uſw.) zu einem großen Verband mit vier Haupthütten zuſammen, der überall die Gleichheit der Bräuche, freilich auch die Herrſchaft der bloßen Regeln, verbürgte.



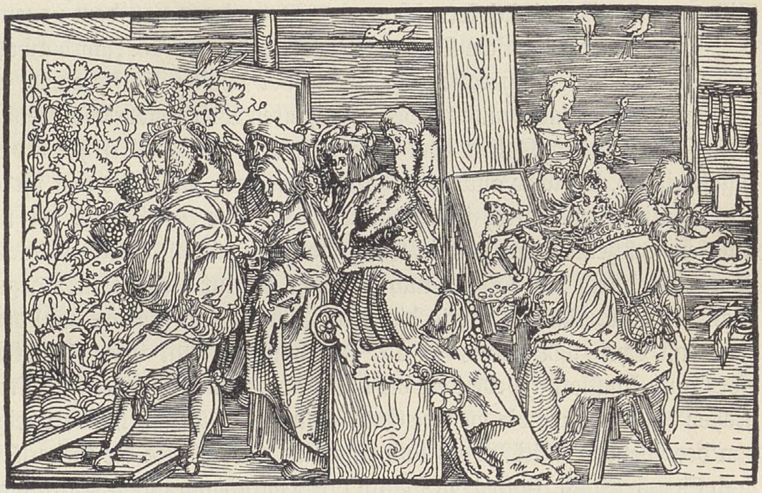
Zimmermann. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

Dieſe Träger der ſtädtiſchen Gotik, insbeſondere die Steinmetzen, führen uns ſchon zur Kunſt, die durchaus im Rahmen dieſes Abſchnittes behandelt werden kann. Denn einerſeits iſt ihr Boden jetzt im weſentlichen die ſtädtiſche Kultur, ſie dient zwar nur wenig monumentalen weltlichen und öffentlichen Aufgaben, bleibt vielmehr in erſter Linie im Dienſte der Kirche und auch innerlich religiös gerichtet und Ausdruck des religiöſen Bedürfniſſes; ſie ſchmückt aber immer ſtärker das Haus, verbindet ſich auch in ihren Intereſſen und Zielen immer mehr mit dem privaten, mit dem Volksleben. Anderſeits ſteht die Kunſt noch in engem Zuſammenhange mit dem ſtädtiſchen Handwerk. Namenlos ſind in der Regel die Schöpfer der großen Bauten, weil ſie eben als Handwerksmeiſter im Rahmen der großen gewerblichen Genoſſenſchaft auf Grund alter, im ganzen gleichartiger Arbeitstraditionen unter verſtändnisvollem Zuſammenarbeiten aller Bauleute und Steinmetzen, aber auch der Schnitzer, Schloſſer, Zimmerleute (ſ. die obenſtehende Abbildung) ſchufen. Ebenſo iſt in den übrigen bildenden Künſten Meiſter- und Geſellenarbeit immer eng verbunden, und nur der zufällige Eintrag Dürers in ſein Tagebuch hat uns den Namen des Meiſters Stefan, des Schöpfers des Kölner Dombildes, erhalten. Keiner der großen Künſtler jener Zeit hat ſich anders denn als Handwerker gefühlt: der hervorragende Bildner Syrlin in Ulm heißt ein „Schreiner“, Peter Viſcher ein „Rotſchmied“. Dürer hat bei Michael Wohlgemuth eine geplagte Lehrzeit durchgemacht wie ſonſt ein Handwerkslehrling, iſt gewandert und hatte als Meiſter nachher ſeine „Knechte“. Die Maler waren überhaupt meiſt mit Holzſchnitzern, Vergoldern und Tünchern in einer Zunft vereinigt, und noch Lukas Cranach hat lackiert und vergoldet. Dieſen handwerklichen Charakter hatte ſchon die Kunſtübung der Geiſtlichen gehabt, und gerade darin lag das Volkstümliche der mittelalterlichen Kunſt auch der ſpäteren Zeit. Die Kunſt durchdrang als Volksſache das ganze Leben, ſie ging durch alle gewerblichen Schöpfungen, erſtreckte ſich bis in den kleinſten Hausrat hinein, weil eben nicht nur die Künſtler Handwerker, ſondern die Handwerker unbewußt Künſtler waren. Es iſt doch außerordentlich, was die nicht gerade vorzugsweiſe künſtleriſch begabten Deutſchen jetzt in der Kunſt leiſteten. Die Volkstümlichkeit verhinderte aber auch eine allzu große Uniformität, ließ vielmehr überall den landſchaftlichen Geiſt durchleuchten. Freilich hat die Bindung an das Handwerk auch gewiſſe Schranken für den höheren Flug der künſtleriſchen Individualität im Gefolge gehabt: die Künſtler, die ſich als ſolche, wohl außer dem univerſal angelegten Dürer, nicht fühlten und ebenſo von den Bürgern als Gewerbsleute angeſehen wurden, blieben im Banne der bürgerlich beſchränkten, unidealen Atmoſphäre, und das platt-materielle Niveau der Kultur — ſo ganz anders als in Italien — hat viele hochſtrebende Geiſter feſtgehalten, obgleich auf dieſem Boden doch eben ein Dürer erſtehen konnte. Und ganz abgeſehen von dem Mangel an harmoniſcher Formenſchönheit, zu künſtleriſcher Freiheit wie in Italien konnten die Deutſchen im ganzen nicht gelangen. Man hat mit Recht, von Peter Viſcher zum Teil abgeſehen, den geringeren Schwung der Plaſtik gegenüber den ohne Zweifel edleren und idealeren Schöpfungen des 13. Jahrhunderts hervorgehoben, auf den kleinbürgerlichen Charakter der freilich realiſtiſchen und gemütvollen Schöpfungen Kraffts hingewieſen und ſelbſt in Dürers „Melancholie“ etwas Bürgerliches gefunden.

Vor allem trat das in der Baukunſt hervor. In ihr zeigte ſich, was Zunfttradition und techniſche Meiſterſchaft vieler in Bauhütten vereinigter Leute leiſten konnten. Das Genie des Einzelnen litt jedoch. Die Idee der Gotik, die nicht nur die Bauten, ſondern das geſamte Kunſtgewerbe, Schreinerei, Schnitzerei uſw., durchdrang, lebte in vielen und erfüllte ihre Phantaſie, aber ſie beherrſchte dieſe auch vollkommen, ſetzte über die Erfindung die Schulung, und eben die äußerſt geſchulte Technik fand ihre Aufgabe mehr und mehr in der vollendeten Dekoration, im Ornamentalen. Wie im Meiſterſang immer krauſere Formen und Weiſen beliebt wurden, ſo wurde in den Bauten, in den Schnitzereien uſw. das reiche Zierwerk immer mehr zur Hauptſache; die Harmonie des Ganzen, die Rolle der Konſtruktion traten zurück. Ebenſo fand ſich die Künſtlichkeit jener poetiſchen Leiſtungen wieder in krauſen, ſymboliſchen Phantaſtereien der bildenden Kunſt.

Anderſeits war aber die künſtleriſche Betätigung nicht mehr vorwiegend an die Baukunſt gebunden, die Malerei und die Bildhauerei traten die Rolle an, die ſie in der Neuzeit charakteriſiert, gerade weil ſie, nicht mehr im Dienſte der Baukunſt ſtehend, aus dem Leben der Zeit heraus eigene Aufgaben gewannen. Auch die Kirche bot ihnen jetzt ſolche in Fülle, das zeigt die große Zahl der Schnitzaltäre, der Ölberggruppen uſw. Dazu kommen die Grabdenkmäler und Epitaphien. In Deutſchland wie in anderen Ländern iſt jetzt überhaupt ein großer Aufſchwung der Kunſt zu beobachten; es erblüht eine reiche Produktion. Der entſcheidende Zug in der Entwickelung der Malerei und Bildhauerei wird in ſpätgotiſcher Zeit das Streben nach Naturwahrheit. Die Wendung dazu iſt, wie in der Skulptur in den Grabdenkmälern, ſo in der Malerei leiſe bereits im 14. Jahrhundert in der Buchmalerei zu ſpüren, namentlich in den burgundiſchen Landen, deren aufblühende lebenſtrotzende Kultur nicht nur die Farbenfreude, ſondern auch den Wirklichkeitsſinn förderte. Dieſe Kunſt wirkte weit nach Oſten; von der Prager Miniatorenſchule werden wir im nächſten Kapitel (S. 172) hören. Aber auch die neben der älteren Wandmalerei ſich entwickelnde Tafelmalerei (Bemalung der Altarflügel und -türen, dann ſelbſtändige Tafelbilder; ſ. die Abbildung S. 59) blühte im ſpäteren 14. Jahrhundert auf.

Früher wußte man nur von einer Kunſtblüte in Köln, wo der damals vielgerühmte, aber für uns nicht recht greifbare Meiſter Wilhelm eine Schule begründete. Heute kennen wir noch andere Zentren. Zunächſt Weſtfalen: die Traditionen des 14. Jahrhunderts gipfelten hier in dem Meiſter Konrad von Soeſt (Anfang des 15. Jahrhunderts). Seine und ſeiner Schüler Werke (vor allem der Altarſchrein in Niederwildungen) weiſen wohl ähnliche Züge wie die der Kölner Schule auf, ſind aber nicht von ihr abhängig. Dagegen ſprechen der Farbenſinn und die Malweiſe Konrads, ſeine Schilderungsfreude und ſeine getreue Darſtellung der Trachten ſeiner Zeit wieder für Einflüſſe der burgundiſchen Buchmalerei. Von Weſtfalen mag ſodann anfangs das nördliche Niederſachſen beeinflußt, mögen auch kölniſche und andere Einflüſſe dorthin getragen worden ſein: aber wie ſchon die niederſächſiſchen Weſtfalen gegenüber den Niederfranken ihre Eigenart wahrten, ſo zeigt ſich dieſelbe Selbſtändigkeit im nördlichen Niederſachſen. Die in Hamburg blühende Kunſt ſteht zeitlich ſogar voran. Der in Hamburg 1367—1387 bezeugte Meiſter weſtfäliſcher Herkunft, Meiſter Bertram von Minden, ein außerordentlich ſelbſtändiger Künſtler, iſt „der älteſte deutſche Maler und Bildhauer, deſſen Namen, Leben und Werke wir kennen“. Er führte vor allem die längſt geübte einheimiſche Holzſchnitzerei auf eine künſtleriſche Höhe. Auch bei ihm finden wir jene Schilderungsfreude und beſonders ausgeprägt jenen Sinn für die Darſtellung der wirklichen Umgebung, zumal die genaue Wiedergabe der damaligen Trachten. Er ſteht indes ganz für ſich, wirkt aber ſeinerſeits weithin, in Hamburg ſelbſt vor allem auf den Meiſter Francke, der vielleicht ſein Schüler geweſen iſt. Ihn kennen wir nur als koloriſtiſch wichtigen Maler. Weiter beſtehen nun enge Kunſtbeziehungen zwiſchen Hamburg und Lübeck und wieder zwiſchen Lübeck und Holſtein ſowie Mecklenburg. Vielleicht — mehr kann man heute nicht ſagen — hängt anderſeits die Kunſtübung in Bremen mit Hamburg und Lübeck zuſammen, ſo daß die Vorſtellung Lichtwarks von einer geſchloſſenen hanſeatiſchen Kunſtprovinz bis zum Eindringen der niederländiſchen Einflüſſe um 1440 (vgl. S. 60) wohl der Wahrheit nahekommen mag.



Maler. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 58.

Aber wir kehren zu Köln zurück. Den Höhepunkt erreichte die altkölniſche Malerei in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit dem ſchon neue Züge aufweiſenden Stephan Lochner aus Meersburg. Eben im Süden, am Oberrhein, in Schwaben hatten ſich um dieſe Zeit bereits Kräfte geregt, die entſchieden nach Neuem ſtrebten. Die rein auf die ſeeliſche Wirkung, die Erweckung frommer Gefühle und kirchlichen Denkens geſtellte gotiſche Kunſt mit ihrem ätheriſchen, unſinnlichen Geiſt, ihrem leiſen Weben, ihren ſchemenhaften, ſchmalen und geſtreckten Geſtalten, ihren konventionellen Gebärden, ihrer ſchlanken Zierlichkeit ſchwindet nicht ohne weiteres vor dem Streben nach Wahrheit und Natur. Jene Art lebt noch in der Kölner Schule wie bei dem Meiſter Francke wie ſonſt. Sie zeigt auch der weiblich-zarte Schwabe Lukas Moſer, der aber gleichwohl ſchon ſtärker auf Natürlichkeit ausgeht und ſich mit dem Raum auseinanderzuſetzen ſucht. Ganz überraſchend kräftig drückt ſolches Streben dann der realiſtiſche Konrad Witz in Baſel aus, der den Raumproblemen weſentlich näher kommt, wirkliches Leben in die Figuren bringt und auch maleriſch etwas bedeutet. Mehr für ſich ſteht der nach Ulm verſchlagene Algäuer Hans Multſcher, der ebenfalls nach Raumbeherrſchung ungeſchickt ſtrebt, auch nach Naturwahrheit, die er wie Witz im Derben, im Auffallenden, im Häßlichen ſieht, der aber zugleich ein phantaſtiſch-wirres maleriſches Element in ſeinen Bildern aufweiſt und inſofern ſchon eine Abwendung von dem neuen Realismus bedeutet.

Man hat die deutſche Kunſt der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Recht als ernſt und groß bezeichnet, Charakterzüge, die in der zweiten Hälfte einem eleganteren, geſchmeidigeren, feineren, aber auch wieder gekünſtelten Weſen mehr oder weniger weichen. Man hat dieſe Züge feinerer Kultur dem Einfluß der burgundiſch-niederländiſchen Kunſt zugeſchrieben, die aber auch in anderer Beziehung durch die von ihr erreichte Höhe wirken mußte, mindeſtens durch ihre neue Technik. Die Fortſchritte der niederländiſchen Kunſt knüpfen anſcheinend an jene in Burgund glänzend entwickelte Miniaturmalerei an, waren überhaupt durch die höfiſche und ſtädtiſche Kultur dieſer Lande gegeben. Einen völligen Wandel in der Malerei führte die neue Ölmaltechnik (naß in naß) der Brüder Hubert und Jan van Eyck zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit ihren leuchtenden Farben herbei. Aber auch künſtleriſch bedeutete die natürliche, realiſtiſch-lebendige Art Jan van Eycks einen großen Aufſchwung; die weitere Entwickelung im 15. Jahrhundert zeigen die Namen Roger van der Weyden, Dirk Bouts und Memling an. Wirkte die niederländiſche Kunſt weithin, nach Spanien und Italien, ſo konnte ſich Deutſchland ihrem Einfluß gewiß nicht entziehen. Selbſtverſtändlich bürgerte ſich jene Ölmaltechnik ein, etwa im 6. Jahrzehnt des Jahrhunderts. Aber auch ſonſt nimmt man einen weitgehenden Einfluß der niederländiſchen Kunſt auf die deutſche an, insbeſondere einen ſolchen des Roger van der Weyden, neuerdings ebenſo des Dirk Bouts. Roger hat auch z. B. den Maler des Sterzinger Altars beeinflußt, ſehr ſtark dann den Stadtmaler von Nördlingen, Herlin, und Hans Schüchlin, weiter ebenſo wie Dirk Bouts auf Kaſpar Iſenmann in Kolmar und angeblich auch auf deſſen Nachfolger, den großen Schongauer, gewirkt. Indeſſen darf man in der Annahme ſolcher Einflüſſe — unter denen ſicherlich namentlich die fränkiſche Schule ſteht — nicht zu weit gehen: von einer völligen Abhängigkeit kann keine Rede ſein. Die Bedeutung der deutſchen Kunſt vor und nach 1600 beruht in der Hauptſache auf ihrer Eigenart.

Ein ſelbſtändiges reiches Kunſtſchaffen und ein friſches weiteres Fortſchreiten zur Naturwahrheit zeigt ſich in deutſchen Landen ebenſo wie in Italien und den Niederlanden: aber der individualiſtiſch-ſtammesmäßigen Dezentraliſation der deutſchen Kultur entſprechend gibt es, wie wir ſchon ſahen, nicht einige wenige beherrſchende Kunſtzentren, ſondern in vielen Landſchaften zeigt ſich künſtleriſches Leben und Wirken; zugleich prägt ſich in der Menſchendarſtellung dieſer bodenſtändigen Kunſt die Stammesart aus. Freilich tritt gerade jetzt das (S. 57) erwähnte handwerkerliche Moment in der Kunſt, verbunden mit der wenig großzügigen kleinbürgerlichen Atmoſphäre, beſonders hervor. Künſtleriſche große Perſönlichkeiten ſind ſelten, es überwiegt jene Werkſtättenarbeit, die die Namenloſigkeit ſo vieler Arbeiten erklärt (vgl. S. 57). Aber es ragen auch einzelne Meiſter — von der Bildnerei werden wir noch beſonders ſprechen — über die anderen hervor. Da ſind in Ulm die ſchon genannten Herlin (von Nördlingen) und Schüchlin und vor allem Bartholomäus Zeitblom, in Nürnberg Michael Wohlgemuth, in Tirol der auf dem Boden ſeiner Gebirgskunſt erwachſene, für ſich ſtehende wuchtige Maler und Schnitzer Michael Pacher, in Kolmar der erwähnte Iſenmann und der weitberühmte Martin Schongauer, der zu der Blütezeit deutſcher Kunſt hinüberleitet. Sie kam nicht plötzlich. Wie bedeutend die deutſche Kunſt, gerade auch als Ausdruck deutſchen Weſens, ſchon vor Schongauer iſt, haben wir geſehen, zugleich freilich betont, daß die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts an Größe hinter der erſten zurückſteht. Das Streben nach Naturwahrheit und Wirklichkeitswiedergabe ſchwindet auch jetzt nicht, ohne aber das eigentliche Ziel zu ſein, es wird anderſeits ſogar übertrieben und allzu abſichtlich. Schongauer iſt darin maßvoll. Und wenngleich wir bei ihm durchaus das Hineingreifen ins wirkliche Leben, eine faſt naturaliſtiſche Schilderung des Volkes in all ſeinen mannigfaltigen Typen und in ſeiner ganzen Gewöhnlichkeit finden, ſo iſt doch das eigentlich Bezeichnende für ihn jener oben (S. 60) betonte Zug der Feinheit, und bei ſeiner überragenden Bedeutung iſt er darin auch für die Kunſt ſeiner Zeit, freilich nicht für die geſamte, typiſch. Nicht auf das Große, Tiefe und Kräftige iſt mehr der Sinn gerichtet, ſondern auf das Feine, Kleine, ja Kleinliche, Zierliche, Milde, eine Art, die ſehr wohl mit ausdrucksvoller Innigkeit des Empfindens und einer zarten Anmut einhergehen kann, häufig aber zur Gekünſteltheit, zur ſpieleriſchen Manier wird. Das Schlanke, Geſtreckte der Gotik (vgl. S. 60) kommt ſo in den Figuren zu neuer Geltung, ebenſo das Ätheriſche. Schongauer gelangt zu überirdiſcher Idealität und Unwirklichkeit der Darſtellung. Derſelbe Künſtler ſchildert anderſeits, wie geſagt, das Alltägliche und Grobe mit allem Detail der Wirklichkeit. Eine reiche Fülle von Figuren uſw. kennzeichnet ſeine Bilder. Eben die Überladung mit oft ſehr intereſſantem Detail iſt ein weiterer Zug der Kunſt dieſer Zeit, wobei ja allerdings der deutſchen Phantaſie ein weiter Spielraum gewährt und der maleriſche Charakter der ſpätgotiſchen Kunſt beſonders gefördert wird. Die maleriſche Wirkung wird das eigentliche Ziel der deutſchen Kunſt. Daher auch die dekorative Behandlung des Gewandes, die Wichtigkeit des Faltenwerks. Das Unorganiſche wird nicht ſtörend empfunden trotz jener Richtung auf die Natur, und das Unſymmetriſche und Unharmoniſche ebenſowenig. Erſt die ſpäteren großen Meiſter ringen ſich zur Weſentlichkeit, Größe und Klarheit der Kompoſition durch: immerhin iſt auch Schongauer ſchon auf dieſem Wege. Die klare Beherrſchung des Raumes, die Harmonie und Symmetrie waren Ziele, denen man ſich erſt ſpäter näherte, und nicht ohne Förderung durch die italieniſche Kunſt. Zunächſt bedeutete aber Schongauers Kunſt einen erſten Höhepunkt der Entwickelung. Daß man in dieſer Richtung ohne Gefahr nicht weitergehen konnte, ſahen die Zeitgenoſſen nicht. Schongauers Schüler in Kolmar zu werden, war das eifrige Streben vieler; ſeine Bilder waren in Deutſchland wie im Ausland außerordentlich geſchätzt. Unter ſeinem Einfluß ſtehen Zeitblom in Ulm und Burgkmair in Augsburg, ebenſo Hans Holbein und Albrecht Dürer.

Als Dürer nach Kolmar kam, war Schongauer nicht mehr am Leben, aber die in ihm am ausdrucksvollſten verkörperte Kunſt war zunächſt der Boden, auf dem Dürer ſich entwickelte. Weit weniger wichtig iſt, was er ſeinem Lehrer Michael Wohlgemuth verdankte, der an ſich in ſeiner Bedeutung nicht unterſchätzt werden darf; man wird auch bei Dürer eine beſondere Nürnberger Art des Strebens nach charakteriſtiſchem Ausdruck und Schärfe der Formen, zuweilen auf Koſten der Wahrheit und Schönheit, nicht verkennen. In Dürer, in dem ſich mit der eigenen Art zweifellos neue, ganz anders geartete italieniſche Einflüſſe miſchten — auf ſie iſt ſpäter bei der Erörterung der Renaiſſanceeinflüſſe zurückzukommen —, und in dem ſchon moderner gerichteten Holbein erreichte die deutſche Malerei ihren Höhepunkt — von Grünewald vorläufig abgeſehen. Der zeitweilige Ruhm Kolmars war vor dem Nürnbergs und Augsburgs, deren Meiſter nach 1600 die deutſche Kunſt führten, zurückgetreten. Dürer, der zuerſt bewußt jenem ganz anderen Kunſtideal zuſtrebte, hat ſich doch mit dem Fremden ohne Gefährdung des Eigenen abgefunden und deutſches Weſen, deutſche Eigenart zu ſchönerem Ausdruck gebracht als irgendeiner. Das Beſte nahm er doch aus ſich ſelbſt. Mit ihm kam anderſeits wieder das Große in die deutſche Kunſt. Innerlichkeit, Charakter, Phantaſie, Geiſtestiefe und -reichtum machen ſeine Schöpfungen zu echten Offenbarungen deutſchen Weſens; ebenſowenig verleugnen ſie aber die herbe, ſpröde Art der Deutſchen, die Neigung zu allzu großer Gründlichkeit, und von krauſer, unorganiſcher Darſtellung iſt auch er nicht ganz losgekommen. Die reine Form, die klare Proportion, das Ideal des Südens, iſt freilich theoretiſch auch das ſeine. Iſt daher bei Dürer und erſt recht bei Holbein, weſentlich eben durch italieniſche Einflüſſe, der Sinn für reine und klare Formen immerhin ſchon vorhanden, ſo tritt dieſe neue Richtung ganz zurück bei einem für ſich ſtehenden Meiſter, dem man erſt heute das rechte Verſtändnis und höchſte, freilich zum Teil das Maß überſchreitende Wertſchätzung entgegenbringt, bei Matthias Grünewald. Dieſer „verwunderliche und hochgeſtiegene Meiſter", wie ihn, ſein Vergeſſenſein beklagend, Sandrart in ſeiner „Teutſchen Akademie" nennt, bedeutet in künſtleriſcher Beziehung eine Vorwegnahme viel ſpäterer Tendenzen und iſt daher auch ohne Nachfolge geblieben. Zugleich ſtellt er aber den Höhepunkt der gotiſchen Kunſt dar. Die Farbe iſt bei ihm etwas Weſentliches, er weiß mit ihr wunderbare Wirkungen zu erzielen, wie bei dem Mittelbilde des Iſenheimer Altars mit der Mutter Gottes in der Landſchaft. Aber er iſt nicht nur ein großer Maler, er iſt auch ein deutſcher Maler in faſt extremer Verkörperung nordiſchen Weſens. Jene Innerlichkeit hat bei ihm im Ausdruck religiöſen Fühlens, ſeeliſcher Ergriffenheit etwas Verzehrendes; die innere Leidenſchaft äußert ſich mit denkbarſter Stärke, ohne Rückſicht auf Form und ſchöne Geſtaltung, Klarheit und Maß. Mit vollſter Gewalt bricht die Empfindung aus ſeinen Menſchen heraus; der Künſtler ſcheut nicht naturaliſtiſche Verzerrung: über der Schönheit ſteht ihm die Wahrheit des Ausdrucks, die ſeeliſche Wirkung.

Der die gotiſche Kunſt durchdringende Jenſeitscharakter (vgl. S. 60), die in den gleichmäßig idealiſierten, ſüßen und weichen Zügen und Gebärden ausgeprägte Sehnſucht nach dem Himmel, blieb im übrigen gegenüber dem realen Sinn, gegenüber dem Streben nach individueller Geſtaltung das Kunſtideal weiter fromm und kirchlich geſinnter Kreiſe auch zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Wie bezeichnend iſt eine Äußerung Murners: „Wa ich ietzund ein weibsbild find, die zuo heiligem gemalet ſind, ſo ſind ſie alſo huoriſch gmalt, und ſo ſchamper [unzüchtig] das gſtalt mit kleidern und mit irer brüſt, das ich oft nit han gewiſt, ob ichs ſolt für heiligen eren, oder [ob ſie] uß dem frowhus weren." Schweſter Katharina Lemlin in Maihingen beklagt ſich 1519 in einem Briefe an Hans Imhof über die moderne Malerei auf ihren neuen Kloſterfenſtern: die „Figuren" ſeien alle nicht „ſenlich" genug, den Herrn male man jetzt mit rotem und grauem Haar, er ſäße da wie „ein feiſter

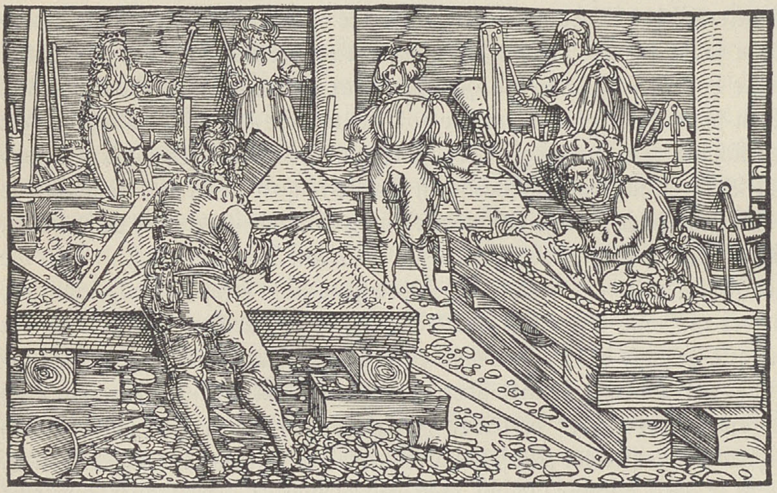
Prieſter“. Aber der Zug der Zeit ging gleichwohl auf das Leben, auf die Wirklichkeit. Und mehr und mehr wandte ſich die Kunſt nun auch weltlichen Aufgaben zu. Die Porträtmalerei (ſ. die Abbildung S. 59) entwickelte ſich, freilich erſt allmählich und ſpäter als bei den Niederländern. Die Kunſt der Charakteriſierung, die ſeeliſche Vertiefung wird immer größer, und ebenſo tritt ein Hauptzug des deutſchen Weſens jetzt kräftig hervor, der Humor. Alles das zeigen namentlich auch die Holzſchnitte und Kupferſtiche.

Es iſt bezeichnend, daß die damaligen deutſchen Lobredner der heimiſchen Kunſt, die ſie der gerühmten italiſchen an die Seite ſtellen, ein Jobin, Rivius, Specklin, ſich namentlich auf die Leiſtungen im Holzſchnitt und im Kupferſtich beziehen. Deren Ausbildung wird eben den Deutſchen verdankt, in ihnen leiſteten dieſe im ganzen ſogar Größeres als in der Malerei. Holzſchnitte wie Kupferſtiche wurden damals auch als wirklich originale Produkte geſchaffen und ließen gerade das deutſche Weſen am beſten zum Ausdruck kommen, ſie dienten dem Drang nach charakteriſtiſcher Wiedergabe und waren die freieſten Gebiete für die Phantaſie, ſie allein wurden ſogar für die Italiener Muſter, waren bei dieſen freilich nur Mittel der Reproduktion. Sie vor allem ſtellten die Hauskunſt dar und trugen die Kunſt wirklich ins Volk. Sie brachten jenen wiederholt betonten volkstümlichen Geiſt des ausgehenden Mittelalters am deutlichſten zur Geltung. Der Holzſchnitt, das der Typographie entſprechende Mittel der Verbreitung von künſtleriſchen Darſtellungen in Maſſe, zunächſt zur Erbauung und zur Belehrung der Menge handwerksmäßig und höchſt primitiv ausgeführt, wurde namentlich durch den Drucker Koberger ebenſo gefördert wie ausgenutzt. Was die beſten Künſtler ſeiner Zeit zeichneten, brachte er, ſoweit jene nicht ſelbſt in Holz ſchnitten, durch ſeine Holzſchneider in Maſſe unter das Volk: der religiöſe Charakter trat dabei mehr und mehr zurück, und alle Gebiete des Lebens wurden behandelt, zur Erbauung, zur Belehrung, zur Unterhaltung, zur Polemik, immer aber in volkstümlicher Weiſe. Niemand ſchuf hier jedoch Größeres als wieder Dürer in ſeinen Zeichnungen für den Holzſchnitt. Noch mehr hat er als fruchtbarer Meiſter der Kupferſtechkunſt, die ſchon früher tüchtige Arbeiten, vor allem vom Meiſter E. S., aufwies, dann aber durch Martin Schongauer auf eine höhere künſtleriſche Stufe gehoben war, geleiſtet.

Nicht in techniſcher Beziehung, aber an innerem Gehalt ſtand damals die Glasmalerei — Glaſer und Maler waren häufig in einer Zunft — zurück. Sie war gerade durch die Gotik erſt zur Blüte gelangt (vgl. Bd. I, S. 370) und brachte Farbe in die hohen Dome, ſuchte ſich auch wieder von der Unterordnung unter die Architektur zu emanzipieren. Aber ihre immer ſtärkere Verwendung bei den öffentlichen Bauten wie vor allem in den Privathäuſern gewährte ihr wenig Förderung. Die ziemlich ſtereotypen heraldiſchen Vorwürfe (vgl. S. 40) und die niedrigen Anſprüche der Beſteller überhaupt drängten ſie in Verzettelung und Kleinlichkeit. Trotzdem erreichte auch ſie, techniſch ſchon früh verbeſſert, gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts einen Höhepunkt (Veit Hirſchvogel in Nürnberg).

Die Plaſtik (ſ. die Abbildung S. 64) der ſpätgotiſchen Zeit bietet der Forſchung noch ein dankbares Feld. Wie Loßnitzer ausgeführt hat, kann man ſchon ſeit dem 14. Jahrhundert ein Zurücktreten, aber auch einen künſtleriſchen Niedergang der im Verbande der Bauhütten ſtehenden Steinmetzen feſtſtellen. Das bloße Zierwerk, die handwerksmäßige Arbeit überwog. Anderſeits kamen die (S. 58) erwähnten neuen Aufgaben, die bei der Neigung der Zeit zur Dekoration die Ausſchmückung des Inneren der Kirchen mit ſich brachte, alſo die Herſtellung prächtiger Grabdenkmäler und Schnitzaltäre, vorzugsweiſe der Plaſtik zugute.

Ihre Beherrſchung durch die Architektur, wobei die Statuen als gotiſche Dekorationselemente länglich gedehnt und geſtreckt wurden, hörte gegenüber dieſen nicht zum eigentlichen Bau gehörigen Objekten auf. Der Figurenſchmuck bei dieſen wurde ein Spezialgebiet. So traten denn auch an Stelle der nur noch ſelten erwähnten Steinmetzen der Bauhütten unabhängige Bildhauer und Bildſchnitzer auf, die je nach den in Ausſicht ſtehenden Aufgaben im Dienſte von Fürſten oder ſelbſtändig in einer größeren Stadt tätig waren und ihren Aufenthalt nach Bedarf wechſelten. Es handelte ſich nicht immer um prunkvolle Grabdenkmäler in Marmor, wie ſie nach dem glänzenden Vorbild des burgundiſchen Hofes im 15. Jahrhundert die Fürſten begehrten. Auch der Adel und der reiche Bürger wie der Klerus ſchufen der Plaſtik durch entſprechende Aufträge wie durch die Stiftung prächtiger Altäre dankbare Aufgaben genug. Die Herſtellung dieſer Altäre fiel in der Gotik der Holzbildkunſt zu, und dieſe altnationale Übung erhielt damit ein weites Betätigungsfeld. Übrigens war der Bildſchnitzer meiſt auch Bildhauer, zumal wenigſtens der weiche Sandſtein eine ähnliche Bearbeitung wie das Holz erlaubte. Anderſeits war er aber — von der Vielſeitigkeit der ſpätmittelalterlichen Künſtler war ſchon (S. 54) die Rede — häufig zugleich Maler, denn die Altäre wurden nicht nur geſchnitzt und vergoldet, ſondern auch bemalt. Blieb die Schnitzerei nun auch lange die Hauptſache und mußte ſich die Malerei bei den Flügelaltären mit den Flügeln begnügen, ſo gewann doch durch das Zuſammenwirken beider Künſte die Malerei erheblichen Einfluß auf Ziele und Tendenzen der Plaſtik. Dieſe wetteiferte mit jener und ging auf maleriſche Wirkung aus, die wir ja ſchon (S. 61) als Ziel der ſpätgotiſchen Kunſt überhaupt feſtſtellten. Um ihretwillen entwickelt ſich auch, wie betont, der dekorativ-bauſchige Faltenſtil, die liebevolle Behandlung des fließenden, flatternden Gewandes. Aber damit drückt man zugleich die Bewegung aus, die durch den Einfluß der Malerei überhaupt in die Plaſtik gekommen iſt. Bewegung, Leben, war wiederum ein Moment jenes ebenfalls ſchon (S. 58) betonten realiſtiſchen Strebens nach Naturwahrheit, das vor allem vom Weſten, beſonders von Burgund und den Niederlanden her wirkt und mehr und mehr auch in der Plaſtik in der Behandlung der Körper, des Raumes uſw. hervortritt. Der fortſchreitende Naturalismus drängt daher gegen 1500 jene Überladung, jenen Faltenſtil zurück: er verlangt größere Wahrheit und weniger Dekoration. Zugleich geht die Beeinfluſſung der Plaſtik durch die Malerei zurück.



Bildhauer und Bildſchnitzer. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 63.

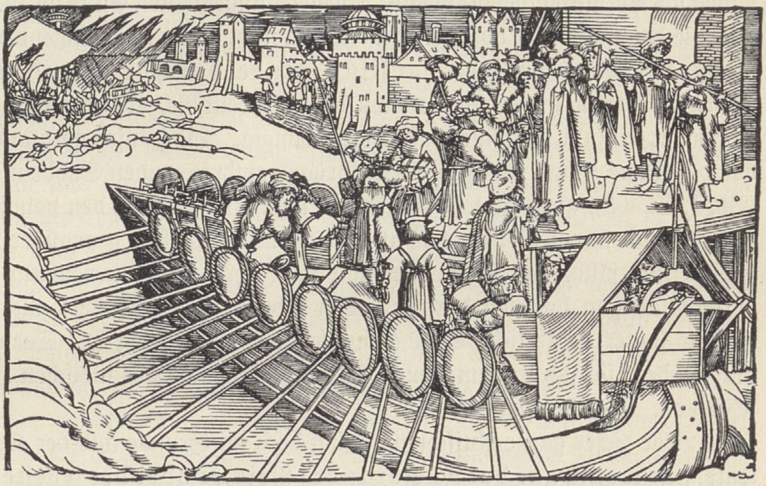
Fragen wir nach den einzelnen Künſtlern, ſo fehlen uns anfangs zu manchen hervorragenden Werken die Namen ihrer Schöpfer. Als erſter greifbarer Künſtler tritt uns im Norden der (S. 59) erwähnte Meiſter Bertram entgegen, aus dem 15. Jahrhundert kennen wir in Süddeutſchland Hans Multſcher, der uns auch ſchon (S. 60) als Maler begegnete, Jürgen Syrlin den Älteren mit ſeinem tiefſinnigen Schnitzwerk an den Chorſtühlen im Ulmer Münſter und Syrlin den Sohn, weiter Nikolaus von Leyen und deſſen Schüler Simon Leinberger. Die beiden letzten haben auf den alle Vorgänger überragenden Veit Stoß gewirkt, der als Holzſchnitzer Außerordentliches leiſtete. Jene natürliche und die ſpätgotiſche dekorative Richtung vereinigte er in glänzender Weiſe. Überreich und überwältigend maleriſch iſt ſein Marienaltar in Krakau. In ſeiner Nürnberger Zeit erfuhr Stoß dann die Einwirkung jenes dort heimiſchen Strebens nach lebendigem Ausdruck der Empfindung (vgl. S. 62). Innige Empfindung wiederzugeben, verſtand in Nürnberg vor allen anderen Adam Krafft. Er brachte den Detailreichtum, das Maleriſche der Spätgotik, ihre phantaſtiſche Art auch in dem Steinwerk zu ſtärkſtem Ausdruck. In ſeiner Innerlichkeit und in ſeinem kraftvollen, lebenswahren Deutſchtum aber iſt er neben Dürer zu ſtellen, ſteht auch höher als der trefflich charakteriſierende Stein- und Holzbildhauer Tylman Riemenſchneider in Würzburg. Im Norden iſt um dieſe Zeit als hervorragender Holzſchnitzer Hans Brüggemann (Altar in Bordesholm, 1521 vollendet, jetzt in Schleswig) zu nennen, der trotz niederländiſcher und oberdeutſcher Einflüſſe eine große Eigenart zeigt. Die Holzſchnitzerei ſchmückte im übrigen neben dem Inneren der Kirchen auch den Hausrat der Privathäuſer (vgl. S. 43) mit reichem Blattwerk, mit kleinen figürlichen Darſtellungen, mit architektoniſchen Motiven (vgl. S. 43). Daß endlich auch die Metallbildnerei einen bedeutenden Aufſchwung nahm, iſt natürlich. Seit langem waren die Gold- und Silberſchmiedearbeiten (vgl. S. 55f.) zu hoher Vollendung gediehen, jetzt entſtanden zahlreiche köſtliche Werke, namentlich wieder in Nürnberg, weiter in Augsburg, Regensburg, Köln. Weſentlich kamen auch dieſe Arbeiten der Kirche zugute: manche Schatzverzeichniſſe ſind dafür Zeugen. Im Erzguß aber iſt damals ein ſo wundervolles Meiſterwerk geſchaffen worden wie das Sebaldusgrab von Peter Viſcher in Nürnberg.

Die Verbindung von Kunſt und Handwerk verleiht dem letzteren in jener Zeit einen edleren Charakter, aber es lebt in ihm damals überhaupt ein höherer Geiſt, es ſteckt damals noch viel Poeſie im Handwerk. Solche Poeſie haftete auch an den Sitten und Zeremonien der Handwerker. Nach deutſcher Art umgaben ihre Genoſſenſchaften ihr ganzes Zuſammenleben mit beſonderem, oft als geheimnisvoll angeſehenem, jedenfalls in ſeiner feierlichen Form ängſtlich bewahrtem Brauch. Altes poetiſches Gut iſt da oft traditionell erhalten; man vergleiche etwa die von Freytag aus Friſius' „Ceremonialpolitica" angezogene Vorſage der Schmiede: „Und wenn du deine Straße ziehſt, wirſt du kommen an einen dürren Baum; darauf ſitzen drei Raben und ſchreien: er zieht dahin, er zieht dahin. Du ſollſt deinen Weg fortgehen und gedenken: ihr ſchwarzen Raben, ihr ſollt mir keine Botſchaft ſagen." Feierliche Rede und Gegenrede kehren immer wieder, bei Aufnahme der Lehrlinge, bei Begrüßung wandernder Geſellen in der Herberge, bei mancher Handlung zwiſchen Meiſter und Geſellen. Freilich erſtarrte alles mehr und mehr zu umſtändlichen Formen. Die damalige Freude gerade an der Poeſie zeigt die bewußte Pflege auch der höheren Dichtung im Meiſtergeſang, der allerdings durchaus auf einzelne kleine Kreiſe beſchränkt blieb, für die Geſamtheit nicht charakteriſtiſch iſt und auch, von den Leiſtungen des Hans Sachs abgeſehen, eine literariſche Bedeutung nicht beanſpruchen kann. Aber dieſer große „Schuhmacher und Poet dazu" war eben doch auch ein Handwerker.

Im ſpäteren 16. Jahrhundert verfiel das Handwerk, wie wir ſehen werden, aber ſchon um 1500 auf ſeinem Höhepunkte war das materielle Gedeihen keineswegs ſo glänzend, wie man meiſtens annimmt.

Nun ward auch der Kaufmannsberuf der von den Bürgern am meiſten erſtrebte, und darunter litt wieder das Handwerk. Dieſe Anziehungskraft des Handels ſchildert einmal Agricola: „Die fuernemſten ſtedt Teutſchlands laſſen jetzt niemand mehr künſte und ſprachen lernen, ſondern ſo bald ein knab teudtſch ſchreiben und leſen kan, ſo muß er gen Franckfordt, Antwerpen und Nuernberg und muß rechen lernen und des handels gelegenheit. ... Mit den handwerken auch alſo. Ja, es wil niemandt ſein, er muß ein hendeler und kauffman werden." Man darf die Verhältniſſe der im Mittelpunkt des Welthandels ſtehenden Städte Flanderns und der ſüdlichen Niederlande mit ihrer ganz auf dem Handel aufgebauten Kultur gewiß nicht auf Deutſchland übertragen, aber daß der Handel nicht nur im hanſeatiſchen Gebiet, ſondern auch im Süden trotz der oft größeren Bedeutung des Gewerbes (vgl. Bd. I, S. 280, 289) die Politik wenigſtens vieler Städte beherrſchte (vgl. S. 73), iſt unzweifelhaft. Eine gewiſſe Überfüllung des kaufmänniſchen Berufes war das natürliche Ergebnis des außerordentlichen Aufſchwunges, den der deutſche Kaufmann ſchon längere Zeit (vgl. Bd. I, S. 286ff., 401ff. und 405f.) genommen hatte.

Die beherrſchende Stellung, welche ſich die italieniſchen Städte im Orienthandel erobert hatten und infolge des politiſchen Verfalls von Byzanz und bei deſſen Bedrängung durch die Türken unbeſtritten einnahmen, ließ die alte Verbindung von Süddeutſchland mit Italien (vgl. Bd. I, S. 171, 287) immer fruchtbarer werden: jetzt war der deutſche Handel unmittelbar an den Welthandel angeſchloſſen, der bisher um Deutſchland im Oſten (von den arabiſchen Ländern nach Nordeuropa) wie im Weſten (Italien—Frankreich—Flandern—England) mehr herumgegangen war. Der Handel mit Italien erblühte freilich recht erſt nach dem ſchon um die Mitte des 14. Jahrhunderts beſiegelten Rückgang der bis dahin den Weltaustauſch faſt allein vermittelnden Meſſen in der Champagne (vgl. Bd. I, S. 287), auf denen ſich auch der deutſch-italieniſche Handel zum größten Teil, aber, wie jener oberdeutſch-italieniſche Verkehr zeigt, doch nicht ausſchließlich abſpielte. Die Gründe für dieſen Rückgang, wie falſche Maßnahmen der franzöſiſchen Könige und der Hader und Kampf mit den Flamen, mögen hier beiſeite bleiben. Flandern vor allem riß die Handelsſtellung der Champagner Meſſen an ſich, wenn ſich auch ſeine Bedeutung ohnehin mächtig gehoben hatte (vgl. Bd. I, S. 287, 401): auch in Flandern, zuvörderſt in Brügge (vgl. Bd. I, S. 287), dem nunmehrigen großen Vermittelungspunkt zwiſchen Orient und Mittelmeer einerſeits und Nordweſt- und Nordeuropa anderſeits, traf der deutſche Kaufmann, der ſchon länger Flandern aufgeſucht hatte, mit dem Italiener zuſammen, der namentlich auf dem Seeweg dorthin kam. Aber mehr und mehr entwickelte ſich nun jener unmittelbare Verkehr der oberdeutſchen Reichsſtädte, vor allem Augsburgs, Ulms, Nürnbergs, mit Italien (vgl. S. 180f.). Übrigens wurde auch der Verkehr mit Frankreich und (namentlich über Genua) mit Spanien von den Oberdeutſchen eifrig gepflegt. Weniger hob ſich der Handel der zum Teil, wie Baſel, einſeitig von den Zünften beherrſchten ſchweizeriſchen und Alpenſtädte mit Italien, dagegen erfuhr die alte Straße des Rheins infolge des Durchganges der italieniſchen wieder flandriſch-engliſchen Waren, ſoweit ſie nicht den Seeweg nahmen, eine außerordentliche Steigerung des Verkehrs, namentlich zu Schiff (ſ. die untenſtehende Abbildung). Dazu kam nun die immer wachſende Stellung des hanſiſchen Handels (vgl. Bd. I, S. 401ff.). In gewiſſem Sinne wie eine Sondermacht außerhalb des deutſchen Reiches ſtehend, aber doch eine deutſche Macht, beherrſchte die Hanſa im 15. Jahrhundert Rußland, Litauen, Polen, Skandinavien, England und Schottland vollkommen; ihr Bund, jetzt in vier Quartiere, das wendiſche (Vorort Lübeck), rheiniſche (Köln), ſächſiſche (Braunſchweig), preußiſch-liviſche (Danzig) geteilt, reichte vom äußerſten Weſten bis nach Riga und tief in das Innere Deutſchlands hinein. Es waren alſo zwei große geſonderte, wenn auch nicht ganz unverbundene Handelsgebiete, die Deutſchland zum Schauplatz des Welthandels, zum Stapelplatz der Waren aus dem Orient, aus Italien, Spanien, Frankreich, Flandern, England, Rußland uſw. machten. Dieſer Welthandel rief dann auch im deutſchen Binnenlande an geeigneten Vermittelungsplätzen große Meſſen hervor (vgl. S. 71). Aber auch der eigentliche Binnenhandel mit Landesprodukten und heimiſchen Gewerbserzeugniſſen blühte unter ſolchen Verhältniſſen bei der ſtarken Zufuhr und den geſteigerten Bedürfniſſen, wenn er auch gegen Ausgang des Mittelalters überhaupt zurückging. Die alte Bedeutung des Tuchhandels (vgl. Bd. I, S. 285) trat noch weiter ſtark hervor. Salz, Getreide, Fiſche, Holz, Leinwand, Bier, am Rhein und in Franken der Wein, den rheiniſche Händler auch ſchon im Ausland vertrieben, waren andere Hauptgegenſtände des Handels, der vor allem aber die eingeführten fremden Gewürze, Induſtrieerzeugniſſe, Rohſtoffe uſw. (vgl. Bd. I, S. 402f.) unter die Leute brachte.


Handelsſchiff. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Zahlreich waren die Städte, die an ſolchem Aufſchwung des Handels teilnahmen. Da war das vortrefflich an einer Verkehrskreuzung gelegene und durch ſyſtematiſche Erlangung und Sicherung von Zollfreiheiten (vgl. S. 68) vorwärts gekommene Nürnberg: Regiomontanus nannte es den Mittelpunkt Europas wegen des Handels ſeiner Kaufleute. Dieſer war auf die außerordentliche und ſtark ſpezialiſierte gewerbliche Produktion (vgl. S. 55), vor allem auf die ſehr bedeutenden Metallgewerbe gegründet, die zum Export der Waren und zum Import der Rohſtoffe drängten. Da war das ebenfalls gut gelegene und ſehr gewerbfleißige (vgl. S. 55 und 57), beſonders die Barchentweberei pflegende Augsburg — über deſſen Anteil am Bergbau und ſeinen Geldreichtum vgl. S. 73 —, weiter das die Barchentweberei noch mehr entwickelnde Ulm, da waren auch kleinere Handelsſtädte in Schwaben, am Bodenſee — ſo neben dem größeren Konſtanz Ravensburg, beide in der Leineninduſtrie (vgl. S. 56) bedeutend —, am Oberrhein, im Elſaß, in Franken, Bayern und Öſterreich. Da waren Frankfurt a. M., das 1519 Franz I. von Frankreich „die berühmteſte Handelsſtadt der ganzen Welt“ nannte, Köln, das im italieniſchen und niederländiſchen ſo gut wie im hanſiſchen Handel eine bedeutende Rolle, wenn auch nicht mehr ſeinen einſtigen Vorrang behauptete, dann Lübeck, die Königin der Hanſa, aber ebenfalls mit Italien in Fühlung, begünſtigt durch ſeine Lage, auch durch das Reich und die Territorialherren beſonders gefördert und durch eigene Politik ſeine Stellung ſtändig ſteigernd, eine Stadt, auf deren Wink nach Äneas Silvius die ſkandinaviſchen Könige ein- und abgeſetzt wurden. Da war, von anderen Hanſeſtädten zu ſchweigen, das große Emporium im Oſten, Danzig; endlich im Südoſten Breslau, das dem hanſiſchen wie dem ſüddeutſchen Handel für die Donauländer als Vermittelungsort diente. An dieſer allgemeinen Blüte im 15. Jahrhundert änderte auch die Ungunſt dieſer oder jener immerhin nicht zu vernachläſſigenden lokalen Verhältniſſe wenig. Allerdings wurde der hanſiſche Handel durch den oberdeutſchen ſchon etwas beeinträchtigt, dieſer machte ſelbſt das norddeutſche, noch agrariſch gefärbte Binnenland von ſeiner Einfuhr der feineren Waren abhängig. Die Hanſen empfanden dergleichen bitter, von der Klage Kölns über die ſich in Brügge eindrängenden Süddeutſchen hörten wir ſchon (Bd. I, S. 403), aber die letzteren hatten über Breslau auch den polniſchen Handel (Krakau) erobert, und ihrem Vordringen in Livland und Preußen gegenüber verordnete der Hochmeiſter ſchließlich, daß ſie nur einmal im Jahre nach Marienburg und Danzig auf die dortigen Meſſen kommen dürften. Den Oberdeutſchen ſchadete auch zunächſt der Mitteleuropa ſpäter gefährliche Wandel infolge der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien nicht, indem ſie ſich in dem neuen Vermittelungsland des indiſchen Handels, in Portugal, feſtſetzten. Darüber ſpäter mehr.

Aber dieſer ganze Aufſchwung ging doch im Grunde aus der Kraft der großen Kaufleute, nur wenig aus der Fürſorge des Reiches oder der Fürſten und auch nur in beſchränkterem Maße aus der der Städte hervor. Gewiß haben noch die Hohenſtaufen, nachdem die Periode der Marktgründungen in der Hauptſache vorüber war, wichtige Städteprivilegien verliehen, Ludwig der Bayer ferner hat den Nürnbergern, Karl IV. den Augsburgern Zollfreiheit für den Verkehr mit einer nicht geringen Zahl von Städten gewährt, aber von einer planvollen Handelspolitik des Reiches, von einem Schutze des Auslandverkehrs durch das Reich iſt nicht die Rede. Eher haben Maßnahmen wie die von Kaiſer Siegmund über Venedig verhängte Handelsſperre dieſen Verkehr geſchädigt. Auch ſchwand ja der Einfluß des Herrſchers auf die Märkte, ſein Land- und Waſſerſtraßenregal mehr und mehr vor den territorialen Anſprüchen dahin: der Schutz der Kaufleute, die zu den vom König bevorrechteten Märkten fuhren (vgl. Bd. I, S. 173), deutete noch auf die ältere Zeit. Die ſeit 1157 wieder verſuchte Inanſpruchnahme des Zollregals, der Kampf gegen alle nicht beſtätigten oder verliehenen Zölle — die Verleihung erfolgte ohnehin meiſt in einer Zwangslage —, wie er namentlich auch in den Landfrieden zum Ausdruck kam, waren im ganzen nutzlos. Wir kennen eine engliſche Stimme über den „Wahnwitz“ der Deutſchen bezüglich der Zölle. Dieſe fortwährend neu auftauchenden oder ſtark erhöhten Zölle von ſeiten der Sondergewalten, auch kleiner Grundherren, die Straßen-, Fluß-, Brücken-, Fähr-, Durchgangszölle und die Abgaben auf den Märkten, für Geleit uſw., waren eines der ſchlimmſten Hinderniſſe für den aufſtrebenden Handel, freilich das willkommene Mittel für die

Landesherren, dieſen Aufſchwung für die Stärkung der ſtaatlichen Macht aufs äußerſte auszunutzen. Nur ſelten ſind hier und da beſondere Ungerechtigkeiten auf Drängen der Städte durch die Bünde (vgl. Bd. I, S. 400 f.) oder auch durch Reichstage beſeitigt worden, aber niemals ſyſtematiſch. Die Landesherren verſtanden ferner, durch den Straßen-, den Markt- und den ſogleich näher zu erwähnenden Stapelzwang die Umgehung der Zölle in ihrem Gebiet unter allen Umſtänden zu verhindern. Aber dieſe Mittel, in gleich unſinnigem Maße in den einander benachbarten Territorien angewendet, drohten ſich gegenſeitig aufzuheben und den Hauptzweck, große Einnahmen zu erzielen, zu vereiteln. Lediglich aus eigennützigen Motiven kam man ſo zu Vereinigungen mit dem Zweck, die Sicherheit der Handeltreibenden zu ſchützen, die willkürliche Verlegung der Straßen zu hindern, die Zölle gemeinſchaftlich zu regeln und alle Kaufleute der betreffenden Gebiete gleich zu behandeln, ſo namentlich im rheiniſchen, aber auch im Hanſagebiet. Überhaupt gingen alle für den Handel und das Wirtſchaftsleben günſtigen Maßregeln der Landesherren ſchließlich auf die Einſicht zurück, daß man den Handel fördern müſſe, wenn man ihn ausnützen wollte, und ſo haben denn auch norddeutſche Landesherren die Beſtrebungen der Hanſeſtädte, im Ausland Privilegien zu erhalten, durch ihre Vermittelung öfter unterſtützt. Aber wenn ſie ihre Kaufleute etwa gegen Raub und Strandrecht ſchützten, ihre Handelsſtädte begünſtigten, im Intereſſe ihrer Kaufleute die fremden durch höhere Zölle drückten oder fernhielten, ſo war das immer eigennützig und nicht von großen Geſichtspunkten getragen.

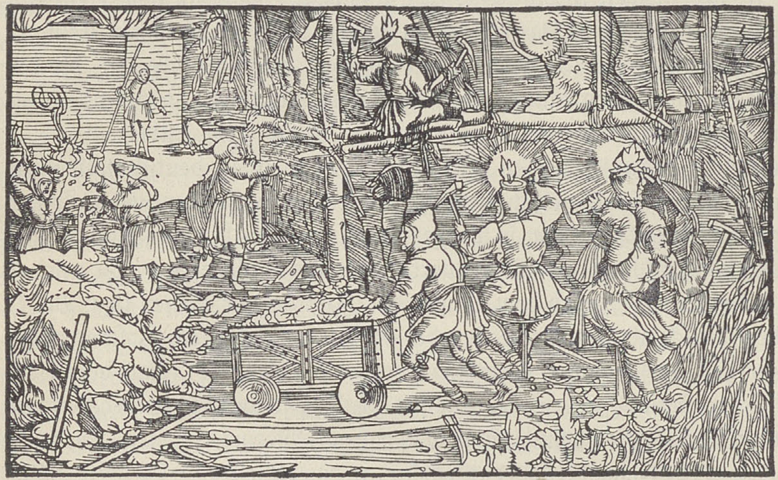
Lediglich das lokale Intereſſe iſt ſodann für die Städte ſelbſt, bei denen man nur in dieſem Sinne von einer wirklichen Handelspolitik reden kann, entſcheidend geweſen. Dieſe Politik war faſt immer engherzig, hervorgegangen aus dem Geiſte der Zünfte und von dieſen namentlich im 15. Jahrhundert durchgeſetzt, wie die Zünfte ja auch ihrerſeits (vgl. S. 51) fremde Handwerker auszuſchließen ſuchten und das Aufkommen großer, weitreichender Betriebe hinderten. Jede Stadt wollte ein Verkehrsmonopol haben, ſie ſicherte es durch Ausdehnung des Bannmeilenrechts, das den Handel wie auch beſtimmte Gewerbe außerhalb der Stadt in einem gewiſſen Umkreiſe ausſchloß, alſo die Umgegend wirtſchaftlich der Stadt botmäßig machte, ſie unterdrückte im Intereſſe des heimiſchen Gewerbes den Handel mit Dingen, die in der Stadt ſelbſt erzeugt wurden, wie ſie anderſeits die Zufuhr und den billigen Einkauf von Rohſtoffen durch den Stapelzwang (vgl. unten) erreichte. Sie beſchränkte zugunſten der einheimiſchen verkaufenden Handwerker und Kaufleute die urſprüngliche Handelsfreiheit und hemmte durch ein beſonderes Gäſterecht überall den Handel der Fremden, d. h. durch Beſchränkung auf wenige beſtimmte Tage (abgeſehen von den Hauptmärkten), durch höhere Zölle — denn die Städte pflegten auch ihrerſeits das Zollweſen —, durch beſondere Gebühren, durch das Verbot des Detailverkaufs. Dazu kam jenes allenfalls einer niederen Kulturſtufe angemeſſene Stapelrecht, demzufolge jeder fremde Kaufmann, an der Weiterfahrt gehindert, im Stapelort die Waren, insbeſondere Tuche, Getreide, Vieh, eine Zeitlang feilhalten mußte. Die Stadt hemmte, um den Verkehr auf den zu ihr führenden Straßen zu erhalten, alle Verbeſſerungen anderer Straßen, überhaupt die Schaffung neuer, für ſie nicht günſtiger Verkehrswege. Wenn ſo die ſtädtiſche Handelspolitik den Abſchluß der Stadt auf alle Weiſe verſtärkte, ſo war das freilich im ganzen nur eine Folge der vorhandenen Verhältniſſe. Die Unvollkommenheit des mittelalterlichen Verkehrsweſens wie die allgemeine Unſicherheit ſchon eine Stunde vor den Toren ließen von ſelbſt jede Stadt nur an ſich denken. Wenn man in Fehdezeiten nicht verhungern wollte, wenn die Handwerker ihre Rohſtoffe, die gutſituierten Bürger ihre fremden Luxuswaren nicht zu unerhörten Preiſen haben wollten, mußte die Stadt Handel und Verkehr beeinfluſſen. So bildeten ſich zum Teil ſchon von ſelbſt überall kleine wirtſchaftliche Sondergebiete: aber der Abſchluß zu lokalen Zufuhr- und Abſatzgebieten war gleichwohl erſt allmählich (vgl. Bd. I, S. 157, 170, 283) vor ſich gegangen, und das Streben, ſich gleichſam mit einer chineſiſchen Mauer zu umgeben, tritt erſt jetzt in voller Schärfe hervor. Erſt jetzt ſchränkte man den Verkehr der Städte untereinander gegen früher erheblich ein, ſchloß ihn freilich, was ſchon die Notwendigkeit des Imports feiner Tuche zeigt, nicht ganz aus. Eine großzügigere Handelspolitik findet ſich nur vereinzelt, ſo vor allem bei den Nürnbergern, die ſich an anderen Orten umſichtig und planmäßig Zollfreiheiten (vgl. S. 67) ſicherten, aber auch ein Syſtem der Gegenſeitigkeit durch Begünſtigung der fremden Kaufleute verfolgten. Jenen eigennützigen, rückſtändigen, die Städte gegenſeitig ſchädigenden wirtſchaftlichen Abſchluß erreichten dieſe meiſt auch unter Förderung durch die Landesherren. Im ganzen iſt es ein Syſtem ehrlicher Fürſorge. Der Handel ſollte nur den eigenen Bürgern zugute kommen, d. h. zwar vor allem in den Händen einheimiſcher Kaufleute liegen, aber doch immer der Verſorgung der Bürgerſchaft dienen. Dieſer, nicht den Kaufleuten, ſollten die ſtapelpflichtigen Waren zuerſt vorgelegt werden. In der Bürger Intereſſe wurde die ſchärfſte Beaufſichtigung des Handels und die Warenſchau eingeführt, wie überhaupt aller Handel öffentlich unter Paſſierung der ſtädtiſchen Wage vor ſich ging und der Verkauf an beſtimmte Stätten, die Tuchhallen, Lebensmittelmärkte, Holzmärkte uſw., gebunden war, während die Krämer wie die Handwerker in ihren Häuſern verkaufen durften. Freilich hielten ſich auch die Großhändler (vgl. unten) naturgemäß nicht immer an beſtimmte Stellen, die Kaufhäuſer uſw. Auch der Zwiſchenhandel, der Fürkauf, überhaupt aller ſpekulative Handel, der Aufkauf insbeſondere von Getreide, wurde unterdrückt, damit die Konſumenten unmittelbar von den Produzenten kaufen könnten und die Nahrung der Bürger wie der Bedarf der Handwerker nicht verteuert würde. Dem entſprach die Feſtſetzung der Preiſe durch die Obrigkeit. Aber dieſe, die ſo eifrig für ihre Bürger ſorgte, beſchränkte mit derſelben Engherzigkeit, mit der ſie dem Handel begegnete, ihre Fürſorge auch wieder nur auf die eigentliche Stadt, wie denn an die ländliche Umgebung z. B. verdorbenes Fleiſch ohne Bedenken verkauft werden durfte.

Die Schicht der Kaufleute, die am meiſten unter dieſer ſtädtiſchen Politik für den gewerblichen Mittelſtand zu leiden hatte, war der Großhandel, der ſich einer ziemlich allgemeinen Abneigung (vgl. Bd. I, S. 406 f.) zu erfreuen hatte. Gerade er iſt es aber geweſen, der trotz aller jener Beſchränkungen auf eigene Fauſt die Vorbedingungen zu einem über Stadt- und Territorialgebiet hinausreichenden, vielverzweigten Handelsverkehr ſchuf, wie er für die allgemeine Verſorgung doch nötig war. Dieſe Großhändler (vgl. Bd. I, S. 285) ſind meiſt zugleich Kleinhändler geweſen, ja ſind gerade wegen des Detailhandels von den Kleinen und den Handwerkern bekämpft worden. Die Organiſationsform nun, mittels deren der eigentliche Kaufmann ſeine ins Große gehende Tätigkeit vor allem durchſetzte, war die Handelsgeſellſchaft. Ihr Weſen ſchildert Geiler von Kaiſersberg, der ſie als allgemein üblich hinſtellt, in naiver Form einmal alſo: „In der großen geſelſchafft, da ſeind die kaufleüt mit einander verpflicht, da legt einer fünff hundert güldin, einer zwei hundert güldin und haben ir gewerb zuo Venedig, zuo Lugdun, zuo Antorff und uberall ire verweßer: wenn einer gewinnt oder verlürt, ſo gewinnen oder verlieren ſie alle ſammen, und wenn ſie zuoſammen kummen, ſo ſind ettwan zwei tauſend güldin gewonnen, ſo wiſſen ſie bei der rechnunge, was yeglichem gehört, nachdem und er gelegt hat.“ Zu dieſer Form hatten die Nachteile des anfangs allein möglichen perſönlichen Eigenhandels geführt, der bei den ſteigenden Fernverbindungen verſagte, den anderſeits die unſichere Beſorgung durch Angeſtellte oder fremde Kaufleute zunächſt nicht erſetzen konnte. Urſprünglich wohl aus Verwandten gebildet, ergab ſich die Genoſſenſchaft gemeinſam Intereſſierter als natürlichſter Ausweg: bald ging ſie über die Verwandten hinaus, man tat ſich mit Stadtgenoſſen und Fremden zuſammen, und der zunehmende Auslandhandel machte die Handelsgeſellſchaft immer beliebter, da ſie die Möglichkeit gab, ohne perſönliche Anweſenheit in der Fremde zu operieren, das arbeitende Kapital vergrößerte und das Riſiko, vor allem aber die Transportſchwierigkeiten ſowie die perſönliche Arbeit minderte. Man machte endlich auch Angeſtellte, namentlich die hanſiſchen „Lieger“ (Faktoren), zu Mitgliedern ſolcher Geſellſchaften durch Einlegung eines für ſie arbeitenden Kapitals. Schon aus dem Stadtrecht von Medebach (1165) geht das Vorkommen von Handelsgeſellſchaften hervor, und 1205 iſt eine in Köln erwähnt; im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert wurden die Geſellſchaften, die die Betätigung des Einzelkaufmanns weit hinter ſich ließen, immer häufiger, insbeſondere im hanſiſchen Gebiet, erſt ſpäter, in Anlehnung an italieniſches Vorbild, im Süden.

Wurde der Großhandel des ausgehenden Mittelalters, vor allem der deutſch-italieniſche Verkehr, mehr und mehr von dieſen Geſellſchaften, die ſich freilich in Süddeutſchland ſpäter immer kapitaliſtiſcher entwickelten, getragen, ſo wurde der konzentrierte Austauſch im großen in der Form der ebenfalls den ſchwierigen Transport verringernden Meſſen nicht minder wichtig. Die Meſſen entwickelten ſich nach dem Muſter der Champagner Meſſen (vgl. Bd. I, S. 287) und unter der freilich nötigen Protektion der Könige und Fürſten (Zollvorrechte, beſondere Verkehrsſicherheit, Meßmonopol innerhalb eines weiten Gebietes). Nach dem Vorbild jener Meſſen hat ſchon Kaiſer Friedrich II., wie für Sizilien, ſo auch für den rheiniſchen Weſten ſolche Mittelpunkte zu ſchaffen geſucht, ſo in Oppenheim, Worms, Speyer. Aber nur Frankfurt am Main, dem er 1240 ſeinen Schutz verlieh, kam zu einer Weltrolle. Es hatte ſpäter zwei, in den Terminen zunächſt nicht ganz feſte Meſſen (die Oſtermeſſe wurde 1330 verliehen), die nach Süden wie nach Norden hin vermittelten. „Auf die Frankfurter Meſſe“, ſchreibt Hieronymus Münzer 1495, „ſtrömen Kaufleute zuſammen aus den Niederlanden, aus Flandern, England, Böhmen, Italien und Frankreich.“ An der Küſte mit ihrem ſtändigen Schiffsverkehr waren ſolche Plätze weniger nötig, obgleich auch Hamburg und Danzig ihre Meſſen hatten. Innerhalb der Städte kamen die Obrigkeiten dem interlokalen Handel einigermaßen durch jene Kaufhäuſer (vgl. S. 46) entgegen, die freilich dem Stapelzwang für die fremden Waren und ihrem Verkauf im großen an die Bürger dienten, zugleich der Obrigkeit die Aufſicht erleichterten, die aber auch Verkaufsſtätten der einheimiſchen Großhändler, zuweilen der Kleinhändler waren. Allmählich wurden ſie belebte Mittelpunkte des Handels, brachten durch die Abgaben den Städten auch beſonders gute Einnahmen.

Der treibende Faktor der Entwickelung blieb der kühne Unternehmungsgeiſt des damaligen Kaufmannes. Dieſer Geiſt überwand vor allem eben durch die Geſellſchaften zunächſt die Plackereien der rechtmäßigen Gewalten: die Belaſtung durch die Zölle, die Beeinträchtigungen durch das Stapelrecht, durch die Ausnutzung des Münzrechts, alſo die unglaubliche Verſchiedenheit der Münzen und ihre immer zunehmende Verſchlechterung, die Verluſte durch das Strandrecht und ſeine Analogie auf dem feſten Lande, die Grundruhr, wonach alles zu Schaden kommende Gut weggenommen wurde. Dieſer Geiſt überwand weiter die

Schädigung durch die räuberiſchen Gewalttaten zu Lande und zur See, den Haß der Kirche gegen den Handel (vgl. Bd. I, S. 406) und die nicht geringe Antipathie der Handwerker, des niederen Volkes, des Adels, überhaupt der öffentlichen Meinung. Daß dieſe Antipathie noch zunahm, gleichzeitig freilich auch der Reichtum der Kaufleute ſtieg, dazu trug nun der gegen Ausgang des Mittelalters ſich anbahnende Übergang zum Geldgeſchäft bei. Wir ſahen ſchon, wie die Vielheit der Münzarten das Geld zur reinen Ware und Wechſler, Lombarden und Juden, die dann bald zum eigentlichen Wechſelgeſchäft übergingen (vgl. Bd. I, S. 169 und 290), notwendig machte. Dieſem Geldhandel waren eben in Deutſchland wieder zunächſt nur Fremde gewachſen. Da man ſie brauchte, zog man ſie ſogar trotz allen Haſſes obrigkeitlich heran. Aber die Lombarden (auch Caorſini, Kawerzen, nach Cahors in Frankreich, genannt, indes doch Italiener, aus Aſti und Chieri) nutzten ihr Geldmonopol durch das Ausleihen gegen Zins ebenſo aus wie die Juden, wobei der Zinsfuß oft zu unglaublicher Höhe ſtieg. So hatten ſie, die z. B. von den hanſiſchen Kontoren ausgeſchloſſen waren, an dem ſündhaften Charakter ihres Gewerbes (vgl. Bd. I, S. 408) ebenſo zu tragen wie die Juden, wurden genau wie jene nur durch Privilegien geſchützt und von den Landesherren wie den Städten durch Auferlegung von Abgaben ausgenutzt, waren als Chriſten aber beſſer daran, wenn ſie auch unter jener kirchlichen Auffaſſung zu leiden hatten. Allmählich wurde jedoch die Auswucherung unerträglich, man ſann auf Abhilfe, ſuchte im 15. Jahrhundert den Zinsfuß herabzudrücken oder kam nach dem Vorbild der kirchlichen montes pietatis zu ſtädtiſchen Leihhäuſern (Nürnberg 1490, Augsburg). Während man nun die Juden verfolgte (vgl. Bd. I, S. 410 und 427), anderſeits auch die dadurch zunächſt von ihren Konkurrenten befreiten Lombarden im 15. Jahrhundert zum Abziehen veranlaßte, ging das ganze Geldgeſchäft immer mehr in deutſche Hände über.



Bergwerk. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

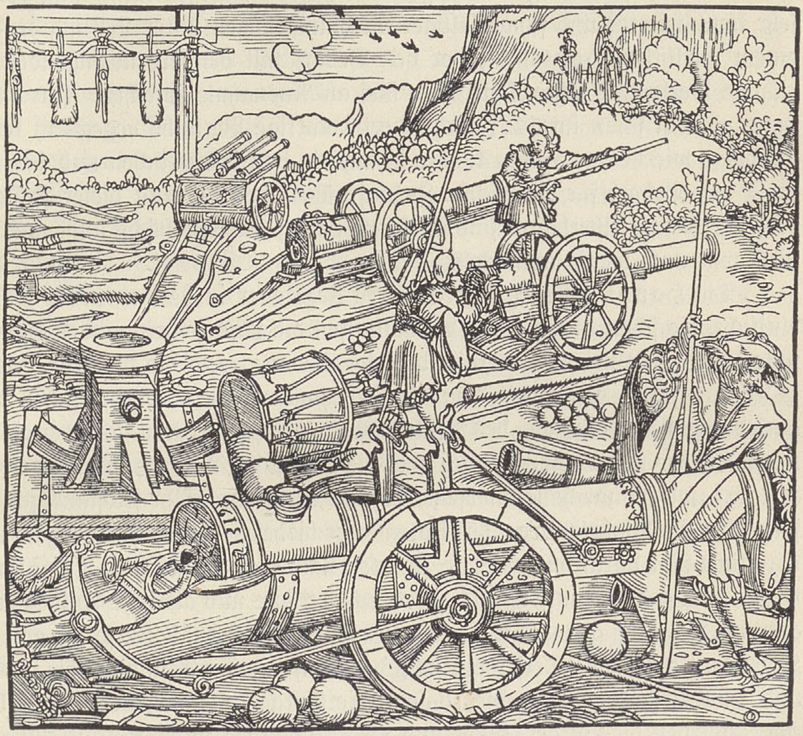
Das hing wieder, abgeſehen von der nunmehrigen beſſeren Schulung der deutſchen Kaufleute, mit ihrer Beteiligung an dem blühenden Bergbau (ſ. die obenſtehende Abbildung) zuſammen. Er war ebenſo wie der Salinenbetrieb eine alte Quelle des Gedeihens (vgl. Bd. I, S. 165 und 289). Seit dem 9. Jahrhundert in Böhmen, ſpäter im ſächſiſchen Nordweſten und im alpinen Süden ſich langſam entwickelnd, nahm er in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einen großen Aufſchwung, blieb dauernd der Anlaß zum Aufblühen zahlreicher Städte in Böhmen und Bayern, in Sachſen und Schleſien, im Harz, in den Alpen und machte die

Landesherren durch das Bergregal, das ihnen, wenn ſie den Bergbau nicht ſelbſt betrieben, Abgaben ſicherte, geldreicher. In der Technik war man ſeit langem ziemlich weit; Deutſchland war darin vorbildlich, wie es ja auch ſo reich an Erdſchätzen war, daß es das übrige Europa verſorgte. Der Bergbau wurde ebenſo hoch wie der Ackerbau geſchätzt, die Leute, die ihn betrieben, waren tüchtig und angeſehen, hielten in ihren feſten Organiſationen auf alte Bräuche, waren zudem wehrhaft und unternehmend. Den alten, den ländlichen Weistümern ähnlichen Bergrechten folgten allmählich auch fürſtliche Bergordnungen. Neben dem Edelmetall wurde Eiſen, namentlich in Steiermark, Tirol, Krain, in Bayern und Weſtdeutſchland, gewonnen. Die blühende bayeriſche Eiſen- und Waffeninduſtrie (Regensburg, Paſſau, Nürnberg) hing damit eng zuſammen; das märkiſche und bergiſche Land, die Grafſchaft Stolberg wurden berühmte Eiſenſtätten, und mit ſteiriſchem Stahl handelten auch die Hanſeaten. Die Hauptſache aber blieben die reich vorkommenden Edelmetalle. Wenn ſich daher, wie ſeit langem die Kirche mit koſtbarem Gerät, ſo nach Äneas Silvius jetzt auch die Bürgerhäuſer mit ſilbernem und goldenem Hausrat füllten, ſo mußten dieſe Metalle, überall begehrt, ſchließlich doch ein natürlicher Handelsgegenſtand nach dem weniger begünſtigten Ausland werden. Nach Wimpheling brachten die deutſchen Kaufleute namentlich Silber faſt in alle europäiſchen Länder, und ſo berichtet auch das 1493 erſchienene „Buch der Chroniken", daß die romaniſchen und anderen Nationen alles Silber von jenen hätten. Der Silberhandel der Nürnberger, Augsburger und anderer Kaufleute beruhte nun vor allem auf ihrer im 15. Jahrhundert eingetretenen Beteiligung am Bergbau: in Tirol, Böhmen, Schleſien, Sachſen beſaßen ſie jetzt Bergwerke, die ſie freilich bald raubbaumäßig ausnutzten. Die Höchſtetter wie insbeſondere die Fugger in Augsburg wurden gerade dadurch reich. Dieſer Silberhandel, der ſich vornehmlich nach Spanien richtete, auch wie der übrige Großhandel mehr und mehr in die Hände großer Geſellſchaften kam, führte von ſelbſt zur Bevorzugung des überaus lohnenden Geldgeſchäftes vor dem Warenhandel. Augsburg wurde ein Zentrum des Geldhandels. Dieſer den ſpekulativen Geiſt fördernde, zunächſt aufwärts führende Vorgang ſollte ſchließlich doch ein Verfallsmoment für den oberdeutſchen Handel werden.

Es war nun trotz aller Stimmung gegen das Geld und trotz jener Mittelſtandspolitik der Städte bei dem Reichtum und der bedeutenden Rolle der Kaufleute nur natürlich, daß das Stadtregiment vielerorts doch ſehr erheblich durch ſie beeinflußt wurde, etwa wie in Augsburg, wo in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts meiſt der eine Bürgermeiſter, häufig aber beide aus dem Kaufmannsſtande waren, wo der Rat gelegentlich „von unſern Kaufleuten nebſt den übrigen Mitbürgern" ſpricht. Aber auch wo die Zünfte das Regiment in Händen hatten, iſt doch die Rückſicht auf den einheimiſchen Handel niemals völlig beiſeite geſetzt worden, ſo ſehr die Intereſſen des lokalen Marktes allein maßgebend waren (vgl. S. 70). Auch in dieſen Städten blieb überdies, wie (Bd. I, S. 408) erwähnt, das Regiment auf beſtimmte Familien beſchränkt und der Rat trotz demokratiſcher Zuſammenſetzung ein oligarchiſches Inſtitut. Die Zünfte erreichten meiſt nur eine gegen früher gewachſene Berückſichtigung ihrer egoiſtiſchen Intereſſen in der geſamten ſtädtiſchen Politik.

Der Rat (vgl. Bd. I, S. 291f.) war doch vor allem Vertreter der Geſamtheit, er war, wie er die äußere Politik leitete, die Seele des inneren Lebens der Stadt. Er hat die ſtädtiſche Verwaltung auf die Höhe gebracht, die ſie teilweiſe als Vorbild der ſtaatlichen Verwaltung erſcheinen läßt. Seine Befugniſſe übertrafen aber auch weit die der heutigen Magiſtrate, nicht nur weil die Stadt, die er leitete, oft ohnehin eine große politiſche und beſonders wirtſchaftliche Bedeutung hatte, ſondern weil er ſogar auswärtige Politik trieb, weil er ferner gerichtliche Funktionen ausübte, weil die Gemeinde überhaupt viel weiter in das Leben eingriff. Der Rat ſtellte wirklich ein „Regiment“ dar, war aber zugleich Volksausſchuß. Seine Mitglieder, in umſtändlichem Verfahren gewählt, unbeſoldet, allerdings durch mancherlei Einkünfte aus Strafgeldern, durch Steuerprivilegien, Bewirtungen uſw. entſchädigt, verwalteten ihr Amt entweder als Geſamtkörper — von den Bürgermeiſtern kam nur eine kräftige Perſönlichkeit zuweilen zu größerer Geltung — oder in kleineren Gruppen, Kommiſſionen als „Geſchickte“, „Vierer“, „Fünfer“, „Schoßherren“ uſw. „Die Herren“ war eine beliebte Bezeichnung für ſie. Die Geſamtrichtung der vom Rate geleiteten Politik und Verwaltung war nun vor allem durch zwei Momente gegeben. Das eine war die Ausbildung eines formell gleichberechtigten freien Stadtbürgertums. Gewiß gab es reiche Geſchlechter und einfache Handwerker, aber entſcheidend war nur das Bürgerrecht: alle Bürger hatten daher auch einen Gerichtsſtand. Die ſtändiſche Gliederung war eben durch die Berufsgliederung erſetzt. Eine rechtliche Differenzierung, wie ſie auf dem Lande beſtand, erſchien unmöglich. Dazu kam, daß eben infolge jener vielgegliederten beruflichen Tätigkeit der Schwerpunkt der bürgerlichen Bevölkerung in einer zahlreichen Mittelklaſſe lag, die überdies fortgeſetzt wuchs und durch ihre Menge jedem Vorrecht entgegenwirkte. Aus dieſer Bedeutung eines numeriſch ſtarken Mittelſtandes ergab ſich dann wieder jene wirtſchaftliche Mittelſtandspolitik des Rates (vgl. S. 69f.) als der Geſamtvertretung von ſelbſt. Das zweite Moment war der mit dieſer Politik zuſammenhängende, bereits (S. 70) erörterte wirtſchaftliche Abſchluß der Stadt. Aus der geſchloſſenen Stadtwirtſchaft ergab ſich die Begünſtigung jeglicher Gewerbetätigkeit durch die Stadt, um alle Bedürfniſſe ſelbſt decken zu können, ebenſo auch die Pflege des heimiſchen Handels. Gerade die durch den Charakter der Stadt als einheitlicher Wirtſchaftskörper hervorgerufene Vielſeitigkeit der Berufe und der Intereſſen hat nun aber wieder eine Spezialiſierung der inneren Verwaltung herbeigeführt, wie ſie auf dem Lande unter einfachen Verhältniſſen nie entſtehen konnte. Das Streben nach äußerer Selbſtändigkeit und Sicherung brachte ſodann eine nachdrücklichere Pflege des Wehrweſens wie der Befeſtigung hervor, woraus ſich früh Anſprüche an die Steuerkraft der Bevölkerung, auch der nichtbürgerlichen, und im Zuſammenhang damit ein ausgebildetes Steuerweſen entwickelten.

Wenn im Nachſtehenden die Verwaltungsverdienſte der Städte näher charakteriſiert werden — die beſte Verwaltung hatte übrigens Nürnberg, dieſen Ruf genoß es auch allgemein in Deutſchland —, ſo wird damit zugleich die Entwickelung der modernen Verwaltung überhaupt berührt, und daher iſt auch jeweils das Verhältnis zu derjenigen der Landesherren, die ja bereits im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) in dieſer Beziehung ſich Verdienſte erworben hatten, feſtzuſtellen. Schon im Kriegsweſen hinkte aber die fürſtliche Verwaltung der ſtädtiſchen nach. Die Städte hatten ja infolge des entwickelten Steuerweſens und ihrer ſteuerfähigen Bevölkerung oft reiche Mittel zur Anlage bedeutender Befeſtigungen, zur Beſchaffung koſtſpieliger Geſchütze (ſ. die Abbildung S. 75) und zur Ausrüſtung zahlreicher Söldner, die bald die Bürger als eigentlichen Wehrfaktor in den Hintergrund drängten. Die Steuern ſelbſt ſodann, die Quelle jener Mittel, ſind zwar nicht von den Städten erfunden worden, denn die öffentliche Abgabe an den Landesherrn, die „Bede“, iſt älter als alle ſtädtiſchen Steuereinrichtungen. Auch bleiben die direkten Steuern der Städte meiſt für die öffentlichen ordentlichen Abgaben und außerordentlichen Kontributionen an König und Landesherrn beſtimmt, die übrigens jeder Stadt als Geſamtheit auferlegt waren und von dieſer ſelbſtändig auf die einzelnen Bürger, zuerſt vor allem auf der alten Baſis der Grundſteuer als Vermögensſteuer, verteilt wurden. Aber dieſe Bede oder Loſung (Nürnberg; in Norddeutſchland Schoß), die man als Vermögensſteuer dann auch von der beweglichen Habe erhob, wurde doch früh für ſtädtiſche Zwecke benutzt, ja es finden ſich für ſolche ſogar jene außerordentlichen Kontributionen. Für dieſe Zwecke, vor allem für die militäriſchen, wurde der Bedarf indes meiſt durch die von den Städten ausgebildete indirekte Steuer, das Ungeld, aufgebracht, das, zunächſt auf Getränke, z. B. auf fremdes Bier, gelegt, bald zu einem großen Akziſeſyſtem führte (Wein-, Bier-, Salz-, Fiſch-, Fleiſchſteuer). Die Schwierigkeiten, die die direkte Beſteuerung machte (richtige Einſchätzung, gerechte Belaſtung uſw.), ließen dieſe vor der indirekten, die bei wachſender Handels- und Gewerbetätigkeit zudem viel ergiebiger war, mehr und mehr zurücktreten und die letztere auch den Landesherren vorbildlich erſcheinen. Dazu kamen dann die Zölle. Weniger fallen dieſen Einnahmen gegenüber die aus ſtädtiſchem Grundbeſitz und die aus Gebühren (für Benutzung etwa der Wage oder der Verkaufsſtätten), aus gerichtlichen Strafgeldern, Meiſter- und Strafgeldern der Handwerker, Bürgergeldern, Judenabgaben uſw. ins Gewicht. Überhaupt haben die Ausgaben der Stadt, obgleich ſie nicht kommunale Ausgaben im heutigen Sinne waren, die oft aus Stiftungen beſtritten wurden, ſondern im weſentlichen nur auf Bauten und Repräſentationskoſten, vor allem aber auf die militäriſche Sicherung gingen, eben wegen der Koſtſpieligkeit der letzteren die Einnahmen ſo wenig genügend erſcheinen laſſen, daß die Städte zuerſt ſyſtematiſch und bald ganz regelmäßig den öffentlichen Kredit in Anſpruch nahmen und hierin wieder den Landesherren vorangingen. Man verſchaffte ſich Geld mittels des



Geſchütze (ſowie Armbrüſte und Bogen). Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen“, Augsburg 1537. Vgl. Text S. 74.

Verkaufes von Zinsrenten und Leibrenten. Freilich wurde dieſe Kreditwirtſchaft oft höchſt mißbräuchlich betrieben, und die Städte ließen ſich häufig mahnen.

Der große Bedarf, aber auch der moderne Gedanke der gleichen Verpflichtung aller, hat dann die Kämpfe der Städte gegen die Privilegien des Adels wie vor allem des Klerus bezüglich der Beſteuerung (vgl. S. 119f.) hervorgerufen. Die Verantwortung vor der Bürgerſchaft hat ferner eine genaue Ordnung dieſes ganzen Einnahme- und Ausgabeweſens, in das uns die erhaltenen detaillierten Städterechnungen einen Einblick gewähren, notwendig gemacht, ein ausgebildetes, allerdings ſchon durch die Dezentraliſierung der einzelnen Kaſſen ſehr kompliziertes und ſchwerfälliges Rechnungsweſen unter Leitung der Kämmerer. Von einem wirklichen Haushalt, der den Bedarf mit den aufzubringenden Beträgen in das richtige Verhältnis ſetzte, kann man nur als Ausnahme ſprechen. Im allgemeinen machte man, obwohl ſchon im 14. Jahrhundert derartige Verſuche begegnen, keine genauen Voranſchläge wie heute — man konnte ja auch in den kriegeriſchen und bewegten Zeiten niemals den Bedarf für die nächſte Zukunft überſehen —, und dieſer Zuſtand dauerte noch recht lange an. Überhaupt ſind Beiſpiele genug für eine höchſt ungenaue Buchführung da; dieſe war noch wenig entwickelt.

Die Hauptleiſtung der Städte liegt aber in der inneren Verwaltung. Die Aufſicht, die ſchon in einfachen Verhältniſſen die Landgemeinde wenigſtens agrarpolizeilich übte, wird eine mannigfaltige und vielgegliederte, und die in Fülle erlaſſenen ſtädtiſchen „Ordnungen“, denen ſeit dem 15. Jahrhundert die landesherrlichen Ordnungen, aber auch die Polizeiordnungen des Reiches nachfolgten, erſtreckten ſich über alle Gebiete menſchlichen Lebens und Treibens, auch über die Sitten der Bürger, und gingen herab bis zu dem Bettler- und Frauenhausunweſen. Es war ein großes, ſehr ſelbſtändiges Syſtem der Fürſorge, der Wohlfahrtspflege, das ſich aus der bisherigen Halbkultur ergab, und das der hausväterliche Rat durch immer neue Zutaten nach Gelegenheit und Anlaß immer weiter ausbaute. Da gab es baupolizeiliche, feuerpolizeiliche und ähnliche Aufgaben. Daß den Bürgern die Nahrung gut und nicht zu teuer geliefert würde, dafür ſorgte eine ſehr ſpezialiſierte Lebensmittelpolizei. Derſelbe Schutz der Konſumenten beſtimmte die ſo wichtige Gewerbe- und Handelsgeſetzgebung, die zugleich die Sorge um eine chriſtliche Lebensordnung verriet. Wurden die Bürger, mehr und mehr allerdings unter Vermittelung der Zünfte ſelbſt, die ihrerſeits aber unter Aufſicht des Rates ſtanden (vgl. S. 51), gegen Unreellität und Übervorteilung ſeitens der Gewerbetreibenden und Kaufleute durch Warenſchau, überhaupt ausgedehnte öffentliche Kontrolle, Marktpolizei, Preistaxen, durch das Inſtitut der Unterkäufer (Makler), Verbot des Fürkaufes (vgl. S. 70) uſw. geſichert, ſo ſchützte man den Handwerker wiederum (vgl. S. 69) gegen Verteuerung ſeiner Rohſtoffe, gegen die Konkurrenz auswärtiger Produkte, wie ſie der Handel mit ſich brachte, und den einheimiſchen Kaufmann gegen die Konkurrenz des fremden. Jedem wollte man genügende Nahrung garantieren. Nebenher ging dann jene Fürſorge für Gewerbe und Handel durch beſondere Einrichtungen wie durch Ordnung von Maß und Gewicht.

Um das Münzweſen haben die Städte vor allem Verdienſte. Als Sitze der Geldwirtſchaft waren ſie gegen die zunehmende Münzverſchlechterung und Ausnutzung des Münzrechtes beſonders empfindlich: durch Kauf erlangten ſie vom Landesherrn wohl ſelbſt das Münzrecht, das in vielen Städten eine patriziſche Genoſſenſchaft („Hausgenoſſen“) ausübte, und hoben dann meiſt die Münze, ſo daß einzelne ſtädtiſche Münzen weit über ihren

Kreis beliebt wurden (vgl. ſchon Bd. I, S. 176) und auch die Landesherren dieſen Vorteil einſahen. Die Hauptſache bei der Verbreitung ſolcher Typen tat freilich der Großhandel, für den die früh eingetretene Zerſplitterung des Münzweſens ein erhebliches Hindernis darſtellte. Noch immer rechnete man in alter Weiſe nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen. Seit dem 13. Jahrhundert gewann im Süden der Heller größere Verbreitung, litt freilich ſpäter unter jener Ausbeutung des Münzrechts. Weiter hatten ſich auch bereits für einzelne Gebiete verſchiedene Arten von Silbergeld mittleren Wertes, Groſchen (im Oſten, in Böhmen und Meißen), Albus (im Weſten) und Schillinge (im Süden und im hanſiſchen Norden), als Handelsmünze eingebürgert. Aber der Großhandel brauchte eine interterritoriale geſchützte Goldmünze, die einen größeren Wert darſtellte, wie ſie das Ausland ſchon prägte — die zuerſt aufkommenden, ältere Zeiten zurückrufenden geeichten Silberbarren waren zu wenig handlich und bequem. Dieſe Münze fand ſich in dem rheiniſchen Goldgulden, der ſich im ſpäteren 13. und im 14. Jahrhundert als Hauptverkehrsmünze verbreitete und eine wirkliche Währung darſtellte. Kurz ſei hier auf die allgemeinen Münzzuſtände eingegangen. Jene Ausnutzung des Münzrechts wurde am ſchlimmſten in der Zeit des Interregnums, und ſo ſuchte man nunmehr der Zerſplitterung durch Münzvereine entgegenzuwirken. Der bedeutendſte war der Münzverein der rheiniſchen Kurfürſten, er allein erreichte eben durch ſeine Gulden eine Konſolidierung der Münze über ein landſchaftliches Gebiet hinaus. Der rheiniſche Goldgulden galt in Deutſchland überhaupt, vor allem freilich im Weſten, als „die oberſte Währe für alle Haupt- und Wiederkäufe", wurde natürlich auch anderswo geprägt und leiſtete dem Handel bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die beſten Dienſte, trotzdem auch er der Münzverſchlechterung nicht entging. Dann gewannen — wir folgen hier neueren Ausführungen Freiherr von Schrötters —, nachdem Siegmund der Reiche von Tirol zuerſt, aber ohne große Folgen, Silbergulden gemünzt hatte, die ſeit 1500 geprägten ſächſiſchen Guldengroſchen Einfluß. Die Sachſen, die lange für ihre Groſchen gegen den rheiniſchen Goldgulden gekämpft hatten, waren ſchließlich auch zur Prägung desſelben übergegangen und hatten ihn gleich 21 Groſchen geſetzt, prägten dann aber, wie geſagt, ſein Äquivalent in Silber. Den ſächſiſchen Fuß übernahmen darauf auch die ſeit 1518 geprägten Joachimsthaler Silbergulden (Taler). Das Gold trat wieder zurück.

Endlich ſorgte ſich die Obrigkeit nun auch um das Privatleben ihrer Bürger, bekämpfte Sittenloſigkeit und übermäßigen Lebensgenuß, den ſie jedem nur fein nach ſeinem Stande zubilligte, wie ſie überhaupt trotz allen Bürgergeiſtes die vorhandenen ſozialen Unterſchiede namentlich durch Kleiderordnungen (vgl. S. 94 f.) hütete, ſuchte aber durch dieſen Kampf gegen die Üppigkeit vor allem die Bürger auch vor materiellem Ruin zu bewahren. Die jetzt erſtarkte obrigkeitliche Gewalt hielt ſich eben zu allem berechtigt, als chriſtliche Obrigkeit aber für geradezu verpflichtet, über dem ſittlichen Wohl ihrer Bürger zu wachen. Freilich haben alle dieſe Luxusordnungen, wie wir ſehen werden, nie erfolgreich gewirkt, wie ſchon die häufigen Wiederholungen zeigen. Und echt mittelalterlich war es, daß man ſich überhaupt von obrigkeitlichen Verboten unter Umſtänden loskaufen konnte.

Aus dieſer intenſiven Verwaltung heraus hat ſich denn auch in der Stadt im Zuſammenhang mit dem Schreibweſen, das beſonders früh in Köln gepflegt wurde, ein wirkliches, beſoldetes Beamtentum trotz weitgehender Ausnutzung der ehrenamtlichen Tätigkeit jener Kommiſſionen — eine Entſchädigung aus Sporteln uſw. gab es, wie geſagt, freilich — entwickelt. Abgeſehen von Unterbeamten, handelt es ſich dabei vor allem um die

Verwaltungszentrale, das Stadtſchreiberamt, das bei der größeren Wichtigkeit des Schreibweſens und der ſich jetzt ergebenden Notwendigkeit beſſerer, vor allem auch juriſtiſcher Bildung beſonders qualifizierte Männer erforderte, und das entſprechend der noch zu erörternden Ausbreitung der Laienbildung (vgl. S. 166ff.) im 15. Jahrhundert aus geiſtlichen in weltliche Hände überging. Dem Stadtſchreiber mit ſeiner juriſtiſchen Qualität — er war die Seele der ganzen Verwaltung, meiſt der Geſandte der Stadt, führte ihre Prozeſſe, war oft auch ihr Geſchichtsſchreiber — entſpricht der landesherrliche Kanzler. Auch ſonſt zog die Stadt ſpäter gern Juriſten als Konſulenten in ihren Dienſt. Unter den übrigen nicht zahlreichen ſtändigen Beamten war der wichtigſte der Baumeiſter.

Sehr weſentliche Kulturfortſchritte der Neuzeit ſind ſo auf die mittelalterlichen Städte zurückzuführen. Bedenken wir dazu noch eine Grundtendenz derſelben, die möglichſte Sicherung des öffentlichen Friedens und die Bekämpfung der Selbſthilfe, weiter ihre Verdienſte um die Rechtspflege, deren Handhabung auch wieder oft für die Landesherren Muſter war, dazu die Heraushebung eines rein öffentlichen Rechtes und wenigſtens die Anbahnung der Trennung von Rechtspflege und Verwaltung, obzwar der Rat beide vereinigte, ſo werden wir die Bedeutung der Städte noch höher ſchätzen müſſen. Die Stadt gab, was ſie in wirklich öffentlicher und politiſcher Beziehung geſchaffen hatte, an den aufſtrebenden Territorialſtaat weiter, in dem aber der Gedanke der Fürſorge für das öffentliche Wohl doch auch ſchon früh lebendig war, bis ſchließlich der nationale Staat zu nationaler Wirtſchaft und nationaler Verwaltung führte.

Was über die Städte bisher geſagt wurde, darf nicht zur Annahme einer Uniformität ihrer Verwaltung verleiten. Ihre ungleiche Größe und Bedeutung, ihr wirtſchaftlicher Charakter als Ackerbau- oder Gewerbe- oder Handelsſtadt, die Vorherrſchaft der Zünfte oder der Kaufleute, die Lage im Norden oder im Süden brachten doch große Verſchiedenheiten hervor. Solche Unterſchiede ſind auch bei der nachfolgenden Schilderung des ſtädtiſchen Lebens und Treibens nicht zu vergeſſen, auch wenn wir ſie nicht ausdrücklich hervorheben. Zunächſt geben die ſtädtiſchen Gewerbs- und Handelsintereſſen dem ganzen Leben äußerlich und innerlich ein anderes Gepräge, als es das bäuriſche und das höfiſche trugen. Dem Verkehrstreiben auf den Märkten, vor den Buden, vor den Läden und Werkſtätten, dem Gaſſenlärm, dem Abfahren und Ankommen der Frachtwagen hier, der Schiffe dort entſpricht manch innerer Wandel. Geſchäftliche Gewandtheit, kluger Sinn, raſche Auffaſſung, mindere Schwerfälligkeit, aber auch leichtere Lebensanſchauung, ein Bauen auf das Glück ergeben ſich bald. Das Geſchäft bringt Ordnung und Pünktlichkeit, zugleich Sparſamkeit und Berechnung mit ſich — von dem kleinlichen Geiſt der Bürger, namentlich der Handwerker, war freilich auch ſchon (S. 32) die Rede. Die größere Sicherheit des Daſeins befördert noch die Philiſterhaftigkeit, die freilich eigentlich erſt im 17. und 18. Jahrhundert aufkam. Die alten Sitten, wie ſie der Bauer hütet, werden geändert, gefärbt, oft auch zerſtört, und neue treten an ihre Stelle, entſprechend dem Wandel der Lebensgewohnheiten und Lebensanſprüche durch neue, damals uns überkommene Geräte, Bequemlichkeiten und Einrichtungen. Manche alte Sitten, wie die Spenden an Gäſte, vom Fürſten bis zum Boten, in Wein, Hafer für die Pferde, Schenkungen von lokalen Erzeugniſſen, erhielten ſich freilich trotz Koſten und Ärger. Die Zeit wird wichtig, daher die Bedeutung der ſich ſeit dem 14. Jahrhundert langſam verbreitenden Uhren uſf. Vieles im Folgenden Angeführte wird durch die ſpäteren Abſchnitte ſeine Ergänzung über die Stadt hinaus finden: das meiſte iſt dann aber wieder von der Stadt auf andere Kreiſe übergegangen.

Zunächſt fällt in der Stadt eine eigenartige Geſtaltung der Namen ihrer Bewohner auf, die indes mit einer allgemeinen Wandlung der Perſonennamen zuſammenhängt. Der frühere Namenreichtum (vgl. Bd. I, S. 199) ſchwand. Eine Namenarmut macht ſich in geringem Grade ſchon ſeit der Mitte des 11. Jahrhunderts bemerkbar und nimmt ſeit dem ſpäteren 12. Jahrhundert ſtärker zu. Das Verſtändnis für die alten Namen iſt freilich ſchon ſehr früh geſchwunden, nicht erſt auf der Höhe des Mittelalters: inſofern iſt auch eine im Zuſammenhang mit der ſprachlichen Entwickelung ſtehende Abſchwächung der Namenformen kaum von Bedeutung. Ein Sinken der namenſchöpferiſchen Kraft, wie man es früher annahm, iſt auch nicht zu konſtatieren. Heute ſieht man den Grund des Schwindens der früheren Namenfülle in einer von den Vornehmen ausgehenden modiſchen Bevorzugung beſtimmter Namen, ein Grund, der aber ſchwerlich zur Erklärung ausreicht. Andere ſehen in dem Schwinden erſt eine Folgeerſcheinung des alsbald zu erörternden Aufkommens kennzeichnender Beinamen. Allmählich wurden nun aber die alten Namen überhaupt unmodern. Das die Sitten mehr und mehr durchdringende Milieu der Kirche erlangte trotz des ſchon leiſe beginnenden inneren Umſchwunges und der immer ſtärkeren Geltung des Laientums doch äußerlich erſt ſeit dem 13. Jahrhundert ſeine volle Bedeutung. Eine Steigerung wirklicher Religioſität kommt hinzu. So wurde die Verwendung der bereits früher auftauchenden, ſeit dem 10. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 199) auch unter den Geiſtlichen wieder zurückgedrängten Heiligennamen üblich, begründet in der zunehmenden Heiligenverehrung, in dem Brauche, Heilige zu Schutzpatronen zu wählen, wohl auch in dem natürlichen Bedürfnis, in den Namen etwas Bedeutungsvolles, den Träger Beſtimmendes hineinzulegen, vor allem in der Rolle der Heiligentage im Kalender. Die ſchon im 11. Jahrhundert, zunächſt namentlich in Biſchofskanzleien, aufkommende Datierung von Urkunden nach Heiligentagen wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts immer beliebter und überwog im 14. völlig. In das Volk drangen beſtimmte Heiligennamen namentlich durch gewiſſe Termine der Zinsabgaben (Johannis, Jakobi). Jedenfalls iſt Aventins Meinung, daß die Heiligennamen erſt „nach Kaiſer Friedrichs des Andern Tod, nachdem das heilige Römiſche Reich durch Anrichten der Römiſchen Kirche in Abfall bracht ſei", eingedrungen wären, zeitlich zutreffend. Die anfangs meiſt nur von Mönchen und Nonnen bevorzugten Heiligennamen verbreiteten ſich im 13. Jahrhundert zuerſt anſcheinend beim Adel, erſt dann bei den Bürgern und zuletzt bei den Bauern. Es ſcheint auch, als ob der fromme Geiſt der Frauen ſie bei dem weiblichen Geſchlecht zuerſt beliebt gemacht habe. Jedenfalls treten die im 12. Jahrhundert in reicher Fülle vorkommenden, im 13. noch überwiegenden deutſchen Namen gegen Ende des 14. ſowie im 15. Jahrhundert vor den Heiligennamen völlig zurück, wobei lokal die Übergangszeiten wechſeln. Nach Vetter ſtehen in der Berner Gegend für die Jahre 1191 bis 1216 noch 211 altdeutſche Namen von Männern 30 bibliſchen uſw. gegenüber; die weiblichen weiſen doppelt ſo viel altdeutſche als bibliſche auf. In den Jahren 1375/76 aber ſind die weiblichen faſt ſämtlich kirchlich, und die Namen der Männer weiſen nur 181 altdeutſche gegenüber 380 kirchlichen auf. Im Jahre 1530 endlich ſtellen die altdeutſchen Namen nur noch ein Zwölftel der männlichen Perſonennamen dar. In Breslau bilden die bibliſchen Namen gegen Ende des 13. Jahrhunderts 28 Prozent der Geſamtheit der Namen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts aber 87 Prozent.

Gewiſſe altdeutſche Namen, wie Konrad, Heinrich, Dietrich, bleiben allgemein beliebt. Indeſſen eben die Häufigkeit dieſer Namen im 14. Jahrhundert zeigt die bereits unter den deutſchen Namen eingetretene Monotonie. Das oben über die Namenarmut Geſagte wird nun dadurch beſtätigt, daß auch bei den neuen fremden Namen ſich alsbald eine hervorragende Beliebtheit einzelner bemerkbar macht. Der häufigſte Name wird der im 13. Jahrhundert zuerſt aufkommende Johannes; gegen Ende des 15. Jahrhunderts hieß oft der fünfte Mann ſo. Nach meinen Zählungen für die verſchiedenſten Landſchaften nimmt ſeit dem 13. Jahrhundert der Namenreichtum zugunſten weniger Namen rapid ab. Von anderer Seite iſt dieſe Abnahme z. B. für Breslau feſtgeſtellt worden: dort kam der gleiche Taufname gegen 1300 auf 4, gegen 1400 auf 43 Perſonen. Im 16. Jahrhundert (1518) fiel es bei der Taufe des Kölners Hermann Weinsberg auf, wie viele der Gäſte Hermann hießen. Auch für weibliche Namen iſt die Erſcheinung nachweisbar: nach einem Frankfurter Bedebuch von 1385 kommen auf 1662 Frauen nur 83 Namen, vier davon (Elſe, Katharine, Gude, Metze) allein auf 772. Unbewußt charakteriſtiſch iſt ſo die Sage von jener Gräfin mit 364 Kindern, inſofern die Knaben alle Johann, die Mädchen alle Eliſabeth hießen. Es waren das eben die häufigſten Namen. Im übrigen zeigt auch die Verwendung der Heiligennamen wieder, wie wichtig für das Namenleben der Zeitgeiſt iſt. Welcher Heiligenname gewählt wurde, dafür war der Tag der Geburt, die Beliebtheit eines Schutzpatrons, auch die örtliche Stellung eines Heiligen als Patrons der Pfarrkirche, der Name des Paten, falls dieſer ſchon einen Heiligennamen trug, von Bedeutung. Anderſeits wirkte gerade die Familientradition, die Vererbung beſtimmter Namen, doch auf die Feſthaltung von deutſchen Namen, namentlich beim Adel, der noch im 15. Jahrhundert die Namen der höfiſchen Romane fortpflanzte (vgl. Bd. I, S. 352), und auch beim ſtädtiſchen Patriziat.

Daß die bisherigen Perſonennamen durch die Häufigkeit derſelben Namen innerhalb einer größeren Bevölkerung ihre Eigenſchaft, den Träger beſonders hervorzuheben, verloren, hat man früher als Grund für das Aufkommen der Beinamen angeſehen. Indeſſen hat, wie geſagt, das letztere umgekehrt zur Minderung der früheren Mannigfaltigkeit der Einzelnamen beigetragen. Nach Socin kann überhaupt das Unterſcheidungsbedürfnis unmöglich der eigentliche Grund für die Beilegung eines zweiten Namens, der dann zum Familiennamen wurde, ſein. Denn dieſe Sitte begann gar nicht in der Stadt, ſondern beim hohen Adel (im ſpäteren 11. Jahrhundert), griff ein Jahrhundert ſpäter auf die Ritter und Miniſterialen über und dann erſt auf die Bürger. Socin will in der Sitte einen Ausdruck des Familienſtolzes, eines aus Standesgefühl hervorgehenden Strebens, ſich von Leuten weniger guter Herkunft abzuheben, ſehen. Gewiſſe Merkmale der Zugehörigkeit zu einem beſtimmten Geſchlecht ſind ja ſchon in früher Zeit in den Namen angedeutet: das Streben, ſeine Abkunft auszudrücken, wird jetzt allgemeiner, zum Teil gewiß ſelbſt im Bürgertum infolge einer Neigung zu prunken. Als eigentliche Familiennamen bürgerten ſich zuerſt die örtlichen Herkunftsbezeichnungen ein, zunächſt wieder beim Adel, der ſich nach ſeinem Erb- und Stammſitz benannte. Auch in der Stadt trugen die Patrizier ſolche Namen nach ihrem Stammſitz; ſie zuerſt nannten ſich dann auch nach ihrem ſtädtiſchen Beſitz, nach ihrem meiſt hervorſtechenden Hauſe. Dem Brauch folgten bald die übrigen Bürger. Einmal nannten ſich die zahlreich Zuziehenden nach ihrer Heimat, nach dem Heimatslande (Bayer, Heſſe, Schwabe, Böhm [Behaim]), der Heimatsſtadt oder dem Heimatsdorf (mit oder ohne Präpoſition oder Ableitungsſilben). Dann aber boten ſich eben die Hausnamen, die ſich (vgl. S. 40f.) gerade um dieſe Zeit in den älteren Städten bildeten, in dieſen als willkommene Bezeichnung dar. Die Benennung nach dem Hauſe iſt die eigentlich bürgerliche Heimatsbenennung. Trug das Haus keinen Namen, ſo nannte man ſich nach dem Bezirk, nach der Lage des Hauſes uſw. Grohne ſieht nun mit Recht den Haupteinfluß der Hausnamen auf die Bildung der Familiennamen nicht ſowohl in dem Namenmaterial als in der Beſchleunigung der Entwickelung der Familiennamen, zumal die Benennung nach dem Hauſe nicht nur an dem erſten danach benannten, ſondern auch an allen folgenden Beſitzern haften bleibt, alſo bei richtigem Erbgang zu einer Familienbezeichnung wird, daher gerade bei den Patriziern mit ihrem feſten Beſitz zuerſt auftritt. Anderſeits haftet ſie nur an dem Teil eines Geſchlechtes, der das Haus beſitzt. Häufig freilich, zumal bei mehrfachem Übergang des Hauſes in fremde Hände, bleibt die Benennung nach dem Hauſe mehr „Adreſſenbezeichnung". Schwankt alſo dieſe Benennungsart überhaupt ſehr, werden viele Namen wieder vergeſſen — das Feſtwerden hängt namentlich erſt mit der Verbreitung des Wappenweſens zuſammen (vgl. S. 41) —, ſo tritt der Einfluß der Hausnamen auf die Familiennamen bereits an ſich da zurück, wo jene erſt ſpäter, etwa nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, aufkommen. Da hatten ſich die ſtädtiſchen Familiennamen ſchon auf andere Weiſe gebildet. Grohne meint in der Benennung nach Hausnamen überhaupt eine ſpezifiſch fränkiſche Neigung zu erkennen. Im Oſten und Norden, wo die Hausnamenſitte nicht recht eindringt, ſpielt jene Benennung naturgemäß überhaupt keine Rolle. So tragen die Hausnamen nur ſehr zum Teil zu den Familiennamen bei. Als Beiſpiele mögen dienen: Steinhaus, Schlüſſel (Köln); Gänsfleiſch (Mainz); im Steinhaus, zum Hohenhaus, zum Römer, zum Paradies (Frankfurt); zum Kirſchbaum, zum gemalten Haus (Worms). Weiter gehören namentlich die urſprünglich auf Wappen und Hauszeichen zurückgehenden Tier- und Pflanzennamen (z. B. Schaf, Bock, Hahn, Kranich, Storch, Blume, Roſe) ſowie Namen wie Spor, Spieß, Helm, wie Engel, vielleicht auch König hierher.

Erſt als die Beilegung eines zweiten Namens allgemeinerer Brauch wurde, begann man als Familiennamen auch einen zweiten Perſonennamen zu verwenden. Man hatte ja, wie alle Völker, ſeit langem die Sitte, den Einzelnen öfter als Sohn ſeines Vaters zu benennen. Dieſer Name wurde nun Familienname, nicht nur in der Genitivform oder mit beſonderen, den Abkömmling bezeichnenden Bildungsſilben (-ing, -ung), ſondern alsbald auch im Nominativ. Eine Hauptquelle für die Beinamen waren ſodann die perſönlichen Eigenſchaften des Trägers, zunächſt die rein phyſiſchen: ein großer Johann wurde ein Großjohann (Grotjohann, im Gegenſatz dazu Lüttjohann) oder Johann (der) Große, Lange uſw., wohl nach der Haarfarbe ein anderer Johann (der) Rote, woraus dann Namen wie Rot, Weiß, Schwarz entſtanden. Der Frankfurter Name: Klaus mit dem einen Auge zeigt die Beachtung auffälliger Merkmale. Moraliſche und geiſtige Eigenſchaften gaben ebenfalls Anlaß zu Zunamen (Wunderlich), aber auch großes Vermögen (Reich) und dergleichen. Sehr maßgebend waren weiter Amt, Beruf und Gewerbe (Vitztum, Graf, Richter, Vogt, Schultheiß, Schulz, Oppermann; Schneider, Müller, Wagner, Schmied; Bauer). Aber ebenſo ſpielten rein zufällige Umſtände eine Rolle; wenn von den vielen Frankfurter Greten 1405 eine als „Grede, die man nennet die Frau mit den vier Kindern", hervorgehoben wird, ſo war das nur eine vorübergehende Benennung, aber ähnliche Beinamen konnten haften bleiben. Viele Beinamen entſtanden vor allem aus Spott- und Scherznamen. Hörten wir ſchon aus Sankt Gallen von Notker Pfefferkorn und Notker dem Stammler, führt Thietmar von

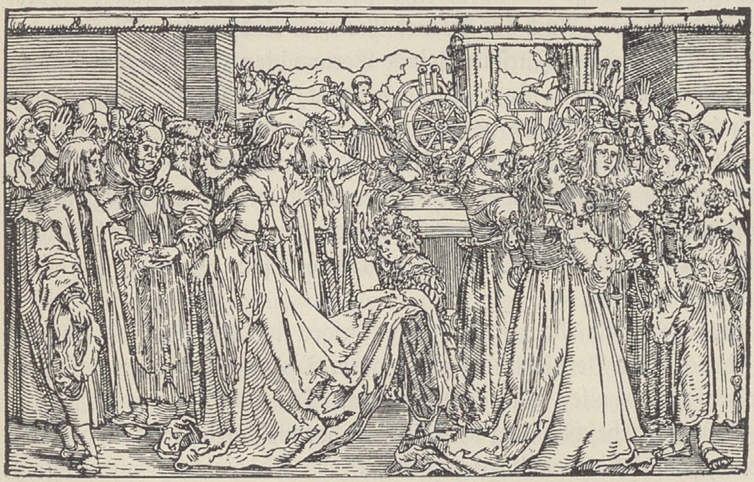
Merſeburg einen Mann namens Pulverel an, der alle Gegner zu Staub pulverte, ſo finden wir in den ſtädtiſchen Urkunden ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts zahlreiche Belege für ſolche Namen, z. B. Ziegenfuß (Erfurt), Spinnebein (Hannover), Eſelskopf (Göttingen). Sie haben oft die ſehr volkstümliche imperativiſche Form (Suchenwirt, Saufaus), ſind ſonſt häufig ſehr derb (Wenzel Kuhdreg), aber wohl oft treffend (Hans Jungfrauendienſt). Fürſten und Fürſtinnen blieben zuweilen nicht verſchont. Anderſeits können bürgerliche Namen wie König, Papſt, Biſchof urſprünglich Spottnamen geweſen ſein. Man hat dieſe freilich auch aus Rollen bei den geiſtlichen Spielen ableiten wollen. Im übrigen ſind in den älteren Städten manche perſönlichen Bei- und Übernamen erſt auf dem Umweg über die Hausnamen (vgl. S. 41) zu Familiennamen geworden.

Im ganzen kann man bei der Feſtwerdung der Familiennamen dieſelbe Beobachtung machen wie bei dem Aufkommen der nationalen Schriftſprache, wie überhaupt bei Erſcheinungen entwickelterer Kultur: die Romanen gehen voran, ſo mit den Familiennamen die Italiener. In Deutſchland zeigen die Erſcheinung zunächſt der Süden und Weſten (1150—1250), alſo wieder die Lande älterer Kultur, dann Mittel- und zuletzt Norddeutſchland. Bei den Frieſen haben ſich die Familiennamen erſt ſpät in der Neuzeit eingebürgert. Lange blieben ferner die Namen flüſſig. Der Hauptname war überhaupt noch weiterhin der Perſonenname, den man in niederen, in bäuerlichen und landſtädtiſchen Kreiſen auch oft, wie früher, allein führte. Die Anrede ging noch lange nur nach ihm, wie der Rat ſeine Bürger in Briefen „lieber Nikolaus“ oder ähnlich anredete. Anfangs haben natürlich zuweilen Glieder derſelben Familie verſchiedene Zunamen, einige gar keinen getragen; es ſind weiter bereits vorhandene Zunamen vor neuen (z. B. bei Ortsveränderung) wieder verſchwunden, überhaupt manche raſch gegebenen Namen bald wieder vergeſſen worden uſw.

Die Feſtwerdung von Familiennamen hatte naturgemäß für die *Entwickelung der Familie* ſelbſt keine beſondere Bedeutung: dieſe änderte ihren feſtgefügten Charakter auch im ſtädtiſchen Kreiſe gar nicht. Nur die Bedeutung der Sippe lockerte ſich bei der ſtärkeren Beweglichkeit der Bevölkerung (vgl. S. 50) — auf letztere weiſen, wie erwähnt, die vielen Namen nach der Herkunft aus anderen Ländern und Orten. Im fränkiſchen Rechte verſchwand auch das Erbrecht der Sippe. Doch behielt ſie in vielen Städten noch ihren Zuſammenhang und Einfluß. Die Einzelfamilie aber blieb in jedem Falle die feſte Grundlage des ſozialen Daſeins. Weſentlich materiell waren, wie bisher, die Motive der Familiengründung, der *Eheſchließung*. Man muß unterſcheiden zwiſchen Liebeleien und Heiraten. Den unverheirateten jungen Leuten ward ſehr viel nachgeſehen, in dieſem Punkte wurde es in der Stadt mit ihrer größeren oder geringeren Menge von leichten Frauen ſchlimmer als früher; aber die Bürgerſöhne liebelten doch auch mit den Mädchen aus ihren Kreiſen. Aus ſolchen Liebeleien gingen nun freilich oft genug Ehen hervor, ſo die des Vaters von Dr. Chriſtoph Scheurl in Nürnberg. Und die Mahnungen mancher Autoren, daß die Mädchen mit Bedacht unter ihren Werbern wählen ſollen, zeigen, daß dieſe doch auch oft ihrer Neigung zu folgen ſuchten. Was man von den vielen „Narrheiten der Verliebten“, den verſchwenderiſchen Geſchenken uſw. bei Sittenpredigern und Satirikern lieſt, auch von Ständchen, von dem „hofieren mit ſeitenſpiel, lauten, zincken, violen, auf der fiedlen, mit pfeiffen, ſingen, ſpringen, tantzen, großem geblärr“, bezieht ſich in vielen Fällen auf Verlobte. Nicht viel Wert hat das Urteil des unkritiſchen Italieners Faleti (1547), daß die Deutſchen meiſt aus Liebe heiraten. Überdies betrachtete die öffentliche Meinung, nach einer Reihe literariſcher Zeugniſſe zu ſchließen, die Verheiratung von Verliebten keineswegs als etwas Lobenswertes und Glückverheißendes, verurteilte freilich auch die reine Geldheirat. Jedenfalls ſpielte aber das vorherige Einverſtändnis der Liebenden bei der Werbung ſelbſt keine Rolle und wurde dabei gar nicht erwähnt. Denn immer noch galt die Ehe in erſter Linie als eine Abmachung der Familien, keine Ehe wurde ohne geſchäftsmäßige Erwägungen, ohne Beredungen der Verwandten uſw. geſchloſſen. Recht charakteriſtiſch iſt, was Hermann Weinsberg aus Köln von ſich erzählt. Als zwanzigjähriger Jüngling hat er ſchon auf Anſtiften anderer ein Auge auf eine „ſehr reiche" Witwe von 48 Jahren geworfen, erhält aber einen Korb und „verfehlt" dann noch „etliche gute Heiraten". Darauf beſtimmen ihm die Eltern eine ſechs Jahre ältere Witwe mit zwei Kindern, der Vater wirbt für ihn, es folgt eine Beſprechung der Verwandten bei ſeinem Schwager, dann wird in der Verwandten Gegenwart am nächſten Tage der Ehevertrag geſchloſſen. Ähnlich geht es ſpäter bei der zweiten Ehe Weinsbergs her. Auch der Berner Patrizier Ludwig von Diesbach berichtet, wie ſeine beiden Ehen durch die Fürſorge ſeiner Verwandten zuſtande kamen. So wurde wohl meiſt ohne vorherige Neigung geheiratet, obgleich ſich dieſe, z. B. bei Felix Platter, nach der erſten künſtlich veranſtalteten Zuſammenkunft oft einſtellte. „Gerät" eine „Handlung" nicht, wird eine neue verſucht. Die Briefe des 15. und 16. Jahrhunderts erzählen oft davon, wie einer zum Heiraten „überredet", wie ein anderer gemahnt wird, „die reichen Jungfrauen nicht zu verſäumen", und man zeigt wohl bei der Vermählung an, daß alles mit Herrn N. N. und N. N.'s Rat geſchehen ſei. Man gab ſich einer naiven Freude am Heiratſtiften hin.

Die Stärke der natürlichen Triebe zeigt ſich im übrigen in dem überaus frühen Heiraten und in dem durch keine Verpflichtung zu längerer Trauer gehemmten baldigen, nach Umſtänden mehrfach wiederholten Wiederverheiraten. Die Heirat im frühen Alter finden wir, zumal die Kirche die Eheſchließung vom Eintritt der Geſchlechtsreife an guthieß, in allen Kreiſen verbreitet, freilich nicht als durchgehende Regel. Aber wie Koebner treffend ausgeführt hat, gründet ſich die frühe Heirat in den Kreiſen der Fürſten, des Adels und der vornehmen Bürger auf das Familienintereſſe, das Beſtreben, Familien miteinander zu verbinden, entſpricht alſo jenen materiellen Motiven. Ähnliches gilt von der namentlich für die Schweiz und den Schwarzwald, auch für Weſtfalen bezeugten gleichen Sitte in bäuerlichen Kreiſen. Gerade die Obhut ferner, die der gefeſtigte Familienverband der jungen Ehe angedeihen ließ, wie er das Paar ja auch zuſammenbrachte, verhinderte, daß die perſönliche Unreife Unheil anrichtete. Und bei den Beſitzenden war ja auch keine materielle Not zu beſorgen. Anders ſtand es aber mit den Ärmeren, die natürlich ebenfalls die allgemeine Sitte befolgten. Dieſe frühen Heiraten der Ärmeren, die eben durch die ſtädtiſche Entwickelung zu einer auffälligen Erſcheinung wurden, entbehrten meiſt des Rückhaltes an der Familie, kamen bei Heimatloſen überhaupt ohne Rückſicht auf dieſe zuſtande („Winkelehen"). Sie werden daher auch von der zeitgenöſſiſchen Literatur vielfach bekämpft, namentlich die frühen Ehen der Handwerksgeſellen. Der Mangel an moraliſcher Reife wurde gerade bei den Nichtbegüterten erſt verhängnisvoll, und auch deshalb werden die frühen Heiraten für bedenklich gehalten. Aber nicht nur von Schriftſtellern. In Nürnberg mußte ſogar die Obrigkeit verbieten, daß Lehrlinge heirateten. Um aus Bürgerkreiſen noch einige Beiſpiele für frühe Heiraten anzuführen, ſo heirateten Albrecht Dürers Mutter mit 15 Jahren, Ulman Stromers zweite Gattin mit 14½ Jahren, ſeine Tochter mit 14. Felix Platters

Beiſpiel zeigt, daß in der Schweiz Verlobungen von Kindern nicht ſelten vorkamen. Auch für die baldige Wiederverheiratung ſeien einige Beiſpiele gegeben. Stromer heiratete 1366 jene Frau bereits ſechs Monate nach dem Tode der erſten, Zink in Augsburg die zweite Gattin ſiebenundeinhalb Monate ſpäter, obgleich er die erſte ſehr geliebt hatte. Die Koelhoffſche Chronik erzählt, allerdings als auffällig, von einer Frau zu Köln: „hadde gehat 6 eliche man zo der hilligen ee und nam den 7." Bei ſolcher Heiratsluſt — einen Junggeſellen ſah man als minderwertig an, ließ ihn z. B. zuweilen nicht Meiſter, Ratsherr oder dergleichen werden — iſt der große Kinderreichtum in jener Zeit nur natürlich: ihm entſpricht freilich eine übergroße Kinderſterblichkeit. Über 15 Kinder waren häufig da, Dürers Vater hatte 18, ebenſoviel Zink, Konrad Stromer, der Ahnherr, 33 Kinder von drei Frauen.

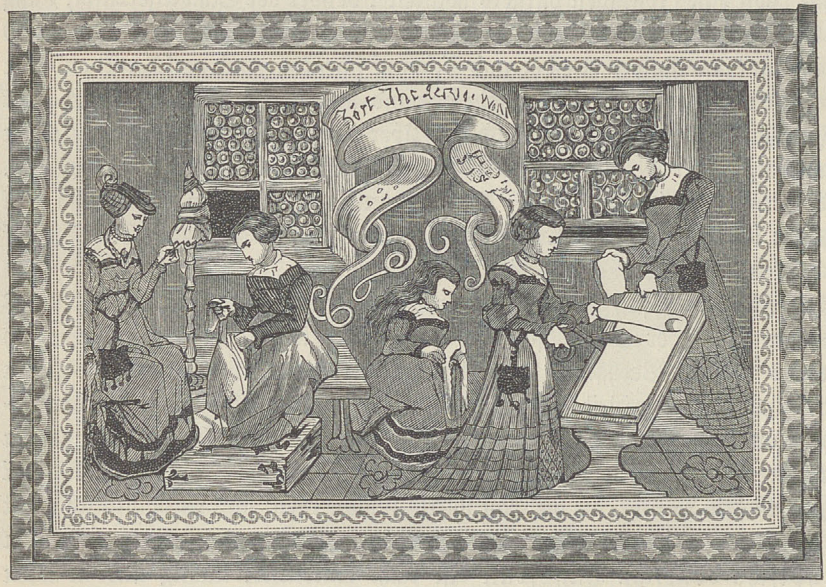


Beglückwünſchung nach der Eheſchließung. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Bei der Eheſchließung (ſ. die untenſtehende Abbildung) erhielt ſich, wie Weinsbergs Fall ſchon zeigt, im ganzen der uralte Hergang. Auf die feierliche Werbung durch den Vater oder ſonſt einen würdigen Herrn, die zuweilen erſt ſichtlichem Zögern und Hinundher begegneten, folgten die Eheberedung zwiſchen den Familienbevollmächtigten, darauf der feſte Abſchluß des Vertrages über Mitgift und Widerlage ſowie die Verlobung, d. h. der Handſchlag des Paares vor den Verwandten und das Anſtecken der Ringe. Zuweilen trennte man von der Verlobung, die auch in ſtädtiſchen Kreiſen als wichtigſter Akt galt, noch die feierliche Verkündung, „Lautmerung". Ihr ſchloſſen ſich bereits Feſtlichkeiten an, die ebenſo wie die Geſchenke des Bräutigams immer üppiger wurden. Die kirchliche Trauung fand bald darauf ſtatt, das erſte Beilager dann meiſt im Hauſe der Braut, erſt am nächſten Tage nach der Überreichung der Morgengabe (irgendeiner Koſtbarkeit) und dem Kirchgang aber die Heimführung, die man oft auch noch länger anſtehen ließ. Die Eheleute lebten inzwiſchen im Hauſe der Brauteltern. Die Geſtaltung der kirchlichen Trauung zum Mittelpunkt des Ganzen iſt im allgemeinen erſt eine Folge der Reformation. Die nicht immer gleich am Tage der Trauung abgehaltenen Hochzeitsfeſtlichkeiten, zu denen durch beſondere männliche oder weibliche Hochzeitsbitter, in Nürnberg durch den „Hegelein", eingeladen wurde, dauerten drei und mehr Tage. Bei Vornehmen gehörte dazu ein großer Tanz auf dem Rat- oder dem Hochzeitshauſe. Gegen die zunehmende Üppigkeit, gegen die Menge der Schüſſeln, gegen teure Speiſen, die übergroße Zahl der Gäſte — 20 bis 24 iſt die durchſchnittlich erlaubte Zahl, die aber z. B. in Frankfurt am Main auf 50 ſtieg; man zählte wohl auch nach Tiſchen —, ſchritt die Obrigkeit bald ebenſo ein wie gegen die übertriebenen Feſtlichkeiten nach der Verlobung und die vielen „Höfe" und Mahle nach der Hochzeit zu Ehren des jungen Paares. Ähnlich beſchnitten wurden die alle Feſte begleitenden Mummereien, die Muſik bei dem Kirchgang, die Frühzechen nach dem Hochzeitstage, die überreichen Geſchenke der Brautleute unter ſich — z. B. wurde der Wert der Trauringe fixiert —, die Geſchenke der Verwandten an die Verlobten oder des Brautpaares und der Eltern an die Gäſte (z. B. Feſtkleider) ſowie an die Spielleute, das feſtliche Brautbad, das Badegeld an das Geſinde, die Bewirtung der Uneingeladenen, die nur bei einem Teile des Feſtes erſcheinen durften, uſw.: alles im ganzen vergeblich. Der Zug der Zeit ging auf immer größeren Luxus. Aus Augsburg berichtet z. B. 1516 eine Chronik „von eines koſtlichen burgers hochzeit", bei der der Schwiegervater, Laux Gaßner, 12000 Gulden Heiratsgut gab und der Bräutigam, Ulrich Fugger, der Braut 13000 vermachte und ihr für 3000 Gulden Kleider und Schmuck ſchenkte, „und verſchanckt anderen frainden und knechten wol umb 3000 fl. ſeidin gewand und ſamat und attlas und ſunſt klaider". Die Hochzeit ſelbſt koſtete 1000 Gulden. Über den Hochzeitsluxus im einzelnen orientiert ſehr anſchaulich der Abſchnitt in Lukas Rems Tagebuch: „meins heirats beſchlus, hochzeit, ausgab, verſchencken" uſw. (1518). Eine bürgerliche Hochzeit in Schwäbiſch-Hall dauerte neun Tage: bei den Mahlen wurde an 60 Tiſchen gegeſſen (vgl. auch S. 91). Auf die zahlreichen lokalen Sonderbräuche iſt hier nicht einzugehen.

In der Ehe ſelbſt haben ſich die gemütlichen Neigungen des Deutſchen auch damals oft herzlich betätigt. Trotz der Schweigſamkeit der Quellen in ſolchen Dingen zeigt ſich häufig ein überaus inniges Verhältnis der Gatten: das beweiſen wie aus fürſtlichen Kreiſen die Briefe zwiſchen Kurfürſt Albrecht Achilles und ſeiner Anna oder die der Sibylle von Sachſen an ihren gefangenen Gemahl, ſo aus bürgerlichen die der Magdalena Paumgartner an ihren Gatten, den Nürnberger Kaufmann. Und die Frau des ins Unglück geratenen Bürgers Martin Winter, die viel Not durchzumachen hat, ſchreibt doch: „ich wollt nirgends lieber ſein dann bei ihm". Damals hat ſich in den Städten, aber ebenſo auch beim Landadel die typiſche deutſche Hausfrau erſt recht entwickelt, tüchtig und in allen weiblichen Arbeiten wohl erfahren (ſ. die Abbildung S. 86), treu und gut, mit geſundem Verſtande, aber jetzt meiſt ohne geiſtige Intereſſen. Die höfiſche Dame war das nicht mehr, die deutſche Frau iſt wie die ganze Zeit gröber geworden. Die bildlichen Darſtellungen auch der großen, das Charakteriſtiſche wiedergebenden Meiſter zeigen niemals ſchöne Frauen, auch niemals bedeutende. Natürlich hat es nicht an böſen Weibern gefehlt. Der Kampf „um die Hoſen" ſpielte eine große Rolle, und der geplagte Pantoffelheld wird auf Kupferſtichen wie in den Faſtnachtsſpielen weidlich verſpottet, muß auch allerlei ſchimpflichen Scherz im Brauche des Volkes wie in den geſelligen Sitten über ſich ergehen laſſen. Der Simon (Siemann; vgl. Kap. IV) wird im 16. Jahrhundert eine beliebte komiſche Figur. Daß es in den Familien auch damals viel Zank und Streit gab, zeigt jenes Weinsberg Bericht über ſeine Eltern, ſeine Schweſter und deren Mann, über das Verhältnis zu ſeinem Bruder und anderes. Die häufige tatſächliche Überlegenheit der Frau darf man nicht vergeſſen, wenn man das theoretiſche Fortbeſtehen jener alten, von der Kirche im Sinne der Erziehung gutgeheißenen Gewaltherrſchaft des Mannes über die Frau, die ja ſelbſt die höfiſche Zeit (vgl. Bd. I, S. 331) überdauert hatte, betont. Auch jetzt noch iſt die Frau, abgeſehen von der eigentlichen hauswirtſchaftlichen Tätigkeit und Geſchäftsſphäre ſowie ihrer Ehrenſtellung als Hausfrau, unſelbſtändig und im weſentlichen unfähig zur Vermögensverwaltung —

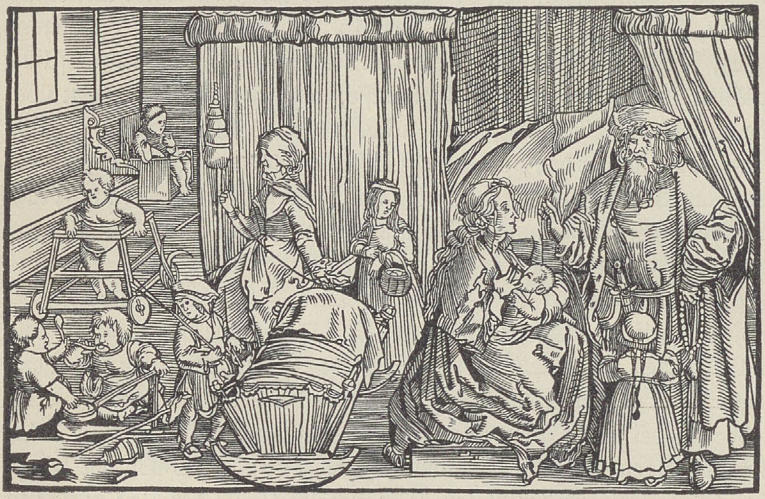
in Wirklichkeit hat ſie freilich oft genug an den Sorgen und Arbeiten des Mannes teilgenommen —, perſönlich dem Manne untertan und auch körperlicher Züchtigung unterworfen. Nur gegen Tötung war die Frau durch die Allgemeinheit nach Möglichkeit geſchützt. Tötung war nur bei Ehebruch, und zwar bei Ertappung auf friſcher Tat, ſtraflos, was aber von der Kirche, die den Ehebruch vor ihr Forum allein ziehen wollte, nur widerwillig geduldet wurde. Die frühere ſelbſtherrliche Verſtoßung der Frau war von der Kirche durch die von dem geiſtlichen Gericht unter Umſtänden zu erkennende Scheidung von Tiſch und Bett beſeitigt worden. Aber es ſcheint doch, als ob ſich in Volksleben und Volksanſchauung gewiſſe Reſte eines älteren Racherechts des in ſeiner Ehre beleidigten Ehemannes auch jetzt noch gehalten haben, nämlich das Haarabſchneiden und vielleicht auch die mit Zuſtimmung des Familienrates erfolgende Verſtoßung, beides ſchon von Tacitus für die Germanen bezeugt. Tatſächlich wurde das Eheleben damals durch die laxe ſittliche Haltung der Zeit häufig geſtört, allerdings mehr nach der Auffaſſung der Gegenwart. Denn damals war man duldſamer. Zunächſt ſpielte das vor der Ehe ſehr häufige Konkubinat durch die Sprößlinge in die Ehe hinein. Die Kinder einer Konkubine („gute Tochter, heimliche Frau, Buhle“) waren meiſt teſtamentariſch bedacht, ohne allerdings den Stand des Vaters, die ſoziale Stellung der Familie zu überkommen. Sie lebten häufig mit den ehelichen Kindern vertraut zuſammen, galten überhaupt lange Zeit nicht als verächtlich, wie die Kinder einer wirklichen Dirne oder die Pfaffenkinder. Nun lebten aber in ſolchem Konkubinat nicht nur Unverheiratete oder Witwer, wie Burkhard Zink mit ſeinem „torenden freulin“, ſondern auch Ehemänner hatten oft ihre ſtändigen Geliebten; in Mainz ſcheint zeitweiſe Bigamie geduldet worden zu ſein. Freilich war das Konkubinat als Ehebruch des Mannes ſtrafbar, aber dieſer, für den man früher hart büßen mußte, wurde nun meiſt milde oder nur durch Verwarnung beſtraft. Eine ſchärfere Auffaſſung, überhaupt nach der ganzen Seite der „Ehrbarkeit“ hin, drang allmählich vom Handwerkerſtand aus (vgl. S. 51) durch, der das Konkubinat bei Meiſtern und Geſellen nicht duldete. Der Ehebruch war im übrigen nicht häufiger als



Wohnzimmer mit arbeitenden Frauen. Wismutmalerei (erſtes Viertel des 16. Jahrhunderts) auf dem Deckel eines Käſtchens im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Wiedergegeben im „Anzeiger für Kunde deutſcher Vorzeit“ 1876. Vgl. Text S. 85.

jetzt und mehr eine Sünde der Männer, obgleich z. B. nach Brant, Geiler u. a. manche Geiſtliche mit Vorliebe den verheirateten Frauen nachſtellten, wobei die Frauen der oft abweſenden Kaufleute beſonders Gefahr liefen. Gefallſüchtigen Weibern imponierte vor allem häufig der Adel. Freche Frauen drohten wohl ihrem Gatten im Zorne, ſie wollten „zu den Mönchen, zum Adel, zu den Pfaffen" gehen. Scholaren und Schreiber, die anfangs ja auch Kleriker waren, ſpielten ebenfalls eine Rolle. Geiler führt das Sprichwort an: „wiltu haben dein huß ſuber, ſo hüt dich vor pfaffen, münchen und duben [Tauben?], diener, vetteren, blotzbruder [Begharden, vgl. S. 117], ertzet [Ärzten]." Die niederen Frauen waren naturgemäß Verſuchungen am meiſten ausgeſetzt.

Von dem regen Familiengeiſt der Bürger zeugen namentlich die allmählich mit dem Schreibwerk aufkommenden Familienchroniken oder Hausbücher der Handwerker und Kaufleute, auch der Gelehrten, Ärzte uſw. Schon aus dem 15. Jahrhundert ſind uns einige erhalten: ihre meiſt ganz kurzen, einfachen Notizen über Familienvorfälle, wirtſchaftliche Veränderungen, über Witterung und elementare Ereigniſſe, wozu knappe Nachrichten über ſtädtiſche und politiſche Begebenheiten, Kriminalfälle uſw. kommen, ſind immer echt hausväterlich gehalten, verraten auch immer den freilich meiſt äußerlich frommen Geiſt des Hauſes: mit Gott und in Gottes Namen geſchieht alles. Echtes und rechtes Behagen ſodann ſpricht ferner aus manchen künſtleriſchen Darſtellungen, die uns einen Einblick in die Familie tun laſſen. Sie geben uns auch einen ſolchen in die einzelnen Stadien des Kinderlebens (ſ. die Abbildung S. 88) von der Geburt an — es ſei an Dürers „Wochenſtube" erinnert. Doch wiſſen wir auch durch ſchriftliche Quellen vielerlei. Die Taufe, die in der Kirche und trotz des Dringens der Geiſtlichen auf ſchnelle Vornahme meiſt erſt bei dem erſten Kirchgang der Mutter erfolgte, gab durch den zunehmenden Luxus, der bei der Feierlichkeit wie bei den Beſuchen am Kindbette, bei den Patengeſchenken uſw. entfaltet wurde, ebenſo Anlaß zu einſchränkenden Beſtimmungen der Obrigkeit wie die Hochzeiten. (Das von der Kirche im 9. Jahrhundert eingeführte Inſtitut der Paten hatte ſich im Laufe der Zeit innig mit dem Familienleben verbunden, was heute noch auf dem Lande erkennbar iſt. Aber die Prunkſucht und die Ausſicht auf die Patengeſchenke hatten die Zahl der Paten — es ſollte eigentlich nur ein Pate oder eine Patin ſein — ungebührlich anſchwellen laſſen; ſchon Bertold von Regensburg eiferte dagegen.) Vor allem wurden die Feſte während der Wochen (Kindbetthöfe) und die von anderen, Paten uſw., veranſtalteten „Höfe" nach der Taufe verboten; auch in den Niederlanden, z. B. 1445 in Leiden, wurde den Wöchnerinnen die Bewirtung von Geſellſchaften unterſagt. Solche Feſte fanden ferner beim erſten Bad der Wöchnerin ſtatt. Gegen deren Beſchenkung ſchritt man ebenfalls ein. Recht unmittelbare Bilder von der Entwickelung eines Bürgerkindes geben die Memoiren des mehrerwähnten Hermann Weinsberg aus Köln, der umſtändlich von ſeinen Kinderfreuden und Kinderleiden — auch daß ihm der Vater nachts, um ihn zum Schlafen zu bringen, „auf einem Becken geſpielt und gepfiffen", wird erzählt —, von ſeinen Knabenſtreichen, ſeinem Schülerleben berichtet. Vieles im damaligen Familienleben war ganz ſo wie heute. Das gleiche gilt vom Hausgeſinde, über deſſen Putzſucht, Lohnanſprüche, Koſtverachtung bei gleichzeitiger Unſauberkeit, Liederlichkeit und Faulheit damals ebenſo geklagt wurde wie ſpäter und heute, ſo von Brant, Geiler von Kaiſersberg und Luther. Anderſeits gehörte damals das Geſinde, das übrigens zu Lichtmeß eintrat, noch durchaus zur Familie, nahm auch an den großen Feſten, Hochzeitstänzen uſw., in ſeiner Weiſe in reichem Schmucke teil. Der Luxus der Zeit äußerte ſich in der gegen heute größeren Zahl der Dienſtboten, womit der Bürger dem Adel nachſtrebte, wie denn die Hausherrin ſich auf ihren Gängen wohl von einem oder zwei Mädchen begleiten ließ.



Kinderſtube. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 87.

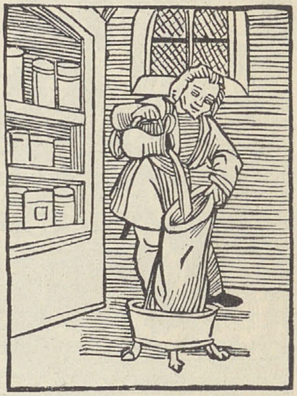
Die häuslichen Mahlzeiten entſprachen im allgemeinen auch unſeren Bräuchen, nur daß es morgens eine Suppe mit Zukoſt gab, zu Mittag aber nicht. Vor dem Abendbrot gab es wohl eine Veſper, die aber bei kleinen Leuten, bei den Geſellen uſw. die Stelle jener Mahlzeit vertrat. Man aß gewöhnlich von zinnernen oder hölzernen Tellern und bediente ſich noch immer der Finger, auch der Hilfe von Brotſcheiben (vgl. Bd. I, S. 178, 343). Wir kommen damit zur Rolle der Speiſen und Getränke. Die Backkunſt machte gegenüber der früh verfeinerten der Klöſter und Herrenhaushalte (vgl. Bd. I, S. 178) keine beſonderen Fortſchritte. Gewöhnliches wie feineres Gebäck ward oft noch im Hauſe zubereitet, aber beim Bäcker gebacken. Die Bäcker wurden bezüglich der Güte und Vollgewichtigkeit der von ihnen hergeſtellten, nun in Maſſe gebrauchten gewöhnlichen Brotnahrung, die man anfangs auch auf eigenen Brotmärkten feilhielt, von der Obrigkeit mit beſonderer Sorgfalt überwacht, ebenſo wie die Fleiſcher bezüglich des Fleiſches. Die ſchon früher ſo mannigfaltigen Formen der Gebäcke wurden nun noch ſtädtiſch-lokal ſpezialiſiert und erhielten wohl eigene, oft ſcherzhafte Namen. Von feineren Arten wurden beſonders die Brezeln beliebt, für größere Kuchen war der Kringel, aus dem ſich auch Napfkuchen, Gugelhupf uſw. bildeten, typiſch. Überhaupt verbreitete ſich die feinere Kuchenbäckerei bei dem ſteigenden, nun auch von der großen Maſſe begehrten Luxus allgemeiner. Die vermehrte Zufuhr des Gewürzes (Pfeffer, Safran, Zimt, Ingwer, Nelken [Nägelein], Muskatnuß, Zibeben, Kardamom uſw.) war dafür weſentlich: die namentlich in Klöſtern gut bereiteten Lebkuchen wurden jetzt wegen ihres Gewürzzuſatzes Pfefferkuchen genannt. Das Gewürz, namentlich der Pfeffer, ſpielte ferner ſeine ſchon (Bd. I, S. 178) erwähnte Rolle in der Fleiſchnahrung in erhöhtem Maße. Die gepfefferten Brühen, die jedes Fleiſchgericht begleiteten, würden dem heutigen Geſchmacke nicht entſprechen. Die am Spieß gebratenen oder im Keſſel gekochten oder geröſteten Fleiſchſtücke erforderten eben beſondere Saucen, urſprünglich Salzbrühen (salsa), die dann mit dem Eindringen fremder Gewürze immer ſchärfer wurden. Noch heute zeigt das in vielen Dingen am Mittelalter haftende England die Spuren dieſer Art. Das Mittelalter ging im Gebrauch der Gewürze bis zum Äußerſten. Erſt die verfeinerte Küche Frankreichs hat in der Neuzeit darin Wandel geſchaffen und läßt die Sauce vor allem aus dem Fleiſch ſelbſt als organiſche Zutat entſtehen. Die Kochkunſt machte ſonſt immerhin Fortſchritte. Auch verbreiteten ſich, wohl in Anlehnung an klöſterliche Rezeptſammlungen, allmählich Kochbücher, anfangs natürlich handſchriftliche: aus dem 14. Jahrhundert iſt uns in dem „Buch von guter Speiſe“ eine ſolche Sammlung erhalten. Von den ſpäteren gedruckten Werken iſt das ausführlichſte das „New Kochbuch“ von Marx Rumpolt (Frankfurt a. M. 1576).

Natürlich waren für dieſe Entwickelung die vermehrten Einflüſſe des Auslandes wichtig: auf patriziſchen Tafeln erſchienen ſchon früh griechiſch zubereiteter Reis — Reis wurde überhaupt beliebt —, orientaliſche Konfekte, franzöſiſche Torten und Paſteten uſw. Doch herrſchte bei den meiſten Bürgern wohl derſelbe Geſchmack, wie ihn die Zimmeriſche Chronik beim reichen Bauern findet: „der behalf ſich mit den deutſchen trachten, als guet flaiſch, brates, pfeffer, guet fiſch [die auch außerhalb der Faſten viel gegeſſen wurden] und groß krebs [weit häufiger als jetzt genoſſen], und gab der welſchen und frembden coſten kein acht“. Beim reichen Kaufmann erwähnt dagegen Hutten „ſeine wolberayte und künglich [königlich] zuogericht ſpeyß — zwaenzig gericht uff ein maltzeyt“. Auf deſſen Tiſch fehlte natürlich die Herrenſpeiſe, das Wildbret, nicht, ebenſowenig das Geflügel (Rebhühner, Krammetsvögel, Faſanen, aber auch Vogelarten, die wir nicht mehr eſſen, Spechte, Stare und andere); namentlich das Huhn wie der Kapaun dienten häufig zur Speiſe, während die Gans kein vornehmer Vogel war. Bei feſtlichen Mahlen prangten natürlich auch Schaugerichte auf der Tafel, wie Blumen die Tafel und die Schmauſenden ſelbſt ſchmückten. Mehl- und Milchſpeiſen, Eierkuchen, Puddings (Mandelkäſe) waren ſehr beliebt, ebenſo Leckereien. Das Konfekt wurde noch lange von den Apothekern bereitet, doch gab es im 16. Jahrhundert bereits Zuckerbäcker. Der ſchon früher übliche Nachtiſch, Obſt, nun auch oft Feigen und Roſinen, und der gern genoſſene Käſe, wurde beibehalten. Die Hauptſache war aber allgemein das Fleiſch, vor allem (nach de Beatis’ Reiſebeſchreibung) Kalbfleiſch, obgleich der Gemüſekonſum (Kohl, Sauerkraut, Rüben, Hülſenfrüchte uſw.) andauernd ſtieg. Gerade in der Fülle der Fleiſchgerichte, die freilich durch das viele Gewürz beſſer zu bewältigen waren, zeigte ſich der roh quantitative Luxus auch des Städters. Anderſeits veranlaßte der ſtarke, durchaus nicht auf die wohlhabenden Kreiſe beſchränkte Fleiſchkonſum der Städter den Rat, auch ländliche Fleiſcher — Viehzufuhr vom Lande war ſelbſtverſtändlich — zuweilen zuzulaſſen.

Von den Getränken waren Bier und Wein die wichtigſten. Die ſteigenden Anſprüche der Städter haben eine beſſere Zubereitung des Bieres und die dafür nötigen Einrichtungen einen Rückgang des Hausbrauens, das aber ebenſo wie Hausbacken und -ſchlachten noch lange üblich blieb, herbeigeführt. Entſprechend den klöſterlichen Brauanlagen entſtanden vor allem gemeinſchaftliche Anlagen wie in Dörfern, ſo in den Städten, namentlich ſeitens einzelner Genoſſenſchaften. Weiter hob ſich nun auch das Braugewerbe, beſonders im 15. Jahrhundert; in Hamburg ſoll es 1371 ſchon 181 (?) Meiſter dieſes Gewerbes gegeben haben. Daneben hat ſich aus der Hausbrauerei ein Reihebrauen von Bürgern entwickelt, die wohl infolge beſſerer techniſcher Anlagen ein Braurecht ſich erhalten hatten und dies nun durch Brauknechte oder auf ihre Rechnung arbeitende Brauer ausübten. Der Aufſchwung des Brauweſens wurde vor allem auch durch den zunehmenden Bierhandel gefördert. Er entſtand durch das Übergewicht des gehopften Bieres. Das alte niedergermaniſche Bier iſt nach Al. Schulte wahrſcheinlich in dem mittelalterlichen Bier des Nordweſtens, dem Grutbier, zu erkennen. Es enthielt als Würze und zur Konſervierung Gagelkraut, Porſch, Harz und anderes. Das Grutrecht, eines der mittelalterlichen Bannrechte, gewährte den

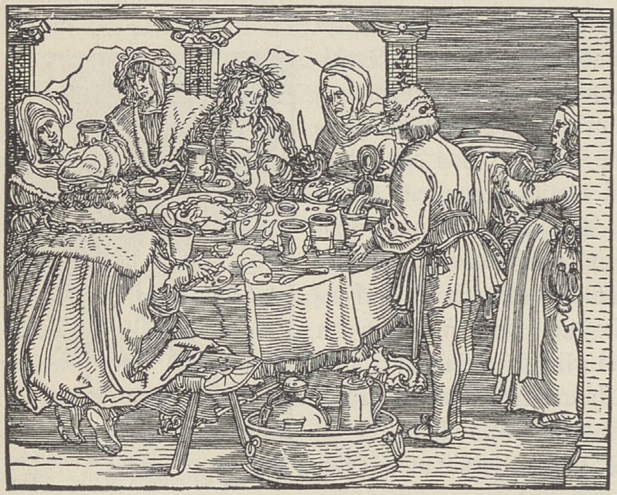
Städten eine für ihren ganzen Haushalt weſentliche Einnahme. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts begann das Hopfenbier in das Gebiet des Grutbieres einzudringen; jenes, das allein zum Verſand geeignet war, bezog man aus dem öſtlichen Teil des Hanſagebietes, der damit eine Biervorherrſchaft im Nordweſten eroberte, braute es dann auch ſelbſt. Der Bierhandel wurde von den norddeutſchen Städten aus, von denen faſt jede ihre eigene Sorte hatte, eifrig betrieben. Einzelne Städte produzierten bald berühmte Biere, namentlich Doppelbiere; ſo gab es ſchon im 13. Jahrhundert das Erfurter, weiter das Naumburger, Einbecker, Zerbſter Bier, die Braunſchweiger Mumme uſw. Oft trugen dieſe Sorten ſcherzhafte Namen. Ein Verzeichnis findet ſich z. B. in einer halb ernſten, halb launigen akademiſchen Rede von Erfurt aus dem Jahre 1516: „Von den Arten der Trunkenbolde und der Vermeidung der Bezechtheit (de generibus ebriosorum et ebrietate vitanda)", ſpäter in einer Schrift des Dr. Knauſt vom Bierbrauen, auch bei Fiſchart. Bezeichnungen wie Biet den Kierl (Boitzenburg), Erfurter Schluntz, Magdeburger Filz ſind ſicher ſehr populär geweſen. Ganz hat das Bier im Süden nicht gefehlt. Das Münchener „Bock"bier leitet ſich von dem dorthin importierten Einbecker Bier her. Aus Nürnberg, in deſſen Nähe viel Hopfen gebaut wurde, gibt es manche Brauordnung, der Rat hat auch einen ſtädtiſchen Braubetrieb im 15. Jahrhundert verſucht, und das Braugewerbe war dort ſehr angeſehen, überhaupt das Nürnberger Bier berühmt. Aber gleichwohl haben die reichen Kaufherren in Franken Bier auf ihren Tafeln mißachtet, während es in Norddeutſchland manchen Fürſten labte. So ſandte der Biſchof von Brandenburg an Kurfürſt Friedrich 1465 eine Tonne Zerbſter Bieres mit der Bitte, er möge „up den avent darmede collacien (eine Kollation) halden". Der Konſum ſtieg namentlich wieder in Niederſachſen im 15. Jahrhundert immer mehr. Daß dieſer Konſum auch bei der Maſſe ſeine Folgen hatte, behauptet eine naive Äußerung der Chronik Oldecops zu 1513: „in duſſem ſommer war de mumme to Brunſwik alto ſtark: derhalven worden de borger under ſik, ok bewilen gegen den rat, uprorich [aufrühreriſch], keven [keiften] und haderden up der ſtrate, iſt [als ob] dat wiver [Weiber] weren."

Die Rolle des Bieres ſpielte im Süden der durchaus nicht als Luxusgetränk geltende Wein. Denn von dem zum ländlichen Getränke gewordenen Met (vgl. Bd. I, S. 179) hört man nur gelegentlich noch als Spezialität, z. B. in Aachen. Auch der Obſtwein wurde weſentlich auf dem Lande, beſonders in Bayern und Sachſen, getrunken, während der anfangs nur als Arznei gebräuchliche Branntwein ſich im 15. Jahrhundert nur langſam als Getränk verbreitete, zuerſt anſcheinend in Frankfurt am Main. Der Weinbau wurde wegen des ſehr ſtarken Konſums ſehr intenſiv betrieben und beeinträchtigte im Weſten oft den Ackerbau, ſo daß z. B. der Frankfurter Rat 1501 gegen die Anlage neuer Weingärten einſchritt. Der Weinbau hatte ſich (vgl. Bd. I, S. 16) im Mittelalter auch den Oſten erobert. Gubener Wein z. B. wurde viel im Norden und Oſten gehandelt. Hauptartikel des immer ſtärkeren Weinhandels, der zur Bezeichnung mancher Straße als „Weinſtraße" führte und ebenſo wie der Bierhandel auch das Ausland, namentlich Skandinavien, verſorgte, waren aber naturgemäß die rheiniſchen, die Moſel-, Franken- und Neckarweine. Dieſe guten Weine läßt ſelbſt ein Italiener, Mocenigo, vor den italieniſchen gelten. Beliebt waren ferner der Tiroler (Bozener) und der Donauwein, aber immer ſtärker kamen auch über Venedig italieniſche und griechiſche Weine, Malvaſier uſw., ins Land, deren volkstümliche Bezeichnungen oft kaum den Urſprung erkennen laſſen (Rainfal: Wein von Rivoli, Paſſauer: vinum Pucinum, von Baſſano [?]). Der ebenfalls viel importierte Ungarwein hieß „oſterwin". Der Weinhandel, deſſen Zentrum in Deutſchland Ulm war — auch die Hanſeaten befaßten ſich damit, namentlich mit dem Rheinweinhandel —, wurde ſchon wegen der Abgaben und des Ungeldes (vgl. S. 75) ſtreng beaufſichtigt. Letzteres wurde nicht nur von fremden, ſondern in geringerem Betrage auch von einheimiſchen, überhaupt von in der Stadt ausgeſchenkten Weinen erhoben. Weinfälſcherei wurde aber früh betrieben, Verwäſſerung und Verſchnitt wie Verſetzung mit allerlei Ingredienzien, z. B. Weidaſche. Trotz ſtrengen Einſchreitens der Städte, auch trotz aller Verbote von Reichs wegen (Weinordnung 1487; Reichstage zu Freiburg und Augsburg 1498 und 1500) blühte dies Gewerbe luſtig weiter; die dichteriſche Satire nimmt die Pantſcher oft aufs Korn. Der gewöhnliche Wein wurde im Lande gern als Moſt getrunken, überhaupt als junger, „firner" Wein, weil er ſich nicht hielt. Man verbeſſerte ihn wegen ſeiner Minderwertigkeit ferner durch Einkochen, Verſüßung und Würzung mit Kräutern (ſiehe auch die nebenſtehende Abbildung), wobei, wie überhaupt bei der Bereitung aromatiſcher Tränke, zum Teil antike Traditionen nachwirkten. Lûtertranc nannte man ſolchen Wein nach der nötigen Klärung. Landwein wurde zur gewöhnlichen Mittags- und Abendmahlzeit und als Schlaftrunk, von den Tagelöhnern in Bayern z. B. zweimal täglich getrunken. Wein wurde auch oft als Belohnung den Arbeitern, Maurern uſw. gereicht. Bei Verträgen, Käufen und dergleichen tranken die Beteiligten zur Beſiegelung Wein (Weinkauf). Ebenſo verhandelte man wie im fürſtlichen Kollegium, ſo namentlich im ſtädtiſchen Rate gern bei Wein, natürlich bei feinerem. Von der Stadt erhielt ferner jeder vornehmere Gaſt ſein Quantum, das in genauer Regelung ſeinem Stande entſprach.



Weinwürzer. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Gegen Ende des „Mittelalters" und weiterhin machte ſich in Speiſe und Trank wie auch ſonſt eine immer ſteigende Genußſucht bemerkbar. Sie bewegte ſich aber, dem demokratiſchen und materiellen Geiſte der Zeit entſprechend, auch in den Städten in bäueriſchen, wenig feinen Formen. Viel naiver als heute äußerte ſich die Lebensluſt. Ihre Ungebundenheit und derbe Friſche verraten wohl die geſunde Kraft des Volkes, aber das Zuviel, das Rohe des quantitativen Luxus ſtößt uns doch ab. Wenn ſchon in niederen Kreiſen zuweilen die gewöhnlichen Mahlzeiten allzu umfangreich waren, Butzbach z. B. aus Böhmen von durchſchnittlich vier Gerichten des gemeinen Mannes zu Mittag oder Abend erzählt, wenn wir von recht erheblichen Anſprüchen der Lohnarbeiter hören, ſo war die Zahl der Gänge bei den Mahlzeiten der Patrizier und gar erſt bei Feſten, Hochzeiten, Taufen uſw., weit höher. Das zeigen die Ordnungen, die der Genußſucht beſonders im 16. und 17. Jahrhundert noch genug Spielraum laſſen. Die Art der Gänge darf man freilich nicht mit der unſrigen vergleichen. Damals kam bei jedem „Gang" eine größere oder geringere Menge verſchiedener Gerichte zugleich auf die Tafel, und nur von einigen oder einem nahm man. Bei Feſten entſprach ſolcher Genußſucht die große Zahl der Gäſte (vgl. S. 84). Auch im Mittelſtande wurde bei ſolchen Gelegenheiten, z. B. bei der Hochzeit eines Augsburger Zinkenbläſers mit einer Bäckerstochter 1493, Unglaubliches konſumiert. Die Folge dieſer Luſt am Schwelgen war eine ſtarke Vermehrung der Feſtlichkeiten (ſiehe die Abbildung S. 92). Neben den großen Familienfeſten, den Hochzeiten, die zu wahren Schwelgefeſten (vgl. S. 84f.) geſtaltet wurden, gab es üppige private Gaſtungen („Eßmähler") mit vielen Gängen im 16. Jahrhundert immer häufiger. Für andere Feſte ſorgten aber die Korporationen, Zünfte, Gilden uſw. Und der Rat ging mit gutem Beiſpiel voran. Nicht nur, daß man bei Beratungen auf Koſten der Stadt trank und kalt aß, man veranſtaltete auch auf deren Koſten oder, wie in Frankfurt am Main, auf Grund einer beſonderen Stiftung, die ein Privater für eine jährliche Kollation gemacht hatte, große Mahlzeiten, z. B. bei der jährlichen Bürgermeiſterwahl, bei Ablieferung der Zinshühner von den Gütern, bei Überſendung von Wildbret ſeitens eines befreundeten Territorialherrn. Man hielt auch wohl einmal im Jahre eine ſolche Mahlzeit nur um ihrer ſelbſt willen ab, wie in Frankfurt jeden Sommer in dem Garten eines Ratsherrn das Hirſcheſſen, wofür ein Hirſch aus dem Hirſchgraben herhalten mußte, und das immer luxuriöſer wurde, oder wie das Gänſeeſſen in Nördlingen. Dem Rate taten es die einzelnen Ämter nach, und die geſteigerte Üppigkeit ließ endlich doch auf Einſchränkung dringen. Charakteriſtiſch iſt, daß man zuweilen einen beſonderen Stadtkoch anſtellte. Wie es in manchen Zünften herging, zeigt das in Weinsbergs Memoiren angeführte, von ihm gegebene Bannereſſen. Es handelt ſich übrigens um eine ſogenannte Ritterzunft. Bei den Zünften, überhaupt bei den Korporationen, erklärt ſich die Übertreibung leicht aus dem Wetteifer mit den Genoſſen.

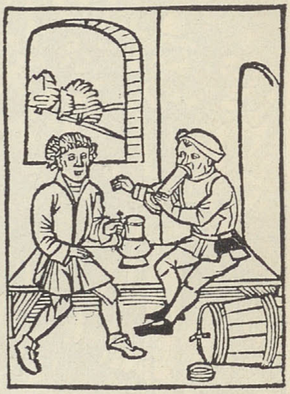


Gaſterei. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Am ſchlimmſten zeigte ſich das Zuviel aber im Trinken. Das alte nationale Laſter begann ſchon im 15. Jahrhundert gewaltig überhandzunehmen, insbeſondere infolge der nun um ſich greifenden Sitte des Zutrinkens. Das „Vollſaufen" wurde geradezu erſtrebt. Die Ausländer waren darüber entſetzt. „Einſt", ſchreibt Poggio einem Kardinal, „war das deutſche Volk kriegeriſch; jetzt kämpfen ſie ſtatt mit Waffen mit Wein und Völlerei." Insbeſondere taten ſich die Niederdeutſchen hervor. Johannes Boëmus verwundert ſich über die Maßen, wieviel Bier von dem „unmäßigen Volk" der Sachſen „vertragen wird, wie ſie ſich gegenſeitig zum Trinken zwingen und einladen: nicht ein Schwein, nicht ein Stier würde ſo viel herunterſchlucken". Natürlich beſchränkte ſich das nicht auf die Städte. Von den beim Wormſer Reichstag 1495 verſammelten Edelleuten berichtet Zorns Chronik, daß ſie ſich „mit ſaufen ... ziemlich ſäuiſch gehalten"; z. B. verſchlangen vierundzwanzig von ihnen einmal rohe (?) Gänſe und tranken dazu 174 Maß Wein. Um dieſe Zeit, nicht erſt im 16. Jahrhundert, begann denn auch das Einſchreiten der Obrigkeiten wie der Kirche: der Nürnberger Rat verbot das Zutrinken 1496; dasſelbe taten die Reichstage von Worms, Freiburg, Frankfurt am Main und Augsburg 1495, 1496, 1498 und 1500, von Köln und Trier (1512), Augsburg

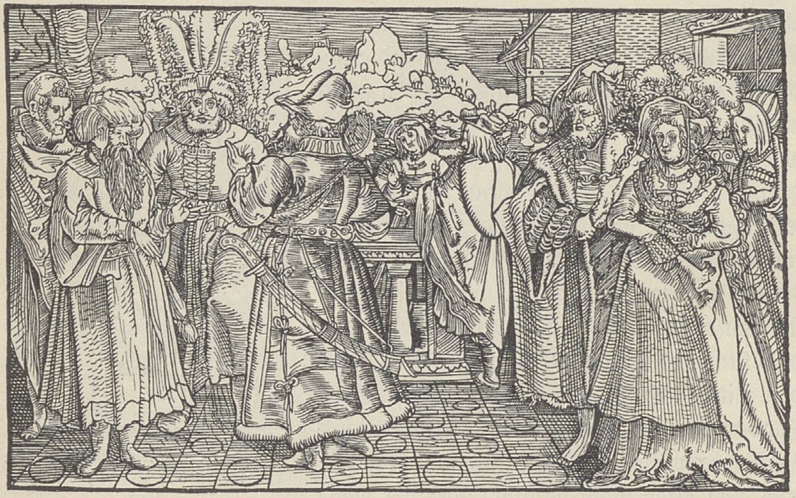
(1518), dasſelbe die Synoden, ſo die von Bern 1492 (das „niederlaendiſch [d. h. niederdeutſche, vgl. S. 92] lanzknechtiſch, ja ſuewiſch zuotrinken“). Der Geiſt des Trinkens zog jetzt auch, von Laune und Humor verklärt, in die volkstümlich gewordene Poeſie, die ihn zur Minnezeit weit von ſich gewieſen hatte (vgl. Bd. I, S. 349). Gehuldigt wurde dem Bacchus nicht ſo ſehr, wie heute, in Wirtshäuſern als in geſchloſſenen Trinkſtuben. Die Geſchlechter, die vornehmen Bürger hatten ihre Herrentrinkſtuben mit teuren Weinen und feinen Speiſen; in Frankfurt am Main gab es z. B. Stuben der Geſellſchaften Frauenſtein (früher „Zur goldenen Schmiede“) und Limpurg, welch letztere auch Frauen hinzuzog und Tänze veranſtaltete, worüber Bernhard Rorbach eine genaue Quelle iſt. Die Zünfte kamen wieder in ihren Trinkſtuben zuſammen. In Frankfurt hatten ſelbſt die Juden eine ſolche. Auch der Adel der Umgegend hatte in den Städten wohl ſeine „Ritter- oder Junkerſtube“.

Trotzdem gab es ſeit dem 13. Jahrhundert immer mehr öffentliche Schenken, Tavernen, „Weinhäuſer“ (ſiehe die nebenſtehende Abbildung), zum Teil in Verbindung mit den zuerſt aufkommenden und nur zur Beherbergung der Reiſenden und fremder Gäſte dienenden Gaſthäuſern. Auf gewiſſe Unterſchiede der Bezeichnungen Schenke und Taverne ſei hier nicht eingegangen. Die Gaſthäuſer, anfangs bei der allgemeinen Gaſtfreundſchaft, namentlich der Klöſter, überflüſſig, waren mit dem ſteigenden Verkehr häufiger geworden, namentlich auch auf dem Lande, ſtanden aber, wenigſtens nach der bekannten abſchreckenden Schilderung des Erasmus, als nicht gerade einladende Stätten den feineren franzöſiſchen weit nach. Ganz elend waren die Herbergen für Fuhrleute und gewöhnliches Volk. Die Weinſchenken kennzeichnete ein Sinnbild (der grüne Kranz, der ſchon aus dem alten Rom ſtammt, oder der Maibuſch, der in einem Waſſerkübel vor dem Hauſe ſtand, der Faßreifen, die Kanne), und aus dieſem entwickelten ſich ihre Bezeichnungen. Die Wirtshäuſer erhielten ſonſt ihre Namen wie andere Häuſer; immerhin führten ſie auch beſondere beziehungsvolle, oft ſcherzhafte Namen, z. B. „zum letzten Heller“. Anderſeits pflanzen die Wirts- und beſonders die Gaſthausnamen die Hausnamenſitte (vgl. S. 40 f.) noch nach deren Abſterben fort und finden ſich ſpäter auch dort, wo jene nicht eingedrungen war. Die Gaſthäuſer heißen z. B. nach den vorzugsweiſe in ihnen abſteigenden Landsleuten (Hamburger Hof) oder nach dem Wappen eines beſonders vornehmen Herrn, der dort eingekehrt war. Die Herren pflegten nämlich in ſolchen Herbergen ihre Wappen auszuhängen: dieſe blieben bei der Abreiſe zurück, eine große Zahl derſelben war der Stolz des Wirtes. Wein- und Bierſchenken gab es in Menge, in Erfurt z. B. angeblich um 1300 faſt in jeder Straße ſchon fünf bis ſechs. Volk genug, das nicht in die Trinkſtuben gehörte, Knechte, fahrende Schüler und dergleichen, war ja vorhanden. Spiel, Geſang, Tanz, Lärm, Streit und Schlägerei waren in den Schenken hergebracht. Hier ſchwelgte auch der Tagelöhner, freilich wohl nur an Sonn- und Feſttagen, wo er nach Agricola bei Wein, Bier und Spiel ſeinen Wochenlohn — wie oft noch heute — faſt ganz ausgab. Der ſtarke Wirtshausbeſuch, verbunden mit kärglicher Lebensweiſe daheim, wird von einem Venezianer im 16. Jahrhundert für den Niederrhein hervorgehoben. Im allgemeinen hat eben erſt das



Schenke. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie“, Nürnberg 1505.

Wirtshaus das Trinken des kleinen Mannes, der im ganzen freilich auch ſpäter noch, von Feſttagen abgeſehen, enthaltſamer lebte, gefördert. Die fürſorgende Obrigkeit ſah aber bald auf ſtrenge Innehaltung einer Polizeiſtunde, die eine Glocke ankündigte, und die im Verhältnis zu der das Nachtleben liebenden Gegenwart recht früh war (8 Uhr im Winter). Übrigens wurden die Wirte nicht minder bezüglich der Maße und der Qualität der Getränke ſcharf beaufſichtigt.



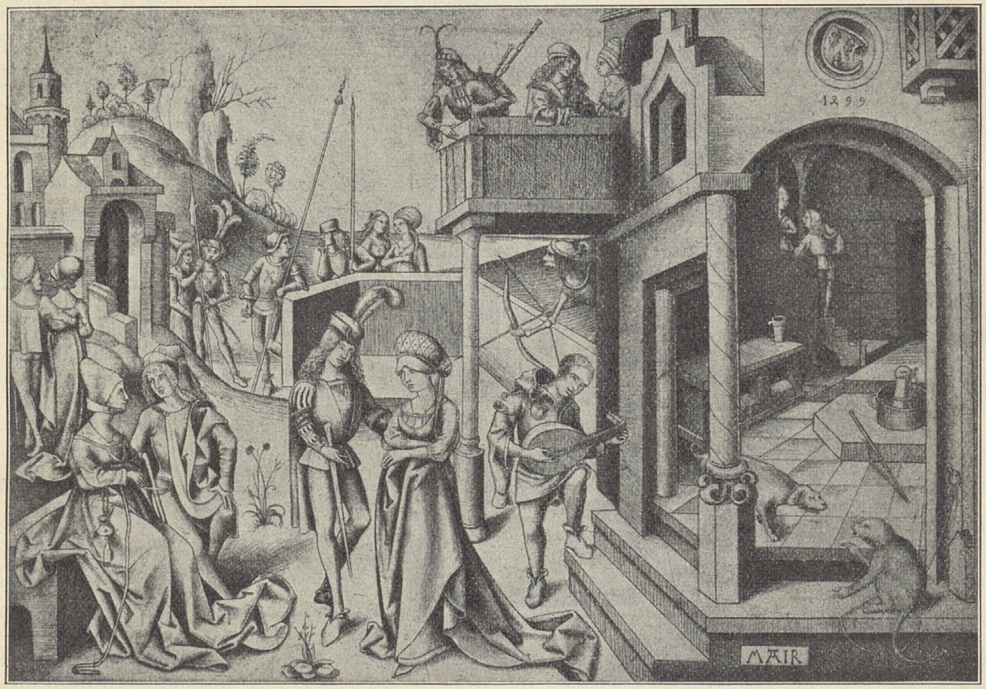
Kleiderluxus. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Das Grob-Quantitative des Genuſſes hängt nun auch mit jenem, zunächſt aus dem raſch geſteigerten materiellen Wohlſtand zu erklärenden Hange der Zeit zum Luxus zuſammen. Wir haben ihn bereits bei den Hochzeiten und Taufen (S. 84f., 87) kennen gelernt, ebenſo die Verſuche der Obrigkeit, ihm durch Ordnungen zu ſteuern. Obgleich dieſe ſeit dem 13. und 14. Jahrhundert erlaſſen wurden und ſich im 16. geradezu häuften, war der Erfolg gleich Null, zumal die Obrigkeit ſich oft ſelbſt nicht an ſie kehrte. Ebenſo geringen Erfolg hatten die im 15. Jahrhundert immer ſchärfer auftretenden Sittenprediger und Satiriker, auf deren Betreiben zuweilen wohl die Erneuerung einer Ordnung zurückgehen mochte. Aber der Luxus behielt durchaus einen derben, unfeinen Charakter: es war der Luxus des reichen Emporkömmlings, der nur die Völlerei und die Überladung kannte. Das zeigte ſich in höchſt grotesker Weiſe namentlich im Kleiderluxus (ſiehe die obenſtehende Abbildung). Bedingt durch die Fülle der immer ſtärker eingeführten fremden koſtbaren Stoffe, war er das Mittel, den erworbenen Reichtum äußerlich ſtändig zu zeigen, und die Eitelkeit wie die allgemeine Üppigkeit trieben wieder die weniger Wohlhabenden, den Reichen nachzutun. Man durchbrach auch die damals ſo ſcharfen ſtändiſchen Unterſchiede der Kleidung und ging in den Stoffen einher, die die vornehmen Klaſſen, übrigens wieder mit Differenzierungen, kennzeichneten. „Wenn man die Stendt nit me in der Cleidunge unterſcheiden kan", lamentierte daher Geiler, „das iſt ein bös Anzeichen!" Solche Erwägung war auch ein Hauptmotiv der von den Landesherren ſchon früher (vgl. Bd. I, S. 397) erlaſſenen und damals namentlich die Bauern, freilich vergeblich, einengenden Kleiderordnungen. Die jetzigen fürſtlichen Ordnungen — ſehr eingehend iſt unter dieſen die des Kurfürſten Ernſt von Sachſen 1482 — wollten vor allem das Selbſtbewußtſein der Städter herabdrücken, was ihnen indes nicht gelang. Die von den Obrigkeiten der Städte ſelbſt ausgehenden Ordnungen aber wollten mehr dem wirtſchaftlichen Ruin der Bürger wehren und in ſittlicher Beziehung die Hoffart bekämpfen. Jene Wahrung der ſtändiſchen Unterſchiede war dann namentlich auch das Ziel der Reichskleiderordnungen, die den ſtädtiſchen und den landesherrlichen folgten (Reichstage zu Lindau, Freiburg, Augsburg 1497, 1498, 1500). Hier wurden den Bauern, Handwerkern, Bürgern uſw. beſtimmte Stoffe und Schmuckſachen, den Bewohnern der Dörfer und kleinen Städte gelegentlich überhaupt ausländiſches Tuch verboten. Nichtritterliche Adlige ſollten nicht Gold und Perlen verwenden, Ritter kein Brokat uſw. Indeſſen die reichen anſpruchsvollen Bürger haben ſich um die Ordnungen nicht gekümmert, Perlen an Hut und Wams, ſilber- und goldgeſtickte Kleidung, goldene Ringe, übermäßig viel Pelzwerk uſw. getragen. Den früh im Pelzwerk entfalteten Prunk (vgl. Bd. I, S. 182, 341) ſetzte die ſtädtiſche Geſellſchaft in noch höherem Grade fort. Man muß dabei die Maſſe des damals noch zur Verfügung ſtehenden Pelzwerks einerſeits, den hohen Wert feineren Tuches anderſeits bedenken, der dieſes oft koſtſpieliger als Pelzwerk machte. Mit der Renaiſſance wird der Pelz mehr und mehr zur bloßen Verbrämung benutzt, und mit der franzöſiſchen Hofkultur des 17. Jahrhunderts und weiter im Rokoko tritt die Pelztracht faſt ganz zurück. Im Kleiderluxus ſpielten im Mittelalter die Männer im übrigen eine größere Rolle als heute. Aber die Frauen ſtanden auch damals nicht zurück, und manche Frau trug nach Geiler für 300 bis 400 Gulden (bei damaligem Geldwerte!) Stoff und Schmuck an ihrem Leibe. Die Frauen leiſteten auch etwas in der Überladung mit Stoff. Natürlich führte die Sucht, den Reichtum zu zeigen, vor allem zur Beſchaffung vieler Kleider (in Regensburg durften 1485 die Frauen noch 18 Röcke und Mäntel haben), damit man immer wechſeln konnte.

Es ergab ſich überhaupt ein Beſtreben, aufzufallen, und dieſes beeinflußte auch die Formen der Kleidung. Es entſtand damals erſt recht eigentlich das, was man Mode nennt. Sie überſchlug ſich auch ſogleich und wurde lächerlich, närriſch. Freilich wirkte hier weſentlich das fremde Vorbild mit, denn in den romaniſchen Ländern und den Niederlanden herrſchten ſolche Auswüchſe zuerſt. Insbeſondere iſt ein abermals einſetzender ſtarker franzöſiſcher Einfluß zu konſtatieren. Aus Frankreich kam jene vielleicht nicht urſprünglich franzöſiſche enge Tracht, welche die morgenländiſchen weiten Gewänder der Vornehmen verdrängte und beſonders auch auf die Sinnlichkeit wirkte. Ihre Anfänge machten ſich ſchon in der höfiſchen Zeit (vgl. Bd. I, S. 342) bemerkbar. Sie war dann von Frankreich um 1320 zuerſt nach Böhmen — dies damals wichtige kulturelle Vermittelungsgebiet (vgl. auch S. 58) wird uns noch häufiger begegnen —, weiter nach Öſterreich, um 1330 auch an den Rhein und anderswohin, freilich immer zögernd und nie ganz ſklaviſch nachgeahmt, gedrungen. Die Röcke der vornehmen Männer wurden immer enger und kürzer, ſchließlich im 15. Jahrhundert bei den Gecken zur engen Jacke, behielten aber neben engen auch weite und lange, zuweilen faſt bis zur Erde wallende oder zerſchnittene, gepuffte Ärmel. Die Enge des Rockes, den man kaum mehr über den Kopf anziehen konnte, führte ſchließlich zum Aufſchneiden des vorderen Teiles, zur Anbringung von Knopflöchern und Knöpfen, alſo zur Grundform des noch heute üblichen Rockes. Anderſeits wurden die Knöpfe aber auch auf der Rückenſeite angebracht. Ebenſo eng wurden ſchon früher (vgl. Bd. I, S. 342) die Beine umhüllt, die nun in ihrer ganzen Länge hervortraten, was wegen der Sichtbarkeit von Oberſchenkel und Geſäß der Zeit höchſt unſittlich erſchien („Hinten bloß und vor verſchamt“). Dabei iſt zu bedenken, daß die Hoſen aus der „Bruch“ (vgl. Bd. I, S. 342) und den an dieſe heranreichenden, jedoch nicht immer mit ihr verbundenen Strumpfhoſen beſtanden. Im 14. Jahrhundert wurden dieſe langen Beine gewiſſermaßen noch durch jene Schnabelſchuhe (vgl. Bd. I, S. 182, 342) närriſch verlängert. Zum Jahre 1480 berichtet aber Stolles Chronik: „Da vergingen die langen Schnäbel an den Männerſchuhen: danach gingen aus die breiten Schuh, genannt Kuhmäuler." Um die Mitte des 15. Jahrhunderts trat dann neben der fortdauernden franzöſiſchen Mode der Einfluß der entwickelten burgundiſchen Kultur hervor. In Burgund bildete ſich jenes auf Frankreich und dann auf Deutſchland wirkende Hofideal aus, von dem wir ſpäter hören werden, hier ein früh bewunderter Prunk der Hofhaltung, hier ein feines höfiſches Zeremoniell, hier eine reiche Staatstracht. Ihr Charakteriſtikum ſind unter anderem die ſchweren, glänzenden Brokatſtoffe: ſie verbreiteten ſich raſch unter den vornehmen und reichen Leuten.

Wieder dem lockeren, wenn auch nicht frivolen Zug der Zeit angemeſſen war die weibliche, ebenfalls ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts von Frankreich beeinflußte Tracht. Die Kleider (Unter- und Oberkleid) lagen am Oberkörper mittels Schnürung eng an, waren dabei tief ausgeſchnitten und erweiterten ſich nach unten in einer immer längeren Schleppe, deren Tragen ſpäter in dem burgundiſchen Hofzeremoniell eine beſondere Behandlung erfuhr. Der Gürtel rückte nach oben und drängte den Buſen hinauf, deſſen Formen man aber auch durch Ausſtopfung vortäuſchte. Dieſer dekolletierten Tracht, die ſchon einmal aus Frankreich gekommen, aber im 13. Jahrhundert wieder verdrängt worden war, ſchrieben die Sittenprediger eine Anreizung zur Unzüchtigkeit zu. Vielfach aber bedeckte Hals und Buſen ein feines Hemd. Eine für die Folgezeit wichtige Änderung trat etwa zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Trennung des Leibchens von dem Rock ein. Die Frauen wurden übrigens erſt allmählich in ihrer Tracht luxuriöſer. Der Kopfputz freilich wurde immer toller — man ſpottete damals ſelbſt z. B. über die (urſprünglich burgundiſche) doppelhörnige Kopftracht —, aus dem Schleier (vgl. Bd. I, S. 341) wurden die mannigfachſten Putzformen gemacht, auch kam neben der Haube das Barett auf — das männliche Barett iſt weſentlich auf die gelehrten Kreiſe als ein Abzeichen ihres Standes beſchränkt geblieben. Im ganzen erregte die Frauentracht nicht vor dem 15. Jahrhundert eine ſchärfere Kritik.

Allmählich wurde die Tracht (ſiehe die Abbildung S. 97) immer bunter und toller, ein Zeichen der Eitelkeit und der ſtärkeren Sucht nach Neuem, anderſeits der Exzentrizität der Zeit, die einen narrenhaften Zug annahm. Wieder waren die Männer nach Geiler „noch nerriſcher als die wiber". Die Hauptſache war Verbannung des Einfachen, Bewunderung alles Auffallenden; jede närriſche Neuheit ſchlug durch, und die älteren Leute wurden ſchon damals ſehr ſchnell „ganz altfrenkiſch". Es kann hier nicht der fortwährende unerquickliche Wechſel der Mode ſeit dem 14. Jahrhundert, wie ihn z. B. die Limburger Chronik getreulich verfolgt, geſchildert werden. Die modiſche Narrheit zeigte ſich auch in der Kopfkapuze, der einſt volkstümlichen, nun fein gewordenen bunten und ſchwanzförmigen „Gugel" der Männer, ferner in ihren ungeheuren Hüten und Kappen oder ihren ſeltſamen turbanartigen Kopfbinden, in den wunderlich geformten, ungeheuren Hauben und jenem Schleierkopfputz der Frauen, in dem freilich viel älteren Schellenbehang faſt aller Kleidungsſtücke, des Gürtels uſw. (vgl. Bd. I, S. 341), in den „Zaddeln", die man in die Ränder und Säume der Kleider ſchnitt, in dem urſprünglich franzöſiſchen langen Schleppmantel, dem „Taphart", oder anderen auffallend gearteten Überwürfen, der franzöſiſchen Heuke, dem Glockenmantel uſw. Im 15. Jahrhundert ging man in der Regel „zerhackt, kurz und verbrämt" einher, wobei man oft die einzelnen Teile des Gewandes aus verſchiedenfarbigen Stoffen herſtellte, was aber ſchon früh, namentlich bei der Beinbekleidung, vorkam. Man ſtickte auch andersfarbige Figuren (nach Butzbachs Chronik: Wolken, Blitze, Sterne, Würfel, Brillen, verſchlungene Hände und anderes), ſogar Buchſtaben auf das Gewand. Die zunächſt den Vornehmen kennzeichnende Farbenfreude — kleinen Leuten gebührten unſcheinbare Farben — war übrigens ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert geſtiegen, und ſelbſt die Bauern hatten das Grau ihres Standes oft genug verſchmäht (vgl. Bd. I, S. 351, 396 f.). Bei der Farbe der Kleider und vor allem der Zuſammenſtellung verſchiedener Farben ſpielte auch die Farbenſymbolik eine immer größere Rolle, als Liebesſprache wie überhaupt als Ausdruck der Empfindung und Gemütsſtimmung. Anderſeits reſpektierte man bald nicht mehr die Eigentümlichkeiten der Geſchlechter: die Frauen gingen nach Geiler „wie die Man" einher, mit auf die Schultern herabhängendem Haar und Hahnenfederbaretts, und die Männer mit gekräuſeltem Haar („gekruſelt mit eierklar" [Eiweiß]), ſelbſt zuweilen mit Zöpfen, mit geſtickten Hauben oder mit ausgeſchnittenem Wams — man wollte wie beim Zerhacken der Kleidung das feine Hemd ſehen laſſen —, auch mit bloßem Hals und bloßen Schultern, oft ſogar geſchnürt. Schon beim modiſchen Ritter haben wir ſolche feminine Haltung (Bd. I, S. 335, 341) beobachtet. Die „Narrheiten der ſtädtiſchen Modegecken", die Murner „Fantaſten" nennt, — ſelbſt die Schuhe wurden „zerhauen und zerſchnitten" — haben nun naturgemäß auf die nichtſtädtiſchen Schichten ebenfalls gewirkt, wie der Kleiderluxus der Städter überhaupt. Manche Adlige verboten freilich ihren Angehörigen ſolchen Prunk als „des adels unwürdig" und „den kaufwuchern" zu überlaſſen, und Fürſten und Adelsgenoſſenſchaften haben durch Verbote z. B. den prächtigen Kleidungen namentlich



Trachten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mair von Landshut, „Unverhofft naht der Tod" (1499), nach dem Exemplar des k. k. Kupferſtichkabinetts in Wien. Vgl. Text S. 96.

der Frauen bei den Turnieren entgegengewirkt: aber es war doch menſchlich, daß man ſich von dem verhaßten Städter nicht übertrumpfen laſſen wollte. „Sie wollen prunken, als die richen Kaufleute in den Stedten tun, den ſy es ehedem in Eren vorausgethan, und wollen nit lyden, das die Frauen und Tochter der Kaufherren beſſer und coſtlicher gecleidet ſind dan ihre Frauen und Tochter.“ Der ſo ſchreibt, macht dieſen Prunk mit Recht für die wachſende Verſchuldung der Edelleute verantwortlich. Aber auch die Bauern taten es den Städtern und den Edelleuten nach. Die „criſtlich ermanung“ klagt über die „coſtbaren Stoffe“ und „nerriſchen“ Moden ſelbſt der Landleute, und Brant geißelt dieſe ebenfalls deswegen: „die buren tragen ſiden kleit und gulden ketten an dem leib“. Immerhin iſt die untere Maſſe, obgleich auch ſie lebhafte Farben liebte, natürlich einfacher einhergegangen; überhaupt hat an den Auswüchſen der Mode, wie namentlich die Trachtendarſtellung in den erhaltenen Werken der Plaſtik und Malerei zeigt, immer nur ein Teil der Deutſchen Gefallen gefunden, von der Bewahrung der ſo wichtigen lokalen Beſonderheiten ganz abgeſehen. Johannes Boëmus meint ſogar, daß an Werktagen faſt alle Deutſchen mit einfacher Koſt und Kleidung zufrieden ſeien. Nach de Beatis wären die Frauen im 16. Jahrhundert meiſt in ganz beſcheidene Stoffe gekleidet geweſen. Niedere Frauen gingen in der Regel barfuß.

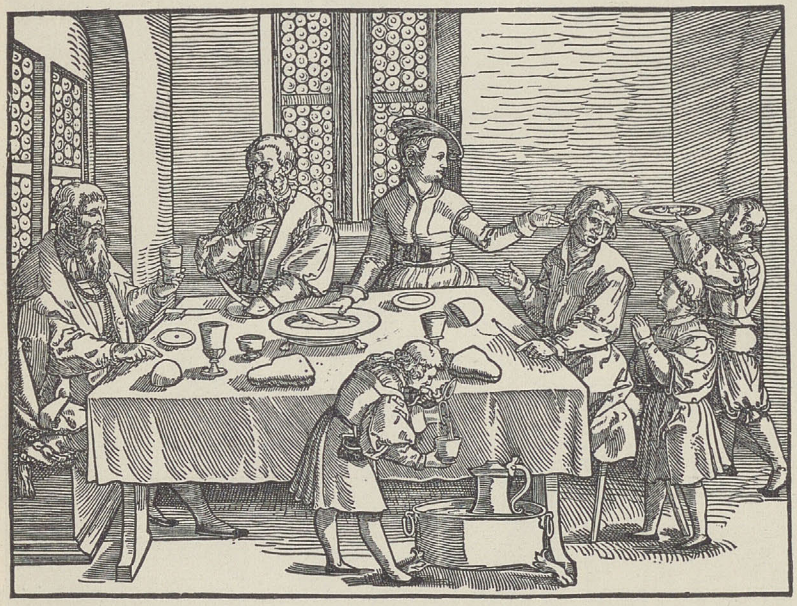


Bild zu Hans Sachs, „Ein Tiſchzucht“. Nürnberger fliegendes Blatt des 16. Jahrhunderts, nach dem Exemplar des königl. Kupferſtichkabinetts in Berlin. Vgl. Text S. 99.

Alle bisher beſprochenen Züge verraten eine geſellſchaftliche Rückſtändigkeit: die halbbarbariſche Art iſt nur durch den materiellen Wohlſtand verbrämt. Die Leidenſchaftlichkeit und der naive Egoismus bedürfen noch fortwährend ſtrenger geſellſchaftlicher Regeln, die der freieren Bildung zuwider ſind. Daher die große Wichtigkeit der Zeremonien, überhaupt der vielen konventionellen Formen, die ſchon ſeit langem den ganzen menſchlichen Verkehr beherrſchten. Für die notwendige geſellſchaftliche Erziehung wirkte die höfiſche Kultur weſentlich nur bei den eigentlich höfiſchen Kreiſen nach. Dem Bürger, aber auch entarteten Rittern, mußten erſt wieder die Elemente beigebracht werden. Bezeichnend iſt dabei, daß man ſich um die Frauen in den Anſtandslehren kaum noch bekümmerte. Bei der Wichtigkeit der materiellen Geſelligkeit bildeten ſich als Hauptſtück der bürgerlichen Anſtandslehre die Tiſchzuchten (ſiehe die Abbildung S. 98) aus, die zum Teil an höfiſche Lehrſchriften anknüpfen, aber ſich auch ſehr erweitern und vielfach auf die eine erhebliche Beſſerung fordernden Sitten bei Tiſch ein böſes Licht werfen. Doch machen ſich in den Tiſchzuchten gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch höhere Elemente geltend. Für die Erziehung der Kinder zu guten Manieren ferner werden alte Anweiſungen wieder aufgefriſcht ſowie fremde Einflüſſe verwertet. Feineren Charakter trägt dann die zunächſt für einen Prinzen geſchriebene Schrift des Erasmus „über die Erziehung der Knaben zur Höflichkeit“ („De civilitate morum puerilium“), die aber doch, entſprechend dem jetzigen Einfluß des Bürgers auch in geſellſchaftlicher Beziehung, bürgerliche Züge aufweiſt und vor allem weitere Gebiete des Lebens umfaßt. Das ausgebildete Genoſſenſchaftsweſen der Zeit ſodann hat der ſich wohl ſehr handgreiflich zeigenden Notwendigkeit geſellſchaftlicher Erziehung der Zunftgenoſſen uſw. durch manche Regel Rechnung getragen.

Solcher Stufe entſpricht jener materielle wie der Maſſencharakter der Geſelligkeit. Eine feinere häusliche Geſelligkeit war damals unmöglich. Dagegen bildete ſich ſpäter eine private Geſelligkeit mit ſehr materiellem Einſchlag (vgl. S. 92) aus, auch über die (S. 85, 87) erwähnten „Höfe“ zu Ehren eines jungen Paares oder einer Wöchnerin hinaus. Man ſagte ſich ſogar, wie der in dieſer Beziehung ſehr lehrreiche Briefwechſel zwiſchen Balthaſar und Magdalena Paumgartner zeigt, zum Eſſen an uſf. Auch im bürgerlichen Hauſe waren aber wie in der Burg noch oft die Räume eng und beſchränkt, ſo daß man, wie es ſchon die höfiſche Geſellſchaft liebte, Gaſtereien gern im Freien abhielt. So berichtet Magdalena Paumgartner ihrem Gatten von „des Paulus Pehems Gaſtung im Garten“, bei der die Tafel „in der neuen Laube im hinteren Garten“ hergerichtet war. In den (S. 45) erwähnten Luſtgärten der Patrizier zu Nürnberg und Augsburg huldigte man beſonders gern jener materiellen Geſelligkeit. Große Freunde üppiger Feſte in ihren Gärten waren auch die Frankfurter Patrizier. Die Geſellſchaft Alt-Limpurg veranſtaltete z. B. am dritten Tage nach einer Hochzeit in ihrem Kreiſe eine Gartenfahrt; allzu große Üppigkeit führte ſchon 1576 zur Abſtellung des Brauches. Die Verbreitung ſolcher Gartengeſellſchaften in Deutſchland, bei denen auch Muſik und Geſang, Spiel und Tanz die Teilnehmer vergnügten, beſtätigt Frey durch ſeine „Gartengeſellſchaft“ betitelte Schwankſammlung (1556). Die großen Familienfeſte (Hochzeiten uſw.) ſodann waren meiſt Maſſenfeſte. Ebenſo dienten die Trinkſtuben nur der groben Maſſengeſelligkeit. Deren Hauptform waren aber die öffentlichen Feſte, von denen wir ſpäter (S. 123) hören werden. Einen wahren Kultus als Feſtzeit erfuhr in den Städten die Faſtnacht, deren Freuden aber auch die Fürſtenhöfe und Adelsſitze ſchätzten. Von der Faſtnacht ſind die Privatbriefe aus bürgerlichen Kreiſen voll: man gab ſich ihren Luſtbarkeiten ſo allgemein hin, daß die Städte in dieſer Zeit beſondere Maßregeln für die äußere Sicherheit trafen. Man ſetzte die Vergnügungen bis in die Faſtenzeit ſelbſt fort, was ſchließlich verboten wurde. An dieſen Tagen ließ man aber auch vornehmlich der alten Luſt zu Mummereien und Aufzügen freien Lauf. Dem Frankfurter Verbot, daß man ſich „unter den Augen“ nicht „vermachen“ ſolle, ward hinzugefügt: „wird nit gehalten zu Faſtnacht“. Öffentliche Kritik und geſellſchaftliche Satire miſchten ſich in dieſe frohe Laune leicht hinein: in Stockach hielt man z. B. ein Narrengericht.

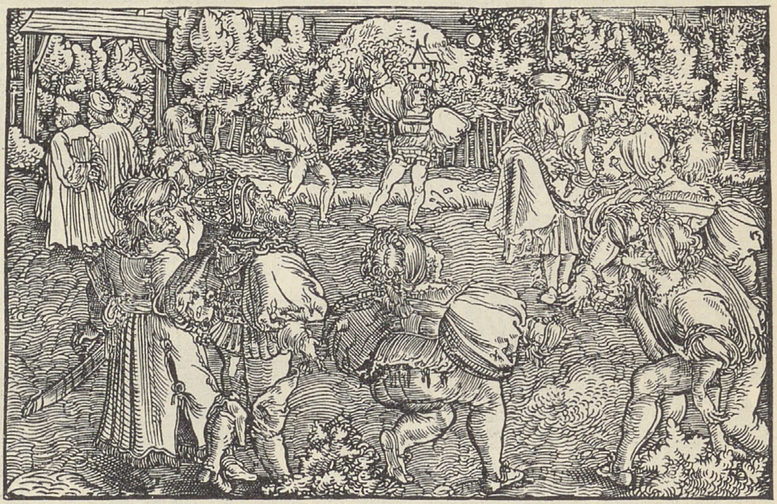
Dieſer Zug trat beſonders in den Faſtnachtsſpielen hervor, die dem Ganzen eine höhere kulturgeſchichtliche Bedeutung verliehen haben und für die Entwickelung eines weltlichen

Schauſpiels wichtig wurden. Doch iſt vor dieſer diejenige des geiſtlichen Schauſpiels zu betrachten. Dieſe geiſtlichen Schauſpiele, anſcheinend ſeit dem 10. Jahrhundert aus der kirchlichen Liturgie erwachſen, indem man die Evangelien der hohen Feſttage, insbeſondere des Oſterfeſtes, zum Wechſelgeſang herrichtete, im 12. Jahrhundert ſchon wirkliche dramatiſche Spiele, dienten demſelben Zweck religiöſer Belehrung wie die Malereien und Bildwerke in den Kirchen, waren aber durch das lebendige Wort und die agierenden Menſchen weit eindrucksvoller. Ein bekanntes Beiſpiel aus ſpäterer Zeit erzählt Johann Rothes Chronik von dem Landgrafen Friedrich dem Freidigen, den ein 1322 zu Eiſenach aufgeführtes Oſterſpiel dermaßen erregte, daß ihn bald darauf der Schlag traf. Dieſes geiſtliche Schauſpiel erweiterte ſich nun einerſeits ſtofflich nach der Seite der geſamten chriſtlichen Geſchichte, anderſeits kamen weltliche, volkstümliche Elemente hinein, vor allem in das Weihnachts- und Dreikönigsſpiel, ſo daß kirchliche Eiferer Anſtoß daran nahmen und die Spiele nicht mehr in der Kirche ſelbſt abgehalten wurden, ſondern auf den Kirchhöfen, in einer benachbarten Stiftsſchule uſw. In der Hand der Scholaren wurde das Schauſpiel weiter verweltlicht. Überdies wurde der mit jener Mündigwerdung der Volksſprache (vgl. Bd. I, S. 381 ff.) zuſammenhängende Schritt zur Anwendung des Deutſchen ſtatt des Lateiniſchen getan, ſehr allmählich, zum Teil ſchon im 13. Jahrhundert, und anfangs (wie im Brief und in der Urkunde) noch unter gleichzeitiger Anwendung des Lateiniſchen: ſo wurde es möglich, daß nunmehr der derb-behagliche volkstümliche Geiſt des ausgehenden Mittelalters ſich auch im geiſtlichen Schauſpiel voll ausgeben konnte. Jetzt bemächtigten ſich ferner die Spielleute der Ausgeſtaltung der Spiele, überhaupt Laien, vor allem aus Bürgerkreiſen. Zugleich wurden die Aufführungen zu immer größeren, die ganze Stadt aufregenden und beſchäftigenden Aktionen; das Volk wurde anderſeits nicht mehr nur ergriffen, ſondern konnte auch ſeine Lachluſt befriedigen, etwa über die rumorenden Höllenbewohner. Gerade die luſtigen und derben Szenen und Einlagen, die ſich eingebürgert hatten, wirkten häufig am meiſten.

Solche komiſchen Beſtandteile ſind nun ſicherlich durch gewiſſe ältere Arten von weltlichen dramatiſchen Vorführungen und Poſſen hervorgerufen worden. Dieſe Anfänge eines weltlichen Schauſpiels gehen zum Teil auf die (S. 99) erwähnten, vielleicht aus heidniſcher Zeit ſtammenden Aufzüge und Mummereien zurück, die ſich nun vor allem an die Tage vor Eintritt der Faſtenzeit hefteten, nicht ohne Zuſammenhang mit alten Frühlingsfeiern. Zum Teil wurden bei dieſen Umzügen und Vorſtellungen bereits dramatiſche Szenen vorgeführt. Ferner trugen die Spielleute ſchon längere Zeit gern Einzelreden oder Geſpräche vorwiegend ſchwankartigen Charakters vor, die ſich zu dramatiſchen Szenen auswuchſen. Mit dem friſchen Volksleben der Zeit ſtieg überhaupt die Neigung zur Dramatiſierung von Stoffen aus dem Leben ſelbſt wie von älteren literariſchen Stoffen, zumal wenn dieſe ſchon in Geſprächsform überliefert waren. Dabei wirkte ſicherlich wieder das geiſtliche Schauſpiel anregend, auch ſtofflich. So entſtanden weltliche Schauſpiele, jene Faſtnachtsſpiele, literariſch ohne hohe Bedeutung, aber echte Zeugniſſe des volkstümlichen Geiſtes und Geſchmackes. Ihre Verfaſſer und die Aufführenden waren natürlich Laien; neben den Stadtſchülern agierten beſonders zahlreich die Handwerker. In dem von Nürnberg mehrfach beeinflußten Eger verehrte der Rat 1443 den Goldſchmiedegeſellen zehn Groſchen Trinkgeld für ein Faſtnachtsſpiel. Verfaſſer kennen wir nur aus Nürnberg, ſo Hans Folz und Hans Roſenplüt. An vielen Orten blieb man bei den ernſten Spielen, zu denen noch das Fronleichnamsſpiel hinzugekommen war. Im ſpäteren 16. Jahrhundert wurden z. B.

in Frankfurt am Main von den Buchdruckern „Die zehn Lebensalter“, von den Schuſtern „Der Verlorene Sohn“ und „Das Jüngſte Gericht“ geſpielt. Die Aufführung, bei den großen, die ganze Geſchichte Jeſu begreifenden Spielen oft über mehrere Tage ausgedehnt und von vielen Leuten, zum Teil unter Führung geiſtlicher Brüderſchaften, unternommen, ging wohl meiſt auf dem Markt vor ſich, unter großem Zulauf auch des Landvolkes und heiterem Gedränge in den Straßen und Trinkſtuben.

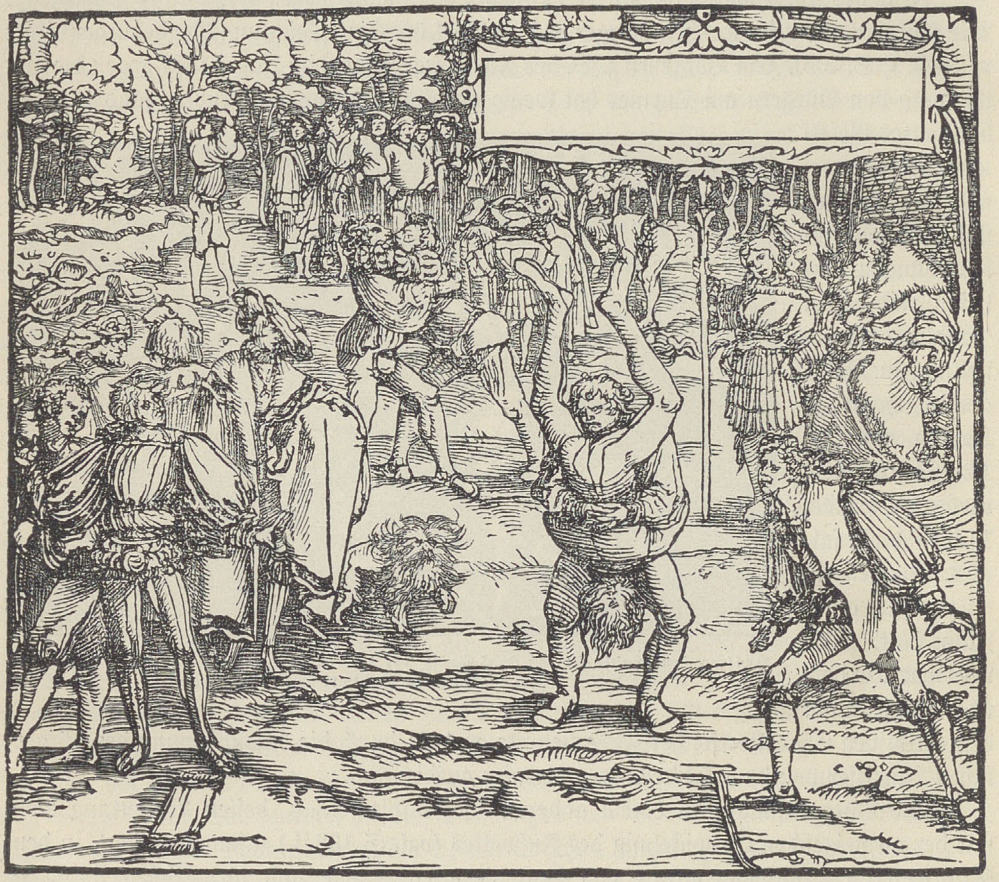
Feſte des Adels waren die Turniere, aber die Städte waren doch oft der Schauplatz. Wie früher wollten die reichen Bürger es dem Adel überdies gleichtun (Magdeburger Gral; vgl. Bd. I, S. 405). Ein Vorgehen z. B. des Nürnberger Rates im Jahre 1362 gegen die Beteiligung von Bürgern am Turnier hat wenig geholfen: gerade in Nürnberg fand 1446 ein berühmtes Geſellenſtechen der vornehmen Bürger ſtatt, von dem Beſchreibungen umliefen, und deſſen bildliche Darſtellung in Volckamers Haus in Kopien noch im 16. Jahrhundert verbreitet wurde. 1471 fand ein ſolches Stechen in Frankfurt am Main ſtatt. Der Adel war aber darüber ergrimmt: den exkluſiven Charakter ſolcher Feſte betonte er 1481 durch die Ausſchließung der bürgerlichen Patrizier von dem Heidelberger Turnier ausdrücklich.



Ballwerfen. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Die Bürger fanden in einem anderen Waffenſpiel Erſatz, deſſen Bedeutung wohl mit der aufſteigenden Entwickelung des Fußvolkes (vgl. S. 132 ff.) zuſammenhängt, in dem Schützenfeſt. Übrigens pflegte das Volk die alten Spiele und körperlichen Übungen, Speerwerfen, Steinſtoßen uſw. (ſiehe die obenſtehende Abbildung und die auf S. 102), auf dem Anger, der Spielwieſe, im Roſengarten uſw. namentlich an Feiertagen noch gern, in Nürnberg z. B. auf der Hallerwieſe, in Baſel auf dem Petersplatz, in Magdeburg auf dem Marſch auf der Elbinſel uſw. Hier wurde freilich neben „allerlei kurzweiligen Spielen“ vor allem dem Tanz gehuldigt. Die von den Bürgern in der Stadtmark betriebene Jagd konnte anderſeits von dem Adel nur belächelt werden. Auch wurden damals ſchon die Sonntagsjäger verſpottet. Recht wenig vornehm war das ſehr beliebte und oft zum Feſt geſtaltete Vogelfangen am Vogelherd. Das Schützenfeſt nun war wie das Turnier aus einer Waffenübung zum Waffenfeſt geworden. Im Zuſammenhange mit der ſtädtiſchen, nunmehr meiſt auf Quartiereinteilung unter Viertelsmeiſtern gegründeten Wehrverfaſſung, aber nicht immer in völliger Abhängigkeit von der ſtädtiſchen Obrigkeit, von dieſer jedoch im

Intereſſe der Wehrkraft ſtets gefördert, bildeten ſich im Laufe des 14. Jahrhunderts Genoſſenſchaften von Schützen, um ſich in der Handhabung ihrer Hauptwaffe, der Armbruſt, die in ihren verſchiedenen Arten den älteren mächtigen Bogen im 14. Jahrhundert verdrängte, zu üben. Sie waren um 1400 im Süden überall verbreitet, entwickelten ſich aber auch im Norden im 15. Jahrhundert immer großartiger. Nach dem Schutzpatron hießen ſie zum Teil auch „Sebaſtianusbruderſchaften". Jenem Magdeburger Turnier der Geſchlechter folgte hundert Jahre ſpäter, 1387, ein Schützenfeſt der zünftigen Handwerker, bei dem der Preis freilich noch, wie damals, ein Maidlein war. Bei den Übungen, die meiſt im Stadtgraben ſtattfanden, gab die Stadt Schießwein, ſpäter Schießgeld; Gelage und Umzüge waren von vornherein im Schwange. Die behördliche Leitung wurde bald verſtärkt, als nach dem Aufkommen der Feuerwaffen ſich Büchſenſchützengeſellſchaften bildeten, die, wenigſtens zu Anfang, die Büchſen vom Rat erhielten. Auch die Kleidung — anfangs gingen die Schützen in Kriegsrüſtung, ſpäter in beſonderen Mänteln uſw. einher — ward zuweilen geliefert. Die Schützen verſahen dafür Sicherheits- und Ehrendienſte, die über die allgemeine Wehrpflicht der Bürger hinausreichten (z. B. als Gefolge des Rates). Aber im ganzen ging die



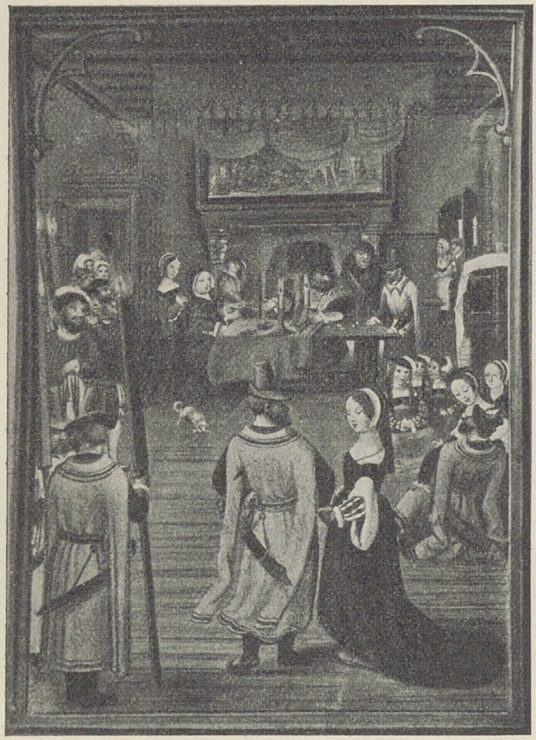
Ringen und andere körperliche Übungen. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen", Augsburg 1537. Vgl. Text S. 101.

Richtung auf größere Freiheit wie auf Umwandlung der Übungen in Feſte und Wettſchießen um Gewinne. An Stelle der mehr techniſchen, urſprünglich ſtädtiſchen Beamten, des Armbruſters und des Büchſenmeiſters, traten eigene Schützenmeiſter. Auf den Schießfeſten ſpielten im Süden, namentlich in der Schweiz, die Büchſen bald eine große Rolle (Zürich 1472 nur Büchſen), wie überhaupt die Zahl der Büchſenſchützen raſch überwog; aber die Armbruſt blieb lange das feinere. Die großen feſtlichen Schießen mit Geſchützen, wie ein ſolches einmal in Nürnberg ſtattfand, haben mit den Schützenfeſten nichts zu tun. Geſchoſſen wurde urſprünglich wohl auf einen lebendigen, dann auf einen künſtlichen, oft prächtig ausgeſtatteten, ſilbernen oder vergoldeten Vogel (Adler, „Papagei"): das „Vogelſchießen" hat ſich z. B. in Thüringen bis heute gehalten. Wo aber (ſeit dem 15. Jahrhundert) Schießſcheiben waren, bildete ſich für ſie ſpäter ein großer Bau aus. Überhaupt zeigte der zunehmende Luxus bald ſeinen Einfluß, ſo in den Gewinnen. Urſprünglich gab es den alten natürlichen Ehrenpreis, den Kranz, dann Gewinne in natura (zunächſt kleine, wie Gänſe, nachher namentlich einen Ochſen, ein Pferd), weiter die wegen ihres Wertes vielbegehrten Tuchſtoffe, dann aber immer häufiger Geld, ſpäter beſonders geprägte Münzen, und Koſtbarkeiten (1458 in Nürnberg z. B. vergoldete Becher, Halsbänder, Schalen, Ringe), kurz „cleinet (oder „gaben") und obenteuer", wie man insbeſondere ſolche Preiſe nannte. Wer den erſten Preis davontrug, wurde „König"; ihn zierte die prächtige Ehrenkette. War ein beſonders großes Freiſchießen geplant, ſo ergingen von der Stadt oder der Genoſſenſchaft in andere, oft ferne Städte Einladungsſchreiben, die auch die Preiſe aufzählten und die genauen Schießbedingungen enthielten; ihnen folgten immer zahlreichere Schießgeſellen, oft auf Koſten ihrer Stadt, was dann wieder zur Beſchränkung der Einladungen führte. Die Zahl der Schützen betrug, wie 1506 in Hildesheim, oft über 1000.

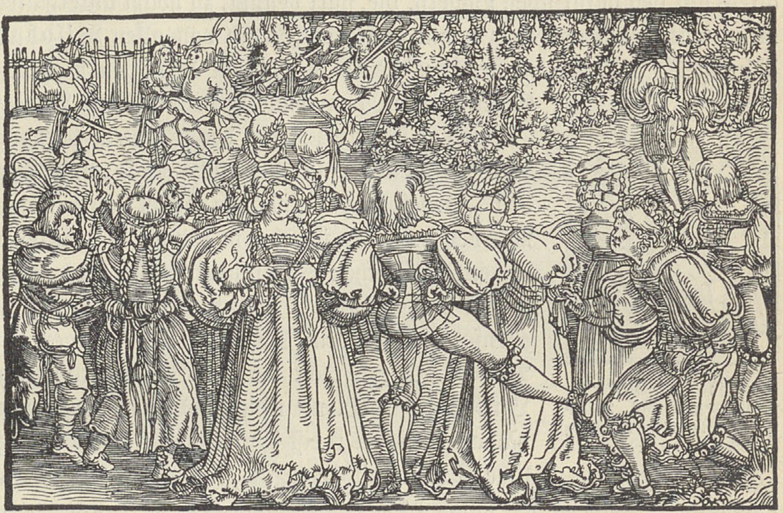
Für den bei den Feſten nie fehlenden Humor ſorgten der oder (bei großen Schießen) die Pritſchmeiſter, die, Herold und Narr in einer Perſon, als Ausrufer dienten, das Volk amüſierten oder verſpotteten, ſchlechte Schützen verhöhnten, aber auch mit ihren Pritſchen die nötige Ordnung aufrechthielten. Buden, Würfel- wie Schaubuden, boten früh Unterhaltung, und wie zu jedem größeren Feſte ſtrömte viel fahrendes Volk, um ſeine Künſte zu zeigen, zuſammen. Kurz ſei hierbei erwähnt, daß es an „ſtaunenerregenden" Produktionen von Gauklern und Akrobaten, namentlich Seiltänzern, Springern, Schwertſchluckern uſw. (vgl. ſchon Bd. I, S. 412), nach den Städtechroniken auch ſonſt nicht fehlte, daß man aber damals noch wenig Beſonderes, etwa wilde Tiere aus fremden Ländern, ſehen konnte (1443, 1480, 1483 erſchien in Frankfurt am Main ein Elefant). Häufiger wurden Mißgeburten oder Geringeres, ein „Schwein mit Stacheln", tanzende Schlangen, lachende Vögel, vorgeführt. Trotz der Schauluſt des Volkes fanden die Fahrenden beim Rate nicht immer Entgegenkommen. Indeſſen berichtet z. B. die Chronik des Dietrich Weſthoff gelegentlich des Auftretens von „Kunſteners" 1546 in Dortmund: „Dit hebben angeſchouwet de herrn burgermeſter und raet der ſtat Dortmunde und vel 1000 menſchen, junkhern, jungfern, burger und burgerſchen (Bürgerinnen), und ider moſte geven 2 ₰."

Schon im 15. Jahrhundert ſpielte bei den Schützenfeſten der aus Italien eingedrungene Glückshafen, eine große Lotterie, die man auch in der Einladung (z. B. Gemünd 1480, mit allem Detail Straßburg 1473) erwähnte, eine ſpäter immer bedenklichere Rolle und zog namentlich die Frauen an. 1470 gab es in Augsburg auf 36000 Zettel à 8 Pfennig 22 Gewinne (Tuche, Koſtbarkeiten). Das Einladungsſchreiben der Armbruſtſchützen der Stadt

Straßburg von 1473 kündigt nun weiter auch noch die Veranſtaltung eines Pferderennens an. Die Preiſe beſtanden in „gutem roten Lündiſchen Tuch" (Tuch aus London). Der Paſſus „darum mit Pferden zu laufen nach alter Gewohnheit" deutet auf das Alter dieſer Wettrennen. In der Tat handelt es ſich um eine zunächſt vom Landvolk zu Pfingſten geübte, wohl aus dem Pfingſtumritt erwachſene hergebrachte Beluſtigung. Auch das rote Tuch als Preis findet ſich dabei wieder, ebenſo der gleichfalls in dem Straßburger Schreiben erwähnte Spottpreis (Sau) für den letzten Reiter. Im 15. Jahrhundert wurden dieſe bäuerlichen Pferderennen auch in den Städten gegenüber den ritterlichen Turnieren beliebt und finden ſich für die zweite Hälfte desſelben öfter erwähnt; ſo 1488 in München. Es blieb aber ein durchaus volkstümlicher, von allerlei Poſſen umgebener Brauch, der ſich auf dem Lande noch lange hielt, zum Teil bis heute.

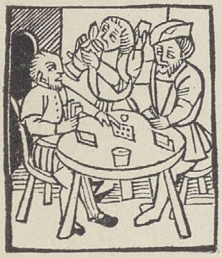

Feſtlichkeit mit Tanz in reichem Hauſe. Aus dem Flämiſchen Feſtkalender (erſtes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638).

Neben den Mahlen — auch die Stadt ſelbſt richtete wohl eins aus — war für die Schützen ebenſo wie für die Ritter bei ihren Turnieren ein Hauptvergnügen der Tanz. Er ſpielte überhaupt bei öffentlichen wie privaten Feſten die wichtigſte Rolle (ſiehe die nebenſtehende Abbildung). In beiden Fällen ſtellte der Rat oft den Rathausſaal zur Verfügung, was aber für die privaten Feſte als Begünſtigung der herrſchenden Familien Anſtoß erregte (in Konſtanz deshalb 1420 verboten) und zur Beſchränkung auf andere Räume im Rathauſe oder zur Errichtung jener beſonderen, freilich gelegentlich, wie in Heidelberg, anders verwendeten „Tanzhäuſer" führte (vgl. S. 46; in Frankfurt am Main hatten ſchon 1356 die Patrizier dafür eigene Häuſer, in Köln benutzte man den Gürzenich). Die Handwerker tanzten in ihren Zunftſtuben, das Volk aber wie vor alters gern im Freien, etwa um einen Baum herum, und daher vor allem im Sommer (ſiehe die Abbildung S. 105). Selbſt die Kirchhöfe mußten dazu herhalten. Der demokratiſche Geiſt der Zeit hat nun auch dieſes geſellige Vergnügen in den Städten ſtark vergröbert. Der feine, höfiſche polonäſenartige Schrittanz trat mehr und mehr vor den eigentlich bäueriſchen, oft tollen Springtänzen zurück: gleichzeitig erhielten die alten Tanzlieder beim Reigen (vgl. Bd. I, S. 338 und 399) einen immer unanſtändigeren Charakter. Freilich richteten ſich wohl die Verordnungen der Obrigkeit gegen „das wüſte umblauffen, unzüchtige drehen, greiffen und maullecken" (Küſſen) wie das Schelten der Sittenprediger weſentlich an die niederen Stände, aber auch in feineren Kreiſen hielt man ſich von dem verpönten „unzüchtigen halſen und umbvahen“ nicht fern. Die Polizeiordnungen wie Geiler reden dabei von „ungewonlichen“, „neuen Tänzen“ — Geiler nennt auch einige Namen (Schäfer-, Bauern-, Keßler-, Bettler-, Edelleute-, Studententanz) — und meinen, es kämen immerfort andere auf. Das entſpricht der damaligen Sucht nach Neuem, aber im ganzen war es ein Vordringen jener volkstümlichen derben Lebensluſt, über das ſich die Obrigkeiten ſo entſetzten, daß man in Ulm ſchon früh überhaupt das paarweiſe Tanzen und anderswo, wie in Breslau und Nürnberg, alle neuen „ſchändlichen“ Tänze, ebenſo das Aufſpielen zum Tanze verbot. Denn beim Tanz zog man dem Geſang zum Teil ſchon die Muſik der Spielleute (vgl. Bd. I, S. 412f.) vor, die nun in den Städten als „Stadtpfeifer“, „Hofierer“ feſten Fuß gefaßt hatten; ebenſo wirkten dieſe natürlich bei allen Feſten mit, bei denen Muſik unentbehrlich ſchien, beſonders bei zeremoniellen Feiern. Zunächſt ſtanden dieſe Spielleute überhaupt im Dienſte der Stadt. Die Zahl der damaligen Inſtrumente war nicht gering: es kam jetzt auch die Sackpfeife (ſ. die nebenſtehende Abbildung) ſtärker auf. Auch ſonſt erſcholl in den Städten viel Saitenſpiel und andere Muſik, und namentlich abends waren Ständchen beliebt. Ein Inſtrument, anſtatt der höfiſchen Fiedel nun vor allem die Laute, pflegte der Jüngling außerhalb der Schule zu erlernen.



Tanz und Reigen mit Muſik. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 104.

Wurde dem Tanz in den Wirtshäuſern damals noch nicht gehuldigt, ſo waren die Tavernen (vgl. S. 93) die Hauptſtätten einer anderen Unterhaltung, des von jeher von den Deutſchen betriebenen, von der Kirche immer erfolglos bekämpften Spieles. Schon im 13. Jahrhundert nahm dieſe Spielſucht beſonders zu, übrigens häufig genug mit Falſchſpielerei verbunden. Zu den ſehr beliebten, in der höfiſchen Zeit (vgl. Bd. I, S. 338) aber ungern geſehenen Würfeln, gegen die ſich im 14. Jahrhundert auch ein Gedicht Peter Suchenwirts wendete, war nun aus Italien und über Frankreich aus Spanien das durch die Araber vermittelte Kartenſpiel gekommen (ſiehe die Abbildung S. 106), hatte ſich aber erſt um die Mitte des 14. Jahrhunderts weiter verbreitet. Trotz der Verbote ſeitens ſüddeutſcher Städte bereits aus dem Ende dieſes Jahrhunderts wurden die Karten immer beliebter und bald in Maſſe in Deutſchland (Ulm, Augsburg) hergeſtellt, anfangs mit der Hand, dann gedruckt oder geſtochen; ſie ſind dabei auch kunſtgeſchichtlich wichtig geworden. Man ſpielte in Deutſchland ſpäter namentlich das Landsknechtsſpiel. Auch die Frauen haben in den Städten dem Kartenſpiel gern gehuldigt und ſogar „Karthöfe“ veranſtaltet. Hatte man zunächſt zuweilen das Kartenſpiel mit niedrigem Einſatz erlaubt, ſo riefen die ſteigende Luſt am Haſardſpiel und ihre Folgen allgemeine Spielverbote hervor. Ein Höchſtetter in Augsburg z. B. und ſein Schwager verloren gelegentlich bis zu 30000 Gulden in einer Nacht. Aber die Nutzloſigkeit der Verbote führte, wie in Straßburg, um „ſolichen ſachen zuofürkommen“, zur Errichtung und Verpachtung von ſtädtiſchen Spielhäuſern. Frankfurt betrieb von 1390 bis 1434 eine Spielbank (bei der gewürfelt wurde): ſie hieß „auf dem heißen Stein“ (nach ihrem Hauſe; der Name ging auch auf ein anderes, ſpäter bezogenes Haus über); ebenſo hieß die in Mainz. Haſardſpiel daheim oder in den Wirtshäuſern war dann verboten.

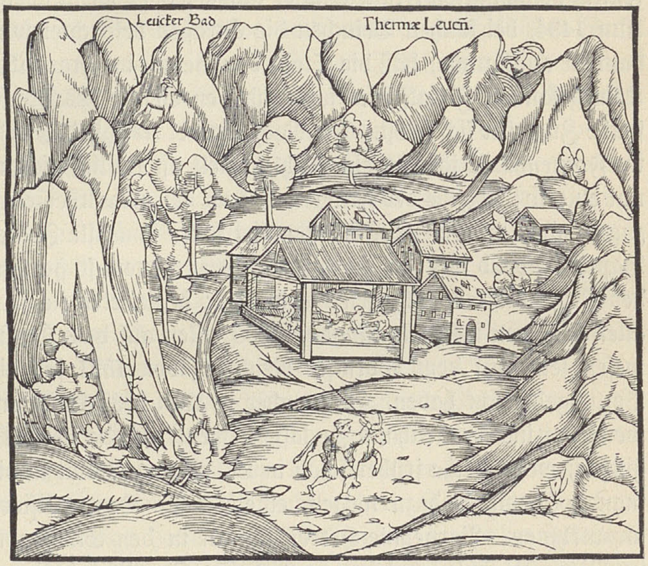


Spielſzene. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie“, Nürnberg 1505. Vgl. Text S. 105.

Eine wichtige Rolle im geſelligen Leben der Stadt haben namentlich die zunächſt nur der Körperpflege dienenden Bäder geſpielt. Es war ähnlich wie gegen Ausgang des Mittelalters mit den natürlichen Bädern, die, ſtark benutzt, zu höchſt unterhaltenden Vergnügungsorten wurden. Hans Folz nennt in ſeiner „Lehre von allen Wildbaden“ (ſiehe die Abbildung S. 107) die meiſten der heute berühmten deutſchen Bäder; von der fröhlichen Geſelligkeit in dem damals bekannteſten Badeorte, Baden in der Schweiz, entwirft Poggio, der es einem paradieſiſchen „Garten der Luſt“ vergleicht, ein anſchauliches Bild; und über die Mode werdenden „Badefahrten“ und den dabei ſchon nötigen Luxus läßt ſich Murner in ſeiner überhaupt für die Badeſitten lehrreichen, ſymboliſchen „Geiſtlichen Badenfahrt“ näher aus. Bei dieſen Badereiſen ſpielte das Naturgefühl doch wohl immerhin eine gewiſſe Rolle, ebenſo wie bei dem Spazieren der Bürger auf die benachbarten Dörfer und erſt recht bei dem Sommeraufenthalt der Reichen in Landhäuſern. Dienten die Wildbäder der Geſundheit — man blieb damals übrigens meiſt ſehr lange im Waſſer —, ſo hatte das körperliche Reinlichkeitsbedürfnis, zumal bei der Vernachläſſigung des gewöhnlichen Waſchens, ſeit langem Bäder in Klöſtern wie in Burgen und in Dörfern hervorgerufen. Es war im Gegenſatz zu der häufigen Unreinlichkeit der Wohnräume keineswegs gering. Daß man vor jedem Feſt uſw. ins Bad ging, war ſchließlich erklärlich. Das Reinlichkeitsgefühl war aber auch bei den unteren Ständen ſo ausgeprägt, daß der Handwerker allwöchentlich ſein Bad nahm, daß man kein „Trink“-, ſondern ein „Badegeld“ gab und Stiftungen, um Bäder für Arme zu bezahlen, machte (Seelbäder). Das Baden wurde durch die Meinung, das Schwitzbad wirke dem Ausſatz entgegen, noch gefördert. In den Städten, auch in Dörfern, kam man ſo, abgeſehen von den privaten Badeſtübchen der Reicheren (in Ulm 1489: 168), zur Errichtung zahlreicher öffentlicher Badeſtuben (in Wien 29, in Breslau 12, in Frankfurt am Main 15 uſw.); die Juden hatten eigene Judenbäder. Die Badeſtuben waren von den Städten oder den Beſitzern verpachtet und an beſtimmten Tagen geöffnet. Der Bader gab mit einem Trompetenſtoß das Zeichen. Man hatte Waſſerbäder in Wannen und jene beſonders begehrten Schwitzbäder, bei denen in heißem Raume Dampf durch Aufgießen von Waſſer auf den Ofen hergeſtellt wurde. Sie ſind nach Heyne altgermaniſch, befanden ſich urſprünglich im Hauſe, ſind aber wohl früh wegen ihrer Umſtändlichkeit gemeinſam eingerichtet worden. Nach anderen ſind dieſe für die Slawen im 10. Jahrhundert ausdrücklich bezeugten Dampfbäder erſt ſeit dem Ende des 13. allgemeiner geworden. Nach dem „Seifried Helbling“ ſchlugen ſich die Badenden dabei mit Laubbüſcheln, wurden auch von Badern oder Badeweibern maſſiert. Nach dem Bade friſierten dieſe bedenklichen

„hübſchen Fräulein" die Gäſte; andere ließ der Bader zur Ader (vgl. S. 112). Das anfangs vom Bader mit geübte Scheren wurde ſpäter dem beſonderen Berufe der Scherer vorbehalten.

Bei dem langen Aufenthalt im Bade vergnügte man ſich regelmäßig mit Trinken, bald auch mit Eſſen, und ſchließlich gewannen auch die Stuben den Charakter eines geſelligen Vergnügungsortes, wohin man z. B. ſeine Gäſte nach einem Feſte führte. Die Meiſterſinger ſcheinen dort ſogar Singeſchulen abgehalten zu haben, und Badelieder ſind bei ihnen ſehr beliebt. Verliebte gaben ſich dort ferner unter dem Schutze des Baders ein Stelldichein. Das oft beſtaunte, urſprünglich orientaliſche und wohl ſeit den Kreuzzügen eingedrungene gemeinſchaftliche Wannenbaden von Männlein und Fräulein war durchaus nicht überall, ſo wohl nicht in Frankfurt am Main, üblich, wurde auch zum Teil verboten, anderſeits badete man ebenſo in den Wildbädern gemeinſam. Die bildlichen Darſtellungen dieſer ſchmauſenden, unzüchtigen Paare ſcheinen bewußt übertrieben zu ſein und ſpekulieren auf die Freude an ſolchen Bildern. Die Kirche hat dies Zuſammenbaden früh bekämpft; Geiſtliche durften die ſtädtiſchen Badeſtuben überhaupt nicht beſuchen. Das ganze Badeweſen iſt ſeit dem Ende des 15., namentlich aber im 16. Jahrhundert ſtark zurückgegangen, zum Teil durch dieſe Haltung der Kirche. Weiter war aber, wie dies Erasmus bezeugt, die Angſt vor Anſteckung mit der heftig auftretenden Syphilis (vgl. S. 109), aber ebenſo mit anderen Krankheiten, vor allem der Peſt, mit im Spiel. 1497 wurde die Rote Badeſtube in Frankfurt am Main geſchloſſen, weil „viel lude darinn befleckt ſind worden". Auch ſollten die Dampfbäder den Syphiliskranken ſelbſt ſchaden, wie überhaupt die Ärzte gegen das übertriebene Baden ihre Stimme erhoben. Nach Zappert hätte ferner der ſteigende Preis des Brennholzes und damit der Bäder, die vorher wenig koſteten, ungünſtig gewirkt. Man meinte in den Bädern auch die Zuſammenkünfte der Unzufriedenen gefördert. „Dort ſitzen ſie in einem Badſtübl", heißt es in einer Quelle, „und reden ketzeriſch wider Gott und Kaiſer."



Wildbad. Aus Sebaſtian Münſter, „Cosmographia", Baſel 1544. Vgl. Text S. 106.

Wiederholt ſind wir ſchon auf die große Unſittlichkeit jener Zeit geführt worden. Das Maß derſelben entſprach aber nur der allgemeinen derben Genußſucht, erſcheint auch durch das offene Hervortreten beſonders ſtark: in Wahrheit ſind die Zeiten in dieſer Beziehung nicht allzuſehr verſchieden. Anderſeits hat gerade die Kirche durch ihren asketiſchen Eifer in allen Fragen des Geſchlechtslebens, in ihrer Verpönung alles Nackten wider Willen eine Lüſternheit insbeſondere auch unter Klerikern großgezogen, die ſchlimmer war als die freilich ſehr ſtarke naive Sinnlichkeit der Menge. Der Geſchlechtsgenuß auch außer der Ehe erſchien dieſer maſſiven und kraftſtrotzenden Zeit ſo ſelbſtverſtändlich wie gut und viel Eſſen und Trinken. Dafür gab es eben die große Zahl fahrender Frauen, die nun in den Städten eine erhöhte Bedeutung, zugleich eine feſte Organiſation, wie alles im Mittelalter, erlangten. Überhaupt hat die Stadt, in der ſich zum erſtenmal größere Menſchenmengen dauernd zuſammenfanden, in der auch jene leichten Frauen ſtärker zuſammenſtrömten und ſeßhaft wurden, gegenüber dem Leben in Dörfern und Burgen mit ihrer beſchränkten, einander genau bekannten Menſchenzahl unzweifelhaft die Unſittlichkeit durch die Darbietung der Gelegenheiten gefördert. Außerordentlich iſt die Offenheit, mit der man ſich dem geſchlechtlichen Genuſſe hingab. Wenn Kaiſer und Fürſten mit Gefolge am Tage in die ihnen zu Ehren feſtlich geſchmückten Frauenhäuſer gingen, oder wenn abends, wie für König Siegmund in Ulm 1434, bei ſolchen Beſuchen die Straßen beleuchtet wurden, wenn Siegmund in Bern dankbar anerkannte, daß die Stadt den Beſuch im Frauenhaus bezahlt hatte, wenn ein nach Köln geſandter Frankfurter ſogar für den Beſuch des Frauenhauſes liquidierte, ſo ſprechen ſolche Züge für ſich ſelbſt. Die Nachricht bei Kriegk, daß in Würzburg die ſtädtiſche Obrigkeit im Frauenhauſe jährlich ein Mahl abhielt, iſt freilich nicht richtig. Vielmehr handelt es ſich um eine Art Abgabe des Frauenwirts an den Schultheißen, die dem letzteren 1487 vom Rat zugeſtanden wurde. Der Frauenwirt ſollte ihm alle Jahre ein Mahl auf Sankt Johannis Baptiſtä Abend mit drei Gerichten geben. Jenem ſo ſtarken Bedürfniſſe kam nun die Fülle der Proſtituierten entgegen; jedes Heer begleiteten ſie in Maſſe, zogen auch zahlreich zu allen größeren Verſammlungen. 1500 ſollen auf dem Konſtanzer Konzil, 1800 in Baſel geweſen ſein, auf dem Wormſer Reichstag von 1521 ſoll ein „Weſen wie in Frau Venus Berg“ geherrſcht haben. Wenn aber in Ulm 1527 verboten wurde, 12—14jährige Knaben weiterhin ins Frauenhaus zu laſſen, wenn ebenda verheiratete „ehrbare“ Frauen dorthin gingen, wenn ſolche früher ſchon in Lübeck vermummt in die Weinkeller ſchlüpften, ſo muß man doch wieder dazu neigen, eine gewiſſe Demoraliſierung der damaligen Geſellſchaft anzunehmen. Vornehme Herren fanden in den Städten unter den Bürgersfrauen, z. B. in Wien, oft Entgegenkommen (vgl. S. 87). Noch ſchlimmer wirkte, wie von jeher, der Zölibat der zahlreichen Kleriker. Dazu kamen die Badehäuſer und anderes. Lüſternheit zeigt auch die wenig anſtändige Frauentracht (vgl. S. 96).

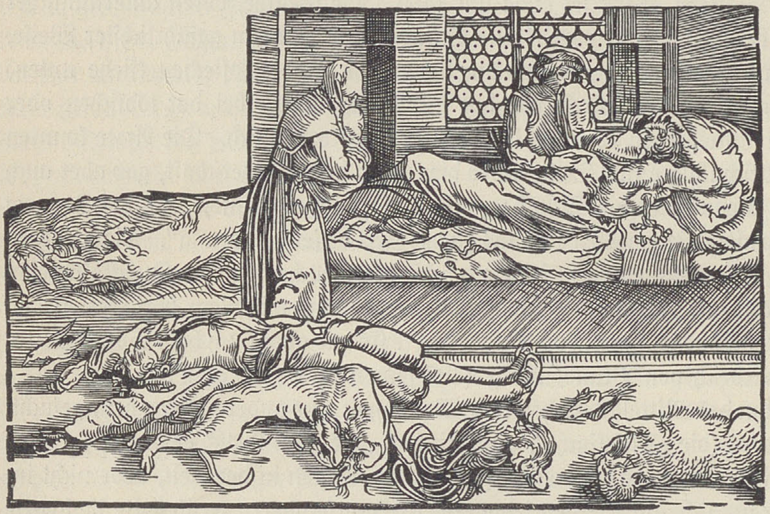
Gerade um die ehrbaren Frauen weniger zu gefährden, errichtete man denn auch die Frauenhäuſer, die ſchon im 13. Jahrhundert erwähnt werden; ſie ſollten nur von der Fremde her ergänzt werden. Sie kamen überall vor als konzeſſionierte private oder als ſtädtiſche Anſtalten, ſogar, wie die Badeſtuben, als fürſtliche Lehen — die Pachtzinſen und Abgaben waren durchaus willkommen —, waren in der Regel an der Mauer gelegen, wurden von einem „Frauenwirt“ (Frauenmeiſter) geleitet und ſtanden oft unter der Aufſicht des Scharfrichters oder Stockers. Die alles reglementierende Obrigkeit hatte meiſt, außer z. B. in Frankfurt am Main, „Frauenhausordnungen“ erlaſſen (Konſtanz 1413, Ulm 1416, Nürnberg 1470 uſf.), die aber auch dem Schutzbedürfnis der Dirnen, namentlich gegenüber dem Frauenwirt, im ganzen Rechnung trugen und zugleich auf ihre Rückkehr zur Ehrbarkeit bedacht waren. Dieſe Dirnen, ſchöne, gemeine, leichte, arme, böſe, wilde, törichte Frauen, Hübſcherinnen genannt, waren zwar „unehrlich“, aber nicht ſo mißachtet wie heute; daß ſie bei Empfängen von Fürſten mitwirkten, war mehr Schutz für die Bürgerſtöchter. Sie trugen auch beſtimmte Abzeichen (rote Schleier, Streifen am Schleier, grüne Mäntel oder Röcke, gelbe Tuchſtreifen an den Schuhen uſw.), fühlten ſich aber durchaus als zu einem berechtigten Gewerbe gehörend und fochten wie die Handwerker gegen die Konkurrenz, insbeſondere die heimliche des Geſindes, der Nonnen uſw. Die ganze Erſcheinung, die allgemeine Unſittlichkeit wie die Frauenhauswirtſchaft, fand ihre Hauptgegner, von den kirchlichen Sittenpredigern abgeſehen, bei den Handwerkern (vgl. S. 51 und 86). Im 16. Jahrhundert wurde man rigoroſer und erhob generelle Forderungen gegenüber der Unzucht. Insbeſondere bewirkte die ſtrengere Anſchauung nach der Reformation die Aufhebung der Frauenhäuſer.

Ihr Rückgang erfolgte übrigens auch wegen jener ebenſo die Badeſtuben beeinträchtigenden Anſteckungsgefahr nach dem plötzlichen und überaus ſtarken Auftreten der Syphilis (Franzoſen, böſen Blattern, Venerie) etwa um 1495. Die Seuche, deren amerikaniſcher Urſprung mit Recht beſtritten wird, ergriff alle Stände, und zwar in gefährlichſter Weiſe. Anfangs verſtieß man die Kranken und machte ihnen wie den Feldſiechen (ſiehe unten) draußen „Feldhütten", denn die Furcht vor der Anſteckung wuchs bei der tödlichen oder freſſenden, äußerlich entſtellenden Wirkung der Seuche außerordentlich. Die Ärzte konnten wenig helfen. Man beſchuldigte zum Teil wieder die Juden der Urheberſchaft, gab aber auch häufig der maßloſen Genußſucht die Schuld: „wiſſet", ſagte Paracelſus, „daß die Luxuria und die Venus ſo gewaltig nie geweſen ſind als zu der Zeit dieſer Geberung". Die niederen Heilkünſtler bis zum Scharfrichter verſuchten zunächſt die Seuche für ihre Quackſalbereien auszunutzen; dann kam aus Indien das Guajakholz, das man, wie Rem berichtet, ſieden laſſen mußte: „und tranck das waſſer davon 30 tag lang". Es gab aber auch bald Spezialärzte; ſo hatte Markgraf Friedrich von Brandenburg 1497 ſeinen „franzoſenarzt".

Schon ſeit Beginn des Mittelalters hatte die Menſchheit eine andere Plage heimgeſucht, der Ausſatz, die Lepra (die „Miſelſucht", auch einfach „die Krankheit" genannt). Lange vor den Kreuzzügen in Südeuropa verbreitet, griff ſie im Weſten in der Zeit, aber nicht infolge derſelben ſtärker um ſich, am ſtärkſten jedoch im 13. Jahrhundert. Früh hatte ſie ſcharfe Abwehrmaßregeln hervorgerufen. Anfangs hatte man die Kranken, die daher Feldſieche hießen, in elenden Hütten draußen auf dem Felde zerſtreut wohnen laſſen. Bald hatten aber kirchliche Organiſationen auch für eigene Ausſatzhäuſer geſorgt, worüber wir für Deutſchland Nachrichten ſchon aus dem 8.—11. Jahrhundert haben. Im 12. und 13. Jahrhundert errichtete man faſt überall ſolche Ausſatzhäuſer (Leproſerien, Siechen-, Sonderſiechenhäuſer, Gutleuthäuſer, St. Jürgenhäuſer) außerhalb der Städte. Mit Ende des 14. Jahrhunderts war ſo eine völlig kontrollierbare Zuſammenfaſſung der Kranken und eine Verhinderung des ungeregelten Wohnens außerhalb der Stadt wie des Eindringens in dieſe durchgeführt. Jeder war zur Anzeige eines Kranken verpflichtet, Arme wurden unentgeltlich aufgenommen, Begüterte mußten ſich meiſt einkaufen. Der Abſonderung der Kranken ging lange ein kirchlicher Akt vorher, manchenorts (Belgien) wurden ſie geradezu zeremoniell begraben. Sie trugen beſondere (graue) Kleidung und mußten ſich durch ein Horn, ſpäter durch eine Klapper kenntlich machen, erfuhren aber auch, wozu die Kirche ſtändig anregte, viel Wohltätigkeit und genoſſen an beſtimmten Tagen Predigt und Abendmahl, wie überhaupt die Kirche ſich immer ihrer annahm. Der Lazarusorden widmete ſich ganz ihrer Pflege, ſeine Mitglieder nannte das Volk „Hornbrüder", d. h. ebenſo wie die genoſſenſchaftlichen Organiſationen der Ausſätzigen ſelbſt, welch letztere ſich aber bald durch Aufſäſſigkeit, große Anſprüche und dergleichen läſtig machten und daher allmählich unterdrückt wurden. Einen merkwürdigen Grund für die

Verbreitung der Seuche führt Antonio de Beatis in ſeiner Beſchreibung der Reiſe des Kardinals d'Aragona (1517/18) an, indem er ſagt: „In Deutſchland wie in den Niederlanden gibt es wegen des vielen Butter- und Milchſpeiſengenuſſes zahlreiche Ausſätzige, die wie in Italien außerhalb der Städte wohnen.“ Die Seuche, die man auch durch die Schwitzbäder zu bekämpfen glaubte (vgl. S. 106), ging im 16. Jahrhundert zurück und verſchwand im 17. Die Abſonderung war ſchließlich auch nicht mehr ſo ſtreng.

Die Seuche, die die meiſten Menſchen dahinraffte, war aber ſeit dem Altertum die Peſt (ſiehe die untenſtehende Abbildung), die als Schwarzer Tod ihren Hauptvernichtungszug im 14. Jahrhundert gehalten hatte (vgl. Bd. I, S. 426). Sie blieb auch ferner die Geißel der Menſchheit, aber nicht alle als Peſt weiterhin bezeichneten Seuchen ſind wirkliche Beulenpeſt geweſen. Dieſe vornehmlich die Städte im 15., 16. und 17. Jahrhundert dezimierenden, meiſt in der Sommerhitze beſonders graſſierenden Epidemien oder „Sterben“ („es ſtirbt“) waren größtenteils durch die unhygieniſchen Zuſtände der Städte ſelbſt hervorgerufen, durch die enge, lichtfeindliche Bauart, durch das ſtehende Waſſer in den Gräben, die Verſeuchung der Brunnen infolge der Senkgruben, die Beerdigung der Toten innerhalb der Stadt und anderes. Große Sterbejahre ſind z. B. in Frankfurt am Main nach 1349: 1352, 1356/57, 1364, 1365, 1395/96; 1402, 1412, 1418, 1419, 1420, 1428, 1438, 1439, 1443, 1449, 1450, 1451, 1461, 1463, 1467, 1468, 1473, 1480—82 uſf.; für andere Städte ſind zum Teil andere Jahre einzuſetzen, für Köln z. B. 1401, 1421, 1437 (ebenſo für Nürnberg) uſf. Die Zahlen der Opfer ſind in den Chroniken meiſt übertrieben: 1437 ſollen in Nürnberg nach Tucher 13000, von Auguſt 1462 bis Februar 1463 nach dem Ratsbuch 4493, 1494: 8780, in Köln 1451: 21000 (!) Menſchen geſtorben ſein. Groß war nach einer Seuche die Zahl der Heiraten, namentlich von Witwern und Witwen; ſie betrug 1452 in Köln 400. Die Reicheren flohen bei beginnender Seuche meiſt aus der Stadt, ſo 1521 Ulmer nach Augsburg, wo ſie nach Rem in der Trinkſtube auch feſtlich bewirtet wurden. Die Abwehr gegen die Peſt war eine ſehr mangelhafte. Natürlich ſuchte man vor allem die Anſteckung zu verhindern, einmal wieder durch Abſonderung der Kranken — aus den ſpäter weniger notwendigen Ausſatzhäuſern wurden zum Teil („Franzoſen“- oder) Peſthäuſer —, weiter durch Desinfektion (Anwendung von Räuchermitteln, Verbrennung der Krankenwäſche uſw.) ſowie durch andere ſanitäre Anordnungen, die aber nicht zu allgemeinen vorbeugenden Maßnahmen

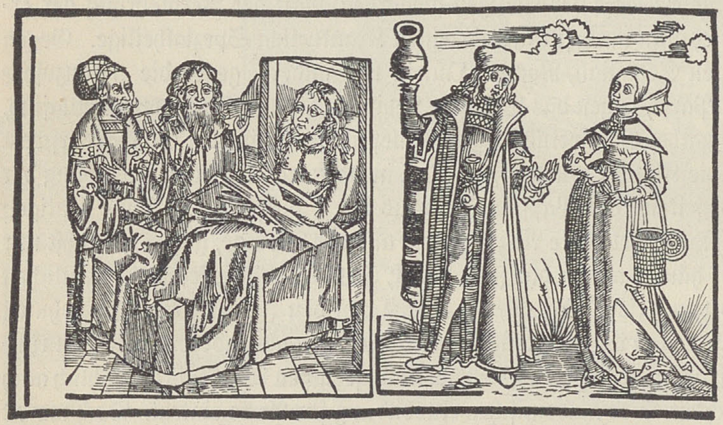


Die Peſt. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

außerhalb der Zeiten von Epidemien führten (Verbot des Ausſchüttens von Unrat, des Schweinehaltens, nur ſelten der Beerdigung innerhalb der Stadt). Die Obrigkeiten erließen Peſtordnungen; man druckte ſpäter auch Anweiſungen für das Verhalten des Einzelnen („Peſtregiment“). Aber im ganzen blieb alles erfolglos, im 17. Jahrhundert graſſierte die Peſt noch ſehr heftig und verſchwand aus Deutſchland erſt zu Anfang des 18. Eine beſondere ſchützende Kleidung (mit ſchnabelförmiger Maſke) trugen übrigens die Peſtärzte.

Die Heilkunſt machte ſonſt im Rahmen der ſtädtiſchen Kultur ziemlich erhebliche Fortſchritte. Sie lag bis dahin in den Händen der Geiſtlichen, insbeſondere der Klöſter (vgl. Bd. I, S. 244), weiter in denen der Frauen, die ſich z. B. ſelbſt in höfiſchen Kreiſen als ſachverſtändige Wundpflegerinnen erwieſen, aber wohl auch einen Wundſegen benutzten. Die Volksmedizin pflegten vor allem gewiſſe Gruppen, Hirten, Henker uſw., das Beſprechen und dergleichen vornehmlich weiſe Frauen. Aber die alte Auffaſſung der Krankheiten als von einem Dämon zugefügte Übel iſt noch ſehr allgemein zu ſpüren. Nur iſt die zauberhafte Abwehr nunmehr Sache der Heiligen geworden. Mit der Vermehrung der erkannten Krankheiten gibt es nun auch für die einzelnen Krankheiten Spezialheilige. Gegen die Peſt halfen die Heiligen Sebaſtian, Rochus, Quirin und andere, gegen die „Franzoſenkrankheit“ Dionyſius von Paris, gegen das Podagra Levinus, gegen Halsſchmerzen Blaſius, gegen Bruſtkrankheiten Agatha, Mamertus, gegen Epilepſie Valentin, bei Schwangerſchaft Maria, Notburga uſw. Die Kleriker wurden zum Teil in ihrer traditionellen Ausübung der Heilkunſt behindert (z. B. ſeitens des Papſtes Honorius III.), durften auch keine blutigen Operationen vornehmen. Höhergebildete Ärzte, meiſt aus der Fremde, gab es zunächſt nur an den Höfen (Leibärzte): häufig waren das (vgl. Bd. I, S. 169) Juden, ſelbſt bei geiſtlichen Fürſten (z. B. bei Bruno von Trier), obgleich die Kirche von den Juden Arznei zu nehmen verbot. Noch 1469 vertraute man ihnen am ſächſiſchen Hofe mehr als anderen. Mit den Univerſitäten verbreiteten ſich dann die ſtudierten, vornehmlich fremden Ärzte, bis allmählich auch in Deutſchland die Möglichkeit einer akademiſchen Ausbildung für Ärzte eintrat. Doch waren die ſtudierten Ärzte noch um 1450 überwiegend Geiſtliche; von der ärztlichen Kunſt der ſonſtigen Geiſtlichen hielt aber z. B. Geiler nichts mehr. Immerhin fand ſie ſelbſt unter höheren Klerikern noch im 15. Jahrhundert Liebhaber. So teilt der Koadjutor von Augsburg, Graf Johann von Werdenberg, der Gräfin Margarete von Württemberg zwar 1467 den Rat „eines weiſen Arztes“ für ihr Leiden mit, er iſt aber auch ſelbſt heilkundig und will nach Überſendung des „Brunnens“ ſeine „Bücher darauf ſehen, was in ſolcher Sachen gehört“. Brieflicher ärztlicher Rat wurde überhaupt gerade von hohen Perſonen oft begehrt. Solchen ſendet derſelben Gräfin, die ſich auch der Freundſchaft des berühmten Doktor Heinrich Steinhöwel erfreut, z. B. der „Meiſter“ Thomas Rüß. Auch aus geiſtlichen Kreiſen ſind uns ſolche Briefe mit Rezepten oder diätetiſchen Verhaltungsmaßregeln, z. B. an Nonnen in Söflingen, erhalten. Es gab eben wenig der „höheren“ Medizin Kundige. Anfangs waren die ſtudierten Ärzte ſogar in den Städten, die ſich allmählich um eigene Stadtärzte bemühten, nur ſelten, und große Städte mußten die ihrigen zeitweiſe den benachbarten Höfen, die ſich aber auch gegenſeitig aushalfen, und kleinen Orten überlaſſen. Nürnberg hatte ſchon im 14. Jahrhundert Stadtärzte, ebenſo Frankfurt am Main. Die überall zu findende Behauptung, Kaiſer Siegmund habe für jede Stadt einen Stadtarzt beſtellt wiſſen wollen, beruht, wie Sudhoff gezeigt hat, auf einer Verwechſelung mit einem Vorſchlag der bekannten Reformſchrift „Reformation des Kaiſers Siegmund“. Aber die Städte zogen die Ärzte naturgemäß an. Die Stadtärzte erhielten beſtimmte Beſoldung und mußten die im ſtädtiſchen Dienſte Verwundeten, die Spitalkranken und andere behandeln. Der Titel „Meiſter", auch physicus, wich allmählich dem „Doktor"; ſo nannte das Volk aber bald jeden Arzt. Zum Teil waren dieſe weſentlich buchgelehrten, nicht immer fähigen Ärzte nur höhere Wundärzte und Geburtshelfer in ſchwierigen Fällen, namentlich aber innere Ärzte, die man von jenen bald als Leib- oder Bauchärzte unterſchied.

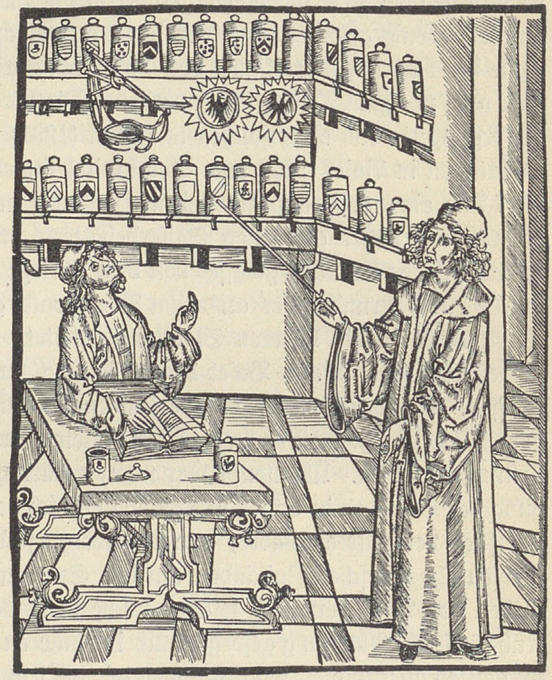
Für die Diagnoſe ſpielte damals die Harnſchau eine ſehr wichtige Rolle, weshalb auch das Uringlas (das urinâl) auf Bildern das ſtehende Attribut des Arztes iſt (ſiehe die untenſtehende Abbildung). Schon im 14. Jahrhundert gab es Ordnungen für die Ärzte, ſpäter eigentliche Taxen. Die Hauptmaſſe der „Ärzte" bildeten freilich die nichtſtudierten Wundärzte, d. h. Barbiere und Bader, die zur Ader ließen, Kliſtiere gaben, verbanden und dergleichen. Der Aderlaß, für den beſtimmte Tage zu beobachten waren und eine Menge von Regeln galt, war eine abſolute Notwendigkeit für jedermann; man glaubte, nach Melanchthon, insbeſondere den Folgen der allgemeinen Völlerei damit zu begegnen: „alßdann laſſet man zur Ader und ſaufft wieder, daß 's kracht". Der Aderlaß war wie die geringere Blutentziehung durch das Schröpfen antike Erbſchaft und früh auch in Deutſchland geübt. Er geriet dann wie dieſes alsbald in die Hand der Bader. In Anlehnung an die Schule von Salerno waren aber auch ſeit dem 14. Jahrhundert die gelehrten Ärzte auf ſeine wiſſenſchaftliche Geſtaltung und minutiöſe Anwendung bedacht, die dann namentlich mit dem 15. Jahrhundert bis ins einzelne ausgebildet wurde. Dem Volke vermittelten ſie durch die Kalender die nötige Kunde. Beſondere „Laßzettel" und „Laßtafeln" fanden dann durch den Buchdruck weiteſte Verbreitung. Die Geſundheitspflege war überhaupt bereits ein wichtiges Kapitel. Für Fürſten und Herren war im 14. und 15. Jahrhundert, nachdem das ſalernitaniſche „Geſundheitsregiment" ſchon eine ganze Reihe literariſcher Nachahmungen gezeitigt hatte, ein ſolches Regiment zu beſitzen die Regel. Weiter gab es nun eine große Zahl von Quackſalbern, die gerade die für die gelehrten Ärzte ſchwierigen Spezialleiden zur Domäne ihres von niemandem gehemmten Pfuſchertums machten, die Bruch- und Steinſchneider, Zahnärzte, Augenärzte (Okuliſten; Blinde kamen bei den ſchlechten hygieniſchen Verhältniſſen im Mittelalter beſonders häufig vor, ebenſo wie Lahme und Taube). Sie waren teils ſeßhaft, teils fuhren ſie im Lande umher und lockten durch alle möglichen Mittel, Schauſtellungen und Poſſen die Leute an. Mit Recht zählt ſie Geiler nebſt den „Triackerskrämern" — Theriak war ein Allerweltsmittel — und den alten „klugen" Weibern zu den „Leutebeſcheißern". Daß Ärztinnen vorkamen, iſt bei der hergebrachten Erfahrung der Frauen in der häuslichen Krankenpflege und ihrer Kenntnis alter Hausmittel nicht verwunderlich.



Arzt am Krankenbett und Harnſchau. Aus Hieronymus Brunſchwig, „Das Buch der wahren Kunſt zu diſtillieren", Straßburg 1512.

Gegen jene niederen Wundärzte gingen übrigens, ſoweit ſie in die höhere Medizin übergriffen, die ſtudierten Ärzte bald vor. Anderſeits lernten jene von ihnen unmittelbar oder aus ihren Schriften, und auch in die Volksmedizin iſt früh manches aus der gelehrten Medizin übergegangen. Allmählich wuchſen überhaupt die Anſprüche der Städte ſelbſt. In Nürnberg gab man 1553 einem jungen Arzt den Rat, erſt in einem kleinen Städtchen ſich Erfahrungen zu ſammeln.

Im Zuſammenhang mit den Fortſchritten der Krankenbehandlung ſteht die Fürſorge der Städte bezüglich der **Apotheken** (ſiehe die untenſtehende Abbildung), die ſich zunächſt wieder in den Klöſtern entwickelt hatten, und die nun auch von den Städten ſelbſt eingerichtet wurden. Daneben gab es dann bald in wachſender Zahl private Apotheken, die die Städte aber von ihren Stadtärzten beaufſichtigen ließen. Apotheke konnte übrigens anfangs jedes Kramgewölbe heißen, namentlich ein ſolches, in dem Gewürz, Konfekt, Wachs und dergleichen feilgehalten wurden. Doch wird auch die Anwendung des Namens nur für Arzneimittelhandlungen bereits für das 13. Jahrhundert behauptet, wie ſchon früher der Heilkräuterraum der Klöſter, dann der des Arztes — denn anfangs iſt der Arzt, wie noch ſpäter in kleinen Städten, ſelbſt zugleich Apotheker — ſo hieß. Ein gelernter „Meiſter“ kommt in Frankfurt am Main erſt 1381 vor. Apothekerordnungen ſeitens der Obrigkeit gab es natürlich bald; größere Beachtung, beſonders wohl wegen der angeführten Mittel, ſcheint die Frankfurter von 1461 gefunden zu haben. Ihre Weisheit holten die Apotheker vor allem aus dem „Antidotarium“ des Nikolaus Myrepſus: ſo ſpricht ein Dienſtbrief für einen Frankfurter Apotheker von 1469 von den „buchere Anthidetarien Meſue und Nycolai, die man in den apotecken gemeynlich pleget czu haben und czu halden“.



Apotheke. Aus Hieronymus Brunſchwig, „Das Buch der wahren Kunſt zu diſtillieren“, Straßburg 1512.

Von der Kirche übernahm die Stadt (vgl. S. 119) allmählich auch die Anſtalten für Krankenpflege, die **Spitäler**, die ja daneben überhaupt humanen Zwecken dienten und im Mittelalter ſehr zahlreich waren. Städtiſche Krankenhäuſer, die es in Italien ſchon im 12. Jahrhundert gab, kommen in Deutſchland bereits im 13. vor (Paſſau, Ulm, Köln mit je einem für die ſieben Kirchſpiele). Doch behielten vielfach die Geiſtlichen, vor allem die Orden, die Krankenhäuſer geſtiftet hatten, Teil an der Verwaltung; auch waren die Krankenpfleger und -pflegerinnen meiſtens Ordensleute, die nach der Regel Auguſtins lebten. Die Koſten wurden aus fundierten und neuen Stiftungen beſtritten, Arme wurden unentgeltlich behandelt. Nur für **eine** Kategorie von Kranken, die in dieſer das Gemüt oft bis zu Maſſenepidemien aufregenden, ferner ſo genußſüchtigen und daher die Nerven angreifenden, endlich auch durch den Hang zu Gewalttaten Angſt und Schrecken verbreitenden Zeit ſehr zahlreich war, fehlte jede Pflege, das waren die Irren („Unſinnigen“). Man hatte nur das Beſtreben, ſich vor ihnen zu ſichern, und ſperrte ſie, ſoweit ſie nicht unſchädlich waren, ins Gefängnis, aber auch bald in beſondere Gefängniszellen von Spitälern. Eine Irrenanſtalt iſt zuerſt im Ordensland, in Elbing, 1326 bezeugt, doch iſt dieſe vielleicht ebenſo wie die in Hamburg 1375 erwähnte „dorhenkiſte“ nur ein Spezialgefängnis für Irre. Eine vernünftige Irrenpflege hat aber überhaupt noch lange auf ſich warten laſſen.

Trotz aller Fürſorge für ihre Bürger hat nun die ſtädtiſche Obrigkeit, entſprechend den Kenntniſſen der Zeit, auf einem gerade für die Bekämpfung der Seuchen wichtigen Gebiete nur ſehr wenig geleiſtet, auf dem der öffentlichen Hygiene. Abgeſehen von der Kontrolle der Nahrungsmittel und von den Badeeinrichtungen iſt nur für gutes Trinkwaſſer, aber auch nur zum Teil, geſorgt worden. Wir hören mehrfach von einer zentralen Waſſerverſorgung: ſo von einer ſolchen in Lübeck (1291) mit Flußwaſſer, von einer Leitung durch Holzröhren in Baſel (1266 vom Domkapitel angelegt, 1316 von der Stadt übernommen; 1317 kam eine weitere hinzu) und in Hamburg (um 1370), von einer ſolchen durch eiſerne Röhren aus höher gelegenen Waſſerbehältern in Braunſchweig (14. Jahrhundert); nach Zittau führte man 1374 „waſſer von dem gebirge“, und der Schöne Brunnen in Nürnberg wurde durch Grundwaſſer aus dem Reichswald geſpeiſt, dieſes Waſſer ſpäter auch durch Pumpwerke in die höheren Stadtteile geleitet. Auch ſonſt gaben die Brunnen oft laufendes Waſſer (z. B. in Baſel durch Faſſung lokaler Quellen), freilich zumeiſt aus den Flüſſen. Gefährlich wegen des verſeuchten Bodens waren die urſprünglich allein vorhandenen Schöpf- (Zieh-) Brunnen. Man achtete aber durch Brunnenmeiſter auf gute Inſtandhaltung derſelben. Überhaupt war man, erklärlich genug, auf den Schutz vor Verunreinigung der Brunnen in Stadt und Land ängſtlich bedacht und ſtrafte ſolche Vergehen ſtreng. Trefflich verwaltete Städte, wie Nürnberg, ſind auch den bereits (S. 35) geſchilderten höchſt unhygieniſchen Zuſtänden auf den Straßen zu Leibe gegangen, verboten das Ausgießen von Abwäſſern und leiteten ſolche in verdeckten Gräben ab. Augsburg hat ſchon früh für ſolche Ableitung geſorgt; auch im inneren Wien gab es unterirdiſche Kanäle. Aber im ganzen blieben dieſe Einrichtungen wie die früher erwähnten Reinigungsmaßregeln Ausnahme. Die Straßenreinigung wurde erſt im 17. Jahrhundert allgemeiner. Ebenſo geſchah nichts Rechtes gegen den Unrat in den Häuſern und Höfen ſelbſt. Es gab zwar hier und da Abzugsröhren aus den Häuſern in jene Kanäle oder in Flüſſe und Gräben, aber meiſt führten die Fallrohre nur in Senkgruben, die höchſt ſelten geräumt wurden. Auf allen dieſen Gebieten hat erſt die Neuzeit ſegensreichen Wandel geſchaffen.

Zuweilen hat man ſodann, wie erwähnt, in Peſtzeiten die Beerdigung innerhalb der Stadt verhindert. So war ſie 1505 in Nürnberg nur für den St. Johanniskirchhof erlaubt, 1517 allgemein verboten. Was ſo für Seuchenzeiten galt, hat ſich ſchließlich überhaupt eingebürgert. Die Beſchränktheit der Kirchhöfe führte ferner dazu, die alten Gräber ſehr bald aufs neue zu benutzen; die ſich vorfindenden Knochen brachte man im Beinhaus unter. Über die Beerdigung iſt ſchon (Bd. I, S. 259f.) teilweiſe gehandelt worden. Die Leichen, in ein beſonderes, oft koſtbares Leichenkleid, auch wohl in eine Mönchskutte gehüllt, wurden in der Regel am Tage nach dem Tode beerdigt. Wie für Zwickau nachgewieſen iſt, wie es aber wohl auch für andere Orte gilt, war die Beſtattung in Särgen noch lange nur auf die Beiſetzung in Grüften beſchränkt. Selbſt wenn der Tote in einer Kiſte (Truhe) oder einem

Sarg auf den Kirchhof gebracht wurde, nahm man den Sarg (ebenſo das Bahrtuch) vor der Beerdigung zu weiterer Benutzung wieder fort. Die in Zwickau 1549 erlaubte Beerdigung in Särgen galt als Üppigkeit, ſeit 1572 forderte man für ſie Gebühren, die erſt 1593 wieder fortfielen. Auf die Gräber wurde ein länglicher, anfangs ſehr ſchmaler Grabſtein gelegt. Der Tote wurde von den Angehörigen oder Genoſſen zu Grabe getragen; dafür ſorgten namentlich die vielen Brüderſchaften, die vor allem zu dieſem Zweck und für die Veranſtaltung von Totenmeſſen ſowie einem jährlichen Betfeſt für die Abgeſchiedenen (dieſe Anniverſarien wurden kirchlicherſeits verzeichnet) gebildet waren. Für ganz Arme, die dann Begharden zu Grabe trugen, gab es oft Stiftungen. Die eigentliche Totenfeier war das innerhalb dreißig Tagen nach dem Tode abgehaltene kirchliche Begängnis, die Seelenmeſſe. Daß die Kirche dabei nicht ein übriges tat, zeigt die Äußerung Francks: „Kummen die Freund zum opfer viel meil wegs, opfern wein, mel, gelt, brod, liecht, anders und anders nach landsbrauch, dieweil ſingt der Pfarrer, ſo lang das opfer währt; bald verſtummt er, ſo ſy aufhören.“ Wer Geld hatte, ſuchte für das Seelenheil des Toten, namentlich um die Läuterungszeit im Fegefeuer abzukürzen, ausgiebiger zu ſorgen, ließ wiederholt (am 7. und 30. Tage), auch wohl täglich im erſten Monat Meſſe leſen, ließ das Grab an dieſen Tagen beleuchten und dabei eine Beghine beten, machte Stiftungen für Meſſen am Todestag oder ſonſt, ſelbſt auf ewige Zeiten, Stiftungen für Arme zu des Toten Gedächtnis uſw. Die Übertreibung iſt hier aber bald bekämpft worden, ebenſo der von den Reichen und Scheinſüchtigen zur Schau getragene Luxus bei der Beerdigung (Zahl der Träger und Begleiter, Menge und Größe der Kerzen, Ausſtattung des Sargtuches, Zahl der begleitenden Klageſchweſtern, die auch ſieben Tage am Grabe beteten), bei dem darauffolgenden Leichenmahl (Zahl der Gäſte und Üppigkeit der Bewirtung), bei der Ausſtattung des in der Kirche oder am Grabe aufgehängten Toten-(Wappen-) Schildes und ſonſt. Wohlhabende Leute ließen endlich koſtbare Grabdenkmäler (vgl. S. 64) aufführen, deren Pracht in der Renaiſſance ihren Höhepunkt erreichte.

Alles, was mit Tod und Sterben zuſammenhängt, läßt die trotz aller weltlichen Kultur das ganze Volk damals doch immer durchdringende Kirchlichkeit beſonders erkennen. Dieſe Kirchlichkeit zeigt auch die Stadt durchaus. Das beweiſt ſchon der in keiner Periode übertroffene Eifer, viele und große Kirchen zu bauen (vgl. S. 46) und ſie reich zu ſchmücken. Der prächtige Kirchenſchmuck, zum überwiegenden Teil geſchenkt oder geſtiftet, hing freilich mit dem Luxus der Zeit zuſammen, er ſchien Geiler ſchon für die Andacht ſchädlich zu ſein. Die kirchliche Opferwilligkeit der Bürger beruhte überdies immer auf dem Hintergedanken, damit das Seelenheil erkaufen zu können. Aber es iſt erſtaunlich, wie zu Kirchenbauten — man vergleiche die Nachrichten über Xanten, Frankfurt am Main, Mainz, Nürnberg, Ulm uſw. — im 15. Jahrhundert die Leute nicht nur Geld gaben, ſondern auch Hausgerät, Kleider, Vieh, Waffenſtücke, Edelſteine emſig beiſteuerten — Gegenſtände, die dann verſteigert wurden —, wie ſie freiwillig Fronden leiſteten, Holz und Steine heranfuhren, wie ein Steinmetz gelegentlich auch ſeinen Wochenlohn hergab uſw. Weiter iſt die große Zahl der Stiftungen und Vermächtniſſe zu kirchlichen Zwecken bezeichnend. Kirchlichen Sinn zeigen namentlich die Stiftungen von Laien für beſondere Predigerſtellen, wie z. B. die Stelle Geilers von Kaiſersberg weſentlich eine Stiftung des Ammeiſters Peter Schott war. Großer Schenkungen erfreuten ſich vor allem die ſehr darauf angewieſenen Klöſter ſeitens reicher Bürger, die dort allerdings unverheiratete Töchter oder Witwen unterbrachten. Die Schenkungen von Nürnberger

Bürgern, den Fürer, Scheurl und anderen, an das Kloſter Gnadenberg waren überaus bedeutend; namentlich die Brigittenklöſter erfuhren die Gunſt der ſüddeutſchen Patrizier. Eine Verwandte von dieſen wurde im Kloſter daher mit Freuden aufgenommen, ſie mußte dann für Bauten und ſonſtige Bedürfniſſe des Kloſters Geld von jenen erbetteln, wie das z. B. Katharina Lemlin, ſpäter Äbtiſſin in Maihingen, ſtändig bei Hans Imhoff in Nürnberg tat. „Hätte ſie nur viel von ihren Freunden erbetteln und herbrengen können, wäre ihr eine große Freude geweſen“, ſchreibt Walburg Scheffler über ſie. Man denke ferner an die Unterſtützungen, die die Bettelorden aus weiten Kreiſen empfingen. Die Durchſetzung des Lebens mit äußerer Kirchlichkeit zeigt ſich ſodann vor allem in den öfter erwähnten Brüderſchaften, die immer zugleich religiöſe Zwecke verfolgten und in den Kirchen auch beſondere Altäre oder Kapellen hatten. Es gab ferner rein geiſtliche Brüderſchaften ohne ſonſtige Zwecke, wie etwa die St. Georgsbrüderſchaft zu den Karmelitern.

Die Prozeſſionen ließen das kirchliche Leben vor der Welt zum Ausdruck kommen, ebenſo die Wallfahrten und Pilgerzüge. Die Feſte des Volkes waren zumeiſt auch immer Kirchenfeſte oder wenigſtens von kirchlichen Akten begleitet; die Schauluſt des Volkes wurde durch das geiſtliche Schauſpiel in erſter Linie auf das religiöſe Gebiet gelenkt. Weiter trat der Gottesdienſt ſelbſt, für den ja ſo viele Kirchen und Kapellen beſtimmt waren, damals ganz anders hervor; zuweilen wurde er unter freiem Himmel abgehalten. Im heiligen Köln mit ſeinen vielen Kirchen, Kapellen und Klöſtern würden, meinte man, über 1000 Meſſen täglich geleſen. Das iſt freilich richtig, daß recht oft die Andacht des Volkes gegenüber den gewöhnlichen Predigten zumal bei dem ſogleich zu erwähnenden weltlichen Treiben in den Kirchen äußerſt gering war. Überdies war das Predigen vielfach minderwertigen Leutprieſtern überlaſſen. Anderſeits ſpielten die häßlichen Streitigkeiten und der mißgünſtige Hader zwiſchen Mönchen und Weltgeiſtlichen auch in die Predigten hinein, die gegenſeitigen Beſchimpfungen machten dieſe nicht erbaulicher. Außerordentliche Anziehungskraft beſaßen aber die volkstümlichen Prediger (vgl. ſchon Bd. I, S. 422f.), bei denen die Kirchen ſtändig gefüllt waren. Ein Kölner Barfüßer, der zu Frankfurt am Main 1466 während der Faſten predigte, hatte am Palmſonntag an 10000 Zuhörer, und am Karfreitag predigte er von 3 bis 8 Uhr vor einer gedrängten Menge. Im übrigen fühlte man ſich in den Kirchen oder auf ihren Höfen ganz zu Hauſe (vgl. ſchon Bd. I, S. 420). Man verknüpfte ſie ſogar mit dem weltlichen Tun und Treiben, verſammelte ſich dort, holte dorther die Neuigkeiten; Krämer und Hauſierer hielten dort ihre Waren feil. Wie es z. B. im Straßburger Münſter zuging, hat Winckelmann neuerdings geſchildert. Zunächſt betrachtete die Stadtobrigkeit, deren Einfluß infolge der beſonderen Straßburger Verhältniſſe bei der geringen Einwirkung der Biſchöfe auf das Münſter ſehr groß war, dasſelbe faſt als ihr Eigentum. Man hielt dort Sitzungen ab, ließ Mandate vom Lettner aus unter zeitweiliger Unterbrechung der Predigt verkünden und dergleichen. Advokaten hielten dort gleichſam Sprechſtunde, Weinſticher ſchloſſen Geſchäfte ab. Auch ſonſt wurde gehandelt und gefeilſcht. Man trieb ſelbſt gelegentlich Schweine vom Schweinemarkt her durch das Münſter, um einen Umweg zu ſparen. Vor allem bewegte ſich dort alles, was etwas ſehen und hören oder geſehen werden wollte, ſelbſt die feilen Dirnen fanden ſich dort ein, ſetzten ſich, wie es in einer Ratsverordnung heißt, „uf die ſtaffelen für die altar“, mit dem Rücken gegen denſelben, und ſchauten die Leute an, als ob ſie „uf dem gümpelmarkt ſehſſent“. Von dem lärmenden Pfingſtunfug im Münſter mit dem Roraffen werden wir noch (S. 126) hören. Die Kirche war eben der große Mittelpunkt des ganzen

Lebens, und mindeſtens ſpielte ſich auf dem Kirchhof ein nicht geringer Teil desſelben ab. In kleinen Orten wurde auf dem Kirchhof auch Gericht gehalten. Um die Kirche herum lagen Buden von Händlern und Handwerkern. Gegen den Handel der Krämer auf den Kirchhöfen und am Eingang der Kirchen eiferte ſchon Bertold von Regensburg.

Eine enge Verbindung aller Bürgerkreiſe mit der Kirche ſtellten ſodann die zahlreichen Angehörigen her, die in den geiſtlichen Stand oder in ein Kloſter getreten waren. Die geiſtliche Hochzeit einer weiblichen Angehörigen oder die erſte Meſſe eines Prieſters geſtalteten ſich zu weltlichen, oft allzu üppigen Feſten der Familie und der Freunde. Freilich wurde der Eintritt eines Weibes in ein Kloſter oft rein vom Verſorgungsſtandpunkt angeſehen (vgl. Bd. I, S. 251). Geiler meint, der Eintritt geſchehe meiſt nur wegen der Armut der Eltern. Und von den vornehmen Ständen ſagt Murner: „iſt jetzund ein edelman, der ſin kind nit vermähelen kan, und hat kein gelt ir nit zuo geben, ſo muoß ſie klöſterlichen leben“; nachher klage ſie dann: „was ſtießens mich in dieſes kleid!“ Aber auch ernſte Frömmigkeit trieb namentlich verwitwete Frauen ins Kloſter: die Briefe der Katharina Lemlin geben davon Zeugnis. Der Drang nach einem geiſtlichen Leben zeigte ſich in der großen Zahl halbgeiſtlicher Männer und Frauen, die zum Franziskanerorden als Tertiarier gehörten. Auch die Laien bleibenden, zum Teil nur ihre Verſorgung in der Genoſſenſchaft ſuchenden Beghinen — denn die Frauenklöſter wurden im Gegenſatz zu den Männerklöſtern mehr und mehr den Wohlhabenderen, die ſich einkauften, reſerviert — lebten in halb klöſterlicher Weiſe unter einer Meiſterin. Auf die Entwickelung des Beghinenweſens aus einer religiöſen, zunächſt an die Orden der Prämonſtratenſer, dann der Ziſterzienſer ſich anſchließenden, von beiden wieder abgewieſenen Frauenbewegung im Lütticher Sprengel iſt hier nicht näher einzugehen. Dieſe in eigenen „Höfen“ lebenden religiöſen Gemeinſchaften enthaltſamer Frauen verbreiteten ſich von Lüttich auch ſonſt in den Niederlanden und weiter nach Deutſchland; in Köln gab es im 13. Jahrhundert nach Matthäus Paris ſchon „Tauſende“ von Beghinen. Zum Teil pflegten ſie eine myſtiſche Richtung, die ſie der Ketzerei verdächtig machte. Dieſe ſpäter nur ärmeren Kreiſen entſtammenden „Schweſtern“ (oder „armen Kinder“), die ſich oft durch kleine Arbeiten weiterhalfen, vor allem der Krankenpflege ſich widmeten, und denen Unterkunft, Nahrung uſw. meiſt geſtiftet wurde, freilich nicht ausreichend, fanden ihr Gegenſtück in den weniger zahlreichen männlichen Begharden (Lollharden), die ſich ſelbſt Alexianer nannten und ebenfalls weſentlich der Krankenpflege dienten.

Endlich darf nicht vergeſſen werden, daß die Kunſtpflege zum großen Teil trotz des Überganges der Kunſt in Laienhände kirchlich bedingt blieb. Die großen Denkmäler der Baukunſt gingen ebenſo wie die Aufwendungen, welche Private für Kunſtzwecke machten, vor allem aus kirchlichem Sinne hervor. Ein Heiligenbild, eine Madonnenfigur, ein Glasgemälde ſtiftete jene Brüderſchaft, dieſe Familie. Der Reiche nahm die beſten Künſtler vor allem für die Kirche in ſeinen Sold. So ließ Jakob Heller in Frankfurt am Main nach ſeinen Angaben koſtbare geſtickte Kirchengewänder machen, ließ durch Dürer eine Himmelfahrt Mariä für den Altar der Dominikaner, durch einen Unbekannten ein ſchönes plaſtiſches Werk, den Kalvarienberg, in der Liebfrauenkirche ein weiteres, den Ölberg, ſich ſelbſt bei den Dominikanern ein koſtbares Grabdenkmal fertigen. Die Kunſtpflege durch und für die Kirche hat auch das Volk oft erſt kirchlich geſtimmt; „durch Bilder wird das Volk unterrichtet und gefeſtigt“, lautet ein lateiniſches Wort: von dem religiöſen Anſchauungsunterricht durch die Kunſt war ſchon (Bd. I, S. 223) die Rede. Trotz jenes Hervortretens neuer weltlicher Aufgaben (vgl. S. 63) blieb die Grundrichtung aller Kunſt überwiegend eine religiöſe. Das Volksleben des ausgehenden Mittelalters iſt überhaupt gewiß durch den verbreiteten materiellen Sinn, durch die Weltfreude und Genußſucht charakteriſiert, aber ebenſoſehr durch das Gegenteil, nicht nur durch jene äußerliche kirchliche Färbung alles Tuns, ſondern auch durch eine tiefere, wirklich religiöſe Strömung (vgl. S. 209 ff.).

Trotz aller ſolcher Erſcheinungen traten indes früh ausgeprägte Gegenſätze zwiſchen Kirche und Bürgertum auf. Dieſe Gegenſätze ſind aber wirtſchaftliche und ſoziale. Sie ſind in der Selbſtändigkeit, den Wohlfahrtsaufgaben und den finanziellen Anſprüchen der ſtädtiſchen Verwaltung begründet. Die Stadt bekämpfte vor allem das Übermaß der Sonderrechte des Klerus und die Verſagung pflichtmäßiger Leiſtungen. Sie wollte in ihrem Eifer, alles wohl zu ordnen und zu beaufſichtigen, auch nicht vor der Kirche haltmachen. Sie nahm es eben ernſt mit ihrer Verwaltung und vertrat deren Autonomie, wie es auch der Staat ähnlich tat. Einmal handelte es ſich um die von der Kirche früh ausgebildete Armenfürſorge (vgl. Bd. I, S. 210). Auch die rege Privatwohltätigkeit hing mit der Kirche zuſammen. Man war aber wieder wohltätig vor allem im Intereſſe des eigenen Seelenheils. Die Armen ſollten dafür beten. Namentlich in den Spitälern war den Leuten tägliches Beten oft bis zum Übermaß vorgeſchrieben, z. B. im Heiliggeiſtſpital in Lübeck. Im ganzen zeigte nun dieſe kirchliche oder kirchlich beeinflußte Wohltätigkeit einen ſehr ungeregelten Charakter, und das ohnehin durch die Verhältniſſe ſtark geförderte Bettlertum war kirchlich geradezu privilegiert. Kein Wunder, daß auch der Betrug unter den Bettlern im Schwange war. Das beweiſt z. B. der „Liber vagatorum“, jenes zuerſt wohl gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts gedruckte Buch von „der Betler orden“. Mit Vorliebe wurden kirchliche Masken (als Büßer, Pilger uſw.) vorgenommen, ſonſt Krankheiten und Gebrechen vorgeſchützt.

Den Städten mißfiel bei dem Armenweſen nun allerlei. Zwar erſtreckte ſich jener Schutz der Einheimiſchen ſelbſt auf das Bettlergewerbe, das im übrigen durch Ordnungen geregelt und namentlich in ſeiner Unverſchämtheit eingeſchränkt wurde (in Nürnberg ſchon im ſpäteren 14. Jahrhundert, dann in weiterem Umfange 1478): man wollte aber wenigſtens die fahrenden und fremden Bettler nicht noch gefördert wiſſen. Wichtiger war eine argwöhniſche Stimmung gegen den Klerus ſelbſt infolge der Verwilderung eines großen Teiles desſelben. Man fürchtete, daß er die reichen Spenden mehr für ſich oder für andere Zwecke als für die Armen und Kranken verwalte. Gegen die fortwährenden Sammlungen der Klöſter wurde man, ebenſo wie gegen die zu Kirchenbauten ſammelnden Stationierer, allmählich mißtrauiſch. Nicht minder gegen die Almoſenſammler der ausdrücklich zu Spitalzwecken gegründeten, bereits (Bd. I, S. 210) erwähnten Orden ſowie der Ritterorden ſelbſt, der Johanniter und Deutſchherren. Manche Innungen oder Private, die Spitäler gegründet hatten, wünſchten ſchon eine ſchärfere Aufſicht über die Verwaltung. So vertrauten denn einzelne Bürger die Aufſicht über ihre Stiftungen dem Rat an, häufiger zum Beiſpiel im 14. und 15. Jahrhundert in Nürnberg, im 15. in Frankfurt am Main. Aber auch an eine eigentlich ſtädtiſche Armenpflege dachte man früh, ſo ſchon 1254 bei dem rheiniſchen Landfriedensbund; auf dem rheiniſchen Städtetag in Würzburg wurde den wohlhabenderen Bürgern eine Steuer auferlegt zur Verteilung von Almoſen am Karfreitag. Weſentlich blieb die Fürſorge aber auch bei ſtädtiſcher Aufſicht eine private: es entſtanden große Stiftungen, wie das 1388 von Konrad Mendel in Nürnberg geſtiftete Brüderhaus für zwölf Arme und 1519 die viel großartigere Fuggerei, ein von den Fuggern begründeter Komplex von 53 Häuſern für arme Augsburger.

Häufig ſetzten, in Frankfurt am Main ſchon ſeit 1437, die ſtädtiſchen Obrigkeiten Almoſenherren zur Verwaltung der Almoſenſtiftungen, zur Verteilung von Geld oder Naturalien ein (die Bezeichnung Almoſenkaſten entſteht erſt im Reformationszeitalter). Vorher hatten (vgl. S. 113) ſchon jene Spitäler, die keineswegs nur für Kranke, ſondern auch für Arme beſtimmt waren, in die ſich aber auch alte Leute einkaufen konnten, zunächſt einen halbweltlichen, durch die finanzielle Kontrolle ſeitens einiger Bürger ausgedrückten, dann einen ganz ſtädtiſchen Charakter unter weltlichen Spitalpflegern gewonnen. Bei anderen Verſorgungs- und Wohltätigkeitsanſtalten führte die eingeriſſene Zuchtloſigkeit zu ſtädtiſcher Aufſicht und Verwaltung, ſo bei den Beghinenhäuſern (vgl. S. 117), deren freiere Organiſation der ohnehin ſtarken Sittenloſigkeit beſonderen Vorſchub leiſtete, oder bei den meiſt von beſonderen Elendenbrüderſchaften unterhaltenen Elendenherbergen, deren Inſaſſen aber oft höchſt locker lebten. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts entſtanden und namentlich in Deutſchland, beſonders am Mittelrhein und im Magdeburgiſchen verbreitet, im 16. Jahrhundert verſchwindend, hatten dieſe Brüderſchaften die Fürſorge für arme und kranke Fremde, namentlich Pilger, zum ausdrücklichen Zweck. Neben der Sorge für Unterkunft und Unterhalt war die Hauptſache aber diejenige für ein chriſtliches Begräbnis fremder Toter. Im übrigen pflegten dieſe Brüderſchaften wie die anderen vor allem die Geſelligkeit nach damaliger Weiſe und oft im Übermaß. Ganz beſonders ſtreng ſuchte der Frankfurter Rat jeden geiſtlichen Charakter der Beghinen zu unterdrücken und betätigte dafür ſeinerſeits eine ſtärkere Fürſorge durch Schenkungen uſw. Allgemeiner wurde eine ſtädtiſche Armenpflege und damit die notwendige Prüfung der Bedürftigkeit gegenüber dem kritikloſen und von den Bettlern ausgenutzten Dahingeben, das die Arbeitsſcheu geradezu großzog, alſo eine Erziehung zur Arbeit ſeit der Reformation durchgeführt, doch klagte man auch ſpäter wieder über eigennützige Verwaltung des Armenkaſtens.

Ein weiteres Gebiet der Konkurrenz zwiſchen Stadt und Kirche war ſodann das von der Geiſtlichkeit als Monopol betrachtete Schulweſen, deſſen Förderung und Verwaltung die Stadt wegen der praktiſchen Bedürfniſſe der Bürger erſtrebte, ohne etwa kirchlichen Geiſt aus den Schulen bannen zu wollen: von dieſen Konflikten werden wir im nächſten Kapitel hören. Ferner mußten auf dem Gebiete der Rechtspflege der Sonderſtand des Klerus wie das kirchliche Aſylrecht, vor allem aber der Anſpruch, daß gewiſſe Vergehen der kirchlichen Rechtſprechung vorzubehalten ſeien, den Städten ein Dorn im Auge ſein, ebenſo die durch das höherſtehende kanoniſche Recht begründete Überlegenheit des Klerus und die durch den ganzen kirchlichen Apparat bis zum Papſt hinauf verſtärkten Eingriffe in die Rechtspflege wie in die ſtädtiſchen Verhältniſſe überhaupt. Im ganzen war man übrigens früh geneigt, den Einflüſſen des kanoniſchen Rechtes nachzugeben. Die Hauptſpannung lag aber auf finanziellem Gebiet, auf dem des Steuerweſens. Dieſelben recht zahlreichen Welt- und Ordensgeiſtlichen, die nicht nur ſich, ſondern auch ihre abhängigen Leute der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit entzogen, die nichts für die äußere Sicherung der Stadt taten, aber ihren Schutz in Anſpruch nahmen, verlangten geſchloſſen Freiheit nicht nur von allen Abgaben für ihren Grundbeſitz, ſondern auch von allen Schatzungen, Zöllen und Ungeld. Der empfindlichen Minderung der Einnahmen, zu der weiter noch die Schenkungen von bisher abgabenpflichtigem Grundbeſitz an die Kirche beitrugen, ſuchten die Städte wenigſtens durch gewiſſe Beſtimmungen bezüglich der Überlaſſung von Immobilien an die Kirche entgegenzuwirken. Starke Kämpfe entbrannten aber wegen der Heranziehung des Klerus zur indirekten Steuer, zum Ungeld. Kloſter- und Weltgeiſtlichkeit trieben auf Grund ihrer Naturaleinkünfte vielfach Gewerbe (Weberei) und Handel (mit Korn, Mehl uſw.), insbeſondere ausgedehnten Weinausſchank und -handel, wobei ſie Einfuhrzoll und Ungeld verweigerten. In Mainz, Worms, Speyer und anderswo gab es deswegen, zumal bei den ſteigenden finanziellen Nöten der Städte, heftigen Streit, wobei der Biſchof die Stadt wohl auch mit dem Interdikt ſtrafte; ſpäter kam an einzelnen Orten der Klerus der Stadt einigermaßen entgegen. Dabei machten die Klöſter ſelbſt unter Umgehung des Zinsverbotes mittels des Rentenkaufes ausgedehnte Geldgeſchäfte. Das Streben der Städte ging deshalb weiter: man wollte überhaupt eine Kontrolle der kirchlichen Finanzen in der Stadt. Es iſt dies ein die Erfolge der Reformation ſpäter begünſtigendes Moment.

Im ganzen haben wir bei dem ſtädtiſchen Leben dieſer Zeit manche bedenklichen Schattenſeiten gefunden: in ſozialer Beziehung werden wir alsbald noch mehr kennen lernen. Aber gleichwohl ſtanden die Städte damals an der Spitze der geſamten Kultur. Dieſer kulturellen Herrſchaft des Bürgers mußten ſich auch alle übrigen Stände beugen, ſelbſt die früheren Kulturträger, der Klerus und der arg widerſtrebende Adel. Sogar die Fürſten ſuchten das Muſter für ihre gleichwohl oft recht knappe Lebenshaltung im 15. Jahrhundert bei den reichen Städtern. Aber nicht nur in der materiellen Kultur gab der Bürger den Ton an, ſondern nicht minder in der künſtleriſchen Ausſtattung des Daſeins, zum Teil auch im geſellſchaftlichen Leben, das dadurch freilich nicht verfeinert wurde, und erſt recht im geiſtigen Leben. „So jemand lieſet alle Chroniken“, ſchrieb Luther 1521, „ſo findet er von Chriſtus Geburt an dieſer Welt in dieſen hundert Jahren gleichen nicht, in allen Stücken. Solch Bauen und Pflanzen iſt nicht geweſen ſo gemein in aller Welt, ſolch köſtlich und mancherlei Eſſen und Trinken auch nicht geweſen ſo gemein, wie es itzt iſt. So iſt das Kleiden ſo köſtlich geworden, daß es nicht höher mag kommen. Wer hat auch je ſolch Kaufmannſchaft geleſen, die itzt umb die Welt fähret und alle Welt verſchlinget? So ſteigen auf und ſind aufgeſtiegen allerlei Künſte: Malen, Sticken (Stechen), Graben, daß es ſint Chriſtus Geburt nicht gleichen hat. Dazu ſind itzt ſolch ſcharf verſtändige Leut, die nichts verborgen laſſen, alſo auch, daß itzt ein Knabe von zwenzig Jahren mehr kann, denn zuvor zwenzig Doctoren gekunnt haben.“ Waren es nicht weſentlich die Städte, die die Deutſchen auf dieſe Kulturhöhe gehoben hatten?

III. Das Zeitalter des Zwieſpaltes: die materiell-volkstümliche Kultur und neue geiſtige Mächte. Soziale, geiſtige und religiöſe Kriſen.

Die Zeit vor und nach 1500 iſt eine wunderſame Zeit: überall ſieht man Fortſchritt, Regſamkeit, Wohlſtand, unter Führung der Städte; dazu eine alle Stände durchdringende ſaftige Lebensluſt, einen ſtrahlenden volkstümlichen Humor bei hoch und niedrig — man meint, und manche Quellenſtimmen ſprechen alſo, den Deutſchen in ſeiner glücklichſten Epoche zu ſehen. Und doch treten uns damals ebenſo unerfreuliche Züge, Züge der ſozialen Zerriſſenheit, des äußeren Elends, der geiſtigen Finſternis, des inneren Zwieſpaltes in Maſſe entgegen — wer viele Menſchen dieſer Epoche unglücklich nennen wollte, würde nicht fehlgehen. Es war eine Zeit der Gärung, des Kontraſtes, eine Zeit der Aufwühlung, des Kampfes. Und ſolchen Charakter deuten zeitgenöſſiſche Stimmen nicht minder an.

Auf den erſten Blick haben wir es mit einer Blütezeit des geſamten deutſchen Volkslebens zu tun. Auch äußerlich wuchs die Maſſe: die außerordentliche Fruchtbarkeit der Deutſchen trat jetzt recht in die Erſcheinung. Eine Erfurter Chronik gibt acht bis zehn Kinder als Durchſchnitt an. Vor allem das niedere Volk vermehrte ſich ſtark. Wir ſahen (Bd. I, S. 379ff.), wie ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert das niedere Volk überhaupt zu immer größerer Bedeutung gekommen war: wir ſtehen jetzt auf dem Höhepunkt dieſer demokratiſch-plebejiſchen Zeit, freilich auch kurz vor ihrem Ende. Das Eigenartige derſelben iſt, daß trotz aller materiellen und ſozialen Unterſchiede keine innere Trennung zwiſchen hoch und niedrig beſteht, daß der Geiſt der geſamten Nation durch und durch volkstümlich iſt. Dieſe geſunde und friſche Volkstümlichkeit, bei der man derbe und abſtoßende Züge mit in den Kauf nehmen muß, bringt eine ſtarke Einheitlichkeit des Gefühls- und Geiſteslebens der Nation hervor, trotz der äußeren und ſozialen Zerriſſenheit: aber auch dieſe innere Gleichförmigkeit ſtand wieder kurz vor ihrem Ende. Sie war vor allem und zunächſt wenigſtens durch das Fehlen tieferer Bildungsunterſchiede zwiſchen den einzelnen Schichten bedingt. Die exkluſive äſthetiſche Bildung der Minnezeit war dahin, mit ihr die geſellſchaftliche Feinheit. Man hatte ſich den heraufkommenden unteren Ständen genähert. Auch die geiſtige Trennung durch das Bildungsmonopol der Geiſtlichen war wenigſtens verringert: die Laien waren geiſtig gewachſen. Gar keine innere Trennung konnte damals die verſchiedene Entwickelung von Stadt und Land trotz aller Unterſchiede der Lebenshaltung und der Berufsarbeit wie auch ſchon der Bildung bedeuten, vor allem nicht, ſoweit das niedere Volk in Frage kommt. Einen gewiſſen Ausgleich zwiſchen den beiden Sphären ſtellten überdies die Fahrenden (vgl. Bd. I, S. 410ff.) dar, die in der Stadt wie auf dem Lande die gleiche Rolle ſpielten und die Träger manches volkstümlichen Gutes waren. Die naive, volkstümliche Redeweiſe der Zeit iſt ein Ausdruck des Inneren: beim Geiſtlichen und Handwerker, beim Bauern und Ritter, beim

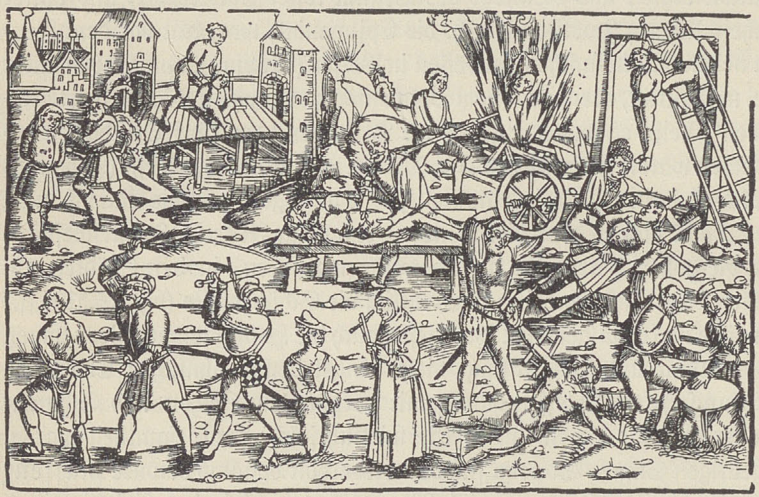
Fürſten und Bürger, überall iſt ſie die gleiche. Wir lernen ſie jetzt gegenüber den vorzugsweiſe lateiniſchen Quellen früherer Zeit und den unvolkstümlichen höfiſchen Dichtungen der Minnezeit allerdings nur beſſer als früher kennen. Natürlich iſt dieſe Volkstümlichkeit durchaus an die Stammesart gebunden. Große Unterſchiede ergeben ſich da zwiſchen den einzelnen Landſchaften; auch hier gilt das ſpätere Wort Sebaſtian Francks: „und hat ſchier ein jede Provintz yr eygen ſitten“. Der volkstümliche Geiſt der Zeit tritt in ihrem religiöſen Leben (vgl. ſchon Bd. I, S. 419ff. und unten S. 209ff.), in der Geſelligkeit (vgl. S. 123), in der Kunſt, die nun mit Vorliebe das leibhaftige Volksleben darſtellt, hervor. Die Kunſt iſt bis zu einem gewiſſen Grade jetzt überhaupt Volksſache (vgl. S. 57f.) geworden. In der Dichtung erlebt das Volkslied, deſſen Dichter man nicht kennt, im 15. Jahrhundert ſeine Blütezeit. Das Volksbuch macht die urſprünglich für die Vornehmen beſtimmten Proſabearbeitungen der alten höfiſchen Stoffe zur Volkskoſt. Die geiſtlichen Schauſpiele gewinnen ſtark volkstümlichen Charakter, von dem die Faſtnachtsſpiele völlig getragen ſind (vgl. S. 100). Die Dichtung beſchäftigt ſich auch ſonſt in ihren höheren Formen, wie in der Satire, mit dem Volke, nimmt das Volk als Geſamtobjekt. Bezeichnend iſt weiter die Rolle der Volkspredigt (vgl. S.116), bezeichnend die volkstümliche Tendenz der Vervielfältigung von Kunſtprodukten durch Holzſchnitt und Kupferſtich (vgl. S. 63), und auch bei der Buchdruckerkunſt iſt ein volkstümlicher Charakter nicht zu leugnen. Die Erfindung ſchien einzelnen geradezu plebejiſch.

Die innere Einheitlichkeit der Geſamtheit iſt nirgends ſo deutlich ausgeprägt wie eben in dem Volkslied. Das ganze Volk hat es geſungen, obgleich es weſentlich von den Spielleuten getragen wurde und immer zunächſt von einem Einzelnen herrührte. Im niederen Volk hatte es freilich ſeine Hauptſtätte. Auch in ſeinen Stoffen blieb es vornehmlich in der Sphäre der niederen Schichten. Sehr charakteriſtiſch für die Geſamtheit iſt das, was man das Lebensideal des Volksliedes nennen darf. Eines führt einmal die Wünſche, die man wohl haben könnte, an: man wünſcht ſich ewige Jugend und Freude, Wein und ſchöne Mädchen, Geld und Gut, kurz, man möchte „im Roſengarten ſitzen“, wie die naturfreudige Zeit den Höhepunkt alles erwünſchten Behagens, ſorgloſer und ungebundener Lebensfreude bezeichnet. Das Ideal iſt, kurz ausgedrückt, „der Schlemmer“; man findet ſich zuſammen im „feinen Orden der Schlemmer“. Neben dem fröhlichen Trunk, dem feinen braunen Mägdelein oder der ſchönen Jungfrau und dem luſtigen Geſang iſt ein Leben in und mit der Natur, d. h. im Mai und in der Roſenzeit, zu ſolcher Freude ſtetes Erfordernis. Das naiv-herzliche und geſunde Naturgefühl des Volksliedes iſt überhaupt für den damaligen Menſchen charakteriſtiſch: das traute Verhältnis zum Wald und ſeinen Bäumen, zu den Tieren des Waldes und Feldes, insbeſondere zu den Vögeln, zur viel lieben Nachtigall oder zum armen Käuzlein, iſt noch ſehr lebendig. Einen hervorragenden Ausdruck hat dieſes innige, urſprüngliche Naturgefühl durch Luther gefunden, gemiſcht freilich mit frommer, aber nicht künſtlicher Naturbetrachtung. Ihm iſt die Natur zur herrlichen Gotteswelt geworden. Im ganzen iſt das Volkslied ein Zeugnis dafür, daß das poetiſche Element gerade im niederen Volke noch am meiſten lebendig geblieben iſt (vgl. S. 165). Geiſtige Freuden wünſcht ſich das Volkslied im übrigen nicht: „kein größer freud auf erden iſt, denn gutes leben han“ — der ganzen Zeit iſt das ſo recht aus der Seele geſprochen.

Dieſer Sucht nach Lebensgenuß entſpricht die allgemeine, ſchon bei den Städtern (vgl. S. 91f.) hervorgehobene Feſtesfreude. Die offen zur Schau getragene natürliche Luſt an Vergnügungen iſt überhaupt für das ganze Mittelalter, wie auch die höfiſche Periode zeigte, bezeichnend und läßt aufs neue den naiv-lebensluſtigen Grundzug, der neben der asketiſchen Strömung immer beſtanden hat, erkennen. Gerade die Kirche gab beſonders Gelegenheit zu volkstümlichen Feiern. Ja, man meinte wohl, daß die Kirche das ganze Jahr zum Feſte mache und den Bauern die Arbeit abgewöhne. In ihre Feiern miſchten ſich oft Züge alter Naturfeſte, namentlich auf dem Lande, aber auch ohne Anknüpfung an die Kirche hielten ſich alte Feſte, wie die Maitänze uſw. „Wir Deutſche", ſagt Agricola, „halten Faſtnacht, Sankt Burchard und St. Martin, Pfingſten und Oſtern für die Zeit, da man ſoll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich ſein und ſchlemmen; Burkhards Abend um des neuen Moſts willen, St. Martin vielleicht um des neuen Weines willen; da brätet man feiſte Gans und freut ſich alle Welt. Zu Oſtern bäckt man Fladen; zu Pfingſten macht man Lauberhütten, und man trinkt Pfingſtbier wohl acht Tage." Weihnachten, das ſeinen Familienfeſtcharakter mit Kinderbeſcherung erſt nach der Reformation erhielt und vielmehr der Beginn toller Maskeraden und lauter Feſte während der unheimlichen „Zwölften", d. h. bis Epiphanias, war, trat vor dem Neujahrsfeſt, bei dem man neben Glückwünſchen, zuweilen in Verſen (Klopfan), auch Gaben unter Erwachſenen wechſelte, noch zurück, ebenſo vor dem Bohnenfeſt zu Epiphanias. „Zu den Kirchmeſſen oder Kirchweihen", heißt es weiter, „gehen die Deutſchen vier, fünf Ortſchaften zuſammen." Die Kirchweihen waren die Hauptfeſte der Dörfer, mit „großem gefreß" (Johannes Boëmus), ſpielten aber auch in den Städten eine Rolle, eine geringere dort die Maienbäume und Maifeſte. In der Stadt gab es aber viel weiteren Anlaß zu Feſten. Fürſtenbeſuche, Reichstage, bei denen die hohen Herren ſich auch vergnügen wollten, in den Städten abgehaltene Turniere boten dazu Gelegenheit. Namentlich die Schützenfeſte (vgl. S. 101 ff.) wie die Handwerkerumzüge waren allgemeine Volksfeſte, auch die Hochzeiten der Vornehmen erhielten durch die Bewirtung und Beſchenkung vieler Ungeladenen ähnlichen Charakter. Die Prozeſſionen (Heiltumfahrten) ſchloſſen häufig mit vergnügtem Zechen und Schmauſen uſw. Wichtig iſt aber, daß die allgemeinen Feſte wirklich ſolche der Geſamtheit waren, nicht „Volksfeſte" im heutigen Sinne. So zeigt ſich der wiederholt von uns betonte Maſſencharakter des ausgehenden Mittelalters, wie (S. 99) erwähnt, auch in der Geſelligkeit.

Gewiß trug dieſe Lebensluſt durchaus den Stempel des Materialismus, oft der Völlerei: die Sinnenfreude kam allgemein, nicht nur bei den Städtern, in maßloſer Geſtalt zum Ausdruck. Aber auch in weit häßlicheren Zügen gerade des inneren Lebens waren ſich alle Schichten ſo ziemlich gleich. Jener alte egoiſtiſch-gewalttätige Zug (vgl. Bd. I, S. 294 f.) iſt noch keineswegs geſchwunden. Die die Landſtraßen unſicher machende Räuberei wurde nicht etwa nur von den in Fehde liegenden und ſie als Kriegsrecht betrachtenden Rittern (vgl. S. 137), nicht nur von ihren ſchlimmeren Genoſſen, die zu bloßen Wegelagerern und Viehräubern herabgeſunken waren, oder von fahrendem verbrecheriſchen Geſindel betrieben, ſondern auch von gar nicht ſchlechtſituierten Bürgern und gelegentlich ſogar von Pfaffen. Über die Unſicherheit der Straßen klagen, ebenſo wie über ihren unglaublichen Zuſtand, ausländiſche Reiſende noch im 16. Jahrhundert häufig. Geleit war durchaus notwendig. Auch den Adligen, der vermöge ſeiner Verbindungen eine geiſtliche Pfründe erhalten hatte, kümmerte ſein geiſtlicher Charakter oft wenig, und er ließ ſich in ſeiner Raubluſt nicht ſtören. Sehr bezeichnend iſt die Erzählung einer Lübecker Chronik zum Jahre 1419. Die Mitglieder einer bei Straßburg aufgehobenen Räuberbande ſagten danach aus, daß ſie über 2000 Genoſſen in den rheiniſchen Städten hätten: ihre Beute hätten ſie durch einige „Bübinnen" in ein Nonnenkloſter gebracht, in das ſie von ihrem Waldeſchlupfwinkel aus auch ungeſtört hineingingen. Der wilde Zug zeigt ſich ſo noch in allen Geſellſchaftsſchichten. Das häufigſte Verbrechen iſt der Mord oder der Totſchlag; erſchreckend muß die *Kriminalität* der Zeit geweſen ſein. Wir hören Geſchichten, wie bei Burkhard Zink von einem Prieſter, der eine Frau zur Beichte zu führen vorgab und ſie in abgelegener Gegend ermordete.

Die *Härte der Strafen* (ſiehe die untenſtehende Abbildung) war zum guten Teil die Folge der herrſchenden Unbändigkeit und Gewalttätigkeit, die die ſich energiſcher durchſetzenden weltlichen Obrigkeiten ſeit dem hohen Mittelalter in immer ſchärferer Form zu bekämpfen ſuchten; am ſchärfſten taten es die Städte. Ging man bei Gewalttaten unmenſchlich vor, ſchlug z. B. ein Frankfurter ſeiner Gattin beide Beine ab, verbrannte man etwa einem Boten die Füße mit Lichtern, ſo verfuhr man auch ähnlich bei der Strafe, die oft wie ein wütender Racheakt erſcheint. Die alten Geldbußen traten ſeit längerer Zeit immer mehr zurück. Zunächſt machte man von der Todesſtrafe in weiterem Umfange Gebrauch, ſo faſt allgemein bei Diebſtahl, falſchem Spiel, Falſchmünzerei: nach Laurentius Schmits wohl übertriebener Rechnung ſollen in Lübeck, „dieweil die Stadt Recht und Urteil gehabt“, bis 1527: 18489 Perſonen hingerichtet worden ſein. Weiter war aber die Art der Tötung bezeichnend. Neben den häufigſten Formen des Hängens (für Diebſtahl) und Ertränkens (namentlich von Frauen) und der ſchon ſelteneren des Enthauptens wandte man diejenigen des Räderns (z. B. für Straßenraub, Mord uſw.), des Verbrennens (für Sodomie, doch auch für andere Verbrechen, außerdem für Ketzerei und Hexerei), des Lebendigbegrabens, des Einmauerns und Siedens im Keſſel (für Falſchmünzerei) an, die letzten beiden Strafen allerdings ſchon nicht mehr im 16. Jahrhundert. Dazu kommen nun andere grauſame Strafen, die oft der Todesſtrafe noch vorhergingen: abgeſehen von dem ſcheußlichen, aber wohl ſeltenen Schinden das Zwicken mit glühenden Zangen, das Abhauen der Hand, das Augenausſtechen, das Abſchneiden der Zunge (für Gottesläſterung) oder der Ohren. Weiter aber wandte man auch ſchon früh die aus dem kanoniſchen Recht übernommene Folter (vgl. S. 241) an. Daß unter ſolchen Umſtänden Gefängnisſtrafen ſelten waren, überhaupt zunächſt nicht eine Strafform darſtellten, iſt klar. Sie mehrten ſich erſt im 15. Jahrhundert, waren aber naturgemäß ebenfalls grauſam und hart. Die Gefängniſſe (vgl. S. 46), zunächſt für Kriegs- und Unterſuchungsgefangene beſtimmt, waren oft finſter und feucht. Die Gefangenen, auch hochſtehende, waren an Ketten oder mit den Füßen in den Stock (ein durchlochtes Holz) geſchloſſen. Sie lagen häufig mit Irren (vgl. S. 114) zuſammen. Doch wurde für beſſere



Strafen. Aus Ulrich Tengler, „Layenſpiegel“, Augsburg 1512.

Koſt auch der Gefangenen wie für ſonſtige Elende durch Stiftungen geſorgt, zumal ja eben unter ihnen Kranke waren. Wie gefühllos und unempfindlich mußten die ohnehin harten Menſchen aber durch ſolche Juſtiz werden! Darf man ſich da über die grauſame Behandlung von Schülern, von Lehrlingen, über die maßloſen Züchtigungen der Kinder durch die Eltern, wie ſie z. B. Luther arg erfahren hat, wundern?

Und doch fehlt der Zeit ein ſolche Schattenſeiten mildernder oder aufhebender gemütlicher Zug nicht. Es iſt der Humor, der ebenſo allgemein iſt wie jene Wildheit. Man wird keine Periode finden, die in ſolcher Weiſe ihr Leben, Denken und Trachten mit Humor durchſetzt hat wie das ausgehende Mittelalter. Eine mit materiellem Sinn gepaarte gute Laune, die einem ähnlichen Zeitalter in England ſpäter den Namen des merry old England verſchafft hat, tritt uns überall entgegen. Daß dieſer Zug damals ſo hervorſtach, liegt eben in der volkstümlichen Art der Zeit begründet, wie ja auch heute die wirklich volkstümliche Literatur, d. h. heute eigentlich nur die Dialektliteratur, vorzugsweiſe humoriſtiſch iſt. Die Menſchen jener Zeit bis tief in das 16. Jahrhundert hinein, hoch und niedrig, haben alle dieſe Ader, wie ſie alle durchaus volkstümlich reden und empfinden. Der Spruch des Sebaſtian Franck: „Thorheyt zu gelegner zeyt iſt die größte Weißheyt" iſt ihnen allen aus der Seele geſchrieben, dem Albrecht Achilles und ſeiner Gemahlin, Albrecht Dürer und vor allem Luther, deſſen Briefe und Tiſchreden des Humors voll ſind, wie vielen anderen. Und ſie freuen ſich ihrer Art und ſchätzen ſie hoch. „Ich bin doch", ſchreibt Luther einmal, „ſo gar hart und grob, groß, grau, grün, uberladen, ubermengt, uberfallen mit Sachen, daß ich muß zur Rettung des armen cadaveris zuweilen ein ſolch Luſtfreudlein von einem Zaun brechen." Selbſt ein ſo ſchwerfälliger Menſch wie der ſchon die Steifheit des kommenden Verfallszeitalters zeigende Kölner Hermann Weinsberg charakteriſiert ſich als „gern frohlich und luſtig" und freut ſich in ſeinem „Gedenkbuch" an dem Bericht von allerlei Schwänken.

Solchen Einzelſtimmen entſprechen Äußerungen des Volkes im Volkslied, in volkstümlichen Schwänken und Sprüchen. Hier überwiegt die Trinkerſeligkeit, der Humor des Schlemmers, daneben der der Faulheit und der am meiſten dem Weſen des Humors entſprechende der Armut. Dieſen echten Humor zeigen auch die Grabſchriften, namentlich in Niederdeutſchland, deſſen derbe Spruchweisheit überhaupt bis heute die alte Volkslaune widerſpiegelt. Aus jenen volkstümlichen Jahrhunderten ſtammt weiter die Hauptmaſſe launiger Bezeichnungen für Perſonen (vgl. S. 82; Beiſpiele bieten beſonders die von Kriegk geſammelten Frankfurter Perſonennamen), Orte, Straßen, Häuſer, Tiere, Pflanzen, Trachten, Waffen (Geſchütznamen), Speiſen, Getränke — und auch für den Galgen. Dieſe Laune erſtreckt ſich aber auf alle Lebensgebiete, zunächſt auf das Recht, ſoweit es Volksgut iſt. Der Humor im Recht, der freilich zum Teil aus noch älterer Zeit ſtammt, zeigt ſich in Ausdrücken der Rechtsſprache, Rechtsſprichwörtern, Rechtsvorſchriften, den Erſcheinungen der draſtiſchen „Rechtsübertreibung" und des „Scheinrechts" (lächerlicher Strafen). Weiter bemächtigt ſich dieſe Laune des kirchlichen Lebens: trotz der theoretiſchen Weltverachtung wurde bei den immer volkstümlichen kirchlichen Feſten (vgl. S. 123) dem Vergnügtſein oft bis zur Zügelloſigkeit nachgegeben, in ernſte Feiern drängte ſich aber auch die Luſt ein. Am Oſterfeſte ſuchten wohl die Prediger durch ungereimtes Zeug ihre Hörer zu möglichſt kräftigem Lachen zu bringen. Vielleicht ſteckt in dieſem „Oſterlachen" weniger die Erleichterung nach der langen Faſtenzeit als die wiederholt (Bd. I, S. 191, 345) betonte Freude über den Einzug der wärmeren

Jahreszeit, die wieder in der Natur zu leben verſtattete. Sollte doch die Sonne ſelbſt drei Freudenſprünge am Oſtermorgen machen. Im Straßburger Münſter verſteckte ſich am Pfingſtfeſt einer „in" der Figur des ſogenannten „Roraffen" — d. h. in Wahrheit wohl auf der nahen Orgelbühne — und ſang und ſpottete während des Gottesdienſtes, ein Unfug, den Geiler von Kaiſersberg 1496 und energiſch 1501 zu beſeitigen ſuchte, anſcheinend vergeblich. Auch die Kirchenbauten ſelber zeugen von ſolchem Hang zu Spott und Poſſen, deſſen Träger die Steinmetzen und Holzſchnitzer waren. Man denke an die derb-komiſchen, den Klerus ſelbſt verſpottenden Waſſerſpeier am Freiburger Münſter, an ſchalkhafte Stein- und Holzarbeiten an Säulen, Altären und Chorſtühlen.

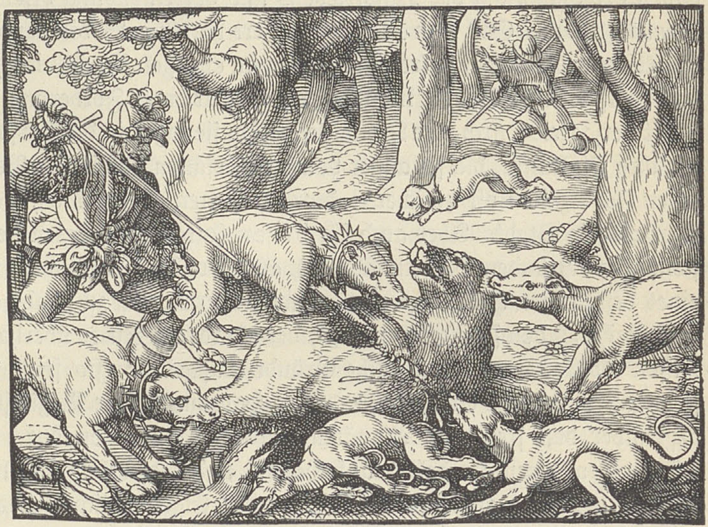
Humor lebte aber überhaupt in der Kunſt, das zeigen die Randzeichnungen Dürers im Gebetbuch Maximilians, zahlreiche Holzſchnitte und andere volkstümliche Kunſtprodukte. Humor lebte ebenſo in der literariſchen Produktion. Altes Volksgut enthielten die Schwankſammlungen, wie der „Pfaffe vom Kahlenberg". Auch in ſpäteren Sammlungen, die zum Teil recht viel fremdes Gut führen, ferner ſchon Künſtlichkeit und Züge des Niedergangs aufweiſen, in Paulis „Schimpf und Ernſt", Wickrams „Rollwagenbüchlein", Freys „Gartengeſellſchaft", Kirchhoffs „Wendunmut" und anderen, hat der deutſche Volkshumor noch ſein großes Feld. Als ſein urſprünglichſtes Erzeugnis muß aber neben dem Volksbuch von den Schildbürgern das von Till Eulenſpiegel gelten, freilich in erſter Linie ein Produkt der ſonſt mißachteten „Bauernſchlauheit". Völlig ſtädtiſche Färbung hatten dagegen jene Faſtnachtsſpiele (vgl. S. 99f.). Die Faſtnacht, die bei hoch und niedrig als fröhlichſte Zeit im ganzen Jahre galt (vgl. S. 99), ließ die luſtige Volkslaune überſchäumen, in komiſchen Aufzügen, oft ſatiriſcher Natur, in derben Narrenspoſſen auf den Straßen und in den Häuſern. Von ihr zeugen ebenſo die Spiele, deren Hauptkomiker der Teufel war. Auch bei ernſten Spielen zu anderen Zeiten bot die Hölle, deren Pforte ſich im Vordergrunde des Platzes öffnete, und die ſonſt irgendwie unterirdiſch hergerichtet war, durch den Lärm ihrer Inſaſſen ſtändig Anlaß zur Beluſtigung. Die Teufel ſelbſt griffen zu komiſchen Poſſen, hechelten auch die verſchiedenen Stände durch. Die Szene mit dem Salbenkrämer wurde zu einer draſtiſchen Streit- und Prügelſzene geſtaltet. „Der Narren Kirchweih" nannte man die Faſtnacht, und die Narrenkleidung — daß es überhaupt eine ſolche gab (Gugel, über den Kopf gezogen, daran Eſelsohren mit Schellenbeſatz), iſt ſchon bezeichnend — war unter den Faſtnachtsverkleidungen die beliebteſte. Der allgemeine Drang zu volkstümlicher Beluſtigung hat das Narrentum aber auch zu einer ſtändigen Inſtitution gemacht, die, eigenartiger als das berufsmäßige Poſſenreißertum der Orientalen und Griechen oder gar unziviliſierter Völker, recht dem Geiſt ihrer Zeit entſprach: er ließ ja damals auch Narrengeſellſchaften, Narrenvereine ſonſt verſtändiger Leute erſtehen. Der Narr iſt Verkörperung menſchlicher Torheit: aber der Humor der Zeit faßt ſelbſt die Sünde als Narrheit auf. Anderſeits wird der Narr ſelbſt zum Verſpotter der Torheiten und Sünden der Menſchen. Neben dem Volksnarrentum hat ſich ein feſtes Hofnarrentum entwickelt, wodurch die Fürſten, überhaupt die großen Herren, auch die Prälaten und Äbte, ſich ebenſo als Liebhaber der volkstümlichen Laune erwieſen wie durch ihre Hofaſtrologen (vgl. S. 202) als Anhänger volkstümlichen Wahns. Mit dem Schwinden volkstümlichen Geiſtes kamen auch die Hofnarren ab, deren Geſchwätz bereits Philander von Sittewalt als „garſtig und ungeſchmackt" verſpottete. Freilich nahm mit dem 16. Jahrhundert überhaupt das Derbe und Zyniſche des Humors zu. Aber die Grobheit und Derbheit war doch ſchon früher charakteriſtiſch, auch bei Vornehmen: in den Spielen durften Unflätigkeiten und rohe Prügeleien, die häufig ſelbſt in den geiſtlichen Spielen (Wächter am Grabe) vorkamen, am meiſten auf Beifall rechnen. Aber man denke an unſere Clownſzenen. Und auch heute noch lieben materiell gerichtete Kreiſe, wie es damals die ganze Zeit war, niedrig-komiſche Genüſſe.

Für den damaligen Humor iſt nun aber weiter ein uralter, volkstümlicher, jetzt ſehr geſteigerter Zug charakteriſtiſch, die Spott- und Neckluſt. Die ſo zerſplitterten und auf ihre Eigenart ſtolzen Stämme haben ſich von jeher gern verſpottet: das ſchoß jetzt üppig in Blüte, und jedem Stamm ſagten die anderen gewiſſe Unarten nach. Manche kamen aber auch zu einem allgemeinen Ruf als törichte Leute, wie einſt die Heruler, ſo jetzt die früher (vgl. Bd. I, S. 311) geprieſenen Schwaben. Namentlich haftete ſolcher Spott aber an Städten, wie vor allem an Schilda, deren Bürgern das „Lalenbuch“ die Ehre allgemeinen Bekanntſeins verſchaffte, weiter an Schöppenſtedt, Buxtehude und anderen; ſelbſt das vornehme Nürnberg hat etwas herhalten müſſen. Noch ſtärker richtete ſich die Spottluſt auf den einzelnen Menſchen und verſchonte dabei ſelbſt nicht Gebrechen. Die zahlreichen Spitznamen, zu denen häufig die Trinkluſt des Betreffenden Anlaß gab, ſind ſpäter oft zu Familiennamen geworden (vgl. S. 81 f.).

Aber die volkstümliche Spottluſt dieſer Zeit trägt nun doch auch einen ſtark ſatiriſchen Zug, und das hängt unzweifelhaft mit den Zuſtänden, die dazu herausforderten, zuſammen, immerhin auch wohl mit einer eingewurzelten Neigung. Schon im 14. Jahrhundert wird in Braunſchweig verboten, ehrenrührige Reime und Spottverſe zu machen und zu verbreiten. Wie die eigentliche Volksliteratur — von den Satiren der höheren Literatur, vor allem dem auch noch ſtark volkstümlichen „Narrenſchiff“ Sebaſtian Brants ganz abgeſehen — oft ſtark ſatiriſch gefärbt iſt, z. B. in den Schwankbüchern die Pfaffen herhalten müſſen, ſo liebt es das Volk auch ſonſt, ſeinen Spott bitterer auszudrücken. Schärfer wird die Verhöhnung gewiſſer allgemeiner Gattungen, wie der Hoffärtigen, der Liebesnarren, der Pantoffelhelden, der Schwätzer, man ſchreitet aber weiter zur Verſpottung ganzer Stände und Berufsklaſſen. Schon das Volkslied zeigt ſich, abgeſehen von den verhaßten „ſnöden juden“, namentlich über die Juriſten, die „böſen Chriſten“, („ſie haben die alten Rechte verkehrt“) und über die Geiſtlichen („was ſie uns ſollten wehren, daſſelbe treiben ſie alle Tage“) erbittert. Dazu kommt der ſtändige Spott über die Bauern (vgl. S. 140). Vielfach behält dieſe geſellſchaftliche Kritik noch humoriſtiſchen Charakter: der erwähnte Salbenkrämer in den geiſtlichen Spielen wird zu Hieben auf den betrügeriſchen Kaufmann benutzt; launige Sprichwörter nehmen die Handwerker nach den einzelnen Zweigen vor; die Ärzte „können nit mehr denn lügen und ſchwatzen“. Alle Stände müſſen dem Volkswitz herhalten. Aber die Kritik wird auch ernſter, dringender, offener. Seit den Tagen Bertolds von Regensburg (vgl. Bd. I, S. 422 f.) hatte ſie eine Hauptſtätte in den volkstümlichen Predigten. Auch in Liedern wurden Reformen gefordert, nach der Mansfeldiſchen Chronik von Cyriacus Spangenberg machte man 1452 Lieder, „darinnen die Oberkeit erinnert und ermahnet ward, in der Regierung Gleichmäßigkeit zu halten, dem Adel nicht zu viel Freyheit und Gewalt zu verhängen, den Bürgern in Stedten nicht zu viel Pracht und Geprenges zu vorſtaten, das gemeine Bawersvolk nicht über Macht zu beſchweren, die Straßen [von Räubern] reine zu halten und Jedermann Recht und Billigkeit widerfaren zu laſſen“. Es ſei auch auf ein von Kriegk veröffentlichtes Frankfurter Strafgedicht auf die allgemeine Treuloſigkeit und Habgier hingewieſen. Lehrgedichte wie Vintlers „Blumen der Tugend“, das ſehr peſſimiſtiſche „Teufels Netz“, „Die Welſchgattung“, Morsheims „Spiegel des Regiments in der Fürſten Höfe“ gehen ſehr ſcharf mit allen oder einzelnen beſonderen Ständen um und ſchonen auch vor allem den Adel und die Fürſten nicht. Am höchſten ſteht die tiefeinſchneidende Satire Sebaſtian Brants, an deſſen „Narrenſchiff“ Geiler von Kaiſersberg ſogar Predigten anknüpfen konnte. Auch die volkstümlichen Spiele greifen oft die Mächtigen dieſer Erde an bis hinauf zum Kaiſer. Und Hans Folz bittet in ſeiner „Hiſtori vom Römiſchen Reich“ den lieben Gott: „O Herr, laß uns werden gefreit von aller tiranniſchen rott!“

Dahin ſchwindet vor ſolchen Stimmen jener Eindruck der Einheitlichkeit, und dieſelben Menſchen, die ſich geiſtig und gemütlich ſo ähnlich ſind, zeigen ſtarke ſoziale Zerriſſenheit. Zunächſt ergaben ſich tiefgehende Gegenſätze ſchon aus der politiſchen Zerſplitterung des Reiches und den Machtgelüſten der einzelnen Faktoren, die immer gegeneinander ſtanden und gerade bei der Schwäche der Zentralgewalt ſich auch zunächſt nebeneinander behaupteten, der Fürſten, Städte und Reichsritter. Der für die Zukunft wichtigſte Gegenſatz, bei dem es darauf ankam, welcher Faktor im politiſchen wie auch im kulturellen Leben überhaupt maßgebend ſein ſollte, war der zwiſchen Fürſten und Städten. Auf der kulturellen Vorherrſchaft und der wirtſchaftlichen Macht der letzteren beruhte die Höhe der Zeit: aber die politiſch führende Schicht der Fürſten begann ſchon jetzt die äußere Selbſtändigkeit der Städte, die als bürgerliche Republiken ſich ebenſo wie ſie von der Reichsgewalt emanzipiert hatten, zu unterdrücken. Bereits im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) hatten ſich die Landesherren zu bedeutender Machtſtellung aufgeſchwungen; ihre Zahl hatte ſich auch durch Teilungen der Herrſchaft fortgeſetzt vermehrt; aus ihnen hatte ſich dann der Kreis der Kurfürſten als eigentlicher Regenten des Reiches gebildet, und dieſem oligarchiſchen Regiment gegenüber bedeutete der Kaiſer wenig. Der Stabilierung der landesherrlichen Macht folgte zunächſt freilich wieder ein Rückſchlag durch die Emanzipation der Stände.

An das Mitſprechen der Stände, vor allem der Ritterſchaft — der Klerus erſcheint nicht immer unter den Ständen —, war der Fürſt im ganzen ſeit dem 14. Jahrhundert gebunden. Schon im 13. Jahrhundert hatten die Ritter mit ähnlichen Mitteln, wie ſie die Landesherren gegenüber der Zentralgewalt angewandt hatten, ſich von ihnen emanzipiert. Die ritterlichen Miniſterialen waren längſt mit den freien Vaſallen verſchmolzen (vgl. Bd. I, S. 270) und fühlten ſich nicht mehr perſönlich vom Landesherrn abhängig. Er blieb ihr Lehnsherr, aber ſonſt arbeiteten die kleinen Herren immer mehr auf einen eigenen Herrſchaftsbereich hin, und da ſie vereinzelt zu ohnmächtig waren, ſuchten ſie in den ritterlichen Bünden und Körperſchaften (vgl. Bd. I, S. 378 f.) den nötigen Rückhalt für ihr Machtſtreben. Längſt hatten ſich ferner (vgl. Bd. I, S. 291 ff.) die Städte von den Stadtherren emanzipiert und ſich immer mehr zu ſelbſtändigen Wirtſchafts-, Verwaltungs- und Gerichtsbezirken entwickelt. Gegen den Klerus mit ſeinen Privilegien und Exemtionen konnte der Landesherr immer weniger ausrichten. Die begonnene Konzentration der Verwaltung wurde ſo wieder geſtört: ſchließlich blieb dafür nur der Domanialbeſitz. Ritter, Städte und erſt recht die Kleriker fühlten ſich auch nicht nur territorial wenig gebunden, vielmehr kaum national: der internationale Zuſammenhang der Stände war oft ausſchlaggebend. So kam der Landesherr, zumal bei wachſender Verſchuldung, in eine immer ſchwierigere Lage. Insbeſondere für die Heeresfolge und die Aufbringung der finanziellen Erforderniſſe ſtieß er auf immer ſtärkeren Widerſtand, und es blieb nichts übrig, als vor den Ständen zu kapitulieren und mit ihrer Mitwirkung zu regieren. Allgemeine Gründe, wie die militäriſche Wichtigkeit der Ritter, die Steuerkraft der Städte, der Beſitz des Klerus, laſſen ſich für die Entſtehung ſtändiſcher Verfaſſungen nicht als überall entſcheidend annehmen, man hat richtig betont, wie zufällig der Charakter der neuen Formen und wie verſchieden der Zeitpunkt ihrer Ausbildung iſt. Die Steuerbewilligungen ſind jedenfalls ein Hauptmittel zur Erweiterung der Rechte der Stände geweſen, aber auch äußere Ereigniſſe, wie Thronſtreitigkeiten. Die erſte Vorausſetzung war natürlich das durch eine erneute Feſtigung der Territorialherrſchaft ſelbſt bewirkte Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Territorium, eine weitere die Unabhängigkeit desſelben vom Reich, die ein eigenes Heer, eine eigene Verwaltung bedingte. Zur Durchführung der entſprechenden Aufgaben mußte der Fürſt aber bei der ſozialen und wirtſchaftlichen Bedeutung der Ritter und der Städte mit dieſen paktieren.


Bärenjagd. Aus Petrus de Creſcentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583.

Im 15. Jahrhundert begann der neue Aufſchwung der landesherrlichen Macht. Das Bedürfnis nach einer feſt durchgreifenden Obrigkeit wurde ſtärker, je mehr die Zentralgewalt verſagte. Nun kam dem Territorium ſeine Beamtenorganiſation zugute: auf ſie ſtützte ſich die immer mehr als notwendig anerkannte geordnete Verwaltung. Vor allem wurde Ordnung der Finanzen als erſte Grundlage der Macht erſtrebt. Das Wichtige war nun, daß ſtärker noch als ſchon im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) die wirtſchaftliche, ſittliche, ſoziale Fürſorge von den Landesherren als Aufgabe ergriffen wurde, die Städte darin alſo keineswegs allein ſtanden, ſondern vielmehr, ſoweit ſie zu einem Territorium gehörten, Schutz und Unterſtützung bei den Fürſten fanden. Eigentliche Kulturträger waren zwar die Fürſten in dieſer Zeit noch nicht. In ihrer Lebenshaltung kamen ſie manchen reichen Bürgern kaum gleich, ſie werden in der Mehrzahl von italieniſchen Beurteilern noch im beginnenden 16. Jahrhundert als arm und verſchuldet hingeſtellt. Ihr Hauptſtreben war ein rein dynaſtiſches, eine Vermehrung ihres Territorialbeſitzes und ihrer Einkünfte. Dabei ergab ſich eine ſtändige gegenſeitige Eiferſucht. Höhere Intereſſen kannten ſie noch wenig: wer ihre Privatbriefe durchblättert, wird die Jagd (ſiehe die obenſtehende Abbildung) und das im ausgehenden Mittelalter wieder gewaltig Mode werdende Turnier (vgl. S. 136) als das Weſentlichſte entdecken, und namentlich die norddeutſchen Fürſten waren, wie ſich Markgraf Johann von Brandenburg einmal ausdrückt, „niederlendiſche jeger". Dabei huldigten ſie jenem rohen Schwelgluxus, namentlich dem Trinken, und dachten nicht an feinere Geſelligkeit. Für ihre Verwaltung, über deren Fortſchritte ſpäter (S. 270 f.) näher zu handeln iſt, hatten ſie ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 309) jene Organiſation eingeführt: weſentlich wegen der Einkünfte waren

Bezirke mit miniſterialiſchen beſoldeten Pflegern, Amtleuten, Kaſtellanen, Droſten an der Spitze gebildet worden, die häufig zugleich die Gerichtsbarkeit über die Nichtritterbürtigen übten; denn der Graf, nun der Territorialherr, nahm ſeinen Vorſitz jetzt nur noch in den Gerichten für Ritter. In den Ämtern lag der Schwerpunkt des ganzen Finanzweſens, da auch die Ausgaben durch ſie geleiſtet wurden. Da nun weiter der auf das Lehnsweſen gegründete Kriegsdienſt eine Zentraliſation ausſchloß, blieben dem Mittelpunkte des Territoriums, dem Hofe ſelbſt, zunächſt nur geringe Verwaltungsaufgaben. Die alten Hofämter, das des Truchſeſſen uſw., gingen dabei an Bedeutung zurück, und die Fürſten bedienten ſich ſchon miniſterialiſcher Räte, deren Amt eben nicht mehr mit dem Lehnsweſen verbunden war. Dieſe noch einfache Landesverwaltung hatte nun ſchon innere Fortſchritte über die allgemeinen Aufgaben der Sicherung des Landfriedens und der Ausübung öffentlich-rechtlicher Befugniſſe hinaus gemacht. Seit dem 13. Jahrhundert hatten z. B. die Landesherren, die ja überhaupt auf reichem Grundbeſitz, freilich nicht ihrem einzigen Machtmittel, fußten, ihre Fürſorge der landwirtſchaftlichen Produktion zugewandt, für deren Förderung die verfallende Grundherrſchaft verſagte. Durch ihre Amtleute griffen ſie ſogar in die Dorfangelegenheiten ein. Denn für ihre Einkünfte, die ſie außer von den Gefällen aus ihrem Beſitz — und dieſe waren in jenen Fehdezeiten oft unſicher — durch Beſteuerung erzielten, war das Land zunächſt wichtiger als die Stadt. Aber auch für deren Intereſſen ſorgten ſie bald, freilich zunächſt aus fiskaliſchen Gründen (Zolleinnahmen), auch wohl aus politiſchen, um, etwa durch Förderung eines beſtimmten Handelszweiges, andere Territorien zu ſchädigen. Für Albrecht Achilles zum Beiſpiel, den Feind Nürnbergs, der als rechter Ritter überhaupt von Kaufleuten wenig wiſſen wollte, waren nur ſolche Gründe maßgebend, für ſeine Nachfolger aber doch auch ſchon wirtſchaftliche Erwägungen. Die Hauptſache war Begünſtigung der eigenen Städte gegenüber den fremden. Allmählich wirkten die Fürſten durch die Bedürfniſſe ihres nun feſter gewordenen Hofhaltes auf Handel und Gewerbe förderlich ein, die Reſidenzſtädte wurden gehoben: aber bei der bedeutenden Eigenwirtſchaft des Hofes war dieſer Vorteil anfangs noch gering. Fürſtliche Städte, die von den Fürſten nicht beſonders begünſtigt wurden, konnten ihre Stellung ſelbſt ſchwer behaupten und wurden oft Ackerſtädte. Mehr und mehr wurde aber aus dem Gewährenlaſſen ein Eingreifen in das wirtſchaftliche Leben. Der Fürſt entſchied Streitigkeiten zwiſchen Städten wegen ihres Handels nach ſeinen perſönlichen oder den Intereſſen des ganzen Territoriums; er dekretierte ebenſo über die gewerblichen Verhältniſſe, die Abgrenzung der Handwerke uſw. Bald wurden, wie bisher ſeitens der Städte, nun ſeitens der Landesherren Beſtimmungen über Maß und Gewicht, Preiſe, Löhne und anderes getroffen. Überhaupt wuchs die Verwaltungstätigkeit, die ſchon durch die regelmäßige Beſteuerung (vgl. S. 74) notwendig geworden war, entſprechend der Erweiterung des Territoriums zu einem Wirtſchaftsgebiete ſich ganz wie in der Stadt aus, ohne daß man aber von einer neuen Wirtſchaftsform ſprechen kann; die fürſtliche Wirtſchaftspolitik war im 13. Jahrhundert ſchon zum Teil weiter geweſen als jetzt. Vielmehr werden wir noch ſpäter die alten Formen der „Stadtwirtſchaft“, nur von den Landesherren gehandhabt, weiter beſtehen ſehen. Im ganzen ſetzte ſich die fürſtliche Verwaltung völlig erſt im 16. Jahrhundert durch.

Auf die Ausbildung eines eigentlichen Staates hat dann ſchließlich ſehr weſentlich die alsbald (S. 145 ff.) zu beſprechende, vor allem gerade durch die juriſtiſchen Kanzleibeamten der Fürſten geförderte Übernahme des römiſchen Rechtes, überhaupt die

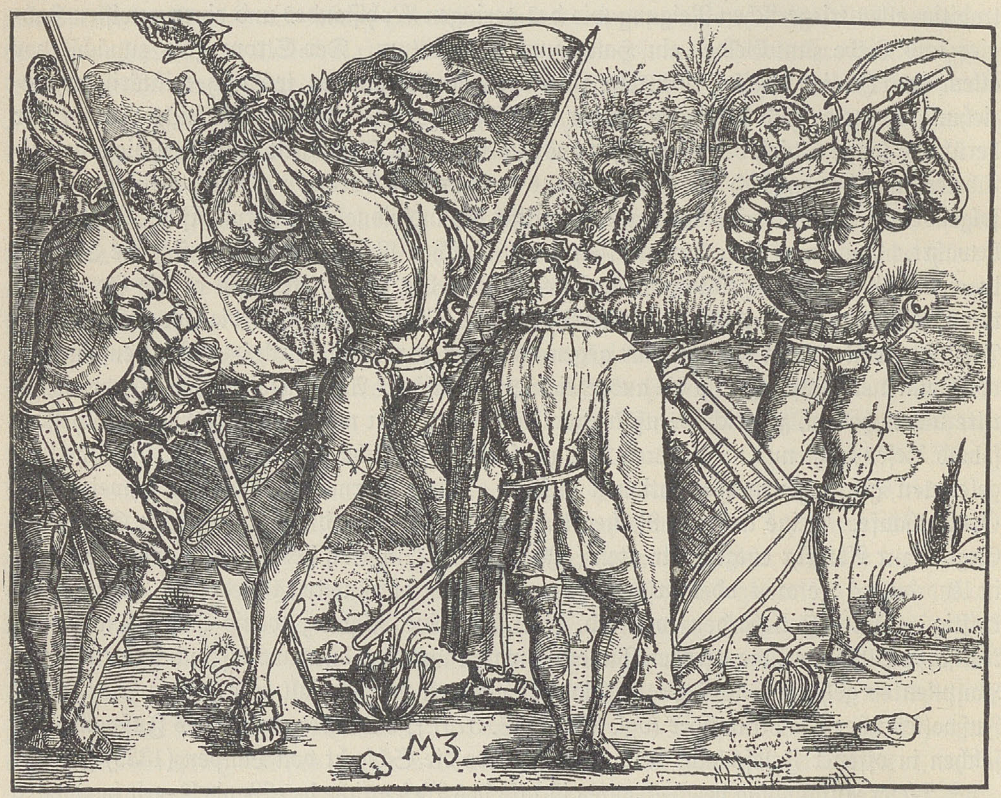
Erneuerung des antiken Einfluſſes gewirkt. Man hat den aufkommenden modernen Staat geradezu als ein Produkt der Renaiſſance angeſehen. Das iſt ſo allgemein nicht richtig. Es handelt ſich um eine nicht auf Italien beſchränkte, vor allem in Weſteuropa eintretende internationale Entwickelung. Das Streben ging auf Konzentration und Konſolidierung der ſtaatlichen Macht gegenüber den mittelalterlichen Ideen des chriſtlichen Univerſalreiches und des kirchlich geleiteten Staates überhaupt wie gegenüber dem zerſetzenden Sondergeiſt des Feudalismus: Frankreich, Spanien und England erwuchſen zu kräftigen nationalen Staaten. Auf Italien wirkte weſentlich das Vorbild des normanniſchen Königreiches beider Sizilien, das auf älteren Grundlagen unter dem Staufer Friedrich II. eine modernere Organiſation und ſtraffe Geſtaltung erhielt. In Italien nahm dann bei der Fülle der ſtaatlichen Sondergewalten die ſtaatliche Entwickelung die verſchiedenſten Formen an, die in einzelnen Elementen ſicherlich zur Ausbildung des modernen Staates beitrugen. Daß in Deutſchland zwar nicht wie in Weſteuropa die Zentralmacht, ſondern die Territorialherren einen kräftigen Anlauf zu ſtaatlicher Konzentration nahmen, wurde ſchon früher (Bd. I, S. 309) erörtert und oben wieder hervorgehoben. Dann folgte jener Rückſchlag (vgl. S. 128) und darauf der geſchilderte kräftige, diesmal dauernd wirkſame Aufſchwung ſtaatlicher Macht: der Fürſt begann mutig die notwendige Auseinanderſetzung mit den feudalen Faktoren, die aller Konzentration ſeiner Machtmittel widerſtrebten, kam freilich noch lange nicht völlig zum Siege. Indeſſen iſt die neue Wendung zum modernen Staat in Deutſchland bereits im 14. Jahrhundert von einem bedeutenden Fürſten, überdies gerade von einem Inhaber der kaiſerlichen Zentralgewalt, eingeſchlagen worden. Burdach hat, was oft überſehen wurde, auf Karl IV. als den Schöpfer eines moderner gerichteten Staates hingewieſen. Freilich handelt es ſich dabei nicht um das Deutſche Reich, ſondern um das Königreich Böhmen, deſſen Verwaltung er ſtraff konzentrierte und regelte, deſſen Machtmittel er feſt gründete, deſſen Wirtſchaftsleben, deſſen innere Wohlfahrt er auf alle Weiſe zu fördern ſuchte. Dieſe Rolle Karls IV. iſt nicht zufällig, er gehorchte da wieder, wie auch auf anderen Gebieten (vgl. Bd. I, S. 359), den Einflüſſen Frankreichs, gerade für Frankreich haben wir eben bereits die Anbahnung des ſtraffen modernen Staatsgefüges feſtgeſtellt. Später, in der jetzt von uns behandelten Periode, um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, iſt dann Frankreich durch Ludwig XI. völlig zum kraftvollen Staat geworden, in derſelben Zeit, als Heinrich VII. von England und Ferdinand von Aragonien ihre Länder auf eine entſprechende Höhe hoben. Dahinter blieben die deutſchen Landesherren naturgemäß weit zurück.

Einige Worte erfordert noch jenes notwendige Streben der deutſchen Fürſten, ſich gegen die zu der (S.128) beſprochenen Bedeutung gelangten Stände durchzuſetzen. Vor allem bedurfte es einer Auseinanderſetzung mit den Städten. War ihnen auch die Neigung zur Beeinfluſſung der Reichspolitik gelegt worden (vgl. S. 31), ſo waren doch die einzelnen Städte in ihrer politiſchen Unabhängigkeit ziemlich ungeſchmälert geblieben; ſie waren durch ihre Einungen ſtark, ſtanden außerhalb der Lehnsverfaſſung und pflegten im übrigen ebenſo nur Sonderintereſſen wie die Landesherren. Im 15. Jahrhundert kam der Kampf zum Ausbruch und wurde zum Teil ſchon zugunſten der Landesherren, die indeſſen nicht wie der ritterliche Adel abſolut ſtädtefeindlich waren, ſondern nur Herren der Städte ſein wollten, entſchieden. Die Hanſa ließ es 1442 geſchehen, daß Kurfürſt Friedrich II. ihr Glied, die Landſtadt Berlin, unterwarf und damit einen erſten, weithin wirkenden großen Erfolg gegenüber den Städten errang; Nürnberg mußte ſich 1450 allein gegen Albrecht Achilles wehren, der freilich nichts ausrichtete; aber Mainz konnte 1462 dem Erzbiſchof nicht widerſtehen. Anderſeits bewahrten viele Städte ihre Selbſtändigkeit, auf die fürſtlichen Städte ſahen die unabhängigen Glieder der Hanſa herab, und der volle Sieg der Landesherren iſt erſt ins 17. Jahrhundert zu ſetzen.

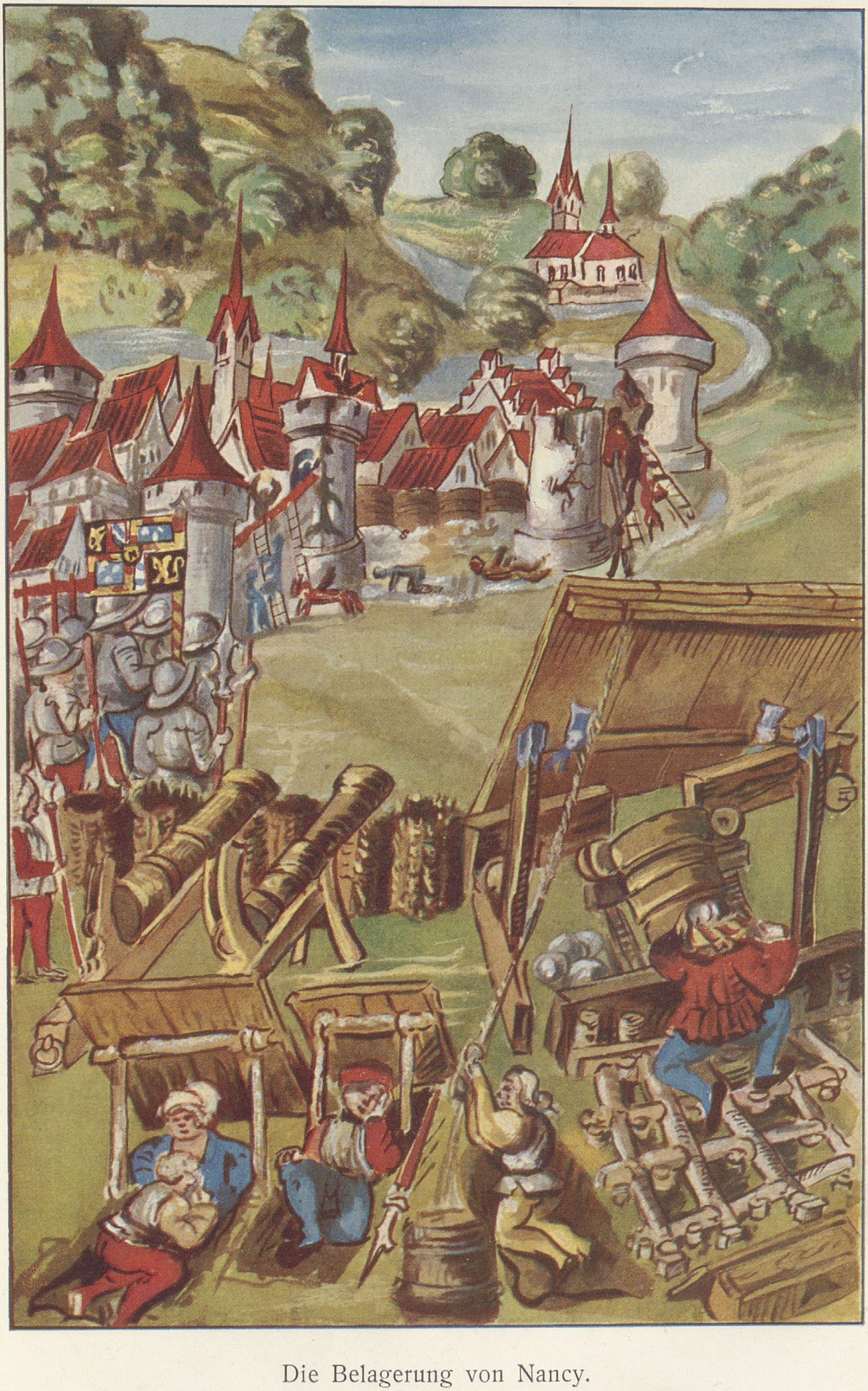
Der Fürſt hatte nun keineswegs nur die Unabhängigkeitsbeſtrebungen der Städte oder auch der Reſte der freien Bauern zu bekämpfen, ſondern ebenſo die des ritterlichen Adels. Es iſt zu ſehr tragiſchen Konflikten zwiſchen den freiheitsliebenden und zugleich herriſchen Rittern und den Fürſten gekommen; beſonders die Hohenzollern haben die wilde Ritterſchaft der Mark Brandenburg gewaltſam niederzwingen müſſen. Anderſeits bewahrten im älteren Deutſchland Teile des ritterlichen Adels ebenſo wie viele Städte ihre Unabhängigkeit als Reichsunmittelbare. Sozial ſtanden überdies Adel und Fürſten einander doch als „Ritter“ nahe, und kulturell erſt recht: als Folge eigentlicher ſozialer Gegenſätze kann man dieſe die Zukunft entſcheidenden Machtkämpfe nicht auffaſſen.

Für die ſoziale Zerſplitterung iſt viel ſtärker der Gegenſatz zwiſchen Adel und Städten in Betracht zu ziehen. Den Niedergang des Adels und ſeine Gründe haben wir bereits (Bd. I, S. 352ff. und 379) kennen gelernt. Zu den wirtſchaftlichen Momenten kamen im ſpäteren 15. Jahrhundert die den Ritter ſchädigenden Wandlungen des Kriegsweſens. Wichtig war dabei nicht etwa das Söldnertum an ſich. Dieſe der zunehmenden Geldwirtſchaft entſprechende Heeresform hatte ſchon längſt (vgl. Bd. I, S. 322) neben dem Lehnsheer beſtanden. Die Territorialherren bildeten das Söldnertum dann bei der Unzuverläſſigkeit des Lehnsverbandes, nachdem es die Staufer ſchon gegen die Lombarden benutzt hatten, als brauchbares Machtmittel aus, und noch früher hatten es die geldreichen Städte, zumal die Bürger infolge ihrer Erwerbsintereſſen ſich kriegeriſcher Betätigung allmählich weniger geneigt zeigten, herangezogen. Das Geld erlaubte dann auch die Aufſtellung größerer Maſſen, die die kleineren Lehnsheere weit hinter ſich ließen. Karl der Kühne hatte bei Granſon 14000, bei Murten 19000 Krieger. Dieſes Söldnerweſen tat nun dem Rittertum an ſich keinen Abbruch. Denn zunächſt gab der Ritter ſelbſt das allerdings wenig diſziplinierte Material für fürſtliche wie ſtädtiſche Söldner her und kräftigte ſich ſogar finanziell durch dieſen namentlich von den Städten gut bezahlten Dienſt. Im ganzen blieb daher der Krieg, der ſich immer mehr als eine Reihe bald hier, bald da lodernder, beide Teile ermüdender Fehden mit ſeltenem Aufeinandertreffen größerer Haufen darſtellte, auch Raub. Die Gefechtsform war die des Turniers, wobei man übrigens immer ganz langſam gegeneinander ritt. In letzter Linie beſtand das Heer nach franzöſiſchem, dann auch burgundiſchem Muſter aus „Gleven“ („Lanzen“), d. h. ganz kleinen Einheiten, die ein Ritter als maßgebender Mittelpunkt in Verbindung mit leichten Reitern und berittenen, im Gefecht abſitzenden Schützen bildete. Solche Miſchung war längſt gebräuchlich. Die nur wenig zahlreichen Bogenſchützen und Armbruſter traten in der Ritterſchlacht meiſt vor dem Zuſammenſtoß in Aktion. Dieſe Schützen wurden dann namentlich von den Städten ausgebildet, die ſich im übrigen ganz an die bisherige Kampfweiſe hielten. In ihren Heeren waren die nach Art der Ritter gewappneten, berittenen Patrizier der wichtigſte Teil; das Fußvolk, neben jenen Schützen Spießträger, war Nebenſache und focht ungeordnet im Handgemenge. Das Fußvolk — von der alten, im Notfall verwandten Landwehr kann man ganz abſehen — ſtand überhaupt gegenüber dem Reiterheer noch durchaus zurück, war meiſt nur Hilfs- (Beſatzungs- und Bedeckungs-) Truppe und galt gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts in Deutſchland ganz wenig, obgleich es in dem großen franzöſiſch-engliſchen Kriege ſchon ſeine Rolle ſpielte. Dann aber ſetzte ſein bereits (Bd. I, S. 379f.) erwähnter Aufſchwung ein. Mehr als dem franzöſiſchen Königtum (Ludwig XI.) iſt den in ewigem Kriege mit ihren herriſchen Nachbarn liegenden Schweizern dieſe Wendung zu danken. Bei ihnen konnte ſich ſchon der Bodenbeſchaffenheit ihres Landes wegen eine Reiterei nicht entwickeln. Die Bedrängung von außen hatte überdies Stadt und Land geeint und zur kriegeriſchen Ausbildung des ganzen Volkes beigetragen. Früh zeigte ſich dann, wohl auch infolge einer traditionellen kriegeriſchen Neigung wie des geringen Wohlſtandes und einer gewiſſen Habgier und Liebe zum Gelde, ein Hang zum Söldnertum. Der Strom ging zunächſt vor allem nach Italien, deſſen kulturelle Überlegenheit ſich auch in techniſch-militäriſcher Beziehung äußerte, und das darin wieder die Schweizer beeinflußte. Vielleicht ſtammt der berühmte lange Spieß der Schweizer aus Italien. Der Fortſchritt nun, den dieſe herbeiführten, und der zugleich den Beginn des modernen Kriegsweſens bedeutet, liegt in folgendem. Die Ritterſchlacht hatte eigentlich die individuelle altgermaniſche Kampfesart bewahrt. Nach dem Zuſammentreffen der feindlichen Reiterhaufen löſte ſich die Schlacht in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Der Einzelne verrichtete, wie es die Germanen taten, Wunder von Tapferkeit. Von Taktik und Strategie iſt nicht viel die Rede. Jede Disziplin fehlte. Der Kampf war gegen einſt nur verändert durch das Berittenſein, die vollkommenere Rüſtung und die ausgezeichneten Waffen. Aber dieſe mit Recht geprieſenen ritterlichen Helden, zugleich Berufskrieger, mußten an dem mißachteten Fußvolk zerſchellen, ſobald dieſes nicht nur in größerer Menge, ſondern taktiſche Körper bildend, in einheitlich geleiteten geſchloſſenen Formationen auftrat. Dieſe Formation war der ſchweizeriſche Gevierthaufe. Seine äußeren Reihen trugen lange Spieße, die ſich nach jeder Seite dem Gegner zur Abwehr entgegenſtreckten („Igel“). Bei Einbruch des Gegners, oder wenn er in Unordnung geraten oder erſchüttert war, griffen die inneren Glieder an, gegen deren kräftig geführte Hellebarden (vgl. Bd. I, S. 322) die Rüſtung wenig half. Die demokratiſchen Schweizer, die „groben Bauern“, waren überdies durchaus diszipliniert und ihren Hauptleuten gehorſam. Mächtigen Eindruck machten nun überall jene frühen Siege ihres Fußvolkes über das Ritterheer (vgl. Bd. I, S. 379f.); das Übergewicht des Fußvolkes als ſolchen in offener Feldſchlacht hatte insbeſondere die Schlacht von Laupen (1339) gezeigt.

Dieſer Aufſchwung des Fußvolkes iſt alſo das Weſentliche des Wandels, erſt in zweiter Linie iſt das Aufkommen und die ſehr langſame Verbreitung der Feuerwaffen mit ihrer größeren Fernwirkung wichtig. Fernwaffen waren freilich ſchon die Armbrüſte (vgl. Bd. I, S. 322), abgeſehen von den uralten Bogen, geweſen: ſie galten auch als „unchriſtliche“ Blutwaffen und hatten, während die ritterlichen Kampfwaffen ziemlich unverändert blieben, infolge ihrer durchſchlagskräftigen gefährlichen Bolzen eine Vervollkommnung der Schutzrüſtung, insbeſondere den ſchon im 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 321) vorbereiteten, im einzelnen nicht deutlichen Übergang vom Ringharniſch zur Plattenrüſtung wie die Panzerung des Pferdes bewirkt. Gleichwohl haben ſie die Bogen nicht verdrängt; in England gewannen dieſe ſogar wieder das Übergewicht. Die im Anfang des 15. Jahrhunderts ſchon allgemeine Plattenrüſtung gelangte gegen Ende desſelben zu höchſter Vollendung (vgl. S. 57). Übrigens waren die eigentlichen Kampfrüſtungen viel leichter als die für das Turnier und infolge der Fortſchritte der Technik ziemlich beweglich. Der Harniſch iſt den Feuerwaffen erſt ſehr langſam im 16. Jahrhundert gewichen. Jene Schützen waren, wie wir ſahen, noch notdürftig dem Ritterheer eingefügt. Feuerwaffen und Ritterheer vertrugen ſich nicht mehr. Die Kenntnis des Pulvers kam uns vom Orient über das Mittelmeer, ohne daß man beſtimmt die Zeit angeben kann: jedenfalls hatte man es lange vor der Zeit des ſagenhaften Bertold Schwarz. Doch ſpielten die Feuerwaffen zunächſt nur als Geſchütze, „Büchſen“, (etwa ſeit 1325) eine Rolle. Dieſe wurden überdies nur als Fortſetzung der älteren, ſpäter noch beibehaltenen, techniſch nicht übeln Wurfwaffen (Bliden; vgl. Bd. I, S. 324) betrachtet, ſchoſſen auch zunächſt mit Steinen, wurden aber ſchnell und in ſchöner Ausführung entwickelt, bald ſehr groß und erhielten beſondere Namen (z. B. Kriemhild). Sie kamen indes nicht nur für oder gegen feſte Plätze (ſiehe die beigeheftete farbige Tafel „Die Belagerung von Nancy“), ſondern als leichtere Stücke auch für die Feldſchlacht in Betracht, was bei den älteren Wurfmaſchinen nicht der Fall war. Die großen Städte ſtellten eigene Büchſenmeiſter an. Dann, ſchon vor 1400, erhielt das Fußvolk kleine, auf Holzſchäfte gelegte Feuerbüchſen, aber noch im 15. Jahrhundert blieb immer nur ein Teil ſo bewaffnet, ein anderer behielt Armbrüſte, ein anderer Spieße, ein anderer Streitäxte und Hellebarden. Erſt ſpäter mehrten ſich die Büchſenſchützen und entſchieden die Schlacht, und erſt ſpäter führten die Geſchütze bei der Koſtſpieligkeit der notwendig gewordenen ſtärkeren Befeſtigung zum Verfall der Burgen. Zur größeren Ausnutzung der artilleriſtiſchen und infanteriſtiſchen Feuerwaffen trug aber zunächſt die von den Huſſiten übernommene und bis Maximilian beibehaltene Wagenburg bei. Dieſe,



Landsknechte. Nach dem Stich von Matthäus Zaſinger (um 1500), wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte“, Bd. I. Vgl. Text S. 135.



Die Belagerung von Nancy.

Nach Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Bern.

Stadt-
bücherei
Elbing

ein von Wagen hergeſtelltes Viereck, möglichſt auf einer Anhöhe errichtet, war ein Produkt der Notwendigkeit, dem zum Teil recht primitiv bewaffneten Haufen der Huſſiten einen feſten Rückhalt zu geben: ſie war wohl eine rein defenſive Veranſtaltung. Doch konnten die Scharen im gegebenen Moment leicht hervorbrechen. In ſolcher Poſition kamen anderſeits eben die Armbrüſte und Bogen, die Feuerbüchſen und die ſchwerfälligen Geſchütze zu größerer Wirkung. Im übrigen bedingte die Wagenburg natürlich die Beſetzung durch Fußvolk wie die Verwendung von Fußvolk ſeitens des Gegners — die ſtürmenden Reiter mußten abſitzen.

Überhaupt hatten nach den Schweizer Siegen die freilich übertrieben eingeſchätzten Huſſitenſchlachten die Bedeutung des Fußvolkes wieder gezeigt. Die gerade im Zeitalter der Fehde ſich offenbarende militäriſche Ohnmacht Deutſchlands verſtärkte auch jenes Bedürfnis der Fürſten nach ſtändig verfügbaren Söldnern: man nahm dazu immer mehr Fußvolk, ſelbſt Huſſiten, vor allem aber jene in hohem militäriſchen Anſehen ſtehenden Schweizer. Ihre Taktik kam durch ihre Reisläuferei auch nach Deutſchland, zunächſt nach dem Süden und Südweſten. Da aber dieſe Reisläuferei mehr und mehr durch die Schweizer Obrigkeiten eingeſchränkt wurde, zogen die Fürſten und Städte jener Gegenden mehr einheimiſche Leute heran. Überhaupt ſuchte man den Schweizern ihr Fußvolk nachzumachen. Kleine deutſche Trupps mit deutſchen Hauptleuten kommen ſeit Mitte des 15. Jahrhunderts vor: in der Schlacht bei Nancy 1477 zeigten ſie ſich dann auch taktiſch den mit ihnen kämpfenden Schweizern ebenbürtig. So entſtanden in zunächſt dürftigen Anfängen die „Landsknechte" (ſiehe die Abbildung S. 134), deren Name beinahe ſo etwas wie „Nationalgarde" bedeutet und ſchon 1476, nicht erſt in den 80er Jahren, vorkommt. Sie waren trotz ihres ſelbſtgefälligen Gegenſatzes zu den Schweizern („Bauern") an deren Muſter gebildet, dann vor allem durch Maximilian, deſſen Kriege eine rechte Schule waren, und der, militäriſch ſehr intereſſiert, bewußt die neue Form auf alle Weiſe pflegte, recht eigentlich organiſiert worden. Ihre „Fähnlein" (400 Mann) beſtanden überwiegend aus den Trägern der langen Spieße, daneben gab es nur je 25 Träger von Büchſen und 100 Träger von Hellebarden. Vom Schild hatte ſie Maximilian befreit. Obwohl Söldner und keineswegs ein Produkt einer kriegeriſchen Volksneigung wie die Schweizer, waren ſie doch eine ſehr volkstümliche Truppe: trotzdem neben ihnen Edelleute kämpften, ergänzten ſie ſich meiſt aus gewöhnlichem Volk — ritterliche Franzoſen ſprachen gelegentlich von „Schuſtern und Schneidern" — und wählten demokratiſch die niederen Führer aus ihren Reihen. Bei ihnen erblühte auch eine volkstümliche Poeſie, und es beſtand ein durchaus nationales Gerichtsverfahren der Genoſſen übereinander. Freilich fochten ſie für jeden, der ſie bezahlte (meiſt gut), und wenn es nichts zu kämpfen gab oder der Sold ausblieb, vermehrten ſie das räuberiſche und fahrende Geſindel. Jedenfalls hoben ſie die militäriſche Bedeutung des Ritters endgültig auf.

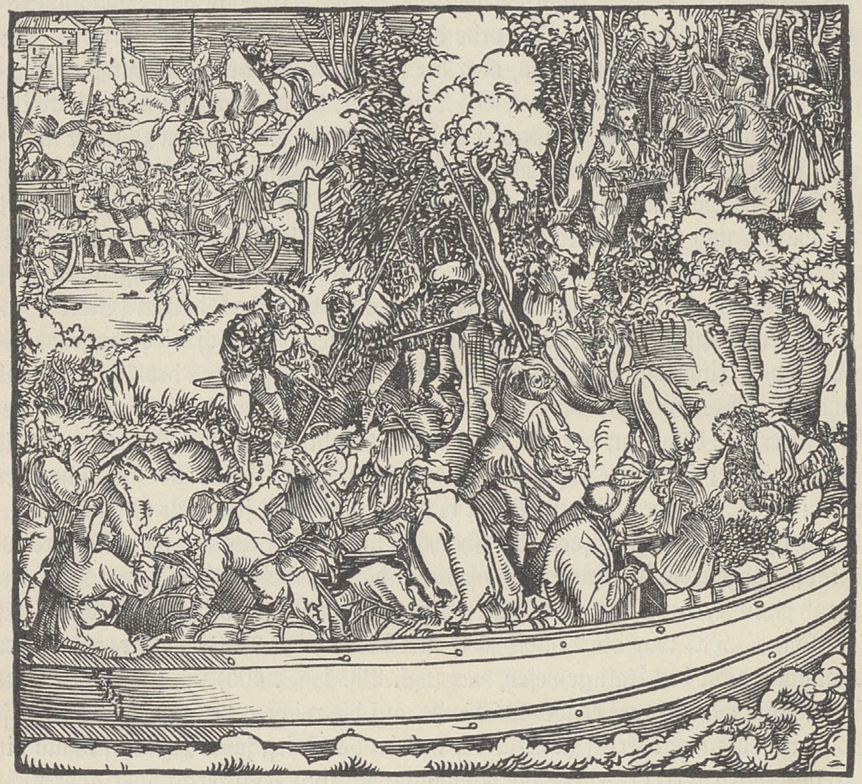
Die Verdrängung des Ritters vom Kriegsdienſt wirkte nun aber auch wirtſchaftlich und verſchlimmerte die finanziellen Nöte des Adels. Gerade dieſe führten zur Ausſaugung des Bauern, zum Raubrittertum, zur Lüſternheit nach Pfaffengut: immer ſtellte, nach Boëmus, der Adel, den er ein „hochmütiges, unruhiges, habgieriges Volk" nennt, den Prälaten und ihren Gütern nach. Daher rührten auch die fortwährenden Beſitz- und Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen den adligen Nachbarn ſelbſt, die dann wieder endloſe Fehden hervorriefen. Die Privatbriefe des Adels können von dieſen ſtändigen Streitigkeiten ein anſchauliches Bild geben, ebenſo aber auch von der ewigen Geldnot, in der ſich der Adel zum Teil — denn es gab auch reiche Adlige — befand, und die ihn zu den verhaßten Juden trieb. Die Verſchuldung erſtreckte ſich indes nicht minder auf manche vom hohen Adel und viele Fürſten, insbeſondere auch auf die Kaiſer, Siegmund wie Friedrich, auf deren Herumbetteln die reichen Städter ſehr hochmütig herabſahen. Eine andauernde materielle Stärkung bedeutete für den Adel auch in dieſer Zeit freilich die Beſetzung der fetten höheren geiſtlichen Stellen mit ſeinen jüngeren Söhnen. Ein Teil des Kirchenbeſitzes iſt ſo zum indirekten „Standesfideikommiß“ (Riehl) geworden. Schließlich waren die Domkapitel nur für den Adel da; die Forderung einer beſtimmten Ahnenzahl, die dem Adel dieſe Stifter ſicherte, wurde aber immer höher. Anderſeits begann der Fürſtendienſt dem Adel eine Unterkunft zu gewähren. Wenn der Hof der Fürſten von je als beſte Erziehungsſtätte gegolten hatte, ſo wurde jetzt ſeine Anziehungskraft noch vermehrt. Aus dem „Jungen“ wurde der „Amtmann“ oder der „Kämmerling“, der „Rat“, der Kriegsmann. Die reicher Begüterten vom Adel zogen ſich ebenfalls dorthin, hinweg von ihrem langweiligen oder unerquicklichen Burgleben, um ihren Einfluß zu mehren. Der Italiener Poggio meint anderſeits, daß der kultiviertere Teil des Adels, der ſich am Hofe an ein feineres Leben gewöhnte, doch immer noch roh und von rauhen Sitten geblieben ſei. Auch der nun häufigere Beſuch adliger Frauen bei Hofe, ihre erneute Teilnahme am Turnier, ſelbſt ihre neu erwachte Prunkſucht und ihr Ahnenſtolz hatten das Gute, die Frau in der Geſellſchaft wieder zu heben.

Von den Fürſten ging auch die Stiftung der ſogenannten „Geſellſchaften“, höfiſcher Orden, aus, die, zum Teil als Gegengewicht gegen die „Rittergeſellſchaften“ gegründet, dem Zwieſpalt der Zeit überhaupt entgegenarbeiten, den Adel ſelbſt zuſammenſchließen und den Einzelnen gegen Verlotterung ſchützen ſollten. Sie wurden ſpäter aber ganz höfiſch. So entſtand ſchon 1355 durch Karl IV. die Geſellſchaft des „Fürſpans“ (Schnalle); andere Orden nannten ſich nach dem Zopf, dem Lindwurm, dem Salamander uſw. Insbeſondere wirkte dann das Vorbild des „Goldenen Vlieſes“, das Philipp von Burgund 1430 geſtiftet hatte; es entſtanden die Geſellſchaft vom Weißen Adler 1433 in Öſterreich, die vom Schwan, „unſerer lieben Frauen Geſellſchaft“, 1440 in Brandenburg und viele andere, in Deutſchland meiſt erſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Mitglieder trugen eine „Geſellſchaft“, d. h. deren Abzeichen, konnten auch mehrere tragen: es ſind daraus unſere „Orden“ geworden. Wer viel umherfuhr, wie Georg von Ehingen, konnte viele ſolche Abzeichen erwerben, auch nichtdeutſche: ſpaniſche, engliſche und andere. Sogar Patrizier, wie der Nürnberger Ulrich Ketzel, erlangten ſie, obgleich den Nürnberger Bürgern der Erwerb von „einicherley geſellſchaft oder lieberey“ (Hofkleid) verboten war.

Auch die bloßen Turniergeſellſchaften trugen ſolche Abzeichen. Dieſe Vereine ſind übrigens keineswegs erſt gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts neu aufgekommen. So iſt für das von Erzbiſchof Albrecht von Magdeburg 1387 gehaltene Turnier eine „geſellſchaft“ mit goldenen und ſilbernen Leoparden als Abzeichen beſtätigt. Ebenſowenig iſt, wie z. B. Freytag will, das Turnier ſelbſt erſt durch das Würzburger Turnier (1479) von der Geſellſchaft der Spängler neu belebt worden. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts ſind uns vielmehr fortwährend Turniere bezeugt, eine kleine Pauſe ſcheint dann allerdings eingetreten zu ſein. 1481 erneuerte Albrecht Achilles eine Turniereinung gegenüber einer anderen neubelebten und berief ſich auf eine frühere, der ſein Vater angehört hatte, die „Perner“. Wie in Franken, tauchten nun auch am Rhein und in Bayern neue auf (die vom Einhorn, vom gekrönten Steinbock und andere). Das Waffenhandwerk wurde teilweiſe zum Sport, als ſolcher freilich um ſo eifriger betrieben. Das Turnier ſtand bei einem Teile des Adels wie bei den Fürſten an erſter Stelle unter den Intereſſen, war aber bei ſeiner Koſtſpieligkeit ein Grund zum Ruin mehr. Wer auf Abenteuer nach alter Art ſann, zog in fremde Lande, um Kriegsdienſte zu tun oder an den Höfen zu turnieren. Dieſe „Reiſen nach der Ritterſchaft“, oft bis zum Heiligen Lande ausgedehnt, vor allem auch gegen die Heiden in Spanien gerichtet, wurden zu einer beliebten Schule für den jungen Edelmann, waren aber keineswegs nur romantiſche, ſondern praktiſche, gewinnbringende Fahrten, haben auch den deutſchen Rittern in der Fremde einen Namen gemacht. Man vergleiche den uns erhaltenen Bericht des Georg von Ehingen über ſeine Fahrten oder die „Taten Wilwolts von Schaumburg“.

Gerade als verfallender Stand wurde der Adel indes immer exkluſiver. Zwar die feine höfiſche Kultur war geſchwunden, aber die formale Seite des Rittertums wurde emſig gepflegt, der Stammbaum ausgebildet, das Wappen, an das ſich nun auch allerlei Sagen knüpften, nach anfangs freierer, flüſſigerer Entwickelung — z. B. in den zunächſt nicht feſten Farben — Gegenſtand ſorgfältiger Behandlung und Beachtung (Wappenſchau bei den Turnieren). Das Wappen knüpft an die Heerbannzeichen, die zu Hoheitszeichen der Fürſten geworden waren, und wurde dann von den ritterlichen Miniſterialen übernommen; in den Städten ging es ſpäter (vgl. S. 41) von den Patriziern auch auf die ſonſtigen Bürger über. Die älteren Wappen ſtellen Tiere, Tierköpfe uſw. oder einfache Figuren (Vierecke u. dgl.) dar, dann kamen Wappen auf, die den Namen des Geſchlechts bildlich wiederzugeben ſuchten. Die Herkunft von Eindringlingen, namentlich der neuen Briefadligen des 15. Jahrhunderts, wurde ſcharf durchgenommen, die Turnierfähigkeit ebenſo wie die Aufnahmefähigkeit für geiſtliche Stifter, die beide nur der alte Adel beſaß, peinlichſt geprüft. Unter den erwähnten Privatbriefen findet ſich die Schmähkorreſpondenz zwiſchen dem aus ſtädtiſchen Kreiſen ſtammenden Hans Beſſerer und dem Ritter von Reiſchach, den jener als Gleichſtehenden behandelt, auch geduzt hatte. Auf ſeiten Reiſchachs iſt der ganze Hegauer Adel. Beſſerer verteidigt ſich tapfer gegen die Anſchauung Reiſchachs, daß er, Beſſerer, der „von Burgern und Kaufleuten“ ſtamme, unmöglich ihm, deſſen Ahnen „edle Leute, Ritter und Knechte“ ſeien, gleich ſein könne. Das war die Atmoſphäre, von der ſich der Ritter am ſtrengſten fernhielt — was anfangs nicht der Fall geweſen war (vgl. Bd. I, S. 405) —, die des Kaufmanns. Mit ohnmächtiger Wut ſchaute er, der Darbende, auf die reichen, prunkenden „Pfefferſäcke“.

Solchen Leuten war Krieg zu erklären, und da der Krieg jener Zeit auf Raub hinauslief, war der „Raubritter“ (ſiehe die Abbildung S. 138) bald fertig, der aber nicht mit dem gewöhnlichen Wegelagerer ritterlichen oder bürgerlichen Standes (vgl. S. 123) identiſch iſt. In ſeinem Treiben (vgl. ſchon Bd. I, S. 353) ſteckte mehr eine Art Proteſt, eine rückſtändige Rechtsanſchauung: „Heraus ſoll man ſie klauben, aus ihren fuchsnen Schauben mit Brennen und mit Rauben dieſelben Kaufleut' gut um ihren Übermut.“ Wenn der Adlige einigermaßen dem Luxus der Zeit, der ihm nach Standesſitten in höherem Grade als dem Bürger zuſtand, gerecht werden wollte, mußte er eben dazu auch auf ſolche Weiſe kommen. Schon Poggio urteilte, daß ein „großer Teil“ des Adels dem Raub ergeben ſei, und von dem gehäſſigen Urteil eines anderen Italieners (Campano 1471) hörten wir ſchon früher (Bd. I, S. 353). Aber es wurden wohl die Begleiterſcheinungen des Fehdeweſens oft mißverſtändlich als Raub angeſehen. Die ſpätere Geſchichtsſchreibung hat auch hergebrachtermaßen den Raubritter als verabſcheuenswerten Typus geſchildert und im Volksbewußtſein feſtgelegt. Demgegenüber iſt aber, wie in dieſer Darſtellung wiederholt geſchehen iſt, auf die ſelbſtherrliche Unbändigkeit und Gewalttätigkeit der mittelalterlichen Menſchen überhaupt zu verweiſen. Vor allem war der Städter ſelbſt, gerade auch der egoiſtiſche, oft habgierige reiche Kaufmann, durchaus kein Tugendbold (vgl. ſchon Bd. I, S. 407). Daß der Bauer nicht allein über den Ritter, ſondern auch über den Druck des Klerus und ebenſo des Städters zu klagen hatte, werden wir noch (S. 143) ſehen. Der Haß zwiſchen Ritter und Bürger war jedenfalls ſehr groß. Die Ritter mißhandelten die beraubten Bürger auch noch nach Herzensluſt. Ganz entſprechend war die Stimmung beim Städter gegen die Friedensbrecher. Dem Gefangenen fügte man grauſame Qualen zu, und ſeine Hinrichtung war ein Jubelfeſt für die ganze Stadt. Die Allgemeinheit dieſes Gegenſatzes zeigt ſich auch in der geſchichtlichen Literatur, den bürgerlichen Chroniken, die überhaupt gern Kritik an Unrecht und Gewalttat der Mächtigen üben, aber beſonders den ſtolzen Ritter angreifen, z. B. bei Thomas Ebendorffer. Der praktiſche Sinn der einen und die Eitelkeit der anderen Partei haben den Gegenſatz nun allerdings häufig ſehr gemildert. Trotz aller Exkluſivität gab es Adlige, die reiche Bürgertöchter heirateten, andere, die ihre armen Töchter reichen Bürgerlichen zur Frau gaben. Anderſeits ſah der Bürger nach wie vor in dem Träger der goldenen Ritterſporen eine geſellſchaftlich übergeordnete Figur und fühlte ſich durch die Herablaſſung des Junkers zu ihm geſchmeichelt. Auch ſtrebten viele nach dem Adel ſelbſt und erlangten oft Adelsbriefe von fernen Fürſten, wie der Nürnberger Wylandt 1476 einen ſolchen vom Dänenkönige. Namentlich ſpäter kam es immer häufiger vor, daß reiche Kaufleute nach dem böſen Wort der

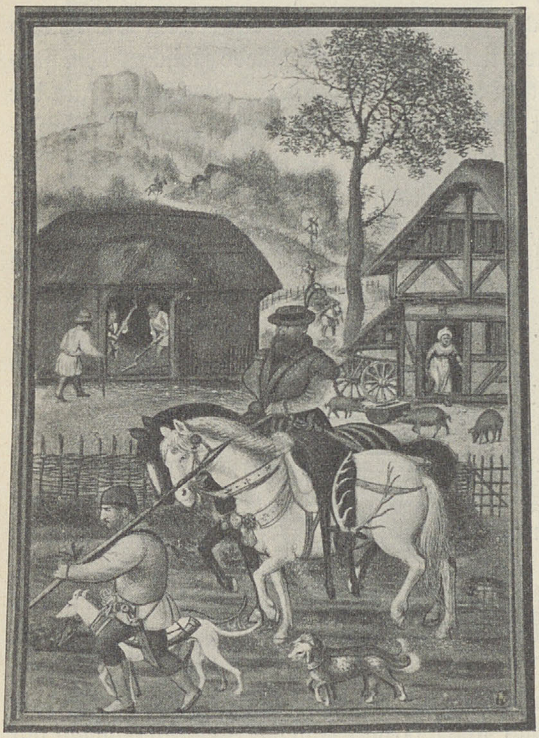


Raubritter. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 137.

Zimmeriſchen Chronik „nach langem getriebenen Wucher ſich herren ließen und adeln". Aber treffend iſt die Äußerung derſelben Chronik: „ſie haſſen von Natur und nach langem hergebrachten Herkommen allen Adel und affectieren doch alle, ſobald einer in Nahrung kommt, den Adel". Wenn aber Adlige jene Verbindungen ihrer Standesgenoſſen verwarfen, ſo zeigt ſich in dem Spott Geilers, der überhaupt den Adel, ſeine Hohlheit und Prahlſucht ſcharf angreift, und Murners über dieſe Heiraten der gleiche Stolz bei den Bürgern. Und ſpäter noch konnte den Hochmut des Adels und ſeine Scheu vor Mesalliancen Sebaſtian Franck mit dem Hinweis darauf bekämpfen, daß wir alle von Adam ſtammen.

Weit weniger ſchroff war der Abſchluß des Adels vom Städter im Oſten, und das lag an dem neuerdings nachgewieſenen tiefgehenden Unterſchiede zwiſchen dem ſüd- und weſtdeutſchen Adel und dem des öſtlichen Koloniſationsgebietes. Von jeher hatte der öſtliche Adel tätiger in der Wirtſchaft ſein müſſen, auch, wie ſelbſt der aus Süddeutſchland ſich ergänzende höfiſche Deutſche Orden, des Gewinnes wegen Handel getrieben. Die geringe Beſiedelung des Landes ließ ſittigende Einflüſſe auf die Landſäſſigen wenig wirken, ſlawiſche Einflüſſe machten die Sitten nicht beſſer. Die Folge war, daß das eigentlich höfiſch-ritterliche, auf Erträgen von zinſenden Untertanen beruhende, in feiner Lebenshaltung gipfelnde Weſen hier bald zurücktrat und ſeine ſpäter einſetzende, halb ſportmäßige, halb romantiſche Weiterbildung überhaupt keinen Eingang fand. Auch im Südweſten gab es verbauerte Adlige, aber im Nordoſten waren ſie in der Mehrzahl. Der Adlige war hier Landwirt, die Jagd nach alter Weiſe Nutzungswerk, die Hausfrau wirtſchaftete ſelbſt. Zugleich aber waren es wilde Geſellen, die zunächſt im Kriege mit den preußiſchen und anderen Heiden, dann durch die fortwährenden ſonſtigen äußeren und inneren Kämpfe an rohes Gebaren gewöhnt waren, allen Leidenſchaften freien Lauf ließen und oft Lug und Trug übten. Aus dem Ritterſchlage machten ſie ſich gar nichts. So galten hier auch ſtändiſche Unterſchiede ſehr wenig, zumal ſie bei den fortwährend erſchütterten Verhältniſſen keineswegs feſt ausgebildet waren. Wer eine Burg im Beſitz hatte, wurde als Ariſtokrat angeſehen, aber er war meiſt nur Emporkömmling und konnte die Burg bald wieder verlieren. Auch die mächtigere, politiſch ehrgeizigere Schicht war ohne feſten Halt. Der Adlige, der ein Gut hatte, trieb im übrigen neben der Landwirtſchaft, wie erwähnt, auch Korn-, Holz- und Wollhandel, Kornhandel zum Teil weithin. 1420 handelte der preußiſche Ritter v. Baiſen mit Schottland, um 1500 der Holſteiner Heinrich Rantzau mit Italien. So iſt denn von einem Gegenſatz zwiſchen Bürgern und Adligen nicht die Rede: Heiraten unter beiden waren häufig, Bürger hatten Lehnsgüter und Burgen und galten dann ſoviel wie der Adel, kamen ſogar in den Johanniterorden. Der Adel der Mark freilich, in der lange Zeit unter ſchwachen Fürſten völlig anarchiſche Zuſtände herrſchten, iſt dann durch ſeine aus dem ganz anders gearteten Süddeutſchland gekommenen Fürſten, bewußt erſt durch die Hohenzollern allmählich verfeinert worden. Dieſe haben den Märkern, die ihnen, nach Priebatſchs treffendem Vergleich, wie die Germanen den Römern erſchienen, die fränkiſchen höfiſchen Manieren einigermaßen beigebracht und zugleich den Adelsſtolz eingeimpft, der die Junker jetzt auch hier ſchroff von den Bürgern trennte. Die Adligen der Mark unterſchieden ſich nunmehr von denen im ſonſtigen Kolonialdeutſchland, z. B. in Schleſien, wie ihnen der Berliner höfiſche Firnis, den natürlich auch nur die bevorzugteren und ſtrebſameren annahmen, zu beſonderem Anſehen im übrigen Norddeutſchland (Pommern, Mecklenburg) verhalf, ſie als weltkluge Hofleute und Staatsmänner erſcheinen und dort Karriere machen ließ.

Ein weiterer großer ſozialer Gegenſatz war der zwiſchen Städter und Bauer. Wie ſchon der Ritter den ſchärfſten Gegenſatz zu ſeiner höfiſchen Bildung im „Törperlichen" gefunden hatte, ſo iſt dies Verhältnis auch auf den Städter übergegangen. Es wiederholt ſich faſt der antike Gegenſatz zwiſchen urbanus (ſtädtiſch, gebildet) und rusticus (bäueriſch, ungebildet). Dieſe Mißachtung des „Bauerntölpels" iſt alſo eine immer wiederkehrende Folge der „Ziviliſation" (Verbürgerlichung). Die bürgerliche Beurteilung des Bauern mögen die Epitheta zeigen, die ein Augsburger Briefſteller von 1483 für die Benennung der Bauern empfiehlt. Es heißt da: „o du grober, hertſinniger, rüdiſcher, eßlicher, waldeßlicher, gebeuriſcher, groblicher, unbrauchſamer, untätiger, ... geyziger, gieriger, ... unſatiger, lüſtiger, fräßlicher Paur". Das entſpricht den Spottworten der Volkslieder, Schwänke und Faſtnachtsſpiele, wie etwa dieſem: „der Bauer iſt an Ochſen ſtatt, nur daß er keine Hörner hat". Freilich hatte der Städter durchaus keinen Anlaß, ſich über die Gefräßigkeit, die Roheit und Unflätigkeit des Bauern luſtig zu machen. Die Stadt war ja der Hauptſitz derber Genußſucht, und gerade die Faſtnachtsſpiele zeigen das rohe Gebaren der Städter. Die Verfeinerung, auf die ſich der Städter etwas einbildete, war nur ſehr ſpärlich in ſeinem Leben und ſeinen Sitten bemerkbar. Der ſtädtiſche Kulturträger blickte gleichwohl ſtolz auf den Zurückgebliebenen herab. Und ſelbſt wenn der Bauer fein ſein wollte, gelang es ihm nicht. Seine frühen Verſuche, ſich höfiſch zu kleiden (vgl. Bd. I, S. 351, 393), begegneten beim Ritter nur dem Spott, und wenn er ſie nun fortſetzte („der bur dem edelman glich gat") oder durch „lündſch und mechelſch" Tuch, durch goldene Ketten uſw. dem Städter gleichen wollte, wurde er nicht minder unbarmherzig verhöhnt. Anderſeits machte die wirtſchaftliche Herrſchaft der Stadt über das ſie umgebende ländliche Gebiet, die Ausnutzung desſelben durch Bannrechte uſw. (vgl. S. 69) viel böſes Blut, nicht nur beim Bauern, ſondern auch beim Ritter. Im allgemeinen darf man nun die außerordentliche Bedeutung des Bauern für die Geſamtheit gerade für die damalige Zeit nicht verkennen. Daß die Bevölkerungsſchicht, die die zahlreichſte war und auch äußerlich ſtark in die Erſcheinung trat, überhaupt trotz kultureller Rückſtändigkeit ſozial weit mehr im Vordergrunde ſtand als heute, zeigt gerade auch die ſtändige ernſthafte oder ſpöttiſche Schilderung des Bauern in den ſchriftlichen und bildlichen bürgerlichen Quellen: wir wiſſen dadurch von ihm faſt mehr als von den übrigen Ständen. Die dem



Bäuerliches Leben und Rückkehr eines Herren von der Jagd. Aus dem Flämiſchen Feſtkalender (erſtes Drittel des 16. Jahrhunderts) in der Hof- und Staatsbibltothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 141.

Alltagsleben ſich zuwendende Kunſt (vgl. S. 63), d. h. die Schwarzweißkunſt, hat ſich ſeit etwa 1470 in erſter Linie den Bauer zum Objekt genommen, daneben übrigens den Landsknecht. Die Bauernſchilderung machte weſentliche Fortſchritte freilich erſt im 16. Jahrhundert (Dürer, Holbein, Weiditz, Burgkmair und andere), vor allem ſeitdem ſich eine Bauernfrage entwickelte, und gipfelte in H. S. Beham. Überdies war unbeſchadet jenes Gegenſatzes der Städter ſelbſt in dieſer Zeit noch agrariſch intereſſiert (vgl. S. 48f.). Es iſt charakteriſtiſch, daß jetzt in den Städten auch eine nicht unbedeutende landwirtſchaftliche Literatur entſtand, wie das „Buch von den Früchten, Bäumen und Kräutern“.

Der ältere Gegenſatz des Ritters zum Bauern (vgl. Bd. I, S. 345) war nun aber auch keineswegs verſchwunden, vielmehr verſchärft und ſozial viel folgenreicher als der Spott des Städters. Die Verſchärfung lag in der immer ſteigenden ſyſtematiſchen Bedrückung des Bauern, deren Anfänge bereits älter ſind (vgl. Bd. I, S. 392). Wir ſahen, wie und warum der Bauer (ſiehe die Abbildung S. 140) im allgemeinen gedieh (vgl. Bd. I, S. 391, 393); auch in der hier behandelten Zeit war der Wohlſtand keineswegs geſchwunden, ſo wenig wie jenes Streben des Bauern nach oben. „Die pauerſchaft hoch ſteiget“, heißt es in dem Faſtnachtsſpiel „Der Pauer“. Weder jener Kleiderluxus, über den Brant und andere ſchelten (vgl. S. 98), und den, wie (S. 94f.) erwähnt, auch die Ordnungen, ſo der Reichstagsabſchied von 1497, bekämpfen, noch die verbreitete Meinung, daß der Bauer reich ſei („die buren ſtecken ganz voll gelt“), wären ohne einen ſolchen Wohlſtand erklärlich, wenn auch der Luxus zum Teil unſolide ſein mochte. Ethiſchen Motiven entſpringen Klagen wie die Wimphelings, daß der Wohlſtand, der alſo auch von ihm beſtätigt wird, die Bauern von der alten Einfachheit hinwegführe: aber die gerügte Üppigkeit bei Hochzeiten und Taufen war doch ſehr alt. Der Wohlſtand der bäuerlichen Bevölkerung wird auch durch ernſthafte Quellen für die verſchiedenſten Gegenden beſtätigt, ſo für Weſtfalen, Bayern, das Elſaß, Franken, Tirol, Kärnten uſw., alſo gerade auch für Landſchaften, in denen ſpäter Bauernaufſtände ausbrachen. Ebenſo gibt es ſolche Stimmen für den Oſten. Von den Bauern in Vorpommern wie in Rügen urteilt Kantzow gleichermaßen: „ſtehen wol und ſeint reich“. Auch war der Bauer, dem der ſteigende Abſatz nach der Stadt (vgl. Bd. I, S. 396) zugute kam, wie vor alters geſchäftlich gar nicht ungewandt, im Gegenteil empfand der Städter ſeine plumpen Kniffe oft übel („all Bſchyß yetz von den Buren kumt“). Aber jener Wohlſtand herrſchte nicht überall und wurde oft übertrieben geſchildert. Die Anſchauung ferner, daß jedem Stande nur ein beſtimmtes Quantum von Lebensgenuß zukäme, ließ harmloſe Dinge als Üppigkeit erſcheinen: warum ſollten die Bauern keinen (Land-) Wein trinken, an deſſen Stelle Brant wieder das angeblich früher getrunkene Waſſer ſetzen möchte?

Man kann den günſtigen Stimmen auch viele ungünſtige gegenüberſtellen, für Weſtfalen z. B. denſelben Autor, Rolewinck, nach dieſer wie nach jener Seite benutzen. Insbeſondere über den zunehmenden Druck gibt es ſeit der Anklage Rulman Merſwins gegen die Grundherren, daß ſie die armen Leute widerrechtlich drückten und ausſögen, genug Belege. Der berüchtigten Edelmannslehre, die den Bauer zu berauben empfiehlt („wan er nummen [nur] pfenning hat, ſo riß im d'gurgel ab“), werden Taten zuweilen entſprochen haben. Gerade der wirtſchaftliche Niedergang des Adels führte naturgemäß zu einer Anſpannung der Zinſen und Dienſte. Und wenngleich es freie Bauern in Dithmarſchen und Niederſachſen, in Öſterreich und Bayern, hier und da auch in Franken und Schwaben gab, die Mehrzahl der Bauern war doch eben abhängig, allerdings in den früher (Bd. I, S. 391) geſchilderten günſtigen Formen und oft ohne große Unterſchiede zwiſchen den mannigfaltigen Abſtufungen. Auch kam jener früher (Bd. I, S. 272f.) berührte Rückgang der großen Eigenbetriebe weltlicher Grundherren der Befeſtigung des kleinbäuerlichen Beſitzes nach wie vor zugute. Die geiſtlichen Zinsbauern waren meiſt viel unfreier. Ein Umſtand, der weſentlich mit zu der früheren notgedrungen günſtigen Behandlung der Grundholden ſeitens der Herren beigetragen hatte, war aber jetzt geſchwunden. Die den Herren äußerſt unangenehme Abwanderung vom Lande hatte ziemlich aufgehört. Der Zuzug in die Städte war gehemmt worden und die Koloniſation des Oſtens abgeſchloſſen. Leutenot war nicht mehr zu fürchten. So hatte eine ſtärkere Belaſtung keine Gefahr. Bei den Zinsbauern ſetzte der Rückſchlag zuerſt ein. Diejenigen Grundherren, die ſich noch um die Wirtſchaft bekümmerten, namentlich geiſtliche, kamen nun bei jenem ſteigenden Abſatz nach der Stadt wie bei dem intenſiveren Betrieb der Landwirtſchaft leicht zur Erhöhung der fixierten Fronden (Hand-, Spann-, Bau-, Jagdfronden uſw.) und der Geld- oder Naturalabgaben. In vielen Fällen ſind Fronden, die früher abgelöſt oder bei Aufhören des Eigenbetriebes verſchwunden waren, erſt wieder eingeführt worden. Von den Abgaben empfand man am drückendſten die zum Teil neu eingeführten bei Beſitzveränderung, den „Todfall“ uſw. Aber die meiſten Herren in Altdeutſchland hatten für die Wirtſchaft ſelbſt kein Intereſſe. Man griff zu ſtärkerer Belaſtung nur, weil die Einkünfte nicht mehr ausreichten; man ließ ſich nicht mehr auf Umwandlung der in viel einfacheren Zeiten normierten, jetzt nicht genügenden Leiſtungen in Geldzins ein oder machte die ſchon vollzogene wieder rückgängig. Es gab freilich Herren, wie den Grafen von Zimmern, der ſeine Söhne zur Beſchränkung auf die beſtimmten Leiſtungen anhielt. Eine Beſeitigung der erblichen Innehaltung des Zinsgutes, wie ſie meiſt beſtand, kam überhaupt kaum vor. Man tat anderſeits öfter das Land in immer kleineren Stellen — natürlich bis zu einer gewiſſen Grenze — aus, um mehr herauszuſchlagen. Man griff auch in die Rechte der Markgenoſſen, in die Allmende, ein. Beſonders unangenehm war den Bauern ihr zunehmender Ausſchluß vom Walde, der ja auch Viehweide war, ein Vorgang, der allerdings die Waldmaſſe geſchützt hat (vgl. Bd. I, S. 395), aber doch vornehmlich eine Folge der Jagdpaſſion der Herren war. Vor allem mochten die grauſamen Strafen für „Wildfrevel“, der Zwang, die Fluren durch das Wild ſchädigen zu laſſen, und die nun auferlegten Jagdfronden aufreizend wirken. Ferner griff der Grundherr jetzt auch in das Gerichtsweſen der Bauern ein, und ſtatt gewählter Beamten ſetzte er ihnen ſolche. Dazu kam dann die eigenmächtige Beſteuerung, Beſtrafung durch Geld und anderes.

Bei dieſer Entwickelung ſpielte nun allerdings der Landesherr, namentlich der kleine, eine weit größere Rolle als der Ritter, und zweitens war ſie im altdeutſchen Gebiet weſentlich auf den Süden und Südweſten beſchränkt. Die öffentlichen Verhältniſſe ſind für die Lage des Bauern vielleicht maßgebender geweſen als die privatrechtlichen. Die öffentlichen Fronden hatten ſchon inſofern die bäuerliche Bevölkerung ſtärker belaſtet, als auf ſie alle den Grundherren obliegenden Pflichten abgewälzt wurden. Ferner waren die Gemeinden dadurch im Nachteil, daß zu den Gemeindelaſten weder der Ritter noch der Geiſtliche, aber auch nicht der fürſtliche Amtmann und der grundherrliche Meier etwas beitrugen. Nun aber kam vor allem die bei den wachſenden Aufgaben des Staates und ſeinem Macht- und Konzentrierungsbeſtreben immer ausgiebiger geſtaltete landesherrliche Beſteuerung hinzu. Auch die letzte Zuflucht der Bauernautonomie, die gemeine Mark, iſt weſentlich durch die Landesherren mit ihrer Obervogtei, ihrem Jagdregal angegriffen worden. Bezeichnend ſind die Beſchwerden der Stühlinger gegen ihren Landgrafen 1524, namentlich bezüglich der Anlegung von Wildhag auf bäuerlichem Boden, der Jagd durch die Felder, der Zerſtörung der Saaten durch Wild, das nicht vertrieben werden durfte, der Sperrung der Fiſchwaſſer uſw. Dabei mußten die Leute bei der Jagd fronen, ſogar ſelbſt die Waſſer ausfiſchen. Daß bei der Belaſtung und, wie wir noch (S. 144) ſehen werden, auch bei der perſönlichen Herabdrückung der Bauern die geiſtlichen Grundherrſchaften oft rückſichtsloſer waren als die weltlichen Herren, iſt ſchon angedeutet worden. Aber das gleiche gilt von der ſtädtiſchen Obrigkeit, ſoweit dieſe größeren Grundbeſitz hatte. Anderſeits haben ſich bei all dieſen Laſten auch freundliche Züge gezeigt. Die Fröner wurden oft gut verpflegt; die Zinsbringer erhielten zuweilen wertvolle Geſchenke; für die Hol-Zinſen gab es ſchonende Vorſchriften. Anders lagen die Dinge überhaupt, wie ſchon angedeutet, in Nordweſtdeutſchland. Hier herrſchte ſeit langem in weitem Umfange das Meierrecht (vgl. Bd. I, S. 273 f.). Die perſönlich abhängigen Bauern aber lebten vielfach unter Erbzinsrecht oder dieſem ſich nähernden Verhältniſſen. Abgeſehen von der Auferlegung gelegentlicher beſonderer Abgaben iſt in dieſem Gebiet ſeit dem 14. Jahrhundert eine ſtärkere dingliche Belaſtung oder eine ſtärkere perſönliche Bindung im ganzen nicht zu erkennen.

Wenn man nach alledem eine Zunahme der Belaſtung — wie früher kam der Zehnte an die Kirche und die Vogtbede für die Gerichtstätigkeit hinzu — im 15. Jahrhundert nur zum Teil annehmen darf, wenn man ferner betonen muß, daß die Laſten gerade in dieſer Zeit ſteigenden Lebensgenuſſes, an dem auch der Bauer ſein gemeſſen Teil haben wollte, an ſich ſchon bitterer empfunden wurden als früher, daß anderſeits eben eine günſtige Lage der Bauern und der dadurch hervorgerufene Übermut und Trotz am erſten zu Konflikten mit dem hochmütigen Adel führen konnten, ſo erſcheint die Bedeutung dieſer Laſten für die Beurteilung der allgemeinen Lage der Bauern doch ſehr problematiſch, beſonders auch für die der ſpäteren aufrühreriſchen Bewegungen. In letzterer Beziehung gibt zu denken, daß ſich eine wirklich ungünſtige Entwickelung im kolonialen Oſten ohne beſonderes Sträuben der Bauern, die doch dort zunächſt eine größere Freiheit und günſtigere Rechtsverhältniſſe (Erbzinsrecht) hatten als im Weſten (vgl. Bd. I, S. 388 f.), vollzog. Der Adlige, dem bäuerlichen Koloniſten urſprünglich kaum überlegen, näherte ſich dort ganz allmählich der deſpotiſchen Herrlichkeit des früheren ſlawiſchen Herrn. Er verfügte über großen eigenen Hofbeſitz, vermehrte ihn ungehindert aus weitem herrenloſen Lande, trieb auch bei dem Aufſchwung des Getreidehandels mit dem Norden immer eifriger ſelbſt Landwirtſchaft, Viehzucht ſowie Korn- und Viehhandel (vgl. S. 139) und überließ das frühere wilde kriegeriſche Handwerk mehr und mehr ſeinen heruntergekommenen Genoſſen. Um nun für dieſen wachſenden Betrieb Arbeitskräfte über die ſlawiſchen Hörigen und die von ihm angeſetzten deutſchen Abhängigen hinaus zu erlangen, verſtand er, zum Teil durch Bitten, durch Gewährung von Verpflegung uſw., ſich von den Bauern Dienſte zunächſt gelegentlich, dann dauernd zu ſichern, namentlich auch von den neu ankommenden Bauern, und dieſe Dienſte vorſichtig zu ſteigern. Daneben ging infolge der Schwäche der Landesherren, die immer mehr politiſche Rechte (Gerichtsbarkeit, Auferlegung von Steuern und öffentlichen Fronden, Burgen- und Brückenbau) an die Ritter veräußerten — dieſe verlangten dann ihrerſeits ſolche Leiſtungen auch für ihre eigenen Zwecke —, eine allmähliche perſönliche Herabdrückung der Bauern zu privaten Untertanen und eine Unterbindung der Freizügigkeit einher. Man meint neuerdings, daß dieſe „Hinterſäſſigkeit“ ſchon früh, mindeſtens im 14. Jahrhundert, ſich ergeben habe, daß auch infolge des von Anfang an weit größeren Beſitzes des Ritters ſchon früh jene Benutzung bäuerlicher Arbeitskräfte begonnen habe. Vor Ende des 15. Jahrhunderts tritt die Tendenz der Herren, die Bauern rechtlich herabzudrücken, jedenfalls ſchon allgemein hervor, ſo früh im Ordensgebiet. Die eigentliche Zeit der Ausbildung der großen Gutsherrſchaft iſt aber erſt das 16. Jahrhundert. Wir kommen darauf (S. 266 f.) zurück. Anderſeits fehlt im Oſten manches verſchärfende Moment, z. B. die Verſchuldung.

Aber die Nachrichten über dieſe gegen Ende des 15. Jahrhunderts zunehmende Verſchuldung ſind auch für den Weſten nicht allgemein gültig. Gewiß hat namentlich in Gegenden, wo eine ſtarke Güterzerſplitterung eintrat, die oft ſelbſtverſchuldete Not die Bauern zu ſtädtiſchen Kapitaliſten, vor allem zu Juden, getrieben; gewiß hat ſich daraus dann auch Bewucherung der Bauern entwickelt — es kommen ſogar 80 Prozent Zinſen vor —; es hat ferner früh Bewegungen auch der Bauern gegen die Juden gegeben, die ſich zum Teil doch wohl auf ihre große Verſchuldung zurückführen laſſen (Gotha 1391, Worms 1431/32): aber auf eine verzweifelte Lage des Bauernſtandes als ſolchen kann daraus kaum geſchloſſen werden. Daß der Geldwert gleichzeitig mit den Preiſen für Bodenprodukte (letztere infolge der Überproduktion) ſank, kam auch nur als Nebenmoment hinzu. Schlimmer mochten die Beſtrebungen auch der ſüd- und ſüdweſtdeutſchen Herren wirken, die Bauern, z. B. durch Ausnutzung der Gerichtsherrlichkeit, perſönlich rechtlich herabzudrücken, um über ſie völlig verfügen zu können. Das Wichtige dabei war, daß, wie Bezold ſagt, „die wirtſchaftliche Glanzzeit der deutſchen Bauern vorübergegangen war, ohne daß die Landbevölkerung weder im Reiche noch in den meiſten Territorien als ſelbſtändiges Glied dem politiſchen Organismus eingefügt wurde“. Die Freien oder annähernd Freien ſuchte man in ſtärkere Abhängigkeit zu bringen; vor allem aber ſtrebte man danach, Abhängige in die alte und ſchon ſtark geſchwundene Form der Leibeigenſchaft zu zwingen. Die aus den (S. 142) erwähnten Gründen anwachſende bäuerliche Bevölkerung konnte häufig nicht mehr auf den vorhandenen Hufen, deren allzu weitgehende Teilung zur Viertelhufe als Norm geführt hatte und jetzt inhibiert wurde, untergebracht werden, zumal weitere Rodung erſchwert wurde. Dieſen Überſchuß betrachteten die Herren als leibeigen. Ebenſo dehnte man dieſen Begriff aber auch auf die Grundholden mit Beſitz aus. Und ſelbſt die freien Pächter waren gefährdet, nicht ſowohl durch jene grundherrlichen Laſten als durch weitere Anſprüche. Namentlich die geiſtlichen Herrſchaften haben ſolche auf alle, ſelbſt betrügeriſche Weiſe, ſogar mit kirchlichen Mitteln, und am unerbittlichſten durchzuſetzen verſtanden, z. B. die Abtei Kempten. Die noch zu erwähnende „Reformation des Kaiſers Siegmund“ klagt, daß ſelbſt die Klöſter Leute zu Eigenleuten machten. Gerade weil im Süden gegenüber den von älterer Zeit vorhandenen Eigenleuten die Zahl der eigentlichen „Bauleute“ mit Erbzinsrecht überwog, wurde ſolches Herabdrücken ebenſo wie die nun eintretende Beſchränkung der Freizügigkeit beſonders ſchwer empfunden. Die Meinung, daß dieſe Entwickelung durch die Rezeption des römiſchen Rechtes beſonders gefördert worden ſei, trifft ſchwerlich zu. Wenn auch bei der Verſchlechterung der bäuerlichen Rechte — der weit günſtiger geſtellte Nordweſten (vgl. S. 143) ſcheidet hier überhaupt aus — ſpäter römiſch-rechtliche Einflüſſe hier und da mitgewirkt haben mögen, ſo ſind, wie wir eben ſahen, die Herabdrückung in Leibeigenſchaft und die Ausdehnung der landesherrlichen Rechte gegenüber dem Allmendebeſitz bereits ältere Tendenzen, die ſich auch ohne jene Einflüſſe weiter geltend machten. Sehr bezeichnend iſt, worauf ſchon Lenz hingewieſen hat, daß ſich „in den zahlreichen Bauernprogrammen aus den Aufſtandsgebieten“ keine

Klagen über Schädigung durch das neue Recht finden. Auch im Oſten war ja jene den Bauern gefährliche Entwickelung längſt vor der Rezeption des römiſchen Rechtes eingetreten, freilich wurde dieſes dort ſpäter als ein der herrſchenden Tendenz förderliches Mittel ſtärker benutzt (vgl. S. 267). Im Südweſten aber hat im 16. Jahrhundert das neue Recht gelegentlich auch den abhängigen Bauern genützt und ſie vor weiterer Beeinträchtigung ihrer überkommenen Rechte geſchützt.

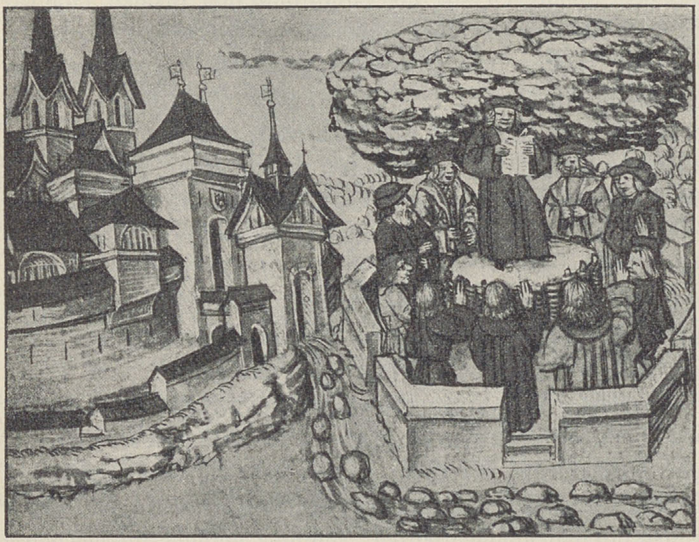
Man hat nun dieſe Rezeption des römiſchen Rechtes überhaupt als ein die ſoziale Gärung verſtärkendes Moment angeſehen. Dieſe früher faſt allgemeine Anſchauung hat v. Below erheblich erſchüttert, zugleich aber die Urſachen der Rezeption überhaupt klarer geſtellt. Vorbereitet war ja das Mittelalter für das römiſche Recht ſchon durch das kanoniſche Recht, deſſen methodiſche Grundlage eigentlich jenes war, und das gewiſſe Anſchauungen und Einzelheiten aus ihm ſtändig den Germanen vermittelte. Bei der Rezeption ſelbſt handelt es ſich, wie ſchon Stobbe betont hat, um eine der geiſtigen Wirkungen der Verbindung mit Italien — über die ſtarken italieniſchen Kultureinflüſſe in dieſer Zeit werden wir noch (S. 179ff.) näher handeln. In Italien war das Studium des römiſchen Rechtes neu erblüht, insbeſondere in Bologna (vgl. Bd. I, S. 357 und unten S. 183). Zahlreiche Deutſche ſtudierten dort ſeit Ausgang des 13. Jahrhunderts: ſie kamen als Kenner des römiſchen Rechtes nach Deutſchland zurück. An den neuen deutſchen Univerſitäten wurde freilich nur das kanoniſche Recht gelehrt und das römiſche bis gegen 1450 nur, ſoweit es für jenes als Hilfsmittel in Betracht kam, ſtändig dann an den norddeutſchen Univerſitäten früher als an den ſüddeutſchen. Um dieſe Zeit war auch die bereits im 14. Jahrhundert erkennbare Rolle des römiſchen Rechtes in der Rechtsliteratur bedeutend gewachſen, ebenſo die Verwertung dieſes Rechtes in den ſich mehrenden, aber hinter den Entſcheidungen der ordentlichen Gerichte zurückſtehenden Gutachten. Aber von einem Eindringen in die praktiſche Rechtspflege iſt bis gegen 1500 wenig die Rede. Es iſt zunächſt weſentlich eine wiſſenſchaftliche Bewegung — von der Bedeutung der Kanzlei wird aber noch (S. 170) zu ſprechen ſein. Die Juriſten ſind es dann auch, die trotz ſtarker Gegenſätze zu den Humaniſten dem Eindringen des Humanismus aus Italien den Weg ebneten (vgl. S. 183f.). Es iſt nun klar, daß die Juriſten im renaiſſancemäßigen Gefühl kultureller Überlegenheit den Drang hatten, ihre klaſſiſche Weisheit auch praktiſch ſtärker geltend zu machen. Und hier wurde wichtig, daß gerade das deutſche Recht ſolchen Beſtrebungen keinen erheblichen Widerſtand entgegenſetzen konnte. Auch in Frankreich (Cujacius und Donellus), auch in England hatte ſich von Italien her die Kenntnis des römiſchen Rechtes verbreitet, aber hier gab es ſchon eine „feſte Praxis mit ſo feſten Mittelpunkten, wie ſie das engliſche Recht am königlichen Hofgericht, das franzöſiſche Recht an den Parlamenten Frankreichs beſaß" (Sohm). Hier war ein tieferer Einfluß des fremden Rechtes nicht möglich. In England hatte man überdies noch Schulen des heimiſchen Rechtes in den Inns of Court. Sie, nicht die Univerſitäten waren dort für das Rechtsſtudium maßgebend. In Deutſchland gab es kein feſtes einheitliches Recht, und das höchſte Gericht, das Reichshofgericht, hatte keinen beſtimmenden Einfluß. Das lag an der ſchon wiederholt hervorgehobenen Schwäche der Zentralgewalt. Eben mit ihr hängt das Übergewicht des Individualismus im Recht, jene Rechtszerſplitterung zuſammen. Gegen ein einheitliches deutſches Recht hätte, wie Stintzing richtig betont hat, das römiſche Recht ſchwerlich geſiegt. Das noch am meiſten einheitliche Rechtsgebiet, das des Sachſenrechts, hat auch dem römiſchen Recht am ſtärkſten widerſtanden. Daß ſich das römiſche Recht wegen ſeiner inneren Überlegenheit zur Übernahme empfohlen hätte, iſt kaum richtig. Schon der Hinweis auf Frankreich und England lehrt, daß nicht die erreichte höhere wirtſchaftliche Kulturſtufe, der Aufſchwung von Handel und Verkehr, zur Rezeption führte. Gerade die am weiteſten fortgeſchrittenen Potenzen, die Städte (die ja das heimiſche Recht aus wirtſchaftlichen Gründen am höchſten entwickelt hatten), haben dem römiſchen Rechte länger widerſtrebt als der Adel, freilich vor allem die dem Gebiet des Sachſenrechtes angehörenden Städte. Richtig iſt dagegen wohl, daß die Zeit für die Entwickelung einer Rechtswiſſenſchaft und eines beſonderen juriſtiſchen Berufsſtandes gekommen war und bei dem Fehlen einer heimiſchen Rechtswiſſenſchaft die fremde ſich im rechten Augenblicke darbot.

Eine nicht zu unterſchätzende Rolle hat das römiſche Recht nun auch in ſtaatsrechtlicher Beziehung geſpielt. Daß zunächſt die Idee des Imperiums, die die deutſchen Könige erfüllte, zur Übertragung von Einzelheiten des römiſchen Kaiſerrechtes führte, wird von keiner Seite beſtritten, auch von v. Below „als Hebel der Rezeption“ angeſehen. Bereits die Staufer haben die ſtaatsrechtlichen Vorteile des römiſchen Rechtes für das Kaiſertum erkannt. Ludwig der Bayer ſodann hat aus dem römiſchen Recht Beweiſe gegen die Anſprüche des Papſtes holen laſſen. Karl IV. hat dann die römiſchen Juriſten, die Legiſten, völlig in die Kanzlei gezogen und ſie in weitgehender Weiſe politiſch wirken laſſen. Er hat auch den Hofpfalzgrafen aus Italien eingeführt. Karl IV. hat ferner ausdrücklich den Wert des römiſchen Rechtes als einer Säule des Imperiums einmal hervorgehoben und gerade deshalb das Studium desſelben geprieſen (Stiftungsurkunde für die Univerſität Orange 1365). In Böhmen ſpielten die Juriſten überhaupt früh eine Rolle. Wenzel II. (1278—1305) wollte ſchon eine Univerſität, d. h. eine Rechtsſchule, gründen, auch mit Hilfe italieniſcher Juriſten ein neues Geſetzbuch erlaſſen. Wirklich eingeführt hat er nur jenes Bergrecht, das das kanoniſche Verfahren zuerſt auf weltlichem Gebiet durch den Stuhl zu Kuttenberg anwenden ließ. Die Kanzleien des Kaiſers und noch mehr der Fürſten ſind es, in denen die römiſchen Juriſten ihre erſte praktiſch einflußreiche Rolle ſpielen. Sie ſind die Räte, die geſchulten Beamten der Fürſten. Man hat in der Regel gemeint, daß ſie von den Fürſten im Intereſſe der Stärkung ihrer Macht herangezogen wurden, daß der Hauptakzent auf ihrer politiſchen Verwertung lag, auf der durch ſie bewirkten Erhebung des „erleuchteten“ Fürſten, wie ſich ſchon im 14. Jahrhundert Rudolf IV. von Öſterreich bezeichnete, über die Untertanen, daß ſie ſich durch die Umdeutung der Rechtsverhältniſſe der Untertanen im römiſchen Sinne brauchbar erwieſen. Demgegenüber hat v. Below hervorgehoben, daß die Fürſten die Juriſten als Beamte wegen ihrer geiſtigen Schulung bevorzugten — es werden ihnen auch große Fortſchritte der Verwaltung verdankt — und dabei auch keinen Unterſchied zwiſchen kanoniſchen und römiſchen Juriſten machten, daß die Juriſten oft genug Anwälte der Rechte der Stände oder der Bürger geweſen ſeien, daß endlich von einem Streben der Fürſten nach abſoluter Herrſchaft erſt nach Abſchluß der Rezeption die Rede ſein könne. Ein unbedeutender Einfluß des römiſchen Rechtes in ſtaatsrechtlicher Beziehung ſei wohl vorhanden (ſo ſchon in früheren Jahrhunderten auf die Geſtaltung der Regalien). Anderſeits hätten natürlich die Juriſten die Anſprüche ihrer Herren vertreten und wohl auch mit römiſch-rechtlichen Argumenten geſtützt. Man wird nun aber doch eine Tendenz der Fürſten zur Erweiterung ihrer Rechte, und ſei es nur in fiſkaliſcher Beziehung, im Zuſammenhang mit der Konzentration der ſtaatlichen Macht (vgl. S. 130 f.) nicht leugnen dürfen. Und man kann Äußerungen wie die nachſtehenden Wimphelings nicht als „literariſche Übertreibung“ abtun. Er, der hervorhob, daß „nach der abſcheulichen Lehre der neuen Rechtsgelehrten der Fürſt im Lande alles ſein ſolle, das Volk aber nichts, daß ſie das Volk ausſögen, für alles Unrecht einen Deckmantel fänden und vor allem neue Steuern ausſinnen müßten“, ſagte auch: „mächtiger noch als im Gericht ſind ſie im Rate der Fürſten, wo ſie ſchon viel länger im geheimen wirken und alles umkehren und verwirren, was durch die Weisheit der Vorfahren geordnet worden und zu Recht beſtand“. Die ausdrückliche Inbeziehungſetzung der Juriſten zu den politiſchen Ambitionen der Fürſten iſt hier doch nicht zu beſeitigen.

Sicherlich iſt nun aber die ſtarke Vertretung der Juriſten im Rate des Königs und der Fürſten auf das Eindringen des römiſchen Rechtes in die Rechtspflege von weſentlichem Einfluß geweſen. Aus dem königlichen Rat, und damit auch aus Juriſten, ergänzte ſich das Reichskammergericht (wie aus den fürſtlichen Räten die höchſten Gerichte der Territorien). Die Zahl der römiſchen Juriſten unter ſeinen Beiſitzern nahm ebenſo wie unter denjenigen der fürſtlichen Hofgerichte (in Heidelberg z. B. ſeit 1472, in Leipzig ſeit 1483) nur langſam zu, damit aber auch die Neigung, ſich der Schwierigkeit, Streitfälle aus verſchiedenen Gebieten nach den disparaten deutſchen Rechtsſätzen zu entſcheiden, durch Anwendung des einheitlichen römiſchen Rechtes zu entziehen. Seitdem 1495 das höchſte Gericht reorganiſiert und ſtändig geworden war, nahm ſein vorher nur geringer Einfluß erheblich zu. Sein römiſcher Prozeß wurde Muſter, man richtete ſich in Einzelfällen nach ſeiner Rechtſprechung, ſchon wegen der möglichen Appellation an das Kammergericht (ſoweit nicht Appellationsprivilegien beſtanden). Den weiteren Fortgang der Rezeption förderten vor allem die Kodifikationen, die aber nur zum Teil romaniſtiſchen Charakter tragen. Sie gingen beſonders aus dem Bedürfnis nach einer Aufzeichnung des Rechtes an ſich hervor. Waren die betreffenden Beamten dem römiſchen Recht geneigt, ſo übernahmen ſie eben dieſes, zumal es ſie aller ſonſt notwendigen Ausarbeitung überhob. Zu den Kodifikationen trieb ferner der Wunſch nach einem einheitlichen Recht innerhalb der betreffenden Territorien, die damals vielfach Gebiete anderen Rechtes ſich angeſchloſſen hatten. Ähnliche Wünſche für das ganze Reich kamen aber wiederum dem römiſchen Recht zugute. Sehr ſtark war bei der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Partikularrechte das Bedürfnis nach einem gemeinſamen Rechte, dem ja ſchon der Verfaſſer des „Kaiſerrechts“ Rechnung tragen wollte, und worüber ſchon dem Baſeler Konzil Nikolaus Cuſanus 1433 ernſte Vorſchläge gemacht hatte, freilich ohne Erfolg. Wenn man die Rezeption des römiſchen Rechtes in die Land- und Stadtrechte als „Reformation“ bezeichnen zu dürfen glaubte, ſo kommt endlich in Betracht, daß man wirklich einen kulturellen Fortſchritt zu machen meinte. Das heimiſche Recht, das man auf Univerſitäten zu lehren für lächerlich gehalten hätte, galt den Juriſten als „roh und bäueriſch“, das Verfahren als höchſt rückſtändig. „Kein Mißbrauch“, ſagte ſchon um 1460 ein Juriſt, „ſcheint mir größer zu ſein als der, daß Menſchen, welche den Acker bebauen, in dieſem Lande Recht ſprechen.“ Immer mehr drängte man auf Erſatz der „unerfahrenen Perſonen“, die in den niederen Gerichten „das Recht verſtümmelten“, durch verſtändige Richter.

Aber dieſer Hochmut der Juriſten, deren Anſehen auch überaus groß war — die Doctores ſind „edel genennt, herren und freund der fürſten“ —, hatte ſein Gegenbild in einem ihnen entgegengebrachten Volkshaß, deſſen Stärke freilich nicht übertrieben werden darf. Man hat Spuren desſelben ſchon im 13. Jahrhundert und bald danach finden wollen, ſo bei Cäſarius von Heiſterbach, Thomaſin von Zirklaria, Hugo von Trimberg, der bereits von den

Juriſten als Unchriſten ſpricht. Hinter dem lateiniſchen Gedicht des Nikolaus von Bibra von etwa 1281, das den in Bologna gebildeten Erfurter Rechtsverdreher Heinrich von Kirchberg angreift, ſtecken freilich kirchliche Streitigkeiten. Auch jene anderen Zeugniſſe können eine allgemeine Oppoſition kaum beweiſen, weil eben damals der Einfluß der Juriſten überhaupt nicht ſehr groß war. Anderſeits ſind damals nicht die römiſchen, ſondern die kanoniſchen Doctores, die geiſtlichen Richter, das Angriffsobjekt. Das führt darauf hin, daß auch die ſpätere Oppoſition überhaupt dem Richter als ſolchem, dem *Berufsrichter* galt, alſo jener Erſcheinung des kulturellen Fortſchrittes (vgl. S. 147), die mit dem römiſchen Recht an ſich nichts zu tun hat. Das Recht war der letzte Reſt der einſtigen öffentlichen Betätigung des Volkes, es war für jeden Lebenskreis aus den Verhältniſſen heraus erwachſen. Soweit es aufgezeichnet war, ſtellte es weſentlich alte Tradition, volkstümliche Gewohnheit dar, aber auch neue Satzungen gingen aus dem gemeinſamen Willen der Beteiligten hervor. Daß jede Gruppe wie jeder Stamm nach eigenem Rechte lebte, bedingte freilich jene Zerſplitterung des Rechtes, auch einen Gegenſatz zwiſchen dem fortſchrittlichen Stadtrecht und dem erſtarrten Landrecht, verbürgte aber zugleich die tiefe Wurzelung des Rechtes im Volk. Innerhalb ſeiner Genoſſen hatte ein jeder ſeine Richter, die im alten einfachen, öffentlichen und mündlichen Verfahren unter einem leitenden, aber nicht urteilenden Richter das Recht „fanden“ (ſiehe die obenſtehende Abbildung). Es ergab ſich ſo auch bei alten Bauern, bei dem gerichthaltenden Burgherrn wie bei den ſtädtiſchen Schöffen eine weitverbreitete Kenntnis der alten Rechtsgewohnheiten, jede Neuerung wurde um ſo ſchärfer empfunden. Auch für die oberen Gerichte war die Beſetzung mit rechtskundigen Laien zunächſt die Norm geblieben.



Gerichtsſzene. Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern.

Anderſeits führte freilich die Rechtszerſplitterung, wie wir ſahen, den Wunſch nach größerer Einheitlichkeit herbei, und zweitens lag die *Handhabung der Rechtspflege ſehr im argen*, was im Volke bitter empfunden wurde. Insbeſondere verſagte der Kaiſer, ſelbſt bei gutem Willen. Der vor jener Reform zerfahrene Charakter des örtlich und in ſeiner Zuſammenſetzung fortwährend wechſelnden kaiſerlichen Gerichtes erſchwerte allein ſchon das Rechtſuchen. Vor allem aber mußte Geld gezeigt werden, ſonſt ſchob man die Sache endlos hinaus. Man war auch geradezu käuflich: „am Hofe“, berichtet ein Frankfurter, „kauft man um Geld, was man will“, und auch die übrigen höheren ſowie die fürſtlichen Gerichte waren höchſt mangelhaft und verſagten meiſt bei Klagen gegen Mächtige. Die Grundherren verhängten in den ländlichen Gerichten mit Vorliebe Geldſtrafen, konfiszierten das Gut des Verurteilten uſw. Die Rechtspflege wurde zur Einnahmequelle. War aber einmal ein gerechtes Urteil ergangen, ſo fehlte nur allzuoft, wie der gut beobachtende Froiſſard berichtet, „jede ſtrenge und raſche Vollſtreckung desſelben“. Eben dieſe Zuſtände hatten die Selbſthilfe in der Form der Fehde ſo furchtbar aufleben laſſen. Man ſuchte anderſeits nicht ſelten die ordentlichen Gerichte zu umgehen und ließ ſeine Streitigkeiten ſchon durch die Beamten, die des römiſchen Rechtes kundig waren, entſcheiden. Aber mit dem Eindringen der römiſchen Juriſten in die ordentliche Rechtspflege änderte ſich trotz ihres Strebens nach Unparteilichkeit die Geſinnung des Volkes gegenüber den Richtern keineswegs. Zu den alten Mißbräuchen kam nun die größte Rechtsunſicherheit hinzu, zumal der Gegenſatz zwiſchen dem nach römiſchem Recht urteilenden Obergericht und den niederen Gerichten immer ſchärfer wurde. Dem neuen Inquiſitionsverfahren waren die Schöffen nicht gewachſen, ſie wußten nicht mehr, was galt, und verließen ſich auf den Gerichtsſchreiber, ſo juriſtiſch ungebildet der in Wahrheit ſein mochte. Er wurde daher vor allem gekauft. Ebenſo wuchs der Einfluß der „Fürſprecher“, die ſich nun ein gelehrtes Anſehen gaben und mit dem neuen Rechte wucherten. Die Mängel auch der Strafrechtspflege haben übrigens das Reichskammergericht zu einer Beſchwerde veranlaßt, die Verhandlungen der Reichstage über eine Reform herbeiführte, bis man 1531 durch die „Carolina“, die Kriminalordnung Karls V., zu einer geſicherten Grundlage kam.

Nach wie vor meinte ſich das deutſche Volk einer Bande von geldlüſternen Schurken ausgeliefert, die das Recht nach ihrem Willen beugten und das Volk, das ſie noch zu Prozeſſen hetzten, auf alle Weiſe ausſogen. Insbeſondere wurden die Advokaten und „Fürſprecher“, denen „kein Brief ſo gut war, ſie wöllen ein Loch darein reden“, mit Anklagen überſchüttet, und wirklich ſcheint es in jener erwerbslüſternen und gewiſſenloſen Zeit, wie ſelbſt von Rechtsgelehrten zugeſtanden wurde, recht viel bedenkliche Elemente unter den Juriſten gegeben zu haben. Es ſei hier nicht angeführt, was Sebaſtian Brant und Geiler von Kaiſersberg, was Wimpheling, Hutten, Cochläus und ſo viele andere Bitteres geſagt haben. Hervorzuheben iſt nur, daß ſich die Klagen im ganzen nicht gegen die Vertreter des römiſchen Rechtes als ſolche richteten. Nach Muther hätte ſich in dieſen Klagen nur der „Haß gegen die weltliche und noch mehr wider die geiſtliche Obrigkeit überhaupt“ ausgedrückt, und die Oppoſition der Stände (die namentlich in Bayern ſtark war) hätte weſentlich den „ausländiſchen (d. h. nach v. Below den aus anderen deutſchen Territorien und Städten ſtammenden) Räten und Doktoren“ gegolten. Zum Teil hätten gerade die Landſtände um Beſetzung der Gerichte mit Doktoren gebeten. Auch v. Below erklärt die Klagen der Stände vornehmlich aus dem Unwillen des Adels über die Beſetzung der höheren Ämter mit Nichteingeborenen. Wenn freilich die Stände in Württemberg 1514 verlangten, daß das Hofgericht mit „ehrbaren, redlichen und verſtändigen Perſonen vom Adel und den Städten beſetzt werde, die nicht Doctores ſeien, damit den alten Gebräuchen und Gewohnheiten unabbrüchig geurteilt und die armen Untertanen nicht alſo irre gemacht würden“, ſo ſcheint doch ein Gegenſatz der „alten Gewohnheiten“ zum römiſchen Recht ausgedrückt zu ſein. Aber im allgemeinen haben ſich die Stände um dieſen Gegenſatz nicht gekümmert, und gerade die Württemberger haben nach v. Below ſich bei der ſpäteren Kodifikation dem römiſchen Recht nicht abgeneigt gezeigt. Wie weit das neue Recht, das ſeinen Einfluß insbeſondere auf das in Formalismus erſtarrte Privatrecht äußerte, ſegensreich gewirkt hat, bleibe hier beiſeite. Überhaupt richtete ſich die Oppoſition immer auch gegen jenen Einfluß der Juriſten auf die geſamte Verwaltung, auf die Stärkung der Fürſten wie gegen das immer mehr aus Juriſten ergänzte fürſtliche Beamtentum. Vor allem war es übrigens die Kirche, die ihre Macht bereits jetzt durch einen von den Juriſten geförderten Cäſaropapismus bedroht ſah. Vom ſpäteren Standpunkt aus geſehen, ſchreibt ſich von der Rezeption die Kluft zwiſchen Volk und fremd Gebildeten her, die dann der Humanismus noch vertiefte. Diejenigen germaniſchen Länder, die von dieſer Rezeption zumeiſt verſchont blieben, England, Skandinavien, die Schweiz, haben den alten volkstümlichen Geiſt viel mehr bewahrt und doch nicht kulturell gelitten.

Man könnte annehmen, daß in der allgemeinen ſozialen Disharmonie die Kirche ein Element der Verſöhnung dargeſtellt hätte. Das Gegenteil iſt der Fall geweſen. Das Verhältnis des Volkes zum Klerus iſt nur ein weiteres Moment der Verbitterung. Wie die Achtung vor dem Klerus ſeit dem 13. Jahrhundert zurückging, iſt ſchon früher (Bd. I, S. 417ff.) erörtert worden. Wie ſeine Sünden immer ſtärker zu kirchlichen Reformen drängten, werden wir noch hören. Hier handelt es ſich um die ſozialen Folgen ſolcher Zuſtände. Gerade die kirchlichen Sittenprediger legten vor dem Volke immer von neuem die Verkommenheit des Klerus bloß — was Wunder, daß ſich der Haß gegen die Nichtstuer und Schlemmer, die ohne Acht auf ihre Pflichten dahinlebten, gewaltig ſteigerte. Namentlich der Bauer war von dieſem Haß beſeelt, zumal er höchſt ungern den Zehnten gab und von den geiſtlichen Herren beſonders ſcharfen Druck erfuhr. Der Bauer glaubte wohl, die Leute lebten nur von ihm, ohne ſelbſt zu arbeiten. Der reiche Beſitz der Kirche war jetzt nicht nur dem Adel ein Dorn im Auge. Vor allem haben da huſſitiſche Einflüſſe gewirkt; das Kirchengut iſt das Objekt der huſſitiſchen Angriffe. Der niedere Klerus ſelbſt hetzte nach wie vor gegen die reichen Pfründeninhaber, auch gegen die notoriſche Habgier des höheren Klerus. Nach Windeck geſchah überhaupt ſeitens der Geiſtlichen alles nur „um Geld". Wie tief dieſer Haß ohne eigentlich religiöſe Motive wurzelte, zeigen einige der bäuerlichen Aufſtände des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts: ſo die in Appenzell, wo häufig die Pfaffen, ebenſo wie 1459 am Rhein, gemißhandelt wurden. Die Anhänger des Paukers von Niklashauſen ſangen 1476: „Wir wollen Gott vom Himmel klagen, Kyrie eleiſon, Daß wir die Pfaffen nit ſollen zu Tode ſchlagen. Kyrie eleiſon." Dies war aber kein neues Schlagwort, ſondern der Ausdruck viel älterer im Volke lebender Stimmungen. Bei den Bauern von Untergrombach 1502 lautete die Loſung: „Wir mögen vor den Pfaffen nicht geneſen." Auch beim Beginn des großen Bauernkrieges glaubte man anfangs allgemein die Bewegung gegen die Pfaffen gerichtet und freute ſich darüber. In der Stadt beſonders war die Verachtung der Pfaffen gewaltig.

Charakteriſtiſch für ihre Einſchätzung iſt, daß ſie meiſt mit den Juden zuſammen genannt und als ebenſo beraubenswert hingeſtellt werden: „der pfaffen unde juden guot, das macht uns all ein frien muot". Der Haß gegen die Juden war insbeſondere infolge jener Ausübung des Darlehnsgeſchäftes (vgl. Bd. I, S. 409 f.) ungemein gewachſen. Der außerordentlich hohe Zinsfuß hat die Ausbeutung der Bevölkerung in weiteſtem Maße geſtattet; charakteriſtiſch iſt auch, daß man in der Regel wöchentlichen Zins bedang. Der Bauer kam oft wegen winziger Summen zu gewaltiger Schuldenlaſt, die ihn verdarb. Daß es in den Städten ähnlich ſtand (vgl. S. 72), zeigt die einmal auf Bitten des Nürnberger Rates ergangene kaiſerliche Erlaubnis, die Juden von dort zu vertreiben, weil durch ihren Wucher viele Bürger „dermaßen übernommen und in Schulden geſtürzt, daß dieſe von ihrer Nahrung und häuslichen Ehre und Wohnung gedrängt" ſeien. Auch der Adel war bei den Juden ſtark in der Schuld, ebenſo mancher Fürſt. Den Haß förderten die Hetzereien der Prediger, die den Wucher grell beleuchteten — nach einigen Forſchern war überhaupt (vgl. Bd. I, S. 410) der Klerus die eigentlich treibende Kraft gegen die Juden, die in Kaufmannskreiſen am wenigſten mißachtet waren —, ferner jene alten legendenhaften Beſchuldigungen bezüglich „der heimlichen Mörde", der Brunnenvergiftung, Hoſtienſchändung uſw. Immer ſtärker wurde jetzt die ſoziale Ausſcheidung und Verfemung, die im Mittelalter freilich auch andere, noch verachtetere Leute traf. Schon 1387 war man auf einem rheiniſchen Städtetag gegen die Juden feindlicher aufgetreten, hatte die ſeit langem (vgl. Bd. I, S. 410) eingeführte, aber nicht durchgedrungene Unterſcheidung durch äußere Merkmale (gelbe Tuchringe, gelbe Hüte) wieder beſonders betont, anderſeits den Juden als läſtigen Konkurrenten den Handel verboten. Das geſonderte Wohnen der Juden wurde im 15. Jahrhundert allgemein. „Der Judenhaß", ſchrieb 1497 Froiſſard, „iſt in Deutſchland ſo allgemein verbreitet, daß ſelbſt die ruhigſten Männer in Aufregung geraten, wenn auf die Juden und ihren Geldwucher die Rede kommt. Es würde mich nicht wundern, wenn plötzlich und gleichzeitig in allen Gegenden eine blutige Verfolgung der Juden ausbräche, wie dieſe denn bereits aus mehreren Städten gewaltſam vertrieben ſind." Solche Vertreibungen, zum Teil jetzt von den Obrigkeiten im Gegenſatz zu dem bisherigen Gewährenlaſſen begrüßt, aber weniger blutig als früher (vgl. Bd. I, S. 410 und 427 f.), fanden im 15. Jahrhundert z. B. in Speyer, Mainz, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Würzburg (zweimal), Erfurt ſtatt. Anderwärts, wo der Kaiſer die Juden ſchützte, wurden ſie arg geplagt. Auch aus ganzen Stiftern (z. B. Würzburg, Mainz) und weltlichen Territorien (Sachſen, Bayern, Mecklenburg, Pommern uſw.) wurden ſie vertrieben. Hier ſpielten die Fürſten die Hauptrolle und wetteiferten mit den Städten. Zeitgenoſſen haben, wie ſpäter Trithemius, die Einziehung des Vermögens der Juden der Geldgier der Fürſten zugeſchoben. „Übel handeln die Fürſten", meinte ſchon Biſchof Stephan von Brandenburg gelegentlich der Judenberaubung in der Mark im Jahre 1446, „welche aus unerhörtem Geiz und ohne gerechte Urſache die Juden aller ihrer Habe berauben." Mehr oder weniger gingen ſolche Verfolgungen aber auf die Stimmung des Volkes ſelbſt zurück und zeigen, wie ſehr die Zeit überhaupt noch zu Gewalttätigkeiten neigte.

Im ganzen braucht man denn auch für die ſich andauernd ſteigernden aufrühreriſchen Bewegungen, in die ſich die ſoziale Mißſtimmung bald hier, bald dort umſetzte, wenigſtens für die Stadt eine tiefere, eine ſozialiſtiſche Grundlage nicht anzunehmen. Wir werden zwar bei den Bewegungen der Bauern, die man ſehr übertrieben als „ſoziale Parias" hinſtellt, während ihre Lage doch in Wahrheit (vgl. S. 141) gar nicht ſo peſſimiſtiſch anzuſehen iſt, zum Teil religiös-ſozialiſtiſche Strömungen wirken ſehen, man hat aber auch als Träger der ſtädtiſchen Bewegungen um und namentlich nach 1500 ein teilweiſe ſozialiſtiſch angehauchtes Proletariat angenommen. Andere Forſcher laſſen dieſe ſtädtiſchen Bewegungen von den zünftleriſchen Kreiſen getragen ſein und beſtreiten lebhaft weſentliche ſozialiſtiſche und taboritiſche Einflüſſe. Die Motive für die einzelnen Bewegungen ſind eben noch lange nicht genügend erforſcht, insbeſondere darf der Begriff „ſtädtiſches Proletariat" nicht voreilig gebraucht werden. Jede Rolle des Gegenſatzes zwiſchen arm und reich wird aber auch für die Stadt nicht geleugnet werden können. Erſt recht nicht für das Land. Wenn freilich die Bauern „arme Leute" heißen, ſo ſind ſie das nicht in unſerem Sinne. Aber das hindert nicht, daß die Ungerechtigkeit der Verteilung der Güter dieſer Welt gerade von den ſchärfer gedrückten, aber ſelbſtbewußten Bauern empfunden wurde. Kommuniſtiſche Anſchauungen, die ſchon durch das Chriſtentum im ganzen Mittelalter als ſeiner Lehre entſprechend gefördert wurden, fanden beſonders durch den Einfluß der huſſitiſchen Bewegung, die in Gottes Namen allgemeine Gleichheit ſchaffen wollte, auch in Deutſchland Boden. Den niederen Ständen wurde ſeit längerer Zeit durch die Bettelmönche in Stadt und Land der Haß gegen die Beſitzenden und die geiſtlichen Herren gepredigt, ſie ſelbſt, insbeſondere aber der ſo oft verachtete „arme“ Bauer, wurden als rechte Kinder Chriſti, der ſelbſt ein Armer war, gleichſam in ihrer Armut verklärt. Die viel radikaleren huſſitiſchen Ideen verſtärkten dieſe Strömung mächtig. Wie die Ketzerbewegungen überhaupt, iſt das „böhmiſche Gift“ durch die „Ketzerbriefe“ überallhin und ſicher auch in die ländliche Bevölkerung gedrungen. Und obwohl jener Gedanke der allgemeinen Gütergemeinſchaft vor der Wirklichkeit verging, blieben um ſo ſtärker die Ideen des „göttlichen Rechtes“ und der „chriſtlichen Freiheit“ haften, die praktiſch Einziehung des Kirchengutes und Befreiung von den Laſten bedeuteten. Namentlich in der rechtzeitig erſtickten Niklashäuſer Bewegung von 1476 kamen völlig kommuniſtiſche Neigungen, religiös-theokratiſch gefärbt, zum Ausbruch: der Führer, der junge Bußprediger, ſah die Fürſten und Herren nach Verteilung ihrer Güter ſchon zu Handarbeitern degradiert, den Beſitz der Pfaffen genommen, ſie ſelbſt totgeſchlagen und ein wahres Gottesreich auf Erden erſtanden. Aber ſchon längere Zeit vorher waren ähnliche, freilich zahmere Anſchauungen theoretiſch ausgeſprochen in der ſogenannten „Reformation des Kaiſers Siegmund“, die erſt gegen Ende des Jahrhunderts ſtärkere Verbreitung fand und neben praktiſchen radikalen Forderungen, namentlich allerdings für die Städter (z. B. Abſchaffung der Zünfte), auch wieder neben der Einziehung des Kirchengutes unter Schonung des weltlichen Beſitzes vor allem an die Erhöhung der Kleinen denkt: „Wenn nun die gemeine Welt bekennen wird unſere Freiheit, ſo iſt den gewaltigen Häuptern ihre Kraft genommen.“ Den ſchärfſten Charakter hat dieſe Stimmung zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der von Haupt ans Licht gezogenen Schrift eines „oberrheiniſchen Revolutionärs“ angenommen, der zugleich die kirchlichen Zuſtände aufs äußerſte angreift und in ſeinen Zielen ganz ſozialiſtiſch-kommuniſtiſch iſt. Und ähnliche Gedanken lebten in den ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Deutſchland umlaufenden Prophezeiungen der Aſtrologen.

Sollte da nicht auch in den Städten bei dem demokratiſchen Grundcharakter der Zeit der Gegenſatz von arm und reich ſchärfer empfunden worden ſein? „Zwiſchen den Reichen und den Armen iſt ein alter Haß geweſen“, ſagt die Magdeburger Schöppenchronik gelegentlich eines Aufſtandes von 1402. Die Feſtſtellung des Gegenſatzes begegnet ſchon bei Bertold von Regensburg (vgl. Bd. I, S. 408) und Ende des 14. Jahrhunderts bei Peter Suchenwirt: „Den reichen ſind die chaſten vol, den armen ſind ſi laere, dem povel [Pöbel] wirt der magen hol, das iſt im grozzew ſwaere (ihm große Beſchwer).“ Aber jetzt wurden auch Konſequenzen gezogen: ſo wollte Geiler von Kaiſersberg 1481 bei einer Hungersnot ſeinen Hörern ankündigen, wann es Zeit ſei, „den reichen Leuten in ihre Häuſer zu laufen, ſie aufzubrechen und Korn daraus an ein Kerbholz zu nehmen“. Die Faſtnachtsſpiele weiſen gelegentlich darauf hin, daß alle die Drücker, Amtleute, Pfaffen, Juden, Herren, nur von der Arbeit des Volkes lebten. Und man ſtellte entſprechende Forderungen. Bedenklich meint Burkhard Zink, „es ſei doch ein erſchrecklich Ding, daß die minder Weiſen und die Armen über die Reichen regieren wollten“: er ſpricht von den großen Steuern, die das gemeine Volk auf die

Reichen ſetzen wolle. Die Haupthetzer ſcheinen freilich wieder Kleriker geweſen zu ſein. Wie ſie die Handarbeit der Bauern, überhaupt die Arbeit, im Gegenſatz zum Reichtum verherrlichten, ſo ſaßen ſie auch hinter den Handwerkern, beſonders die den Zünften oder den Geſellenverbänden naheſtehenden Geiſtlichen. Sie haben auch jenen im Handwerk lebendigen ſittlich-chriſtlichen Geiſt beſonders befördert, waren überhaupt die geiſtigen Führer der Leute, wie ſie auch ihre Schriftſtücke und dergleichen beſorgten. Aus alledem erklären ſich Äußerungen wie die Butzbachs, der als Schneider mit Bitterkeit koſtbares Tuch für die Reichen in Schnitzeln verarbeitet: „wie man ſie es in ganzen Stücken von dem blutigen Schweiß der Bauern und Armen um ſchweres Geld ſich anſchaffen ſieht“.

Dazu kam nun die kapitaliſtiſche Entwickelung, die wenigſtens in Süddeutſchland der Handel namentlich ſeit Beginn des 16. Jahrhunderts nahm. Das Geldgeſchäft war (vgl. S. 72) jetzt von den Juden und Lombarden zum guten Teil auf die deutſchen Kaufleute übergegangen. Vor allem aber bildeten, übrigens nicht erſt jetzt, die großen Handelsgeſellſchaften Ringe, kauften die Waren auf und diktierten die Preiſe, die indes auch aus anderen, ſpäter (S. 261) zu erörternden Gründen ſtiegen. Wurden die Leute dadurch zum Teil ungeheuer reich — der Reichtum um 1500 übertrifft weit die Vermögen um 1400 —, ſo empfand die große Maſſe ihr Treiben als böſen Druck. „Sie ziehen“, ſagt Geiler von Kaiſersberg von den Monopoliſten, „nit allein den entbehrlichen Blunder an fremden Waaren, ſunder auch was zum Leben not, als Korn, Fleiſch, Wein und ſunſtiges in ihr Monopolium und ſchrauben die Preiſe nach ihrer Geldgier und Gitzigkeit und nähren ſich mit der ſauren Arbeit der Armen.“ Er nennt ſie „größere und ſchlimmere Überliſter und Schinder des Volks, als je die Juden geweſen“. Ebenſo meint Sebaſtian Brant:

> Die Juden „mögen nit me bliben:
> die Kriſten-Juden ſie vertriben;
> mit Judenſpieß dieſelben rennen,
> ich kenn vil, die ich nit wil nennen;
> die triben doch wild kaufmansſchatz,
> und ſchwigt dazu all reht und gſatz.“

Kilian Leib vergleicht ſie mit den Raubrittern, nur daß ſie ſtraflos blieben. Die kirchliche Anſchauung über den Handel (vgl. Bd. I, S. 406) iſt, wie ſchon früher, ſo jetzt vollends zur verbreiteten Volksmeinung geworden. Die alten Vorwürfe der Habgier, der Untreue und des Betruges (Bd. I, S. 406 f.) werden immer ſtärker erhoben, von Thomas Murner und Sebaſtian Brant wie von Hutten. Aber zu der älteren Anlegung rein ethiſcher Maßſtäbe an das wirtſchaftliche Leben fügte man jetzt die ſtärkere Betonung der ſozialen Folgen der Gier nach Reichtum. Man meinte, wie Hans Sachs, die Kaufleute wollten mit Faulenzen durch Wucher und Fürkauf reich werden, Sebaſtian Franck ſpricht von ihrer „Hanthierung als öffentlichem Wucher und Räuberei“. Und wenn nun weiter Erasmus aufs giftigſte über die Kaufleute herzog, wenn Luther ein Büchlein „von Kauffshandlung und Wucher“ ſchrieb und wenigſtens die großen Preisſteigerungsgeſellſchaften angriff, wenn die Städte (Köln 1505) gegen dieſe vorgingen, wenn Landtage oder Reichstage (Köln 1512) Beſchlüſſe gegen die Aufkäufer faßten, weſentlich im Intereſſe des ſoliden Handels, und Karl V. ſich vor ſeiner Wahl zur Beſeitigung der Monopolgeſellſchaften verpflichten mußte, ſo hat ſolcher „Großwucher und Schinderey“, vor allem wegen der hohen Preiſe für unentbehrliche Dinge, ſicher beſonders das niedere Volk aufgebracht. Aber obgleich es in einer Predigt von 1515 heißt: „wird's damit nit anders, ſo ſind groß Unruhe und Empörunge zu fürchten“, iſt doch dies Moment für die revolutionären Erhebungen kaum wichtig, wenn es z. B. auch ſchon 1483 bei einem Aufſtand in Hamburg, wo Korn aufgekauft und trotz Teuerung exportiert worden war, eine Rolle ſpielte. Die

Hauptoppoſition lag überhaupt bei den Mittelſchichten, und gerade dieſe wurden durch die großen Gewinne oft ſogar verlockt, ihr Geld bei jenen Geſellſchaften einzulegen. Ebenſo machte es der Adel. Immerhin wuchs der Gegenſatz der Armen zu den Reichen noch durch jene Agitation.

Jedenfalls hat bei den ſtädtiſchen Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts die eigentliche „Armut" ihr Kontingent geſtellt und meinte auch bereits die Zeit gekommen, die Reichen zu plündern, ſogar totzuſchlagen, um ſelbſt „ewich rike zu werden" (Braunſchweig). Aber die eigentlichen Motive der Erhebungen lagen doch auf anderem Gebiete: jene ſtädtiſchen Finanzkalamitäten (vgl. S. 75) brachten wegen des Steuerdrucks die Zünfte auf: ſie wollten mehr Kontrolle über das Finanzweſen haben. Dazu kam ihr altes Streben nach dem Regiment. Und wenn man ſeit 1514 eine maßgebendere Rolle des „pöfels" feſtgeſtellt hat, im Zuſammenhang mit dem ſteigenden ſozialen Elend, worüber eine genaue Einzelforſchung erwünſcht wäre, wenn revolutionäre Forderungen erhoben wurden, die den ehrſamen Handwerksmeiſtern jedenfalls nicht lagen, ſo blieben doch jene finanziellen Motive neben der Empörung über ſonſtige Bedrückungen wichtig. Lokale Bedrängniſſe und jene allgemeine Neigung zu Gewalttaten ſpielten auch bei den von reichen Zunftbrüdern unterdrückten kleinen Handwerkern, ferner bei gewiſſen niedrigen Gewerben (z. B. Hirten) und den Tagelöhnern — dies waren neben den Geſellen (vgl. S. 53) wohl die Hauptträger der ſozialen Gärung — immer eine Hauptrolle. Die Hefe der „Weinbuben, Tabernierer [Schenkwirte], Füller, Spieler, Freiheiter, Jaufkinder [vagierender Poſſenreißer], Galgenſchwenkel, Luderer", der Bettler und Fahrenden, kurz der „Hans hinter der Mauern", wie es 1513 in Braunſchweig heißt, war natürlich immer dabei. Anderſeits wird ein wichtiges Moment, die Neigung, Pfaffen und Kirchen zu berauben, um „ſelbſt reich zu werden" (Regensburg 1511), nicht immer nur bei den ganz Armen gewirkt haben. Namentlich die Frauen werden ausdrücklich als hetzeriſch hingeſtellt; ſie wollten auch „goldne Spangen und Gürtel tragen".

Syſtematiſcher wurde die Bewegung nun erſt durch die Aufmerkſamkeit auf die immer zunehmenden Bauernaufſtände, die aus viel beſtimmteren, einheitlichen ſozialen Forderungen hervorgingen, und auch durch die Reformation. Die lokalen Bedrückungen der Bauern durch weltliche und geiſtliche Herren hatten ſchon im 15. Jahrhundert immer häufiger zu bewaffneten Erhebungen geführt. Man kann wohl auch ein Gefühl des ſtändigen Zurückgeſetztſeins (vgl. S. 140) für die Stimmung des Bauern heranziehen, zumal dieſer noch ebenſo ſelbſtbewußt war wie die übrigen Menſchen der Zeit und von der allgemeinen Sucht nach materiellem Lebensgenuß ebenſowenig frei war. Mancher mochte ferner die geiſtige und kulturelle Rückſtändigkeit dunkel empfinden und ſo ein unklares Streben haben, an der Kultur und dem öffentlichen Leben der Zeit berechtigten Anteil zu gewinnen. Zunächſt konnte das Einungsprinzip, das die Städte und Ritter zu Bünden zuſammenführte, auch den Bauern als gegebenes Mittel, ihre Forderungen durchzuſetzen, erſcheinen. Wehrhaft war der Bauer zudem noch durchaus; noch ging er außerhalb ſeines Dorfes oft mit dem Schwert einher, und mancher Bauer hatte ſich als Landsknecht fühlen gelernt; gerade damals ſcheinen häufig die Dörfer befeſtigt worden zu ſein. Es wirkte aber ferner im Südweſten das Beiſpiel der Schweizer, die ſich von Adel und Pfaffen frei gemacht hatten, insbeſondere das der Appenzeller, die kühn revoltierten und ſchließlich der Eidgenoſſenſchaft beitraten. Man ſagte jetzt von den Bauern, „daß ſie alle wollten Appenzeller ſein", was zugleich auf politiſche Freiheitsideale deutet, wie überhaupt eine gewiſſe Erwartung politiſcher Umwälzungen durch das Volk ging. So kamen denn Zuſammenrottungen im Algäu, dann auch ſonſt in Schwaben allmählich immer häufiger vor. Schon 1431 beklagte ſich der Kaiſer Siegmund über die wachſenden Bünde nicht nur der Städter, ſondern auch der Bauern. Der Adel hat ebenſo bei den Städten ſchweizeriſche Freiheitsneigungen behauptet. Man vermutete zugleich immer jene huſſitiſchen Einflüſſe, wie man z. B. auf dem Baſeler Konzil den allgemeinen Übergang der Bauern zu den Huſſiten fürchtete. Und noch ſpäter ſah Trithemius den Reichskörper vor allem durch zwei Schwären, die Eidgenoſſen und die Huſſiten, bedroht. So folgten denn der theokratiſch-ſozialiſtiſch gefärbten Bewegung in Niklashauſen von 1476 andere religiös beeinflußte Aufſtände, wie der 1502 zu Untergrombach; auf der Fahne ſah man neben einem knieenden Bauern das Bild des Gekreuzigten und die Aufſchrift: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes.“ Einer der dortigen Führer, der bei der Unterdrückung entkam, zeigt dann bereits den Typus des revolutionären Agitators, ein ehemaliger Landsknecht Joſt Fritz: er bewirkte im Breisgau neue Bewegungen, die aber wieder unterdrückt wurden, und ſuchte, „ein Führer und Verführer des Volkes durch und durch, mit ſüßer Rede angetan“, 1517 einen großen Aufſtand im ganzen Südweſten zu erregen. Hier war überhaupt der Herd der revolutionären Stimmung, die ſich unter dem Symbol des „Bundſchuhs“, des durch Riemen zuſammengehaltenen, rindsledernen Schuhs des kleinen Bauern, traditionell fortpflanzte, wenngleich früh Bewegungen auch im Oſten, in Salzburg (1462), in Kärnten (1478), vorkamen. Neben einem weiteren großen Aufſtand in Kärnten 1515 brach aber wieder im Südweſten der vor dem Bauernkrieg bedeutendſte Aufſtand aus, der des „armen Konrad“ von 1514 in Württemberg und Baden.

Immer bedenklicher erſchien nun auch den politiſchen Gewalten die Lage. Die größeren Landesherren und der Kaiſer dachten ernſtlich an Reformen. 1502 wollten die Kurfürſten über die „Beſchwerung des gemeinen armen Mannes“ beraten; die oberöſterreichiſchen Stände ſuchte 1515 der Kaiſer ſelbſt zu billigeren Anſprüchen gegenüber den Bauern zu bewegen. Überhaupt dachte man von Reichs wegen wie an die bei der Schwäche des Reiches notwendige politiſche Reform, an Reichsſteuer und ordentliches Reichsregiment, ſo auch an die Beſſerung der ſozialen Zuſtände. Der Mainzer Reichstag ſetzte 1517 einen Ausſchuß ein, der über die Mängel beraten ſollte, „daraus allenthalben ſoviel Aufruhr, Unfrieden und Verderbens im heiligen Reich und Germanien erwüchſe“. Freilich blieb alles ohne praktiſche Folgen. Die Lage der Bauern aber, die nun ſo grell hervortrat, hatte jetzt doch auch bei den Städtern jenen ſo reichlich geübten Spott zum Teil verſtummen laſſen. Neben jener Mißachtung hatte überdies ſchon länger jene andere, von der Kirche getragene Anſchauung, die die Arbeit des Ackermanns als die wahrhaft chriſtliche und als Grundlage des Daſeins der übrigen Stände anſah, ſich in ſtädtiſchen Kreiſen verbreitet, und namentlich die Sprüche Roſenplüts zeigen ſie deutlich: „Ich lob dich, du edler baur, für alle kreataur, für all herrn auf erden: der kayſer muß dir gleych werden.“ In „Der Bauern Lob“ ferner wird „der edle Ackermann“ als von Gott der Welt beſchert hingeſtellt. Er repräſentiert ſelbſt für den Städter das Volk gegenüber den Herren, und in der Literatur wird er oft zum Wortführer aller Beſchwerden. So iſt es denn zu erklären, daß unzufriedene kleine Leute aus den Städten, zumal aus ſolchen agrariſcher Haltung, bald mit den Bauern gemeinſame Sache machten, wie bei der Niklashäuſer Bewegung, wie bei dem Aufſtand gegen den Abt von Kempten, wie ſpäter beim „armen Konrad“. Bei dem großen Elſäſſer Bund von 1493 war ſogar ein Bürgermeiſter, Hans Ulman von Schlettſtadt, Führer. Von einem ſyſtematiſchen

Zuſammenarbeiten der Städter mit den Bauern iſt aber nicht die Rede, dagegen nahmen revolutionäre Köpfe aus den Städten immer häufiger die Leitung der Bauern in die Hand.

Das zeigte ſich nun auch beim großen Bauernkriege. Ihn als allgemeine ſoziale Revolution aufzufaſſen, als Ausbruch aller der Gärungen, die uns beſchäftigten, geht nicht an, obgleich die (S. 152) hervorgehobenen älteren ſozialiſtiſch-kommuniſtiſchen Stimmungen zweifellos bei ihm nachwirkten. Aber trotz der großen Rolle des Schlagwortes von der „Gerechtigkeit Gottes“, trotz gelegentlicher Äußerungen der Bauern, mit den Reichen teilen zu wollen, trotz Verbindung unzufriedener Handwerker mit ihnen, trotz zunehmender Beteiligung der wirklich Enterbten, der fahrenden Leute, Bettler, Ausſätzigen, wie bei den Anſchlägen des Joſt Fritz, überwog ſchon bei den früheren Aufſtänden das praktiſche Motiv, beſtimmten agrariſchen Übelſtänden abhelfen zu wollen. Gewiß bedeutete auch der große Bauernkrieg wie die früheren Aufſtände eine gewaltſame Reaktion der alten agrariſchen Welt gegen die ſie einengenden und bedrängenden Mächte der Geldwirtſchaft und des neuaufſtrebenden, auf die Beamten geſtützten Staates. Der erwähnte Einfluß der Schweizer — der Ausdruck wurde typiſch für aufſäſſige Leute — kam hinzu. Überhaupt lag es im Geiſte der Zeit, ſich nichts gefallen zu laſſen. Und gerade weil die Bauern noch kräftig genug waren, ſich auch gegen jene ſoziale Mißachtung wehren wollten, taten ſie ſich ebenſo zuſammen wie andere Stände und ſchlugen gelegentlich los. Das in dieſer Zeit auf die Höhe kommende demokratiſche Kraftgefühl hat eine größere Rolle geſpielt als die Ideen. Das gilt auch für die ſtädtiſchen Schichten. Wie gewalttätig man damals noch war, haben wir wiederholt beobachtet. Inſofern muß man die Bauernaufſtände überhaupt nicht als ſo anormal anſehen; es waren Formen roher und rückſichtsloſer Selbſthilfe, die im Zeitalter der Fehde natürlich, und deren Begleiterſcheinungen, Plündern, Brennen uſw., ebenfalls nur zeitgemäß waren. Indeſſen kamen äußere Gründe doch noch als entſcheidende hinzu. Warum der Südweſten immer wieder Aufſtände ſah, und warum hier vor allem auch der große Bauernkrieg ausbrach, hat v. Below wohl richtig damit begründet, daß dieſes Gebiet in zahlreiche kleine Territorien zerſplittert war — ſchon Riehl bezeichnet deshalb den Südweſten als den empfindlichſten Teil Deutſchlands —, und daß gerade die kleinen Landesherren aufs tyranniſchſte ihre Untertanen drückten und ihre fürſtlichen Rechte mißbräuchlich in Vermiſchung mit privaten Herrenrechten zu ſteigern ſuchten. Von dem Abt von Kempten (vgl. S. 144) und dem Stühlinger Landgrafen (vgl. S. 143) war ſchon die Rede. Namentlich erbitterten auch die Übergriffe im Intereſſe des Waldſchutzes, wie ſeitens Herzog Ulrichs von Württemberg. Überhaupt brachte die Leute vor allem die Entziehung des Jagdrechtes auf; dabei mußten ſie Fronden bei der Herrenjagd leiſten. Aber auch die berechtigte Beſchränkung der Nutzung machte immerhin böſes Blut. Im Oſten trat der ſchwache Landesherr vor dem Grundherrn zurück (vgl. S. 143); im Nordweſten aber waren die größeren Landesherren eher darauf bedacht, die Bauern, oft freilich nur als ihr Steuerobjekt, gegen die Grundherren zu ſchützen und zu kräftigen. So erſcheinen die Übergriffe der kleinen Landesherren im Südweſten als ein weſentliches Moment. Anderſeits war aber ihre äußere Macht gering, und während ſonſtige größere Territorien Aufſtände energiſch unterdrückten, reizte gerade die Widerſtandsunfähigkeit der kleinen ſüdweſtlichen Tyrannen zum Losſchlagen. Die erſte Bewegung des großen Bauernkrieges richtete ſich gegen den Druck eines Landesherrn, eben des Gebieters der Landgrafſchaft Stühlingen, des Grafen von Lupfen. Immerhin ſind die angeführten ſonſtigen Momente doch nicht gleichgültig geweſen.

Als letztes kommt auch noch die kirchliche reformatoriſche Bewegung hinzu. Natürlich hat die Reformation nicht den großen Bauernkrieg, obwohl das ſchon Zeitgenoſſen meinten, hervorgerufen. Es iſt überhaupt nicht richtig, den Bauernkrieg, wie es neuerdings wieder geſchehen iſt, in der Hauptſache als kirchlich-religiöſe Bewegung aufzufaſſen und die wirtſchaftlichen und ſozialen Nöte, den Haß der Entbehrenden in ihrer Bedeutung herabzudrücken. Vielmehr gab die evangeliſche Bewegung die wirkſame Einkleidung und Begründung für die praktiſch-weltlichen Wünſche her. Daß bei dem ſchon (S. 152) beobachteten Einfluß religiöſer Strömungen auf ſoziale Forderungen, insbeſondere bei den Taboriten, ſchließlich auch die Reformation als Stütze der Unterdrückten erſcheinen mußte, iſt ja von vornherein klar. Das Evangelium bot nun das Ideal, nach dem die äußeren Zuſtände zu formen waren. Wie ſchon früher die Volksprediger ſich auf die Seite der Kleinen ſtellten, ſo wieſen nun die Prediger des reinen Evangeliums ihre Hörer auf dieſe Handhabe für ſoziale Zwecke hin. So erklärten denn auch die Leute des Kloſters Roth 1525, nicht von ihnen ſtamme der Aufruhr, ſondern „von den Geiſtlichen und Hochgelehrten, die es jetzo öffentlich predigen, und von denen ſie es lange gehört hätten, womit die armen Leute allenthalben beſchwert ſeien". Solche Prediger gefielen aber der Menge. „Das iſt das recht evangeli", riefen die Bauern in Schwaben bei den Predigten Schappelers, „lueg, wie hand [haben] die alten pfaffen gelogen und falſch geprediget: man ſolt die bueben alle zu todt ſchlagen." Dieſe radikalen Prediger eiferten namentlich gegen den Zehnten und den Zins. Aber ſie förderten auch ein allgemeines Prieſtertum unter den kleinen Leuten in Stadt und Land, die häufig ſelbſt als Prediger auftraten. Sie machten ſich überhaupt gern gemein mit dem Volke, ſo ſchon in idealiſtiſch-myſtiſcher Form Karlſtadt, der dem gemeinen Mann mehr Beruf, im Namen Chriſti zu reden, zuſprach als dem Doktor Luther. In Schwaben lief ein Prediger in Bauerntracht umher und zündete ſo erſt recht, und endlich erſchien der taboritiſche, für alles Niedrige und Grobe eintretende Münzer und regte die Menge auf. Als aufreizendes Moment wirkte dieſe Predigt mehr als die nun noch gewachſene, auch zu den Bauern durch Kalender und Praktiken dringende aſtrologiſche Literatur, die immer zugleich die Revolution des kleinen Mannes und den Sturz der Pfaffen und Herren prophezeite, auch bildlich den Aufruhr darſtellte. Eine evangeliſche Färbung, die ſich ſpäter fortgeſetzt in der Bezeichnung „chriſtliche", „heilige" Haufen wie in vielen Wendungen der Bauernſchriftſtücke zeigt, iſt überhaupt früh ſcharf hervorgetreten. Es wurde immer allgemeiner das „Evangelium" und die „chriſtliche Freiheit" im Munde geführt, freilich ſtets im Sinne agrariſcher Forderungen verſtanden. Die Algäuer gerierten ſich als „chriſtliche Vereinigung der Landart". „Wenn man die Empöriſchen reden hört", heißt es einmal, „ſo geſchieht Alles für's heilig Evangelium und göttlich Wort. Das führen verloren Edelleut, Bauern und Pöbel allweg im Munde — man hört nichts denn Evangelium, Evangelium, und wird jede Aufwiegelung und Buberei damit verdeckt." Die bibliſch-erbauliche Umhüllung der berühmten zwölf Artikel wirkte außerordentlich. Die Betonung des evangeliſchen Prinzips dabei rührte von den Memminger Reformatoren her. Anderſeits wird mit Recht darauf hingewieſen, daß die Schlagworte: chriſtliche Freiheit, göttliches Recht und Evangelium von den Huſſiten herſtammen und, immer in praktiſchem Sinn ausgelegt, überall gangbar und jetzt beſonders zeitgemäß waren. Keineswegs wollten etwa die zwölf Artikel von der Lehre der Kirche abweichen, vielmehr ſogar für die Pfarrer ſorgen: es iſt der alte Einfluß des hinter allen Hetzereien ſchon des 15. Jahrhunderts ſtehenden, auf die Pfründen der

Prälaten eiferſüchtigen Teiles des niederen Klerus, der jetzt nicht ſelten in das evangeliſche Lager übergegangen war.

Die Erkenntnis der Brauchbarkeit des Evangeliums hat ſich aber zunächſt in den Städten verbreitet. Bei den Bamberger Bewegungen wollte ein Bader „alles reformieren laut des Evangeliums“. In den Städten vor allem wirkten auch jene Prediger, Schappeler und Waibel in ſchwäbiſchen, Strauß in Eiſenach, Brunfels in Straßburg, namentlich Thomas Münzer in Allſtedt. Aber es erhielt nun die Agitation aus den Städten überhaupt mehr Führung und Nahrung, wie man in Schwaben denn für die Haltung der Reichsſtädte fürchtete und ein ſchwäbiſcher Landſchreiber die ſtädtiſchen Gemeinden für „ganz gut bäuriſch“ erklärte. Schon 1524 lief in Forchheim ein ſtädtiſcher und ein ländlicher Aufſtand parallel; 1525 gingen Bauern und Städter in Worms gegen die Pfaffen; zu den Stühlinger Aufſtändiſchen hielt Waldshut; Memmingen war Hauptquartier der oberſchwäbiſchen Bauern; an den Weinsberger Greueln nahmen Heilbronner teil; fränkiſche Städte ſpielten mehrfach eine Rolle, von den Sympathien Straßburgs und anderer elſäſſiſcher Städte nicht zu reden. Ebenſo wurden ſelbſt die Programme der Bauern, wie die zwölf Artikel, mit Hilfe von Städtern (eben jenes Predigers Schappeler und eines Kürſchners Sebaſtian Lotzer) verfaßt. Wie die Prediger aus den Städten kamen, wie dort ſchon die aufregende aſtrologiſche Prophezeiungsliteratur gepflegt worden war, ſo ſtammte überhaupt das Ideenhafte in der Bewegung, auch jene religiös-ſittliche Wertſchätzung des Ackermannes, dorther. Gleichwohl bleibt es bei dem agrariſchen Charakter der Bewegung: das Mithalten mancher Städte ergab ſich aus dem Zwang der Verhältniſſe, ebenſo wie ſelbſt Herren gezwungen, zum Teil freilich, wie Wilhelm Graf von Henneberg, aus politiſcher Berechnung teilnahmen. Allerdings wurden auch die nichtbäuerlichen Elemente von dem revolutionären Geiſt an ſich mit fortgeriſſen, nicht allein Bürger, ſondern auch abenteuerluſtige, ehrgeizige oder pfaffenwütige Adlige, vor allem aber niedere Kleriker, Bettelmönche uſw. Dazu kamen jene Fahrenden und namentlich Landsknechte. Die ſtarke Aufregung beweiſt die Beteiligung von Frauen.

Von einer allgemein erſtrebten ſozialen Umwälzung kann jedoch nicht geſprochen werden, wenigſtens zu Anfang nicht. Allerdings zeigen die zwölf Artikel ſchon das Zurücktreten rein lokaler Tendenzen, denn ſie nennen ſich „haupt Artickel aller baurſchafft und hinderſeſſen der Geiſtlichen und Weltlichen oberkeyten, vonn welchen ſye ſich beſchwert vermeinen“. Allmählich gewinnt auch die Bewegung, eben durch den Radikalismus ſtädtiſcher Schichten beeinflußt, einen über die rein wirtſchaftliche und die evangeliſche Seite hinausgehenden Charakter. Hatten die zwölf Artikel vor allem die Aufhebung der Leibeigenſchaft, demnächſt die alte Freiheit des Jagens und Fiſchens, dazu Erleichterung und Minderung der Fronden und Abgaben verlangt, ſo erhob ſich unter den fränkiſchen Aufrührern auch ein politiſches Reformideal, das, bezeichnenderweiſe von zwei früheren fürſtlichen Beamten, Wendel Hipler und Friedrich Weigant, getragen, eine völlige Umgeſtaltung des Reiches in demokratiſchem Sinne, nominell mit dem Kaiſer an der Spitze, in ſich ſchloß, ſo erhob ſich weiter in Thüringen und Sachſen über dieſe noch gemäßigten und nicht übel gedachten Ziele hinaus jenes von Münzer und Genoſſen in radikalſter Weiſe erſtrebte Ideal einer kommuniſtiſchen Theokratie. Man konnte wohl einen allgemeinen Brand befürchten. Schon zu Anfang hatten die Bauern ſich nicht mit der Drangſalierung der Pfaffen, denen man es allgemein gönnte, mit der Verwüſtung von Klöſtern, bei der auch wohl der ſchlummernde Haß gegen eine fremde Kultur in der Zerſtörung von Büchern und Kunſtwerken zutage trat, begnügt: der blutige Tag von Weinsberg, übrigens einer der wenigen wirklichen Greuel ſeitens der Bauern, zeigte, daß es auch gegen die Herren ging — kurz, eine energiſche Abwehr wurde dringendes Bedürfnis.

Sie iſt denn auch ſeitens der Fürſten und Herren, die anfangs zum Teil durch wohlwollende Haltung, durch Verhandlungen die Gefahr zu beſchwören ſuchten und ſonſt planlos handelten, alsbald energiſch und mit ſchnellen Erfolgen ins Werk geſetzt worden. Ein eifriger Befürworter dieſer Reaktion, und zwar der Anwendung ſchärfſter Mittel, war eben der Mann, auf den gerade die Aufrührer mit ihre Hoffnung geſetzt hatten, Martin Luther. Es mochte ihn erbittern, daß der von ihm entfachten Bewegung von den Bauernfeinden wieder die Schuld an der Entſtehung des Aufruhrs zugeſchrieben wurde; er hatte in ſeiner „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel“ den Bauern vorgehalten, daß ſie ihr „ungeduldiges, unfriedliches, unchriſtliches Fürnehmen“ nicht mit dem Evangelium decken dürften; er hatte darin anderſeits den Herren ihr Wüten ſcharf vorgeworfen und den Tyrannen ein blutiges Ende prophezeit. Aber wie er nun in ſeiner Schrift „wider die mordiſchen und reubiſchen Rotten der Bauern“ losfuhr, das überſtieg doch alles Maß; ſeine unumwundene Aufforderung zum Würgen und Stechen erklärt ſich freilich aus der damaligen Gefühlshärte. Daß er aber überhaupt den „Pöbel“ zeitlebens nur einer Gewaltregierung für würdig hielt, das lag doch zum Teil an den Einflüſſen der humaniſtiſchen Bildung wie an ſeiner Anlehnung an die Fürſten. Das zeigte ſich ebenſo bei dem milden Melanchthon, deſſen ganze Art im Gegenſatz zu der Luthers ſchon unvolkstümlich war, und der die Gewalt als das beſte Mittel für „ein ſolch wild ungezogen Volk, als Teutſche ſind“, hinſtellte. Jedenfalls vollzogen die Fürſten das Rachewerk in einer Weiſe, die auch Luther zu ſtark war. Er ſchalt nun auf ihre Blutgier und empfahl nach der Unterdrückung des Aufruhrs die Gnade. Vergeblich. Man feierte wahre Orgien der Rache, ſo daß mancher fürchtete, es blieben keine Bauern vor dem Schwerte mehr übrig. Häufig wurden die Opfer wieder ausdrücklich als „lutheriſch“ bezeichnet. So galt Luther noch zu einer Zeit als intellektueller Urheber, als er ſchon nach dem Ausdruck Mühlpforts aus Zwickau „bei dem gemeinen Volk, auch bei Gelehrten und Ungelehrten in großem Abfall“ wegen ſeines „ſehr unbeſtändigen Schreibens“ war. Es haben ſich nach der raſchen Unterdrückung der Aufſtände, die ja an ſich ſchon bei dem Mangel an Einheitlichkeit, Zuſammenhang und feſten Zielen und dem Fehlen einer überragenden organiſatoriſchen Perſönlichkeit wie bei der Diſziplinloſigkeit der Teilnehmer zum Mißerfolg führen mußten, zwar einige wenige Landesherren zur Milderung oder Aufhebung von Laſten herbeigelaſſen; der Reichstag zu Speyer hat 1526 ebenfalls ſolche Milderungen und Abſchaffung der Leibeigenſchaft verlangt, und in Tirol brachte eine dem Erzherzog durch die Stände abgerungene neue Landesordnung ſogar bedeutende Erleichterungen; auch kam wohl einmal einem Fürſten der Gedanke, wo denn, wenn alle Bauern erſtochen würden, die Bauern, „die uns nähren“, herkommen ſollten: aber im ganzen wurde der Bauer nach der Beſtrafung, die ihn, abgeſehen von der allgemeinen Verwüſtung, auch durch Kontributionen hart traf, erſt recht gedrückt. Mochte ſich noch hie und da, wie am Oberrhein, ein revolutionärer Geiſt halten, die Maſſe hatte jetzt alle Hoffnung auf Beſſerung aufgegeben. Das von den Reformatoren empfohlene geduldige Ausharren war ein ſchlechter Troſt: man erwartete nichts mehr von der göttlichen Gerechtigkeit, und der Gedanke der chriſtlichen Freiheit war tot. „Daß euch botz dieſes und jenes all ihr Lutheriſchen ſchände“, fluchten ſpäter Württemberger Leute, „ſamt eurer neuen Lehre, damit ihr uns einfältige Leute betrogen und ſolchen Jammer und Krieg über uns geführt habt.“ Die ſittliche Verwilderung und ſtarke Roheit des Landvolkes, wie ſie die Berichte über die Kirchenviſitationen des 16. Jahrhunderts zeigen, iſt gleichwohl nicht, wie v. Bezold will, auf dieſe Stimmung zurückzuführen, ſondern ſchon älter.

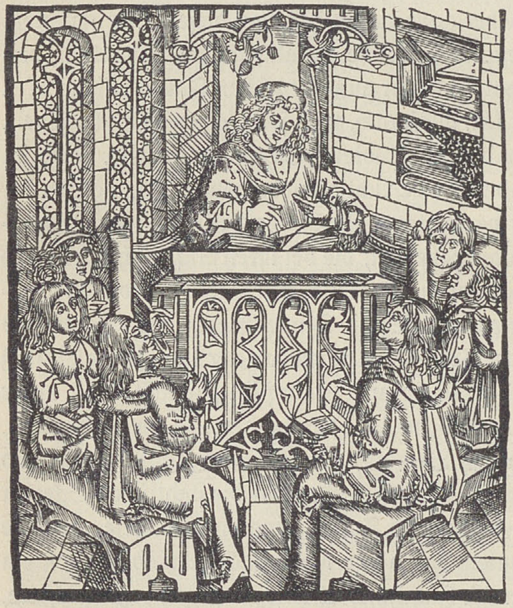
Man kann den Bauernkrieg als einen großen Verſuch betrachten, dem Stande, der den Urgrund des Volkstums wie der Kultur darſtellte, wieder zu ſtärkerer Geltung zu verhelfen. Der Verſuch war völlig fehlgeſchlagen. Der Ausgang des Bauernkrieges hob zunächſt die Poſition des Adels, der ihn mit den Fürſten gemeinſam niedergeſchlagen hatte. Der Adel ſuchte auch bei der nunmehr ohne Widerſtand geübten Bedrückung der Bauern ein Eingreifen der Fürſten fernzuhalten und hat die Bauern, zum Teil wenigſtens, auf die Stufe eines elenden Geſchlechts von Sklaven („servilis et misera gens“), wie Sebaſtian Münſter 1550 mit einiger Übertreibung ſagte, herunterzubringen geholfen. Aber früh haben ſich doch die Fürſten in die Verhältniſſe der Hörigen mildernd und ſchützend einzumiſchen geſucht (für den Nordweſten vgl. S. 156), wie denn überhaupt die durch den Bauernkrieg enthüllten Zuſtände die Tendenz der Landesherren, die Intereſſen des Staates überall zur Geltung zu bringen, nur vermehren konnten. Jedenfalls traten allmählich alle die ſozialen Gärungen, die doch zugleich von einem kräftigen Volksleben zeugten, vor der alle Stände beugenden Übermacht der Fürſten zurück. Zu deren Stärkung aber ſollte auch die große Bewegung dienen, die immerhin auf die ſoziale Kriſis ihren Einfluß geübt hatte: die Reformation. Aus einer Volksſache iſt ſie ſchließlich zu einer Fürſtenſache geworden.

Das große Zeitalter des Zwieſpaltes, das uns beſchäftigt, war nicht nur von den geſchilderten ſozialen Gegenſätzen durchwühlt: allmählich begann auch jene geiſtige Einheitlichkeit, die durch alle dieſe Gegenſätze hindurchleuchtete, zerſtört zu werden. Es bereiteten ſich neue geiſtige Entwickelungen vor, die zunächſt die Geſamtheit hoben, dann einen höher gebildeten Teil dem Volkstum abwendig machten; es führten weiter gewaltige Kriſen des inneren, des religiöſen Lebens zur Spaltung der Nation in zwei innerlich getrennte Teile, eine Spaltung, die wieder das äußere Schickſal Deutſchlands verhängnisvoll beeinflußte. Jene höhere geiſtige Entwickelung begann mit der Verbreitung einer allgemeinen Laienbildung überhaupt, und zwar von der Stadt aus. Aus den praktiſchen Intereſſen des wirtſchaftlichen Lebens ergab ſich ſchon die Notwendigkeit einer gewiſſen elementaren Bildung. Der Kaufmann wie der Handwerker mußten leſen, ſchreiben und rechnen können, ſobald die Zuſtände ſich einigermaßen über die erſten primitiven Stufen erhoben hatten. Handelsbriefe werden, wenn ſie uns auch noch im 14. Jahrhundert nur ſelten begegnen, früh gewechſelt worden ſein, ebenſo wie der Kaufmann früh ein Handlungsbuch geführt haben wird. Beide wurden zunächſt notdürftig in lateiniſcher Sprache geſchrieben, denn ſchreiben hieß damals lateiniſch ſchreiben. Auch für den Handwerker, zumal den verkaufenden Handwerker, waren einige Elementarkenntniſſe unbedingt notwendig. Auf der anderen Seite mußten ähnliche Kenntniſſe auch für das öffentliche Leben der Städte vorausgeſetzt werden. Sowohl die privaten wie die öffentlichen Geſchäfte drängten alſo zur Durchbrechung des bisherigen Bildungsmonopols der Geiſtlichen. So verlor die Äußerung Bertolds von Regensburg: „ir leien kunnet nit leſen als wir pfaffen“ allmählich ihre Berechtigung.

Dieſe notwendige elementare Bildung hat auch der Städter ſich zuerſt naturgemäß in den Kloſter- und Domſchulen geholt (vgl. Bd. I, S. 228f.). Aber der Andrang der Schüler wird bald zu groß geworden ſein, auch die Zahl der Schulen ſelbſt, namentlich bei den häufigen Erweiterungen der Städte, nicht genügt haben: kurz, es entſtanden allmählich ſtädtiſche, von der Obrigkeit gegründete und unterhaltene Schulen, vielleicht aus dem Unterricht der an den Pfarrkirchen verwendeten Chorſchüler heraus. Ein Gegenſatz der neuen gegen die kirchlichen Schulen braucht dabei durchaus nicht angenommen zu werden: es hat noch im 16. Jahrhundert Klöſter gegeben, bei denen Laien als Schulmeiſter angenommen waren. Das Bedürfnis zunächſt nach einem elementaren Unterricht war eben ein allgemeines, zwingendes geworden, und antikirchlichen Charakter konnten die weltlichen Schulen überhaupt nicht tragen. Konkurrenzſtreitigkeiten hat es allerdings zwiſchen den kirchlichen und den ſtädtiſchen Anſtalten gegeben: aus nord- und mitteldeutſchen Städten hören wir mehrfach von der Bekämpfung der Monopolanſprüche des Domſcholaſters, der, urſprünglich der eigentliche Lehrer und Schulleiter, ſpäter die Verwaltungsaufſicht über die Schule hatte und den Rektor ernannte. Aber ganz richtig hat man dieſen Streitigkeiten, die oft freilich heftigen Charakter annahmen, mehr lokale als allgemeine Bedeutung beigemeſſen, und die Geſinnung, die bei einem früheren außerdeutſchen Fall ähnlicher Art, 1170 in Châlons-ſur-Marne, Papſt Alexander III. ausſprach, man ſolle keinen rechtſchaffenen, literaten Mann hindern, „in der Stadt oder den Vorſtädten" Schule zu halten, wird im ganzen wohl auch den ſpäteren Standpunkt der Kirche richtig wiedergeben. Im ganzen behauptete die Kirche ihr altes, anfangs ſcharf verfochtenes Recht der Gründung und Beaufſichtigung von Schulen auch gegenüber den Landesherren, die bei ihren Anſprüchen ziemlich planlos und läſſig verfuhren. Aber ſie zeigte eben allmählich den Städten trotz jener gelegentlichen Kämpfe größeres Entgegenkommen und ließ die Dinge öfter gehen. Jedenfalls wurde die Aufſicht vom Rat immer häufiger beanſprucht; in Wien hatte er 1296 ſogar Einfluß auf das Stiftsſchulweſen, weſentlich wegen der Diſziplin. Städtiſche, zunächſt meiſt unter geiſtlicher Aufſicht ſtehende Schulen gab es bereits im 13. Jahrhundert, ſo im Südweſten, in Schwaben, an mehreren Orten, ſo in Worms, Breslau, Lübeck, Hamburg, Wismar, und im 14. Jahrhundert nahmen ſie immer ſtärker zu. Die kirchlichen wie die ſtädtiſchen Schulen beſtanden ruhig nebeneinander: eine Stadt hatte jene Form, eine andere dieſe, größere Städte beide. Dieſe Entwickelung der Schulen hat dann wohl auch verhindert, daß ein Brauch, der ſich bei reicheren Laien ſchon im 13. Jahrhundert notgedrungen ergeben hatte, nämlich das Halten von Privatlehrern, ſich allgemeiner verbreitete, wenn er auch niemals ganz aufhörte und in der Neuzeit wieder auflebte.

Anderſeits entſtanden allmählich, ſeitdem die deutſche Sprache (vgl. Bd. I, S. 381 ff.) in den Schriftverkehr eingedrungen war, private niedere deutſche Elementarſchulen, namentlich in Niederdeutſchland, auch einfach „deutſche Schulen" genannt. Die Lehrer waren hier meiſt Schreiber, die die Kinder „deutſch ſchreiben und leſen" lehrten, hießen auch wohl „deutſche Schreiber". Eine Frau Elzbet Duczſchriberynne kommt 1365 in Breslau vor, d. h. die Frau des deutſchen Schreibers. Eine Lehrerin (ſiehe unten) wird kaum dahinterſtecken. Dieſe privaten Schulen wurden ſowohl von der ſtädtiſchen Obrigkeit als auch von der Geiſtlichkeit nach Möglichkeit beſchränkt, wie z. B. in Memmingen der Rat 1474 nicht mehr als zwei „tütſche" Schulen geſtatten wollte oder 1478 der Rat zu Braunſchweig ſolchen Schulhaltern lediglich den deutſchen Unterricht und nur von höchſtens zehn Knaben, die aber nicht über ſieben Jahre alt ſein durften, erlaubte. Bei ſolchen Leuten wird aber auch mancher ältere Handwerker leſen, ſchreiben oder rechnen — jene heißen auch Rechenmeiſter — gelernt haben. Es gab auch ähnliche Schulen für Mädchen, „maidlinſchulen". Sie werden ſchon im 14. Jahrhundert in rheiniſchen Städten erwähnt und wurden von Lehrerinnen (Lehrfrauen) gehalten. Eine „Lyſe, die die Kinder leret", gab es z. B. ſchon 1364 in Frankfurt am Main. Im übrigen ließ der reiche Bürger wie der Adel ſeine Töchter von Kloſterfrauen unterrichten; in Lübeck wurde ſpäter das Kloſter St. Anna ausdrücklich als weibliche Erziehungsanſtalt geſtiftet. Der Adel ſcheint übrigens auch für die männlichen Sproſſen beſtimmte Klöſter als Unterrichtsanſtalten benutzt zu haben. Anderſeits kennen wir ein Beiſpiel, allerdings wohl ein ſeltenes, dafür, daß der landſäſſige Adel ſeine Söhne in eine ſtädtiſche Schule ſchickte: Albrecht und Wilhelm von Eyb beſuchten diejenige in Rothenburg ob der Tauber.

Bedeutend war der Unterrichtsſtoff auch in den beſſeren Schulen, den eigentlichen „scholae", aus denen ſich die ſpäteren Lateinſchulen entwickelten, anfangs nicht. Zum Schreiben und Leſen, zum Religionsunterricht und Chorgeſang kam etwas Latein, das man ja damals auch praktiſch für alle Schriftſtücke nötig hatte, hinzu; es wurde meiſt nach Überwindung der elementaren Abcdarien nach dem Donat gelehrt. Allmählich wuchs dann dieſer Stoff. Der vom Rat beſtellte Lateinlehrer (ſiehe die nebenſtehende Abbildung), rector scholarum, meiſt ein magister artium, alſo ein ſtudierter Mann, unter dem Gehilfen (Proviſoren, locati) ſtanden, war oft ein Mann von Ruf. Anderſeits zeugen Auslaſſungen mancher älteren Schulmeiſter noch im 15. Jahrhundert von einem recht bedenklichen Latein. Bei dem hohen Preiſe der Schulbücher wurde viel auswendig gelernt, meiſt mit Hilfe von Memorierverſen. Nach den Lehrbüchern unterſchied man wohl drei Schülergruppen: Tabulistae (tabula, eine Art Fibel), Donatistae, Alexandristae (nach dem „Doktrinale" des Alexander de Villa dei, namentlich Teil II und III). Der Unterricht war ſo geiſttötend wie möglich, begann übrigens ſehr früh am Tage. Gegen Ausgang des Mittelalters entſtanden ſtädtiſche Schulordnungen, die häufig in ihren Anforderungen gegenüber denen der Stiftsſchulen zurückblieben. Sie bekämpften im übrigen ſchon die noch (S. 177) zu erwähnende Herrſchaft der Rute.



Lehrer. Aus Hieronymus Brunſchwig, „Das Buch der wahren Kunſt zu diſtillieren", Straßburg 1512.

Aber das Wichtige und Neue war die größere Verbreitung einer elementaren Schulbildung, die auch etwas Volkstümliches hatte und keineswegs einen Gegenſatz in die Nation brachte wie die ſpätere gelehrte Bildung. Wer die ſtädtiſchen Archive durchſtöbert, wird ſchon für die Zeit um 1400 ſelbſt aus niederen Kreiſen, von kleinen Handwerkern, armen Leuten, Knechten, namentlich auch von Frauen, zahlreiche eigenhändige ſchriftliche Produkte, Eingaben, Briefe uſw., freilich oft höchſt unvollkommener Art, finden; es ſei ferner an die Frankfurter Geſellenbücher erinnert. Überhaupt zeigen die Briefe des Bürgertums, die urſprünglich nur den öffentlichen und geſchäftlichen Intereſſen dienten, in ihrer allmählichen Verwendung als Vermittler eines privaten Verkehrs im 15. Jahrhundert die allgemeine

Verbreitung elementarer Bildung. Der Privatbrief behielt freilich noch lange einen geſchäftlichen Anſtrich. Gegen 1500 gewann er mit der Zunahme des Briefverkehrs in allen Kreiſen und mit wachſender allgemeiner Bildung eine freiere Form, im Gegenſatz zu dem immer umſtändlicheren und formelleren Kanzleibrief. Der Landadel zeigte allerdings noch oft die frühere Unbildung: es gab aber auch unter den Fürſten ſolche, die nicht leſen und ſchreiben konnten, wie z. B. den Landgrafen Wilhelm von Thüringen, der 1407 ſtarb.

Eine über das Praktiſche hinausgehende höhere Bildung zu erwerben, dazu fehlte anderſeits auch dem reichen Bürgertum lange noch der Sinn. Die damaligen Menſchen waren aufs Materielle gerichtet (vgl. S. 122f.). Der auf das Quantitative gehende, naiv-ſinnliche Genuß, die das Grelle liebenden Aufwandsneigungen, wie ſie für die Feſtzeiten des ſonſt einfachen agrariſchen Daſeins charakteriſtiſch waren, verbanden ſich mit dem nur äußerlich feineren Sinn des Kaufmanns für Tafelfreuden, Luxus und ſinnliche Reize. Aber der Lebensgenuß ward zum Teil überhaupt Lebensziel. Der volkstümliche Geiſt der Epoche ſodann verlor mit ſeinem Wachſen an Selbſtzucht und gefiel ſich in dem Kultus der eigenen Art, ſo daß die ganze Zeit einen plebejiſchen, groben Charakter erhielt. Man kann ihn ſeit dem 14. Jahrhundert beſtändig wachſen ſehen, z. B. in den geiſtlichen Spielen, in die man immer häufiger derbe Züge und lächerliche Figuren einfügte. Man bemerkt eine immer ſtärkere Neigung, Zoten oder unanſtändige, gemeine, grobe Worte zu gebrauchen oder entſprechende Situationen zu ſchildern; das zeigen namentlich die Faſtnachtsſpiele und die den Bauern gefallenden Eulenſpiegeleien. Am Ende des 15. Jahrhunderts brachte Sebaſtian Brant dieſen, jeder edleren und feineren Bildung feindlichen Zug auf eine beſtimmte, von ihm aber nicht erfundene Formel: „ein neuer Heiliger heißt Grobian, den will jetzt führen jedermann“. Die Anſtandslehren — der „Welſche Gaſt“ (vgl. Bd. I, S. 338) blieb lange einflußreich — und ſpeziell die Tiſchzuchten wurden immer ärger mißachtet.

Daß die Frauen keinen mildernden Einfluß mehr üben konnten, wurde ſchon (S. 98) angedeutet. Die in der höfiſchen Zeit mit bizarrer Überſchwenglichkeit Verehrten und Beſungenen liebte man jetzt vielfach herabzuſetzen. Sie wurden das Hauptobjekt des derben Volkswitzes, und man machte ſie zum Mittelpunkt häßlicher „Scherze“. „Der kirchen ſchonent ettlich nit“, ſagt Brant von den Faſtnachtsnarren, „ſie louffen dryn und durch die mitt und důnt die frowen drynn beſchmieren: das halt man für eyn groß hofieren“. „Man mag ietzt liden frouen ſchmach“, ſagt er an einer anderen Stelle. „Frauen ſchänden“ wird dies von anderen Schriftſtellern genannt. Dabei beſchimpfte man den weiblichen Charakter überhaupt, namentlich auch in geſchlechtlicher Beziehung. Freilich iſt dieſe Mißachtung des weiblichen Geſchlechts doch nicht allgemein geweſen. Eine Reihe moraliſtiſcher Autoren wendet ſich ſcharf dagegen, wie eben Brant, wie der „Ackermann aus Böhmen“ und andere, wie gelegentlich ſelbſt die Faſtnachtsſpiele. Das „Frauenſchänden“ wurde im Grunde als unanſtändig angeſehen, freilich trotzdem fleißig geübt. Auch die zum Teil ſchamloſe Herabſetzung der Frau, namentlich in bezug auf ihre Begierden, ſeitens humaniſtiſcher Kreiſe, die das Thema von den Frauen überhaupt gern abhandelten, darf nicht als für die humaniſtiſche Auffaſſung der Frau allgemein bezeichnend angeſehen werden. Die weiberfeindliche Strömung unter den Humaniſten iſt weſentlich durch die entſprechenden Urteile antiker Autoren hervorgerufen worden. Anderſeits gab es eine nur gewiſſen Frauen geneigte Richtung, die die Ehe ſpießbürgerlich fand und die freie Liebe ideal, die auch aus den ſchlüpfrigen Geſchichten des

Altertums Nahrung ſog. Ehebruchsgeſchichten, bei denen nunmehr natürlich die lüſternen Pfaffen herhielten, ſind eine Hauptſtärke der Bebel, Nachtigall uſw., und dieſer Frivolität entſprach ja auch die leichtfertige Lebenspraxis vieler Humaniſten. Wenn die Renaiſſance in Italien dem weiblichen Geſchlecht gleichwohl bald eine hohe geſellſchaftliche Stellung verlieh, die dann die moderne Auffaſſung überhaupt begründete, ſo war davon in Deutſchland, abgeſehen von der Rolle einiger hochgebildeten Fürſtinnen, wie der Pfalzgräfin Mechthild, und einiger gelehrten Patrizierinnen, wie der Gattin Konrad Peutingers, wenig zu ſpüren. Aber es fehlte doch nicht an Humaniſten, die der geiſtigen Bedeutung höherſtrebender Frauen gerecht wurden, wie Agricola und Celtes, gelegentlich auch Albrecht von Eyb. Es erhob ſich auch ein ſchwärmeriſcher Verteidiger der Frauen in Agrippa von Nettesheim, der das weibliche Geſchlecht in einer Rede begeiſtert pries, es dem männlichen in jeder Beziehung überlegen und ſeine Zurückſetzung ſchmählich fand. Daneben gab es manchen, der doch das Eheleben zu würdigen verſtand, wie Eyb (in ſeinem Eheſtandsbüchlein), Emſer und andere. Selbſt Hutten hat ſich gelegentlich herzlich nach der Ehe geſehnt. Endlich iſt auch die häufig betonte Frauenfeindlichkeit der Kirche nicht zu übertreiben. Eine gewiſſe mindere Wertung der Frau ſeitens der Kirche beſtand ja ſeit alters (vgl. Bd. I, S. 255). Auch die Scholaſtik ſchätzte die Frau geringer ein, körperlich wie geiſtig. Aber es gibt im ausgehenden Mittelalter auch geiſtliche Stimmen, die die guten Eigenſchaften der Frau beſonders preiſen, überhaupt die Hochachtung vor dem weiblichen Geſchlecht predigen. Daneben iſt freilich die Frauenfeindlichkeit der asketiſchen Strömung noch gewachſen: ſie bringt die Neigung vieler Kleriker zu ſchimpflicher Herabſetzung der Frau als Geſchlechtsweſen hervor. Auch hängt damit die Zuſpitzung des Hexenwahns (vgl. S. 199f.) auf das weibliche Geſchlecht zuſammen. Dagegen ſcheint es zu weit zu gehen, die Dominikaner, deren einer (Inſtitoris) den „Hexenhammer“ verfaßte, als die Hauptvertreter der Anſchauung von der böſen Natur der Frauen ſchon vor dem „Hexenhammer“ anzuſehen. Natürlich gaben einzelne Geiſtliche auch lediglich jenem grobianiſchen Volksſpott über die böſen Frauen nach, etwa in volkstümlichen Predigten (Geiler), wie anderſeits ja auch jene Volksſtrömung durch die geiſtlichen Schmähungen hier und da beeinflußt wurde. Frivolität liegt aber in jenem grobianiſchen Treiben nicht. Die innere Roheit war viel eher ein Zeichen der Unentwickeltheit.

Dem unentwickelten Zuſtand der Bildung entſpricht auch die anfängliche Armut und Nüchternheit des Geiſteslebens, die namentlich das etwas harte 14. Jahrhundert charakteriſiert. Zum Teil hängt ſie wieder mit dem praktiſchen, geſchäftlichen Zug der Zeit (vgl. S. 32) zuſammen. In den Schriftſtücken auch intimerer Natur überwiegt eine kahle Geſchäftsmäßigkeit: aus Briefen z. B. ließen ſich manche Beiſpiele geben, nachdem die Briefe der Myſtiker (vgl. Bd. I, S. 384), aber auch noch Briefe von vornehmen Frauen des 14. Jahrhunderts die letzten Reſte zarteren höfiſchen Formenſinnes, die erſteren aber auch ein faſt überſtarkes Gefühlsleben gezeigt hatten. Die bürgerliche Selbſtbiographie, die Familienchronik entbehren jeder lebhafteren Färbung, ebenſo die Geſchichtsſchreibung, die geſchäftsmäßig kurz berichtet und tieferer Auffaſſung bar iſt. Der Intereſſenkreis iſt doch ein außerordentlich niedriger. Fürſten und Adel gehen in Jagd und Turnier auf, das Bürgertum in Geſchäft und Arbeit. Bei beiden ſpielt aber das materielle Gut, das Geld, die gleiche Rolle: Beſitzſtreitigkeiten, Schulden, finanzielle Heiratsprojekte dort und hier. Alles Ideale liegt nur auf religiöſem Gebiet, das aber auch von praktiſchen Geſichtspunkten ſtark beeinflußt wird. Unzweifelhaft hatte die höfiſche Zeit, überhaupt die ariſtokratiſche Periode des Mittelalters, einen viel idealeren Charakter. Das Glänzende, Schwungvolle der Hohenſtaufenzeit iſt jetzt dahin. Wir haben ſchon (Bd. I, S. 371f.) die entſprechende Erſcheinung bei der Baukunſt charakteriſiert, die handwerksmäßige Nüchternheit und Herbheit der gotiſchen Kirchen in den Städten des 14. Jahrhunderts: erſt im 15. ſetzt eine reichere Entwickelung ein. Mit dem Schwinden der alten Namen (vgl. S. 79) ging ebenfalls ein gut Teil freilich längſt nicht mehr empfundener Poeſie dahin. Dazu kommt ein Charakteriſtikum jeder plebejiſchen Zeit, der Mangel an ſchöpferiſcher Kraft und an geiſtigem Vorwärtsſtreben. So ſehr eine echte Kultur im Volkstum wurzeln muß, ſo rückſtändig bleibt eine Zeit, in der das Grobvolkstümliche ſich allein breit macht.

Einen Mangel an poetiſchem Geiſt, an Phantaſie und Schwung wie an ſchöpferiſchem Drang zeigt vor allem auch die Literatur. Man will ſich nur unterhalten. Die Ritterromane nach franzöſiſchem Muſter ſind das Hauptleſefutter. Gewiß wird eine Fülle dichteriſchen Stoffes bearbeitet, aber man zehrt meiſt nur von den täppiſch behandelten Traditionen der älteren, der geiſtlichen wie der höfiſchen und der Spielmannsdichtung (vgl. Bd. I, S. 414). Freilich gewinnen auch wieder die volkstümlichen Überlieferungen an Boden, und das neue Leben bietet neue Vorwürfe. Es fehlt der Zeit aber die ſtarke dichteriſche Ader, dieſen Stoff künſtleriſch zu geſtalten. Das Schönheitsgefühl und der Formenſinn der Minnezeit iſt nicht mehr vorhanden. Man erſtickt im Material. Eckig, unbeholfen und grob iſt die Sprache, der dürftige Geiſt findet ſein Gegenbild nur in breiter, ſchwülſtiger Behandlung. Die Versform wird oft willkürlich und regellos gehandhabt, oder der Dichter wird zum Reimſchmied, insbeſondere in den Reimchroniken. Der Meiſterſang der Handwerkerſingſchulen mit ſeiner handwerksmäßigen Künſtlichkeit und ſeinen „geblümten Nußblüt-“ oder „geſtreiften Safranweiſen“ iſt auch mehr durch Quantität als durch Qualität ausgezeichnet. Einiges wird noch in der volkstümlichen Satire, die dem bunten, gärenden Volksleben entſpringt (vgl. S. 127), geleiſtet, in kleinen Schwänken und derben Geſchichten. Das Drama iſt grobe Volksunterhaltung. Höhere Intereſſen finden ſich in der Lehrdichtung, die in einer ſo nüchternen Zeit folgerichtig ſtark gepflegt wird, aber keine poetiſchen, ſondern ethiſch-religiöſe Ziele verfolgt. Viel mehr Poeſie kommt aus dem niederen Volk, das überhaupt nicht ſelten einen freien und hohen Mut wie einen naiv-phantaſtiſchen Geiſt erkennen läßt. Auch ſeine oben (S. 122) geſchilderte grob-eudämoniſtiſche Lebensanſchauung hat trotz aller Derbheit und Sinnlichkeit etwas Freies, Großzügigeres, das der aufkommenden nüchternen, geſchäftsmäßigen Lebensauffaſſung widerſtrebt. Eben das Volkslied (vgl. S. 122) zeigt, daß das Geiſtesleben einer urſprünglichen Friſche und Geſundheit nicht entbehrt, die doch auch wieder mit der Volkstümlichkeit der Periode verbunden iſt. Wer ſich nicht auf den volkstümlichen Horizont beſchränkt, iſt zunächſt noch unfrei, wird holperig, geziert, allegoriſch. So erklärt ſich gerade bei beſſeren Köpfen die Vorliebe für krauſes Zeug, für eine verzwickte Allegorie. Die Individualität tritt bei alledem nur wenig in die Erſcheinung.

Aber das liegt an dem notgedrungen konventionellen Charakter des geiſtigen, insbeſondere des ſchriftlichen Ausdrucks. Auch er entſpricht durchaus der Jugendlichkeit des Geiſteslebens. Das Konventionelle iſt ein Hilfsmittel; die Unentwickeltheit bedarf des Schemas. Höchſt charakteriſtiſch ſind anfangs die Briefe mit ihrem feſtſtehenden Rahmen, und innerhalb des Briefes kehren gleichfalls beſtimmte Formeln wieder. Man klammert ſich an ſie, um über die anfängliche Unfähigkeit, die Sprache frei zu handhaben, hinwegzukommen. Auch im Affekt iſt man in dem Ausdruck ſeiner Gefühle zum Teil gebunden, wieviel mehr in allen beſtimmte Formen bedingenden Lebensfällen, namentlich im geſellſchaftlichen Verkehr (vgl. S. 98)! Man kommt auf ſolchen Stufen immer zu übertriebener Zeremonialität. Höchſt ſubtile Unterſchiede machte man damals etwa bei den Anreden „Du“ und „Ihr“. Im übrigen war, wie (S. 98f.) betont, bei der geſellſchaftlichen Rückſtändigkeit die Einprägung konventioneller Anſtandsregeln beſonders notwendig.

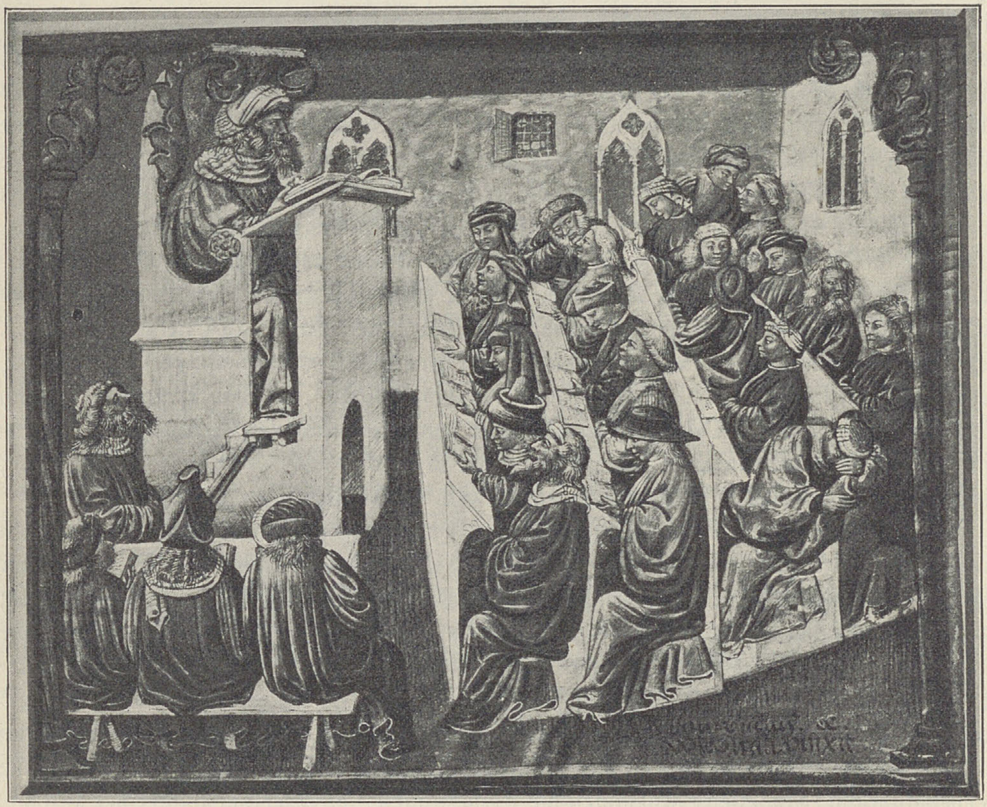
Aber dieſe Anfänge drängten zu höherer Entwickelung. Zunächſt wirken wieder äußere Momente. Der Kaufmann wird ein Mann von immer weiterem Horizont, der die Fremde kennt; die Kanzlei der Fürſten, die Staatsverwaltung beanſprucht höhere, gelehrte, juriſtiſche Bildung (vgl. S. 146). Ebenſo wachſen die Anſprüche der Stadtverwaltung. Aber die raſchen Fortſchritte der Kultur, vor allem in den Städten, der ſich immer ſteigernde Verkehr, die weitere Differenzierung des wirtſchaftlichen und ſozialen Lebens bringen auch in weitere Kreiſe geiſtige Unruhe. Der bewegliche Geiſt der Zeit bewirkt ein immer ſtärkeres Streben, mehr zu lernen und mehr zu wiſſen.

Es zeigte ſich das zunächſt in der Hebung des Unterrichtsweſens, freilich mehr in einer äußeren als in einer inneren. Im 15. Jahrhundert wurde die Zahl der Stadtſchulen immer größer. In Nürnberg gab es um die Mitte desſelben vier lateiniſche Stadtſchulen. Die Schule bei St. Ägidien brachte es im Jahre 1469 auf 230 Schüler. Immer größer wurde auch die Zahl der fahrenden Schüler, jener von Schule zu Schule wandernden jungen Leute, die ſich durch Betteln oder allerlei zweifelhafte Künſte erhielten, aber trotz aller Roheit, Diſziplinloſigkeit und Unſittlichkeit doch ein gut Teil Idealismus zeigten. Ihr eigenmächtiges, durch den Almoſenſinn des Mittelalters erleichtertes Umherziehen iſt ſowohl durch den damals allgemeinen Wandertrieb wie durch die Begier, Lehrer von Ruf (vgl. S. 162) aufzuſuchen, zu erklären. In Breslau ſollen um 1500 mehrere tauſend fahrende Schüler gleichzeitig geweſen ſein. Solange ſie auf einer Schule weilten, nährten ſich die Armen unter ihnen aus den zahlreichen Stiftungen (für Austeilung von Lebensmitteln), von der Entlohnung für den Chor- und Leichengeſang, von Gaben der Bürger, indem ſie als Kurrende geiſtliche Lieder vor den Türen ſangen. Der mittelalterliche Genoſſenſchaftsdrang brachte auch eine Organiſation hervor, die mit einem ſchlimmen Pennalismus, einer ſchnöden Ausnutzung der Novizen (Schützen) durch die älteren Schüler (Bacchanten) verbunden war. In das Leben dieſer fahrenden Schüler gewähren uns die Selbſtbiographie Burckhard Zinks und aus ſpäterer Zeit diejenige Thomas Platters, der vom Hirtenknaben zum Schulrektor emporſtieg, genügend Einblicke. Als beſondere Förderer des Schulweſens hat man lange die mönchiſch organiſierten Brüder vom gemeinſamen Leben, die ſich von den Niederlanden weithin verbreiteten, angeſehen. In Wirklichkeit ſcheinen ſie aber gar kein Schulorden geweſen zu ſein, ſondern ſich nur in religiöſer Beziehung der Schüler angenommen, auch arme Schüler bei ſich behalten zu haben. Sie unterſtützten die ärmeren Schüler an den Stadtſchulen auch ſonſt, ſtellten vielleicht zuweilen wohl ſelbſt Lehrer an dieſen. Der Schwerpunkt ihrer religiöſen Volkserziehungstätigkeit lag jedoch in ihrer noch (S. 172) zu beſprechenden Schreibtätigkeit.

Aber das wachſende Bedürfnis nach gelehrter Bildung äußerte ſich vor allem in der Gründung von Univerſitäten. In letzter Linie führte dazu der Aufſchwung, den das Geiſtesleben infolge der arabiſchen Befruchtung genommen hatte, die Neubelebung der Philoſophie und damit der Theologie wie diejenige der Medizin. Dazu kam die neue Entwickelung der Jurisprudenz in Italien. Kurz — die bisherigen Stiftsſchulen genügten nicht mehr. Man bedurfte höherer Organiſationen. Deutſchland, das in den Ottoniſchen Zeiten und noch ſpäter ein blühendes Schul- und Studienleben gehabt hatte, wurde in geiſtiger Beziehung um ſo rückſtändiger, als jene Befruchtung vor allem den romaniſchen Ländern zugute kam. Der Hauptſitz des „Studiums“ war, wie wir (Bd. I, S. 354f.) ſahen, Frankreich geworden, und die Pariſer Univerſität genoß den größten Ruhm. Gewannen auch einzelne deutſche Schulen im 12. und 13. Jahrhundert zeitweiſe einige Bedeutung, wie die zu Mainz, Köln und Lüttich, Hildesheim und Braunſchweig, Bamberg und Freiſing, ſo konnten die Wißbegierigen doch in Deutſchland den höheren Studien kaum obliegen. Freilich wirkte das Pariſer Muſter auch auf Deutſchland, insbeſondere durch die Dominikaner, die zu Hauptträgern des gelehrten Lebens geworden waren. Sie gründeten nach dem Pariſer Vorbild gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts in Köln ein studium generale. Noch früher hatten die Franziskaner eine ähnliche Organiſation in Magdeburg geſchaffen. Aber das ſind bloße Anſätze. Erſt 1348 entſtand in Deutſchland eine Univerſität, die zu Prag. Es erfolgten dann ſeitens der Fürſten und Städte im 14. Jahrhundert noch vier Univerſitätsgründungen (Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt), im 15. zehn (Würzburg, Leipzig, Roſtock und nach einer Pauſe Greifswald, Freiburg, Trier, Baſel, Ingolſtadt, Tübingen, Mainz). Bis dahin mußte der Deutſche ſeine Gelehrſamkeit weiter von den fremden Univerſitäten holen, von Paris und Orleans (vgl. Bd. I, S. 355), von den italieniſchen Rechtsſchulen, aus denen ſich Univerſitäten entwickelt hatten, von den mediziniſchen Schulen zu Salerno und Montpellier. Und häufig geſchah es auch ſpäterhin (vgl. S. 183). Man muß dabei immer den internationalen Charakter der Wiſſenſchaft, der dem der Kirche entſprach, bedenken: in Krakau oder in Bologna zu ſtudieren, war nichts Beſonderes, das Wandern gehörte zum Studenten wie zum Schüler.

Die neuen Univerſitäten blieben durchaus in der geiſtigen Atmoſphäre des Mittelalters: ihre Studienziele wurzelten in dem Suchen nach Erkenntnis der göttlichen Wahrheit; der Papſt erteilte das Privileg, dem ſpäter freilich das kaiſerliche Privileg Konkurrenz machte; das oberſte Studium war die Theologie; die Kirche, insbeſondere der Papſt, ſorgte für die äußere Fundierung. Schüler wie Lehrer waren zum großen Teil Kleriker, beſonders Dominikaner; auch ältere Geiſtliche befanden ſich unter den Studenten. Es herrſchte in den „Burſen“ der Studenten und in den „Kollegien“ der meiſt unbeweibten Magiſter eine Zucht, die ſich von der klöſterlichen nicht viel unterſchied. Der Lehrgang war ebenſo ſtreng geregelt wie die Lebensführung. Anderſeits bedeuteten die Univerſitäten, „die Lieblingstöchter der Kirche“, wie Wimpheling ſpäter ſagte, als lediglich der Fortpflanzung des Wiſſens gewidmete Inſtitute ſchon eine Art Emanzipation der Wiſſenſchaft von der Kirche: das iſt das Verdienſt der Scholaſtik (vgl. Bd. I, S. 360). Sie, die alles geiſtige Leben, auch die Poeſie durchdrang, war für die geiſtige Geſamthaltung der Univerſitäten durchaus beſtimmend, freilich konnten dieſe unter ihrer Herrſchaft keine Stätten wirklich freierer Bildung ſein. In mittelalterlicher Weiſe wurde weiter dieſes neue Gebäude der Wiſſenſchaft von genoſſenſchaftlichem Geiſt getragen, worauf ſchon der Name universitas, „Gemeinde“, deutet. Zunftmäßig waren die Fakultäten wie die Grade. Man hatte gleichſam Meiſter (magistri; über ſie erheben ſich dann die doctores), Geſellen (baccalaurei) und Lehrlinge (Scholaren). Es war eine ſelbſtändige Korporation mit Privilegien aller Art und eigener Organiſation (ſiehe die Abbildungen S. 168 und S. 169). Noch war die geſamte Wiſſenſchaft ein für den Einzelnen überſehbares und lernbares Ganzes (vgl. Bd. I, S. 362). Wer das

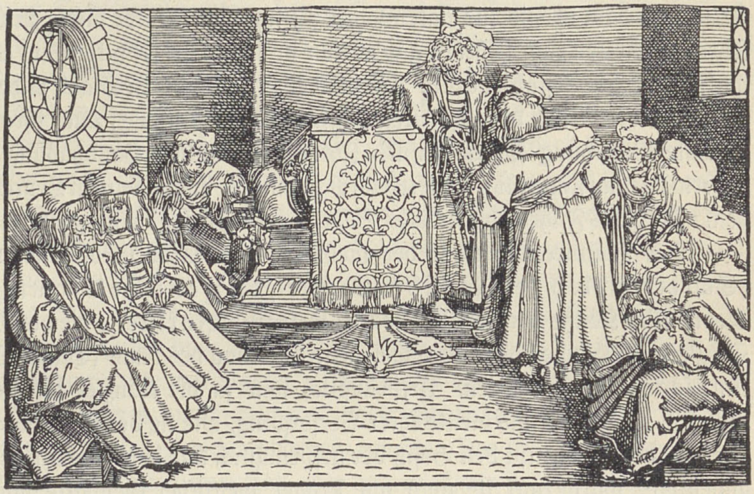
„studium generale“ — ſo hieß die Univerſität urſprünglich — ganz durchgemacht hatte und Doktor der Theologie geworden war, war am Ende der Weisheit. Die wiſſenſchaftlichen Anſprüche ſind mit denen der heutigen Univerſitäten nicht entfernt zu vergleichen. Der Bakkalaureus würde heute kaum nach Prima kommen, und dabei hat es nicht die Hälfte der Studenten zum Bakkalaureus (etwa nach zwei Jahren Studium) gebracht. Ein noch kleinerer Teil kam nach einem höheren Kurſus zum Grade des Magiſters, der den meiſten aber auch zu teuer war. Beides wurde man damals in ſehr jugendlichem Alter. Als die



Univerſitätsauditorium. Nach einer Deckfarbenmalerei von Laurentius de Voltolina im Königl. Kupferſtichkabinett zu Berlin. Vgl. Text S. 167.

Lateinſchulen beſſer geworden waren, geriet der Titel des Bakkalaureus in große Mißachtung. Dagegen hatte der Doktortitel, vor allem der juriſtiſche, einen guten Klang und verlieh feſten, ehrenvollen Rang. Es war der höchſte Titel der drei oberen Fakultäten: um ihn zu erwerben, mußte man meiſt erſt Magiſter in der artiſtiſchen Fakultät geworden ſein.

Den wachſenden Zudrang zu den Univerſitäten, von denen einzelne eine hohe Frequenz aufwieſen, etwa im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts kann man erkennen, wenn man in den Matrikeln die früheren und ſpäteren Zahlen für eine beſtimmte Stadt als Heimat der Studenten vergleicht. Einen Einblick in das ſtudentiſche Leben ſelbſt, in die oft rauhen Bräuche, vor allem die Depoſition, gibt das 1496 zu Leipzig gedruckte „Manuale scholarium“. Der bisherige grimme Bacchant der Schule galt nun als Gelbſchnabel, als ſtinkender Beanus, dem die Hörner „deponiert“ werden mußten, was unter lächerlichen Zeremonien (Beſchmieren des Geſichtes mit Salbe, Abſägen der Hörner, Zahnausbrechen, Bartſcheren) geſchah; ſpäter wurde der Akt immer wilder und zuchtloſer. Überhaupt ließ das Benehmen der ſo ſtreng-klöſterlich gehaltenen Burſenbewohner viel zu wünſchen übrig. Gegen Unzucht und Trunkſucht, gegen das Waffentragen, das nächtliche Toben und Lärmen, das Buobeliren, wie Murner ſagt, ſuchte die Obrigkeit, ziemlich erfolglos, anzukämpfen. Auch ſonſt fühlte man ſich allmählich ſehr weltlich. Zu Geilers Zeiten zog man ſchon wie ſpäter zum Teil dem Lektionenhören das „balenſchlagen [Ballſpiel], fechten, tantzen und ſpringen“ vor. Man kleidete ſich auch weltlich: immer wieder wurde verboten, kurz zu gehen (vgl. S. 95 f.), ſchändliche Kleider wie „ein wertlicher burger“ und Laienhüte zu tragen. Nicht minder wurde das den Lehrern eingeſchärft. Allmählich ging der klerikale Charakter auch innerlich zurück. Vor allem iſt die Autonomie der Univerſität von Bedeutung: im Prinzip iſt damit eine freie Stellung der Wiſſenſchaft gegeben, in der Praxis blieb dieſe unfrei, und die Selbſtherrlichkeit der Univerſität hat ihrerſeits oft den Fortſchritt gehemmt.



Graduierung eines Doktors. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 167.

In dem Bildungsleben der Zeit haben die Univerſitäten ſehr ſchnell eine führende Stellung eingenommen und die Stifter und Klöſter abgelöſt, anderſeits aber wieder auf das gelehrte und Schulleben dieſer gewirkt. Das Geiſtesleben nimmt weſentlich durch ſie zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen Aufſchwung. Die faſt eingeſchlafene Herſtellung von Handſchriften beginnt lebhafter zu werden (vgl. S. 171 f.), aber nicht mehr nur in den Klöſtern; vielmehr iſt jetzt das Streben des Einzelnen nach Bücherbeſitz die Veranlaſſung dazu. Dieſe Einzelnen, die ſelbſt abſchrieben oder abſchreiben ließen, ſind meiſt mit den Univerſitäten verknüpft, Weltgeiſtliche oder Juriſten ſtanden dieſen öfter nahe; anderſeits haben auch einzelne Pfarrherren ſich häufig durch Abſchreiben ihr geiſtiges Rüſtzeug verſchafft. Auch der Inhalt der Handſchriften entſpricht dem Studien- und Intereſſenkreiſe der Univerſitäten, beruht auch häufig auf Diktat oder Nachſchrift, bleibt aber natürlich durchaus auf dem damaligen ſcholaſtiſchen Niveau, das von dem der Blütezeit der Scholaſtik ſchon ſehr abſticht. Es ſind hauptſächlich religiös-kirchliche Handſchriften. Charakteriſtiſch iſt aber, daß die Bibel ſelten ganz vorkommt, häufiger dieſer oder jener Teil, wie der Pſalter oder das Evangelium Johannis, daß ebenſo die Kirchenväter ſehr zurücktreten. Dafür gibt es theologiſche Lehrſyſteme, kirchenrechtliche Werke, wie die oft kommentierte Dekretalienſammlung Gratians, asketiſche und Erbauungsſchriften, zahlreiche Predigten. Die oppoſitionellen Schriften früherer Zeit ſind ſelten, gegen die jetzt erſcheinenden beginnt die ſpitzfindige Verteidigung der korrekten Theologie. Die Werke der großen Scholaſtiker, wie des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino, begleitet eine umfangreiche Literatur ſcholaſtiſcher Unterſuchungen (quaestiones) und Traktate. Die Klaſſiker, die im 14. Jahrhundert faſt ganz mißachtet waren — die Pariſer Bibliothek ſoll zu Anfang dieſes Jahrhunderts nur Ovid, Cicero, Lucan und Boëthius beſeſſen haben —, ſind völlig vernachläſſigt.

Als Karl IV. den Entſchluß zur Gründung einer Univerſität faßte, iſt er, der Bewunderer der Pariſer Scholaſtik, idealen Motiven gefolgt. Aber doch auch praktiſchen Motiven: es war ein Bedürfnis nach ſolchen Anſtalten vorhanden. Man ſuchte jetzt im eigenen Lande Ausbildungsmöglichkeiten nicht nur für Theologen, ſondern auch für Juriſten und Ärzte und bald ebenſo für Lateinlehrer zu ſchaffen. Unter dieſer zunehmenden Menge von Juriſten, Ärzten und Lehrern gab es nun immer mehr Nichtkleriker: es entſtand eine Schicht weltlicher Höhergebildeten. Die bald einen beſonderen Stand bildenden Lehrer genoſſen als Hauptvermittler des erſehnten Wiſſens große Achtung; auch ihre verhältnismäßig nicht ſchlechte Beſoldung ſpricht dafür. Ihrer barbariſchen Handhabung von Stock und Rute unterwarf man ſich willig, ſelbſt König Maximilian iſt von ſeinem Lehrer ſcharf gezüchtigt worden. Auch das Führen beſonderer Schulſiegel beſtätigt die angeſehene Stellung des Lehrers.

Der Hauptrepräſentant der mehr als elementar Gebildeten war aber damals der „Schreiber“, d. h. der Mann der Kanzlei, der weltliche Beamte, der das erſte moderne Element im Keime darſtellt. Es waren weſentlich Juriſten, die die Geſchäfte der fürſtlichen Kanzleien in Händen oder die angeſehene Stellung des Rats-(Stadt-)Schreibers oder die des Amtsſchreibers innehatten. Urſprünglich war ja die Kanzlei die Domäne der Geiſtlichen (vgl. Bd. I, S. 233) und diente ihrer Verſorgung, wie ſie der Welt dienten. Die Bezeichnung clericus, die überhaupt den Beſitz der urſprünglich nur den Geiſtlichen zugänglichen Bildung andeutete, wurde auf ſie auch als Träger weltlicher Geſchäfte angewendet; noch heute iſt dieſe Anſchauung in dem engliſchen Worte clerk feſtgelegt. Jetzt wuchs unter dieſen Leuten das Laienelement immer mehr an: das Schreiberamt wurde ein bürgerlicher Beruf. Das Hineinziehen gelehrter Juriſten zunächſt in die kaiſerliche Kanzlei hing, wie wir (S. 146) ſahen, mit dem Bedürfnis nach beſſer geſchulten, den zunehmenden Rechtsſtreitigkeiten gewachſenen Beamten zuſammen; es hat zugleich die Säkulariſation der Kultur ſehr gefördert. Gerade die geiſtlichen Fürſten haben übrigens mit der Beſetzung der Kanzler-, der Rats-, Sekretärſtellen uſw. mit Juriſten begonnen. Auch die Stadtſchreiber (vgl. S. 78) rekrutierten ſich aus ſtudierten Leuten, vielleicht früher als die Kanzler, unter ihnen ſind auch wohl eher Laien geweſen als unter jenen: ſeit etwa 1450 ſind es faſt überall Laien. Aber ebenſo wie die fürſtlichen Kanzler waren ſie vielfach politiſch tätig, waren Geſandte der Stadt an Fürſten und Städte, kamen zum kaiſerlichen Hof wie zu den Reichstagen und pflegten daheim die politiſchen Traditionen. Bei der zunehmenden Bedeutung des römiſchen Rechtes (vgl. S. 145 ff.) wurden ſie neben den ſtädtiſchen Konſulenten, die man am Kaiſerhofe wie an fremden Gerichten nötig hatte, in ihrer juriſtiſchen Eigenſchaft wertvoll und mußten Prozeſſe bei auswärtigen Gerichten führen. Zumal ſie nun ihr Amt dauernd innehatten, wurden ſie durch ihre Erfahrung, ihre Kenntniſſe oft die wichtigſten Perſonen der Stadt, wie Neuerungen weſentlich von ihnen ausgingen. Waren ſie keine Juriſten, ſo hatten die Stadtſchreiber doch der artiſtiſchen Fakultät angehört. Urſprünglich ſtudierten noch viele Kanzleibeamte nachträglich; ſpäter traten ſie aber als bereits Graduierte in die Kanzleien ein. Die Kanzlei fühlte ſich immer als Mittelpunkt aller Vorgänge. Sehr bezeichnend iſt eine Notiz, die ſich in der umfangreichen, alle Einzelheiten der Amberger Hochzeitsfeier von 1474 regelnden Ordnung als Nachtrag von anderer Hand findet: „Iſt alles wolgeordent, on die canzly, der[en] iſt gar nicht gedacht, und muß alles helfen betrachten, ſchriben, ord[n]en und befehlen, und niemand gedenkt ir!" Neben den höheren Stellen, die beim Fürſten eigentlich die Adligen beanſpruchten — die wachſende Rolle der Juriſten in der Kanzlei, d. h. überhaupt in der Verwaltung und der Politik (vgl. S. 146), ließ dann immer mehr Adlige zum juriſtiſchen Studium ſich drängen —, umfaßte der Schreiberberuf natürlich auch mancherlei geringere Tätigkeiten. Ihm gehörten die öffentlichen Schreiber an, die weltlichen Lohnſchreiber vor allem, die ſich vielfach wieder mit den „deutſchen Schulmeiſtern", den Schreiblehrern, deckten; ferner die kleinen Subalternbeamten, ſoweit ſie mit der Feder umgehen mußten.

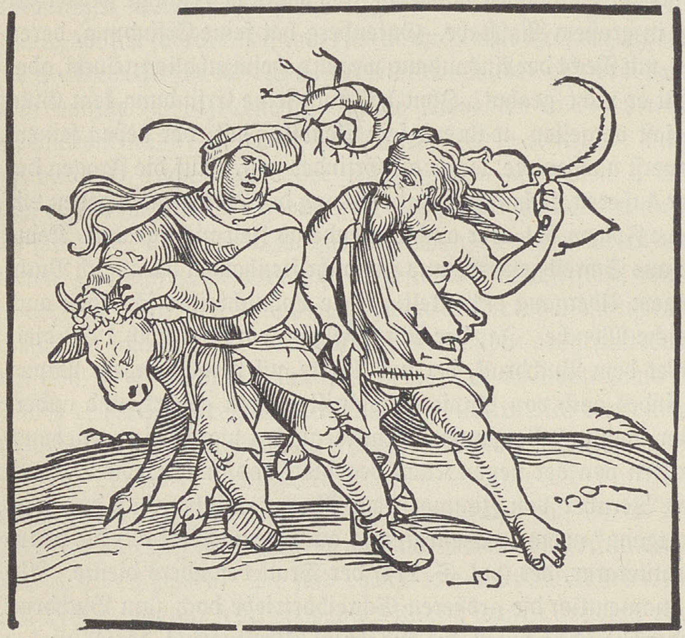
Das Volk hat damals auf dieſe neue Klaſſe weltlich Gebildeter mit Reſpekt, ja mit Neigung geſehen. Der „ſtolze Schreiber" iſt eine bevorzugte Geſtalt des Volksliedes. Er ſticht bezeichnenderweiſe bei dem weiblichen Geſchlecht öfter den Reiter aus und übernimmt auch darin die Erbſchaft des Klerikers (vgl. Bd. I, S. 308). Der „hübſche Schreiber" kann wohl ſelbſt zu einer Fürſtin verbrecheriſch die Augen erheben. Freilich iſt auf die Figur des Schreibers die Vorliebe für den vagierenden Scholaren mit übergegangen, und daß Studentenübermut noch in manchem Schreiber ſteckte, zeigen gewiſſe Abenteuer, die aus den Städten berichtet werden, oder die Unterſchriften, die der Schreiber an das Ende langwieriger Arbeiten zu ſetzen pflegte, wie etwa dieſe: „Schöne Weiber und Rebenſaft iſt aller Schreiber ein Buelſchaft." Im 16. Jahrhundert verlor der Schreiber dieſe Sympathie. Damals begann die Zeit eines verſchwenderiſchen Gebrauchs von Tinte und Papier. Der Dünkel der „Herren von der Feder" ſtieg gewaltig, während der immer umſtändlichere und fremdartigere Apparat ihrer Verwaltung das „Schreibervolk" weiten Schichten verhaßt machte. Im 15. Jahrhundert fühlte ſich der Schreiber zwar auch ſchon als Bureaukrat, aber er war ebenſo ſtolz ob ſeiner Bildung.

Dem Drang der Zeit nach beſſerer Bildung iſt nun damals in Deutſchland ein äußeres Moment entgegengekommen, die kluge Erfindung eines Mainzer Bürgers, Johann Gutenbergs, die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Man darf aber dieſe ſo oft geprieſene und für die ſpätere Kulturentwickelung ſo außerordentlich wichtige Tat in ihrer anfänglichen Bedeutung nicht überſchätzen. Zunächſt war ſchon der techniſche Umſchwung geringer, als man gemeinhin denkt. Die Abſchreiber waren damals ungemein leiſtungsfähig. Die Art der Vervielfältigung und des Vertriebes geiſtiger Erzeugniſſe hatte ſich faſt dem Großbetrieb der Antike (vgl. Bd. I, S. 239) genähert. Jene eifrige Schreibtätigkeit der Kirche (vgl. Bd. I, S. 239 f.), die allmählich bei der Verwilderung des Klerus zurückging — gleichzeitig verfielen die Bibliotheken —, lebte im 15. Jahrhundert wieder auf. Inzwiſchen waren aber die italieniſchen Univerſitäten, namentlich Bologna, bei dem Aufſchwung des gelehrten Lebens und in Anknüpfung an wohl noch vorhandene Reſte des antiken Schreibgewerbes zu energiſchen Förderern und Organiſatoren des Handſchriftenweſens und des Handſchriftenhandels geworden. Ihre ziemlich ſtrengen Beſtimmungen für die Stationarii — ſo hießen die Handſchriftenhändler — gingen auf Paris, auch auf deutſche Univerſitäten über. Wichtig war dann das ſtädtiſche Element. Hatten dem geringen außerkirchlichen Bedürfnis von Privaten, Fürſten und Städten bisher Kleriker für Geld als Abſchreiber gedient, ſo fiel dieſe Tätigkeit mehr und mehr den Laien, zunächſt den Stadtſchreibern und Schulmeiſtern, dann gewerbsmäßigen Schreibern zu, die uns ſchon im 13. Jahrhundert begegnen, allerdings meiſt nur deutſche Bücher abſchrieben. Dazu kam die Verwendung des Lumpenpapiers (vgl. Bd. I, S. 300) als billigen Materials, ein Umſtand, der der Verbreitung von geiſtigen Produkten lange mehr diente als ſpäter der Buchdruck. Kurz, im 15. Jahrhundert finden wir ein ausgebildetes bürgerliches Gewerbe von Lohnſchreibern, das dem literariſchen Bedürfnis durchaus genügte und alle notwendigen geſchäftlichen Formen entwickelt hatte. Es gab Großbetriebe, wie in Hagenau, wo um 1450 anſcheinend ganze Schreiberſtuben, Handſchriftenfabriken beſtanden. Die Nachrichten, die wir über mehrere Abſchreiber, auch Schreiberinnen, in Augsburg haben, werden auch für andere Städte als bezeichnend angenommen werden können. Dieſem bürgerlichen Betrieb waren die Organiſationen jener „Brüder vom gemeinſamen Leben" ähnlich, die faſt fabrikmäßig zum Zwecke chriſtlicher Volkserziehung religiöſe Werke abſchrieben und in einem großen Abſatzgebiet, den Niederlanden und dem deutſchen Norden, verbreiteten. Man nannte ſie bezeichnend auch die „Broeders van de penne" (Feder). An dieſe ganze Produktion knüpfte in manchen Städten, wie in Köln, ein ausgedehnter Handſchriftenhandel an. Jene Hagenauer Schreibſtuben arbeiteten z. B. für den Händler Diepold Lauber, der förmliche Verzeichniſſe ſeiner „Verlagsartikel" verbreitete, die inhaltlich ungefähr der gleich (S. 174) näher zu charakteriſierenden erſten Druckliteratur entſprachen. So kurſierten zahlreich gewerbsmäßig hergeſtellte Handſchriften, wie ſpäter die Bücher. Dabei iſt natürlich von den damaligen koſtbaren Luxushandſchriften nicht die Rede. Den Geſchmack an ſolchen ſchön illuminierten und koſtbar ausgeſtatteten Handſchriften, wie man ſie (vgl. Bd. I, S. 371) in Frankreich liebte, hat in Deutſchland zunächſt Karl IV. verbreitet. Wieder zeigte ſich Prag als Zentrum eines kulturellen Aufſchwungs im Oſten. Die Prager Miniatorenſchule regte auch Öſterreich an. Von dieſen koſtbaren Handſchriften, z. B. Andachtsbüchern, die im 15. Jahrhundert auch in adligen und Patrizierkreiſen Deutſchlands Mode wurden, ſind alſo, wie Burdach näher ausgeführt hat, die im 15. Jahrhundert mehr für die Maſſe fabrikmäßig hergeſtellten, nach der Schablone flott illuſtrierten Handſchriften auf Papier zu unterſcheiden. Sie ſind ebenſo wie die nichtilluſtrierten Handſchriften nicht nur im Südweſten, wo wir jene Hagenauer Fabrik kennen, ſondern auch in Mittel- und Oſtdeutſchland, ſelbſt im Gebiet des Deutſchen Ordens verbreitet geweſen. Auch textlich waren dieſe Handſchriften durchaus nicht immer ſorgfältig gearbeitet, und überdies waren ſie keineswegs billig, obwohl die Preiſe im 15. Jahrhundert immer mehr heruntergingen.

Anderſeits entſpricht dem geſchilderten Aufſchwung des Handſchriftenweſens das häufigere Vorkommen größerer Bibliotheken (vgl. S. 169). Die Kloſterbibliotheken waren gegen Ausgang des Mittelalters eher zurückgegangen. Gleichwohl zählten damals noch z. B. Kloſter Admont 623 Bände und Kloſter Amelungsborn im Jahre 1412: 440 Bände, aber das ſind Ausnahmezahlen. Die älteſten deutſchen Univerſitäten hatten indes bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts anſehnliche Bibliotheken, Heidelberg z. B. insgeſamt zirka 1000 Bände. Was die Fürſten anlangt, ſo deutet ſchon 1360 das Teſtament des Herzogs Ludwig von Brieg auf einen zum Teil nicht geringen Bücherbeſtand, und von Privaten hinterließ im 14. Jahrhundert der Dechant Wilhelm von Haſenberg in Prag 114 Bände, der Dr. Neidhart in Ulm zu Anfang des 15. Jahrhunderts 300, der Juriſt Künhofer in Nürnberg 1429: 151. Beim Adel fanden ſich nicht ſelten Werke der deutſchen Literatur. Öfter ließen ſich einzelne Ritter deutſche Bücher abſchreiben, wohl auf Anſporn der Frauen. Elsbeth von Volkensdorf z. B. beſaß fünfzig deutſche Bücher. Derartige Zahlen für Klöſter, Fürſten, Private uſw. bleiben auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt zunächſt durchſchnittlich ganz dieſelben (vgl. S. 176).

Zu jener faſt induſtriellen Handſchriftenherſtellung kam nun noch die Entwickelung anderer verwandter Gewerbe, wie der Brief- und Kartenmaler, aber auch ſchon diejenige gewiſſer Vervielfältigungsmethoden. Man ſchnitt bereits in Holz und Metall, man hatte den Zeugdruck, den Bildtafel-, aber auch ſchon den Schrifttafeldruck, man hatte ſogar bereits hölzerne bewegliche Lettern. Hier noch weitere Verbeſſerungen einzuführen, dazu mußte der damalige Geiſt techniſchen und gewerblichen Fortſchrittes geradezu herausfordern. Aus der Technik, aus der Praxis des Stempelſchneidens und Münzens heraus iſt Gutenberg, der allerlei „Künſte" betrieb, auf ſeine Erfindung gekommen. Er erfand die bewegliche gegoſſene Type, die Herſtellung gleichmäßiger Buchſtaben in Menge und damit das richtige Mittel zur mechaniſchen Vervielfältigung in großem Maßſtabe. Gutenberg hat ſeine Erfindung, deren Vorteile augenſcheinlich waren, mit Recht der Ausnutzung wegen geheimzuhalten geſucht, aber ihre weitreichenden Folgen hat er nicht geahnt. Ihm hat auch ſeine Erfindung kein Glück gebracht, er wurde ſchließlich faſt vergeſſen, während ſein Genoſſe Fuſt, der neben ſeinem Gehilfen Schöffer die Kunſt zuerſt ausbeutete, lange als Erfinder galt. Auf die Fragen der „Gutenbergforſchung" und der äußeren, techniſchen Entwickelung des Buchdruckes gehen wir im übrigen hier nicht ein. Jene Folgen hat aber auch Gutenbergs Zeit nicht geahnt. Keine Revolution hat ſich vollzogen: aus Schreibgewerbe und Handſchriftenhandel haben ſich Buchdruck und Buchhandel in ruhigem Übergang entwickelt. Viele Lohnſchreiber ſchrieben auch nachher weiter, ebenſo zahlreiche Mönche. Ja, der Abt Tritheim empfahl noch 1492 dieſe Tätigkeit ausdrücklich gegenüber dem Buchdruck, der nur Werke auf vergänglichem Papier herſtellen könne. Wir haben indes auch von Papierhandſchriften eben gehört, und anderſeits druckte man anfangs öfter noch auf Pergament. Am wenigſten waren die vornehmen Freunde jener Luxushandſchriften von der neuen Kunſt begeiſtert und fanden, wie Burdach von dem Freiherrn Johannes Wernher von Zimmer dem Älteren anführt, daß das „neu inventum einen ſchlechten Fortgang" nehme. Sie legten ja auch wenig Wert auf die populäre Erbauungs- und Praktikenliteratur, der (vgl. S. 174) der Druck beſonders diente. Allmählich gingen nun manche, namentlich die größeren Schreibbetriebe doch zum Buchdruck über, ſo die genannten „Broeders van de penne", die aus ihrem Skriptuarius, dem Aufſeher der Schreiber, nun den Korrektor, aus ihrem Librarius einen eigentlichen Buchhändler machten, ſo jene Schreibwerkſtatt in Hagenau, ſo zahlreiche Klöſter, wie in Augsburg, Bamberg, Erfurt, Nürnberg, Magdeburg. Man ging zu der neuen Kunſt in Ruhe über, weil man in ihr keineswegs eine Umwälzung ſah. Aber — charakteriſtiſch genug — in St. Ulrich und Afra zu Augsburg hörte trotz der eigenen, 1472 angelegten Druckerei die alte Schreibtätigkeit der Mönche nicht auf. Ja, man ſchrieb auch gedruckte Bücher wieder ab. Das Drucken wurde eben keineswegs als Gegenſatz zum Schreiben aufgefaßt, wie ja auch die Buchſtabenformen, Abkürzungen uſw. ſich zunächſt nicht änderten, die Initialen wie früher rubriziert wurden (vgl. Bd. I, S. 240) uſw. Viele der erſten Drucker waren frühere Lohnſchreiber, wie man dies z. B. für Augsburg durch die Steuerbücher nachweiſen kann. Gerade die Organiſation der Schreiber half die Druckkunſt ſo ſchnell verbreiten. Die Tätigkeit des Druckens wird auch noch lange „Schreiben" genannt, die Buchdrucker, z. B. noch 1486, „Schreiber". Erſt um 1520 wurde, wie ein Straßburger Beiſpiel von 1525 zeigt, das Drucken als nahrungraubende Konkurrenz empfunden. Bald darauf drang der Druck auch völlig ſiegreich durch. Aber ganz verſchwunden iſt die Verbreitung literariſcher Erzeugniſſe durch Abſchrift auch dann noch nicht, ja ſie hat in Reſten bis ins 19. Jahrhundert gewährt. Man denke an die Rolle der geſchriebenen Zeitung im 17. und zum Teil noch im 18. Jahrhundert, an die handſchriftliche Mitteilung von Gedichten und Liedern ebenfalls noch im 18. Jahrhundert.

So haben wir in der neuen Kunſt zunächſt den Abſchluß des mittelalterlichen Schreibgewerbes zu ſehen. Aber auch ihre Produkte, freilich nun billiger und maſſenhafter verbreitet, waren noch lange ſolche des mittelalterlichen Geiſtes. Zwar in Italien wurde die von den deutſchen „Barbaren" importierte Kunſt — denn wandernde deutſche Druckergehilfen trugen ſie überaus raſch über die Welt, nach Italien, Frankreich, England, Spanien, Skandinavien —, wie es bei der geiſtigen Atmoſphäre des Landes natürlich war, in den Dienſt des Humanismus geſtellt. Aber in Deutſchland behielt die Produktion lange ihren bisherigen Charakter (vgl. S. 169f.). Genau wie früher wurden die theologiſchen und philoſophiſchen Werke der älteren und jüngeren Scholaſtik vervielfältigt, weiter die Werke der Kirchenväter und natürlich die Heilige Schrift ſelbſt oder Teile derſelben. Dazu kamen wie bisher Paſſionale und Heiligenleben, Plenarien und Poſtillen, Meßbücher, Beicht- und Gebetbücher, überhaupt eine ſtarke Erbauungsliteratur, dann Katechismen und Elementarſchulbücher, neben umfaſſenden juriſtiſchen Wälzern auch populäre Rechtsbücher, mediziniſche Schriften, die Volksbücher, endlich die vielbegehrten Kalender, Prognoſtiken und Praktiken (ſ. die obenſtehende Abbildung). Ein großer Teil dieſer Schriften förderte die geiſtige Rückſtändigkeit und den Wunderglauben, und eben dieſer Teil war der eigentlich volkstümliche. Selbſt die Erbauungsbücher, deren Titel ſchon einen niedrigen Geſchmack zeigen, z. B. der beſchloſſene Garten des Roſenkranzes oder die vierundzwanzig goldenen Harfen, und namentlich die Heiligenleben wurden nicht nur aus religiöſem Bedürfnis geleſen, ſondern dienten mit ihrem oft lügenhaften und wunderlichen Inhalt ebenſo der Unterhaltung, wie ſie dem Aberglauben der Zeit Nahrung gaben. „Itzt lachet man ſolcher Lügen", ſagte ſpäter Luther von dem Leben des Chryſoſtomus, „und will es niemand glauben: aber wohl euch, junge Leute, die ihr das Licht habt, — hätte noch vor zwanzig Jahren einer ſollen von dieſer Legenden Chryſoſtomi halten, daß ein einiges Wortſtuck erlogen wäre, er hätte müſſen zu Aſche verbrannt werden."



Titelbild zu „Practica und Prenoſtica, Mentz [Mainz] 1492", gedruckt 1534.

Aber abgeſehen davon, der vorwiegend kirchliche Charakter der neuen Druckliteratur und ihre Bedeutung für die religiöſe Volkserziehung erklären uns die Förderung, die Mönche, Pfarrer und hohe Kirchenfürſten in Deutſchland, aber auch italieniſche Kardinäle und die ganze Reihe der damaligen Päpſte der Druckkunſt angedeihen ließen, erklären ebenſo die zahlreichen Lobſprüche eifriger Geiſtlicher und frommer Gemüter auf die neue Kunſt, z. B. die des Dominikaners Felix Fabri in Ulm, des biſchöflichen Leibarztes Occo (1487). In der Vorrede zu einem Roſtocker Druck des Kirchenſchriftſtellers Lactantius, den jene Brüder vom gemeinſamen Leben 1476 veranſtaltet hatten, heißt es: „Wir, die gemeinſamen Brüder, Prieſter und Kleriker des grünen Gartens in Roſtock zum heiligen Michael, die wir nicht mit dem Worte, ſondern mit der Schrift predigen, haben dieſen vortrefflichen Mann, der bei wenigen nur in Zimmern verborgen lag, durch die Buchdruckerkunſt, die Meiſterin aller Künſte, in die Öffentlichkeit geführt.“ „Unabhängig vom geiſtlichen Stand“, wie Guſtav Freytag meint, hat ſich die neue Erfindung alſo durchaus nicht ausgebildet, ebenſowenig, wie wir ſahen, „in Oppoſition gegen die mönchiſchen Abſchreiber“. Bald allerdings hat die Kirche Gefahr geſpürt und ſie abzulenken geſucht. Schon 1485/86 erließ Bertold von Mainz Zenſuredikte für ſeinen Sprengel, 1486, 1496 kamen ſolche vom Papſt, und 1501 unterwarf Alexander VI. die Druckerzeugniſſe im Kölner, Mainzer, Trierer und Magdeburger Sprengel einer Zenſur durch die Erzbiſchöfe. Der Kampf gegen die reformatoriſchen Ideen hat dann zu weiteren päpſtlichen Zenſuredikten geführt. Im übrigen hatte die Buchdruckerkunſt einen zur ganzen Zeit paſſenden demokratiſchen Charakter. Die allmähliche Verbilligung der Bücher (vgl. S. 174) war das Wichtigſte. Den Gelehrten kam ſie ſehr zugute: jetzt konnte das gelehrte Handwerkszeug leichter erſchwungen werden. Für arme Prediger gab man „Armenbibeln“ heraus. Es konnte aber nun auch jene eigentliche, freilich wenig hochſtehende Volksliteratur billig verkauft werden, ebenſo wie der Bilddruck als Anſchauungsmittel in die Maſſe drang. Eine oft zitierte Äußerung Wimphelings von 1507 zeigt dann den nationalen Stolz auf die neue Kunſt: „Auf keine Erfindung oder Geiſtesfrucht können wir Deutſche ſo ſtolz ſein als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geiſtigen Trägern der Lehren des Chriſtentums, aller göttlichen und irdiſchen Wiſſenſchaft und dadurch zu Wohltätern der ganzen Menſchheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt ſich jetzt in allen Klaſſen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der erſten Begründer und Förderer dieſer Kunſt gedenken!“ Der Erfinder ſelbſt hat nicht mehr geſehen, wie nach italieniſchem Vorbild ſich der Humanismus des Drucks bemächtigte (vgl. S. 190), auch nicht, wie ſeine Kunſt der alle Welt bewegenden Reformation diente, wie die Flugſchriften und „Neuen Zeitungen“ in Maſſe unter das Volk gingen. „Die Buchdrucker“, ſchrieb Hutten, „bekommen zu tun.“ Die neue Kunſt wurde ein Mittel ohnegleichen im Kampf der Geiſter.

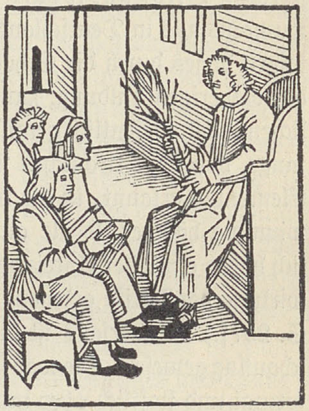
Die Erfindung hat natürlich mehr und mehr auch die damals charakteriſtiſche Verbreitung allgemeiner Bildung in weiten Schichten an ihrem Teile gefördert. Dieſe war überhaupt ſchon weit in die niederen Kreiſe gedrungen. Zwar die behauptete Exiſtenz einer Volksſchule, d. h. einer planmäßig für das niedere Volk berechneten Schule, insbeſondere die Förderung ſolchen Volksunterrichtes von kirchlicher Seite iſt nicht nachgewieſen. Die „deutſchen“ Schulen (vgl. S. 161) ſind faſt durchweg Privatſchulen, ebenſo die Mädchenſchulen der „deutſchen Frauen“. Der alte, in erſter Linie katechetiſche Unterricht in den Pfarrdörfern, den etwa der Küſter oder Glöckner abhielt, kommt als Schulunterricht kaum in Betracht.

Überdies handelt es ſich oft nur um Ausbildung des Singchors. Aber anderſeits zeigt ſich in zahlreichen Äußerungen ein allgemeines Intereſſe an einem frühzeitigen Schulbeſuch, eine Einſicht in den Nutzen der Schulbildung. Und bei der Sorge des Mittelalters für die Armen war ein Schulbeſuch auch ſtrebſamer Unbemittelter ſehr häufig (vgl. S. 166). Jedenfalls ſcheint eine weitergehende niedere Schulbildung der unteren Volkskreiſe, vielleicht ſogar der ländlichen Bevölkerung vorhanden geweſen zu ſein als ſogar im 17. Jahrhundert. Es erhellt das z. B. auch aus der Wirkung der kleinen Agitationsſchriften Luthers, die ein Leſenkönnen weiter Kreiſe vorausſetzt, überhaupt aus der gar nicht geringen Lektüre des Volkes. Der Leſeeifer des Volkes wird gegen Ende des 15. Jahrhunderts wiederholt hervorgehoben. In einer Äußerung Johann Buſchs, daß in den Niederlanden hoch und niedrig, Männer und Frauen deutſche Bücher leſen, wird ausdrücklich auch das „gemeine Volk“ genannt. „Alles Volk“, heißt es in dem 1498 erſchienenen „Seelenführer“, „wil in yetziger Zeit leſen und ſchriben, und es iſt lobelich und geraten, wan es gute Bucher ſint, aber nit lobelich, wan es ſint böſe, dy dich anreitzen zur Wolluſtigkeit und Unzucht. So ſint viele Maerebucher, dy ſolt du nit leſen.“ Aus dieſer Äußerung geht hervor, daß allerdings die Lektüre nach dem derben Geſchmack der Zeit war. Den kirchlichen Leuten erſchien anderſeits, wie man ſieht, ſchon die damals äußerſt beliebte Lektüre der Volksbücher tadelnswert. Das beſtätigt auch der „Seelentroſt“, ſeinerſeits ein vielgeleſenes religiöſes Volksbuch (1474): „Vyl Lude ſint, die leſen werltliche [weltliche] Bücher.... Etliche Lude leſent Bücher von Triſtant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde dienten und nit Got.“ Neben den Volksbüchern und der derbkomiſchen Schwankliteratur bildeten die Erbauungsſchriften und jene wunderſamen Legenden (vgl. S. 174) allerdings ebenfalls einen erheblichen Teil der Lektüre. Bei begüterten Leuten kann der größere Bücherbeſitz wie ſchon früher der Handſchriftenbeſitz (vgl. S. 172) die ſteigende Bildung beweiſen. Die Nachläſſe von Bürgern zeigen oft deutſche wie lateiniſche Bücher; bei den Frauen finden ſich neben Erbauungsbüchern vorzugsweiſe auch jene Volksbücher. Natürlich waren aber dieſe Verhältniſſe in den einzelnen Orten verſchieden, und der Bücherbeſitz einer Frankfurter oder Nürnberger Patrizierfamilie wird nicht überall anzutreffen geweſen ſein. Daß Bücherbeſitz aber ſchon Mode war, zeigt die beſonders lebhafte Verſpottung der Büchernarren bei Sebaſtian Brant. Nicht nur Gelehrte, ſchon die überhaupt akademiſch Gebildeten hatten oft umfangreichere Sammlungen; ſo hinterließ 1495 der Ratsherr Gerwin von Hameln der Andreaskirche in Braunſchweig 336 Bücher. Das Bildungsbedürfnis des Adels war (vgl. S. 163) im ganzen recht gering: aber auch in dieſen Kreiſen wuchs der Bücherbeſitz, der dann allerdings weſentlich aus Unterhaltungslektüre beſtand. Püterich von Reichertshauſen beſaß 164 Bände deutſcher Dichtungen.

In vornehmen Kreiſen trat im übrigen das alte Bildungsübergewicht der Frauen ſchon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder beſonders hervor. Der deutſchen Literatur ſind manche Fürſtinnen dieſer Zeit huldvolle Gönnerinnen geweſen, wie „die Liebhaberin der Künſte“, Pfalzgräfin Mechthild, die Freundin jenes Püterich und des Dichters Hermann von Sachſenheim, wie Margarete von Savoyen und Eliſabeth von Württemberg, die alle von Niklas von Wyle (vgl. S. 186) gerühmt werden. Fremde, nach Deutſchland verheiratete Fürſtentöchter gingen mit ſolchen Intereſſen voran, ja einzelne waren ſelbſt literariſch tätig, wie Eleonor von Öſterreich, des Schottenkönigs Tochter, und Eliſabeth von Naſſau, Tochter des Grafen von Vaudemont (Widmont), die beide franzöſiſche Romane, jene „Pontus und

Sidonia", dieſe „Loher und Maller" und „Hug Schapler", ins Deutſche überſetzten. Auch die Frauen des Adels müſſen damals zum Teil noch die Traditionen früherer Jahrhunderte bewahrt haben. Albrecht von Eyb gedenkt z. B. in der Vorrede zu ſeiner „Margarita poetica" dankbar des mütterlichen Unterrichts. Margarete von Staffel im Rheingau ſoll ähnlich wie einſt Hedwig von Schwaben mit ihrem Hauskaplan römiſche Autoren geleſen und lateiniſche Gedichte gemacht haben. Unter den Patriziertöchtern ferner gab es — von den gelehrten Frauen der Humaniſtenkreiſe, wie den Schweſtern Pirckheimers, ganz abgeſehen — manche, die Lateiniſch ſprechen und ſchreiben konnten, ſo Katharina von Oſtheim in Frankfurt am Main, die die Limburger Chronik auszog und fortſetzte.

Allmählich iſt ſo ein Aufſchwung des geſamten Geiſteslebens doch unverkennbar, wenn auch durchaus die mittelalterliche Atmoſphäre in dem ganzen Bildungsweſen ſich erhielt. Von den Univerſitäten ſprachen wir ſchon (S. 167). Auch in den Schulen blieb es, trotz gelegentlicher Reformverſuche, wie 1485 in Nürnberg, bei der mittelalterlichen Weiſe, dem Auswendiglernen von Gebeten und Pſalmen, der Wichtigkeit des Geſangsunterrichts für den Chordienſt, dem Einpauken des Donatus, der Herrſchaft der enzyklopädiſchen mittelalterlichen Schulſchriften, des „Doktrinale" des Alexander, der „Diſtichen" des Cato, dem ſcholaſtiſchen Vorſtudium der Logik. Dazu kamen die alten Mängel, das Diktieren und Vorſchreiben mangels ausreichender Schulbücher, das gemeinſchaftliche Unterrichten verſchiedener Abteilungen in demſelben Raume, vor allem aber die überſtrenge Schulzucht (ſ. die nebenſtehende Abbildung), die unglaubliche Härte der Schulſtrafen; allerdings wurde jetzt vielfach größere Milde gefordert. Noch Luther hat über ſeine Schulzeit bitter geklagt, „da wir immer gemartert ſind über den Kaſualibus und Temporalibus, da wir nichts denn eitel nichts gelernt haben durch ſo viel Stäupen, Zittern, Angſt und Jammern". Wie entſetzlich ſchildert Johannes Butzbach aus Miltenberg ſeine Züchtigung durch den Lokaten, den Unterlehrer. Sein Jammergeſchrei mußten die Mitſchüler durch Singen übertönen. Freilich wurde der Lehrer davongejagt. Das Gegenbild war dann häufig eine wüſte Ungebundenheit und gewalttätige Aufſäſſigkeit der Schüler, entſprechend dem Auftreten der Studenten. Mancher Drohbrief eines Raubgeſellen iſt von einem Schüler angefertigt worden.



Lehrer und Schüler. Aus „Der beſchloſſen gart des Roſenkrantz Marie", Nürnberg 1505.

Eine unabhängige weltliche Bildung war auch jetzt nicht erreicht, aber breite Laienſchichten hatten an der kirchlich ſanktionierten Bildung Anteil bekommen. Das höhere innere Leben, ſoweit es ſich bei dem materiellen Zeitgeiſt erhielt, war durchaus religiös (vgl. S. 210f.). Die damals noch am kräftigſten blühende Gattung der niedergehenden Poeſie, die Lehrdichtung, vertrat religiös-ſittliche Ziele. Die ſtark wachſende Herſtellung von Handſchriften betraf (vgl. S. 169) am meiſten die geiſtliche Literatur, dem allgemeinen Bedürfnis entgegenkommend. Im Grunde wurde auch der Lehrer nur als Gehilfe des Geiſtlichen angeſehen, wie es der „Seelenführer" ausſpricht: „Die Schulmeiſter ſullent die Kinder mit underweyſen in der chriſtenlichen Lere und den Gebotten Gottes und der Kirche. Sie ſullent all das tun, was die Vätter der Lere nicht all tun kunnen in der Predigt und ſunſtigen geyſtlichen Underweiſungen und denen helffen." Natürlich war auch, wie noch lange, die häusliche Erziehung theoretiſch durchaus von kirchlichem Geiſte getragen.

Gewiß blühte eine weltliche Kultur auf altheimiſcher Grundlage und äußerſt grober Natur, wie wir geſehen haben. Sie bedurfte eines höheren weltlichen Richtzieles. Man gab ſich der Weltfreude hin, gewiſſermaßen mit einem Seitenblick auf die Kirche, bald auf gutem Fuße mit ihr, ihre Feſte feiernd, bald voll Spott darüber, daß auch ſie verweltlichte, bald voll Angſt, daß ſie die Sünden rächen werde, immer aber in dem Bewußtſein, daß ſie die höchſte Macht darſtelle. Es kam darauf an, unabhängig von ihr ein autonomes, die Weltlichkeit leitendes und beſtimmendes Ideal zu ſetzen, nicht nur die materielle, ſondern auch alle höhere Kultur zu ſäkulariſieren. Dieſe Wendung ſchien mit der Übernahme des humaniſtiſchen Bildungsideals aus Italien zu kommen. Zunächſt bedeutete die Rezeption des Humanismus in Deutſchland eine Oppoſition gegen das mittelalterliche Bildungsideal, inſofern dieſes durch die Scholaſtik repräſentiert wurde. Es wurde die religiöſe Einſeitigkeit der bisherigen Bildung, zum großen Teil unter Mitwirkung von hohen und höchſten Geiſtlichen ſelbſt, weſentlich gemildert; die Kultur des klaſſiſchen Altertums trat in größerem Umfange, von ihrer kirchlichen Dienſtbarkeit befreit und zum Teil in ihren antimittelalterlichen Elementen erkannt, in die höhere Bildung ein. Die bewußte Schätzung der Welt, die Gewinnung höherer Ideale auch außerhalb der Kirche (vgl. S. 195) iſt das Weſentliche. An ſich hat ja ein leiſer Anreiz zur Säkulariſation des höheren Geiſteslebens immer in der Nachwirkung der Antike gelegen, daher auch die Nervoſität der Kirche ihr gegenüber (vgl. Bd. I, S. 257f.). Anderſeits iſt die Antike die Grundlage der mittelalterlichen Bildung und Anſchauung geweſen. Sie war für das Mittelalter von ebenſo bindender Autorität wie die Kirche, formal und ſtofflich aber immer im Dienſt der Kirche. Vergil und Cicero galten ebenſoviel wie die kirchlichen Autoren, und Ariſtoteles genoß ſpäter unbegrenzte Autorität (vgl. Bd. I, S. 243, 257, 358), aber die Schätzung der Antike blieb immer eine äußerliche. Nur allmählich vollzog ſich jetzt eine Umwandlung unter ſtärkerer Betonung ſchon vorhandener Faktoren und anfangs keineswegs ſchroffer Hervorkehrung neuer. Die Annahme des neuen Bildungsideals in Deutſchland war überdies nicht das Reſultat eigener Entwickelung, ſondern die weſentlich abgeſchwächte Folge der großen Bewegung der italieniſchen Renaiſſance. Dort, in Italien, wurde in der Tat der moderne Geiſt geboren. Und neben der geiſtigen Blüte erwuchs eine außerordentlich hohe äſthetiſche, es bildete ſich gleichzeitig ein neues geſellſchaftliches Leben. Es war auch nicht nur eine Wiederbelebung des klaſſiſchen Altertums, wenngleich die Antike, die in Italien ja immer lebendiger nachgewirkt hatte als anderswo (vgl. S. 182), das allſeitig menſchliche Streben des Renaiſſancemenſchen, das Herauswachſen der Perſönlichkeit, die Schätzung und das Studium der Natur mächtig förderte. Die Renaiſſance war nicht zuletzt eine eminente Kulturleiſtung des italieniſchen Volkes, das ſpäter, nach derſelben, außerordentlich ſank. Chriſtentum und mittelalterliches Volkstum hatten an dieſer edelſten Frucht des Mittelalters weſentlichen Anteil. Die Antike aber war das belebende Element: ihr eigentlicher Geiſt vor allem wurde lebendig erfaßt und geſchätzt. Über die formale Seite kam man nun weit hinaus, ebenſo wie über die bloße gelehrte Liebhaberei, die ſich wohl auch im Mittelalter findet. Schließlich hat die Antike das Geiſtesleben Italiens völlig beherrſcht, zum Teil ganz einſeitig. Man verſuchte eine wirkliche Erneuerung heidniſch-antiken Lebens, natürlich nicht ohne künſtliche Ausſtaffierung mit Äußerlichkeiten.

Der Deutſche lernte dieſe Bewegung erſt näher kennen, als die Antike ihr äußerlich allein maßgebendes Prinzip geworden war, als überdies nicht mehr nur die Römer, gewiſſermaßen als Ahnen der ſich ihnen ähnlich fühlenden Italiener, bewundert wurden, als man vielmehr auch die griechiſche Literatur eifrig in ſich aufzunehmen ſuchte. Von vornherein war dem deutſchen Humanismus ein weſentlich gelehrter Charakter aufgeprägt. Der deutſche Humanismus brachte eine Vermehrung des Wiſſens und vor allem eine Neukultur des lateiniſchen Stils nach italieniſchem, ſchließlich rein auf das Äußerliche gehendem Muſter. Aber damit iſt ſeine Bedeutung nicht erſchöpft: er hat ſtofflich auf Kunſt und Literatur gewirkt, die allgemeine Bildung mächtig erweitert; er hat den geſchichtlichen Sinn belebt ſowohl durch Erweiterung des geſchichtlichen Horizonts wie durch die Erfaſſung hiſtoriſcher Maßſtäbe, auch aus der Vergangenheit ein höheres Nationalbewußtſein (vgl. S. 192) gewonnen ſowie eine kulturgeſchichtliche Betrachtungsweiſe begründet; er hat auch bei einzelnen Geiſtern eine innere Umwandlung hervorgerufen; er hat vor allem in den beſten Köpfen einen neuen Geiſt der Kritik geweckt und gegenüber den innerlichen, myſtiſch-phantaſtiſchen Elementen des deutſchen Weſens eine Ära der Verſtandeskultur wenigſtens eingeleitet und die bereits von den verhaßten Scholaſtikern geübte formale Verſtandespflege auf das wirkliche Leben und die Weltbetrachtung, auf die ſittlichen und religiöſen Probleme gelenkt. Hier liegen die eigentlich modernen Keime auch beim deutſchen Humanismus, wie ſie in den rationaliſtiſchen Elementen der Renaiſſancekultur überhaupt liegen (vgl. S. 193). Lag den deutſchen Humaniſten im übrigen der künſtleriſche Grundzug der italieniſchen Renaiſſance wenig (vgl. S. 221), ſo haben ſie das ſittliche Moment weit ſtärker betont. Eine radikale Richtung hat freilich die verwandten Geiſter in Italien auch in der ſittlichen Skrupelloſigkeit nachgeahmt und eine Epiſode des Sturmes und Dranges hervorgerufen. Nach einer nicht lange währenden innigen Verbindung des italieniſchen und des deutſchen Humanismus ging der letztere auch bald ſeine eigenen Wege. Schon Hutten machte aus ſeiner Antipathie gegen die Italiener kein Hehl (vgl. auch S. 192). Im übrigen ſuchte der Deutſche wie ſpäter bei Übernahme der franzöſiſchen geſellſchaftlichen Kultur, ſich ſeiner von den bewunderten Vorbildern immer beſpöttelten „Barbarei“ ſchämend, nur allzuoft das Weſen der Sache in Äußerlichkeiten. Das Ganze blieb zunächſt überhaupt weſentlich auf die gelehrten Kreiſe beſchränkt und rief vor allem eine Kriſis des deutſchen Schul- und Univerſitätsweſens hervor. Hier ſetzte die Oppoſition der deutſchen Humaniſten ein. Man wandte ſich gegen den ganzen bisherigen Wiſſenſchaftsbetrieb, gegen die ſcholaſtiſche Theologie und Philoſophie mit ihrem Disputationskram und dem ariſtoteliſchen Heiligenſchein, aber auch gegen die ältere Jurisprudenz: ihnen ward die neue literariſche (vgl. S. 191) und weſentlich formale Bildung gegenübergeſetzt.

Aber trotz des Unterſchiedes zwiſchen italieniſcher Renaiſſance und deutſchem Humanismus — abhängig von Italien blieb der letztere durchaus. Er war, wie geſagt, ein Produkt des gewaltigen italieniſchen Kultureinfluſſes auf Deutſchland: wie dieſer zuſtande kam, iſt noch auseinanderzuſetzen. Auf Deutſchland wirkte Italien ſchon durch die Römerzüge, namentlich der Staufer, die doch nicht nur Beute, ſondern auch wirtſchaftliche und geiſtige Anregungen nach der Heimat brachten. Anfangs ſehen wir nur äußere Einflüſſe. Worte wie Stiefel (eine zunächſt von Geiſtlichen, dann von Vornehmen, endlich allgemein gebrauchte, hochreichende, ſchützende Fußbekleidung), Panzer, Scharmützel ſind früh entlehnt. Eben die Römerzüge hatten die Fahrten nach Italien für die deutſchen Ritter zu einem herkömmlichen

Brauch gemacht, und die Folge war, daß auch zu anderen Zeiten kriegs- und abenteuerluſtige Deutſche nach Italien fuhren, um Kriegsdienſte zu tun. Wie einſt die Germanen den Römern in Maſſe als Söldner dienten, ſo findet ſich auch noch im ſpäteren Mittelalter der Zug der deutſchen Krieger nach dem Süden. Die Kriegs- und Wanderluſt trieb freilich überhaupt die Deutſchen in weite Fernen, wobei die Internationalität der mittelalterlichen Welt indes immer zu berückſichtigen iſt. Man findet deutſche Ritter in Nord- wie in Weſteuropa wie im Orient. Italien bildet aber den Hauptanziehungspunkt, vor allem im 14. Jahrhundert. Bei den Kämpfen der Gibellinen und Welfen, bei den ſtändigen Kriegen ehrgeiziger italieniſcher Fürſten und emporſtrebender italieniſcher Städte iſt der deutſche Rittersmann auf allen Seiten zu finden, übrigens auch der franzöſiſche und ſpäter der engliſche Söldner. Der Verbreitung dieſes deutſchen ritterlichen Elements in Italien iſt K. H. Schäfer für das 14. Jahrhundert nachgegangen. Wie den Herren und Städten, dienten deutſche Reiter vor allem auch dem Papſt. In ſeinem Dienſte kann man für den Hauptteil des Jahrhunderts über 700 deutſche Reiterführer mit über 10000 Reitern nachweiſen, im Jahre 1350 nur in der Romagna 3000 deutſche Reiter, im Jahre 1356 in der Mark Ancona etwa 2000 unter Kardinal Albornoz, außerordentliche Zahlen nach den militäriſchen Verhältniſſen jener Zeit. Mancher Ritter ſtand in dauerndem Dienſt von Fürſten oder Städten. Übrigens hatte auch der Deutſche Ritterorden zahlreiche Ordenshäuſer in Italien. Mit italieniſchem Weſen und italieniſcher Sprache wurde ſo mancher Ritter und Edelknecht mehr oder weniger vertraut. Für die große Maſſe iſt ſodann der Pilgerverkehr von Wichtigkeit. Freilich konnten deſſen Wirkungen meiſt nur vorübergehend ſein. Seit langem waren neben den Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande, die anfangs ja vorzugsweiſe ohnehin über Italien gingen, diejenigen nach Rom überaus häufig; im 15. Jahrhundert wurden ſie am häufigſten. Das Grab des Petrus erſetzte für viele Deutſche, überhaupt für Weſteuropäer, das Heilige Grab des Herrn. Für die Pilger gab es in Rom wie an anderen Orten Italiens Hoſpize, für die die Kirche ja immer geſorgt hat.

Weiter wirkte dann Italien immer ſtärker durch den Handel. Schon ſeit längerer Zeit war die Verbindung der deutſchen Städte mit den italieniſchen (vgl. S. 66) eine rege. Von der am Orienthandel (vgl. Bd. I, S. 297) erwachſenen Handelsmacht Italiens zogen vor allem die ſüddeutſchen Kaufleute Gewinn: bald ſetzten ſie ſich in Italien ſelbſt feſt, insbeſondere in Venedig, der wichtigſten Stadt für den Levantehandel, den ſie freilich auch ganz monopoliſiert hatte. Sie ſchloß einerſeits die Orientalen vom Lande aus, ließ anderſeits, wie die Nürnberger klagten, „keinen deutſchen Kaufmann irgendwelche Kaufmannſchaft von dort führen über Meer oder zu ſich heran, er muß ſie einem Bürger von Venedig zu verkaufen geben, und wenn er dabei verderben müßte“. Ebenſo durfte, ganz analog den Bräuchen und Rechten der deutſchen Städte, der Fremde nur von dem Venezianer kaufen. Eben in jenem „Fondaco“ (vgl. Bd. I, S. 287) war dieſer deutſch-venezianiſche Handel konzentriert und kontrolliert. Der Fondaco gehörte der Stadt, nicht den Deutſchen. Anderſeits handelten die Venezianer dafür nicht in Deutſchland ſelbſt. Aber auch auf die Norddeutſchen wirkte Venedig. Hanſiſche Kaufleute haben ſchon gegen 1400 direkte Verbindungen dorthin gehabt, und im 15. Jahrhundert, wo die in Venedig gleichzeitig anweſenden, im „Fondaco“ beherbergten und kontrollierten deutſchen Kaufleute oft 100 zählten, waren darunter ſolche aus Köln und Lübeck ſo gut wie aus Nürnberg, Regensburg und Augsburg. Wie Venedig ſtand auch Genua, ſeine im Kampf unterlegene Konkurrenzſtadt im Levantehandel, früh mit deutſchen Städten, insbeſondere des Südweſtens, im Verkehr. Es gab den Deutſchen eben den erſehnten Mittelmeerhafen, durch den ſie trotz Venedig auch in die Adria und weiter gelangten; er diente freilich mehr dem Durchgangshandel der Ravensburger, ſpäter der Augsburger und Nürnberger nach Spanien, nach Barcelona und Valencia. Im 15. Jahrhundert erſtreckte ſich der direkte Verkehr zwiſchen Deutſchland und Italien über immer mehr Städte: in Como, das ſich als nächſter italieniſcher Handelsplatz darbot, ſaßen nicht nur deutſche Kaufleute, ſondern auch gewerbliche Unternehmer; das ohnehin von Deutſchen aller Berufe immer ſtärker bevölkerte Mailand war dann das eigentliche Ausfallstor der deutſchen Kaufleute; weitere Handelsplätze waren Piſa, Lucca uſw. Gleichzeitig wuchs der Umfang des Handels ungeheuer. Die Zolleinnahme Venedigs aus nach Deutſchland gehenden Waren, Spezereien, venezianiſchen Seiden, Goldſtoffen und Glaswaren, dazu den durch Italien vermittelten Erzeugniſſen des Orients, wurde 1484 auf 20000 Dukaten jährlich veranſchlagt, der jährliche deutſche Warenumſatz um 1450 von dem Venezianer Moroſini auf eine Million Dukaten geſchätzt. Sind die ſüddeutſchen Kaufleute, wie einmal die venezianiſche Regierung von den Nürnbergern ſagte, dadurch „von nichts (!) zu den größten Reichtümern“ gelangt, ſo wirkte zugleich die Berührung mit einer überlegenen Kultur. Der deutſche Kaufmann wurde zunächſt als ſolcher Schüler des italieniſchen, der ſeinerſeits vom Orient gelernt hatte. Früh erhielten in Venedig junge deutſche Kaufleute ihre Ausbildung. Die Technik des Handels iſt mit italieniſchen Elementen durchſetzt; von Italien ſtammt die Buchhaltung, ſtammen zahlreiche Einzelheiten und Fachausdrücke. Das Geldgeſchäft, das Bankweſen war ſchon früher durch die nach Deutſchland gekommenen „Lombarden“ italieniſch beeinflußt.

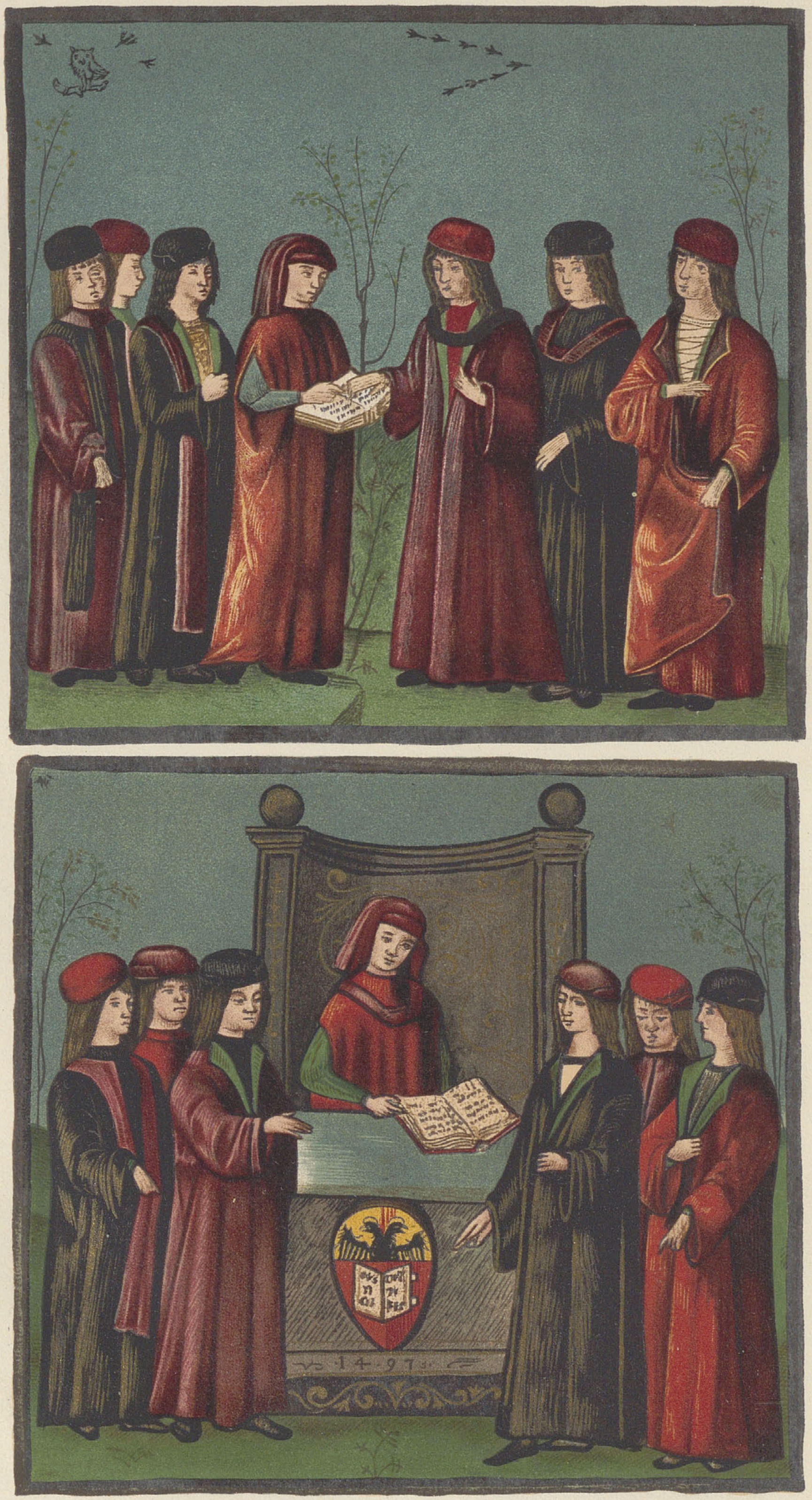
Auch Handwerker ſind zahlreich, aus Wanderluſt oder infolge der Zunftkämpfe, namentlich ſeit Ende des 14. Jahrhunderts nach Italien gekommen, wie ſie ſich auch nach Norden (vgl. S. 56) und ſonſt ausbreiteten, beſonders Bäcker (Rom, Venedig), Schuhmacher, Steinmetzen und Weber (Florenz). Sie taten ſich auch in Brüderſchaften zuſammen; man findet ſolche in vielen Städten Italiens. Die Menge der in Italien weilenden Deutſchen — von den Studenten wird noch die Rede ſein — macht es erklärlich, daß es dort viele deutſche Kirchen und Kapellen und deutſche Prieſter gab.

Zu dieſen Verkehrsbeziehungen treten nun aber noch andere, die die Einführung des humaniſtiſchen Bildungsideals in Deutſchland im beſonderen förderten. Italien erlangte auch eine geiſtige Herrſchaft über Deutſchland, wie es überhaupt etwa ſeit 1450 das mächtige Übergewicht Frankreichs im geiſtigen Leben Europas ablöſte. Bis dahin waren auch in Deutſchland die franzöſiſchen Einflüſſe (vgl. Bd. I, S. 312ff. und 354f.) noch mächtig genug: aus Frankreich kamen z. B. abermals Ritterromane, nun in Proſa, wie der „Hug Schapler“, die „Meluſine“, „Pontus und Sidonia“ (vgl. S. 176f.), „Florimund und Flordamour“ uſw. Und auch für die erſten humaniſtiſchen Beſtrebungen Deutſchlands war die franzöſiſche Geiſteskultur doch beinahe ebenſo beſtimmend wie die italieniſche. So weit wie eine Reihe franzöſiſcher Schriftſteller, die Frankreich als das Urſprungsland der Renaiſſance anſehen, darf man freilich nicht gehen. Burdach hat aber nachzuweiſen geſucht, daß Frankreich ſchon vor der Propaganda Petrarcas eine Art Humanismus gepflegt hat, daß ferner im Zeitalter der avignoniſchen Päpſte Südfrankreich und Italien ein geiſtiges Band zuſammenhielt unter ausgeſprochenem franzöſiſchen Übergewicht, daß ſich in Avignon eine Kultur mit eigenartiger „Miſchung mittelalterlicher und die Renaiſſance ankündigender

Elemente“ entwickelte, wie auch Petrarca ſeinen Aufenthalt zwiſchen Avignon und Italien teilte und Paris für ſeine Ausbildung wichtig war, daß ſich aber vor allem in Boccaccio franzöſiſche und italieniſche Kultur gewiſſermaßen vermählten.

Mehr franzöſiſch als italieniſch war auch noch der deutſche Mann beeinflußt, der ſich zuerſt der humaniſtiſchen Strömung gegenüber empfänglich zeigte, obgleich die Bezeichnung „Vater des deutſchen Humanismus“ viel zu weit geht, Karl IV. Er iſt kein Renaiſſancemenſch. Vielmehr war es gerade die Scholaſtik, die man freilich in ihrer oben (Bd. I, S. 357, 360) dargelegten hohen Bedeutung für die geiſtige Kultur würdigen muß, der Karl begeiſtert anhing. In Paris von ihren Einflüſſen erfüllt, öffnete er ihnen ſein böhmiſches Land und bahnte damit gerade einen Aufſchwung und Wandel des Geiſteslebens in Deutſchland an. Die von ihm (vgl. S. 167) gegründete Univerſität Prag ſollte eben eine Pflegeſtätte der Pariſer Scholaſtik ſein. So iſt es denn vielmehr, wie es ſcheint, die Reichskanzlei, in der ſich gewiſſe Renaiſſanceeinflüſſe äußerten. Überhaupt ſcheint Böhmen von den damaligen wichtigen Strömungen im europäiſchen Geiſtesleben beſonders ſtark berührt worden zu ſein, wie übrigens auch von den künſtleriſchen. Karls IV. Schloß Karlſtein zeigt das Zuſammenwirken eines franzöſiſchen Baumeiſters und eines italieniſchen Malers, ſeine Ausſtattung ſtofflich aber auch humaniſtiſche Anregungen. Für das ſtarke geiſtige Leben zeugen die zahlreich nach Böhmen gekommenen Handſchriften. Die wichtigſte Perſönlichkeit in der Reichskanzlei aber, von der auch jene Strömungen gefördert zu ſein ſcheinen, war der Kanzler Johann von Neumarkt, für die Briefe Rienzos ſchwärmend, wie der Kaiſer mit Petrarca perſönlich bekannt und ihn bewundernd, durch einen Aufenthalt in Italien angeregt und für deſſen landſchaftliche Reize ſchon empfänglich, aber weit mehr als der Herrſcher wirklich humaniſtiſch intereſſiert (über ſeine Briefe vgl. S. 184f.) und freier gerichtet. Mit der Scholaſtik hat auch er freilich nicht gebrochen. Anderſeits darf — das ſei wiederholt betont — die Beſchäftigung mit der Antike überhaupt nicht als etwas Neues angeſehen werden. Erwägt man insbeſondere für Italien den Zuſammenhang mit der Sprache der Römer, ferner die andauernde Pflege des römiſchen Rechtes, ſo kann von einer Wiederentdeckung gar nicht die Rede ſein. Das Neue war vielmehr ein aus jener höheren kulturellen Entwickelung Italiens (vgl. S. 178) hervorgehender Kultus der Antike, eine geiſtige Annäherung an ſie über das ſtoffliche und rein formale Studium hinaus, eine Anregung der Phantaſie, des Schönheitsſinnes und des geiſtigen Blickes aus dem vorher kalten Material. In dieſer Beziehung iſt Italien dann über das ſchon beginnende philologiſche Studium der Alten in Frankreich hinausgewachſen: das neue Evangelium von der Höhe der antiken Kultur zu künden, wurde eine italieniſche Miſſion. Nicht Deutſchland allein, auch die ſonſtigen Länder, die die mittelalterliche Welt ausmachten, wurden von der überlegenen Kultur Italiens erobert. „Wir haben Rom verloren“, rief Laurentius Valla aus, „aber kraft der glänzenden Herrſchaft der lateiniſchen Sprache regieren wir über einen großen Teil des Erdkreiſes: unſer iſt Italien, unſer iſt Spanien, Deutſchland, Pannonien, Dalmatien, Illyricum und viele andere Länder.“

Es ſteckt in dieſer Weltherrſchaft des Humanismus viel von der alten Internationalität des Mittelalters. Derart ſind denn auch die weiteren Wege, auf denen dieſe italieniſche Strömung nach Deutſchland gelangte. Einmal iſt da der Aufenthalt hervorragender italieniſcher Humaniſten, wie eines Poggio und namentlich eines Äneas Silvius, in Deutſchland von Wichtigkeit. Insbeſondere haben die großen Reformkonzile zu



Aufnahme eines Novizen an der Universität Bologna (1497).

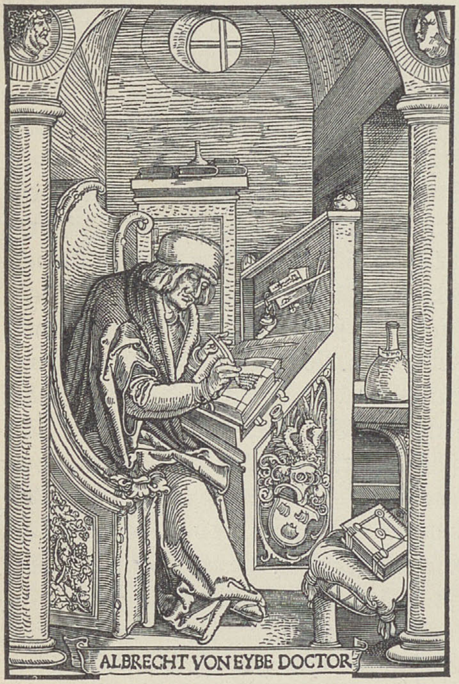
Nach Ernst Friedländer und Carl Malagola, „Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis“ (Berlin 1887).

Konſtanz und Baſel eine unmittelbare Einwirkung der italieniſchen Kultur durch anweſende Träger derſelben herbeigeführt. Eine Figur wie Poggio, der von Konſtanz aus die Handſchriftenſammlungen der Klöſter nach alten Klaſſikern durchſtöberte, mußte auf die deutſchen Prälaten ähnlich wirken wie die franzöſiſchen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge auf die deutſchen. Auf dem Konzil zu Baſel dürfte auch Nikolaus von Cues, der immerhin (vgl. S. 185) als Vorläufer des Humaniſmus gelten kann, für ſolche Beſtrebungen gerade durch ſeinen Verkehr mit den Italienern, insbeſondere mit Äneas Silvius, ſtärker intereſſiert worden ſein. Dieſer letztere gilt überhaupt als Verbreiter des Humaniſmus in Deutſchland. Er hat als Sekretär der kaiſerlichen Kanzlei von 1443—55 namentlich auf Kollegen von der Kanzlei, dann auch brieflich auf viele gute Köpfe, z. B. auf Niklas von Wyle (vgl. unten und S. 185), in humaniſtiſchem Sinne gewirkt. Um die ſcholaſtiſche Wiener Univerſität kümmerte er ſich nicht.

Weiter kommt dann vor allem der Beſuch der italieniſchen Univerſitäten ſeitens deutſcher Jünglinge in Betracht. Für deren Zweck, die Erlangung juriſtiſcher Bildung, hatte ja Italien ſchon zur Zeit, als Frankreich geiſtig überall den Vorrang behauptete, ſeine Rolle geſpielt. Bologna war (neben dem franzöſiſchen Orleans, vgl. Bd. I, S. 355) von jeher ein Anziehungspunkt für deutſche Rechtshörer geweſen: als „Mutter und Herrin des Studiums und Fundament der Wiſſenſchaft ſelbſt" wurde ſeine hohe Schule auch von anderen Univerſitäten anerkannt. Schon im 12. Jahrhundert kamen die Jünglinge, die „Studien halber" umherreiſten, häufig dorthin, und ſicher darunter auch Deutſche. Um 1206 hat dort Johann Zemecke (Johannes Teutonicus) die Rechtskenntnis erworben, die er als Gloſſator des „Decretum Gratiani" zeigte. Bolognas Einfluß auf die Deutſchen wächſt ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts in der Zeit der Gloſſatoren und Poſtgloſſatoren. Von 1289—99 haben dort 533, von 1300—1349: 1259, von 1350—99: 415 Deutſche ſtudiert. Bologna wurde darauf von dem aufblühenden Padua etwas in den Schatten geſtellt und hob ſich erſt wieder im 16. Jahrhundert. Charakteriſtiſch iſt aber, daß ſowohl in Padua wie in Bologna die deutſche Nation als die vornehmſte galt, Privilegien und hohes Anſehen genoß (ſ. die beigeheftete farbige Tafel „Aufnahme eines Novizen an der Univerſität Bologna"). Jedenfalls gab es im 15. Jahrhundert nicht viel geiſtig hervorragende Juriſten oder überhaupt Gelehrte, die nicht in Italien, in Bologna, aber namentlich jetzt in Padua, weiter in Pavia, Siena uſw., ſtudiert hätten. Im Laufe der Zeit hatten die italieniſchen Univerſitäten trotz des Widerſtandes der Juriſten mehr und mehr humaniſtiſchen Charakter gewonnen. Während die humaniſtiſchen freien Literaten in Mittel- und Süditalien die erſte Rolle ſpielten, trat an den oberitalieniſchen Univerſitäten gerade der akademiſche Humaniſt hervor. Und eben dieſe Univerſitäten waren die von Deutſchen bevorzugten. Gleichwohl iſt den deutſchen Hörern anfangs der neue Kultus der Antike, verbunden mit der Pflege reinen Lateins, wenig zum Bewußtſein gekommen, aber ſchon gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts werden die jungen Juriſten nicht ſelten geweſen ſein, die aus Italien, von ihren Lehrern oder anderen Italienern beeinflußt, Begeiſterung für das klaſſiſche Altertum heimbrachten und hier weiter verbreiteten.

So hat auch derjenige Mann, den man als den erſten deutſchen Humaniſten bezeichnen kann, in Italien ſein geiſtiges Rüſtzeug geholt, Albrecht von Eyb (ſ. die Abbildung S. 184). Er hat in Pavia, Bologna und Padua ſtudiert und in Pavia den Doktorhut erworben. Der perſönlichen Einwirkung italieniſcher Humaniſten anderſeits verdankte Niklas von Wyle, den andere wieder den erſten deutſchen Humaniſten genannt haben, ſeine Richtung: er war in der Kanzlei jenes Äneas Silvius, hat übrigens vielleicht ebenfalls in Pavia ſtudiert. In

Italien, in Padua, hat ferner der Wyle beeinfluſſende Gregor Heimburg, ebenfalls Juriſt, auch er von ſeinem ſpäteren Feinde Äneas Silvius anfangs angeregt und gelobt, ſeine Vorliebe für die klaſſiſchen Studien gewonnen. Ein voller Vertreter des Humanismus war er keineswegs: er hat ſich über den Radikalismus, die Äußerlichkeiten und die Liederlichkeit humaniſtiſcher Wortführer ſcharf geäußert und ſah die klaſſiſchen Studien nur als willkommene Stütze der Jurisprudenz an. Er hat auch für das verachtete Deutſch etwas übriggehabt und war überhaupt ein Patriot. In Italien gebildet war auch der humaniſtiſch intereſſierte Felix Hemmerlin von Zürich, der auf ſeinen Doktor (freilich des kanoniſchen Rechtes) von Bologna ſehr ſtolz war, ein antikurialer Eiferer, aber ebenfalls noch kein Humaniſt, nicht einmal in ſeinem Latein. Bei Eyb wie bei Wyle iſt noch ein Moment charakteriſtiſch: beide waren Juriſten, wie ja auch Heimburg, beide Leute der Kanzlei, Vertreter der (S. 170) erwähnten maßgebenden Schicht der Gebildeten, jener „politiſcher Agent", Rat des Albrecht Achilles, dieſer lange Stadtſchreiber in Eßlingen, vorher ſchon Ratsſchreiber in Nürnberg. Es kann nicht ſcharf genug hervorgehoben werden, daß die Übernahme des römiſchen Rechtes die klaſſiſchen Studien gefördert hat. Bezeichnend iſt z. B. die klaſſiſche Bildung eines älteren Vetters Albrecht von Eybs, der auch gelegentlich ſein Lehrer geweſen war, des Juriſten und Domherrn Johannes von Eyb, der natürlich gleichfalls in Italien ſtudiert hatte. Der in Italien ſeit Petrarca herrſchende Gegenſatz der Juriſten zu den Humaniſten — bezeichnende verächtliche Äußerungen nicht nur italieniſcher, ſondern auch franzöſiſcher und deutſcher Humaniſten über die Juriſten findet man in dem „Scoparius" des Johannes Murmellius (1512) — hat für Deutſchland keine beſondere Bedeutung gehabt. Juriſten waren anfangs die Hauptträger des Humanismus in Deutſchland.



Albrecht von Eyb. Nach dem Titelbild ſeines „Spiegels der Sitten", Augsburg 1511. Vgl. Text S. 183.

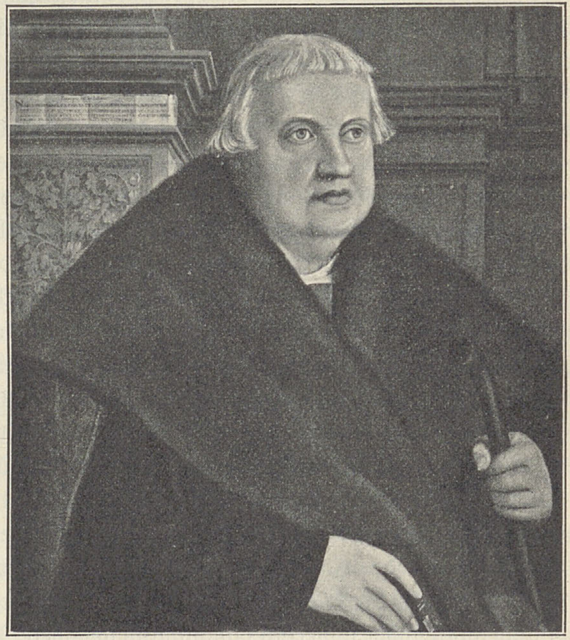
Die Verbindung von Humanismus und Kanzlei ſodann, die ſich bei Niklas von Wyle oder ſeinem Vorbild Äneas Silvius zeigte, iſt überhaupt charakteriſtiſch, auch in Frankreich und vor allem in Italien. Insbeſondere die Kurie hatte ſeit den Zeiten Petrarcas die von ihr herangezogenen Humaniſten vorzugsweiſe wegen ihrer ſtiliſtiſchen Fähigkeiten in der Kanzlei verſorgt. Die Pflege des Stils war das dem Humanismus und der Kanzlei Gemeinſame, das rhetoriſche Studium, die Epiſtolographie, und dies gemeinſame Moment mußte gerade Beamte der Kanzlei den humaniſtiſchen Beſtrebungen zugänglich machen. Das zeigte ſich dann eben auch in Böhmen (vgl. S. 182) in der Reichskanzlei Karls IV. In Prag war die Pflege der Rhetorik, wie ſich aus den erhaltenen Formelbüchern und Muſterſammlungen ergibt, ſeit langem heimiſch. Ein Mann wie Johann von Neumarkt verband dann dieſe alte Tradition mit jenen humaniſtiſchen Einflüſſen, die ihn getroffen hatten, und wurde wieder mit dieſer neuen prunkhaften Briefſprache, deren Produkte zu einem Handbuch vereinigt wurden, einflußreich für die übrigen Kanzleien und in Böhmen überaus wichtig für die Folgezeit. Und ſo mag denn auch ſpäter jene Einſtellung des etwas abenteuerlichen Italieners, des Äneas Silvius, in die öſterreichiſche und die Reichskanzlei zu Wien mit der humaniſtiſchen Beeinfluſſung des Kanzleibetriebes bereits zuſammenhängen. Auch nach Südweſtdeutſchland breitete ſich alsbald dieſe humaniſtiſche Färbung der „Schreiber“ aus. Der Humaniſt unterſchied ſich eben vor allem durch ſeinen ſchönen Stil von anderen, imponierte alſo gerade der Kanzlei. Manche Größen des Frühhumanismus waren Kanzleiſchreiber, wie z. B. ſchon Andreas Bavarus, wie Johannes Rot, der ſich für den erſten deutſchen Humaniſten hielt, wie Ulrich Goſſembrot, letztere von der kaiſerlichen Kanzlei ausgegangen. In dieſer Richtung liegt auch die Bedeutung Heimburgs, den, wie geſagt, ſchon Äneas Silvius wegen ſeiner Eloquenz lobte, und der dann ſeinerſeits andere, wie Niklas von Wyle, zur humaniſtiſchen Rhetorik hinführte. Die Notariatkunſt war jetzt überaus angeſehen und — einträglich. Lateiniſche Schulmeiſter wünſchten ſie öfter noch als ältere Leute zu erlernen.

Die zunehmende Wichtigkeit der Kanzlei zeigte ſich auch in der Gründung eigener Kanzleiſchulen. Denn eine ſolche, nicht etwa eine elementare Schreibſchule war z. B. die „Schule Schreibens und Dichtens“ des Niklas von Wyle. Sie war wieder eine Art Vorſchule zu der Ulmer Kanzleiſchule, die in ihrer Blüte von 400 erwachſenen Schreibern beſucht geweſen ſein ſoll. Eine andere, viel von auswärts beſuchte Schule „kanzleiiſchen Stils“ hatte Hirſchfelder 1472 in Straubing errichtet. Die Pflege des lateiniſchen Stils war in dieſen Anſtalten, die deshalb auch von den Lateinſchulen angefeindet wurden, ein wichtiger Gegenſtand. Und wenn man auch damit nur den deutſchen Kanzleiſtil fördern wollte, d. h. in Wahrheit immer ungeheuerlicher geſtaltete — die Schüler ſollten „nach des Landes Recht und der Städte Rechten Brief machen“ und „Schrift ſetzen“ lernen, dabei aber die „ſchönen“ Redewendungen (colores rhetoricales) aus dem Latein in das Deutſche übertragen —, ſo ſteckte in dem ganzen Betrieb doch ein humaniſtiſches Element. Wyle ſchulte auch ſeine Zöglinge ſogleich an der Lektüre neuerer humaniſtiſcher Autoren.

Das formale Moment hat aber nicht nur die Juriſten, ſondern auch die Theologen dem Humanismus zugänglicher gemacht, ein weiterer Beweis, daß die Kirche der neuen Strömung nicht feindlich war. Schon den „Brüdern vom gemeinſamen Leben“ z. B., deren Genoſſenſchaft der in Paris gebildete und auch in Avignon geweſene bedeutende Prediger und Gelehrte Gerhard Groot im 14. Jahrhundert begründete, und die in Fortpflanzung älterer praktiſcher Beſtrebungen der Myſtiker die religiöſe Volkserziehung durch die Literatur auf ihre Fahne geſchrieben hatten (vgl. S. 166 und 172), hat man humaniſtiſche Elemente zugeſchrieben, mit Unrecht. Immerhin ſtanden ſie mit den hervorragenden Rektoren der Schulen zu Deventer und Zwolle, die aber nicht zu ihnen gehörten, in Beziehung. Dieſe niederländiſchen Schulen haben große Bedeutung gehabt. Gutes Latein auf Grund der Klaſſiker wurde gepflegt und auch das Griechiſche bereits berückſichtigt. In den Niederlanden muß ſich überhaupt alte Bildungstradition (von Frankreich her?) erhalten haben, wie denn Poggio zu ſeinem Erſtaunen von einem Dechanten in Utrecht vernahm, der Ciceros Werke ſammelte. Groß war nachmals beſonders der Einfluß des bedeutenden Pädagogen Hegius, der in Deventer die Klaſſiker ganz in den Mittelpunkt ſtellte. In der Schule zu Deventer hatte ſchon Nikolaus von Cues, der ſeine Umgebung ſpäter häufig auf die antiken Autoren hinwies, die Klaſſiker kennen und lieben gelernt, ein Studium, das er dann in Italien vertiefte. In

Zwolle und Deventer hat ferner Rudolf Agricola (vgl. S. 188) gelernt, von Nikolaus gefördert, in Deventer auch Mutianus. Jedenfalls ſtand aber das Studium der Klaſſiker hier durchaus im Dienſte der Theologie, und vermehrte Kenntnis jener Autoren iſt noch kein Humanismus. Von den Niederlanden ſind dann das niederrheiniſche Gebiet und Weſtfalen beeinflußt worden. Durch Rudolf von Langen, der in Deventer, aber auch in Italien gebildet war, iſt Münſter, namentlich mit Hilfe eines Schülers des Hegius, jenes Murmellius, ein Zentrum der reformierten Schulbildung geworden. Schließlich iſt auch Erasmus, einſt Schüler in Deventer, ein Ausläufer dieſer Richtung. Das Weſentliche derſelben war die Betonung des Formalen wie des Pädagogiſchen im Sinne des früheren Mittelalters: der kirchliche Geiſt wurde nicht gefährdet, ſondern gefördert. Und dies iſt ja ſchließlich der Hauptzug des älteren deutſchen Humanismus überhaupt geweſen. Auch nach dem Süden hat der niederländiſche Einfluß gewirkt, ſchon durch Agricola, weiter durch Ludwig Dringenberg, der, ſelbſt noch ein mäßiger Lateiner der alten grammatiſchen Richtung, in Schlettſtadt eine bald berühmte Schule leitete. In dieſer zuzeiten von 800 Schülern beſuchten Schule ſind auch der fromme Straßburger Humaniſt Peter Schott und der ſtreng kirchliche Wimpheling geweſen, der freilich ſonſt als kämpfender, national gerichteter Publiziſt auftrat, aber jenen pädagogiſchen Zug durch hervorragende Schriften, wie den Isidoneus Germanicus „über die Unterweiſung der Jugend" (1497) und die „Jugend" (1500), beſonders zum Ausdruck brachte, ſo daß man ihn den Erzieher Deutſchlands nennen konnte.

Aber wir kehren nun zu den Anfängen im Südweſten zurück. Niklas von Wyle hatte dort einen ſehr günſtigen Boden für ſeine Tätigkeit an Orten gefunden, die wieder an italieniſche Verhältniſſe erinnerten, an kleinen kunſt- und literaturliebenden Höfen. Größer noch als ſein Anſehen als Stadtſchreiber war ſein literariſcher Einfluß wie überhaupt auf Schwaben, ſo auf einzelne Fürſten und Fürſtinnen, insbeſondere auf die Pfalzgräfin Mechthild, die 1450—82 in Rottenburg einen geiſtig belebten Hof hielt. Ganz ähnlich war der Einfluß eines anderen, wieder in Italien (Padua) gebildeten Frühhumaniſten, des Doktors Steinhöwel in Ulm. Beide, ebenſo Eyb, haben vor allem auch durch freilich recht verſchieden gelungene, bei Wyle oft ſchauderhafte Überſetzungen der lateiniſchen Renaiſſanceliteratur gewirkt, deren teilweiſe vorhandene Schlüpfrigkeit ſelbſt bei vornehmen Frauen, wie in Italien, durchaus kein Hindernis war, und die franzöſiſchen Ritterromane durch die neue Koſt zum Teil erſetzt. Wyles Überſetzung der Novelle „Euryalus und Lucretia" von Äneas Silvius kam bis 1500 dreißigmal heraus. Auch einzelne geiſtliche Höfe zeigten ſich als Zentren des aufkommenden Humanismus, ſo namentlich Eichſtätt, wo wieder Albrecht von Eyb eine Rolle ſpielte. Der Biſchof, Johannes von Eich, war ebenfalls juriſtiſch gebildet, ebenfalls in der kaiſerlichen Kanzlei angeſtellt geweſen und von ſeinem Freunde Äneas Silvius beeinflußt worden. Auf des Biſchofs zum Teil geſinnungsverwandte Umgebung hatten vorzugsweiſe wieder italieniſche Studien gewirkt, insbeſondere auf ſeinen Dompropſt (und Nachfolger) Wilhelm von Reichenau. Früh zeigten ſich humaniſtiſche Beſtrebungen auch am Augsburger Biſchofsſitze, zumal unter dem Kardinalbiſchof Peter. In Heidelberg, wo ſchon Friedrich I. von der Pfalz, obwohl durchaus nicht literariſch intereſſiert, dem gleich zu erwähnenden Petrus Luder und Matthias Widman von Kemnat ſeinen Schutz gewährte, wirkte dann ſpäter beſonders für den Humanismus der wieder in Italien gebildete Johannes von Dalberg, ſeit 1481 Kanzler des humaniſtenfreundlichen Kurfürſten Philipp von der Pfalz. Zugleich Biſchof von Worms, war er der erſte Prälat, der ſich als überzeugter Förderer der neuen Richtung gefiel. Vor allem durch ſeine Perſönlichkeit wirkend, wurde er auch von allen, ihm zum großen Teil befreundeten Humaniſten begeiſtert gefeiert, von Celtes z. B. neben dem gelehrten, aber ganz kirchlich geſinnten Abt Tritheim als die leuchtende Zierde der Zeit, von Tritheim ſelbſt als das Licht Deutſchlands bezeichnet. Er hat den trefflichen Agricola, mit dem er in Italien Freundſchaft geſchloſſen, nach Heidelberg gebracht und dort einen eifrigen Studienkreis, jedoch außerhalb der Univerſität, mit ihm geſchaffen; zu dieſem gehörte auch der theologiſch gerichtete Wernher von Themar und der kurfürſtliche Rat Dietrich von Plenningen. Dalberg ſtand ſpäter intim mit dem ſtürmenden Freigeiſt Celtes und war Vorſitzender ſeiner Geſellſchaft, bis die Rückſichtsloſigkeit jenes zur Entfremdung führte; er korreſpondierte eifrig mit Reuchlin und zog ihn ebenfalls nach Heidelberg uſw. Er beſaß eine ausgezeichnete Bibliothek, weſentlich humaniſtiſchen Charakters.



Konrad Peutinger. Nach dem Gemälde von Chriſtoph Amberger (erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts) in der Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg.

Ähnliche Einflüſſe mußten nun auch früh in den oberdeutſchen Städten wirken, ſo in dem von jeher ſtark von Italien beeinflußten Augsburg, wo vor dem 1485 dorthin aus Italien gekommenen Peutinger (ſ. die nebenſtehende Abbildung), dem ſtillen, ernſten Gelehrten, ſchon in der Mitte des Jahrhunderts der Bürgermeiſter Siegmund Goſſembrot ſein in Italien gewonnenes humaniſtiſches Intereſſe bewährte, und wo ſolche Beſtrebungen auch die Klöſter, ſelbſt das der Dominikaner, beſeelten. Weit konſervativer zeigte ſich Nürnberg, das keineswegs, wie Hutten meinte, die erſte Begünſtigerin des Humanismus unter den Städten war. Auch fremde Juriſten, wie Gregor Heimburg, haben dorthin humaniſtiſches Intereſſe nicht recht verpflanzen können, und der einzige humaniſtiſch geſinnte Nürnberger, der Stadtarzt Hermann Schedel, blieb iſoliert. Regiomontanus iſt nur wegen der techniſchen Blüte nach Nürnberg gekommen. Erſt mit der juriſtiſchen „Reformation“ (vgl. S. 147) von 1484 kam ein wirklicher Umſchwung. Zunächſt machte ſich neben humaniſtiſcher Färbung der Kanzlei ein Intereſſe einzelner Patrizier (Tucher, Schreyer), dann auch ein ſolches des Rates bemerkbar, wie ſich das 1485 in jenem Verſuch einer Reform des Unterrichts zeigte. Schließlich hat dann der Einfluß des Celtes dort ſtark wirken können, und 1495 kam Pirckheimer nach Nürnberg. In Pirckheimer, der ſieben Jahre in Italien geweſen war, tritt uns dann ſchon die reife Perſönlichkeit eines humaniſtiſchen Geiſtesariſtokraten, freilich in bürgerlicher Sphäre, der in Plato den Stern ſeines höheren Lebens ſah, entgegen. Anfangs laſſen ſich übrigens auch Nürnberger als Studierende in Italien viel weniger zahlreich nachweiſen als Augsburger.

Immer ſtärker ſickerte ſo auf verſchiedenen Wegen die neue Strömung nach Deutſchland. Früh gab es humaniſtiſche Wanderapoſtel, die auch bereits an Univerſitäten lehrten, ſo den liederlichen Petrus Luder, der, aus Padua von pfälziſchen Studenten an den heimatlichen Hof (vgl. S. 186) empfohlen, in Heidelberg die lateiniſche Sprache dozierte. 1456 hielt er eine Antrittsrede, die ſich im Preiſe der humaniſtiſchen Studien erſchöpfte. Er wurde bald angefeindet und lehrte ſpäter an anderen Orten (Erfurt, Leipzig, Baſel, hier von der Univerſität beſoldet), wurde aber gerade wegen ſeiner Minderwertigkeit in humaniſtiſchen Dingen verhöhnt. Wie er, kam auch der ebenfalls in Italien gebildete Samuel Karoch von Lichtenberg über das Äußerliche und Nachgeahmte nicht hinaus, beide waren überhaupt ohne weiteren Einfluß. Vielmehr überwog durchaus jene praktiſche formale Richtung bei Juriſten und Theologen, die von letzteren auch pädagogiſch gewandt war. Der hervorragendſte Mann dieſer erſten Zeit war der erwähnte Rudolf Agricola, der lange in Italien weilte und ſich immer dorthin ſehnte, dann in der Heimat, wandernd wie Petrarca, eifrig im Sinne der klaſſiſchen Studien tätig war, ein vortrefflicher Redner, vielſeitig, auf feinen geiſtigen Lebensgenuß bedacht, die Freiheit über alles liebend, ganz individuell gerichtet, aber doch ſittlich unanfechtbar, beſcheiden, auch tief fromm. In Heidelberg (vgl. S. 187) entfaltete der liebenswürdige, geſellige Mann eine große perſönliche Wirkſamkeit, ohne erhebliche ſchriftſtelleriſche Produktivität. In den 70er Jahren kam es auch, über die Beſchäftigung fahrender Humaniſten hinaus, zur Gründung von Lehrſtühlen für die humaniſtiſche Eloquenz an dieſer oder jener Univerſität. Freilich verſpottete der Humanismus ſeinerſeits die zopfige Rückſtändigkeit der Univerſitäten, aber ihre Eroberung war doch im Intereſſe der eigenen Erfolge unerläßlich. Jenen fahrenden Magiſtern hatten die Univerſitäten ruhig zu leſen erlaubt, weil ſie von ihnen kaum Gefahr für ihr auf Thomas und Scotus gegründetes Syſtem fürchteten. Dann aber bewirkte im Zuſammenhange mit dem ſchließlich faſt obligatoriſchen Beſuch der italieniſchen Univerſitäten der geſchilderte Wandel in den Kanzleien mehr und mehr die Anſtellung von Lehrern für Eloquenz und Poeſie, und zwar auf Betreiben der Fürſten und Städte, ſo 1471 in Freiburg, 1464 in Baſel, wo ſchon an der Gründung der Univerſität (1459) der zwar ſcholaſtiſch geſinnte, aber äußerlich humaniſtiſch gebildete Peter von Andlau beteiligt war, ſo 1493 in Wien, wo bereits in der Mitte des Jahrhunderts der des Griechiſchen kundige Georg Peurbach und Regiomontanus als Magiſter auch über lateiniſche Poeten und Redner geleſen hatten. 1497 wurde Celtes durch Maximilian, der Wien durch eine Reform zur erſten Univerſität der Welt machen wollte, dorthin berufen. Celtes hatte entſprechende, in einer Verbindung von Philoſophie und Poeſie nebſt Eloquenz gipfelnde, freilich unklare Ideen, plante wohl auch im Grunde eine Umgeſtaltung der Artiſtenfakultät, die aber niemals wirklich in Frage ſtand. Das 1501 von Maximilian der Univerſität angegliederte Collegium poetarum iſt eine Sache für ſich. In dem ſo wichtigen Südweſten laſſen ſich ſodann bei den gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts erfolgten Univerſitätsgründungen ſtärkere humaniſtiſche Einflüſſe ſpüren, ſo 1472 in Ingolſtadt, ſo in Tübingen, wie der Brief des Stifters Eberhard von Württemberg, der 1477 zum Beſuche der Univerſität einlud, lehrt. Die Lektoren für Poeſie und Eloquenz wurden immer häufiger, in Tübingen war ſeit 1497 Bebel Lektor, in Ingolſtadt 1492 Celtes uſw. Die Gunſt der Fürſten und Stadträte bewirkte übrigens auch an den überhaupt vorwärtsſtrebenden Schulen, zum Teil früher als an den Univerſitäten, Anſtellung von humaniſtiſchen Lehrern oder Reformierung des Kurſus, 1509 z. B. namentlich durch Pirckheimer in Nürnberg, wo dann 1515 Cochläus Leiter der poetiſchen

Schule wurde. Hier hing das meiſte von einzelnen Perſönlichkeiten ab, hier war auch der Widerſtand der Vertreter des Alten nicht von Bedeutung. An den Univerſitäten aber kam es ſeit 1500 zu Kämpfen, und zwar infolge der hitzigen Anſprüche der Neuerer.

In dem Kampfe gegen den Scholaſtizismus, gegen die Tyrannei des durch oft ſinnloſe Überſetzungen verhunzten Ariſtoteles, die Verdunkelung aller Originale durch die Kommentare, gegen das barbariſche Latein waren alle Humaniſten einig. Es gab aber eine gemäßigte und eine radikale Richtung. Jener gehörten gelehrte, ernſte Männer, wie Agricola, Reuchlin, Wimpheling, Erasmus, Zaſius, der auf dem Gebiet der Jurisprudenz gegenüber den Gloſſatoren von Bologna und Padua auf die reinen Quellen zurückging, an; ihr ſtehen hochgebildete Patrizier, wie Pirckheimer und Peutinger, nahe. Der feurigſte Apoſtel des Humanismus und trotz vieler Schwächen einer ſeiner ſympathiſchſten Vertreter war der meiſt ruhelos wandernde, überall anregende und aufmunternde Celtes (vgl. S. 187 f.). Von echt deutſchem idealen Drange erfüllt, vertrat er den neuen Geiſt in all ſeinen Regungen am vollkommenſten. Überall ſuchte er, von dem in Italien aufgenommenen Gedanken der platoniſchen Akademie beſeelt, die Geſinnungsgenoſſen in literariſchen Geſellſchaften zuſammenzufügen und durch dieſe zu wirken: die Rheiniſche in Heidelberg (1495) und die Donaugeſellſchaft in Wien (1497) ſind nicht die einzigen. In erſter Linie wollte er aber immer Poet ſein, und mit den vor allem in Erfurt vertretenen „Poeten" — das Verſemachen iſt immer noch wie im Mittelalter das Kriterium der Gelehrſamkeit — berührte er ſich auch in ſeiner Lebensauffaſſung und Lebenshaltung. Dies ſind die Radikalen, meiſt unverheiratete, überhaupt allem Zwang abholde, ewig umherziehende Leute, arm an Geld und Gut, dafür um ſo leichtſinniger und charakterloſer, für Geld zum Lobe bereit, immer aber ſtolz auf ihre gezierte Eloquenz, überaus eitel und ſelbſtgefällig. Konnten ſie nicht als Lehrer auftreten, ſo kamen ſie wieder in der Kanzlei unter. Das Hauptſtreben blieb auch bei ihnen die Pfründe. Gegen die Gegner brauchten ſie ihre Waffen in demſelben übertriebenen Maße, wie ſie dem Gönner und vor allem dem Genoſſen (in Erwartung der Gegenſeitigkeit) ſchmeichelten — überhaupt hat ſich der Humanismus eine überaus ſervile Sprache nach Ciceronianiſchem Muſter geſchaffen. Auch wenn ſie im Brote ſaßen, drang aber jene polemiſche Ader bei den Poeten immer durch. Schon Peter Luder leiſtete einiges in Beleidigung der Kollegen, die ſpäteren, wie Rhagius Aeſticampianus, noch bedeutend mehr. Der letztere hat ſeine „Vertreibung" aus Leipzig, die ihn in den Augen der Humaniſten zum Märtyrer machte, 1511 durch eine äußerſt ſchroffe Rede, die der freiwillig Gehende den älteren Kollegen hielt, ſelbſt hervorgerufen. Man wollte eben nicht mehr neben den Alten lehren, ſondern dieſe verdrängen. Scharf kam der Gegenſatz bei der Fehde Reuchlins mit den Kölner Dominikanern wegen ſeines Gutachtens für Erhaltung der zum Verbrennen empfohlenen hebräiſchen Bücher zum Ausdruck: die jüngeren Humaniſten des trinkfreudigen Erfurter Kreiſes führten gegen Reuchlins Gegner den berühmten Schlag durch die ſatiriſchen „Dunkelmännerbriefe" (Epistolae obscurorum virorum), die zum Teil dann namentlich auf das Konto Huttens kamen. In Erfurt war man freieren Richtungen überhaupt früh zugänglich geweſen. Man hatte dann hier Petrus Luder gern aufgenommen. Weiter hatte ſich um den antiſcholaſtiſchen Maternus Piſtoris und um Nikolaus Marſchalk ein Schülerkreis gebildet, der die Beſonnenheit dieſer Lehrer ſich durchaus nicht zum Muſter nahm. Unter den jungen „Poeten" ragte Helius Eobanus Heſſus hervor. Der Mittelpunkt des Erfurter Kreiſes war aber Mutianus in Gotha.

Allmählich hatte der Humanismus überhaupt ganz erhebliche Fortſchritte gemacht, und wenn man auch Frankfurt a. O. (1502) und Wittenberg (1506) durchaus nicht als Univerſitätsgründungen im humaniſtiſchen Geiſte bezeichnen kann, ſo beſaßen ſie dieſen, wenigſtens in den Artiſtenfakultäten, doch ſchon in reichlichem Maße. In Wittenberg trat 1518 auf Reuchlins Empfehlung als Gräziſt Melanchthon auf, der aber ſchon nicht mehr in Italien, ſondern an deutſchen Univerſitäten gebildet war. Das war überhaupt ein Zeichen des neuen Geiſtes, daß nun überall griechiſche Lehrer ſich einſtellten, z. B. 1515 in Leipzig: auf dieſem Gebiete lagen die großen Verdienſte der Reuchlin und Erasmus. Vor allem gewann die neue Art die Herzen der Jugend, und in letzter Linie erklärt ſich ja überhaupt der Erfolg des Humanismus daraus, daß man auf dem jahrhundertelang beackerten Felde neue Anregung brauchte. Die den Neuerern keine Konzeſſionen machenden Univerſitäten gingen, was die alte Schule den Angriffen der Poeten zuſchob, an Frequenz zurück. Dies von Univerſitätslehrern immer ſehr übel empfundene Moment und der Rückhalt der Humaniſten an Fürſten und Städten trugen weſentlich zu einer durchgreifenderen humaniſtiſchen Reform bei. Am meiſten vorgeſchritten war ſeit langem Baſel, insbeſondere, ſeitdem dort Erasmus, freilich nicht an der Univerſität, wirkte. In Erfurt (vgl. S. 189) gelangte der Humanismus um 1517 ohne Kampf völlig zum Siege, und 1519 kam es zu entſcheidenden Reformvorſchlägen. Um 1520 oder etwas ſpäter wurden faſt auf allen Univerſitäten die Studien, beſonders die artiſtiſchen, reformiert. Poeſie und Eloquenz wurden obligatoriſch, für Lehrer der griechiſchen Sprache ward geſorgt, die alten fehlerhaften Überſetzungen, namentlich des Ariſtoteles, und die ſcholaſtiſchen Kommentare wurden beſeitigt: es verſchwand allmählich jenes auch die Schulen bisher beherrſchende „Doktrinale" des Alexander, die Promotionsordnungen wurden geändert uſw. In Heidelberg, wo die Univerſität dem neuen Geiſte am längſten widerſtrebte, wies man ausdrücklich darauf hin, daß an anderen Univerſitäten Reformen eingeführt ſeien und die Jugend den verbeſſerten Betrieben nachzöge.

Aber die neue Bildung hatte ſich ſeit längerer Zeit überhaupt zum immer breiteren Strom erweitert. Es zeigte ſich bald ein Wetteifer mit den Italienern, die Erasmus ſchon nach allgemeinem Urteil übertraf. Die literariſche Produktion (vgl. S. 174) gewann einen anderen Charakter. Während man ſich anfangs, wie ein Baſeler Gelehrter erzählt, um die italieniſchen Klaſſikerausgaben bei Ankunft einer Sendung katzbalgte, druckte man nun auch in Deutſchland, beſonders gerade in Baſel, die klaſſiſchen Autoren in Menge. Dazu kamen die Schriften der deutſchen Humaniſten ſelbſt. Man begann ſeine Bildung ſtolz auch äußerlich zur Schau zu tragen, indem man den Familiennamen gräziſierte oder latiniſierte. Reuchlin tat es noch nicht ſelbſt, aber ſeine Freunde nannten ihn Capnion, und er gab ſeinem Verwandten Schwarzert den Namen Melanchthon, wie aus einem Krachenberger ein Gracchus Pierius wurde. Weil dieſe Namen vornehmer zu klingen ſchienen, haben ſpäter auch weitere, allerdings akademiſch gebildete, Kreiſe dieſe Mode angenommen, und ebenſo hat die humaniſtiſche Richtung in den Vornamen abgefärbt. Das Univerſitätsſtudium in der Fremde brachte antike Namen ſchon im 14. Jahrhundert in die Heimat (Achilles von Kniſtede 1370, Caeſar und andere). Gab es um 1400 in Frankfurt einen Ariſtoteles von Winden, ſo gediehen dort um 1500 die Achilles, Hektor, Trajan, Solon und Pallas. Auch der Adel führte zum Teil ſolche Namen, der ſteiriſche z. B. die Namen Hektor, Hannibal, Veſpaſian. Im 16. Jahrhundert finden ſich bei Studenten Vornamen wie Juvenalis, Valerius, Hannibal häufiger. Julius und Auguſtus wurden allgemein beliebt. Die Fortſchritte der neuen Bildung ſelbſt beſtätigt die Äußerung Sebaſtian Brants im „Narrenſchiff“ über die „gute Lehre“: „wie man ſie ſonſt in Wälſchland fand, trifft man ſie jetzt in deutſchem Land“. Er wie ſpäter der patriotiſche Wimpheling wandten ſich auch bereits gegen den Beſuch ausländiſcher Univerſitäten. Wimpheling ſah die Deutſchen ſchon „faſt den ganzen geiſtigen Markt des gebildeten Europas beherrſchen“. Nachmals konnte dann Felix Fabri übertreibend behaupten, in ſeiner Jugend ſeien Magiſter und Baccalaurei noch wahre Wundertiere geweſen, jetzt gäbe es ſie in jedem Dorf. Ähnlich lautet jene (S. 120 erwähnte) Äußerung Luthers. Dem entſprach der außerordentliche Lerneifer der Jugend, der die Schulen füllte; von Johann Eck hören wir Erſtaunliches über ſeinen gelehrten Jugendunterricht. Das Spezifiſche des deutſchen Humanismus tritt klar hervor: die ſtarke Zunahme der gelehrten Bildung, das „Blühen der Studien“, wie Hutten ſagte. Die Pflege der Wiſſenſchaft iſt es, in der der deutſche Humanismus ſein Beſtes und Bleibendſtes geleiſtet hat. Zugleich gewann aber die rein literariſche, urſprünglich ſtiliſtiſche Bildung eine ganz neue Bedeutung. Die ſchöngeiſtigen Intereſſen der ſpäteren Zeit, zunächſt im Gewande des Lateiniſchen, alſo mit dem alten gelehrten Charakter der Poeſie, ſind vom Humanismus recht eigentlich ausgegangen, wenn auch eine formvollendete lateiniſche Poeſie, wie ſie in Italien blühte, in Deutſchland nur vorübergehend ſich entwickelte. Auch die Rolle der ſchönen Bildung in der Humanitätszeit geht zum Teil auf den Humanismus zurück.

Der Humanismus hat ſchließlich die gelehrte Bildung zu einer allgemeinen Zeiterſcheinung gemacht. So kam es, daß Fürſten, vor allem Maximilian, aber auch Eberhard von Württemberg und Friedrich von Sachſen, Gönner des Humanismus wurden, obwohl die Mehrzahl der noch immer ziemlich barbariſchen deutſchen Fürſten und Herren ſolchen Dingen wenig Intereſſe abgewann. So konnten deutſche Kirchenfürſten, neben den ſchon (S. 186) genannten ſpäter z. B. Albrecht von Mainz, an deſſen Hofe ein reges Geiſtesleben blühte (Eitelwolf vom Stein), konnten überhaupt Geiſtliche und durchaus mittelalterlich geſinnte Leute dem Humanismus anhängen. Unter den Kloſterfrauen, unter denen jetzt wieder oft gelehrte genannt werden, gab es nun ebenfalls humaniſtiſch gebildete, wie die Schweſtern Pirckheimers in Nürnberg. Immer allgemeiner wurde neben jener Namenmode die antikmythologiſche Verbrämung des Bildungsausdruckes, und dieſe Äußerlichkeiten, von den Gelehrten ſchon aus Eitelkeit gepflegt, unterſchieden mehr und mehr überhaupt die „Gebildeten“ vom Volke. Den volkstümlichen Grundzug des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts verleugneten zunächſt aber auch die Humaniſten nicht, ſobald ſie ſich deutſch ausdrückten. Anfangs zeigte der Humanismus überhaupt eine volkstümlichere Richtung wenigſtens inſofern, als man, wie ſchon Eyb, Wyle und Steinhöwel, ſehr eifrig die klaſſiſchen Schriften durch Überſetzungen den Deutſchen nahezubringen ſuchte; ſolche Überſetzungen ſtammen auch von jenem Dietrich von Plenningen, ſelbſt gelegentlich von Reuchlin, von Wimpheling und anderen, blieben freilich ungelenk und zu gelehrt. Gleichwohl kam dadurch manches ins Volk. Und wie man ſolche Spuren bei Hans Sachs entdecken kann, iſt auch ſonſt das Antikiſche früh von dieſen Kreiſen in naiver Weiſe ganz äußerlich adoptiert worden. Allerdings iſt zu bedenken, daß ſich die Meiſterſinger zuweilen ebenſo in der Tüftelei und den Problemen der Scholaſtik auskennen, die ſogar viel populärer geweſen iſt. Das ariſtokratiſche Moment bleibt trotz alledem viel weſentlicher für die Bewegung, nicht freilich in dem Sinne wie in Italien, wo der Humanismus ein Lebenselement der Höfe und der Vornehmen war, während er in Deutſchland in der Hauptſache von Schulen und Univerſitäten getragen wurde, aber im Sinne einer geiſtigen Heraushebung aus dem Volke. Eigentlich lag dieſer Zug ja in der Antike ſelbſt, die gerade aus Kulturſtolz namentlich in der ſpäteren Zeit auf das niedere Volk doch mehr oder weniger verächtlich herabgeſehen hat. Der geſtiegene materielle Luxus bedurfte ſchließlich auch geiſtiger Fineſſen: die gewährte die neue gezierte Beredſamkeit, das Gegenbild des asketiſchen mittelalterlichen Schweigens, und die neue höchſt künſtliche Poeſie. Dieſe guten Deutſchen, die ſich wie römiſche Redner vor den ehrſamen Ratsherren, die nun Senatoren hießen, gebärdeten und in ſchmeichleriſchen Superlativen bettelten, waren überhaupt künſtlich geworden. Die Äußerlichkeit einer Erſcheinung gerade im deutſchen Volksleben iſt immer ein Zeichen dafür, daß dieſe nicht wirklich im Leben wurzelt. So kann auch an der inneren Unvolkstümlichkeit des Humanismus, ſo ſehr die antikiſche Mode weitere Kreiſe ergriffen hatte, kein Zweifel ſein: es handelt ſich dabei überhaupt um den Gegenſatz der romaniſchen Renaiſſanceart zu deutſchem Weſen. Darauf kommen wir bei der allgemeinen Erörterung der Renaiſſancekultur (S. 221 f.) noch zurück.

Anderſeits haben die Humaniſten trotz dieſes unvolkstümlichen Grundzuges und trotz der Fortdauer der Internationalität des geiſtigen Lebens um die Entwickelung des nationalen Geiſtes doch die größten Verdienſte. Nationalbewußtſein iſt nicht das gleiche wie Pflege volkstümlicher, vor allem an das Stammesleben gebundener Art: es bildet ſich überhaupt erſt auf höheren Kulturſtufen aus (vgl. Bd. I, S. 118, 303). Wie ſich ein nationaler Stolz im Zeitalter der höfiſchen Kultur gerade durch den Gegenſatz zu den widerwillig bewunderten Romanen entwickelte, ſo entſprang er auch jetzt gerade der Abneigung gegen die hochmütigen Welſchen, denen man ſonſt nacheiferte. Schon eine Schrift über den Burgunderkrieg („Nicolai de preliis et occasu ducis Burgundia histhorie“) von ca. 1478 faßt dieſen Krieg als Kampf zwiſchen Deutſch und Welſch auf und beklagt, daß die Deutſchen ihre Taten, die denen anderer Völker ebenbürtig ſeien, ſo wenig verherrlichten. Vor dem welſchen Weſen warnt ein Gedicht über die italieniſchen Kriege, die „Welſchgattung“ (1513). Und ebenſo wie einſt die Übergriffe des Papſttums den nationalen Zorn eines Walter von der Vogelweide (vgl. Bd. I, S. 320) hervorriefen, ſo wirkte auch jetzt der finanzielle Druck der Kurie und der welſchen Prälaten allgemein ähnlich. Aus ſolcher Stimmung ging vor allem Huttens Schrift „Clag vnd Vormanung gegen dem übermäßigen vnchriſtlichen Gewalt des Bapſts zu Rom vnd der ungeiſtlichen Geiſtlichen“ (1520) hervor, die die Welſchen überhaupt als unkriegeriſch hinſtellt und unwürdig, den Deutſchen zu gebieten. Aber das ausgebildetere Nationalgefühl der Humaniſten, alſo einer geiſtig höherſtehenden Schicht, iſt doch vor allem durch das hochentwickelte Nationalgefühl der Antike angeregt worden. Ja der Stolz auf die geſchichtliche Vergangenheit gerade der deutſchen Nation ſelbſt hat ſeine eigentliche Erweckung erſt durch einen antiken Autor empfangen, durch den damals wiederentdeckten Tacitus, vor allem durch deſſen „Germania“. Durch die Beſchäftigung mit Tacitus kamen dann auch die in dieſem Sinne bisher nicht verwerteten, längſt bekannten Schilderungen der Germanen durch Cäſar zur Geltung. Bezeichnend iſt aber, daß die deutſchen Humaniſten die Anregung zur Würdigung ihrer germaniſchen Vorfahren auf Grund der antiken Quellen doch erſt wieder durch zwei Italiener erhielten. Wie Joachimſen kürzlich dargelegt hat, hat einmal Äneas Silvius durch ſeinen berühmten Brief an den Kanzler Mayr, in dem er das in glänzenden Farben gemalte damalige Deutſchland (vgl. S. 47 f.) mit dem Germanien des Cäſar und Tacitus vergleicht, ſolche Anregung gegeben, noch mehr aber der ſonſt ſo deutſchfeindliche Campano, der auf dem Regensburger Reichstag von 1471 die Deutſchen durch die

Erinnerung an den Ruhm ihrer germaniſchen Vorfahren zum Kampf gegen die Türken anfeuern wollte. Dieſe nicht gehaltene, aber ſpäter veröffentlichte Rede hatte wenigſtens bei deutſchen Humaniſten, wie Bebel und Wimpheling, deſſen nationalen Stolz unter anderem ſein Abriß der deutſchen Geſchichte (Epitome uſw.) zeigt, eine gewiſſe Wirkung in jenem nationalen Sinne. Von Deutſchen hat dann der vielfach auch ſonſt der vaterländiſchen Vergangenheit zugewandte Celtes den Tacitus in ſeinem Werte für uns erkannt und weiter auf Aventin Einfluß geübt; vor allem iſt es aber Beatus Rhenanus, der die germaniſche Vorzeit durch eine wirklich verſtändige hiſtoriſche Behandlung den Zeitgenoſſen näherbrachte. Durch die Bekanntſchaft mit den Annalen des Tacitus iſt auch der Arminiuskult in Deutſchland von humaniſtiſcher Seite eingeleitet worden. Er knüpft an Huttens Schrift (Totengeſpräch) „Arminius“ vom Jahre 1529 an, und 1535 verfaßte Spalatin eine ernſthafte quellenmäßige Geſchichte des Arminius. Ohne Zweifel geht anderſeits ein Teil der ſpäteren politiſchen Ideen auf die durch den Humanismus neubelebte Antike zurück. Sie hat das nachmalige Ideal der politiſchen Freiheit zunächſt weſentlich beeinflußt.

Im übrigen waren die Humaniſten auch inſofern Förderer nationalen Fühlens, als ſie gegenüber den Romanen ſtolz die neueren Kulturtaten der Deutſchen rühmten, wie Celtes die Erfindung der Buchdruckerkunſt, oder auch durch die eigenen Leiſtungen die italieniſchen Humaniſten zu ſchlagen hofften, wie es ebenfalls Celtes einmal ausſpricht. Des Irenicus (Franz Fritz) geſchichtliche Beſchreibung Deutſchlands (Germaniae exegesis, 1518) beruht ebenfalls auf dem Gedanken, daß die Deutſchen nichts weniger als die Barbaren ſeien, für die ſie die Welſchen, wie Celtes bezeugt, hielten. Dieſe Meinung, die ſchon ſeit Petrarca von den italieniſchen Humaniſten immer wieder ausgeſprochen wurde, geht in letzter Linie auf die Anſchauung der Römer von den nordiſchen Barbaren zurück. Sie wurde jetzt durch die derbe materielle Lebensfreude der Deutſchen und jene plebejiſche Art, die im grellen Gegenſatz zu der feinen Kultur der italieniſchen Renaiſſance ſtand, noch gefördert. Schlimm hat im 15. Jahrhundert Poggio, ſchlimmer noch jener Campano (vgl. S. 192), dem „übel wurde, wenn er Deutſchland nennen hörte“, geurteilt. Häufig betonen die Italiener auch des 16. Jahrhunderts in blindem Hochmut einen tieriſchen Zug der Deutſchen, ſo L. Contarini, ſo Vergerio, ſo Morone, der einmal von ihrer „tieriſchen Stumpfheit“ ſpricht. Anderſeits verſchließen ſie ſich doch nicht ganz den Leiſtungen der Deutſchen auch auf geiſtigem Gebiet. Sie erkennt z. B. G. Contarini neben den gewerblichen Erfolgen an, Aleander ſpricht von einem Übermut wegen der Erfolge in den Wiſſenſchaften. Sehr günſtig hat derſelbe Aleander 1511 geurteilt: Deutſchland „arbeite für den gemeinſamen Nutzen anderer Völker, bringe alte Künſte ans Licht und erfinde neue“. Später beklagt Giovio den kulturellen Vorſprung Deutſchlands. Was insbeſondere die geiſtigen Taten der deutſchen Humaniſten betrifft, ſo genügt es, den Namen des Erasmus (vgl. S. 186), der freilich den Niederlanden entſtammt, überhaupt mehr eine internationale Größe darſtellt, zu nennen, um den jetzt erlangten geiſtigen Standpunkt wenigſtens einzelner Großer der geiſtigen Kultur der Italiener zu vergleichen. Erasmus war Gelehrter und literariſcher Künſtler zugleich. Er kann uns auch am meiſten das moderne Element, das im Humanismus liegt (vgl. S. 179), repräſentieren, das rationaliſtiſche, das ſich aber in der Renaiſſancebildung noch nicht von dem myſtiſchen geſchieden hat. Bei ihm findet man wirklich die Anfänge einer auf den Verſtand, auf die kritiſche Betrachtung des Lebens wie der Meinungen gegründeten freieren Weltanſchauung. Er iſt in gewiſſem Sinne ein Vorläufer der Aufklärung, der geiſtigen Befreiung, wie ſie ſich im 17. Jahrhundert anzubahnen begann, und die überhaupt zum guten Teil auf die Renaiſſance zurückgeht. Von ſeiner religiöſen Stellung werden wir noch (S. 204) hören. Er iſt ein geiſtiger Ariſtokrat, der die Welt ſkeptiſch lächelnd beobachtet.

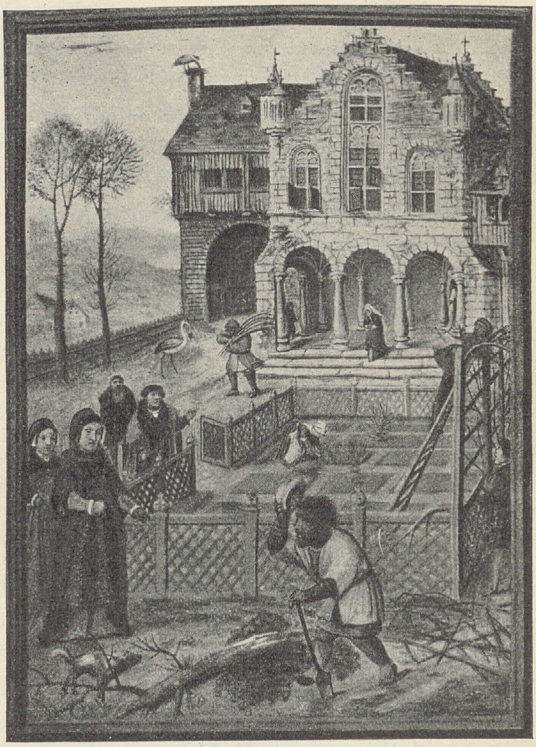
Man hat das Moderne der Renaiſſancebildung vor allem in ihrer individualiſtiſchen Haltung ſehen wollen. Wir haben bereits (Bd. I, S. 294) darauf hingewieſen, wie ausgeprägt, ganz abgeſehen von der individualiſtiſchen Anlage der Deutſchen überhaupt, der Individualismus ſchon vorher im Mittelalter iſt. Dieſe Zeit, die den Romantikern in ebenſo einſeitiger Auffaſſung als rechte Zeit der Geltung freier Einzelmenſchen erſchien wie neueren Hiſtorikern als Epoche der Gebundenheit, hat doch in der Tat der Individualität genug Spielraum gelaſſen. Bei der geringeren geiſtigen Entwickelung zeigt ſich das lange mehr in dem Durchſetzen des Willens, der Leidenſchaften, der Triebe. Jeder pochte auf ſein Recht, fügte ſich allgemeinen Normen nur in beſchränkten Grenzen. Das Mittelalter war die Zeit der Sonderrechte, aber auch dieſe Formen eines mehr genoſſenſchaftlichen Individualismus durchbrach gelegentlich ein kräftiger Einzelwille. An ſtarken, oft unbändigen Perſönlichkeiten iſt das Mittelalter überreich. Band der Lehnsſtaat den Einzelnen mehr oder der abſolute Staat der Neuzeit? Iſt die Gebundenheit durch die Kirche nicht auch ſpäter groß genug? Und hat es anderſeits im Mittelalter keine Zweifler gegeben? Hat nicht die mittelalterliche Kirche ſtets mit inneren Kriſen, mit Häreſien zu kämpfen gehabt, und bedeuteten nicht die großen Ketzerbewegungen für ſie eine gewaltige Erſchütterung? Sobald ſich der Geiſt in höheren Ausdrucksformen zu äußern vermag, iſt auch der Individualismus zu erkennen, ſo in der Kunſt, etwa in den Naumburger Bildwerken, ſo in der Scholaſtik — man denke an einen freien, ſelbſtherrlichen Kopf wie Abälard —, ſo in der Myſtik mit ihrem inneren Verkehr des Einzelnen mit dem Höchſten. Uns fehlen aus älterer Zeit nur die Quellen in entſprechendem Umfang. Die Menſchen beherrſchen auch den ſchriftlichen Ausdruck erſt allmählich. Die größere Verbreitung einer wenn auch einfachen Bildung verhalf der Individualität nunmehr gerade in der deutſchen Schriftſprache zum Ausdruck. Gibt es individuellere Briefe als die des Albrecht Achilles? Freilich ſind ſie mehr Ausnahme als Regel, aber ſie ſind beweiſend genug. Andere Momente kommen freilich eben im ausgehenden Mittelalter fördernd hinzu: das bewegtere öffentliche, das entwickeltere wirtſchaftliche und ſoziale Leben. Von Wichtigkeit iſt weiter für die oberen ſtädtiſchen Schichten der zunehmende materielle Wohlſtand, der den Einzelnen unabhängiger und perſönliche Bedürfniſſe zur Gewohnheit machte. Beim Kaufmann wirkte ſchon längſt das perſönliche Eingreifen und Wagen. Weiter ſpricht das ganze ungebundene Sichgehenlaſſen der Zeit im Genuß wie im Streben nach Macht und Beſitz für einen ſtarken Perſönlichkeitsdrang. Jenes durch alle Stände gehende trotzige Selbſtbewußtſein, das für die ſoziale Gärung mit ihren Gegenſätzen und Reibungen ſo wichtig erſchien, zeigt, daß der individualiſtiſche Zug jetzt beſonders mächtig zum Vorſchein kam.

Gegen Ausgang des Mittelalters trat auch ein anderes, freilich ſchon vorher (vgl. Bd. I, S. 314 und 411f.) nicht zu unterſchätzendes, insbeſondere ſeit den Kreuzzügen wirkſames Moment in ſeiner Bedeutung ſtärker hervor, das Reiſen, ein wichtiges Mittel zur Erweiterung des Horizontes und zur Ausbildung der Perſönlichkeit. Wer reiſte, „erfuhr" ſich neues Wiſſen, neue Anſchauungen. Wir hörten ſchon für die frühere Zeit von den reiſenden Mönchen und Kaufleuten, von den Rittern und Kriegsleuten (charakteriſtiſch Reiſige genannt), von Wallfahrern und Pilgern, von den ſonſtigen fahrenden Leuten, von den aus Wiſſensdurſt nach Frankreich und Italien ſtrömenden Klerikern. Jetzt mehrten ſich die Reiſenden außerordentlich. Die Beweglichkeit und Wanderluſt nahm ungemein zu, ganz abgeſehen von meiſt religiös gefärbten förmlichen Wanderepidemien der Maſſe, wie die Niklashäuſer Bewegung eine darſtellte; auch anderswo iſt einmal von einer „Laufſucht" (currendi libido) die Rede. Stark wuchs die Zahl der Kaufleute und ihrer Diener, die in die fremden Länder gingen, oft lange dort weilten. Dem wiſſensdurſtigen Jüngling war das Wandern unerläßlich: den „Vaganten" von einſt entſpricht die Bezeichnung „fahrende Schüler". Auch die Humaniſten ſind für dieſen Wandertrieb der Bildungsbefliſſenen charakteriſtiſch. Der Handwerker mußte ſich ſeine Kunſt nicht minder erwandern (vgl. S. 53). Eine ähnliche Bildungsſchule bedeuteten für die Ritter jene „Reiſen nach der Ritterſchaft" (vgl. S. 137 u. 180). Die häufigen Pilgerreiſen der Vornehmen, auch vieler Fürſten hatten zuweilen den Charakter der ſpäteren kavaliermäßigen Bildungs- und Vergnügungsreiſen. Aber dieſe Pilger- und Wallfahrten (vgl. Bd. I, S. 411) wurden überhaupt damals viel häufiger, oft zur Buße und im Zuſammenhange mit dem geſteigerten Ablaßweſen, unternommen. Auch die ſtärkere Sucht nach Reliquien trieb dazu. Für die wachſenden Scharen wurden jene „Elendenherbergen" (vgl. S. 119) errichtet. Oft waren ſelbſt für die gewöhnlichen Pilger weltliche Reiſemotive vorhanden, neben der „heiligen Luſt, zu wandern" auch die Luſt, überhaupt „zu ſehen und zu horen, fremder Menſchen Stette zu ſehen". Über das kommerzielle, religiöſe, gelehrte, praktiſche Intereſſe hinaus nahm ſo das Reiſen um ſeiner ſelbſt willen zu, wenn man es auch bereits früher ſchätzte (vgl. Bd. I, S. 174). Schon im 12. Jahrhundert wird ein Mönch Iring in St. Blaſien erwähnt, der, ein völliger Weltreiſender, im Süden bis zur nubiſchen Grenze, im Oſten bis zum Indus, im Weſten bis zum Atlantiſchen Ozean und im Norden vielleicht bis Island gekommen iſt. Ein großer geiſtiger Gewinn ergab ſich freilich nur bei höheren Geiſtern, früh vor allem bei denen Italiens. Einen geringeren Grad ſolcher Durchbildung muß man aber auch für die große Maſſe der deutſchen Reiſenden im ausgehenden Mittelalter annehmen. Der Blick für die Mannigfaltigkeit des menſchlichen Daſeins, für die Unterſchiede der Völker oder Stämme ward geſchärft; die Bewältigung des Merkwürdigen und Sehenswerten ſtellte größere Anſprüche an den Geiſt des Einzelnen, ganz abgeſehen von der Vermehrung des Wiſſens: es begann das Charakteriſtiſche empfunden zu werden. Kurz, das Reiſen gerade ſtärkte das individualiſtiſche Denken beſonders.

Allen ſolchen Strömungen kam nun für die geiſtig höher ſtehenden Schichten der Humanismus allerdings entgegen: er brachte für viele ſtatt des unklaren Wollens die Möglichkeit der Adoptierung eines beſtimmten Lebensſtils. Das tiefere Eindringen in die klaſſiſche Literatur hatte auch ein Näherbringen der antiken, ausgeprägt individuellen Menſchen zur Folge, wobei man freilich bedenken muß, daß der individualiſtiſche Geiſt des Altertums an die mittelalterlichen Menſchen durch die antik-chriſtliche Literatur eigentlich von vornherein herangebracht worden iſt. Aber jetzt konnte dieſer Geiſt einem aufſtrebenden Zeitalter vertrauter erſcheinen, in dem die Menſchen mit jener ſchärferen Durchſetzung ihrer politiſchen und wirtſchaftlichen Intereſſen, mit ihrer ungebundeneren und unbefangeneren Weltlichkeit zunächſt eben in Italien (vgl. S. 178) ſich ohnehin ihrer Bedeutung als Individuen ſtärker bewußt wurden. In dieſer vom kirchlichen Geiſt unabhängigen Selbſtſetzung und Selbſtbewertung der Weltlichkeit, in der immer entſchiedeneren, bewußten inneren Abwendung von dem asketiſchen Ideal, von dem ſich die ſtärkere Weltlichkeit des ausgehenden Mittelalters ſonſt mehr in naiver Weiſe im Rahmen materieller Intereſſen und aus ſinnlichen Trieben abkehrte, in der neuen Pflege höherer, geiſtiger und künſtleriſcher, Intereſſen um ihrer ſelbſt willen liegt ja überhaupt die größte Bedeutung der Renaiſſance: der ſtärkere Individualismus iſt mehr Folgeerſcheinung und ergibt ſich aus dem Stolz auf die ohne kirchliche Bevormundung geübten höheren Kräfte, wodurch ein neues Selbſtgefühl und Freiheitsbedürfnis entſteht. Das antike Selbſtbewußtſein paßte anderſeits zu dieſem Kraftgefühl der Zeit, zu dem ſtärker auf die Welt gerichteten Sinn, zu dem materiellen Zug wie dem Streben nach Macht: aber welcher Unterſchied doch in der Auffaſſung zwiſchen der Antike und der Renaiſſancebewegung gerade in Deutſchland! Der geiſtige Abſtand war doch noch zu groß. Praktiſche Konſequenzen zogen nur wenige: von den Humaniſten hat nur ein Teil, der ſeinen italieniſchen Brüdern in Apoll nachahmte, das Leben der Alten ſelbſt leben wollen. Dieſe Wenigen ſind allerdings zu einem völlig ausgebildeten, faſt extremen Individualismus gekommen. Bei ihnen ſtand das eigene Ich im Mittelpunkt alles Denkens. Schon den älteren Humaniſten galt es als Ziel, ihre Perſönlichkeit zu zeigen; man redete gern von ſich ſelbſt und fand bereits in ſich ſelbſt den Maßſtab für die Beurteilung der Dinge. Daher denn auch jene Wichtigkeit der Stiliſtik: ſie vermochte der Perſönlichkeit in glänzenden Reden und Briefen das gewünſchte äußere Relief zu verleihen. Dem hochgeſteigerten Selbſtbewußtſein entſprach dann die maßloſe Eitelkeit der ganzen Geſellſchaft. Aber eben bei den radikalen Humaniſten nahm dieſe Betonung des Individuums die übertriebenſten Formen an. Sie konnten ſchwelgen und liederlich ſein, wie Celtes und Hutten: aber dem Gegner, dem Magiſter der alten Schule, hielten ſie ähnliche Sünden, zu denen dieſen oft nur der Zwang des Zölibats trieb, entrüſtet oder höhniſch vor; ſie redeten und ſchrieben oft genug leeres Zeug: aber das von den Anhängern der Vergangenheit Geleiſtete war ihnen durchweg hohles Geſchwätz. Das Übermenſchentum finden wir bei ihnen ſchon vollkommen ausgebildet. Auch die bewunderten Alten glaubten ſie ſchließlich von ſich übertroffen. Das volle Auslebenlaſſen der Perſönlichkeit war natürlich auch die Urſache dafür, daß viele die äußere Lebensſicherung ganz ignorierten und in einem unſteten Bohêmetum ihr Ideal fanden.

Im ganzen hat jedenfalls nicht nur der radikale, vielmehr der Humanismus überhaupt die individualiſtiſche Geiſteshaltung verſtärkt. Man lernte jetzt vor allem, ſich bewußt individualiſtiſch auszudrücken, den literariſchen Ausdruck individualiſtiſch zu geſtalten. Der Humanismus ſchuf eine gemeinſame individualiſtiſche Atmoſphäre der Gebildeten. Sie liegt z. B. über den „Tiſchgeſprächen" des Augsburger Patriziers Peutinger (vgl. S. 187). Für den feingeiſtigen Lebensgenuß des Einzelnen mag man als typiſch eine Schilderung vergleichen, die einmal der Peutinger ähnliche Pirckheimer von ſeinem Landaufenthalt in Neunhof bei Nürnberg — von den Landhäuſern der Vornehmen (ſ. die Abbildung S. 197) war ſchon (S. 45) die Rede — entwirft. Dürer, ſein Freund, lebt als Menſch wie als Künſtler ganz in derſelben Sphäre. Überhaupt iſt der Künſtler bezeichnend für den neuen Geiſt: er macht ſich jetzt als Maler auf ſeinen Bildern kenntlich, und die Fortſchritte der Porträtkunſt, die in dem Realismus des jüngeren Holbein gipfeln, während Dürer immer ſeeliſche Stimmungen in den äußeren Zügen wiederzugeben ſucht, ſind das beſte Zeugnis für das größere Verſtändnis der Perſönlichkeit wie für deren ſtärkere Geltendmachung die allgemeine Neigung, ſich porträtieren zu laſſen. Jene früher (S. 30) erwähnten Trachtenbücher der beiden Augsburger Schwarz, die ſich in allen ihren Trachten abbilden ließen, ſind ebenfalls für eine ſtärkere, freilich äußerliche Betonung der eigenen Perſon charakteriſtiſch. Ebenſo charakteriſtiſch ſind die nun häufiger auftretenden Memoiren (vgl. S. 30). Auch jenen eigenwilligen Wechſel der Mode (vgl. S. 95f.) kann man mit der Sucht, als

Individuum aufzutreten, ſeine Perſon auszuzeichnen, zuſammenbringen. Und noch ein äußerliches Moment beweiſt die ſtärkere Individualiſierung der höher gebildeten Schichten, ihre Handſchrift. Deren bisherige Uniformität verſchwindet ſchon im 15., ſtärker im 16. Jahrhundert vor einer individuellen Färbung, die ſich meiſt freilich nach der Seite des ſchlechten Schreibens kundgibt. Nur die Briefe der Frauen bewahren noch lange, entſprechend deren nunmehrigem Zurücktreten auch hinſichtlich der Bildung, eine uniforme Steifheit.



Landhaus zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Aus dem Flämiſchen Feſtkalender in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. lat. 23638). Vgl. Text S. 196.

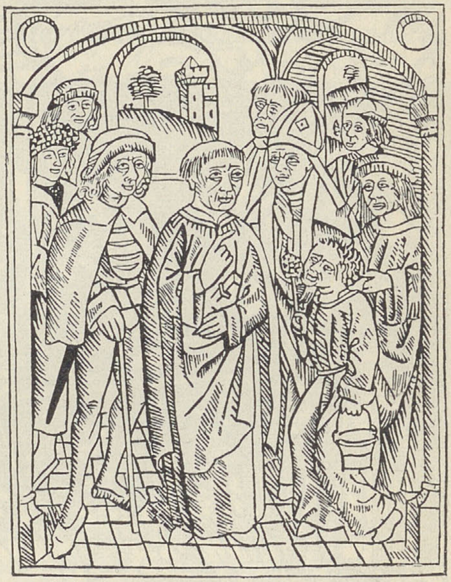
Aber wie ſtand man nun bei ſolcher Haltung zu der geiſtigen Hauptmacht des Mittelalters, der Kirche? Unzweifelhaft klaffte ein innerer Widerſpruch zwiſchen ihr und dem neuen Bildungsideal der bewußten, ſelbſtändigen Weltlichkeit, obgleich viele große und kleine Glieder der Kirche ſelbſt dieſem Ideal anhingen, wie ſchon längſt zwiſchen der weltlichen Kultur des niederen Lebensgenuſſes und der weltverneinenden Askeſe, der die Kirche, in der Theorie wenigſtens, huldigte (vgl. Bd. I, S. 265). Der Widerſpruch zwiſchen der fortſchreitenden Betätigung des Verſtandes ſowie der Vermehrung des poſitiven Wiſſens und den ſtarren Glaubensſätzen der Kirche hatte ſchon in die Scholaſtik Unruhe gebracht. Man kann aber weiter den ſeeliſchen Zwieſpalt ſchon ſeit jenen Tagen der aufkommenden Laienkultur und der religiöſen Zweifel im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 304 ff. und 417 ff.) datieren, man kann auf ihn auch alle die krankhaften Stimmungen der Maſſe im 14. und 15. Jahrhundert zurückführen. Der Zwang, den die Kirche übte, um den Zweifel an ihr zu unterdrücken, genügte ſchließlich nicht mehr. Daß es ſehr viele geweſen wären, die ohne die äußeren furchtbaren Gewaltmittel der Kirche gegen die Ketzer von der Kirche abgefallen wären, iſt freilich nicht anzunehmen. Es war einmal feſtgewurzelte, traditionelle Gewohnheit, die die Herrſchaft der Kirche unerſchüttert ließ, man fand aber weiter trotz aller Schwächen der Kirche überhaupt nicht die innere und die äußere rechtliche Möglichkeit, an dem Inſtitut ſelbſt zu rütteln. Für höher ſtehende Geiſter aber braucht man auch nicht große innere Kämpfe anzunehmen: ſelbſt die eifrigen Förderer des neuen Geiſtes waren, wie wir noch (S. 204) ſehen werden, entweder innerlich durchaus kirchlich-mittelalterlich geſinnt oder waren religiös indifferent geworden und machten das Kirchentum nur ganz äußerlich mit. Eine unbehagliche Stimmung nagte gleichwohl an vielen edlen Geiſtern: man hat die Entſtehung des Weltſchmerzes in dieſe Epoche gelegt und den Ausdruck dieſer Stimmung in der Fauſtſage und in Albrecht Dürers „Melancholie" wiederfinden wollen. In einer Zeit ſo tiefen geiſtigen Unbehagens, ſo gewaltigen Strebens, ſo unbefriedigender Skepſis und ſo äußerlichen Genußlebens mußte indeſſen das Bedürfnis, mit der höheren Welt fertig zu werden, vor allem myſtiſche Formen annehmen.

Einerſeits kamen weite Kreiſe zu einer tiefinneren Frömmigkeit (vgl. ſchon Bd. I, S. 424 f.), die in geheimnisvoller Weiſe Religion erlebte, anderſeits aber nahm jetzt die alte wunderſüchtige Stimmung — von Aberglauben kann man im Sinne jener Zeit nicht reden — die Gemüter der Menſchen in gewaltigem Grade gefangen. Seit dem 14. Jahrhundert war ſie im Volke mächtig geſtiegen: in krankhafter Erregung wurde es immer häufiger von epidemiſchen verzweiflungsvollen Schauern durchrüttelt. Sie ſog aus altem Volksglauben wie aus neuen Elementen Nahrung. Daß der Kampf der chriſtlichen Kirche gegen den Volksglauben noch jetzt fortdauerte, zeigen die Beichtbücher mit ihren Fragen, ob das Beichtkind an die Hulden, an die Wirkung der Segen, an Zauberei und Wahrſagerei glaube. Aber die Geiſtlichen ſelbſt huldigten vielfach altem Zauberglauben. Sehr alt, bei den Juden, Griechen und Römern bezeugt, iſt z. B. der Zauber mit Wachs-, Blei- oder Tonbildern einer Perſon, die man töten oder an einem Körperteile verletzen wollte (Rachepuppen). Seit dem hohen Mittelalter nahm dieſer Bildzauber, jetzt vor allem mit Wachsbildern, ſehr zu. In der Practica des Bernard Guidonis in Toulouſe für die Ketzerinquiſition von 1320 ſpielt er eine größere Rolle; insbeſondere geht daraus hervor, daß ſich Geiſtliche häufiger durch dieſen Zauber ſtrafbar machten. Die Wachsbilder, bei deren Herſtellung allerlei Zutaten nötig waren, und die mit dem Namen des zu Schädigenden regelrecht getauft werden mußten, erwähnt auch die Bulle Johanns XXII. „Super illius specula" von 1326. Johann ſelbſt wurde ſpäter durch ein ſolches Wachsbild angeblich bedroht. Weiter ließen z. B. 1336 Doberaner Mönche von einer klugen Frau ein Wachsbild machen, um den Herzog Albrecht zu töten. Auch ſonſt pflegten Geiſtliche alte geheimnisvolle Traditionen, worauf die häufige Ausſage von der Zauberei Beſchuldigten „Ein Mönch hat mich's gelehrt" hindeutet. Die Päpſte des 13. und 14. Jahrhunderts zeigten ſich ganz im Glauben an Zauberei befangen. Entſprechend hat die Kirche die Mittel gegen Bezauberung ſpäter offiziell gutgeheißen, wie die Bulle des Papſtes Sixtus IV. von 1478 über die Verfertigung und Segnung der wächſernen Agnus Dei zeigt. Dieſe mit beſonderen Formeln geweihten Wachsſtücke, auf denen mittels eines Siegels das Bild des Lammes aufgedrückt wurde, ſind ſchon ſeit dem 8. Jahrhundert bezeugt und dienten als Abwehrmittel gegen Gewitter und Hexen. Zu gleichem Zweck verteilte man urſprünglich die Oſterkerze, die aber meiſt nicht ausreichte, weshalb man zu jenem Behelf griff. Der Proteſtantismus hat ſpäter dauernd gegen „des Papſtes Agnus Dei" polemiſiert, die aber heute noch im Gebrauch ſind. Der Heiligen Schrift ſchrieb man ebenfalls magiſche Kraft zu. Beſonders galt das Johannesevangelium als zauberkräftig, man trug etwa Pergamentzettel mit ſeinen Anfangsverſen als Amulett, ebenſo auch Zettel mit anderen Bibelſtellen, wieder bis in die neuere Zeit. Viele Wahnelemente waren im Laufe der Zeiten aus dem Orient neu hinzugeſtrömt und wurden anfangs wieder durch Geiſtliche, dann in den Kreuzzügen durch Kaufleute oder auf dem Umweg über die romaniſchen Länder, daneben aber immer durch Juden überliefert. Sehr ſtark war namentlich der Einfluß der arabiſch-jüdiſchen Magie, die von Spanien, auch Süditalien her wirkte. Soweit der antike „Aberglaube" noch in Frage kam, war er wieder weſentlich von der Kirche fortgepflanzt. Insbeſondere aber ſind ihre Glieder Vermittler des Planetenglaubens geweſen. Zur Belebung aller ſolcher Stimmungen überhaupt hat endlich die Kirche namentlich im 15. Jahrhundert durch ihre phantaſtiſch ausgeſtaltete und grauſig ausgemalte Vorſtellungswelt von der Hölle und dem Teufel bedeutend beigetragen. Die Rolle des Teufels war ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert ſehr gewachſen, die äußere Vorſtellung von ihm durch die geiſtlichen Schauſpiele (vgl. S. 100) und Malereien ſeitdem dem Volke eingeprägt worden. Den Umfang der Teufelsgeſchichten im 13. Jahrhundert beweiſt Cäſarius von Heiſterbach (vgl. Bd. I, S. 423).

Dieſe Teufelslehre wurde nun infolge ihrer „wiſſenſchaftlichen" Geſtaltung für den ſyſtematiſchen Hexenwahn, der im 15. Jahrhundert völlig entwickelt iſt, beſonders wichtig. Hanſen hat eingehend nachgewieſen, daß „der Begriff vom Hexenweſen, der die Grundlage der großen Verfolgung bildete, keineswegs aus dem Spiel der Volksphantaſie frei erwachſen, ſondern wiſſenſchaftlich, wenn auch teilweiſe in Anlehnung an Volksvorſtellungen, konſtruiert und feſt umſchrieben worden, in ſeinen Elementen durch die ſyſtematiſche Theologie der mittelalterlichen Kirche entwickelt, ſtrafrechtlich in der Geſetzgebung von Kirche und Staat fixiert, ſchließlich auf dem Wege des kirchlichen und weltlichen Strafprozeſſes, und zwar zuerſt durch die Ketzerinquiſition, zuſammengefaßt worden iſt". Im ganzen kann man den Beginn der drei Jahrhunderte währenden und eng mit den dämoniſtiſchen Vorſtellungen der chriſtlichen Kirche zuſammenhängenden Hexenverfolgung um 1400 anſetzen. Der Kern des Wahnes war die uralte Vorſtellung vom Malefizium, von der Schädigung von Menſchen durch andere mit Hilfe von Dämonen: dieſe immer als Realität angenommene böſe Tätigkeit in anfangs verhältnismäßig einfachen und größtenteils volkstümlichen Formen iſt zunächſt das Objekt kirchlicher und ſtaatlicher Strafverfolgung geweſen. Nach Hanſen hat dann etwa von 1230 ab die Scholaſtik, namentlich die ſpätere, die alles methodiſch geſtaltete, „theoretiſch die Möglichkeiten für die Verbindung von Menſchen und Dämonen (namentlich auch die geſchlechtliche: Incubus, Succubus) ermittelt" — eben die von der Kirche gepflegte Teufelslehre gab den konſtruierenden Theologen reiches Material —, und eine ſolche Verbindung war natürlich wieder kirchlich zu ahnden. Um dieſelbe Zeit kam als dritte Vorſtellung die Ketzerei hinzu, d. h. Zauberei wurde als Ketzerei betrachtet, Zauberer und Ketzer galten nun als mit fremdartigem und unzüchtigem Götzendienſt verknüpfte Sekten. Gerade die ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert ſtärker gewordenen Ketzerbewegungen haben wieder die Kirche, die ſich zur energiſchen Abwehr derſelben durch die Inquiſition rüſtete und ſeit dem 13. Jahrhundert auch den Staat zur Beſtrafung der Ketzer bewog, dieſe Verknüpfung von Zauberei und Ketzerei, in Deutſchland freilich zunächſt weniger (vgl. Bd. I, S. 424), beſonders ausbilden, auch beide mit dem Verbrennungstode bedrohen laſſen. Es kam ſo aus mannigfachen Vorſtellungen „ein Sammelbegriff des Hexenweſens", als deſſen Träger eine Sekte galt, etwa im erſten Drittel des 15. Jahrhunderts zuſtande. Doch ſpielt z. B. in dem Werk des Münchener Leibarztes Johann Hartlieb „Buch aller verbotenen Kunſt, Unglaubens und der Zauberei" (1456), das, auf Anregung des Markgrafen Johann des Alchimiſten entſtanden, den geſamten Geheimglauben der Zeit vor uns ausbreitet, die Hexerei noch eine untergeordnete Rolle. Die alte volkstümliche Striga- (Hexen-) Vorſtellung hatte ſich ſchon vorher mit der Vorſtellung vom Malefizium vereinigt, erſt jetzt wurde aber der weſentlich aus dieſen beiden Vorſtellungen (daneben auch aus derjenigen von der Verwandlung von Menſchen in Tiere) erwachſene Wahn prinzipiell auf das weibliche Geſchlecht, das bisher nicht die Hauptrolle geſpielt hatte, das aber überhaupt (vgl. S. 163 f.) damals einer Mißachtung, wenn auch nicht ohne Oppoſition, anheimgefallen war, gewandt. „Eine beſondere theologiſche und kanoniſtiſche Hexenliteratur verteidigte endlich — denn es fehlte nicht an Widerſprüchen — vom 15. Jahrhundert ab den durch die ſeitherige Entwickelung entſtandenen Kollektivbegriff der Hexe.“

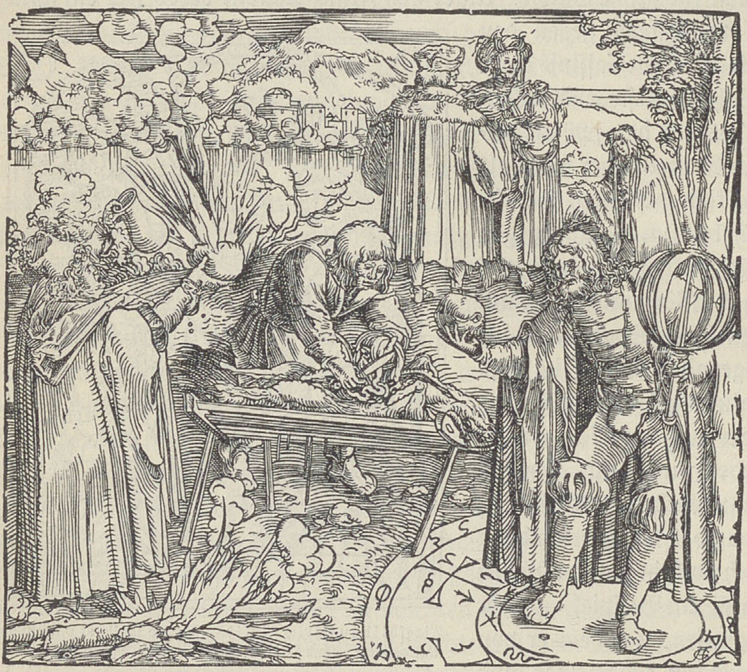
Der 1487 zuerſt erſchienene „Malleus maleficorum“ (Hexenhammer), dem ähnliche Schriften ſeit 1450 vorausgingen, gab die abgeſchloſſene literariſche Fixierung des Wahnes, mit ihm war das Handbuch für die praktiſche Verfolgung und die Anwendung eines raffinierten Unterſuchungsſyſtemes da. Die Grundlage dafür aber war das ſpezielle, an Stelle des alten Beweisverfahrens getretene, urſprünglich kanoniſche, inquiſitoriſche Verfahren, das auch die Folter anwendete und gegen Ketzer Ausnahmebeſtimmungen benutzte. Dem „Malleus“ vorausgegangen war auch jene vielberufene Bulle des Papſtes Innozenz VIII. von 1484 „Summis desiderantes affectibus“. Sie war wie frühere päpſtliche Akte erlaſſen worden, weil die Kompetenz der Ketzerrichter, in dieſem Falle der Dominikaner Sprenger und Inſtitoris, den Zauberern gegenüber angezweifelt wurde. Sie ſtellte die Hauptübeltaten der Zauberer in Deutſchland auf Grund der Angaben jener beiden feſt. Freilich fehlte die mit dem kirchenrechtlich maßgebenden canon episcopi (vgl. Bd. I, S. 194) im Widerſpruch ſtehende, aber ſehr wichtige Hexenfahrt nebſt Hexenſabbat. Weiter wurde der ketzeriſche Charakter der Zaubereien hervorgehoben und damit die Kompetenz jener beiden Mönche erwieſen; zugleich ergab ſich daraus, worauf es der Kirche, auch jener Hexenliteratur, vor allem ankam, das Einſchreiten der weltlichen Gewalt als notwendig. Mit Recht betont Hanſen, daß dieſe Bulle vor allem deshalb großen Einfluß gewann, weil ſie durch den Druck verbreitet und allgemein bekannt wurde. Sie iſt allen Ausgaben des „Malleus“ vorgedruckt worden. Auch er rührte von jenen beiden, übrigens 1486 ſelbſt von Maximilian geförderten Dominikanern oder vielmehr hauptſächlich von Inſtitoris allein her. Daß die zweite der dem Hexenhammer vorgedruckten Approbationen durch die Kölner Univerſität eine Fälſchung iſt, hat man neuerdings erfolglos beſtritten. Auch der Hexenhammer ſuchte vor allem die weltlichen Richter zu belehren und zu gewinnen, damit gerade ſie gegen die Zauberer, gegen die nach römiſchem Rechte mit dem Tode zu beſtrafenden malefici, einſchritten. Auch er ſucht die noch vorhandenen Zweifel an der Realität des ganzen Wahnes zum Schweigen zu bringen, ja ſtellt ſolche Zweifel als ketzeriſch hin. Er hat endlich die aus dem Ketzerrecht ſelbſt ſich ergebenden etwaigen Milderungen für reuige Ketzer bezüglich der Zauberer zu beſeitigen verſtanden. Ihre völlige Vernichtung war das Ziel. So wenig der mit kalter Grauſamkeit geſchriebene „Malleus“ erſt den Hexenprozeß inauguriert hat, ſo ſehr hat er doch als allgemeine Autorität zu ſeiner ſtärkeren Verbreitung wie zum Anwachſen des Wahnes ſelbſt, vor allem zum Übergang der Verfolgung von der geiſtlichen auf die weltliche Juriſdiktion und zu jener prinzipiellen Wendung auf das weibliche Geſchlecht beigetragen.

In letzterer Beziehung iſt auch eine Schrift, die ſonſt einige verſtändige Anſichten, z. B. bezüglich der lebhafte Täuſchungen vorſpiegelnden Phantaſie, äußert, die des Ulrich Molitoris „de laniis et phitonicis mulieribus, teutonice [zu Deutſch] unholden vel [oder] hexen“ (1489, ſ. die Abbildung S. 201), beſonders charakteriſtiſch. Im ganzen richtete ſich die Verfolgung damals noch vor allem gegen das Landvolk, das, wie wir (S. 140) ſahen, auch ſonſt ſo oft herhielt und ja in der Tat der beſte Bewahrer des Volksglaubens war. Gerade weil dieſer ſich in den abgeſchloſſenen und wenig fortgeſchrittenen, anderſeits ein tieferes Gemütsleben begünſtigenden Gebirgsländern, namentlich den Alpen, in voller Stärke erhalten hatte, bildeten ſich Hexenwahn wie Hexenverfolgung vor allem in den Alpen aus. Aber auch die ſtädtiſchen niederen Schichten wurden betroffen. Dieſer Hexenwahn vermehrt, wenn man die gleichzeitige hochgerichtete humaniſtiſche Strömung bedenkt, die Kontraſterſcheinungen der Zeit: aber er gehörte zum allgemeinen Geiſtesinventar wie etwa irgendeine religiöſe Grundvorſtellung. Immerhin hat er, ſoweit die Mangelhaftigkeit der Quellen urteilen läßt, in dieſer Zeit doch noch keineswegs jene unheilvolle Stärke entwickelt wie ſpäter (vgl. S. 240 ff.), obgleich ſchon Maſſenprozeſſe vorkamen. Es hat damals auch nicht an Oppoſition der „Aufklärung" gefehlt, ſelbſt nicht an einer ſolchen der Theologen. 1484 erklärte Lanzkranna den Glauben an Hexenfahrten für große Sünde. Unter den Franziskanern erhob ſich ein ſyſtematiſcher Widerſpruch wenigſtens gegen den Hexenflug ſeitens des Italieners de Caſſinis 1505. Es erſchien ferner der Wahn höherſtehenden Leuten oft als ein Ding, das nur den „pöfel" anging, fortgeſchritteneren Geiſtern aber mehr als ein verächtliches Geiſteskind der alten Schule. Erasmus wie Reuchlin haben ſich energiſch gegen die Wahrheit von Teufelspakten oder von zauberiſchen Verwandlungen erklärt, und die „Dunkelmännerbriefe" haben ihren Spott über die Hexenvorſtellungen ausgegoſſen. Anderſeits ſtand die volkstümliche Literatur auf ſeiten der Hexenrichter, ebenſo Geiler, der auch vor allem wieder die Weiber in den Vordergrund ſtellt, aber ſich über die Hexenfahrten widerſprechend äußert, und Murner. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Wahn jedoch auch in humaniſtiſchen Kreiſen — Bebel iſt dafür ein Beiſpiel — mehr und mehr um ſich zu greifen, nachdem er von Kirche und Staat autoritativ fixiert war und ihm überdies die häufige krankhafte Erregung des Gemütslebens und jene wunderſüchtige Stimmung ſo gut den Boden bereitet hatten. Der ſyſtematiſierte Wahn aber war in letzter Linie das Produkt des auf das Tranſzendente gerichteten, nur formal die intellektuellen Kräfte ſchulenden Geiſteslebens des Mittelalters. Dazu kommt gerade für höhere Geiſter eine beſondere okkultiſtiſche Strömung, die ſich an die ſonſt, wie geſagt, ſchon rationaliſtiſch gerichtete Renaiſſance knüpft, und zwar an ihren Platonismus, der ſich mit allen möglichen myſtiſchen Elementen namentlich aus der ſpäten Antike miſchte und dem Dämonenglauben Vorſchub leiſtete.



Titelbild zu Ulrich Molitoris, „De laniis et phitonicis mulieribus", ohne Ort und Jahr (1489). Vgl. Text S. 200.

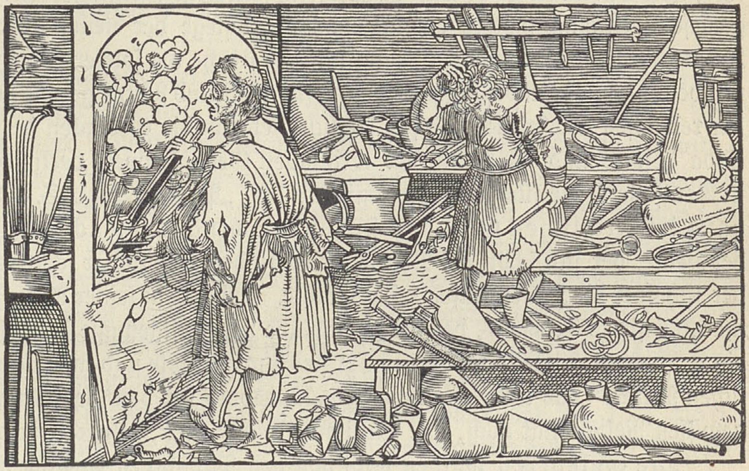
Aber dem höheren Geiſtesleben haftete damals überhaupt ein okkultiſtiſcher Zug an. Es iſt das Streben, in die Geheimniſſe der Natur zu dringen, es ſind die Anfänge der Naturwiſſenſchaft, die ſich in ſolchen, heute als abergläubiſch empfundenen Formen zeigten. In dieſe abenteuerlichen, verboten und gefährlich erſcheinenden Formen hatte ſchon das 13. Jahrhundert die nähere Beſchäftigung mit den Geheimniſſen der Natur gekleidet. Die Naturwiſſenſchaft war noch Geheimwiſſenſchaft, und der Unterſchied von dem zum Teil doch auch auf Empirie gegründeten Volksglauben beruht im weſentlichen auf der ſyſtematiſchen, „wiſſenſchaftlichen" Ausgeſtaltung des Ganzen. Weiter aber weiſt die Geheimwiſſenſchaft auf das Altertum, auf den Orient zurück: die arabiſche Kultur vermittelte auch dieſe Einflüſſe. Schon im 13. Jahrhundert zeigen ein Albertus Magnus, ein Roger Baco die Wirkung derſelben. Sie verſtanden geheimnisvolle Künſte, waren der Aſtrologie ergeben und erkundeten das Schickſal aus den Sternen, ſie ſtrebten nach dem Beſitz des Steines der Weiſen und übten die Goldmacherkunſt. Aber daß ſie oft in den Ruf als Zauberer kamen, das verdankten ſie weniger ihren Anſchauungen, die alle Welt teilte, als ihren experimentellen Verſuchen. Dieſe Art der Naturwiſſenſchaft erlebte jetzt ihre Blüte und ergriff weite Kreiſe.



Der Aſtrolog. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel", nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Eine große Rolle ſpielte zunächſt die Aſtrologie (ſ. die nebenſtehende Abbildung), durch die man ein geheimnisvolles Einwirken der Weltenkörper auf das Schickſal des Menſchen gewiſſermaßen wiſſenſchaftlich erkennen zu können glaubte. Man beſtimmte es nach dem Stand der Sterne ſchon bei der Geburt (Nativität, Horoſkop ſtellen). Als altes babyloniſches Gut von den Griechen zu den Arabern gelangt und von dieſen wieder dem Abendland überliefert, hatte die Sterndeutung ſchon durch Thomas von Aquino trotz ſeines Eiferns gegen die gewerbsmäßige Aſtrologie eine Art kirchlicher Sanktionierung erhalten: jetzt, im 15. Jahrhundert und ſpäterhin, wurde ſie ein Grundelement der Weltanſchauung. Wie an der päpſtlichen Kurie genoß ſie am kaiſerlichen Hofe hohes Anſehen, und der Einfluß der Hofaſtrologen war überall groß. Kaiſer Friedrich III., der mehrere Aſtrologen, z. B. Johann von Linden und Hartung Gernodt, hielt, ſtand ganz in ihrem Bann. Die Aſtrologie berührte auch das gewöhnliche Leben, nicht nur durch die Medizin, die den Einfluß der Geſtirne ſyſtematiſch verwertete, ſondern auch durch deren maßgebende Rolle für das Wetter. Es iſt charakteriſtiſch, daß ſelbſt die Städte Aſtrologen hielten. In Frankfurt a. M. war z. B. Johann Reyer von Amorbach als Arzt und Aſtrologus um 1430 angeſtellt: war er außerhalb der Stadt, ſo meldete er wohl ſchriftlich, daß ſchädliches Wetter eintreten würde, und empfahl, durch eine Prozeſſion dasſelbe zu bannen. Der Glaube an die Sterne war den damaligen Menſchen ein beruhigendes Element ihrer Religion und ein gewichtiger Teil ihres höheren Denkens, der Schlüſſel zu den Rätſeln der Welt und des Lebens wie den Geheimniſſen der Zukunft. Das 14. und 15. Jahrhundert zeigten dieſe Strömung am kräftigſten: am Ende des letzteren ſetzte die Kritik, wie ſie z. B. gegenüber Johannes Stoffler Regiomontanus übte, ſtärker ein, ohne aber das weitere Umſichgreifen zu hemmen. Wie Melanchthon noch an der Aſtrologie hing, ſo auch andere gute Köpfe der ſpäteren Zeit. Aber ſtärker und ſtärker trat dann der rein abergläubiſche Charakter der nunmehr durch Kopernikus theoretiſch vernichteten Sterndeuterei hervor, gerade wie der Hexenwahn erſt nachmals ſeinen bösartigen Charakter annahm. Ähnlich war es auch mit der Alchimie (ſ. die untenſtehende Abbildung), die vor allem auf die bei den damaligen Finanznöten ſehr wünſchenswerte Kunſt des Goldmachens ausging und nachher mehr und mehr einfache Betrügerei wurde.

Auf Ariſtoteliſchen Anſchauungen, namentlich aber auf der ſpäteren, durch die Araber übermittelten irrigen Lehre von der Metallverwandlung beruhend, war ſie vor allem durch Raimundus Lullus, der ſich auf den Araber Geber ſtützte, in der „Wiſſenſchaft“ des Abendlandes zur Herrſchaft gelangt. Das 15. Jahrhundert ſtrebte noch ernſtlich, mit heißem Bemühen, das große Magiſterium, den Stein der Weiſen, zu finden. Einen gewiſſen ſyſtematiſchen Abſchluß erhielt die okkulte Strömung zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch Agrippa von Nettesheim, auf dem dann wieder die folgenden Geheimkünſtler zum großen Teil theoretiſch fußten. In ſeinem Werk „De occulta philosophia“ verſchmolz er die naturwiſſenſchaftlichen Anſichten des Ariſtoteles mit der neuplatoniſchen Philoſophie und der jüdiſchen Kabbala und machte die Magie zu einem phyſiſch-mathematiſch-theologiſchen Wiſſen, zu einer erlaubten Anwendung angeblich erkannter Naturkräfte.



Der Alchimiſt. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620.

Es ſind Strömungen, in denen trotz allem ein Drang nach geiſtiger Befreiung liegt, ein ſtilles Hinauswachſen des forſchenden Kopfes über das gläubige Hinnehmen. Bedenkt man weiter die geiſtige Aufklärung, die ſich mit dem Humanismus verband (vgl. S. 179), ſo lag ein Kampf mit der Kirche als geiſtiger Zwangsherrin in der Luft. Man ſollte annehmen, der Humanismus habe dieſen Kampf führen müſſen. In Wahrheit hat er nicht einmal die Notwendigkeit desſelben eingeſehen: auch die Reformation iſt keineswegs in dieſem Zeichen unternommen worden. Der deutſche Humanismus war äußerlich nicht antikirchlich oder wenigſtens nicht antireligiös, ſondern nur antiklerikal, antiaſketiſch. Kritiſche Regungen gegenüber der Kirche ſind zwar alt (vgl. Bd. I, S. 304ff., 417ff.), auch Geiſtliche haben ſie von jeher gezeigt, und unter den früheren Gelehrten hat es genug freiere Köpfe gegeben. Die Zuſtände der Kirche machten aber im 15. Jahrhundert, wie wir (S. 208) ſehen werden, ſolche Kritik geradezu zur Mode. Wenn der zur päpſtlichen Kanzlei gehörige Poggio den verbrannten Hieronymus von Prag, Huſſens Freund, rühmte und ehrte, ſo konnte Niklas von Wyle dieſen Bericht über den Feuertod des Ketzers getroſt überſetzen: derſelbe Wyle hat auch die Satire ſeines Freundes Hemmerlin auf das Treiben der Bettelmönche verdeutſcht. Aber bis zu einer prinzipiellen Stellung gegen die Kirche ſelbſt war noch ein weiter Schritt. Wyle z. B. iſt ein völlig kirchlicher Menſch geblieben. Sogar in Italien, wo gerade die Kurie humaniſtiſchen Geiſt überallhin ausſtrömte, ſind die Humaniſten, Valla nicht ausgenommen, trotz aller Feindſchaft gegen das Mönchstum, trotz Spott und Hohn über die Pfaffen, ja trotz gelegentlicher Irreligioſität keine „Ketzer“ geweſen. Einmal machte die ungehinderte Pflege der neuen geiſtigen und künſtleriſchen Intereſſen keine Auseinanderſetzung mit der Kirche als ſolcher nötig, anderſeits verband ſich mit dem nunmehr unbefangenen Sinne für Welt und Natur gerade bei den tieferen Geiſtern ein religiöſes Bedürfnis, das ſich freilich mehr an die Gedanken des Platonismus und der Stoa heftete und dieſe mit der chriſtlichen Gedankenwelt verknüpfte. Freilich ſind auch in Deutſchland die jüngeren Humaniſten, die „Poeten“ (vgl. S. 189), über die älteren, ganz im kirchlichen Glauben ſtehenden hinausgewachſen. Der Spott über Teile der Lehre, der ſich ſchon bei Petrus Luder findet, trat ſpäter ſchärfer hervor, ſo bei Celtes, der ſich über die Höllenſtrafen luſtig machte. Und der in ſeiner Aufgeklärtheit ſchon (S. 194) charakteriſierte Erasmus, der die allmähliche vernunftgemäße Umgeſtaltung der Kirche und ein geiſtigeres, zugleich tolerantes Chriſtentum erſtrebte und in ſeinem „Handbuch des chriſtlichen Ritters“ das undogmatiſche Erbauungsbuch für den Gebildeten gab, hatte trotz einer gewiſſen Religioſität doch, wie Mutianus und Hutten, etwas vom antiken Heiden.

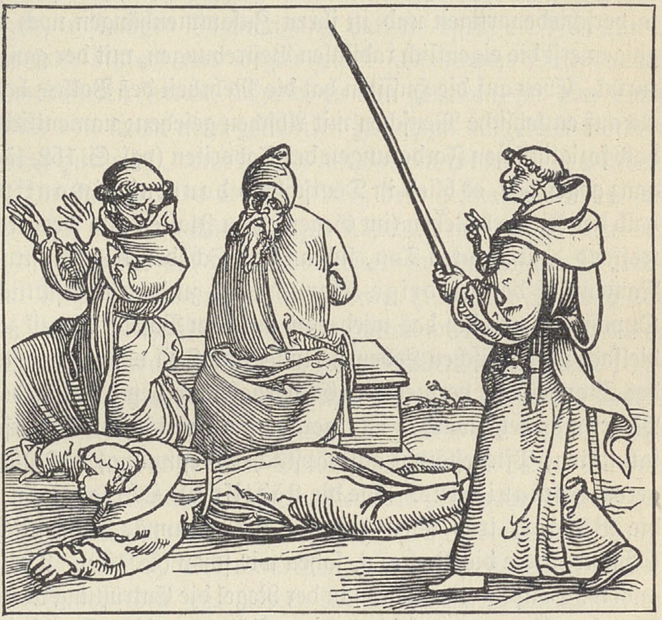
Die Gelehrten wurden auch von den Päpſtlichen zunächſt als Hauptſtützen der Reformation, insbeſondere gerade bezüglich der Kritik der Lehre, angeſehen (vgl. S. 209). Immer ſchärfer wurden überdies ihre Angriffe auf die Zuſtände der Kurie und das verrottete alte Kirchenweſen. Übrigens hat auch die gelehrte Tätigkeit an ſich der Reformation vorgearbeitet: wie Reuchlin durch ſeine hebräiſchen Studien das Alte Teſtament in reiner Geſtalt aufleben ließ, ſo machte ſich Erasmus durch ſeine Ausgaben des Neuen Teſtaments und der Kirchenväter verdient. Überhaupt ließ das hebräiſche wie das griechiſche Studium die Fehlerhaftigkeit eines Teiles derjenigen Stellen der Vulgata, d. h. der offiziellen lateiniſchen Bibelüberſetzung, erkennen, die das römiſche Syſtem als ſeine Stützen beanſpruchte. Erasmus und Reuchlin ſind trotzdem Gegner der Reformation geweſen, und auch andere Humaniſten, ſo Mutianus, Euricius Cordus, Eobanus Heſſus oder der Nürnberger Patrizier Pirckheimer, die anfangs der Bewegung freundlich gegenüberſtanden und freudig für Luther, den „zweiten Paulus“, eintraten wie einſt für Reuchlin — die Erfurter beſtimmten ſelbſt Erasmus zu einer anfänglichen Protektion Luthers —, ſind ſpäter ſeine Gegner geworden. Mochten die einen nicht mit dem äußeren, als bloße Form betrachteten Kirchentum brechen, die Kirche überdies als Ordnungsmacht für die Welt als unentbehrlich anſehen oder es bei dem äſthetiſch-ariſtokratiſchen Charakter auch des deutſchen Humanismus (vgl. S. 191f.) nicht mit einer Maſſenbewegung halten, ſo war anderen gerade das Strengreligiöſe der lutheriſchen Bewegung unſympathiſch. Vielleicht wäre auch Hutten, bei deſſen wutheißem Kampf für

Luther, den ihm im Grunde diametral entgegengeſetzten Mönch, religiöſe Motive kaum mitſpielten, ein Gegner der neuen Kirche geworden. Man ſah ja die „ſtinkenden Kutten" nur in anderer Form zu neuer Macht gelangt; man mußte erleben, wie die Prediger von der Wiſſenſchaft abmahnten und die Univerſitäten, z. B. Erfurt, deshalb verödeten, wie ſelbſt Luther ſpäter gegen die Vernunft, des „Teufels Hure", eiferte und ſeine Anhänger über ihn noch weit hinausgingen. Luther war viel mehr ein mittelalterlicher Menſch als der von ihm bekämpfte Papſt: dieſer ſtand den Humaniſten innerlich viel näher als jener. Der Humanismus war die Vorſtufe der Aufklärung, nicht das Luthertum. Gerade wogegen der Humanismus ſich eigentlich richtete, die Vorherrſchaft der Theologie, ſie wurde durch die Reformation aufs neue befeſtigt (vgl. S. 233ff.). Schließlich kapitulierte der Humanismus vor der Theologie hüben und drüben, wenn auch das durch ihn ausgebildete gelehrte Weſen nunmehr hauptſächlich von Laien getragen wurde und der Geiſt der Kritik wie der freien Forſchung doch trotz aller Feſſeln latent vorhanden blieb.

Aber bedeutete denn die Reformation keinen kulturellen Fortſchritt, keine Befreiung? Gewiß bedeutete ſie das. Nur darf man ihr keine Tendenzen beilegen, die ſie weder hatte noch haben konnte. Der ältere Proteſtantismus iſt im Prinzip nicht allzuſehr von der mittelalterlichen Kirche verſchieden, die in der Reformation liegenden modernen Keime begannen ſich erſt viel ſpäter zu entwickeln. Über die Urſachen der Reformation zunächſt iſt man noch keineswegs völlig im klaren. Neben rein religiöſen Momenten haben mannigfache andere gewirkt, ebenſo wie die verſchiedenſten Verhältniſſe den weiteren Verlauf beeinflußt haben. Nicht rein religiös, ſondern mehr ſozial iſt vor allem das Moment, welches dem Auftreten Luthers die eigentliche Maſſenwirkung verlieh und die Reformation ſogleich zur Volksſache machte, der allgemeine Haß gegen die Pfaffen. Seine Haupturſache war die maßloſe Korruption der Kirche. Sie war ſchon im 13. Jahrhundert ſtark (vgl. Bd. I, S. 415ff.) und ſtieg im 14. und 15. andauernd. Es gab nichts, worüber man ſich mit ſolcher Übereinſtimmung innerhalb und außerhalb der Kirche entrüſtete. Den völlig weltlichen Charakter der Biſchöfe hoben wir ſchon früher hervor: Jagd und Krieg — zu dieſem zwang ſie freilich ihr Charakter als Landesherren —, auch Turniere behagten ihnen ebenſo wie den weltlichen Herren; den Kleiderluxus machten ſie dank ihren Mitteln am eifrigſten mit und nicht minder das genußſüchtige Treiben. Geiler von Kaiſersberg charakteriſiert ihr Leben alſo: „mit viel Pferden reiten, große Ehren einnehmen, den Säckel füllen, gute Hühnlein eſſen und den Dirnen nachlaufen". Ähnliche Stimmen über die höhere Geiſtlichkeit überhaupt kennen wir z. B. von Johannes Butzbach, von Murner, am ſchärfſten urteilte ein Biſchof ſelbſt, Bertold Pirſtinger von Chiemſee, der insbeſondere die auch ſonſt oft getadelte Intereſſeloſigkeit der Geiſtlichen gegenüber ihrem eigentlichen Beruf hervorhebt. Die Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß Biſtümer und Kanonikate eine Domäne des Adels waren, der Nichtadlige ſeit langem aus den Domkapiteln ausſchloß und hohe Kirchenämter nur als Pfründen für ſeine Angehörigen betrachtete, weshalb ein Biſchof auch oft danach ſtrebte, noch ein weiteres Biſtum, ein Domherr, noch weitere Stiftsſtellen zu bekleiden. Für das 15. Jahrhundert zeigen die von Janſſen zuſammengeſtellten Biſchofsliſten das Übergewicht des Adels, wobei aber die Ritterſchaft mehr und mehr von dem hohen Adel, den Fürſten zurückgedrängt wurde. Bei Beginn der Reformation waren die meiſten Erzbiſtümer und Biſtümer in den Händen von Fürſtenſöhnen. Noch ſtärker als über die Biſchöfe wird vielerorts über die Domherren geklagt, unter denen es Straßenräuber, wie Dietrich von Neuenar, gab, und deren Liederlichkeit und nächtliche Raufereien die Bürger empörten.

Aber auch die Inſaſſen vieler Klöſter, zumal der reichen, gingen in weltlichem Weſen auf: daher ſchon jener fanatiſche Haß der Bauern gegen die faulen, ſchlemmenden Mönche. Die Kloſterfrauen lebten auch ganz nach der Welt in Üppigkeit, konnten, wie es einmal von einem Kloſter in Neuß heißt, die „allerfeinſten Tänze" oder trieben zum Teil auch ſchlimmere Dinge: „des Adels Hurhaus" nennt eine Quelle ein Kloſter zu Oberdorf. Namentlich die Klöſter der Klariſſinnen waren oft die Stätten ſchamloſer Unzucht, ſo daß die ſtädtiſchen Obrigkeiten (in Regensburg, Ulm und anderswo) wiederholt „Reformationen" derſelben durchſetzten. Aus dem Kloſter Söflingen bei Ulm iſt uns die ſeinerzeit konfiszierte Korreſpondenz der Nonnen mit ihren geiſtlichen Liebhabern aus dem 15. Jahrhundert erhalten, die uns einen authentiſchen Einblick in den ſehr weit fortgeſchrittenen ſittlichen Verfall gewährt. Eine höchſt bedenkliche Perſönlichkeit iſt in dieſem Kreiſe der Franziskaner Jodocus Wind. Später, im Jahre 1523, hat Eberlin von Günzburg eine ſehr bezeichnende Äußerung über dieſe ſehr häufig vorkommenden Liebeskorreſpondenzen der Nonnen getan: „Ich geſchweig auch der heymlichen bulerey, das ſellten eyn Nun [Nonne] iſt on ein bulen.... Do eyn Nun dißen münich hat, yhene eyn andern, dan eyfert eyne die andern, wan eyner zwo hat, vnd wan man die heyſſe lieb oft nit kület mit geſchrift, mit geſprech, mit faciletlen [Taſchentüchern], heiligen brieflehn, ſo ſolten wol etwan die hertzen ſchwinden, vnd das verdeckt man mit namen eynes geiſtlichen vatters, kynd, bruder, ſchweſter vnd tragen etwan yhr leiblich vätter vnd freund die buelbrieff, auch werden küpler vnnd wiſſen nit davon." Ein Brief des Grafen Ulrich von Württemberg an ſeinen Sohn Eberhard von 1477 zeigt, daß die böſe Jugend Klöſter (in dieſem Falle Kirchheim) zu nächtlichen Tänzen und Orgien benutzte und es dort ſchlimmer trieb als im Frauenhaus. Und Geiler wirft die Frage auf: „Ich weiß nicht, welches ſchier das beſt wer, ein tochter in ein ſemlich [ſolches] cloſter thuon oder in ein frawenhauß?" Im Kloſter ſeien oft „die thuren mit einem hanffſtengel beſchloſſen", und es ſei „ein uß- und yngon als in einer batſtuben". Die Männerklöſter wieder beherbergten oft Dirnen (Auguſtiner in Regensburg 1455). Strafen (ſ. die Abbildung S. 207) halfen wenig. Die Konkubinen der Prieſter, die „Pfaffendirnen", waren überall ein Gegenſtand beſonderen Haſſes, in den Faſtnachtsſchwänken ſpielten ſie eine ſtehende Rolle, wie überhaupt die Sittenloſigkeit des Klerus das hergebrachte Objekt der Satire, jetzt auch der humaniſtiſchen (Bebels „Facetiae“ und die „Epistolae obscurorum virorum“) war. Auch die ſonſt oft geiſtlich gefärbten Meiſterlieder zeigten ſolche Oppoſition. Schon 1450 heißt es von den Augsburgern in einem Liede: „ſie hand gemachet ain ſingſchul und ſetzen oben auf den ſtul, wer übel redt von pfaffen".

Indeſſen jener Zug ausſchweifender Lebensluſt und ähnliche Erſcheinungen bei den Geiſtlichen lagen doch recht in der ganzen Atmoſphäre der Zeit ſelbſt: überdies waren es, wie Geiler, meiſt gerade Geiſtliche, die auf dieſe Zuſtände hinwieſen und Reformen forderten. Schon auf dem Konſtanzer Konzil hatte ein Franziskaner die ganze Geiſtlichkeit als dem Teufel verfallen hingeſtellt. Eben die Bettelmönche, die gegenüber vielen unluſtigen oder ihre Gebete und Sermone unverſtanden herunterplärrenden Pfarrgeiſtlichen eine ſo große ſeelſorgeriſche Wirkſamkeit entfalteten (vgl. Bd. I, S. 422f.), waren lange die Hauptvorkämpfer von Reformen. Freilich auch bei ihnen war die Verderbnis früh eingeriſſen, und der erwähnte Franziskaner Wind war ſicherlich nur ein Beiſpiel von vielen. Anderſeits betonten ſie in ihren Predigten durchaus nicht immer das religiöſe Moment, ſie waren oft nur Diener der Menge und redeten ihr nach dem Munde, freilich gerade auch im Sinne der kirchlichen und ſozialen Kritik. Aber auch jener Erſcheinung, die neben dem moraliſchen Verfall als zweiter Grund allgemeiner Entrüſtung gilt, der Verweltlichung der päpſtlichen Kurie wie dem ganzen kurialen, nur auf die finanzielle Ausnutzung der Chriſtenheit berechneten Syſtem (vgl. Bd. I, S. 418), erſtanden innerhalb der Kirche ſcharfe Gegner, insbeſondere ſeit dem das Anſehen der Kurie überhaupt herabdrückenden großen Schisma. Der Hauptübelſtand, der auch am meiſten die Verweltlichung der Kirche beförderte, war das politiſch-weltliche Syſtem der Papſtkirche und ihre entſprechende Organiſation. Eben die ſtraffe Zentraliſation der Kirche bedingte die Identifizierung der Intereſſen des abſolut herrſchenden Papſtes mit den Intereſſen der Kirche und hatte zu der rückſichtsloſen Behandlung aller Dinge ohne Verſtändnis für die nationalen Verhältniſſe geführt, überhaupt erſt das ausbeuteriſche Syſtem durch Stellenverkauf wie durch Feilhalten von Ablaß in Maſſe großgezogen. Zahlreich waren aber die Angriffe. Der päpſtliche Steuerdruck und die ſonſtigen mannigfachen Kniffe, die das Geld in Menge aus Deutſchland nach Rom zogen, waren ein Hauptpunkt der ſpäteren Beſchwerden (Gravamina). Das Mittel des Ablaſſes, das die Päpſte nun zu einer Brandſchatzung aller Chriſten zu eigenſüchtigen Zwecken mißbrauchten, war beſonders einträglich, da es der an Werkheiligkeit gewöhnten Menſchheit in jener oft ſo laſterhaften Zeit für das Seelenheil recht bequem war. 1489 war z. B. ein großer Ablaß zu Nürnberg. Man gab nach Deichſlers Chronik „pirgamentene brief mit anhangenden roten ſigel in einer hültzen püchſen, einen umb 70 pfenning. Item man hat gelöſt zu Nürmberg auß den briefen bei 1700 gülden Martini; item ſo iſt gelegt in die truhen ob 4000 gulden.“ Aber gerade dieſes Ablaßweſen fand viele ernſte und erbitterte Gegner, wie Wiclif und Hus, und die beſonders frivolen Ablaßfahrten Tetzels waren ſpäter der Anſtoß zu Luthers Auftreten. Finke hat überhaupt auf die maſſenhaft vor der Reformation erſchienenen kirchenpolitiſchen Schriften von hohen Geiſtlichen, Mönchen uſw. über den Verfall der Kirche, über die Notwendigkeit einer Verbeſſerung nachdrücklich hingewieſen. Freilich waren ſie nur auf Teilreformen gerichtet, aber der reformeriſche Geiſt trat doch kräftig in die Erſcheinung.

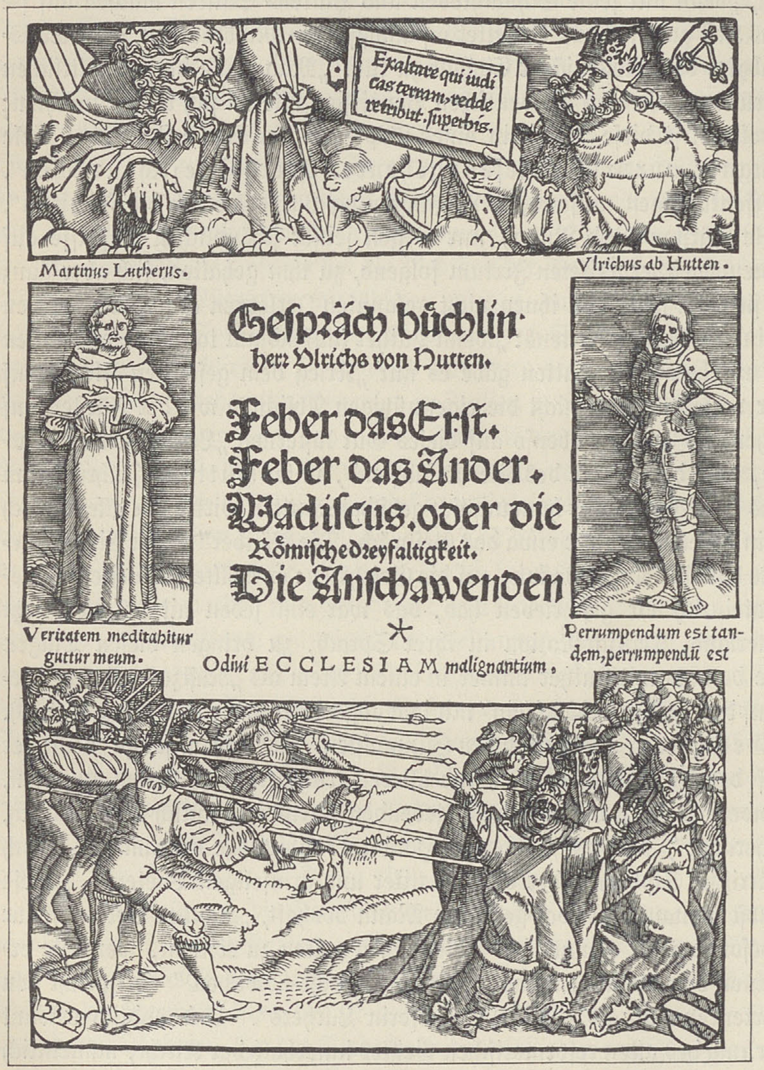


Diſziplinierung eines Mönches. Aus „Practica und Prenoſtica, Mentz [Mainz] 1492“, gedruckt 1534. Vgl. Text S. 206.

Dieſer *reformeriſche* Zug hatte allmählich auch einen ſyſtematiſchen Anſtrich bekommen. Die Orden, die einſt die entartete Kirche reformiert hatten, traten dabei vor den freilich noch halb geiſtlichen *Univerſitäten* zurück. Das in ſeiner Einheit gebrochene Papſttum ſollte wiederhergeſtellt, zugleich reformiert werden durch ein Konzil, deſſen Autorität man nun ſchon als dem Papſt übergeordnet anſah: das war die Idee, wie ſie namentlich die Pariſer Univerſität mit ihrem Kanzler Gerſon vertrat, und die zu den großen, aber im ganzen doch geſcheiterten *Reformkonzilien* führte. Viel tiefer war die von den äußeren Schäden ſchon auf die Lehre greifende, auf Gottes Wort ſich gründende Richtung *Wiclifs* an der Univerſität Oxford, deren Einwirkungen dann an der Prager Univerſität in den Ideen des *Hus* zutage traten. Denn auf dieſe, nicht auf die früheren (vgl. Bd. I, S. 419 f.), ſo verſchiedenartigen und in ihren Zuſammenhängen noch recht unklaren Ketzerrichtungen gingen erſt die eigentlich radikalen Beſtrebungen, mit der ganzen römiſchen Kirche zu brechen, zurück. Eben auf die Huſſiten hat die Mehrheit des Volkes, haben ſpäter auch die Humaniſten als auf entſetzliche Menſchen mit Abſcheu geſehen; namentlich unerhört erſchienen freilich die halb ſozialiſtiſchen Forderungen der Taboriten (vgl. S. 152, 155). Aber von ſolchen Einflüſſen ganz abgeſehen, es blieb in Deutſchland *dauernd ein antipäpſtlicher* Zug in und außerhalb der Kirche beſtehen (im Gegenſatz zu Italien und Frankreich): es gehörte, bemerkt Finke treffend, „zum guten Ton, ſich an den Schäden des Papſttums die Sporen zu verdienen“. Namentlich der *niedrige Klerus* blieb zu dem unerſättlichen höheren Klerus in ſcharfer Oppoſition, wie ſich das wiederum auf dem Baſeler Konzil zeigte, obgleich auch er bei ſeiner vielfach proletariſchen Lebenshaltung zum Teil völlig ungeiſtlich wurde und die Mißachtung des Standes nur vermehrte. Er vornehmlich hetzte das niedere Volk auf (vgl. S. 150, 153). Mehr und mehr wurden nun gerade die *deutſchen* Univerſitäten, namentlich die Artiſtenfakultäten, Pflegeſtätten antipäpſtlicher Geſinnung, vor allem unter dem Einfluß des jüngeren *Humaniſmus*. Wie die *ſtädtiſchen Obrigkeiten* zu den „Pfaffen“ ſtanden, wie die *Bürger*, trotz allen äußeren Kirchentums, namentlich die demokratiſchen niederen Schichten, wie die *Bauern*, ſahen wir ſchon (S. 150). Der *ritterliche Adel* dachte nicht anders. Hauptmotive waren in der Regel die Entrüſtung über die moraliſchen Mißſtände, die Wut der Ärmeren auf die reichen Schwelger, die Oppoſition gegen weltliche Privilegien, die Empörung über die alle ausſaugende Kurie wie ihre immer fauleren ſittlichen Zuſtände, die z. B. die Rompilger im Jahre 1500 mit Erſchrecken ſahen. Dazu kam ein ſcharfer Haß gegen die hochmütigen, die Deutſchen ausſaugenden *Welſchen*, der gerade durch den Humaniſmus (vgl. S. 192) geſteigert wurde und nun auch gegen die von Welſchen geleitete Kirche ſich richtete. Selbſt rein wirtſchaftlich drängte der ungeheure Kirchenbeſitz, die eigentliche Urſache der Verweltlichung des Klerus, zu einer Reform. Er war in Deutſchland größer als in anderen Ländern. In der Stadt beſonders ſah man mit Ingrimm auf dieſen Beſitz, der zuweilen über die Hälfte der Stadtflur ausmachte.

So wurde denn das Auftreten *Luthers* allgemein als ein lange erwarteter Proteſt gegen die nicht mehr zu ertragenden Zuſtände aufgefaßt. Dies iſt es, was die unglaublich *große Sympathie* für ihn hervorrief, was ſeine Tat zu einer ſo gewaltig wirkſamen machte. Daher vor allem das Reißen um ſeine Schriften oder um ſein Bildnis, von dem z. B. in Worms im Nu alle Exemplare verkauft waren. Ein vortreffliches Zeugnis für dieſe Stimmung ſind die *Briefe* des zum Wormſer Reichstag geſandten päpſtlichen Nuntius Aleander, dem bei allen ſonſtigen Bedenken feine und kühle Beobachtung nicht abgeſprochen werden kann. „Ganz Deutſchland“, ſchreibt er, „iſt in hellem Aufruhr; neun Zehnteile erheben das Feldgeſchrei ‚Luther!‘, und für das übrige Zehntel, falls ihm Luther gleichgültig iſt, lautet die Loſung wenigſtens: ‚Tod dem römiſchen Hofe!‘“ Er zählt die einzelnen Gruppen auf: ſie alle rührten ſich aber nicht deshalb, weil ſie von der lutheriſchen Lehre viel verſtünden, „denn nur ſeine Schmähreden und Huttens Satiren machen auf ſie Eindruck“, ſondern aus Haß gegen Rom. Er bittet inſtändigſt, den Mißbräuchen, den Rechtsumgehungen, der Habgier der Stellenjäger Einhalt zu tun. „Man zügle die unerſättlichen Inhaber zahlloſer Pfründen, die auch die deutſchen Benefizien alle an ſich reißen möchten; denn das deutſche Volk wirft dieſe Dinge in einen Topf mit der Sache Luthers“: viele „werden Gottesleugner, nur um für dieſe ungeheuren Übergriffe ſich zu rächen“. Er ſpricht von der „offenkundigen, unſinnigen Begünſtigung Luthers durch die Fürſten“, meint aber, daß viele Fürſten (und Ritter) nur wegen ſeiner ſchändlichen Angriffe auf Papſt und Klerus, einem weitverbreiteten Irrtum folgend, zu ihm gehalten, ſich aber ganz geändert hätten, als ſie über ſeine von ihnen nicht gekannten Irrlehren aufgeklärt worden wären. Er berichtet eine Äußerung Huttens: „wenn Luther tauſendmal tot wäre, es würden hundert neue Luther erſtehen“; für Hutten gäbe es nur „Krieg dem geſamten Klerus auf Tod und Leben“. Er verkennt dabei nicht die eigennützigen Abſichten wie der Fürſten auf „Eroberung des Kirchenguts“, ſo der ebenſo auf dieſes Gut lüſternen „Legion armer deutſcher Edelleute, die, nach dem Blute des Klerus dürſtend, unter Huttens Führung am liebſten gleich über uns herfielen“. Der humaniſtiſch gebildete Hutten wirkte vor allem durch ſeine Brandſchriften, in deren Charakter etwa das Geſpräch „Die Räuber“ einen Einblick gewährt. Er verſchmähte bald die bloße Wirkung auf die Gelehrten: er wollte die weiten Volkskreiſe aufrühren: „Latein ich vor geſchrieben hab, das war eim jeden nit bekandt, jetzt ſchrei ich an das Vaterland, Teutſch Nation in ihrer Sprach, zu bringen dieſen Dingen Rach.“ Hutten wurde damals mit Luther immer in einem Atem als „Rüſtzeug Gottes“ genannt und war auch auf dem „Geſprächbüchlein“ mit ihm abgebildet (ſ. die Abbildung S. 210). Hutten leitet zu den Gelehrten, namentlich den Humaniſten, ſoweit ſie anfangs zu Luther hielten. Daß ſich auf den Univerſitäten eben jene älteren kritiſchen Traditionen äußerten, beſtätigt wieder Aleander: es ſeien die dort tonangebenden Juriſten, geiſtlich oder weltlich, „alle ... erklärte Lutheraner“, „obwohl Luther ihr Handwerk allerwege verdammt“. Noch ſchlimmer ſei die „mürriſche Sippſchaft der Grammatiker und armſeligen Poeten“. „Dieſe Leute“, meint der ſelbſt humaniſtiſch hoch gebildete Mann boshaft, „glauben erſt dann für rechte Gelehrte und beſonders für Kenner des Griechiſchen gelten zu können, wenn ſie erklären, daß ihre Anſichten von der allgemeinen Lehre der Kirche abwichen.“ Er ſpricht von der „deutſchen Gelehrtenrepublik als der Helfershelferin Luthers“. Und endlich erkennt Aleander auch die Wirkung des alten reformeriſchen Geiſtes innerhalb der Kirche, namentlich bei der niederen, demokratiſch geſinnten Geiſtlichkeit und einem humaniſtiſch beeinflußten Teile: „faſt der ganze Klerus außer den Pfarrern iſt von der Ketzerei über die Maßen angeſteckt, und am ärgſten machen es die von Rom aus beförderten“. Gerade 1521 begann auch der ehemalige Franziskaner Eberlin von Günzburg mit ſeinen leidenſchaftlichen Hetzſchriften gegen die Pfaffen, die „Kloſterſchweine“.

Aber es wirkte doch nun auch ſeit langem eine poſitiv auf ein reines religiöſes Leben gerichtete Strömung. Dort die korrupte römiſche Kirche, hier die Reinen und Guten, die in ihren Gemeinſchaften das wahre Ideal der Kirche hochzuhalten meinten, eben die Ketzer in ihren verſchiedenen Formen (vgl. Bd. I, S. 419 f.), eine, wie betont, internationale Erſcheinung ſittlicher und religiöſer Reaktion volkstümlichen Charakters, daneben die Ausläufer jener dem äußeren kirchlichen und weltlichen Treiben feindlichen, auf das Innenleben gerichteten myſtiſchen Bewegung innerhalb der Kirche (vgl. Bd. I, S. 424 f.). Überhaupt herrſchte gegenüber der das ausgehende Mittelalter zu einem Teil charakteriſierenden Strömung naiv-materieller Lebensfreude und derber Genußſucht immer auch eine für die ganze Zeit nicht minder charakteriſtiſche und das geiſtige und künſtleriſche Leben des Mittelalters erſt völlig erklärende innerliche, gefühlsmäßige Strömung: ſie äußerte ſich eben über die das ganze Leben durchziehende äußere Kirchlichkeit hinaus in einem tieferen religiöſen Bedürfnis weiter Kreiſe, wie ja auch das Geiſtesleben (vgl. S. 201 ff.) zum Teil myſtiſche Formen annimmt. Keineswegs darf man überhaupt trotz allen Verfalles der Kirche und trotz allen Haſſes gegen ſie von einer religiöſen Verwahrloſung der Maſſen vor der Reformation in ſchroffer Allgemeinheit ſprechen. Im ganzen blieb Deutſchland wie früher durchaus ein frommes Land und hatte auch dieſen Ruf bei anderen Völkern.


Exaltare qui iudicas terram, redde retribut. superbis.
Martinus Lutherus.
Vlrichus ab Hutten.

Geſpräch büchlin
herr Vlrichs von Hutten.
Feber das Erſt.
Feber das Ander.
Wadiſcus. oder die
Römiſche dreyfaltigkeit.
Die Anſchawenden

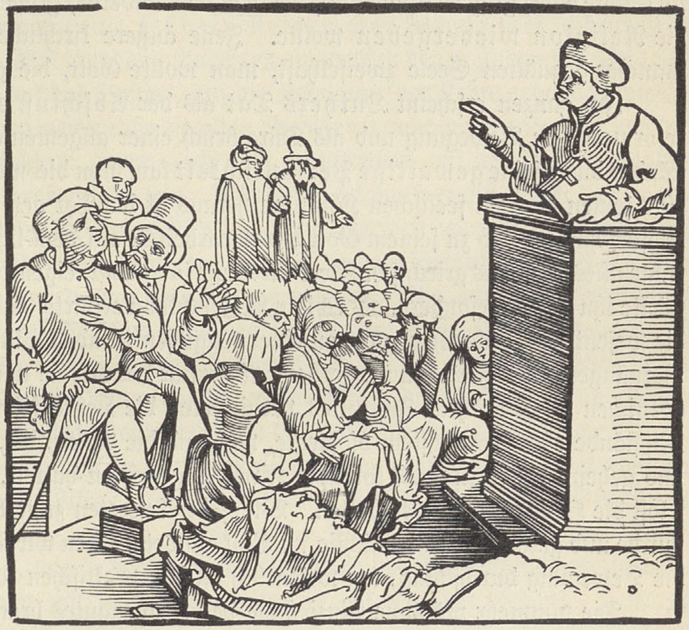
Veritatem meditabitur guttur meum.

Perrumpendum est tandem, perrumpendũ est

Odivi ECCLESIAM malignantium.

Titelbild zu Ulrich von Hutten, „Geſprächbüchlein" (ohne Ort und Jahr [1521]). Vgl. Text S. 209.

Die Kirchlichkeit der Zeit haben wir ſchon geſchildert (S. 115 ff.). Aber dieſes rege kirchliche Leben war weſentlich äußerlich. Mit Recht meinte Aventin, unmöglich ſei all das häßliche Treiben, die Habſucht, die Genußſucht und Unzucht, „wie der welt prauch iſt und weder Juden, Türken noch Haiden leiden, chriſtlich …, wie viel wir halt täglich in der kirchen an das herz klopfen, papatzen [plappern], plêſen [blöken], ſingen, ſchreien; dan es ſpricht gott ſelber: ditz volk êrt mich nur mit dem mund und lefzen [Lippen], aber ir herz iſt weit von mir". Das Gebeteplappern erſetzte ſchon im 15. Jahrhundert ſelbſt Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande (= 12000 Paternoſter und Avemaria; „gaiſtlich kirchferten durch gon [gehen] mitt dem mund"). Auch die ſtarke Vermiſchung dieſes kirchlichen Geiſtes mit altem und neuem Wunderglauben und ſeine Durchdringung mit der hergebrachten materialiſtiſchen Auffaſſung ſind unleugbar. Der rückſtändige Heiligenkultus ward immer mehr ausgebildet: die Heiligen wurden faſt zu Spezialgöttern, deren jeder ſein beſtimmtes Reſſort (für Krankheiten vgl. S. 111) hatte. Das Sittliche der frommen Betätigung trat zurück gegenüber dem rein geſchäftlichen Abwägen von Leiſtung und Gegenleiſtung. Reliquien, die Ablaß gewährten, wurden mit einer wahren Manie geſammelt. Die Reliquien hatten ſeit den Kreuzzügen ganz außerordentlich zugenommen, und die meiſten Kirchen und Klöſter beſaßen davon nunmehr eine große Zahl, nicht ſelten auch ſolche höchſt ſonderbarer Natur. Gleichzeitig ſtieg der Kult dieſer Reliquien immer mehr. Auch der Einzelne ſuchte ſich gerade während der Kreuzzüge und überhaupt auf den Pilgerfahrten zum Heiligen Lande Reliquien zu verſchaffen. Dieſer Hang nahm beſtändig zu. Der ſpäter gehängte Niklas Muffel in Nürnberg hatte 308 Reliquien und wollte für jeden Tag im Jahr eine haben, Friedrich der Weiſe hatte im Jahre 1509: 5005 — davon gab jede 100 Tage Ablaß —, Kardinal Albrecht von Brandenburg noch viel mehr. Die an den Heiligenkult ſich heftenden zahlreichen Brüderſchaften (vgl. S. 116) ſammelten für ihre Mitglieder durch Gebete, gute Werke uſw. gleichſam ein vom Fegefeuer erlöſendes Vermögen, dachten alſo ſo mechaniſch wie möglich. Sie ſtellten Verſicherungen auf Gegenſeitigkeit dar, und beſonders vorteilhaft war es, möglichſt vielen Brüderſchaften anzugehören. Aber auf der anderen Seite iſt die Religioſität des damaligen Volkes nicht zu gering einzuſchätzen — von krankhaften Erſcheinungen wie den Wallfahrtsepidemien iſt hier nicht die Rede —, ebenſo nicht der Einfluß der Religion auf ſein inneres und ſittliches Leben. Auch abgeſehen von den radikalen Volkspredigern (ſ. die obenſtehende Abbildung), die ſeit dem 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 422f.) für das innere Leben des leſeunkundigen, an ihren Lippen mit äußerſter Spannung hängenden Volkes



Volksprediger. Aus „Practica und Prenoſtica, Mentz (Mainz) 1492", gedruckt 1534.

faſt dasſelbe bedeuteten wie in der Vorzeit die Sänger, gab es neben jenen minderwertigen und unwürdigen Seelſorgern (vgl. S. 206) eine Reihe von Predigern, die in Form und Inhalt dem religiöſen Bedürfnis durchaus genügten, auch in der wiederholt hervorgehobenen Weiſe immer kirchlichen und ſozialen Mißſtänden entgegentraten. Man kann ſogar zum Teil, wie dies neuerdings für Weſtfalen nachgewieſen ſcheint, ein reiches homiletiſches Leben annehmen. Anderſeits ſind die auf regelmäßiges Predigen dringenden Beſchlüſſe der Synoden wie die Stiftungen für neue Predigerſtellen ein Beweis, daß dem Bedürfnis nicht genügend entſprochen wurde. Luthers Auftreten — er wollte doch nicht die Kirche zerſtören, ſondern die Religion retten gegenüber einer verdorbenen Kirche und einem geradezu unkirchlichen Papſt — kam jedenfalls jenem tiefen religiöſen Bedürfnis vieler entgegen: es war im Sinne eines großen Volksteiles, wenn er dem anderen, größeren, nur äußerlich kirchlichen die Religion wiedergeben wollte. Jene äußere kirchliche Heilsvermittelung erſchien mancher gequälten Seele zweifelhaft, man wollte Gott, die göttliche Kraft ſelbſt ſpüren.

Im ganzen erſcheint Luthers Tat als der Abſchluß einer lange ſchon wirkſamen reformeriſchen Bewegung und als Durchbruch einer allgemeinen Empörung über die Mißſtände: durch ſeine gewaltige Perſönlichkeit kam man diesmal aber weiter als je vorher. Aus ſeinen eigenen ſeeliſchen Kämpfen heraus iſt die Tat gewißlich erwachſen. Im ſtillen Kloſter hatte er ſich zu ſeinem Gott durchgearbeitet, auf dem inneren Verhältnis zu ihm beruhte alles; daß das griechiſche Wort für Buße (μετάνοια) eigentlich Sinnesänderung bedeute, ſtärkte ihn ſpäter beſonders, als es ihm Melanchthon erklärte. Die Hauptwirkung war, daß er die weſentlich ſoziale Bewegung zu einer religiöſen wandelte, indem er ſchärfer als irgendein Vorgänger die äußerlich untergrabene Autorität der Kirche auch innerlich erſchütterte, den göttlichen Nimbus ihres Inſtitutes vernichtete, die Lehre ſelbſt angriff, als Urſache aller Mißſtände eben das Syſtem bloßlegte, während die vielen, die, geiſtlich oder weltlich, offen und geheim die kranke und korrupte Kirche angegriffen hatten, doch immer von der Kirche ſelbſt die Heilung erwartet hatten. Wie ſein Auftreten zunächſt freilich anders ausgelegt wurde und gerade deshalb mächtig im Volk zündete, ſahen wir ſchon (S. 157 und 209). Daß die Bewegung durchſchlug, lag weſentlich an den praktiſchen Konſequenzen.

Die nunmehr mögliche Einziehung des Kirchengutes brachte, wie Aleander erkannte, die Bundesgenoſſenſchaft der Fürſten, die aber auch aus politiſchen Gründen die Bewegung unterſtützten. Das theologiſche Mönchsgezänk wäre den meiſten ganz gleichgültig geweſen, aber die ſo jäh anſchwellende Bewegung war politiſch gut auszunutzen. Der aufſtrebende Fürſt, deſſen Regiment ausſchließliche Geltung für den geſamten Herrſchaftsbereich erſtrebte (vgl. S. 129ff.), war vor der Kirche, zumal jener verfallenden und zerriſſenen, nicht ſtehen geblieben. Schon Karl dem Kühnen bewieſen ſeine Juriſten, daß er auch die Kirchenhoheit — die Hauptſache war wie vor alters Verfügung über das Kirchengut — habe, daß er in ſeinen Landen Kaiſer und Papſt ſei. Ähnlich dachten andere Fürſten, ſo ein Herzog von Sachſen, ſo einer von Kleve (dux Cliviae papa in terris suis). An dieſes ſich anbahnende Staatskirchentum hat dann Luther bei der Begründung der neuen Kirche angeknüpft.

Bundesgenoſſe war ihm trotz jener ſpäteren Gegnerſchaft (vgl. S. 204f.) zunächſt auch die humaniſtiſche Bewegung, von Hutten (vgl. S. 209) ganz abgeſehen: Aleander erkannte das durchaus (vgl. S. 209). Luther ſelbſt hatte einſt den Erfurter Humaniſten nahe geſtanden und die klaſſiſchen Studien geliebt, und obwohl er ſpäter in innerer Verzweiflung Mönch wurde, in Wittenberg ſodann nur der Theologie ſich widmete, kam er doch auch dort durch Melanchthon in Beziehungen zu den humaniſtiſchen Führern Erasmus, Mutianus, Reuchlin und hat auch ſelbſt ihre Unterſtützung bei Ausbruch des Kampfes erbeten. Bei der Bibelüberſetzung (vgl. S. 214) iſt der Humanismus als Philologie am entſchiedenſten in den Dienſt der Reformation und des religiöſen Gedankens geſtellt worden. Weiter wird jene kirchenreformeriſche Richtung an den Univerſitäten auf Luther, der ſeit 1508 Univerſitätslehrer in Wittenberg war, gewirkt haben. Freilich hat Luther, ganz entſprechend den Angriffen der Humaniſten auf die Sophiſten, auf die Univerſitäten als auf Hochburgen des alten Geiſtes, „Molochtempel“ und „Mördergruben“ leidenſchaftlich geſchimpft und „der hohen Schulen Geſpenſt“, an denen alle Welt geiſtlich werden wolle, bitter bekämpft, anderſeits gegen die Herrſchaft des „blinden heidniſchen Meiſters Ariſtoteles“, auf deſſen Philoſophie die ganze Verfälſchung der Lehre des Evangeliums beruhe, vom chriſtlichen Standpunkt aus heftig geeifert.

Überhaupt wird Luther manche frühere Reformidee bewußt oder unbewußt in ſich aufgenommen haben: er ſelbſt fand ſeine Anſichten am meiſten denen Johann Weſſels verwandt. Die ebenfalls ſchon auf das Syſtem, auf die Reinigung der Lehre gehenden wiclifitiſchen und huſſitiſchen Ideen, gegen welche die alten Prediger immer ankämpften, können auf manche Weiſe durch das Studium, wenn auch nicht unmittelbar, auf den ſie vertiefenden und erweiternden Luther übergegangen ſein. Allerdings erkannte er erſt 1520, daß er unbewußt ein Huſſit ſei. Wenn wir dieſe eigentlich doch ſchon ſehr weit gehende Vorarbeit nichtdeutſcher Geiſter erwägen und ferner beachten, wie tief damals Reformideen ſelbſt die romaniſchen Völker bewegten, wird auch die alte, bereits von Jahn und Arndt vertretene Auffaſſung der Reformation als Reaktion deutſchen Weſens gegen den Romanismus in der Hauptſache beſtritten werden müſſen. Freilich waren der Kampf gegen die orientaliſch-romaniſche Askeſe wie die warme Innerlichkeit des Glaubens, die Luther gegenüber dem äußerlichen römiſchen Weſen vertrat, dem Deutſchen kongenial. Und gerade in dieſer Innerlichkeit, in der wirklichen Religioſität, in dem myſtiſchen Zuge (vgl. S. 210) — Luther hat erſt die ältere Myſtik mit ihrer Pflege des unmittelbaren Verhältniſſes zum Göttlichen zu allgemeiner praktiſcher Wirkung geführt, damit freilich dieſer Richtung auch das Feine, Mimoſenhafte genommen —, wie in dem individuellen Kern des Proteſtantismus liegt das Deutſche. Allein im Inneren mit ſeinem Gott, das iſt ein deutſcher Gedanke, Ausdruck deutſchen Perſönlichkeitsgefühls.

Im ganzen gewahrt man ein Zuſammentreffen höchſt verſchiedenartiger Urſachen und Bedingungen, auch äußerlicher, wie der Hilfe des Buchdrucks, wodurch Luthers aus innerem Drange hervorgehende rein religiöſe Tat zu einem der epochalſten Ereigniſſe überhaupt wurde. Der kulturgeſchichtliche Kern desſelben iſt der Übergang eines nach Millionen zählenden Teiles der Menſchheit zu einer neuen, von Luther ſelbſt freilich nicht getragenen, erſt ſpäter errungenen Weltanſchauung durch den Bruch mit der bisher die Weltanſchauung beſtimmenden römiſchen Kirche. Nicht der faktiſche, aber der prinzipielle Kulturfortſchritt war die Gewinnung einer „geiſtigen Religion“ (Harnack). Freilich hat Luther nicht mit der Kirche an ſich gebrochen. Aber in ſeiner Tat ſteckten ungeheure Konſequenzen. Im Prinzip hat Luther das ganze, im Laufe der Zeit an das reine Chriſtentum ſich anheftende, es umſchlingende und überwuchernde Menſchenwerk, das auch für ſich göttliche Autorität beanſpruchte, zerſtört, die Hierarchie und das Prieſtertum, die Autorität des Papſtes wie der Konzilien, den reich ausgebildeten Kultus, die Opfer, die Zeremonien, ebenſo außer Taufe und Abendmahl die Sakramente, weiter die guten Werke und damit die alte materialiſtiſche

Auffaſſung des do ut des verworfen, endlich den Nutzen und höheren Wert der Askeſe nicht länger anerkannt. In dieſer Verwerfung der mittelalterlichen Tradition, in dieſer unbarmherzigen Kritik liegt ein moderner, dem Renaiſſancegeiſt verwandter und dem Mittelalter feindlicher Zug. Die Befreiung von einer allbeherrſchenden Autorität, wie ſie die mittelalterliche Kirche darſtellt, mußte prinzipiell aller bloß menſchlichen Autorität Erſchütterung bringen. Nichts ſollte mehr gelten als der Glaube, als die Rechtfertigung durch ihn allein, das innere Erlebnis des Einzelnen, der ſich unmittelbar der göttlichen Gnade teilhaftig fühlte. Auch auf religiöſem Gebiete kam ſo das Individuum ſtärker zum Durchbruch. Gegenüber aller menſchlichen Satzung ſollte nur das reine Wort Gottes, das war für Luther das Evangelium, gelten und unverhüllt zum Menſchen ſprechen. Es ergab ſich daraus die Notwendigkeit, dieſen wahren Heilsquell dem einzelnen Laien zugänglich zu machen, alſo die Notwendigkeit der Bibelüberſetzung, jenes Werkes, durch das Luther auch auf die deutſche Sprachentwickelung ganz außerordentlich eingewirkt hat. Auch hier wieder war er kein Neuerer, ſondern der hochſtehende Nachfolger zahlreicher oberdeutſcher und auch einiger niederdeutſcher, freilich unvollkommener und ſich auf die Vulgata ſtützender Vorläufer. Schon 1515 rühmten ſich die Leute, daß ſie die Heilige Schrift nun ſelbſt in Händen hätten; namentlich Evangelien- und Epiſtelnüberſetzungen (Plenarien) waren im Umlauf. In den Verdeutſchungen hat die alte Kirche indeſſen immer eine Gefahr für die Laien geſehen und ſie nur mit Einſchränkungen zugeſtanden; auch Brant und Geiler haben ſich gegen die Heilige Schrift in den Händen der Unerfahrenen gewendet. Für die römiſche Kirche war das in der Tat gefährlich. Wie mußte mancher ſpäter erſchrecken, als er Luthers Behauptung, weder vom Papſt noch von der Meſſe noch von vielen anderen wichtigen Dingen ſei in der Heiligen Schrift die Rede, durch eigene Lektüre beſtätigt fand! Die von Luther ſelbſt betonte Notwendigkeit, daß auch der „einfältige Mann“ die Bibel leſe, hat dann ferner trotz aller Anlehnung an die Kanzleiſprache die volkstümliche Sprache der Lutheriſchen Bibel, die Verbannung der „Schloß- und Hofworte“ bewirkt, wozu aber das Beſte Luthers eigene, durch und durch volkstümliche Art tat. Der Gottesdienſt ſollte nun nur in der Verkündung dieſes Wortes Gottes und im gläubigen Gebet aufgehen: an Stelle eines privilegierten Prieſtertums mußte ein allgemeines Prieſtertum treten, und die Trägerin aller chriſtlichen Ordnung wurde jetzt die Gemeinde. Die Verwerfung der Werkheiligkeit konnte die wahre, innere Sittlichkeit, die Selbſtverantwortung nur heben, wenn ſie auch bei vielen einen bequemen Verzicht auf chriſtliche Betätigung hervorrief.

Kulturell bedeutſam war vor allem die Zurückweiſung der Askeſe als ſolcher. Damit liegt es freilich eigentümlich. Einerſeits ſcheint nunmehr der innerlich weltfeindliche Zug einer in Wahrheit verweltlichten Kirche beſeitigt zu ſein, anderſeits war dieſer Zug aber in Luther ſelbſt durchaus lebendig. Auch für ihn liegt alles Heil jenſeits der Welt, die das Streben nach der Ewigkeit nur hindert. Man ſoll nicht ihr, ſondern Gott dienen, indem man innerlich Herr über die Welt wird. Trotz des (S. 210) betonten kirchlichen und religiöſen Grundcharakters des ausgehenden Mittelalters war die notwendige Verweltlichung des geiſtigen, ſittlichen und ſozialen Lebens, dieſe eigentliche Wendung zum modernen Geiſte, vor der Reformation bereits über die erſten Anfänge hinaus vorgeſchritten. Welche Elemente eines autonomen geiſtigen Lebens im Humanismus, überhaupt in dem aufkommenden Gelehrtenſtand ſteckten, welche im römiſchen Recht, ſahen wir ſchon. Seit langem war das geldwirtſchaftlich beſtimmte ſtädtiſche Leben in der

Richtung einer Autonomie der weltlichen Intereſſen entwickelt. Der moderne Staat war am Heraufkommen, hatte ebenſo rein innerweltliche Intereſſen, auch ſchon das Wohl der Menſchen um ihrer ſelbſt willen im Auge und trat als Machtfaktor der Kirche immer häufiger gegenüber. Die Lebensfreude in feinerer Form hatte ſchon die höfiſche Geſellſchaft geprieſen, in gröberer Form huldigte ihr jetzt alle Welt. Auch die Kunſt wandte ſich mehr und mehr weltlichen Aufgaben zu. Tat Luther nun den letzten Schritt und proklamierte die Freiheit und Autonomie der Welt auch prinzipiell? Nein. Aber er negiert die von Gott geſchaffene Welt nicht. Es iſt Gottes Wille, daß der Menſch ſeine Stelle in der Welt ausfülle, ſein Leben in rechter Weiſe genieße, ſich weltliche Ordnungen und Einrichtungen ſetze. Zum Staat und der weltlichen Obrigkeit iſt das Verhältnis unbedingter Unterordnung hergeſtellt, freilich ſollte der Staat chriſtlich geleitet und geordnet ſein. Auch die Ehe iſt gottgewollt, und damit war jene ehefeindliche Stimmung der katholiſchen Kirche (vgl. S. 164) verurteilt und das deutſche Familienleben in ſeinem Wert erkannt. Asketiſche Weltflucht iſt verwerflich; dem faulen Kloſterbruder iſt der arbeitſame Knecht vorzuziehen. Dieſer Kampf gegen die Klöſter war äußerſt populär, nicht nur wegen jenes Treibens vieler Inſaſſen (vgl. S. 206) oder weil man auf das Kloſtergut ſpekulierte, ſondern auch weil man an dem Inſtitut ſelbſt zweifelte. Viele, die gar nicht Lutheraner waren, dachten wie der Nürnberger Chriſtoph Fürer, der 1525 der Maihinger Äbtiſſin ſchrieb, daß er Sorge habe, der Weltflüchtige, der ins Kloſter gehe, „werde die welt erſt darinnen recht finden“. Des Kloſterlebens, das ſo lange als vollkommenſtes gegolten, habe Chriſtus auch „mit einigem wort nit gedacht“. Vor allem waren viele Inſaſſen ſelbſt über die Erlöſung von tief empfundenem Druck glücklich.

Daß die mittelalterliche Kirche die weltlichen Berufe in ihrem Wert gar nicht anerkannt habe, iſt freilich nicht richtig, trotzdem es ſchon Luther behauptet: „Mönche und Pfaffen haben die Laien ſamt ihrem Stand verdammt gemacht.“ Luther hat es anderſeits ſelbſt als ſein Verdienſt hingeſtellt, daß er „alle Stände der Welt zu gutem Gewiſſen und Ordnung gebracht habe, daß ein jeglicher weiß, wie er lebt und wie er in ſeinem Stande Gott dienen ſolle“. Mit ſolcher Anſchauung, mit der Beſeitigung der Übergeordnetheit eines bevormundenden Prieſterſtandes, mit der Gleichberechtigung aller Menſchen vor Gott iſt der Stand, alſo die weltliche Betätigung, als die gegebene Sphäre der Bewährung des Chriſtenmenſchen feſtgelegt. Die allgemeine Anſicht geht auch dahin, daß die ſittliche Wertung der weltlichen Arbeit, daß überhaupt der Begriff des weltlichen Berufs der Reformation zu danken ſei. Wenn Luther ſeine Würdigung der weltlichen Berufe ohne religiöſe Grundierung gegeben, wenn er die weltliche Arbeit nicht nur als Gottesdienſt in ihrer Weiſe geprieſen, ſondern lediglich um ihrer innerweltlichen Zwecke als berechtigt hingeſtellt, wenn er auch die künſtleriſche und geiſtige Betätigung als ſolche in ihrem Werte erkannt hätte, würde er in der Tat eine neue Epoche eingeleitet haben. Aber das iſt nicht der Fall. Troeltſch hat in der Berufslehre der Reformation eine erneute Beugung der Weltbejahung unter die chriſtliche Askeſe geſehen, anderſeits dieſe Berufslehre aber nicht ganz richtig als etwas Neues hingeſtellt. Die Würdigung der Arbeit, des weltlichen Berufs im Rahmen der göttlichen Ordnung, als religiöſe Pflicht, als Gott wohlgefällig, iſt doch auch der mittelalterlichen Kirche nicht abzuſprechen (vgl. Bd. I, S. 117 und oben S. 153). Von deutſchen Geiſtlichen braucht man hier nur Bertold von Regensburg zu nennen, der auch den niedrigſten Beruf als ein von Gott verliehenes Amt anſieht. Und er ſteht nicht allein. Insbeſondere die Arbeit des Bauern und des Handwerkers iſt oft von der Kirche geprieſen worden. Das Neue der Lutherſchen

Auffaſſung liegt eigentlich nur in jener Wendung gegen die theoretiſche Überordnung des geiſtlichen, insbeſondere des mönchiſchen Standes. In ganz anderem Sinne war die Berechtigung der Welt und die Verwerflichkeit der Askeſe beſonders auch kurz vor Luthers Auftreten bereits von humaniſtiſcher Seite ausgeſprochen worden. Und Sebaſtian Brant hatte ſchon geſagt, daß Gott die Welt nicht geſchaffen habe, damit die Menſchen Mönche und Pfaffen würden. Wenn Luther den Menſchen die Freude an der Welt und an der Betätigung in derſelben auch als ihr Recht zuſprach, ſo hatte er doch, wie betont, den asketiſchen Jenſeitsgedanken keineswegs innerlich überwunden, war vielmehr von der Sündhaftigkeit der Menſchen tief überzeugt, und die Weltluſt ſeiner Zeitgenoſſen ſchien ihm nur allzu fortgeſchritten (vgl. S. 225). Er erteilte der Welt ihr Recht, weil er Welt und Religion reinlich ſchied; er befreite — und hierin liegt wieder ein Vorwärtskommen — die Religion von der Welt: aber er wollte doch wieder die Welt durchaus von chriſtlichem Geiſt erfüllt haben. Die alte Kirche hatte trotz oder wegen ihrer Weltfeindlichkeit die Welt beherrſchen wollen, war freilich auch mit der Welt aufs innigſte verquickt: ſie führte die Menſchheit auf allen Gebieten. Erſt die Emanzipation von der Kirche, die wir das ausgehende Mittelalter in Staat, Wirtſchaft und Bildung anbahnen ſahen (vgl. S. 214f.), ermöglichte Luther auch die theoretiſche Verweiſung der Religion auf ihr eigenſtes Gebiet, auf ihren wahren Beruf. Auf religiöſem Gebiet liegt überhaupt die eigentliche Bedeutung des Proteſtantismus.

Im Prinzip war nun die Welt vom Banne der Kirche befreit, theoretiſch waren die Gewiſſen frei. In Wahrheit freilich hat die durch Luther herbeigeführte Übermacht der religiöſen Intereſſen (vgl. S. 233f.) die weltlichen weit mehr als vor der Reformation zurückgedrängt: ja wir werden ſehen, daß die ſtrengere Anſchauung mehr als jemals vorher asketiſche Sittenpredigerei und übergroßen Peſſimismus erzeugte. Trotz gewiſſer Berührungspunkte mit dem Humanismus (vgl. S. 212f.) hat das Luthertum den eigentlich modern-weltlichen Elementen desſelben widerſtrebt — im Grunde ſtehen ja auch der Geiſt der Renaiſſance und der der Reformation in Gegenſatz —, vielmehr die immerhin adoptierte humaniſtiſche Bildung kirchlich-theologiſch gefärbt, das Geiſtesleben konfeſſionell gebunden; der modernen Geldwirtſchaft war es, anders als der Calvinismus, genau ſo feindlich geſinnt wie die mittelalterliche Kirche (vgl. S. 153); und auch den modernen Staat ſuchte es nach kirchlichen Idealen zu lenken, was im ganzen zunächſt gelang, obwohl der Staat von Anfang an ſeine Machtſtellung nicht antaſten ließ. Es bleibt zunächſt bei einer wenigſtens theoretiſchen kirchlichen Orientierung der Kultur. Durch die Reformation wurde überdies die katholiſche Kirche ſelbſt zu einer inneren Reorganiſation und vermehrten Geltendmachung ihres Einfluſſes auf die Welt geführt, wie überhaupt die Kirche als ſolche und damit der eigentliche Geiſt des Mittelalters zunächſt nur geſtärkt ward. Die katholiſche und die neueren proteſtantiſchen Kirchen ſind in ihrem letzten Weſen mehr verwandt als feindlich. Zur Minderung des kirchlichen Geiſtes, worauf es für eine geiſtige Befreiung vor allem ankam, mußte freilich anderſeits an ſich ſchon das Vorhandenſein mehrerer Kirchen, alſo mehrerer Heilswahrheiten, führen. Die gegenſeitige Befehdung, die gegenſeitige Kritik, maßlos, wie wir ſehen werden, einſetzend, fachten zwar zunächſt jenen Geiſt an, aber mußten doch ſchließlich die Kritik überhaupt, die perſönliche Auffaſſung ſtärken, ſtellten den Menſchen vor eine Wahl nach perſönlicher Überzeugung. Machte der gegenſeitige Hader die meiſten intolerant, ſo erwuchs aus der ſchließlichen Notwendigkeit, daß die Kirchen ſich gegenſeitig dulden mußten, auch ein toleranterer Geiſt.

So trat der mittelbare Gewinn der Reformation zurzeit nur wenig ins Leben. Anderſeits haben die Verhältniſſe auch das prinzipiell als richtig Erkannte durchaus nicht immer durchführen laſſen. Wie man ſodann vom Kult vieles beibehielt, um den Gottesdienſt anziehender und wirkſamer zu machen, ſo blieb man auch in der Umwälzung der Lehre auf halbem Wege ſtehen und ging aus Furcht vor den auftretenden radikalen, aber konſequenteren Strömungen ſogar wieder zurück. Die Stabilierung des Evangeliums als göttlicher Quell ergab eine Buchſtabengläubigkeit, gegen die Luther anfangs ſich noch ſelbſt gewendet hatte, und damit eine neue, drückende autoritative Feſſel. Freilich war dieſe Autorität ja nach dem Glauben Luthers keine menſchliche Autorität. Zu dem gegebenen Ziel, zu einer neuen hohen und freien Weltanſchauung zu führen, war der wohl ungeheuer leidenſchaftliche und in die Tiefen des Gemütes ſteigende, aber geiſtig und an Wiſſen wenigſtens nicht auf der höchſten Höhe ſtehende, in groben Schimpfworten z. B. alles Maß überſteigende, im Grunde (vgl. S. 205) mittelalterliche Luther nicht geeignet. Zwingli kam ohne Zweifel zu einer freieren Haltung, erſt recht Karlſtadt und die Zwickauer „Schwärmer", Münzer und die täuferiſche Richtung, die trotz aller Verfolgung noch eine große Zukunft haben ſollte. Luther war Tendenzen in dieſer Richtung, wie eben Karlſtadts Fall zeigt, feindlich geſinnt. Und endlich blieben die eigentlichen, religiöſen Motive der Reformation durch die Macht der Verhältniſſe für den weiteren äußeren Verlauf der Dinge wenig beſtimmend. Sie war eine Sache des Volkes geweſen, das freilich das Evangelium ſich materiell auslegte; noch einmal war die bisher ſo ſehr im Vordergrund ſtehende Maſſe in die Erſcheinung getreten; auch Luther ſelbſt entſtammte den niederen Kreiſen. Jetzt wurde die Reformation zu einer politiſchen Angelegenheit der gegen die Zentralgewalt revoltierenden und nach Kirchengut lüſternen Fürſten. Sie ſtellten zudem den alleinigen Machtfaktor dar, der der in ihren Urſprüngen lediglich religiöſen Bewegung eine Stütze geben konnte. An die ſchon aufkommende ſtaatliche Kirchenhoheit (vgl. S. 212) mußte die Bewegung anknüpfen, wenn ſie nicht jeder Organiſation entbehren wollte. Freierer Richtungen ohne kirchliche Geſchloſſenheit wäre die alte Kirche bald Herr geworden. So kam es zur Errichtung von Landeskirchen. Die Reformation wurde aber auf dieſe Weiſe nicht nur vom Staate abhängig, ſondern überhaupt Territorialſache, wie ja damals auch ſonſt alles Leben in Deutſchland vor allem territorial beſtimmt und geſchieden war. Luther hat in letzter Linie geſiegt, weil er mit den Fürſten ging, was er freilich mit derſelben Naivität tat, mit der er ſonſt politiſchen und weltlichen Dingen gegenüberſtand. Auf das äußere Schickſal der Reformation ſind ſchließlich auch die internationalen politiſchen Vorgänge, ſelbſt die Türkengefahr, von beſtimmendem Einfluſſe geweſen.

Das betrübendſte Ergebnis war, daß die Reformation trotz ihrer Wendung gegen Rom und die internationale Kirche, und obgleich ſie eine nationale Tat (vgl. S. 219) war, eben doch kein nationales Werk wurde. Eine nationale Kirche war bei dem Verſagen des Kaiſers nicht möglich: die territorialen Gewalten haben wenigſtens das Antiwelſche zum Siege gebracht. Eine Zeitlang ſchien es ja freilich, als ob die Reformation einen völligen Sieg in Deutſchland erringen würde. Damals fiel den in Deutſchland weilenden Italienern die außerordentliche Verbreitung lutheriſcher und lutherfreundlicher Schriften, ebenſo der Bibel auf, die ſelbſt in Gaſthäuſern ausliege, und in der jedermann Beſcheid wiſſe. Katholiſche Autoren könnten für ihre Schriften oft keinen Drucker bekommen. Auch die geiſtlichen Lieder Luthers waren zum Teil früh Volksgut geworden. In Magdeburg hielt 1524

z. B. ein Mann ſolche feil und ſang ſie dem Volke vor. Aber zum Unheil Deutſchlands wurde der Siegeslauf der großen Bewegung mehr und mehr gehemmt, und ſchließlich ſetzte eine kraftvolle Gegenbewegung ein, die die kirchliche Einheit der mittelalterlichen Welt wieder herſtellen wollte. Damit hat gerade die Gegenreformation die Spaltung des deutſchen Volkes ſelbſt eigentlich herbeigeführt.

Neues Leben, neuen freien Geiſt bedeutete die Reformation zunächſt nicht. Das Mittelalter, als kulturelle Atmoſphäre genommen, dauert auch nach der Reformation fort: es iſt unrichtig, mit Beginn des 16. Jahrhunderts von einer „Neuzeit" zu reden. Gewiß lagen vor allem im Humanismus moderne Keime (vgl. S. 179), verſteckter auch in der Reformation, aus proteſtantiſchen, freilich calviniſtiſchen Ländern kam ſpäter der wirklich neue Geiſt, und ſchließlich erſcheinen Proteſtantismus und freier Geiſt als Verbündete. In gewiſſem Sinne kann man auch die großen Länderentdeckungen ſeit Ende des 15. Jahrhunderts als Ereigniſſe anſehen, die mit ihrer außerordentlichen Erweiterung des Horizonts eine neue Epoche für die Menſchheit überhaupt einleiteten. Aber die allgemeinen Folgen der Entdeckungen wurden doch erſt viel ſpäter wirkſam. Im übrigen wird weder der ſoziale Bau des Mittelalters trotz Einfügung eines neuen Beamten- und Gelehrtenſtandes erſchüttert, vielmehr nur zu unerträglicher Kaſtenabgrenzung unter Verſtärkung des Übergewichts des Adels ausgebildet, noch ſiegt der aufkommende neue Staat entſcheidend über die ſtändiſche Macht, über den Feudalismus, noch zeigt vor allem das geiſtige, nach wie vor religiös beſtimmte Leben eine wirkliche Abkehr vom Mittelalter. Die zurzeit wirkſamſten neuen Elemente waren noch das römiſche Recht und das neue Beamtentum, die den neuen Staat ſtützten. Der Hexenwahn verbindet das 15. mit dem 16. und 17. Jahrhundert als gleichen Geiſtes Zeitalter. Auch ſonſt gehören 15. und 16. Jahrhundert in den meiſten Beziehungen zuſammen. Das Handwerk bewegt ſich in den Formen des Mittelalters weiter, die freilich erſtarren. Die Zunftverfaſſung wird jetzt in mancher Hinſicht erſt recht ausgebildet. Überhaupt bleibt die mittelalterliche Wirtſchaft, wie ſie ihren Ausdruck in der Stadtwirtſchaft gefunden hatte, beſtehen trotz der Betätigung der Landesherren in der Wirtſchaftspolitik: man arbeitete mit den alten Mitteln. Die moderner gerichteten Elemente des Großhandels und des Kapitalismus erfahren ſeit Ende des 16. Jahrhunderts ſogar Kriſen und Niedergang. Wirtſchaftlich, beſonders auch in landwirtſchaftlicher Beziehung, kommt man ſo freilich zu einem noch ſpäteren Termin für eine „Neuzeit", etwa zum Jahre 1800, wenn ſich auch viel Neues im 18. Jahrhundert, ein wenig wohl ſchon im 17., vorbereitet. Sonſt haben ſchon Treitſchke und Freytag den Beginn der Neuzeit in die Mitte des 17. Jahrhunderts rücken wollen: wir werden ſpäter (S. 310) ſehen, daß dafür ſehr viel ſpricht. Das Ausſchlaggebende für die Fortdauer des Mittelalters iſt, daß die geiſtige Herrſchaft der Kirche an ſich nicht gebrochen iſt. Vielmehr nimmt nach der Reformation der entſcheidende Faktor des Mittelalters, der kirchliche, der theologiſche Geiſt, die Welt und die Menſchen mehr als zuvor gefangen, hemmt die ſeit längerem ſchon (vgl. S. 214f.) ſich vollziehende Säkulariſation des geiſtigen und ſonſtigen Lebens, den am meiſten modernen Renaiſſancegeiſt vor allem, und ſchlägt den Drang zur Freiheit in Feſſeln.

IV. Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängung des Volkstums und Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß. Geographiſche Verſchiebung des kulturellen Schwerpunktes.

Wenn wir eben die Zuſammengehörigkeit des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt betonten, ſo kann man insbeſondere die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts trotz des Einſchnittes der Reformation kulturell von dem ausgehenden 15. Jahrhundert nicht trennen. Das zeigte uns ſchon die Entwickelung der ſtädtiſchen Kultur, deren Schilderung (S. 28ff.) das 16. Jahrhundert zum guten Teil mit begriff. Die im 15. Jahrhundert beginnende künſtleriſche Blüte ſetzt ſich bis weit in das 16. Jahrhundert hinein fort. Und die Renaiſſancebildung des 16. Jahrhunderts nimmt ihren Urſprung im 15. Jahrhundert. Die Jahrzehnte vor und nach 1500 bedeuten für Deutſchland ohne Zweifel eine Blütezeit (vgl. Luthers Ausſpruch, S. 120), und gerade die Reformation war die größte kulturelle Tat der damaligen Deutſchen, trotzdem ſie ſich als ſolche erſt ſpäter offenbarte und in der Hauptſache der gewaltige Ausdruck des religiöſen Geiſtes der Deutſchen war, von den überlegenen Romanen der Renaiſſancezeit zum Teil auch als ein neues Zeichen der halbbarbariſchen Rückſtändigkeit der Deutſchen angeſehen wurde. In Wirklichkeit hatte Deutſchland damit eine Zeitlang eine führende Stellung im geiſtigen Leben errungen. Und wenn wir auch ſonſt, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, die Romanen über das gering entwickelte Geiſtesleben der Deutſchen ſpotten hörten (vgl. S. 193), den alten Nimbus des Kaiſertums, den gefeſtigten Ruhm kriegeriſcher Wehrhaftigkeit, den Ruf vorgeſchrittener wirtſchaftlicher und materieller Kultur, des Reichtums und der erfinderiſchen Kunſtfertigkeit mußten zu dieſer Zeit auch die Romanen Deutſchland laſſen. Und wenn mißgünſtige Welſche des 16. Jahrhunderts behaupten, daß Deutſchland ſeinen großen Ruf nicht verdiene, ſo bezeugen ſie doch das Vorhandenſein dieſes Rufes. Der Deutſche ſelbſt, der von je einen gewiſſen Eigendünkel beſeſſen hat, fühlte ſich damals an der Spitze der Völker ſtehend.

Trotz aller Zerriſſenheit herrſchte auch ein überaus kräftiges Volksleben. Jener charakteriſtiſche Zug des ganzen ausgehenden Mittelalters, der volkstümliche Geiſt des deutſchen Lebens, erſcheint im 16. Jahrhundert auf einem gewiſſen Höhepunkt. Reformation und Bauernkrieg laſſen die Maſſe auch äußerlich in gewaltiger Bedeutung hervortreten; die Kunſt kennt keinen zuſagenderen Stoff als das Volksleben, und die Liebe zum Volke nimmt in dem Aufſchwung vaterländiſchen Gefühls bei Luther und vielen Humaniſten (vgl. S. 192f.) auch einen bewußten Charakter an. Zugleich ging die Richtung auf eine nationale Politik mit dem deutſchen Kaiſer an der Spitze; ſeit dem 15. Jahrhundert hatten die politiſchen Reformvorſchläge einen nationalen, meiſt auch ſtark volkstümlichen Anſtrich.

Und weiter trat nun im Zuſammenhang mit der beſſeren Bildung ein Studium des Volkes hervor: es entſtanden die erſten volkskundlichen Verſuche. Wir ſahen (S. 192), wie die Bekanntſchaft mit der „Germania" des Tacitus bei den Humaniſten auf kulturgeſchichtlich-volkskundliche Schilderungen der Vergangenheit hinwirkte. Aber es verbreitete ſich mit dem Humanismus auch ein volkskundliches Verſtändnis für die Gegenwart. So ſei auf Werner Rolevinck verwieſen, der zuerſt eine Art weſtfäliſcher Volkskunde geſchaffen hat. Ein erſtes ſyſtematiſches, umfaſſendes, fleißiges Werk dieſer Art ſind dann Böhms (Johannes Boëmus Aubanus, geſtorben 1535) Omnium gentium mores, leges et ritus; insbeſondere die Sitten und Gebräuche des deutſchen Volkes ſind hier liebevoll und verſtändig behandelt. Noch klarer hat Sebaſtian Franck die Bedeutung der Sitten und Bräuche für die Erkenntnis des Volkscharakters erſchaut. Francks Weltbuch iſt aber von Boëmus durchaus abhängig, ja zum guten Teil einfach abgeſchrieben, wenn es auch öfter ergänzt. Auf Franck geht wieder Sebaſtian Münſter in ſeiner freilich mehr regiſtrierenden, pedantiſch-gelehrten „Kosmographey" vielfach zurück. Bei Agricola, ſpäter bei Musculus, bei Fiſchart finden wir ähnliche Intereſſen. Wir erwähnten auch ſchon (S. 29 f.) die mehrfache ſyſtematiſche Trachtenwiedergabe, ferner z. B. den Eifer Hermann Weinsbergs, Tracht, Sitten, Lebensweiſe ſeiner Zeit in langatmigen Schilderungen feſtzuhalten. Gerade bei dieſem wurde die Sache freilich bereits pedantiſch; damals ging überhaupt ſchon die volkstümliche Friſche verloren. Jenes Intereſſe aber zeigt ſich auch ſpäter noch nicht nur gelegentlich, wie bei Neocorus, der von den alten Tänzen der Dithmarſchen erzählt, oder in Anſichten und Abbildungen, wie bei Merian, ſondern auch überaus kräftig, freilich nicht immer in anziehender Form, in der Literatur, ſo bei Moſcheroſch und bei Grimmelshauſen und auch bei Lauremberg. In der Kunſt aber wanderten dieſe Traditionen nachmals zu den Holländern, die das gemeine Volk mit Behagen weiter als Kunſtobjekt verwerteten.

Das Volkstum als ſolches hatte ſich übrigens, gerade in den nun zu Ende gehenden Zeiten größerer kultureller Regſamkeit, auch viel fremde Elemente aſſimiliert, und das entſpricht den Änderungen des äußeren Typus. Wie die Rüſtungen z. B. keineswegs auf beſonders kräftige und große Leute ſchließen laſſen, ſo waren auch Haar- und Augenfarbe längſt dem germaniſchen Ausſehen vielfach unähnlich geworden. Anderſeits waren Blondheit und Größe noch ſtark vertreten. Sehr verbreitet war noch die altgermaniſche Vorliebe für körperliche Übungen und Spiele, auch in den Städten (vgl. S. 101). Die in höfiſcher Zeit (vgl. Bd. I, S. 334 f.) erkennbare Vorliebe für das blonde Haar als ſchön und vornehm ferner ſcheint auch jetzt noch nachgewirkt zu haben. Folz und Sebaſtian Brant erzählen von Methoden, das Haar zu gilben (durch Eiweiß, Eigelb, Schwefel, Harz, Bleichen in der Sonne). Auch die Äußerung Geilers „das haar ziern, gäl, kraußlecht und lang machen" deutet auf dergleichen hin, ebenſo im ſpäteren 16. Jahrhundert eine Stelle der Zimmeriſchen Chronik über ähnliche Verſuche eines jungen Adligen. Immerhin nahm die Veränderung, die ja bereits längſt begonnen hatte, obgleich die Miſchung mit Slawen nicht im deutſchen Zentrum und die mit Romanen auch nur im äußerſten Weſten und Süden wirkte, im 16. und 17. Jahrhundert infolge des Einſtrömens der zahlreichen fremden Elemente während der Religionsverfolgungen und des Dreißigjährigen Krieges andauernd zu, und 1645 betonte Conring, der über das Äußere der Taciteiſchen Germanen ſchrieb, deren großen Unterſchied von ſeinen Zeitgenoſſen.

Wenn nun das 16. Jahrhundert die weſentlichſte Erſcheinung der ganzen Periode ſeit dem 13. Jahrhundert, das Hervortreten des Volkes, des Volkstümlichen, anfangs noch in voller

Geltung zeigt, ſo ſetzt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine gegenteilige Entwickelung ein. Nicht plötzlich, vielmehr eine Folge längſt vorhandener Strömungen, aber erſt jetzt deutlich bemerkbar und empfindlich. Zuvörderſt iſt es die neue Renaiſſancekultur, die, in ihrem innerſten Weſen der deutſchen Volksart entgegengeſetzt, das Volkstum in eine große Kriſe bringt. Was war das Weſen dieſer ſüdlichen Kultur? Das Formale in erſter Linie, das Äußerlich-Schöne. Daher die Erforderniſſe der Klarheit, der Ruhe, des Harmoniſchen, des Rhythmus, der Feinheit. Daher die Herrſchaft der Regel, das Überwiegen der Anſchauung vor dem innerlichen Erfaſſen, daher ſchließlich auch das Verſtandesmäßige und das Zurücktreten der Gefühls- und Charakterwerte. Auf dem Gebiet der geiſtigen Kultur der Renaiſſance, auf dem humaniſtiſchen, erklärt ſich aus dem Geſagten die Wichtigkeit des Stiliſtiſchen, der Eloquenz (vgl. S. 184 f.), die eben auch von einem künſtleriſchen äußeren Schönheitsgefühl beſtimmt iſt. Mit eindringlicher Deutlichkeit zeigen ſich jene Elemente dann auf dem Gebiet der Renaiſſancekunſt. Und ebenſowenig verleugnet ſie die geſellſchaftliche Kultur der Renaiſſance, die die Feinheit des äußeren Benehmens, die Grazie, die Schönheit der Bewegung wie der äußeren Erſcheinung und damit das Vornehme, das Ariſtokratiſche zu Grundbedingungen hat. Alledem ſtand nun die deutſche Eigenart mehr oder weniger fremd, verſtändnislos, feindlich gegenüber, um ſo mehr als, wie (S. 121 ff.) ausführlich gezeigt wurde, das ausgehende Mittelalter das Volkstümliche, ſogar das Plebejiſche bis zum Übermaß kultivierte, gleichzeitig freilich auch die innerlichen, gemütlichen Seiten des deutſchen Weſens ſtark hervortreten ließ. Wenn ſich nun der Deutſche mit der neuen geiſtigen Strömung aus Italien ziemlich früh abfand und der deutſche Humanismus (vgl. S. 178 ff.) mit dem italieniſchen und franzöſiſchen wetteiferte, ſo lag das an der gemeinſamen Schulung durch die internationale antik-chriſtliche Bildung des Mittelalters, in der jetzt nur die formal immer gepflegte Antike eine neue Bedeutung gewann. Für viele war (vgl. S. 191) der Humanismus nur eine äußerliche Firnisbildung, verbunden mit innerlicher Unfreiheit, und nur für eine kleinere Schicht hatte er eine innere Wichtigkeit, während der italieniſche und nicht minder der für das 16. Jahrhundert ſehr zu beachtende franzöſiſche Humanismus viel mehr vom Fleiſch und Blut, von der Art der betreffenden Völker ſelbſt hatte. Immerhin war der Humanismus doch der deutſchen Bildung als ein nicht mehr zu entfernendes Element eingefügt.

Viel ſchwerer war es für den Deutſchen, auf dem Gebiet der Kunſt den Einflüſſen Italiens ſich hinzugeben und ſie zu verarbeiten. Dem Deutſchen iſt die Kunſt von vornherein nicht ſo ſehr Bedürfnis und natürliches Ausdrucksmittel wie dem Romanen. Ohne Zweifel iſt der Südländer auch der unbefangenere Künſtler, der nur das Geſehene, wegen ſeiner Schönheit Anziehende, nicht das Gewollte und Gedachte wiedergibt. Nun war in langſamem Ringen in der Schule der kirchlichen Kunſtpflege eine deutſche höhere Laienkunſt erwachſen, war ſogar Volksſache geworden und vor allem wahrhafter Ausdruck deutſcher Eigenart und deutſchen Geiſtes (vgl. S. 62). Aber der feinere Formenſinn, die Klarheit der Kompoſition, der Sinn für den organiſchen Aufbau und die Proportionalität der Verhältniſſe, die einfache ſchöne Linienführung mangelten auch den großen deutſchen Künſtlern zum guten Teil, alſo gerade das entwickeltere formale Schönheitsgefühl des Südens. Die deutſche Kunſt konnte ſich bei dem inneren Gegenſatz unmöglich der italieniſchen Formenkunſt ſogleich erſchließen: Dürer war es, der gleichwohl in ſtarkem Gefühl für die notwendige Annäherung an die ſchönere Form darauf hindrängte, freilich durchaus deutſcher Künſtler blieb. Wir werden ſpäter (S. 286 ff.) ſehen, wie die italieniſche Renaiſſancekunſt unmittelbar oder mittelbar dann allmählich ſtärker in Deutſchland eindrang: aber nunmehr fehlten die großen Meiſter, um das Fremde in deutſchem Geiſt zu verarbeiten. So geht der Zug noch mehr als im geiſtigen Leben auf äußere Aneignung und damit nicht auf Produktion aus innerem Drang, aus eigener Art heraus, ſondern auf Künſtlichkeit und Anempfindung. Am leichteſten ſchmiegte man ſich den neuen Formen noch im katholiſchen Süden an, der ja ohnehin Italien ſeit langem näher ſtand als der Norden und nun mit der italieniſchen Kultur gerade infolge der Kirchenſpaltung im Gegenſatz zum deutſchen Norden noch enger verknüpft wurde. Überdies iſt durch die älteren romaniſchen Kultureinflüſſe, durch die Landſchaft und den Volksſchlag im deutſchen Süden überhaupt ein feineres und ſtärkeres natürliches Schönheitsgefühl, ein leichterer, ſinnenfreudigerer Geiſt entwickelt worden als im Norden. Aber volkstümlich konnte die Renaiſſancekunſt auch hier nur zum Teil werden.

Am wenigſten konnte dem derb-materiellen, überwiegend plebejiſch-grobianiſchen Geiſte des deutſchen Volkes jener Zeit die geſellſchaftliche Kultur Italiens behagen. Zunächſt paßte zu der deutſchen Geſelligkeit nicht der geiſtige und künſtleriſche Einſchlag jener Kultur, überhaupt ſind ja Renaiſſancebildung und Renaiſſancekunſt mit der geſellſchaftlichen Kultur eng verbunden. Die neue geſellſchaftliche Stellung der Frau, die Grazie des äußeren Benehmens und die feinere (wenn auch nicht immer anſtändigere) Unterhaltung waren gleichfalls Momente, die dem Deutſchen damals gar nicht lagen. Auch den Vornehmen nicht, die ſich ja von dem Bürgertum in ihrer Lebenshaltung wenig unterſchieden.

Dieſe geſellſchaftliche Kultur, der ſich die deutſche Herrenſchicht ſpäter langſam und mühſam anbequemte, und die in allgemeinerer Weiſe erſt in ihrer Geſtaltung durch die franzöſiſche Kultur Deutſchland eroberte, war nun geeignet, die unvolkstümliche Richtung, die die ſoziale Entwickelung an ſich — und damit kommen wir zu einem weiteren wichtigen Moment — einſchlug, zu verſtärken. Es handelt ſich um die bereits früher (vgl. S. 128ff. und S. 160) vorbereitete ſoziale Verſchiebung zugunſten der Fürſten und in ihrem Dienſte des Adels, um die Zurückdrängung des Bürgertums und die Herabdrückung der niederen Klaſſen. Darauf iſt noch ausführlich (S. 257ff.) zurückzukommen. Gerade von den unteren Ständen war die ſicherlich nicht immer anmutige und anziehende volkstümliche Art der ablaufenden Periode weſentlich genährt worden: ihr hatten ſich die oberen Stände ſtark angenähert. Das hörte nun auf. Eine ſchroffe Kluft tat ſich einerſeits durch die Geiſteskultur des Humanismus auf: die gelehrte Schicht, die ſich ſpäter zu der gebildeten auswuchs, trennte ſich vom ungebildeten Volk. Noch ſchärfer war nachmals die Abſonderung der weltmänniſch gebildeten vornehmen Geſellſchaft vom ſogenannten Pöbel.

Das bedrängte Volkstum reagierte gegen die neuen Strömungen, wie noch (S. 228) zu zeigen ſein wird, zunächſt in immer derberer und unflätigerer Form, die ſeine Art nun freilich erſt recht bekämpfenswert erſcheinen ließ. Aber wie die ſteigende Fremdſucht die Freude am Heimiſchen überwucherte, wie neulateiniſche und ſpäter franzöſiſche Bildung und Sprache die Volks- und Mutterſprache zurückdrängten und die neue feine Geſellſchaft alles Volkstümliche grob und ungeſchliffen ſchalt, Stand und Beruf des Bürgers und des Bauern aber von den ſiegreichen oberſten Schichten unterdrückt und mißachtet wurden — wir werden das alles noch ſehen —, ſo ſchwand ſchließlich auch die volkstümliche Art mehr und mehr. Ganz freilich nicht. Sie tritt z. B. in den Briefen der Sibylle von Sachſen, die eine junge Hofdame „ein jung Roß“ oder einen Beamten einen „lauſichten Tintenfreſſer“ nennt, oder etwa 1548 in einem Briefe Moritz' von Sachſen an ſeine Gemahlin hervor, in dem er ſich gegen den Argwohn verteidigt, „als ſollt ich lieber bei den wilden Sauen ſein, auch dieſelben lieber haben als Dich“; ich habe ſie als „alte gute Art“ überhaupt in Briefen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nachgewieſen. Wir werden noch (S. 285) von dem Stolz auch der Vornehmen auf dieſe alte deutſche ſchlichte, ſelbſt derbe Art hören ſowie von einer volkstümlichen Gegenſtrömung gegen die aufkommende Fremdſucht, die Sucht nach dem Neuen und Feinen. Das Volkslied geht im ſpäteren 16. Jahrhundert zurück, hat aber doch noch Boden genug. In der Kunſt erhalten ſich auch volkstümliche Elemente, und in der Literatur zeigen ſie ſich, freilich ſchon nicht mehr rein, bei Fiſchart (vgl. S. 229). Selbſt von noch ſpäteren Spuren werden wir hören. Aber das Charakteriſtiſche deutſchen Lebens wird nun nicht nur das Zurücktreten des Volkstümlichen, vielmehr ein Niedergang des deutſchen Menſchen überhaupt, ein Erſchlaffen ſeiner kulturellen Kräfte. An ſich wäre eine Erſchöpfung nach den großen Leiſtungen auf dem Gebiete der Kunſt und des Kunſtgewerbes, der ſtädtiſchen Wirtſchaft, auf geiſtigem und auf religiöſem Gebiete wohl natürlich geweſen: aber es treten doch mehr Erſcheinungen wirklichen tieferen Verfalls ein. Dieſes Nachlaſſen der inneren Kräfte, zum Teil, wie wir ſehen werden, auch mit einem wirtſchaftlichen Verfall zuſammenhängend, erklärt auch, warum der Gegenſatz zwiſchen der höheren Kultur der Renaiſſance und der deutſchen Eigenart ſo ſchwer überwunden wurde, warum das Gute der fremden Kultur auf Koſten und meiſt nicht zum Nutzen der nationalen Entwickelung übernommen wurde, warum es der Volkskraft bei weitem nicht ſo gelang, die fremden Elemente in nationalem Sinne zu verarbeiten, wie anderen germaniſchen Völkern, den Niederländern und Engländern. Bei dieſen ging die nationale Entwickelung aufwärts, und das Fremde trug ſchnell zu eigenem Gewinn bei. In den Niederlanden, die ſich ſeit langem italieniſchem Einfluß geöffnet hatten, erwuchs eine hohe geiſtige und künſtleriſche Kultur, und in England, das im 16. Jahrhundert die italieniſche Renaiſſancekultur unter franzöſiſcher Vermittelung übernahm und ganz im Banne der franzöſiſchen Renaiſſance ſtand, erblühte alsbald das Zeitalter Shakeſpeares.

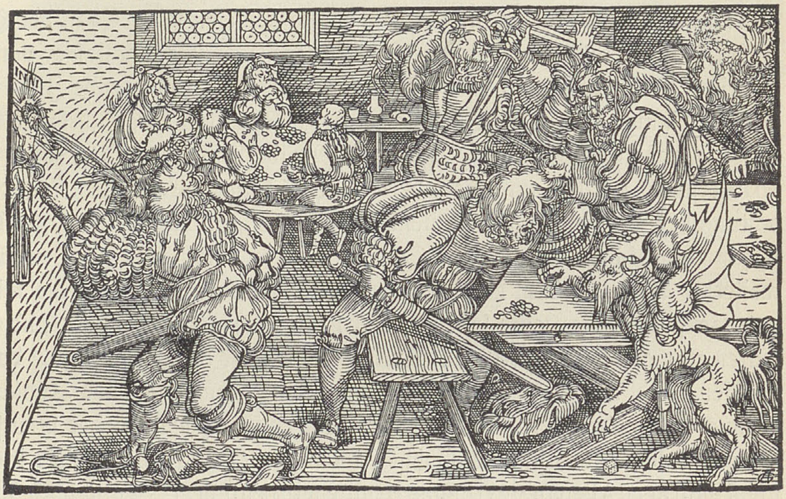
Für die Verfallserſcheinungen in Deutſchland haben die ultramontanen Hiſtoriker, an der Spitze Janſſen, die Reformation verantwortlich machen wollen. Indeſſen zeigen ſich auch dieſe Erſcheinungen wieder lediglich als Verſchärfungen ſolcher ſchon des 15. Jahrhunderts. Einen ſehr bedeutenden Zeugen kann Janſſen allerdings für ſeine Meinung anführen, Luther ſelbſt. „Unſere Evangeliſchen“, klagt dieſer, „werden ſiebenmal ärger, denn ſie zuvor geweſen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, ſo ſtehlen, lügen, trügen, freſſen und ſaufen wir und treiben allerlei Laſter.“ „Es iſt die Welt gar rege geworden“, ſagt er ein andermal, „nachdem das Wort des Evangelii offenbaret iſt, ſie knackt ſehr; ich hoffe, ſie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den Jüngſten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laſter, Sünde und Schande ſind nun ſo gemein worden und in Brauch kommen, daß ſie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden.“ Mit der ihm eigenen Leidenſchaftlichkeit redet er ſich immer tiefer in den Zorn über die verruchte Mitwelt hinein, die er ſtets mit Sodoma — ein bald von anderen ergriffenes Stichwort — vergleicht. Er ſtand auch mit ſolcher Stimmung nicht allein. Wir ſahen ſchon (S. 159), wie jener ſoziale Aufruhr von vielen der Reformation zugeſchoben wurde, wir vernehmen, wie ein der Maſſe abholder Mann, Erasmus, das „neue freche, unverſchämte, unbändige Geſchlecht“ vom neuen Evangelium erzeugt ſein läßt. Freilich war ja die Unbändigkeit und Diſziplinloſigkeit gar nichts Neues (vgl. Bd. I, S. 186 f.). Ein Italiener hebt ſo auch im 16. Jahrhundert den Gehorſam der Nürnberger Bürger als eine Seltenheit in Deutſchland hervor. Erasmus weiſt weiter ganz richtig auf das hin, was Luther ſelbſt ſo ſchmerzlich empfand, daß nämlich das Evangelium oft nur der Vorwand für weltliche Gelüſte ſei, und 1523 urteilt er, daß die „evangeliſche Freiheit" den einen Freiheit der Fleiſchesluſt, den anderen Verfügungsfreiheit über das Kirchengut, den dritten Freiheit von Gewiſſensſkrupeln überhaupt bedeute.

Aber auch nach den erſten Stürmen dauerte ſolche Kritik an und verſchärfte ſich wie bei Luther ſelbſt. Mit großem Fleiß hat Janſſen beziehungsweiſe Paſtor alle ſolche Stimmen zuſammengeſucht: wir hören Melanchthon ſtändig bitter klagen, ebenſo jammerten Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Bucer, Capito, Musculus, weiter eine ganze Reihe von Predigern in Hamburg, Lübeck, Sachſen, Heſſen, Württemberg, Bayern, der Pfalz, im Elſaß, nicht weniger viele Viſitationsberichte. Auch zahlreiche Juriſten, Schulmänner und andere, wie Camerarius oder Rivius, erhoben klagend ihre Stimme. Da die Zuſtände in katholiſchen Gebieten nicht beſſer waren, ſo ſchrieben die Katholiken, wie Wizel, dieſelben natürlich erſt recht den böſen Einflüſſen der neuen Lehre zu, wie es ſchon früh Karl von Bodman bezüglich der Zuchtloſigkeit des Klerus tat. Aber auch ohne Beziehung auf das „Gift" des neuen Evangeliums ward es ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutſchland allgemein Mode, über die entſetzlichen Zuſtände zu jammern. „Wir können leider nicht verneinen", ſchrieb 1544 der Konſtanzer Rat, „dann daß Deutſchland in allen ärgerlichen Sünden und Laſtern ganz und gar erſoffen iſt." In meiner „Geſchichte des deutſchen Briefes" habe ich aus bürgerlichen und ſonſtigen, auch fürſtlichen Privatbriefen eine ganze Reihe von Äußerungen wiedergegeben, die übereinſtimmend über die Zeit, die Welt und die Menſchen klagen, auch Sehnſucht nach dem Jenſeits ausdrücken. Zwar kehren ſolche Klagen zu allen Zeiten wieder, aber ſie häuften ſich damals bedenklich und ſind ein Charakteriſtikum dieſer Zeit.

Eben dieſer *Peſſimismus*, der bis zum Dreißigjährigen Kriege andauerte — „die Zeit iſt böſe" rief damals Valentin Andreä —, war ein *Produkt der* durch die Reformation *verſtärkten theologiſchen Stimmung*: wie die Reformation überhaupt eine Erneuerung, Verſchärfung und Verallgemeinerung des chriſtlichen Geiſtes bedeutet, ſo hat ſie, am ſtrengſten und folgerichtigſten der Calvinismus, auch in ſittlicher Beziehung die chriſtlichen Maßſtäbe in durchaus mittelalterlicher Überzeugung von der Sündhaftigkeit der Welt nur ſchärfer und allgemeiner angewandt und die Klagen mittelalterlicher Sittenprediger über die Welt in weit ſtärkerem Maße erneuert: *keineswegs* aber waren die *Zuſtände ſelbſt ſo entſetzlich*, wie ſie dieſem Peſſimismus erſchienen, und ebenſowenig waren ſie eine Folge der kirchlichen Bewegung. Wie ſo häufig wurde die letzte Vergangenheit plötzlich überſchätzt. Wenn Luther behauptete, in ſeiner Jugend hätten die meiſten, ſelbſt reiche Leute, Waſſer getrunken und kaum vor dem dreißigſten Jahre Wein, auch die „allerſchlechteſte Speiſe" genoſſen, jetzt aber tränken die Kinder ſchon ſchwere fremde Weine, jetzt ſei die Trunkſucht „ganz ein gemeiner Landbrauch worden", ſogar bei den Vornehmen, während das Trinken zu ſeiner Jugendzeit „unter dem Adel eine treffliche, große Schande" geweſen ſei, ſo war das bei aller Steigerung der Trunkſucht im 16. Jahrhundert, worauf wir (S. 226 f.) noch eingehen werden, völliger Irrtum. Ein andermal urteilte er richtiger: „Das Saufen iſt ein böſes altes Herkommen im deutſchen Lande, hat zugenommen und nimmt noch zu." Wenn er 1523 ſchalt: „Alle Welt gehet in Freſſen, Saufen, Unkeuſchheit und in allen Lüſten frei, daß es ſauſet und brauſet", ſo war das ſchon eine geraume Zeit her ſo geweſen. Die Hauptklage aller der geiſtlichen und weltlichen Sittenprediger mit ihrem Schimpfen auf das „ſataniſche Zeitalter" (Luther), dem gegenüber es nach Georg Fabricius nie „eine verdorbenere, gegen alle Tugend und Ehrbarkeit feindlicher geſinnte Zeit" gegeben hat, betraf jene Genußſucht und Sittenloſigkeit, das „eitel Säuleben", wie Luther ſagt, „das laſterhafte Epikuräertum" (Capito). „Die Leute", heißt es in der Magdeburger Kirchenordnung von 1554, „werden je länger je epikuriſcher". Wie wurde allgemein über die Laſter, die die Welt wie eine Sündflut überſchwemmen (Amsdorf), über das „äußerſte, vollendetſte Sittenverderben" (Gallus, Rivius), die „freche Sittenloſigkeit" (Camerarius) geklagt! Und doch war das nur der alte Zug, den wir (S. 91ff., 107f.) ſo ausgiebig kennen lernten. Trotzdem hatte Melanchthon halb recht, wenn er meinte, daß „bei den Vorfahren" noch keine ſolche Genußſucht geherrſcht habe, „wie ſie bei unſeren Leuten täglich überhand nimmt". Auf dieſe Steigerung kommen wir zurück. Neben der Zügelloſigkeit beklagte man regelmäßig die allgemeine Gottloſigkeit. An Melanchthons Tränen darob reichten die Waſſer der „Elbe und Weſer" nicht heran. Allerdings machte ſich die Menge die Aufhebung der „guten Werke" und die Verwerfung des römiſchen Kultus weidlich zunutze, ebenſo wie ſie die Lehre des Evangeliums oft als Erlaubnis zu weltlicher Ungebundenheit (vgl. S. 224) auffaßte. Aber die innere Unkirchlichkeit war doch kaum größer als früher trotz des damals alles durchdringenden äußerlichen kirchlichen Weſens, deſſen Fortdauer in den katholiſchen Gegenden auch jetzt noch manche Evangeliſche, z. B. Bucer und Kantzow, die Chriſtlichkeit einer ſolchen Gegend höher einſchätzen ließ. Zum großen Teil erklären ſich jene Klagen aus der von den Geiſtlichen übel empfundenen Widerwilligkeit des Volkes, das von den „Pfaffen" befreit zu ſein glaubte, etwas für die hungernden neuen Prediger zu tun, die nach Jonas wie Gaſſenkehricht verachtet waren. Viele prahlten damit, das Evangelium ſelbſt zu haben; von anderen wollten ſie Gottes Wort nicht hören. Es kamen wohl auch Störungen der Predigt vor. Sehr charakteriſtiſch iſt endlich eine weitere Klage, die ebenfalls ſchon früher hätte erhoben werden können, nun aber für den aufkommenden unvolkstümlichen Geiſt ſpricht. Man eiferte beſonders gern, zumal nach dem Bauernkrieg, über den gemeinen Mann (vgl. S. 266). Melanchthon fand allgemein eine „grenzenloſe Frechheit" (vgl. auch S. 223), ein andermal (1528) ſagte er: „Die Bosheit der Bauern iſt unerträglich und auf den Gipfel geſtiegen." Jonas klagte 1530: „Und wird dazu der gemeine grobe Mann ſo frech, roh und bärenwild, als wäre das Evangelium darum kommen, daß es loſen Buben Raum und Freiheit zu ihren Laſtern machen wollt." Man muß aber immer bedenken, daß alle dieſe Stimmen von jener viel ſtrengeren Auffaſſung getragen wurden, daß ſie die Dinge viel zu grell darſtellten. Es iſt deshalb gar nicht wunderbar, daß, wie Luther 1541 empört ſchrieb, allmählich „etliche Junker, Städte, ja auch Dreckſtädtlein, Dörfer dazu" von ihren Pfarrern verlangten, „daß ſie nicht ſollen auf der Kanzel die Sünden und Laſter ſtrafen". Manche freiere Anſchauung wurde zur Sünde geſtempelt, wie ſich denn 1532 die Straßburger Prediger beim Rat beſchwerten, daß man „auf den Stuben und allenthalben, neben viel anderen unerhörten Gottesſchmachen" ſage, „es ſei weder Höll noch Teufel". Man verkannte auch vollkommen, wie tief mancherlei im Volke wurzelte, und weckte durch die Klagen oder Verbote häufig erſt recht die Widerſtandskraft, die erſt mit dem ſpäteren ſozialen Wandel erlahmte.

Will man, wie das Janſſen tut, den zahlloſen Strafſchriften unbedingten Glauben ſchenken, ſo hätte die Verwilderung einen ganz ungeheuren Grad erreicht. Aber jene ſind mit theologiſchem Übereifer und in unvolkstümlichem Geiſte geſchrieben, ſie wollen von der „Sünde“ abſchrecken, ſie nehmen auch nach Art aller Eiferer den Mund allzu voll. Am meiſten warf man damals den Deutſchen das übermäßige Trinken und Schlemmen vor, „das viehiſche Freſſen und Saufen“, wie es in einer Predigt von 1573 heißt, „die unmenſchlichen Gaſtereien und Füllereien, ſo in Stadt und Land nach dem Exempel der Fürſten und Herren getrieben wird und wie im oberſten Regimente ſitzt“. Aber über das 15. Jahrhundert konnten wir ſchon Entſprechendes ſagen (vgl. S. 92f.), beſonders über die Trunkſucht der auch jetzt auffallenden Sachſen, und weſentlich iſt es die Fülle der Quellen im 16. Jahrhundert, die dieſe Trunk- und Freßſucht ſo furchtbar geſteigert erſcheinen läßt. Es wäre leicht, aus den Quellen noch mehr Material vorzuführen, als Janſſen darüber zuſammengebracht hat, und keineswegs nur aus theologiſchen Strafſchriften und Predigergejammer oder der ſpeziellen polemiſchen Trinkliteratur, neben der es auch ſeit dem 15. Jahrhundert eine lehrhafte „von der Kunſt des Saufens“ gab: aber es würde ſich doch nur um Steigerung eines längſt hervorgetretenen Zuges handeln. Dieſe Steigerung war allerdings vorhanden, und im ganzen darf man Freytag beiſtimmen, daß gerade zu dieſer Zeit das Trinken ein nationales Leiden geworden ſei. Es ging auch durch alle Stände. Über die Fürſten belehren vor allem Briefe und Tagebücher. Graf Lynar, als Ausländer, nahm 1590 an der Berliner Hoftafel ungern teil: „wegen des Trinkens“. An den ſächſiſchen Höfen war „das ſtetig Vollſein ein alt eingewurzelt Übung und Gewohnheit“. Daß die dicken Figuren mit dem roten Geſicht und den kleinen Augen, wie ſie die Cranachſchen Porträts der ſächſiſchen Fürſten zeigen, Trinker verraten, hat man mit Recht betont. Trinker waren die niederdeutſchen Fürſten, beſonders bekannt die „pommerſchen Trünke“. Man renommierte auch gern mit dem „Volltrinken“, und damals entſtanden die großen Fäſſer, wie das Heidelberger. Oft zitiert werden die Schilderungen, die der ſelbſt als Muſterzecher berühmte Ritter Hans von Schweinichen, der treue Kumpan ſeines Herrn, des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz, von dem wüſten Trinkleben an deutſchen Höfen überliefert hat. Freilich ſtanden immer neben Trunkenbolden wie Johann Friedrich und Chriſtian I. und II. von Sachſen, Pfalzgraf Johann Caſimir, Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach mäßige Fürſten, ſo Julius von Braunſchweig, Chriſtian von Anhalt u. a. (vgl. S. 231). Anderſeits waren ſogar geiſtliche Fürſten oft wüſte Zecher, und auch manche Fürſtinnen hielten ſich nicht zurück, wie Anna von Sachſen, die am Trinken zugrunde ging. Für die Umgebung der Fürſten ſind beſonders bezeichnend die Äußerungen der Hofordnungen über das Trinken namentlich nach Tiſch und vor dem Zubettegehen, die ſich freilich auf alle Hofdiener bis herab zu den Knechten beziehen.

Insbeſondere richten ſie ſich auch gegen „das unchriſtliche viehiſche Zutrinken“ (ſächſiſche Hofordnung von 1560). Dieſes Zutrinken (vgl. S. 92) hatte ſich aus dem alten Minnetrinken, zumal dem ſpäter üblichen Johannistrunk, den man z. B. bei einer Hochzeit zum Abſchied, aber auch auf dem Sterbebett trank, entwickelt. So heißt es wenigſtens bei Ägidius Albertinus bezüglich des Zutrinkens: „Alsdann bringt man einander eins, zwei … zwölf Gläslein St. Johannes Segen“. Es bedingte das Nachkommen mit gleichem Quantum und rief bald ein Wettſaufen hervor, bei dem man raſch voll wurde. Für das deutſche Weſen iſt nun wieder das Gründliche, das Pedantiſche bezeichnend, das ſich auch noch in dem ſpäteren ſtudentiſchen Komment findet. So berichtet, wohl übertreibend, Cyriakus Spangenberg in ſeinem „Adelsſpiegel“: „Etwa miſſet und wiegt einer dem andern den Wein oder das Bier zu, trinken bei viertel oder halben, auch wohl ganzen Ellen, aufs wenigſte bei Spannenlang oder Handbreit einander zu oder nach dem Gewichte bei etlichen Pfunden: und da muß es dann oft auch wohl gemeſſen und abgeteilt ſein, in wieviel Schlücken oder in wieviel Trünken man's ausſaufe.“ Für das Trinkleben des Adels im beſonderen bietet Spangenbergs Werk abſchreckende Belege, ebenſo gelegentlich Bartholomäus Ringwalt in ſeinem „Speculum mundi“. Und bei Bürgern und Bauern war es genau ſo. Für jene ſind z. B. einige Meiſterſingerlieder charakteriſtiſch, die die Dinge, wohl auch zur Abſchreckung, wieder in grellſten Farben malen. Ein ganz einwandfreies Zeugnis für die damalige Maßloſigkeit im Trinken bieten ſodann neben dem „Gedenkbuch“ Hermann Weinsbergs, der uns unter anderem über die ſtudentiſchen Zechereien in „Kränzchen“ — auch ſonſt bildeten ſich „Sauforden“ — belehrt, die Briefe einer Nürnberger Kaufmannsfrau, der Magdalena Paumgartner. Wenn ſie über die Fürſten beim Regensburger Reichstag (1594) meldet: „die Fürſten einander gehalten im Schlaftrunk wie Stallknechte“, ſo hatte ſie das nur gehört. Erlebtes berichtet ſie aber aus der Nürnberger Geſelligkeit. Von des Schmidmers Hochzeit erzählt ſie: „der Bräutigam kam am Tiſch nit zu Nacht, ſo hätt' er ſich zu früh betrunken: ſo ſeltſam, daß die Braut alſo allein daſaß am Tiſch“. Gelegentlich ergötzt ſie ſich ſogar an der Betrunkenheit der Männer; über ihre Gäſte berichtet ſie einmal dem in Italien weilenden Gatten, daß dieſe „fein ziemlich zugedeckt geweſen, daß man's die Stiegen 'nab hat führ'n müſſen, ſonderlich der Stoffele als Wilhelm. Du hätteſt Dich ſein zu krank gelacht, ſo viſierlich war es!“



Der Spielteufel. Holzſchnitt von Hans Weiditz (vor 1522 ausgeführt). Aus Petrarca, „Troſtſpiegel“, nach der Ausgabe: Frankfurt a. M. 1620. Vgl. Text S. 228.

Dieſelben Briefe gewähren, ebenſo wie Weinsbergs Buch, auch einen Einblick in die übertriebene Geſelligkeit der Zeit, deren Hintergrund eben übermäßiges Eſſen und Trinken war. Der nüchtern angelegte Gatte ſchreibt auf die häufigen Erzählungen von ſolchen Gaſtereien, ihm ſcheine, es gebe „draußen Banckettirens vollauf“, und ein andermal, daß dort „ſchier gar das Schlarauffenland“ ſei; er freut ſich aber, daß er durch ſeine Abweſenheit „manchs übrigen ſchädlichen Trunks“ überhoben ſei. Am meiſten übernahm man ſich auf Hochzeiten, namentlich, wie von jeher, auf dem ſonſt einfach lebenden Lande. Die Klagen über die ausgedehnten Mahle der Ratsherren oder die „Spitalfreſſereien“ (bei Abnahme einer Stiftungsrechnung), über akademiſche Mahle uſw. hätten im übrigen wieder auch früher gepaßt. Wieviel man aber bei einem „Bankett“ auftrug, zeigen die Menüs, die Rumpolt für Bürger und Bauern in ſeinem Kochbuch (1576 und 1581) empfiehlt. Daß auch Erſcheinungen liederlichen Lebens damals ſtärker auftraten, ſo vor allem die Spielſucht (ſ. die Abbildung S. 227), iſt nicht wunderbar.

Dem ganzen Treiben entſprach nun, wieder wie früher, die unfeine Art des Benehmens. Bezeichnend ſind z. B. die Beſtimmungen der Braunſchweiger Hofordnung von 1589, daß man ſich „unter dem Eſſen“ anſtändig benehmen, ſich „alles gottloſen Weſens, ſchandbarer, unhöflicher Wort, Fluchen, Schwören, laut Lachen und Rufen, Handſcherz und anderer rohen, groben, unziemlicher Geberde enthalten“ ſolle. Andere Hofordnungen verbieten, vor dem Frauenzimmer ſeine Notdurft zu verrichten, überhaupt Gemächer, Gänge, Treppen uſw. „mit Urin oder anderem Unflat zu verunreinigen“, mit Knochen um ſich zu werfen, ſich gegenſeitig mit Bier zu begießen. Wir hören weiter von Fürſten, die ihre Frauen ſchlagen, unflätige Worte lieben, bei Tiſch ſchreien und wüſte Schimpfworte gebrauchen. Schlägereien müſſen ſehr häufig geweſen ſein. Es iſt der Höhepunkt des ſchon früher (vgl. S. 163) beobachteten Grobianismus. Als Nachfolger von Brant und Köbel, in deſſen „Tiſchzucht“ von 1492 ſich auch grobianiſch parodierende Züge finden, hat Murner den Grobianismus in der „Schelmenzunft“ gelegentlich vorgeführt; ein Wormſer Druck von 1538, „Grobianus’ Tiſchzucht“, gibt den „Brüdern im Sauorden“ gute Lehren im Freſſen. 1549 erſchien der das unflätige, derbe und rückſichtsloſe Benehmen der Zeit und die Mißachtung der Frauen ironiſch preiſende lateiniſche „Grobianus“ von Friedrich Dedekind, eine Abſchreckungsſchrift, die Kaſpar Scheidt 1551 in volkstümliches Deutſch überſetzte und erweiterte. Aber trotz dem Motto „thu allzeit das widerſpil“ wirkte die witzige Schrift gerade entgegengeſetzt: die Leute ſahen ihre Art mit Behagen geſchildert, und die Übertreibungen lockten nur an, ſie zu erreichen. Auch Scheidt ſieht die Haupturſache der Verwilderung im Saufen, und die ſchon früher hervorgetretene Abneigung der Südländer gegen die ſich daraus ergebenden Unmanierlichkeiten hebt er ſcharf hervor: der Deutſche heiße bei jenen „Porco tedesco (deutſches Schwein), inebriaco (Trunkenbold, dieſe Bezeichnung erwähnt ſchon Murner), Aleman yuvrongne (trunkener Deutſcher)“. Tatſächlich kann man eine Menge entſprechender Urteile des Auslandes zuſammenſtellen. Vergerio, der päpſtliche Nuntius (1553 ff.), ſpricht z. B. von der beſtändigen Betrunkenheit („perpetua ebrietà“) der Deutſchen. Auch der angebliche äußere Schmutz der Deutſchen ward namentlich in Italien indigniert empfunden. Aber dazu hatten die Romanen am wenigſten Anlaß. Immerhin ſchwand die mittelalterliche Reinlichkeit. Für 1570 ſpricht z. B. Schweinichen von 27 Unflätern, die ſich prinzipiell nicht waſchen wollten. Eine Seite des Grobianismus, die ſich allerdings mit jenem volkstümlichen Humor (vgl. S. 125 ff.) eng verband, war auch den Romanen nicht fremd, die Freude an derben Scherzen, Zoten, Zynismen. Sie iſt auch für die italieniſche Renaiſſancegeſellſchaft bezeichnend, ebenſo wie die Luſt am Poſſenhaften, am Narrentum uſw., überhaupt jene Lachluſt. Aber man war dabei nicht plump und gewöhnlich wie in Deutſchland und bewahrte die Feinheit wenigſtens der äußeren Manieren.

Die derbe Volkstümlichkeit in Deutſchland dagegen iſt jetzt überhaupt auf den Höhepunkt verzweifelter Übertreibung gekommen. Sie ſah ſich durch neue Mächte bedrängt, durch die theologiſche Sittenſtrenge wie die gelehrte Bildung: ſie reagierte gewiſſermaßen dagegen, indem ſie ſich aufs tollſte überſchlug. Die Gebildeten ſelbſt, die zunächſt meiſt das volkstümliche Weſen bewahrten, fanden auch nicht mehr die einfache Art früherer Zeit. Sie wurden angeſteckt von dem grobianiſchen Treiben, ſie verloren vor allem jeden Geſchmack. Das Zuviel wurde nun auch die Signatur des Ausdruckes; eine entſetzliche Weiſe der Verdrehung, Verſchlingung, Anhäufung, eine vertrakte Komik, trotz volkstümlicher Derbheit ſchon gemacht erſcheinend, ward nun für wirkungsvoll angeſehen. Dieſe immer noch volkstümliche Art zeigt Fiſchart, freilich in überragender Weiſe. Ein Schüler jenes Scheidt, wie dieſer die groben Sitten der Zeit verſpottend, aber doch auch ihr behaglicher Schilderer, hier aus der humaniſtiſchen Literatur, dort vor allem aus der franzöſiſchen, aus Rabelais ſchöpfend, aber alles deutſch färbend, übertrumpfte Fiſchart das Großartig-Groteſke des Rabelais, ſteigerte die Satire ins Maßloſe. Er war ein bedeutender Mann, ein Bekämpfer der geiſtigen Rückſtändigkeit der neuen Scholaſtiker, ein feuriger Gegner des Papſttums und der neuen Freiheitsfeinde, der „Jeſuwider", freilich auch ein Freund der Hexenverbrennung (vgl. S. 243), ſonſt ein bürgerlich denkender, für das Familienleben warm eintretender, Vaterland und Volk liebender Deutſcher. Er war ein Dichter von erſtaunlicher Ausdrucksfähigkeit, ſcharfer Beobachtungsgabe und ſtarker Begabung, aber ein Kind der Zeit: in ihm ſpiegelt ſich die von ihm ſelbſt ſo genannte „heut verwirrte ungeſtalte Welt", die „abenteuerliche und ungeheuerliche" Weiſe.

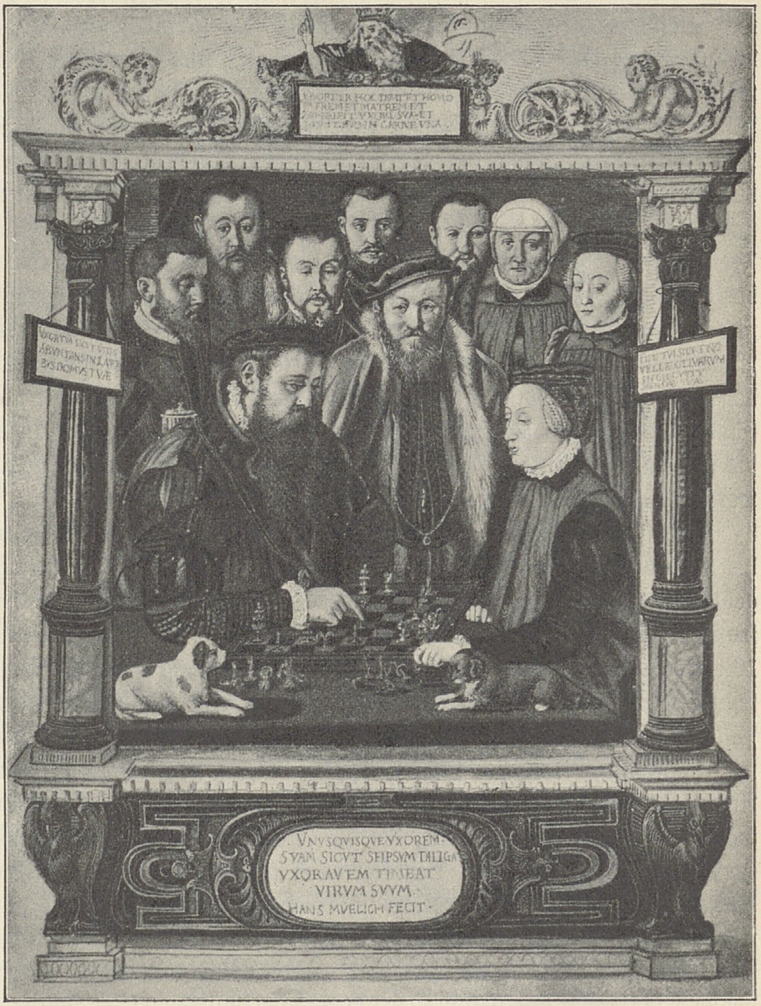


Bild zweier Ehegatten, des Herzogs Albrecht V. von Bayern und ſeiner Gemahlin Anna, beim Schachſpiel, gemalt von Hans Muelich, 1552. Aus dem Kleinodienbuch Annas von Öſterreich in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. icon. 429). Vgl. Text S. 230.

Eben wurde das Familienleben genannt; die auch ſonſt ſtark hervortretende Wärme des Familienſinnes ſollte ſchon davon abhalten, die ſittliche Verwilderung der Zeit allzu grell zu malen. Welch innige Gattenliebe offenbart ſich in den Briefen der Sibylle von

Sachſen an ihren gefangenen Gemahl; aber dieſe zeigen ſie auch als treue Mutter und tüchtige Hausfrau. Die Briefe anderer Fürſtinnen und Fürſten gewähren ein ähnliches Bild, ſo die der Herzogin Dorothea, der Gemahlin Albrechts von Preußen, die den Ausdruck inniger Liebe auch mit ſchalkhafter Derbheit zu verbinden weiß, ſo die des Kurfürſten Moritz von Sachſen an ſeine Gemahlin Agnes (ſ. ferner die Abbildung S. 229). Freilich gab es auch unglückliche und zerriſſene Ehen, nicht ſelten durch Schuld des fürſtlichen Gatten, wie Joachims II. von Brandenburg oder Erichs II. von Braunſchweig, und die wilden Sitten mancher Fürſten, wie eines Herzogs von Liegnitz, der ſeine Gemahlin in der Pagen Gegenwart nach ſeinem Willen zwang, bieten gewiß recht unerfreuliche Bilder. Wie viele Fürſtinnen zeigen auch viele Edelfrauen die Züge der treuen und gütigen Hausfrau. Aus Bürgerkreiſen dürfen wieder die Briefe jener Magdalena Paumgartner aus Nürnberg angeführt werden, ihre herzigen und friſchen Brautbriefe zumal, zu denen die freilich etwas geſchäftsklugen Briefe der Urſula Freherin an Johann Adolf von Glauburg eine Parallele bilden, weiter die liebevollen Briefe der Gattin an den „herzeten Schatz“ oder den „herzallerliebſten Paumgartner“. Rührend iſt der gefaßte Brief, in dem ſie dem fernen Gatten 1592 den Tod ihres geliebten Söhnchens „Balthasla“, deſſen Kinderleben in den Briefen auch eine Rolle ſpielt, anzeigt: „Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, denn ich leider ſehe, nit mehr davon bring denn Schwächung, böſen Kopf und böſe Augen.“ Wie hübſch plaudert ſie von der kleinen Nichte, die ſie dann ins Haus nimmt: „Vertreib indeß mein Weil mit dem kleinen Madela, das ſo werklich [niedlich] iſt, daß wir alle Freud mit ihr haben.“

Zur Stärkung des Familienſinnes, der uns freilich auch früher erfreulich entgegentrat, hat die Reformation inſofern beigetragen, als der Kampf gegen den Zölibat die Ehe ihres geduldeten, im Grunde unheiligen Charakters entkleidete. Freilich durchzieht die ältere frauen-, auch ehefeindliche Strömung (vgl. S. 163f.) noch die Literatur des ſpäteren 16. Jahrhunderts, zum Teil aus grobianiſchem Geiſt heraus. Bezeichnend iſt der proteſtantiſche, humaniſtiſch hochgebildete Dramatiker Thomas Naogeorg, der alſo urteilt: „Obgleich die Frauen untereinander verſchieden ſind, ſind ſie im allgemeinen doch faſt durchweg lügneriſch, diebiſch, naſchhaft, träge, ſchläfrig, zänkiſch“, und nun folgt noch eine ganze Anzahl immer bösartigerer Eigenſchaftsbezeichnungen. Der Verfaſſer eines „Hausteufels“ warnt vor den Läſtermäulern, die die Frau herabſetzen, Spangenberg vor den Schandſprüchen über den Eheſtand. Letzterer weiſt auch auf die damalige eheläſternde, zotige Unterhaltungsliteratur hin, wie Freys „Gartengeſellſchaft“. Überall wurde gern das „böſe“ Weib geſchildert, die Schwänke und Spiele wimmelten von ehelichen Prügelſzenen, und der „Siemann“ (vgl. S. 85) war eine nicht unwitzige Verkörperung der Weibertyrannei in der Ehe, ſchließlich überhaupt aller ſchlechten weiblichen Eigenſchaften. Noch 1609 trat dieſer Zug in Johann Sommers „Malus mulier“ und „Imperiosus mulier“ grell hervor. Anderſeits gab es eine große ehefreundliche (zum Teil dramatiſche) Literatur, die indes ebenfalls ältere Vorbilder (vgl. S. 164) hat. Im Gebiete des Proteſtantismus trat bei der Hochzeit übrigens die kirchliche Trauung gegenüber der Verlobung und Heimführung ſtärker in den Vordergrund. Gewiß hat der grobianiſche Ton der Zeit auch den Verkehr zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Eltern und Kindern beeinflußt. Aber das iſt nicht zu übertreiben. Das Familienleben Luthers iſt ſpäter in vielen Pfarrhäuſern wiederzufinden geweſen. In das vieler Gelehrten, Ratsherren, Künſtler, Handwerker geben uns im 16. wie im 17. Jahrhundert die Haus- und Familienchroniken trotz ihrer trockenen Kürze genugſam Einblicke, um es als durchaus unverdorben und echt zu empfinden. Es beſchrieb wohl auch der Gatte, wie der Ratsherr Bildſtein in Hagenau, ausführlich das Leben ſeiner dahingegangenen Gattin. Ebenſo finden ſich in der Literatur nicht nur bei Fiſchart familienhafte Züge, z. B. in manchen hübſchen Szenen bibliſcher Dramen.

Und ſo gibt es auch ſonſt erfreuliche Züge. Selbſt Janſſen führt die Äußerung eines geiſtlichen Unterrichtsbuches, des „Chriſtenſpiegels" (1597), an, wonach die in der Stille geübten Tugenden nicht verzeichnet würden. Die Nachwelt werde ſagen, die Menſchen dieſer Zeit ſeien ſchlimmer geweſen denn die zu Sodoma und Gomorra. Sie würde anders urteilen, wenn ſie auch „das viele Gute" wüßte, das „noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig" ſich zeige. Janſſen verſäumt nur, ſein Gemälde danach zu berichtigen. Die Frömmigkeit war doch in weiten Kreiſen aufrichtig und ernſt. Auf Tüchtigkeit des Charakters arbeitete die Erziehung hin. Die Ehrbarkeit war ein nicht nur äußerlich erſtrebtes Ideal. Die größere Sittenſtrenge hat unzweifelhaft auch ſchließlich die Sittlichkeit ganz bedeutend gehoben. Auch der Kampf gegen die groben Sitten, vor allem die Trunkſucht (vgl. S. 226f.), war nicht ganz vergeblich, zumal man hier und da den Geſchmack daran verlor.

Die Trunkſucht verſchärfte ſich freilich noch durch ein anderes Moment. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man den Branntwein (vgl. S. 90) unmittelbar aus dem Korn herzuſtellen gelernt, und damit begann eine neue, ſchlimmere Art des Trinklaſters ſich auszudehnen, ſpäter, insbeſondere durch die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges, namentlich im niederen Volk. Zunächſt war der Branntwein freilich koſtſpielig und wurde auch durch Ordnungen bekämpft. Aber Ordnungen halfen wenig; das zeigten ſchon die früheren gegen das Trinken überhaupt wie die zu Maßregeln gegen dasſelbe auffordernden, zum Teil von Maximilian I. veranlaßten Reichsabſchiede (vgl. S. 92), ſo jetzt der von Augsburg (1548). Überdies konnten die Leute ſagen: „Die Oberkeiten liegen ſelbſt krank im Bett und wollen Andere curiren." Aber man ſah bereits die ſchlimmen phyſiſchen Folgen öfter ein. Dem „unmäßigen Freſſen und Saufen" ſchrieben ſchon früher viele Zeitgenoſſen eine Abkürzung der Lebensdauer zu; Luther meinte, die „Welt wird itzt nicht alt"; und Lazarus von Schwendi ſagte bezüglich der Völlerei: „Man ſpürt, wie teutſche Nation in Abgang thut darüber ghon." Und ſo kam man häufig aus Vernunftgründen zu größerer Mäßigkeit. Viele Leute waren, wie jener Paumgartner, dem Trinken durchaus abhold. In den höheren Ständen breiteten ſich Mäßigkeitsorden aus. Anſcheinend nach dem Vorbild eines von Alphons V. von Aragonien im 15. Jahrhundert unter anderem auch im Zeichen der Mäßigkeit neu organiſierten Ordens, deſſen Abzeichen auch Kaiſer Friedrich III. und Maximilian getragen haben ſollen, gründeten im Jahre 1517 ſteiriſche, kärntiſche und krainiſche Edelleute die St.-Chriſtophsgeſellſchaft mit dem antigrobianiſchen Ziele, das Fluchen und das Zutrinken zu bekämpfen. Im übrigen hat dieſe Geſellſchaft mit jenem Orden nichts zu tun. Wohl in Anlehnung an ſie, aber vielleicht auch unter den am pfälziſchen Hofe mit zuerſt auftretenden franzöſiſchen Einflüſſen, die ja auch früher (vgl. Bd. I, S. 338) und ſpäter regelmäßig der deutſchen Unmäßigkeit entgegenwirkten, bildete ſich 1524 in Heidelberg ein Fürſtenbund gegen das Zutrinken, der Orden vom goldenen Ring, deſſen Mitglieder nur bei Beſuchen in dem trunkfeſten Niederdeutſchland nicht an die Beſtimmungen gebunden waren. Wir wiſſen ferner von einer 1545 vom Kardinal Otto von Augsburg gegen das Zutrinken gegründeten Geſellſchaft, wir werden ſpäter von weiteren Verſuchen hören. Der Erfolg war freilich nicht größer als der der obrigkeitlichen Ordnungen. Anderſeits iſt das, was Giordano Bruno über den Trinkkultus an deutſchen Univerſitäten berichtet, nicht weſentlich ſchlimmer, als was noch heute darin geleiſtet wird.

In einer parallelen Schwäche zeigt ſich das 16. Jahrhundert dem 15. gegenüber aber bedeutend gebeſſert, in der Unzucht nämlich. Was einige Sittenprediger an ſchlimmen Dingen anführen, hat gegen früher nicht viel zu beſagen. Manche reden zwar vom Ehebruch als einer allgemeinen Sünde; über die Verdorbenheit der Jugend wird geklagt; die Hurerei, die, wie der Prediger Grüninger zu Anfang des 17. Jahrhunderts harmlos behauptet, in Wittenberg einſt „etwas Seltſames und Ungewöhnliches“ geweſen ſei, ſoll nun prangen uſw. In Wahrheit iſt das alles nur ſtrengere Auffaſſung oder Übertreibung. Stimmen aus dem erſten Drittel des 16. Jahrhunderts beweiſen überdies nichts für die ſpätere Zeit. Charakteriſtiſch iſt, wie als über ein Hauptzeichen der Unzucht über die ſchandbaren „tollen“, „geilen, huriſchen und bübiſchen“ Tänze gejammert wird, z. B. von Cyriacus Spangenberg über das „unzüchtig Aufwerfen und Umbwerfen und Entblößen der Mägdlein“. Schon Agrippa von Nettesheim klagt 1526 darüber. Aber ähnlich waren im ganzen ſchon die früheren Tänze mit ihren laſziven Tanzliedern und derben Scherzen. Keineswegs war anderſeits der würdevolle Schreittanz der feineren Geſellſchaft geſchwunden. Über die Ehrbarkeit höfiſcher Edeldamen, ihren Anſtand beim Tanzen und ihre Züchtigkeit haben wir für die erſte Hälfte des 16. Jahrhunderts ſehr günſtige Zeugniſſe von Italienern. Würdevoll waren nicht minder die allmählich eindringenden Tänze der italieniſchen Renaiſſance mit ihren Verbeugungen und Verzierungen. Auch bei ehrbaren Bürgern war der Tanz durchaus anſtändig, weniger wohl bei den Bauern. Ein ſcharfes Mandat des Kurfürſten Auguſt von Sachſen ſcheint allerdings ſtarke Auswüchſe zu bezeugen: es ſpricht von Tänzen mit nackten oder halbbekleideten männlichen Teilnehmern. Aber der Umſtand, daß in Dresden alſo zur Nachtzeit auf den Kirchhöfen getanzt worden ſei, macht die Sache, wenn man an die Hexenbeſchuldigungen denkt, verdächtig.

Daß die derben, ja zotigen Schwankbücher vor den Eiferern keine Gnade fanden, iſt natürlich. Aber die volkstümlichen „Luſtſchriften“ und Schwänke, das „Rollwagenbüchlein“, die „Gartengeſellſchaft“ uſw., auf die z. B. Johann Fickler aus Salzburg 1581 heftig ſchilt, und denen er in angeblich entſittlichender Wirkung auch vor allem Luthers Tiſchreden, „ſo voller unflätiger, ſtinkender Boſſen“, gleichſtellt, pflanzten doch nur die derbe Art früherer Zeit fort. Die „unzähligen Buhllieder“ aber, von denen Beinhaus 1617 ſpricht, werden wohl zum Teil ſchöne Volkslieder geweſen ſein. Freilich nahm das bewußt Lüſterne und Unſaubere bei der grobianiſchen Geſellſchaft eine bedeutende Stelle ein (vgl. S. 228), und unſchuldig waren auch gewiſſe Schriften aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, die „Venusſchule“ etwa, ſo wenig wie jene die Derbheit der Nürnberger Faſtnachtsſpiele hinter ſich laſſenden lockeren Spiele der „engliſchen Komödianten“ um 1600. Dieſe brachten auch die „liederlichen und ſpringenden oder tanzenden Weiber“, dieſes „hochſchädliche Ungezieſer“, die indeſſen trotz aller Eiferer ſehr beliebt waren. Wenn Guarinoni ſich 1610 über die „Bad-Unzucht“ in Tirol ereifert, über dieſe „Schand- und Laſterhäuſer“, ſo kam er damit für große Teile Deutſchlands zu ſpät. Die Badſtuben waren vielfach ſchon eingegangen, ihre „klaſſiſche“ Zeit lag im 15. Jahrhundert, ebenſo die der Frauenhäuſer (vgl. S. 107 und 108 f.). Eben die Reformation hat, wie betont, die früher ſich ſo breit machende Unſittlichkeit ganz bedeutend eingeſchränkt. Unter ihrem Einfluß wurden namentlich infolge der Augsburger Reichspolizeiordnung von 1530 vielerorts die Frauenhäuſer, wie es ſchon Luther 1520 forderte, nicht ohne große ſonſtige Bedenken, ſo wegen der Gefährdung der anſtändigen Frauen, aufgehoben, z. B. in Baſel, Nördlingen, Ulm und um die Mitte des Jahrhunderts in Ansbach, Regensburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg. Zum Teil geſchah das allerdings ſchon vor der Reformation und jetzt ebenſo in katholiſchen Gegenden, wie in Wien. In vielen Orten wurde das gemeinſchaftliche Baden beider Geſchlechter verboten, wurden Dirnen mit Auspeitſchung und Pranger beſtraft, Kuppler, z. B. in Frankfurt a. M., mit dem Halseiſen und Ausweiſung; anderswo wurde überhaupt die Unzucht als ſolche geahndet und gegen den Ehebruch erheblich ſchärfer vorgegangen. Nach dem ſächſiſchen „Codex Augusteus“ wurde letzterer mit dem Tode durchs Schwert beſtraft, in Württemberg ſeit 1586 bei Wiederholung mit dem Tode uſf. Jetzt wurden auch die Kinder aus einem Konkubinat viel rigoroſer behandelt als früher. Sie waren nach der Markgräflich Brandenburgiſchen Ordnung von 1533 „gemeinlich zu allerlei ehrlichen Ständen untüchtig“.

Aber derſelbe ſtrenge kirchliche Geiſt, der auf dieſem Gebiet im ganzen ſegensreich wirkte, iſt nun doch in ſeinem Übermaß und Übergewicht dem deutſchen Menſchen nicht förderlich geweſen. In ganz anderem Sinne, als Janſſen will, hat die Reformation zu dem (S. 223) angedeuteten kulturellen Verfall im 16. Jahrhundert beigetragen, eben durch die Übertreibung des religiöſen Geiſtes, der die Menſchen mehr als je beſeelte, durch ſeine Wendung zum theologiſchen Fanatismus. Freilich förderten dieſen nicht nur die ſtreiterfüllten Jahre der ſiegreichen Reformation, ſondern auch die verfolgungsſüchtigen Zeiten der Gegenreformation. Die katholiſche Kirche nahm, innerlich und äußerlich reorganiſiert, die Wiedereroberung des faſt ganz von ihr abgefallenen Deutſchlands auf. Nachdem ſich die Jeſuiten auch in Deutſchland niedergelaſſen hatten, machten ſie bald die größten Fortſchritte. Die Rekatholiſierung Deutſchlands war keineswegs der eigentliche Stiftungszweck des Ordens, aber bald eine ſeiner erfolgreichſten Betätigungen. Jedenfalls führten die Glaubenskämpfe zu einem aufrichtigen oder geheuchelten Übermaß von Teilnahme an den konfeſſionellen und dogmatiſchen Fragen. Obgleich vielfach ſehr weltliche Motive die Dinge lenkten, ſchien die ganze Zeit von nichts anderem erfüllt als von Glaubensfragen. Mit Recht nennt Freytag „das Pfaffengezänk das einzige nationale Intereſſe“ für lange Zeit. Die dogmatiſchen Spitzfindigkeiten und Zänkereien, die z. B. auch das Kirchenlied ebenſo wie die bibliſchen Schauſpiele färbten, wurden in den Kanzleien und in den Gelehrtenſtuben, an den Höfen der Fürſten wie in den Wirtshäuſern des gemeinen Mannes mit leidenſchaftlichem Eifer erörtert. „Da ſitzen jetzt alle Bierhäuſer“, ſchrieb Schwenckfeld ſchon 1524, „voll unnützer Prediger.“ Erſt um die Mitte des Jahrhunderts wurden wieder andere Töne in der Literatur angeſchlagen. Die Kunſt beteiligte ſich aufs lebhafteſte am Streit der Konfeſſionen. Spottbilder — übrigens ſchon im 15. Jahrhundert ſehr beliebt — wurden trotz aller Verbote maſſenhaft in Deutſchland verbreitet, namentlich proteſtantiſcherſeits, die „Pfaffen“ und den Papſt oft unflätig verhöhnend. Bilder ſchmückten auch zum Teil die begehrten Spott- und Schmähſchriften beider Parteien, Zeugniſſe fanatiſchen Eifers und geiſtiger Armut. Es war eine rechte Blütezeit des Paſquills. Charakteriſtiſch für den Schmähgeiſt iſt, daß man dem Gegner — Luther iſt davon nicht allein betroffen — irgendeine anormale „gräßliche“ Todesart nachſagte. Luther hat das auch getan. Überhaupt iſt er in der Leidenſchaft des Schimpfens für den Ton der antipapiſtiſchen Schmähſchriften, deren fingierte Wortführer noch meiſt den unteren Ständen angehören, recht vorbildlich geworden; die Katholiken ihrerſeits, wie etwa Hans Salat von Luzern oder der Konvertit Johann Engerd, ließen es indeſſen ebenfalls nicht fehlen. Aber Feindſchaften und Gegnerſchaften waren doch ſchon im 15. Jahrhundert zu haßerfülltem Ausdruck gekommen, und es iſt nicht ganz richtig von Janſſen, die Satire des 15. Jahrhunderts in Gegenſatz zu dem „bittern Haß und Hohn" zu ſtellen, der nach der Reformation „Kennzeichen der Satirik" wurde. Immerhin leiſtete man jetzt Stärkeres in der perſönlichen Verunglimpfung, und die Hitze des Kampfes war, nachdem erſt richtige Parteien gegenüberſtanden, ungleich größer. Die Prediger hetzten noch zu immer heftigeren Angriffen. „Nur getroſt wider ſie gangen", ſchrieb noch 1593 Nigrinus, „und die Brände geſchürt, daß ihnen frei recht heiß werde." Nicht nur Proteſtanten und Katholiken, Lutheraner und Reformierte, auch die Lutheraner unter ſich lagen ſich in den Haaren; man denke an den Streit zwiſchen Flacius und dem ſanften Melanchthon. Man war von einer erſchreckenden Unverſöhnlichkeit und halsſtarrigen Rechthaberei in den kleinſten dogmatiſchen Fragen. Aber dieſes fanatiſche ſcholaſtiſche Treiben, fern von jeder Innerlichkeit und eigentlich auch wieder rein mit dem Verſtande arbeitend, verdarb zuſehends den Charakter. Arndt, der Verfaſſer des „Wahren Chriſtentums", konnte ſpäter klagen, er hätte es nicht für möglich gehalten, „daß unter den Theologen ſo giftige, böſe Leute ſeien". Sehr bezeichnend iſt es, wie einzelne Lutheraner ſpeziell die Kalenderreform des Papſtes Gregor XIII. auslegten: er wolle nur, meinte Caſpar Füger, Chriſtus wegen des Termins des Jüngſten Gerichts verwirren, damit er ſelbſt weiter ungeſtraft ſeine Schinderei, Gottesläſterung und Bubenſtücke treiben könne. Der Teufel wurde von allen Seiten mit Eifer zum Herrn oder Helfer der Gegner geſtempelt.

Aber die Theologie übte nun überhaupt eine völlige Vorherrſchaft im geiſtigen Leben aus. Im Grunde wurde das klaſſiſch-mittelalterliche Prinzip neu belebt: alles zur Ehre Gottes; nur ihm dient die Wiſſenſchaft, deren höchſte Krönung die Theologie iſt. Anderſeits ging die Strömung weiter als im Mittelalter. An der Ausgeſtaltung einer neuen Dogmatik arbeiteten, ſtreitend und tüftelnd, nicht nur die Theologen: theologiſch beſchlagen zu ſein, war überhaupt ein Zeichen der Bildung, ſelbſt bei den Vornehmen. Die geiſtigen Führer der Zeit wurden mehr und mehr die Hoftheologen. Es iſt charakteriſtiſch, daß viele Erlaſſe und Ordnungen der weltlichen Obrigkeit mit erbaulichen theologiſchen Einleitungen beginnen, worin freilich ebenſo wie in den gleich zu beſprechenden frommen Namen zum Teil eine bloße Mode ſteckt. Die Zurückdrängung volkstümlicher Luſt durch die weltlichen Mächte geht jetzt weſentlich auf den kirchlichen Geiſt zurück. Wohin war ferner der geiſtige Aufſchwung der erſten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts geſchwunden? Das hatten ja die Humaniſten kommen ſehen (vgl. S. 205)! Eobanus Heſſus hatte 1523 prophezeit, die neue Theologie werde eine ſchlimmere Barbarei bringen als die eben überwundene, und 1524 ſprach er von den neuen Obſkuranten. Erasmus meinte überall, wo das Luthertum herrſche, die Wiſſenſchaften zugrunde gehen zu ſehen. In der Tat hatte die Reformation den eben vom Humanismus eroberten aufblühenden Univerſitäten und Schulen eine neue, zunächſt abwärts führende Kriſe gebracht. Äußerſt lebhaft klagte ſeit 1522 namentlich Melanchthon über die Barbarei der Theologen. Juſtus Jonas erklärte 1538, ſeitdem das Evangelium ſeinen Weg durch die Welt angetreten habe, ſeien die Univerſitäten ſo gut wie ausgeſtorben; von Erfurt ſei eine jammervolle Ruine übrig, von vielen anderen „nichts als trübſelige Leichname". Daß das zutraf, darüber mag man bei Paulſen die Nachweiſe im einzelnen — Erfurt hat ſich nie wieder ganz erholt — nachleſen. Auch die katholiſch gebliebenen Univerſitäten litten ſtark. Ebenſo allgemein wurde über den Verfall des Schulweſens geklagt.

Es machte auch der eben entwickelte gelehrte Buchhandel unter ſolchen Umſtänden wieder Rückſchritte. Luther ſelbſt betonte vom evangeliſchen Standpunkt gegenüber den bildungs- und ſchulfeindlichen radikalen Schwärmern nachdrücklich den Wert der humaniſtiſch-ſprachlichen Bildung, weil ohne ſie „das Evangelium" untergehen müſſe. Auf den Niedergang der Univerſitäten hatte aber viel weniger der bei fanatiſchen Prädikanten hervortretende Haß gegen die Wiſſenſchaften Einfluß als ein ſehr materielles, von Luther, Melanchthon und anderen auch wohl erkanntes Nützlichkeitsmotiv. Wie nach Luther früher (vgl. S. 213) alle Welt auf Univerſitäten ging, um geiſtlich zu werden, ſo mied man ſie jetzt, weil der nunmehr auch noch pfründenloſe geiſtliche Stand vielfach überhaupt mißachtet wurde (vgl. S. 225). Denn nach Widmann hatten die Leute ja aus Luthers Schriften ſelbſt vernommen, „daß die Pfaffen und Gelehrten das Volk ſo jämmerlich verführt hätten". Und wie viele Menſchen, hoch und niedrig, waren einſt in der Kirche verſorgt worden! In wie bedrängter Lage waren dagegen die neuen Pfarrer! Gelehrten Erſatz für ſie ferner gab es, ſobald die älteren, aus der katholiſchen Kirche ausgetretenen Geiſtlichen ſchwanden, nicht mehr; man griff ſogar zu Handwerkern und Bauern. Eben dieſer Umſtand, die Sorge um den Nachwuchs der Pfarrer für die neue Kirche, zugleich aber das alte unabweisbare Bedürfnis der Landesherren nach juriſtiſch gebildeten Beamten hat dann (vgl. S. 247) die Reformatoren mit allem Eifer darangehen laſſen, die gefährliche Kriſe zu überwinden. Übrigens wirkte der genußſüchtige wie der praktiſchere Zug der Zeit auch ungünſtig. „Die Wiſſenſchaft", ſagte 1523 Wizel, „iſt um ihre Ehre gekommen, gutes Leben aber, Reichtum und Überfluß werden wunderſam verehrt. Die Schulen ſtehen leer, zu Hofdienſten, zur Kaufmannſchaft, zur Alchimie und zum Bergbau läuft man am meiſten."

Aber ſogar die reorganiſierten oder neu begründeten Univerſitäten waren nichts weniger als Stätten freier Wiſſenſchaft: auch der gealterte Melanchthon klagte trotz ſeiner Erfolge über den Niedergang der ſchönen Wiſſenſchaften. Melanchthon hatte, anders als der nur von den Intereſſen des Evangeliums geleitete Luther, doch auch die Bildung, die Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen im Auge. Eben dieſes wurde ſpäter den Vertretern des Luthertums zum Ärgernis. Es begann die völlige Herrſchaft nicht des Evangeliums, ſondern der Theologie, der die Bildung nur zu dienen hatte. Gewiß wurde jetzt ein reineres Latein, auch das Griechiſche mehr gepflegt, von der mittelalterlichen Philoſophie war nichts mehr übrig: aber gleichwohl herrſchte der mittelalterliche Geiſt bei den nur gewandelten „Sophiſten", er war nun rein ins Theologiſche gewendet und nur noch unduldſamer geworden. Mit der Zurückdrängung und Vertreibung der Anhänger Melanchthons, der Philippiſten (vgl. S. 248), geriet auch das ebenfalls (vgl. S. 247) gebeſſerte lutheriſche Schulweſen wieder in Niedergang. Auch in der reinen Sprachenpflege ſtanden jetzt die lutheriſchen Schulen hinter den freilich ebenſo von ſtreng kirchlichem Geiſt beherrſchten Jeſuitenſchulen (vgl. S. 254f.) zurück. Beſſer ſtand es um die Schulen der calviniſtiſchen Gebiete. Der Calvinismus, der die Zukunft des Proteſtantismus ja überhaupt beſſer verbürgte als zunächſt das Luthertum, der auch religiös viel aktiver war, hatte ſein Gebiet allerdings im weſentlichen außerhalb Deutſchlands. Und eben ſeine Verbindung mit der höheren Kultur Weſteuropas ließ ihn nicht nur in wirtſchaftlicher Hinſicht (vgl. S. 216) modernere Anſchauungen hegen, ſondern auch eifriger die Bildung pflegen, ließ ihn ſich, entſprechend ſeiner ſtärkeren intellektualiſtiſchen Haltung, leichter dem Renaiſſancegeiſt hingeben, und ſchließlich ſollte aus ihm überhaupt ein freierer Geiſt erſtehen.

Auch die Kunſt hat in proteſtantiſchen Gebieten durch den übertriebenen theologiſchen Eifer Schaden genommen. Trotz ihrer ſtärkeren Verweltlichung (vgl. S. 63) war ihr eigentliches Lebenselement freilich noch immer eben die Religion geweſen: nun erſchien ſie gerade deswegen als charakteriſtiſches Ausdrucksmittel des Katholizismus und wurde als ſolches bekämpft, am radikalſten von den Bilderſtürmern. Luther wurde gerade durch dieſen Radikalismus zu freundlicherer Haltung beſtimmt, aber die reformierte Kirche verwarf den Bilderſchmuck in der Kirche durchaus. Eine kirchliche Kunſtpflege war dem in keiner Weiſe auf Sinnenwirkung ausgehenden Proteſtantismus überhaupt nicht Bedürfnis, weiter auch ſchon deshalb nicht möglich, weil den neuen Kirchen der Reichtum der alten infolge der Einziehung des Kirchengutes mangelte. Man hatte weder die Mittel zum Bau neuer oder zur Vollendung im Bau befindlicher Kirchen noch zu ihrer künſtleriſchen Ausſtattung. Dazu kam, daß der neuaſketiſche, ſittenſtrenge Geiſt vielfach der Kunſtfreude überhaupt, alſo auch einer weltlichen Kunſtpflege nicht günſtig war. Die kunſtfeindliche Haltung der Kirche hat anderſeits die nunmehr notleidenden Künſtler erſt recht auf das weltliche Stoffgebiet gedrängt. Mochte jener Geiſt nun zum Teil auch in katholiſchen Gebieten ungünſtig wirken, ſo blieb hier doch jene alte Tradition kirchlicher Kunſtpflege ungeſtört; dafür beförderte die innigere Verbindung dieſer Gebiete mit den katholiſchen romaniſchen Ländern (vgl. S. 222) den bereits vordringenden Einfluß der ſüdlichen, undeutſchen Kunſt (vgl. S. 286ff.).

Eine unerquickliche theologiſche Atmoſphäre lag über der ganzen Zeit. Wieder einmal können uns dieſen Geiſt die Namen widerſpiegeln. An Stelle der alten volkstümlich gewordenen und gewandten Heiligennamen (vgl. S. 79) wählte man in proteſtantiſchen Landen bibliſche Namen, vor allem recht ſeltene altteſtamentliche, um die Bibelfeſtigkeit zu zeigen. Zu den Abraham, Adam, Benjamin, Daniel, David, Elias, Joachim (der der vulgärſte Name wurde), Jonas, Salomon, Simon, Tobias, Zacharias uſw. kamen Malachias, Manaſſe, Kaleb, Eleazar, Nathanael. Im 17. Jahrhundert griff man zu gemachten frommen Vornamen; ſo hieß ein Frankfurter Student (1649): Hoffe des Herrn. Die neuteſtamentlichen Vornamen gingen daneben in Fülle einher. Der beliebteſte Name war aber allgemein wie früher Johann. Jedenfalls vermied man auf proteſtantiſcher wie auf katholiſcher Seite, auf der man bei den alten und neuen Heiligen blieb, nichtfromme Namen faſt ganz.

Aber auf beiden Seiten äußerte ſich der fromme Zeitgeiſt nun auch in weniger harmloſer Weiſe. Es iſt ihm die Steigerung der Hexenverfolgung im 16. und 17. Jahrhundert, deren völlig ausgebildete Anfänge allerdings bereits im 15. Jahrhundert liegen (vgl. S. 199ff.), ganz weſentlich zuzuſchreiben. Hanſen hat mit Recht darauf hingewieſen, daß die ſo oft behandelten Hexenverfolgungen des 16. und 17. Jahrhunderts für die Erklärung des Problems nichts Neues bieten können, aber der Wahn ſcheint doch erſt jetzt ſeine charakteriſtiſche Bedeutung für den geſamten Zeitgeiſt, für die Geſellſchaft überhaupt zu erlangen, womit denn auch die enorm geſteigerte Zahl der Opfer zuſammenhängt. Die beiden Momente, die in Deutſchland nach der Reformation als wichtigſte erſcheinen, der Maſſencharakter der Verfolgung und der Übergang derſelben an die weltlichen Richter, waren freilich ſchon vorher vorbereitet (vgl. S. 200f.). Anderswo nahm die geiſtliche Inquiſition da, wo ſie beſtehen blieb, wie in Italien, die Hexenverfolgung als ihr Recht nach wie vor in Anſpruch. In Deutſchland iſt ſchon ſeit Beginn des 16. Jahrhunderts die weitere Förderung des Hexenwahns Hauptſtärke der römiſchen

Juriſten geworden, die nun auch allgemein an Hexenflug und Hexenſabbat glaubten. Der neuburgiſche Landvogt Ulrich Tengler, der 1509 ein weitverbreitetes Handbuch, den „Layenſpiegel", verfaßte, hat ſich für die zweite Ausgabe (1511) von ſeinem Sohn, der aber Geiſtlicher war, die dafür wichtigſten Teile des „Hexenhammers" hinzufügen laſſen und dem unheilvollen Produkt theologiſchen Geiſtes damit neue Anſteckungskraft geſichert. Wie ſchon (S. 201) betont, wurde der Wahn gleich nach 1500 von der Menge allgemein geteilt, erfaßte aber auch die Gebildeten mehr und mehr. Der anfangs angezweifelte Hexenflug wurde auch durch Holzſchnitte und Kupferſtiche damals dem Volke vertraut, ebenſo das ſonſtige Treiben der Hexen (Bilder bei Tengler, auch ſchon bei Ulrich Molitoris [vgl. S. 200]). Selbſt Dürer hat einen Hexenflug geſtochen, und namentlich Hans Baldung Grien liebte dergleichen. Die Ausbreitung der Verfolgungen ferner über das bisher darin zurückhaltende Niederdeutſchland ſetzte ſchon ſeit etwa 1490 ein und beweiſt die Zunahme des Wahns überhaupt. Dieſe zeigt ſich aber vor allem in jener an die Stelle der Einzelprozeſſe tretenden Maſſenverfolgung. Am Niederrhein erhielt ſie ſchon in den neunziger Jahren epidemiſchen Charakter. Als die Reformation begann, war der Wahn alſo ein Teil der allgemeinen Weltanſchauung, die zu ändern den neuen Konfeſſionen ganz fern lag.

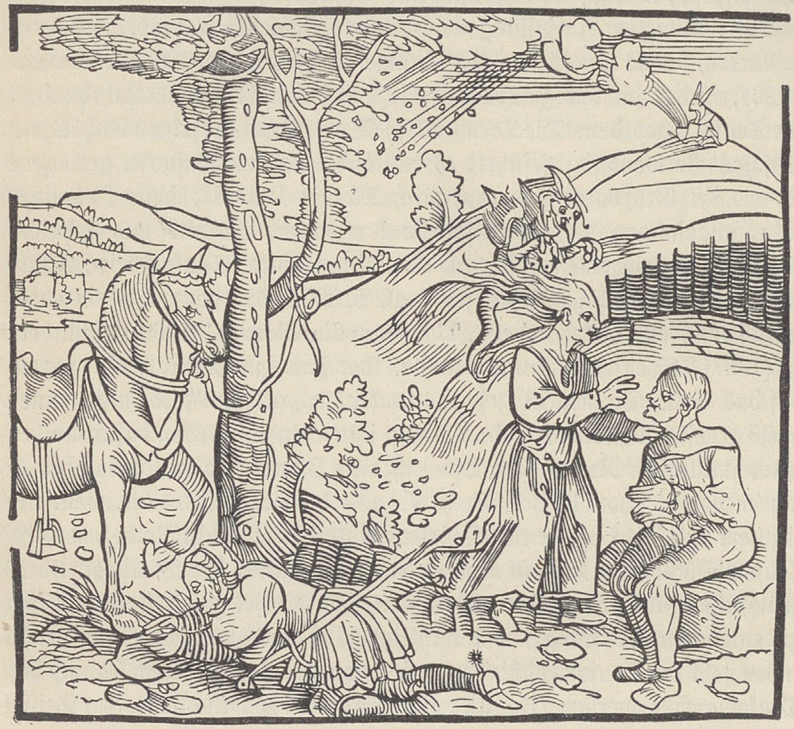
Die Zunahme der Verfolgung iſt aber nicht lediglich der geſteigerten Verblendung der Juriſten und ihrer übertriebenen Pflege gleichſam einer neuen Spezialität zuzuſchreiben, vielmehr der *wachſenden Teilnahme faſt aller Kreiſe des Volkes an dieſem Wahn* und dieſe wieder der durch jene Richtung auf das Theologiſche hervorgerufenen Steigerung der älteren okkultiſtiſchen und wunderſüchtigen Stimmung wie des Teufelsglaubens (vgl. S. 198f.). Für die nunmehr gewaltige *Wunderſucht*, der neben der Vermehrung der hergebrachten Prophezeiungsliteratur (Prognoſtiken uſw.) eine ſtarke „Wunder- und Schauerliteratur" bei Katholiken wie Proteſtanten, namentlich im ſpäteren 16. Jahrhundert, entſprach, hat wieder Janſſen zahlreiche Zeugniſſe beigebracht. Nach einer Quelle ſah es „der mehrſte Theil von Scribenten und Tichtern beneben der Reizung zur Unkeuſchheit auf Erregung von Fantaſei, Furcht, Schrecken und Entſetzen ab". Daß dieſe Literatur, deren Produkte ſich geradezu drängten, zum Teil von lutheriſcher Seite gefördert wurde, um das „epikuriſche" Volk auf ſolche Weiſe zur Einkehr, zur „Furcht Gottes" zu zwingen, iſt wohl zuzugeben. Schon Luther hatte 1523 „zwei greuliche Figuren" (Papſteſel und Mönchskalb) als „Zeichen von Gott" gedeutet. Gerade der Buchdruck diente ferner dazu, die früher mündlich kolportierten Wundergeſchichten von „gräulichen, unerhörten" Mißgeburten, Himmelszeichen uſw. — daneben gab es die alten Überlieferungen von den Monſtris in Äthiopien und dergleichen, die jetzt namentlich der „Elucidarius" verbreitete — textlich wie bildlich gleichſam authentiſch zu fixieren und überallhin zu tragen. Auch hatte man jetzt zahlreiche, oft ſehr umfängliche Sammlungen ſolcher Geſchichten, wie die von Fincelius oder Lycoſthenes. Fälle, wo Frauen Tiere, Teufelskinder, ſchreckliche Ungetüme oder Tiere Menſchen zur Welt gebracht haben ſollten, wurden als Zeichen einer ſchrecklichen Zeit, der Sündhaftigkeit der Menſchheit ausgelegt. Insbeſondere wurden die Himmelszeichen, von einfachen Kometen bis zum Mond, der ſich zur Erde niederließ und Wehe ſchrie, oder bis zu Erſcheinungen von Chriſtus am Himmel, wie früher, als Warnungen und Vorbedeutungen für künftiges Unglück, ſelbſt für das Weltende, ſchon von Luther angeſehen und namentlich wieder von den Predigern ausgenutzt. Auch die Aſtrologie erhielt nun jenen völlig abergläubiſchen Charakter (vgl. S. 203). Anderſeits haben einzelne Katholiken, wie Wizel, ſich allerdings gegen die ſtändigen

Schwarzmalereien und die Umdeutung aller Naturereigniſſe durch die Lutheraner gewandt. Sogar die Toten ſtanden auf, prophezeiten Strafgerichte und predigten Buße, Engel vom Himmel taten desgleichen. Der allgemeine Hang zu Wundergeſchichten tritt deutlich in den Gedenkbüchern und Familienchroniken hervor, die doch nicht auf literariſche Wirkung berechnet waren, ſo gelegentlich in dem „Gedenkbuch“ des verhältnismäßig aufgeklärten Hermann Weinsberg — „ein Drache“, ſchreibt er 1542, „ſoll des Türken Schloß und Schatz verbrannt haben“ —, ſo häufig in der Zimmeriſchen Chronik, namentlich aber in dem „Hausbuch“ des pommerſchen Landrats Joachim von Wedel. Bei ihm findet man das ganze Regiſter von Wundergeburten, feurigen Zeichen, Chriſtuserſcheinungen am Himmel uſw.

Auf ſolchem Boden mußte auch der Geſpenſterglaube, dem ebenſo wie dem Zauberglauben ſelbſt Melanchthon huldigte, mächtig wuchern. Die Geſpenſtergeſchichten häuften ſich unheimlich, es entſtand eine theoretiſche Literatur darüber, und ſehr charakteriſtiſch iſt eine Äußerung des Johann von Münſter (1591): „Wer ſiehet und hört nicht täglich allerlei Geſpenſter, Geſchrei und Heulen, Werfen, Rauſchen, Klappern und Zuſchlagung der Särck, Machung der Gräber und dergleichen? Item wer ſieht nicht täglich viel Geſichte in der Luft, auf Erden und über dem Waſſer, in welchem einer erſaufen und ſonſt Noth leiden ſoll?“ Dieſe Geſpenſter wurden auch als verſchiedenartige Teufel aufgefaßt; ſelbſt ein Bekämpfer der Hexenverfolgung, der calviniſtiſche Profeſſor Wilcken in Heidelberg, meinte, daß „allenthalben der Erdboden, inwendig und auswendig, Waſſer und Luft voll Teufel, böſer und unſichtbarer Geiſter“ ſeien. Natürlich ſchoſſen nun auch die ſonſtigen okkultiſtiſchen Neigungen üppig empor. Man weisſagte nach alter und neuer Methode aus den Kriſtallen, aus Spiegeln, Flammen uſw. Die Chiromantie hatte der Italiener Cardanus in ein förmliches Syſtem gebracht. Traum- und Weisſagebücher wurden ſehr beliebt, weiter aber die Zauberbücher, wie überhaupt gerade der Zauberglaube mächtig anſchwoll. Für Beſchwörer, Kugelfänger, Buhlzwinger, Alraunskrämer, Wind- und Wetterverkäufer war es eine ſchöne Zeit. Freilich konnte es ihnen, da man ſie für Kreaturen des Teufels hielt, auch ſchlecht gehen. Im Volke galten namentlich die Jäger als Schwarzkünſtler. Jener Wilcken glaubte ferner, daß manche Gelehrte dienſtbare Geiſter und Teufelchen hätten. Vor allem der Glaube an Zauber- (Mantel-) Fahrten und Geiſterbeſchwörungen war ſehr verbreitet. Nach Thurneiſſen gab es zu ſeiner Zeit 24 verſchiedene magiſche Künſte. Der Typus der Schwarzkünſtler war der Doktor Fauſt, der Held des 1587 zuerſt erſchienenen Volksbuches. In dieſem tritt, wie auch in den Geſchichten von anderen für „Teufelskünſtler“ gehaltenen berühmten Leuten, wie Thurn von Thurneiſſen, eben der Teufel mit ſeinen Dienſten in Aktion.

Aber nicht nur durch die Magie gewann der Teufelsglaube jetzt eine außerordentliche Ausdehnung. Von der katholiſchen Kirche war er längſt gepflegt, des Teufels Beziehungen zum Menſchen waren von der ſcholaſtiſchen Theologie ſyſtematiſch feſtgeſtellt worden (vgl. S. 199). Auch ſeine Rolle im Volksglauben war ſchon im 15. Jahrhundert groß. Aber Freytag betont richtig, daß der Teufel damals noch vom Volke „recht gemütlich zugerichtet“ war, „ein poſſenhaftes, faſt harmloſes Ausſehen“ hatte. In den Spielen war er eine komiſche Figur, in den Sagen, die auf ihn zum Teil von germaniſchen Dämonen übertragen waren, war er oft der Geprellte, wie ja auch meiſtens die Rieſen. Das wurde nun anders; ſeine frühere Rolle bei den Theologen wuchs mit der Reformation gewaltig; jede Partei ſah in der anderen Kinder des Teufels, zugleich erhielt dieſer nur noch harte, giftige Züge. Niemand hat aber dieſe Rolle mehr gefördert als Luther, der ſich förmlich in die Teufelsidee verrannte. Er glaubte ſich von ihm im Kloſter zu Wittenberg wie auf der Wartburg geſtört, er ſah ihn überall hinter dem Papſt und den Papiſten ſtehen, des Teufels Werk war überhaupt die ganze katholiſche Kirche in ihrer Abwendung vom wahren Chriſtentum. Wenn ſich auch bei ſeinen Reden und Geſchichten vom Teufel noch volkstümliche Denkart äußerte, ſo hat er doch in ſeiner Verflechtung aller Wechſelfälle des menſchlichen Lebens mit Anfeindungen und Verſuchungen des Teufels neue unheilvolle Wege eingeſchlagen. Luther ſah eine ganze Welt teufliſcher Dämonen. Er hat denn auch eine ſtarke Vorliebe für die Verwendung des Wortes Teufel gehabt, die auf ſeine Anhänger vorbildlich wirkte. Es war wohl oft nur bildlich gemeint, aber er ſprach überall, wo er Fehler und Schwächen entdeckte, von Teufeln. Eine hypertheologiſche Wandlung der Auffaſſung menſchlicher Schwächen trat ein. Aus deren Verkörperung, dem Narren, der ſo gut für das derb-luſtige 15. Jahrhundert paßte (Weibernarr uſw., vgl. S. 126), iſt der für das glaubenseifrige und ſittenſtrenge 16. Jahrhundert nicht minder paſſende Teufel geworden. Die Terminologie Luthers hat bei ſeinen Anhängern auch zu einer literariſchen Verwendung geführt: es entſtand eine von Paſtoren getragene Teufelsliteratur — „ihr Großvater und Patriarch Martin Luther", ſagte Johannes Nas 1588, „hat ſolches angefangen" —, die entſprechend etwa der Sünden- und Strafenſpezialiſierung in der Hölle die einzelnen Laſter als Teufel vorführte (Sauf-, Geiz-, Fluchteufel uſw.; ſehr bekannt iſt Muſculus' „Hoſenteufel" [vgl. S. 290] geworden). Die einzelnen Werke wurden ſchließlich von Feyerabend in dem „Theatrum diabolorum" (1569) geſammelt, das in der 3. Auflage (1587) 34 Teufel zuſammenbrachte. Der Hauptzweck war wieder ſchreckhafte Einwirkung auf das Volk. So hielt es Jodocus Hocker für „rathſam", „dem gemeinen mann" die Hölle „auffs gröbſte fürzubilden", „damit man ihnen einen ſchrecken dafür machen möge". Über den proteſtantiſchen Norden und Oſten iſt dieſe Literatur aber wenig hinausgekommen. In Bayern verbot ſchon 1566 Albrecht V. „alle die neuen Tractätl, welche in Teufels Namen intituliert ſind, als Hoſenteufel, Spielteufel uſw.": „iſt nicht Noth, das chriſtlich Völklin durch Teufels Bücher von Laſtern abzutreiben". Weſentlich der Proteſtantismus hat auch den volkstümlichen Glauben an die Möglichkeit, den Teufel zu prellen oder ihm durch gute Werke zu entrinnen, verdrängt: wer nicht innerlich umſchlug, war dem Teufel verfallen. Daher enden jetzt die Teufelsgeſchichten, wie ſchon bei Luther, meiſt damit, daß ihre Helden vom Teufel geholt werden (Fauſt). Lutheraner ließen übrigens den Teufel gern in Mönchsgeſtalt erſcheinen. Den Teufelsglauben Luthers teilten Melanchthon und viele andere Anhänger des Evangeliums durchaus; Unglück und Übel ſchoben ſie immer dem Teufel zu. Im übrigen operierte aber auch der Katholizismus mit dem Teufel noch mehr als früher, nicht zuletzt infolge der Glaubenskämpfe.

Allgemein charakteriſtiſch wurde der Glaube an die Beſeſſenheit vom Teufel, der, aus der Heiligen Schrift übernommen, ſchon früher lebendig geweſen war. „Faſt nahe und fern in allen Grenzen", ſagt Celichius in einer einſchlägigen Schrift, „wird die Zahl der Beſeſſenen ſo groß, daß es Jammer und Wunder iſt." Es ſcheinen vor allem zunächſt Irre und Fallſüchtige, wenngleich nicht immer, als Beſeſſene angeſehen worden zu ſein. Auch bei Celichius zeigt ſich wieder jene Abneigung gegen das weibliche Geſchlecht: Weibsperſonen ſeien häufiger beſeſſen als die Männer, ſie ſeien ja auch ſchwach und melancholiſch, ſeit Eva mit Vorliebe von dem Teufel verſucht, auch „viel ehe und mehr auf teufliſche Zauberei verſtürzet als die Männer". Immer häufiger liefen nun „Neue Zeitungen" uſw. mit wunderbaren Geſchichten von Beſeſſenen um; eine zu Frankfurt a. O. paſſierte hat z. B. Luther beſchäftigt. Bei den Beſeſſenen konnte der Kampf für das Reich Gottes gegen das des Teufels praktiſch durchgeführt werden. Die Katholiken wetteiferten alsbald mit den Lutheranern und Calviniſten in der Austreibung des Teufels, die bei ihnen durch Exorzismus, bei dieſen durch Gebet geſchah, immer aber zum Ruhm der eigenen Kirche. Wurde 1584 in Ingolſtadt verkündet, daß ſich „ein junges lutheriſches Predigtkäuzlein“ erfolglos um eine Austreibung gemüht habe, ſo erzählte 1606 der lutheriſche Prediger Blum einen Fall, bei dem „päbſtiſche oder calviniſche“ Austreibungen vergeblich waren. Man nutzte dieſen allgemeinen Eifer auch geſchäftlich aus: wenn manche ſich beſeſſen ſtellten und ſo Almoſen erbettelten, ſo zogen andere als Teufelsbanner umher und hatten großen Zulauf, da die allgemeine Aufregung oft die Einbildung der Beſeſſenheit hervorrief, ſogar ganze Epidemien vorkamen, wie 1593/94 in der Mark Brandenburg. Sie prieſen ihre Heilerfolge wie Quackſalber auch „in gedruckten Zetteln“ an. Dieſe Sucht, gegen den Teufel zu kämpfen, wie die Zunahme des Teufelsglaubens überhaupt, die ſich auch in den zahlloſen Berichten über Teufelserſcheinungen zeigte, haben nun den Eifer, die Teufelsliebchen, die Hexen, zu vernichten, zweifellos verſtärkt; ebenſo hat aber, wie geſagt, die geſchilderte Wunder- und Zaubergläubigkeit (ſiehe die obenſtehende Abbildung), die Lektüre der Zauberbücher uſw., wie einzelne Prozeßberichte beweiſen, den Hexenwahn ſelbſt mächtig gefördert. Luther ſtand ſchon ganz im Banne der bereits (vgl. S. 237) allgemein anerkannten Anſchauung, hat aber den Hexenflug und die Verwandlungsfähigkeit der Hexen verworfen und glaubte nach der alten volkstümlichen Auffaſſung an die ſchädigende Hexerei, die er nach gelegentlichen Äußerungen jedoch mit dem Tode beſtraft wiſſen wollte. Hatten anfangs die Glaubensſtreitigkeiten dieſe Hexendinge im Hintergrund gelaſſen, ſo wetteiferten nun alle Konfeſſionen, den Kampf mit dem Teufel gerade durch die Vernichtung der Hexen erfolgreich durchzufechten. Ein Dominikaner meinte ſpäter Luther ſogar durch den Vorwurf zu beſchimpfen, er habe nicht an Hexen geglaubt. So führte



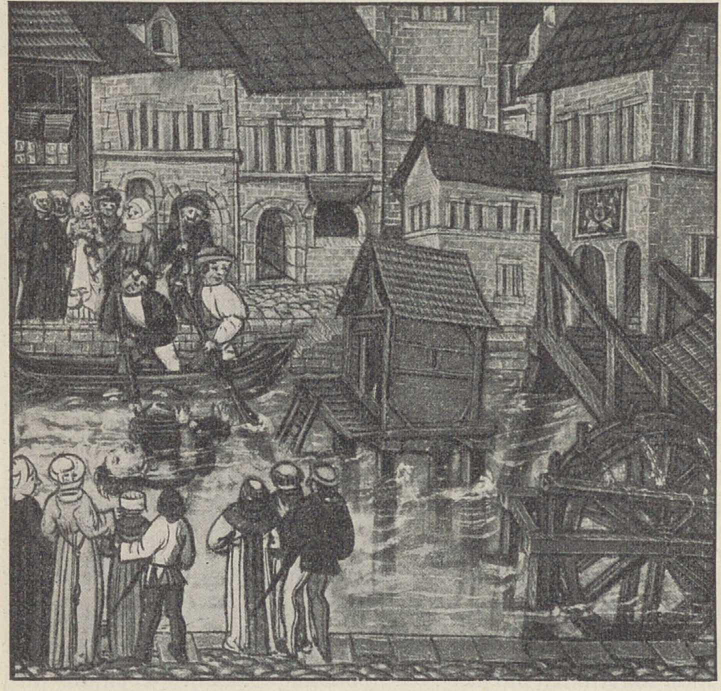
Zauberwerk. Aus Polydor Vergilius, „Von Erfindung der Dingen“, Augsburg 1537.

in Verbindung mit dem theologiſchen Geiſt an ſich eben die kirchliche Spaltung gerade in Deutſchland eine ſtärkere Ausdehnung der Hexenverfolgung herbei als in anderen Ländern; freilich betrieb auch die Inquiſition in katholiſchen Ländern die Maſſenverfolgung von Hexen. Obwohl zahlreiche Prozeſſe vorher nachweisbar ſind, ſcheint die eigentliche Verfolgungsepidemie erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts einzuſetzen. Noch 1531 meinte Hans Sachs: „Des Teuffels Eh' und Reutterei iſt nur Geſpenſt und Fantaſey"; die „Carolina", die peinliche Gerichtsordnung Karls V., beſtrafte, im Anſchluß an die Bamberger Ordnung von 1507, nur die ſchädigende Zauberei mit dem (Verbrennungs-) Tode, ſchützte auch die Angeklagten gegen das Eintrichtern beſtimmter Bekenntniſſe, gegen die Ausſagen von anderen „Zauberern", kannte ferner die Einziehung der Güter nicht; es wurde auch von gemäßigten Obrigkeiten und Autoren ſpäter wiederholt auf Übertretungen der „Carolina" hingewieſen. Die peinlichen Ordnungen ſeit dem „Codex Augusteus" von 1572 aber zeigten ſich immer ſtärker jenem Hexenbegriff mit Teufelsbund und Hexenſabbat zugänglich, ſtraften auch ohne Nachweis der Schädigung mit dem Tode und ignorierten jene ſchützenden Beſtimmungen. Da die Hexerei als Ausnahmeverbrechen galt, war jede Willkür erlaubt, das jetzige inquiſitoriſche Verfahren (vgl. S. 200) wurde aber vor allem in der Erreichung des „Bekenntniſſes" durch die Folter unterſtützt, deren gewaltig ausgedehnte Anwendung die entſetzliche Zunahme der Prozeſſe erklärt.

Die Folter war ſchon (vgl. S. 124) im 14. und 15. Jahrhundert immer ausgiebiger gerichtlich angewandt worden. Überhaupt haben wir ja bereits früher (S. 124) die Verſchärfung der Kriminaljuſtiz beobachtet, die wieder hauptſächlich auf Rechnung der Juriſten kommt. Der „Hexenhammer" hatte dann, da erneute Folterung ohne neue Indizien urſprünglich nicht zuläſſig war, die Folterung am anderen Tage nur als „Fortſetzung" der alten hingeſtellt, freilich nur einmalig erlaubt. Die Bamberger Ordnung und dann die „Carolina" behielten die Folter bei, letztere unter weſentlichen Einſchränkungen. Aber die ſpätere Praxis wurde immer entſetzlicher, ebenſo wie die Folterwerkzeuge ſelbſt immer teufliſcher ausgebildet wurden. Alt und Auffriſchung einer Form des Gottesurteils war die Hexenprobe, bei der die Beſchuldigte gebunden ins Waſſer geworfen wurde und, wenn ſie ihre Unſchuld erweiſen wollte, nicht unterſinken durfte (ſ. die Abbildung S. 242). Jedenfalls ſtieg die qualenerfinderiſche Luſt immer mehr; zwar erhoben vor und nach 1600 z. B. Johann Meyfart und beſonders der Holländer de Greve, die wieder einen früheren ſpaniſchen Vorgänger, Ludwig Vives, hatten, ihre Stimme gegen die Tortur, aber eben im Anfange des 17. Jahrhunderts ſcheint der Höhepunkt der Gefühlsverhärtung erreicht worden zu ſein. Es gab Geiſtliche, die hinter einem Vorhange der Folterung wie einem Schauſpiel zuſahen. Benedikt Carpzow ſpricht von rohen, trunkſüchtigen Richtern, die blutdürſtig den Qualen zuſchauten und ſie verdoppeln ließen. Dieſe zunehmende Gefühlsverhärtung war auch ein weſentliches Moment für die Steigerung der Verfolgung. Dem Volke, hoch und niedrig und bis zu den Kindern, boten grauſame Hinrichtungen wieder nur ein genußreiches Schauſpiel. Wie die Grauſamkeit ſtieg, lehrt etwa die Hinrichtung des Braunſchweiger Stadthauptmannes, des Juriſten Brabant, der in den Verdacht des Verkehrs mit dem Teufel geraten war, im Jahre 1604. Nach dem durch raffinierte Foltern vor betrunkenen Richtern erpreßten „Bekenntnis" wurden dem ohnehin Halbtoten auf dem Richtplatz zwei Finger abgehauen; er wurde dann mit glühenden Zangen gezwickt, entmannt — wobei die Ohnmachten durch Kraftwaſſer verhindert wurden —; darauf wurde ihm mit einem hölzernen

Hammer die Bruſt zerſchlagen, der Leib aufgeſchlitzt und ſchließlich das Herz herausgeriſſen, das man dem Toten noch ins Geſicht ſchlug. Wie mußte das Gefühl von Menſchen verroht ſein, die ſolchen Qualen zuſchauen konnten, und wie oft ſah das Volk Hexen oder andere Verbrecher, durch die Tortur faſt ſchon zernichtet und zerfetzt, zum Richtplatz geführt werden! In ſolcher Zeit härteten ſich wohl Räuber in ihren Verſtecken durch gegenſeitige Martern ab. Ganz ſchauerliche Beſchreibungen werden endlich auch von den Gefängniſſen gemacht, die durch die bei dem umſtändlichen Verfahren oft überlange Haft zur wahren Hölle wurden.

Wenig fällt bei der ganzen Epidemie ins Gewicht, daß in der Tat viele Leute ſich mit eingebildetem Zauberkram abgegeben haben, oder daß, wie es namentlich für öſterreichiſche Gegenden wahrſcheinlich iſt, unzüchtige Orgien, zuweilen auf Anſtiften von Abenteurern oder reichen Wüſtlingen, zugleich ſexuelle Dinge pſychopathiſcher Natur vorkamen. Wirkliche Mörder und Giftmiſcher figurierten öfter als „Zauberer“. Verzückte, Somnambulen und Nachtwandler werden auch oft als ſolche angeſehen worden ſein, ebenſo völlig Irre. Es mögen ferner durch Salben oder Rauſchmittel exaltierte Stimmungen erzeugt worden ſein, die zu lebhaften Viſionen führten. Die Hypnoſe kann eine Rolle geſpielt haben. Doch bleibt das alles nur für die Erklärung der ſtarken Steigerung der Verfolgung von einiger Bedeutung, ebenſo wie gewiſſe Motive der Richter, Habgier oder Sinnlichkeit. Die große Rolle der Habgier zeigte ſich z. B. ſcharf in Trier, wo ſeit der Beſchneidung der Einnahmen der Inquiſitoren die Hexenverfolgung alsbald nachließ.

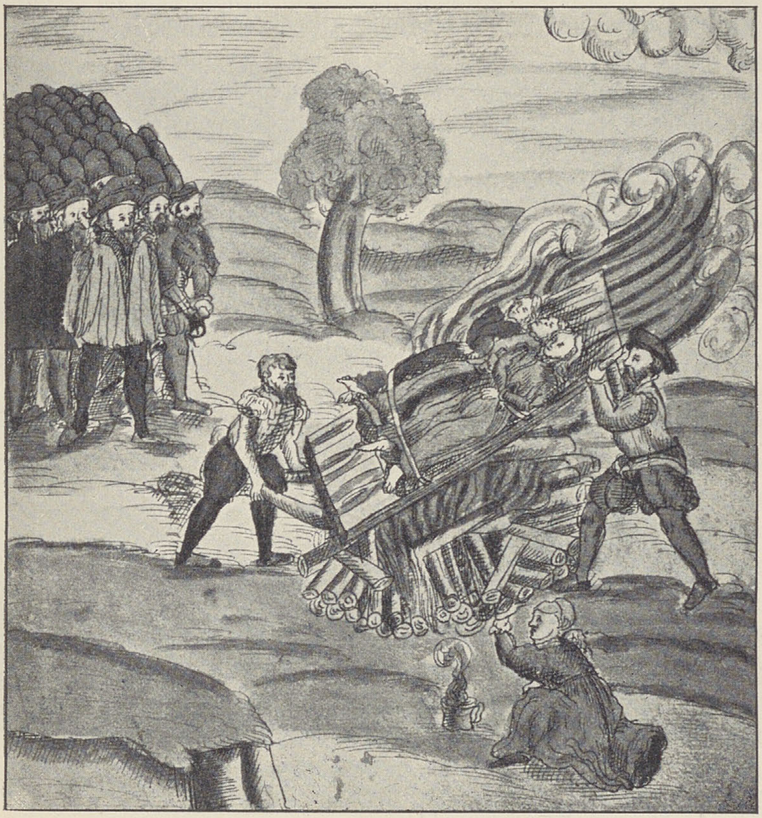


Waſſerprobe. (Oder Schwemmen, Beſtrafung der Wiedertäufer?) Aus Diebold Schillings „Schweizerchronik“ (1507—13) in der Bürgerbibliothek zu Luzern. Vgl. Text S. 241.

Man wird nun zugeben müſſen, daß wenigſtens nach den vorhandenen Quellen jene Steigerung nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zunächſt mehr in proteſtantiſchen als in katholiſchen Gegenden wahrnehmbar iſt, was ſich freilich bald wieder änderte. In der Schweiz, die überhaupt im Hexenbrennen eifrig war, hatte ſchon Calvin Maſſenhinrichtungen zur Vertilgung des zauberiſchen Geſchlechtes herbeigeführt. Und daß die im Teufelsglauben ſo großen proteſtantiſchen Prediger in manchen Gegenden die Hetzer geweſen ſind, mag wohl richtig ſein. Es ſind anderſeits die der Verfolgung bei ihrem Übermaß erſtehenden

Hauptgegner keineswegs nur auf katholiſcher Seite zu ſuchen. Der wichtigſte namentlich, der von katholiſcher Seite in Anſpruch genommen wird, war ein Calviniſt, nämlich der edle kleviſche Leibarzt Johann Weyer, deſſen 1562 erſchienene, in manchen Punkten freilich durchaus rückſtändige Schrift „Über die Blendwerke der Dämonen" („De praestigiis daemonum") in fünf Ausgaben erſchien, ſehr bald überſetzt wurde und überhaupt gewaltig wirkte. Neben ihn traten ſpäter andere Calviniſten, wie Hermann Wilcken (Auguſtin Lerchheimer von Steinfelden) und Anton Prätorius, Pfarrer in Laudenbach, der auch pſeudonym als Johann Scultetus ſchrieb, ebenſo Lutheraner, wie Johann Georg Gödelmann, ein Juriſt, alle einſichtig, kritiſch und milde, obwohl auch ſie dem Teufels- und Zauberglauben huldigten. Bei Janſſen findet man noch manche andere Gegner, namentlich katholiſcher Konfeſſion, auch Juriſten, genannt. Ein ſehr vorgeſchrittener Katholik freilich, Cornelius Loos in Trier, hat ſolche Anſichten, von dem hexenwütigen Weihbiſchof Peter Binsfeld gezwungen, 1592 widerrufen müſſen. Unter den Jeſuiten ſodann iſt gegenüber dem Hetzer Georg Scherer als Gegner der Greuel der Folter der freilich nicht zu überſchätzende Profeſſor Adam Tanner zu nennen, weiter Friedrich von Spee als Vertreter echter Humanität. Spee richtete ſich vor allem gegen das Verfahren als Hauptförderung der ganzen Erſcheinung; er hatte ſeine Anſichten als Beichtvater vieler Opfer gewonnen, von denen er mit Grauſen keines für ſchuldig erkannte, aber er hat ſie in ſeiner „Cautio criminalis" oder „Peinliche Warſchauung" 1631 doch nur anonym ausgeſprochen. Auf Philipp von Schönborn, den Kurfürſten von Mainz, hat er damit auch praktiſchen Einfluß geübt, einen Umſchwung aber ſonſt nicht herbeigeführt. Die ſo häufig nicht beachteten Durchſchnittsanſchauungen endlich lehrt der auch bezüglich der Glaubensſpaltung maßvoll denkende Weinsberg kennen: er iſt ſehr ſkeptiſch, erachtet z. B. den Hexenflug für Lüge, enthält ſich aber über die Zauberei des Urteils. Nach ihm, wie auch nach vielen Stellen der Hexenliteratur ſelbſt, z. B. nach Johann Spreter, waren die Meinungen im Volk überhaupt doch ſehr geteilt; 1589 ſchreibt er: „etliche glauben gar nicht daran, halten es für Phantaſie uſw., andere, Gelehrte und Ungelehrte, glauben daran … halten hart darauf". Mitleid mit den armen Weiblein zeigte ſich im übrigen auch nicht ſelten, z. B. 1610 in Guarinonis „Gräuel der Verwüſtung menſchlichen Geſchlechts". Beſonders anerkennenswert iſt die neuerdings hervorgehobene Stellungnahme der Stadt Kulmbach, in der anſcheinend nicht nur Hexenverfolgungen überhaupt ausblieben, ſondern auch praktiſch durch Beſtrafung der Angeber bekämpft wurden.

Demgegenüber ſtanden nun die Hetzer, Proteſtanten wie Katholiken; beiderſeits wurde z. B. Weyer aufs ärgſte angefeindet — ſein Buch kam 1582 auf den Münchener Index. Zu jenen gehörte neben einer Reihe von Pfarrern, namentlich dem Thüringer David Meder, und einigen Profeſſoren und Juriſten, die ſich unmittelbar gegen Weyer wendeten, wie Scribonius in Marburg, Eraſt in Heidelberg, vor allem der franzöſiſche Juriſt Bodin, der, in ſchreiendem Widerſpruch dazu, zugleich kühner Freidenker iſt, ein Beweis für die Untrennbarkeit des Okkultismus vom ganzen damaligen Geiſtesleben. In ſeinem Werk, das bekanntlich Fiſchart als „Dämonomia" „zur wolzeitigen Warnung, Vorleuchtung und Richtigung in der heutigen Tages ſehr zweifelicher und diſputierlicher Hexenſtrafung" „dem deutſchen Leſer gemein machte", war insbeſondere wieder die ſchlimme Diſpoſition des weiblichen Geſchlechts, die auch Weyer und Genoſſen in gemilderter Form anerkannten, in den Vordergrund geſtellt. Manches in dem Werk iſt derart, daß man faſt an eine Karikierung der Hexenſpürer denken könnte. Fiſchart hat auch den „Hexenhammer" (vgl. S. 200) neu herausgegeben. Auf katholiſcher Seite ſind namentlich der Trierer Weihbiſchof Peter Binsfeld 1581 in einem lateiniſchen, aber ſtark verbreiteten, auch überſetzten Werk und der rheiniſche Pfarrer Franz Agricola 1596 als Scharfmacher aufgetreten; ferner gab es Überſetzungen der „Daemonolatria“ des lothringiſchen Juriſten Remigius uſw. Nicht wenig wirkten auch die „Zauberiſchen Unterſuchungen“ („Disquisitiones magicae“) des Jeſuiten Delrio. Im ganzen war mit dieſer erneuten Hetze beabſichtigt, die „nun gar zu ſchläfrige“ Obrigkeit zu ſchärferem Vorgehen wieder aufzuſtacheln; weder Ferdinand I. noch Maximilian II. waren z. B. Freunde der Hexenverfolgung. Es gelang über die Maßen. Man kann dabei einen beſonderen Einfluß der Gegenreformation kaum nachweiſen, abgeſehen von der Neubelebung des theologiſchen Kampfgeiſtes überhaupt. Vorwürfe gerade gegen hexenverfolgende Jeſuiten ſind allerdings damals erhoben worden, beſonders daß Wohlhabende um ihrer Güter willen verfolgt worden ſeien.



Hexenverbrennung zu Baden in der Schweiz (am 5. Juni 1574). Aus einer Handſchrift (Ms. F 23) der Stadtbibliothek zu Zürich. Vgl. Text S. 245.

Jedenfalls kam nun die ganze Erſcheinung auf den äußeren Höhepunkt; bis in die erſten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts graſſierte die Maſſenverfolgung. Einige Beiſpiele mögen genügen. Nach einer Straßburger angeblich „wahrhafften und glaubwirdigen Zeyttung“ wurden dort im Oktober 1582: 134 Hexen verbrannt, nach einer ebenſowenig unzweifelhaften „Zeitung“ zu Osnabrück 1588 (nach einer anderen Quelle 1589) „auf einem Tag 133 Unholden“, in Quedlinburg 1589 ebenfalls 133, in Ellingen 1590: 71 Hexen, 1591 in Wallerſtein 22 Hexen, in der Umgegend von Trier, außer denen in der Stadt ſelbſt, von 1587 bis 1593: 306 Hexen und Zauberer. Der Malefizmeiſter des Stiftes Fulda wollte von 1603 bis 1605: 205 Perſonen „gerechtfertigt“ haben. Aus den Biſtümern Würzburg und Bamberg liegen beſonders ſchlimme Nachrichten vor: in Gerolzhofen wurden 1616: 99, 1617: 88, im Bambergiſchen 1617: 102 Perſonen, davon in Hallſtadt 13 an einem Tage, hingerichtet.

Die ſonſtigen, weniger maſſenhaften Hexenbrände (ſ. die Abbildung S. 244) hier ſtatiſtiſch darzuſtellen, erübrigt ſich, ebenſo die Anführung dieſer oder jener Schauergeſchichte. Freilich beſtand je nach der Perſönlichkeit des Landesherrn oder lokalen Verhältniſſen eine erhebliche Differenz, wie ja auch ſonſt gerade in Deutſchland, zwiſchen den einzelnen Landſchaften und Orten, z. B. zwiſchen Köln und Trier. Auch auf die enorme weitere Steigerung im 17. Jahrhundert ſei hier nur kurz hingewieſen. Im Würzburger Sprengel z. B. wurden 1627—29 mehr als 200 Perſonen, in dem ſchon erwähnten Osnabrück 1640: 80 Hexen hingerichtet. Man hielt ſelbſt vor Kindern nicht immer zurück, wie auch jener Remigius auf hexereikundige Kinder nach ſeiner „Erfahrung" hinwies. Unter jenen Würzburger Hingerichteten waren 5 Mädchen und 20 Knaben; auch in Bamberg waren um die Mitte des Jahrhunderts ſieben- bis zehnjährige Mädchen unter den Opfern. Katholiſche Hauptſtätten der Verfolgung waren im übrigen neben Bamberg und Würzburg: Lothringen, Trier, Fulda, Neiße, proteſtantiſche: Brandenburg, Kurſachſen, Braunſchweig (unter Herzog Heinrich Julius), Heſſen-Caſſel, Naſſau. War eine Epidemie ausgebrochen, dann waren die Leute wie vom Taumel befallen; der bloße Verdacht führte in der Regel zum Tode. Verdächtig konnte aber alles werden, zuweilen, wie in Trier, ſelbſt große Frömmigkeit und häufiger Empfang der Sakramente. Bemerkenswert iſt, daß die Verfolgung nun immer öfter auch auf die beſſeren Stände, auf Kanzler, Stadträte, Richter, namentlich aber auf deren Frauen, auf Edelfrauen, ja auf Geiſtliche übergriff. In Trier kam 1589 ein Hexenrichter ſelbſt, Dr. Flade, wohl wegen ſeiner Skrupel, auf den Scheiterhaufen. In Braunſchweig beſchuldigte Herzog Erich II. ſogar ſeine Gemahlin Sidonie der Hexerei, allerdings erfolglos: ihre angeblichen vier Helfershelferinnen wurden aber aufs unmenſchlichſte gefoltert.

Gleichwohl darf in der ganzen Epidemie eine Plage vor allem des niederen Volkes (vgl. S. 200) geſehen werden, freilich in erſter Linie immer der Frauen. Im Jahre 1543 wandte ſich die Berner Regierung gegen die „Edelleute und Twingherren", die „mit den armen Leuten, ſo der Unhulde oder Hexerei verdächtig und verleumdet werden, ganz unweislich grob ſeien". Wilcken wies in ſeiner apologetiſchen Schrift auf die Armut der elenden Weiblein hin, die die harten Verfolger nicht bedächten. Jener Hexengegner Agricola gab 1596 zu, daß die Hexen und Zauberer „gemeinlich" arm ſeien. Anderſeits zeigt neben ſonſtigen Beweiſen eine Äußerung Wilckens über den Unwillen des gemeinen Volkes gegen eine Fürſtin, die für Hexen zu bitten pflegte („ein ſolch Beſtia und unvernünftig Thier iſt das gemeine Volk"), daß das Volk, „das Pöbel- und Büffelvolk" (Meyfart), aus ſchon betonten Motiven durchaus auf ſeiten der Hexenrichter ſtand. Namentlich auf dem Lande förderte alter Volksglaube den Wahn (vgl. S. 200). Das wichtigſte Merkmal der ganzen Erſcheinung bleibt aber die enge Verbindung mit der mittelalterlichen Religionsform. Mit dieſer, mochte ſie katholiſch oder evangeliſch zugeſtutzt ſein, dauerte ſie daher auch bis ins 18. Jahrhundert hinein, obgleich bereits mit dem Dreißigjährigen Krieg eine Ablenkung und ein Nachlaſſen eintrat. Aber jene unvolkstümliche Haltung hat zum Teil auch der ſtrengere religiöſe Geiſt ſeit der Reformation mit verſchuldet. Schon jener eifrige Kampf gegen die Ausſchreitungen des Volkslebens hat häufig echte und gute Äußerungen des Volkstums mitbetroffen, volkstümliche Art erheblich zurückgedrängt. Dazu kam, daß die evangeliſche Kirche ſelbſt jene Volkstümlichkeit der mittelalterlichen Kirche (vgl. S. 116f.) verlor, obgleich jetzt das Laientum eine ganz andere Rolle ſpielte. Die Religion hatte ihren ſinnlich greifbaren Charakter gegen einen gelehrt-dogmatiſchen eingetauſcht. An die

Stelle der Volksprediger oder unwiſſender, aber populärer Pfarrgeiſtlichen traten mehr und mehr humaniſtiſch geſchulte Kanzelredner, die dogmatiſch belehren wollten, im übrigen immer ſchärfer und immer unvolkstümlicher gegen die Sünde eiferten.

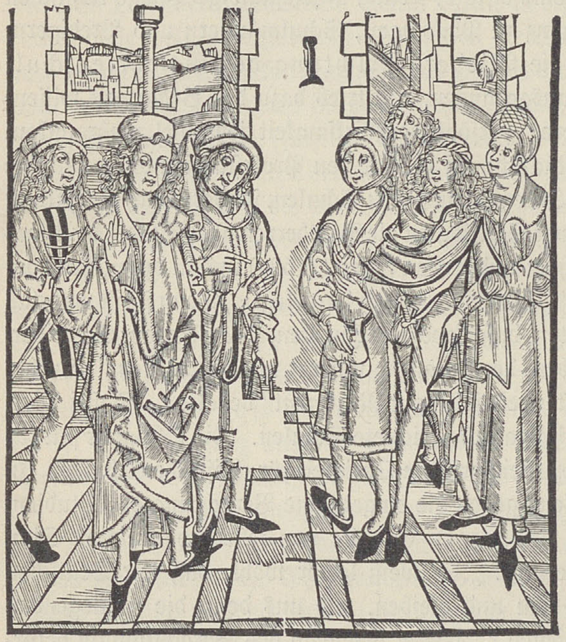
Aber die höhere Kultur erhielt überhaupt einen gelehrten Charakter, und gerade dieſer hat zur Zurückdrängung des Volkstums mehr beigetragen als alles andere. Der Humanismus hatte eine neue, bald ausſchließlich geltende Bildungsform gebracht, die gelehrte, und anderſeits die Ausbildung eines weltlichen Gelehrtenſtandes befördert, der immer mehr zum Träger allen höheren Lebens wurde. Die Pflege geiſtiger Kultur war zum Laienberuf geworden, diente freilich in erſter Linie praktiſchen Bedürfniſſen. Aber gerade dieſe weltlichen Intereſſen bedingten die Wichtigkeit des neuen Standes, für den nun auch die weltliche Obrigkeit maßgebender war als die Kirche (vgl. S. 253). Wie alle Welt ſteckte zwar der Gelehrte durchaus in theologiſchen Feſſeln, aber er repräſentierte das Bildungsideal ſchlechthin, auch für die Fürſten. Volkstümlich war dieſes indes immer weniger. Groß war ſchon die Unvolkstümlichkeit der römiſchen Juriſten, die urſprünglich die moderne Entwickelung angebahnt hatten, und die immer einen vornehmen Anſtrich behielten; ſie darf freilich (vgl. S. 147ff.) nicht übertrieben werden, iſt für ſie aber immerhin auch als Verwaltungsbeamte charakteriſtiſch. Aber der Gelehrte überhaupt geriet jetzt mehr und mehr in Gegenſatz zum Volkstum, insbeſondere weil die neue Bildung in der Hauptſache äußerlich blieb (S. 221). Wie wir die Kunſt einen unvolkstümlichen Charakter annehmen ſahen (S. 221f.) und ſehen werden, ſo wandte ſich die Bildung vom Volke ab (vgl. jedoch S. 256). Seine Sprache ward nun verachtet, und aufs neue begann eine Herrſchaft des alleinſeligmachenden Lateins, indes in ganz anderem Sinn als im Mittelalter, das ein unklaſſiſches, dafür aber lebendes und entwickelungsfähiges Latein als allgemeine Schriftſprache gepflegt hatte.

Die große Errungenſchaft jener demokratiſchen Zeit, die deutſche Schriftſprache (vgl. Bd. I, S. 381ff.), wurde nun durch eine korrekte, ängſtlich gepflegte und mit Eitelkeit gebrauchte neuklaſſiſche Gelehrtenſprache wieder ſcharf bedrängt, wenn ſie auch nicht wieder beſeitigt werden konnte; dazu waren die Volksmenge und ihre Anſprüche doch zu groß und die Verhältniſſe zu vorgeſchritten, dazu hatte ferner Luthers Bibelüberſetzung eine zu gewaltige Autorität. Aber was ſich jetzt als deutſche Geſchäftsſprache ausbildete, jener ſchon zu Ausgang des Mittelalters unter dem Einfluß des Lateiniſchen höchſt unſchön geſtaltete Kanzleiſtil, wurde nun unter demſelben, noch verſtärkten Einfluß wahrhaft ungeheuerlich entwickelt. Die bereits (S. 229) charakteriſierte verſchlungene Vertracktheit erklärt ſich aus ſolcher Beeinfluſſung wie aus der entſprechenden Zurückdrängung und Vernachläſſigung der Mutterſprache. Es gab auch keine allen gemeinſame Literatur mehr, während noch Luthers Schriften für das ganze Volk geſchrieben waren. Die ſchöne Literatur in heimiſcher Sprache verwilderte einerſeits in jenem Grobianismus, der ſchließlich wirklich abſtoßend wurde und die ſpätere Herrſchaft des Franzöſiſchen mit ermöglichte, oder ſie wurde, als man ſich nachmals ihr doch wieder mit mehr Liebe zuwandte, von ſonſt lateiniſch denkenden und ſchreibenden Gelehrten, konventionellen und künſtlichen Geiſtern, ein akademiſches Produkt der Regel, gepflegt. Das Volkslied wurde in ſeiner eben erlangten Blüte geknickt. Nur das Kirchenlied entwickelte ſich kräftig und zeigte, daß der religiöſe Geiſt nicht lediglich erſtarrend auf das dichteriſche Leben wirkte. Wie ſtark übrigens der Haß mancher neuen Schulgelehrten gegen die Mutterſprache war, zeigen Äußerungen wie die jenes Naumburger

Rektors Bursmann, man müſſe das Deutſche ganz aus den Schulen hinwegtun. Nach der Anweiſung der kurſächſiſchen Schulordnung, keinen Unterricht in der Mutterſprache zu erteilen, richteten ſich faſt alle Lateinſchulen. Daß die Zöglinge unter ſich nur Lateiniſch ſprachen, ſuchte man durch Aufpaſſer (Observatores, Lupi uſw.), wie einſt im früheren Mittelalter, zu erreichen. Deutſch reden wurde beſtraft.

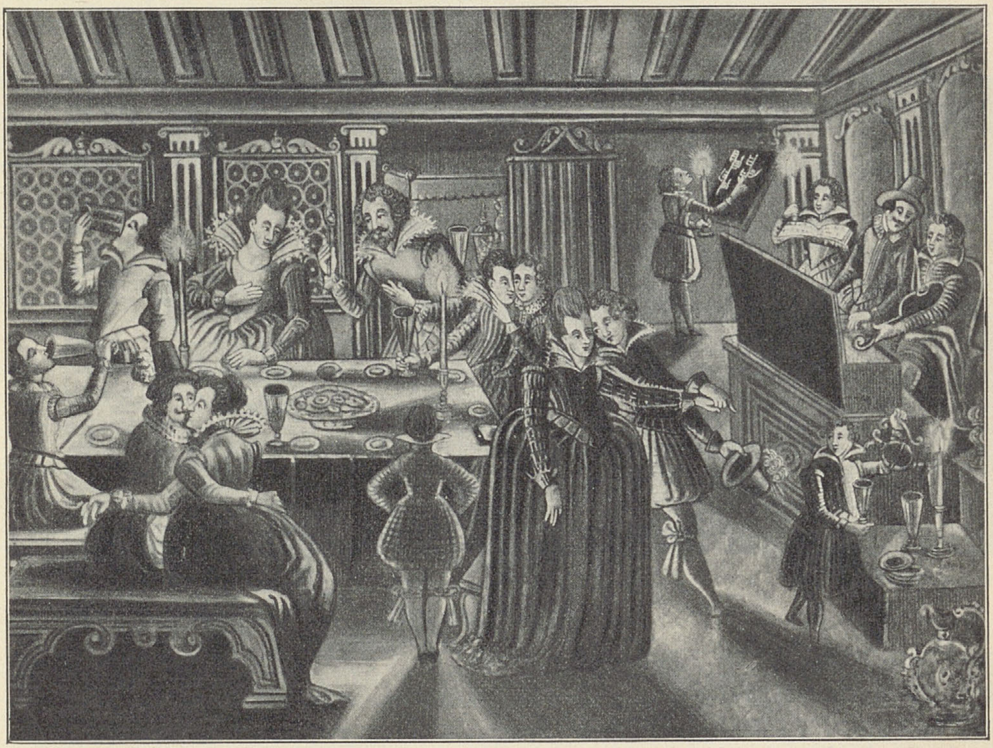
Die Ausbildung dieſes beſchränkten gelehrten Weſens war nun freilich erſt möglich geweſen, nachdem der Humanismus jenen oben (S. 234 f.) geſchilderten Rückgang der gelehrten Studien überwunden hatte. Anderſeits war trotz desſelben der Hauptteil wenigſtens ſeiner gelehrten Ziele dauernd erreicht: ein guter Latein- und einiger griechiſcher Unterricht, überhaupt ein philologiſches Studium, eine eifrige, freilich unſelbſtändige Pflege klaſſiſchen Stils. Die Humaniſten wurden nun ganz zu Philologen, Schulmännern und Predigern. Auf ſeiten des Proteſtantismus war die Wiederaufrichtung des Gelehrtenſchulweſens von den Reformatoren ſelbſt ausgegangen. Es trieb dazu der Bedarf an wiſſenſchaftlich gebildeten Predigern, auf deren perſönliche Wirkſamkeit jetzt viel mehr ankam als im katholiſchen Kultus, ferner die Rückſicht auf die für den Proteſtantismus ſo wichtige „Obrigkeit“. Aber dieſe hat nicht nur ein Intereſſe an guten Schulen, ſondern auch die Pflicht, für ſolche zu ſorgen: das hat Luther in ſeiner Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutſches Lands, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen“ (1524) und in dem „Sermon, daß man ſolle Kinder zur Schule halten“ (1530) eindringlich dargelegt. „Denn ſie iſt wahrlich ſchuldig, die Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juriſten, Pfarrherren, Schreiber, Ärzte, Schulmeiſter und dergleichen bleiben, denn man kann derer nicht entbehren.“ Luther leiten die Ordnungsintereſſen: die Chriſtenheit ſoll „gut Regiment“ behalten. Dabei denkt er aber ſelbſtverſtändlich nicht an weltlich-ſtaatlich gerichtete Schulen. Die Obrigkeit ſoll für Schulen ſorgen, d. h. eine von chriſtlichem Geiſt erfüllte Obrigkeit für chriſtliche Schulen. In jenen Schriften wandte ſich Luther zugleich gegen die eingeriſſene Verachtung der Studien, und er kennzeichnete den der höheren Bildung im Grunde von jeher abgeneigten Sinn vieler Deutſchen mit der heftigen Äußerung: „Ich weiß leider wohl, daß wir Deutſchen müſſen immer Beſtien und tolle Tiere ſein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen.“ Daß er dringend das Sprachſtudium befürwortete, erklärt ſich mehr daraus, daß es für die neue, auf das Evangelium geſtützte Kirche auf deſſen richtiges Verſtändnis ankam, als aus humaniſtiſchem Intereſſe. Dieſes war vielmehr (vgl. S. 235) die treibende Kraft bei Melanchthon, der, im Inneren wohl mit Entſetzen auf die neuſcholaſtiſche Entwickelung blickend, mehr und mehr darauf drang, nicht lediglich Theologie zu treiben, und als echter Humaniſt das Ziel der Bildung in der Eloquenz erblickte. Melanchthon iſt auch der eigentliche Reorganiſator des Univerſitäts- wie des Gelehrtenſchulweſens, der Praeceptor Germaniae geworden. Er reformierte zunächſt die Univerſität Wittenberg, und dieſe Reform wie unmittelbare Einwirkungen Melanchthons haben auf die meiſten proteſtantiſchen Univerſitäten den größten Einfluß geübt. Ebenſo vorbildlich war für die gelehrten Schulen die Melanchthoniſche Schulordnung von 1528 für die kurſächſiſchen Lande. Luther erreichte durch ſeine Anregung bei den Städten praktiſch nicht allzuviel, auch war ſelbſt bei gutem Willen derſelben die Kalamität nicht ohne weiteres zu heben. Hier griff eben Melanchthon ein. Er hat in Wittenberg neben Pfarrern zahlreiche Lehrer herangebildet, auf ſeine Empfehlung wurden die meiſten derartigen Stellen im proteſtantiſchen Deutſchland beſetzt. Weiter hat er für den gelehrten Unterricht die Lehrbücher verfaßt, theologiſch-dogmatiſche natürlich, aber auch grammatiſche, ſtiliſtiſche, hiſtoriſche und philoſophiſche. Von der ſpäteren Reaktion gegen den Geiſt und die Schule Melanchthons haben wir ſchon (S. 235) gehört. Überhaupt wurde ſpäter aufs neue über den Verfall der Studien geklagt. Scaliger ſah 1603 die Barbarei auf den Höhepunkt gelangt.

Im ganzen behielten die Univerſitäten viel von ihrem früheren Charakter bei; gar nichts änderte ſich in der äußeren Organiſation und Verfaſſung, in der Gliederung in Fakultäten und in deren Rangordnung, in den Graden, nichts in der Form der Vorleſungen. Auch die einſt vom Humanismus verdrängten Diſputationen (ſ. die untenſtehende Abbildung), die als Teſtimonium der philoſophiſchen Ausbildung namentlich bei der Promotion von Wichtigkeit waren, wurden von Melanchthon neu belebt. Neuhumaniſtiſch waren die für die ſtiliſtiſche Ausbildung eingeführten Deklamationsübungen. Das gegen früher geſteigerte, im 17. Jahrhundert noch zunehmende zuchtloſe Treiben der Studenten erklärt ſich zum Teil aus dem Verfall des faſt klöſterlichen Burſen- und Kollegienlebens, der nun auch in katholiſchen Ländern eintrat, weſentlich infolge des Beiſpiels der für ſich wohnenden adligen Studenten. Es blieb auch mancher Zug des Mittelalters im inneren Weſen beſtehen, ſo in gewiſſem Sinne der kirchliche, d. h. jetzt konfeſſionelle Charakter des Ganzen, der eine freie Forſchung prinzipiell hinderte, die dogmatiſche Art der Übermittelung eines traditionellen Wiſſens in feſten Zwangskurſen, endlich das ziemlich niedrige wiſſenſchaftliche Niveau überhaupt. Äußerlich erfreuten ſich die Univerſitäten mit dem immer zunehmenden Reſpekt vor dem gelehrten Wiſſen einer autoritativen Stellung als Verkörperungen der Wiſſenſchaft in noch höherem Grade als früher. Man ging ſie in zahlreichen wichtigen und unwichtigen Fragen um ihr Gutachten an, das häufig entſcheidend war. Die große Rolle der gelehrten Bildung und ihre praktiſche Bedeutung zeigten ſich in der fortgeſetzten Gründung neuer Univerſitäten, die freilich auch auf die Ambitionen der einzelnen, ſelbſt der kleinen Landesherren zurückging. Proteſtantiſche Neugründungen waren Marburg, Königsberg, Jena, Helmſtedt; erſt ſpäter, im 17. Jahrhundert, entſtanden aus Gymnaſien heraus Gießen, Rinteln, Straßburg, Altdorf. Auch der wachſende Zudrang des Adels zu den Univerſitäten (vgl. S. 269) iſt charakteriſtiſch, obwohl das bürgerliche Element zunächſt maßgebend blieb. Wie im Mittelalter dauert im übrigen der Zug der Studierenden in die Fremde, an die italieniſchen und franzöſiſchen, ſpäter auch an die holländiſchen Univerſitäten an und wächſt noch mit der ſteigenden Fremdſucht und dem ſtärkeren kulturellen Übergewicht des Auslandes, namentlich bei den Vornehmen und



Disputation. Aus Hieronymus Brunſchwig, „Das Buch der wahren Kunſt zu diſtillieren", Straßburg 1512.

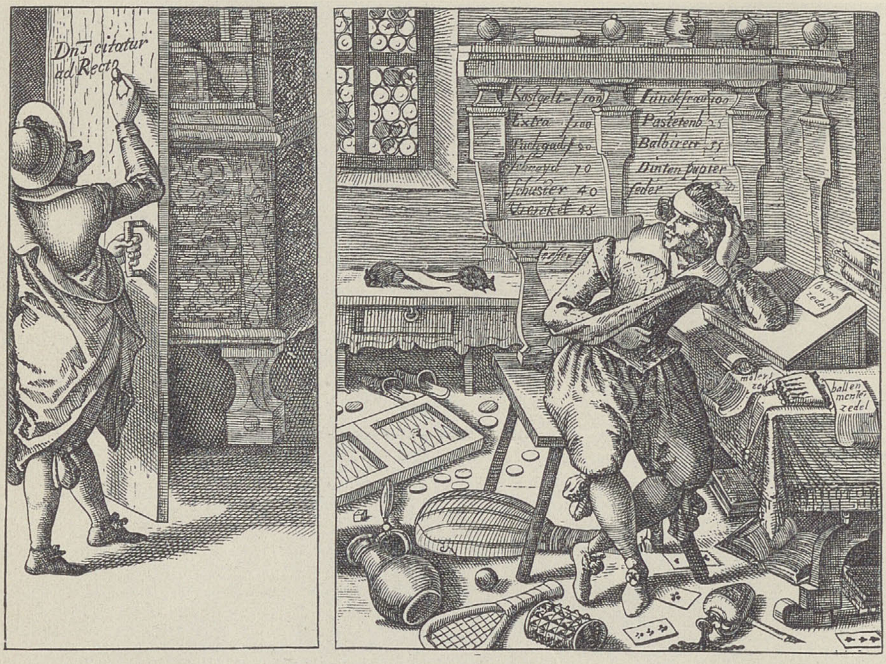
Reichen. In das Univerſitätsleben, nach der Seite des Unterrichts wie bezüglich des Charakters der Lehrenden, und in das teilweiſe recht verkommene, rohe und zuchtloſe Leben der Studenten (ſ. die Abbildungen S. 249—252), das vielfach den bei Janſſen geſammelten Klagen entſpricht, ebenſo in die äußeren Verhältniſſe geben uns mancherlei Briefpublikationen intimere Einblicke, ſo die von v. Kreß veröffentlichten Briefe des Chriſtof Kreß aus Leipzig und Bologna (1556—60), die von Looſe herausgegebenen Briefe Paul Behaims aus Leipzig und Padua ſowie die Briefe des Marburger Studenten Johann Eberhard Schmidt (1606—11), die von der Ropp, und die des Jenaer Studenten Eberhard Wolff von Todenwarth (1630), die Buchwald herausgegeben hat. Laſſen dieſe Briefe immerhin auch viel Erfreuliches, Eifer und Zucht erkennen, ſo werden wir anderſeits von manchen unerfreulichen Zügen in Leben und Sitten der Studenten wie der Profeſſoren auch noch für die ſpätere Zeit (vgl. S. 349) hören.



Gelage. Aus einem Stammbuch (um 1600) in der Univerſitätsbibliothek zu Jena (Nr. 29^{b}).

Im gelehrten Leben hat es nun, ganz abgeſehen von der Begründung der Philologie, gewiß nicht an Fortſchritten gefehlt. Der vom Humanismus ſtärker betonte Kritik übende Verſtand, der ſich damals mit Vorliebe auch in der reinſten Wiſſenſchaft, der Mathematik, betätigte, war jetzt ſo wenig auszuſchalten wie die Elemente geſchichtlichen Sinnes und die bedeutend erweiterte Erfahrung, wie ſchließlich der Einfluß des antiken Geiſtes überhaupt. Anderſeits laſtete jene Vorherrſchaft der Theologie (vgl. S. 234) auf dem ganzen Geiſtesleben, insbeſondere auch auf der Philoſophie, in der ſeit der Renaiſſance im übrigen an

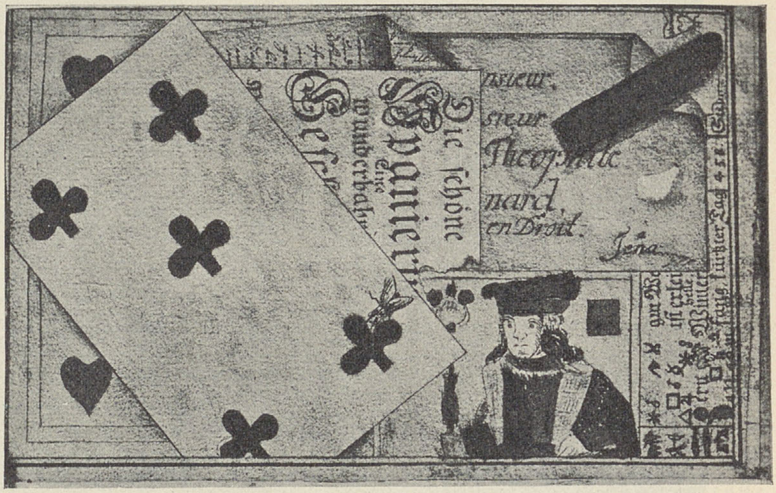
Stelle des Ariſtoteles Plato als der maßgebende Meiſter (vgl. S. 201) getreten war. Ferner war auch durch den Humanismus der bereits erſchütterte Autoritätsglaube aufs neue geſtärkt, die Antike war nun nach der Heiligen Schrift die große autoritative Macht der Zeit. Die Fortſchritte lagen daher vielfach mehr in emſiger Materialſammlung als in Taten des Geiſtes, der durchaus ſcholaſtiſch blieb: man glänzte in haarſpaltenden Tüfteleien. Es war zum Teil der polemiſche und apologetiſche Eifer der Theologen, der ſo große Sammelwerke wie die „Magdeburger Zenturien“, wie die Sammlung der Konzilienbeſchlüſſe hervorbrachte, aber auch ſonſt machte ſich ein gelehrter Sammeleifer geltend. Es entſtanden große Quellenſammlungen einerſeits, anderſeits kompilatoriſche Enzyklopädien, die alles Wiſſenswerte zuſammenfaßten, wie Münſters „Kosmographie“ (vgl. S. 220), die übrigens deutſch geſchrieben war und auch ſonſt noch einen volkstümlichen Zug trug. Der ſtille, unabläſſige Fleiß war damals die beſte Eigenſchaft des deutſchen Gelehrten; ſeine ſchlimmen Seiten waren die gehäſſige Streitſucht, das wüſte Schimpfen in der Polemik, das „Läuten mit der Sauglocke“, weiter die durch die allgemeine Gewiſſens- und Glaubensriecherei zum Teil hervorgerufene Charakterloſigkeit. Dieſe Schattenſeiten wurden aber auch wieder durch viele gelehrte Märtyrer jener Zeit, die um ihrer ſtandhaften Überzeugung willen Vertreibung und Schlimmeres auf ſich nahmen, wettgemacht.



Zitation eines im Duell verwundeten, liederlichen und verſchuldeten Studenten vor den Rektor. Nach dem „Speculum Cornelianum“ des Straßburger Kupferſtechers Jakob von der Heyden, 1618. Vgl. Text S. 249.

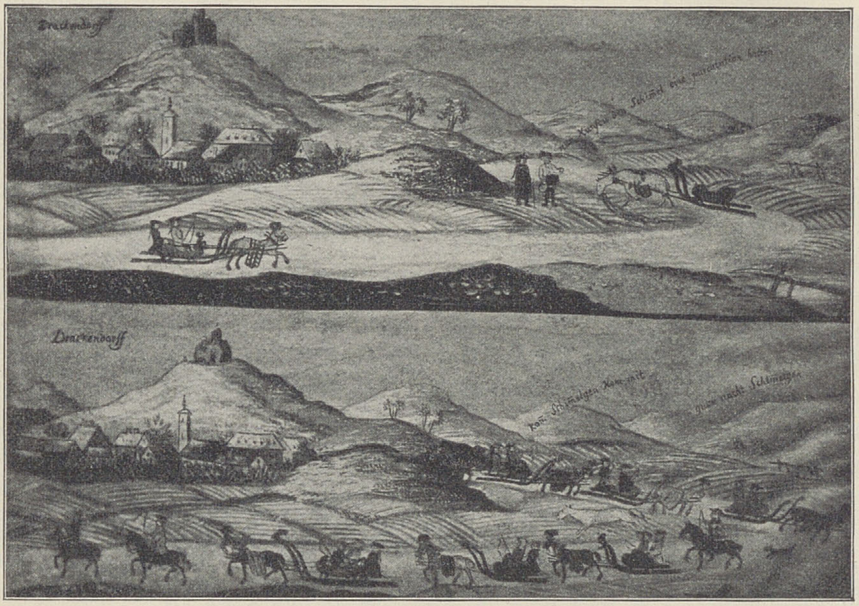
Die gelehrte Produktion nahm ſtark zu. Der Buchhandel, der ſich anfangs meiſt auf die Verbreitung von Flugblättern, Streitſchriften und der kleinen Neuigkeits- und Unterhaltungsliteratur durch „Buchführer“ beſchränkte, erblühte immer kräftiger und erreichte, nach den Meßkatalogen zu urteilen, namentlich im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts einen

Höhepunkt. Freilich hatte auch er mit dem Studienverfall eine Kriſe durchgemacht (vgl. S. 235). Die Nachfrage nach der gelehrten Literatur hatte ſich vermindert, anderſeits hemmte den Buchdruck wie den Buchhandel überall die Verfolgungsſucht gegenüber gegneriſchen Schriften, die dann überhaupt zu Verboten, ohne Erlaubnis etwas Neues zu drucken und zu verkaufen, führte. Die im 16. Jahrhundert ſo begehrte Schmähſchriften- und Pasquillenliteratur blühte freilich trotzdem; ſie wurde oft in „Winkeldruckereien" hergeſtellt. Die Buchdrucker ſelbſt waren auch ſeltener als früher Männer mit gelehrter Bildung, anderſeits beſtand noch ein ausgedehnter Hauſierbetrieb der „Buchführer". Das Hauptgeſchäft wurde überhaupt mit jener (S. 232) geſchilderten volkstümlichen Unterhaltungsliteratur gemacht. Übrigens hatte in geographiſcher Beziehung die Reformation eine Verſchiebung gebracht. Ihr Mittelpunkt, Wittenberg, nahm im Norden auch im Buchhandel die erſte Stelle ein, übertraf ſogar Leipzig, während anfängliche Hauptſtätten des Buchhandels, wie Augsburg und Nürnberg, ſehr zurückgingen. Im katholiſchen Gebiete blieb dagegen Köln dauernd wichtig. Die größte Bedeutung erlangte aber Frankfurt a. M., auf deſſen Meſſen ſich die Buchhändler perſönlich trafen, die Neuerſcheinungen austauſchten uſw. Die ſeit Herbſt 1564 erſchienenen Meßkataloge veranſchaulichen die wieder ſteigende Produktion, haben aber manches ausgelaſſen und führen anderes an, was nicht erſchienen iſt. Bereits 1603 klagte Scaliger über die Maſſe der Schriften, freilich auch über ihre geringe Qualität. Indeſſen wurde dieſe andauernd beſſer.



Scherzbild aus einem ſtudentiſchen Stammbuch um 1700 in der Univerſitätsbibliothek zu Jena (Martin Nr. 10). Vgl. Text S. 249.

Beſondere Bedeutung für die Folge hatte nun weiter, daß ſich jetzt, *gerade auch durch die Deutſchen*, ein *beſſeres*, nicht allein durch das Studium der antiken Autoren gefördertes *Wiſſen von der Natur* anbahnte, obwohl es zum Teil noch an die Formen der Alchimie und Aſtrologie (vgl. S. 202f.) gebunden blieb. Zunächſt hatte ſich nach Entdeckung der Neuen Welt ein reger geographiſcher Bildungseifer eingeſtellt, die antiken Autoritäten genügten gerade in der Erdkunde ohnehin nicht. Aber man ſah auch die Umgebung mit ſchärfer forſchenden Augen an. In der Pflanzenkunde, auf deren Gebiet man ſogar die Leiſtungen des Albertus Magnus wieder vergeſſen hatte, befreite man ſich von den phantaſievollen Vorgängern, und Brunfels, Euricius Cordus, Bock (der z. B. ganze Nächte im Walde zubrachte, um die Wahrheit gewiſſer Meinungen über die Pflanzen zu prüfen), endlich Konrad Geſner begründeten eine gut beſchreibende Botanik, die auf *eigener Anſchauung* beruhte. Man kam durch Georg Agricola in der Mineralogie auf demſelben Fundament über die Alten hinaus. Man ſtudierte ähnlich das Tierreich und ſtellte ſeine Arten genau dar, wie vor allem wieder jener Gesner. Man ſah nun auch den Körper des Menſchen ſelbſt als wiſſenſchaftliches Objekt an, und die, freilich aus Ärgernisrückſichten öfter bekämpfte, Anatomie nahm einen großen Aufſchwung (Veſalius und Platter). In der Heilkunde kam man, zum Teil durch das neubelebte Studium des Hippokrates und anderer, meiſt allerdings ins Lateiniſche überſetzter Griechen, zur Zurückdrängung der Harnſchau (vgl. S. 112). Anderſeits wurde ſelbſt die Autorität antiker Mediziner durch Paracelſus bekämpft, der Galens, aber auch des Arabers Avicenna Werk öffentlich verbrannte. Seine myſtiſche Theorie von den Krankheitsurſachen war zwar gewiß kein Fortſchritt, aber er und noch mehr ſeine Schüler erweiterten durch die Bekämpfung der körperlichen Störungen mit magiſch wirken ſollenden chemiſchen Mitteln („Arcana“, deren jedes immer nur auf einen beſtimmten Körperteil wirkt), alſo durch die Anwendung der bisher weſentlich zur Goldmacherei verwendeten, noch als Alchimie auftretenden Chemie auf die Heilkunſt (Jatrochemie), gerade die chemiſchen Kenntniſſe ſehr und bereiteten eine ſpätere ſelbſtändige Entwickelung der Chemie vor. Aber auch in der Geſchichte der Medizin hat Paracelſus dadurch Bedeutung. Er war trotz ſeiner Geheimkunſt und ſeiner von Agrippa entlehnten kabbaliſtiſchen Weltanſchauung, trotz eines ſtark abenteuerlichen Zuſatzes überhaupt ein moderner Kopf, der über das ſcholaſtiſche Weſen ſeiner Zeit hinausragte, zuerſt Vorleſungen in deutſcher Sprache hielt und von dem „heilloſen“ Latein und Griechiſch ſprach, der ſein Wiſſen nicht aus Büchern, ſondern aus der Natur ſchöpfen wollte und die „Alten“ wie die „hohen Schulen“ höchſt ſouverän verachtete. Der okkultiſtiſche Charakter ſeiner Anſchauungen lag in der Luft (vgl. S. 201). Daß viele Paracelſiſten Betrüger waren, kommt nicht in Betracht. Auch die Verbindung der Krankheiten mit den Einflüſſen



Studentiſche Schlittenfahrt in der Umgebung von Jena um 1700. Aus einem Stammbuch in der Univerſitätsbibliothek zu Jena (Martin Nr. 10). Vgl. Text S. 249.

der Geſtirne — jeder Körperteil iſt einem beſtimmten Stern unterworfen — iſt in jener Blütezeit der Aſtrologie nicht auffällig. Indeſſen hatte bereits deren „hochvernünftige Mutter" (Kepler), die Aſtronomie, gerade jetzt die allerwichtigſten Fortſchritte gemacht. Auf genauerem Studium der Alten fußend, hatten ſchon im 15. Jahrhundert Nikolaus von Cues, überhaupt ein erſter Ahner moderner Weltanſchauung, dann Georg Peuerbach und namentlich Regiomontanus (vgl. S. 188) die Mathematik wie die rechnende Aſtronomie bedeutend gehoben, ja die letztere geradezu neu begründet; auf ihren Schultern wieder ſtand Kopernikus, der die bisherigen Vorſtellungen vom Weltſyſtem, von Himmel und Erde umſtürzte und den Lauf des Weltgeſchehens nach feſten Geſetzen erkannte, deſſen umwälzende Anſchauungen bei der Übermacht des kirchlichen Geiſtes aber zunächſt ſtärkſtem Widerſpruch begegneten. Vor allem bei den Reformatoren. In Luthers Augen war er ein „Narr"; ſein Syſtem wagte 1583 Mäſtlin in Tübingen, obgleich er es für richtig hielt, nicht zu lehren. Die allgemeinen Konſequenzen daraus zog auch ein Nichtdeutſcher, Giordano Bruno, und ein anderer, Galilei, ſtützte die Lehre des Kopernikus nachhaltig. Dann aber kam Mäſtlins Schüler, Kepler, und begründete durch ſeine neugefundenen Geſetze das kopernikaniſche Syſtem endgültig. Freilich, er galt dem Stuttgarter Konſiſtorium als „Schwindelhirnlein", und anderſeits hat auch er der „närriſchen" Aſtrologie als brotſpendender Kunſt nicht entraten wollen. Wichtig waren die Leiſtungsfähigkeit der an der gewerblichen Technik geſchulten mechaniſchen Künſte und der ſehr lebendige Erfindergeiſt: neue Inſtrumente bedingten die naturwiſſenſchaftlichen Fortſchritte ſehr weſentlich.

Daß die Deutſchen im geiſtigen Leben doch nicht nur rückſtändig und vom Ausland abhängig waren, iſt jedenfalls ſcharf zu betonen. Im übrigen trat jetzt meiſt förderlich (in proteſtantiſchen Gebieten ſchon infolge des Wegfalles der Pfründen, überhaupt der reichen Mittel der Kirche) ein immer wachſender Einfluß des Staates hervor, der ja freilich zugleich die Selbſtherrlichkeit der Univerſitäten bedeutend beſchränkte, ſie beaufſichtigte und ihre Angelegenheiten regelte. Dieſer Einfluß zeigte ſich nun ebenſo ſtark im Gelehrtenſchulweſen. Neben den mehr allgemeinen Zwecken dienenden ſtädtiſchen Lateinſchulen entſtanden Fürſten- und Landesſchulen (Alumnate), zunächſt kurz vor der Mitte des Jahrhunderts in Sachſen, im Zuſammenhang mit der abgeſchloſſenen Ausbildung des Landeskirchentums und unter Verwendung von Mitteln aus dem eingezogenen Kirchengut; ſie blieben aber äußerlich anfangs noch weſentlich klöſterlich geſtaltet. Die Stadtſchulen wurden zum Teil ebenfalls zu richtigen Gelehrtenſchulen. Manche entwickelten ſich zur halben Univerſität, es ſind die immer häufigeren akademiſchen Gymnaſien. Auch die Schulen wieſen unerfreuliche Züge auf. Natürlich wurde arg über Diſziplinloſigkeit, Roheit und Gewalttätigkeit geklagt, ebenſo über „unzüchtige Sauferei", das allgemeine Laſter, und ſonſtige Leichtfertigkeiten, ferner, wie bei den Studenten, über die unehrbare Tracht. An der alten Härte der Schulſtrafen hielt man gerade deshalb feſt, doch wurden die Grauſamkeiten jetzt „ſchier allerwärts, weil ſie in ſo häufigem Gebrauch", verboten. Die Lehrer ſelbſt werden auch nicht ſelten als von den Untugenden der Zeit angeſteckt geſchildert, dabei als unfleißig. Schlemmer konnten ſie freilich nicht ſein, denn dieſe „Schuldiener" waren jetzt oft recht mißachtet, unſicher geſtellt und faſt durchweg elend beſoldet. Bittere Klagen darüber ſind zahlreich, z. B. erhebt ſie Nikodemus Friſchlin 1588, der die Verhältniſſe bei den Katholiken viel beſſer findet. Ähnlich wie den Schullehrern ging es den Univerſitätslehrern, beide mußten deshalb oft unwürdigen Nebenverdienſt ſuchen (Bier- und Weinſchank der Profeſſoren, Spaßmacherdienſte uſw. der

Lehrer). Häufig ſchmolz die Schülerzahl im ſpäteren 16. Jahrhundert wieder ſtark zuſammen, und die Leiſtungen waren oft miſerabel, wie ſich z. B. 1555 in Augsburg ergab. Dabei wirkten die fortdauernden dogmatiſchen Streitigkeiten auch auf die Schulen ungünſtig ein, namentlich bezüglich des Verhältniſſes zwiſchen Predigern und Lehrern; das Lehramt war im übrigen meiſt nur eine Vorſtufe zum Pfarramt. Die inneren Streitigkeiten der Lehrer wurden in Nürnberg 1575 geradezu für den Verfall der Schulen verantwortlich gemacht. Einzelnes aus der Entwickelung der Schulen, die doch zum Teil einen erfreulichen, freilich vor allem auf die Nachahmung der Alten gerichteten Studieneifer beweiſt, und in die uns äußerlich und innerlich die „Schulordnungen“ einen Einblick gewähren, kann hier ſo wenig angeführt werden wie bei den Univerſitäten. Genannt werden muß nur ein ſo hervorragender Schulſtratege wie Johannes Sturm in Straßburg, bei dem wieder die alten weſtlichen, namentlich Lütticher Einflüſſe wichtig waren. Er ſtellte als Unterrichtsziel die sapiens atque eloquens pietas (die mit Wiſſen und Beredſamkeit verbundene Frömmigkeit) hin, der treffende Ausdruck auch für die Melanchthoniſchen Beſtrebungen.

Auch in katholiſchen Landen, deren ganze Geiſteshaltung ſich trotz einzelner doch ſpürbarer innerer Einflüſſe immer ſchärfer von der der proteſtantiſchen Gebiete abhob, iſt das gelehrte Weſen in dieſer Zeit allmählich reorganiſiert worden. Auch hier lehnte man ſich trotz der Belebung des alten ariſtoteliſchen Scholaſtizismus an die humaniſtiſche Bewegung an, deren Wirkungen ja zum Teil hier ſogar weniger unterbrochen waren. Anderſeits waren im Schulweſen wie in der Wiſſenſchaft, wie katholiſche Zeitgenoſſen ſelbſt damals hervorgehoben haben, ſo Wizel 1538, Albrecht von Mainz 1541, Julius Pflug 1550, die Katholiken ſpäterhin an Eifer und Erfolgen bedeutend zurückgeblieben, bis die Jeſuiten, und zwar doch wohl weſentlich als Träger romaniſcher Überlegenheit, immerhin nicht ohne Beeinfluſſung durch die proteſtantiſche Schulreform, auf dieſem Gebiet einen ſolchen Aufſchwung hervorbrachten, daß nun wieder Proteſtanten auf deren Erfolge hinwieſen und proteſtantiſche Eltern ihre Kinder als extranei in die Jeſuitenſchulen ſchickten. Auch bei den Jeſuiten war ein Hauptziel wieder beſſere Bildung der Geiſtlichen: ſie haben daher ebenſo die Univerſitäten mit neuem Geiſt erfüllt, ſie auch, abgeſehen von der juriſtiſchen und mediziniſchen Fakultät, ſelbſt geleitet ſowie überall die Lehrer geſtellt. Die je nach den Stiftungsmitteln verſchieden großen Jeſuitenkollegien — die führende Anſtalt für Deutſchland war das Collegium Germanicum in Rom — bildeten neben den Schülern zugleich die künftigen Lehrer heran, übrigens unentgeltlich. Sie breiteten ſich im Laufe der Zeit ſtark aus, zunächſt beſonders in Bayern; ſie machten, wo katholiſche Univerſitäten den Jeſuiten ihre Fakultäten nicht geöffnet hatten, ſogar dieſen Konkurrenz. Der gelehrte Unterricht, deſſen Ordnung endgültig in der „Ratio atque institutio studiorum S. J.“ von 1599 feſtgelegt wurde, ſteht ſo ſehr bei dieſem Orden der Gegenreformation im Vordergrunde, daß man ihn einen Studien- und Schulorden hat nennen wollen. Aber die Schule war eben doch nur Kampf- und Propagandamittel und eine Hauptſtütze der Macht des Ordens. Man rechnete dabei vor allem auf die Jugend der höheren Schichten. Aus dieſen Schulen gingen zum Teil die Landesherren hervor, die im Süden und Weſten die Gegenreformation durchführten; dieſe Schulen haben den Katholizismus in Deutſchland, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 218) arg gefährdet war, recht eigentlich gerettet. Im übrigen war das gelehrte Ziel der Proteſtanten wie der Katholiken dasſelbe: die humaniſtiſche Eloquenz, aber kirchlich und theologiſch gefeſſelt, bei den Jeſuiten nur unter ſtrengerer Sichtung der klaſſiſchen Autoren. Wie bei den Proteſtanten wird die Mutterſprache trotz einiger gegenteiligen Erſcheinungen mißachtet, aber bei den Jeſuiten beſonders das internationale Moment der lateiniſchen Bildung geſchätzt. Ein Fortſchritt war die Verbannung der harten körperlichen Züchtigung. Die Unterdrückung ſelbſtändigen Denkens und Forſchens, die Beugung unter ein traditionelles Wiſſen trat bei den Jeſuiten noch ſtärker hervor als bei den Proteſtanten. Wie man auch oft dieſelben Mittel auf beiden Seiten anwandte, zeigt die Benutzung dramatiſcher Aufführungen als ſtiliſtiſcher und deklamatoriſcher Bildungsmittel. Zunächſt führte man in proteſtantiſchen Schulen, unter Luthers Billigung, Terenz und Plautus auf. Nach deren Muſter entſtanden neulateiniſche Schuldramen (Friſchlin), in denen aber die Richtung auf bibliſche Stoffe überwog und die konfeſſionelle Polemik ſich breit machte. Dieſe Schulkomödien waren von Anfang an in noch höherem Maße die Domäne der darin außerordentlich produktiven Jeſuiten, bei denen die Stoffe faſt ausſchließlich auf die Bibel und vor allem die Heiligenlegenden beſchränkt waren, die aber zugleich — daher die prunkvolle Geſtaltung der Aufführungen — ein großes Publikum, auch den Hof, anziehen wollten. Es wurde überhaupt das geiſtliche Schauſpiel des Mittelalters mit einigem humaniſtiſchen Zuſatz ſowie Konzeſſionen an den Myſtizismus und Wunderglauben der Zeit neu belebt.

An der zunehmenden Kluft zwiſchen Gelehrten und Volk ändert auch die Tatſache nichts, daß die Anhänger Luthers einiges für das Volksſchulweſen getan haben, zumal dieſes Wenige noch vielfach falſch aufgefaßt und übertrieben wird. Luthers Intereſſen gehörten (vgl. S. 247) durchaus der Lateinſchule: ſie ſollte die Leute heranbilden, die im Sinne eines guten chriſtlichen Regiments wirken könnten. Die „deutſchen Schulen" genügten ihm nicht, und er hat ſie bekämpft, anderſeits wollte er die lateiniſche Bildung weiten Kreiſen und ſelbſt den Mädchen zugänglich machen. Immerhin kam es durch das Luthertum zu Volksſchulen. Eine wirkliche Volksſchule hat vorher nicht beſtanden (vgl. S. 175). Die älteren Elementarſchulen waren bei dem eingetretenen Widerwillen, die Kinder in die Schulen zu ſchicken — Bildung und Geiſtlichwerden galt dem niederen Volk noch immer als eins —, noch mehr in Verfall geraten als die gelehrten, zum Teil ganz eingegangen. Luthers Forderung, „die allerbeſten Schulen beide für Knaben und Mädchen an allen Orten aufzurichten", bezog ſich nur auf die niederen Lateinſchulen. Der Katechismusunterricht, den die Küſter erteilten, hatte keine Schulziele, ſondern war Glaubensunterweiſung. Aber, wie Schiele betont, führte eben die Buchſtabengläubigkeit der lutheriſchen Orthodoxie dazu, die Küſter vor allem Leſeunterricht erteilen zu laſſen. So behielten denn die ſpäteren Schulordnungen, namentlich die württembergiſche von 1559, die Küſterſchulen, überhaupt die „deutſchen Schulen", ſelbſt ſolche für Mädchen, öfter im Auge: viele erwähnen ſie aber auch gar nicht. Recht Gedeihliches kam nicht heraus. Die „deutſchen" Elementarſchulen der Städte waren kümmerlich genug; beſonders wenig geſchah für den Unterricht der Mädchen, der ja früher in der Hauptſache den Frauenklöſtern überlaſſen war und auch jetzt häufig von ehemaligen Nonnen verſehen wurde, obgleich in größeren Städten eigene Mädchenſchulen beſtanden. In Wittenberg gab es eine ſolche ſeit 1523, in Spandau eine vom Rat gegründete ſeit 1539. Den Wert der „Jungfrauenſchulen" für die Heranbildung echter und frommer „Hausmütter" betonte die Wolfenbütteler Kirchenordnung von 1543. Anderswo wurden Mädchenlehrerinnen von den deutſchen Lehrern auch bekämpft. Über die böſen Räume der niederen Schulen klagte 1588 Friſchlin, ſpeziell für die ABC-Schule in Braunſchweig.

Man hat ſich zu Zeiten, wie 1546 Herzog Ulrich von Württemberg, überhaupt gegen die deutſchen Schulen gewendet, weil durch ſie „die Lateinſchulen verderbt" würden, und manche proteſtantiſche Schulordnung war aus demſelben Grunde im Sinne Luthers den „Winkelſchulen" feindlich. Freilich blühten dieſe „Winkelſchulen" meiſt da, wo die Lateinſchulen nichts taugten, und der Kampf gegen ſie, der in ſtädtiſchen Akten noch lange eine Rolle ſpielte, iſt nicht identiſch mit einem ſolchen gegen deutſche Elementarſchulen, gegen konzeſſionierte Privatſchulen überhaupt, die z. B. die kurſächſiſche Schulordnung von 1580, während ſie jene bekämpft, geſtattet. Anderſeits hatten die deutſchen Leſe-, Schreib-, Rechen- und Katechismusſchulen, deren Leiter nur ſelten aus eingezogenem Kirchengut unterſtützt wurden, meiſt von dem Schulgeld die Schule hielten, als unabweisliches Bedürfnis z. B. für die ſtädtiſchen gewerblichen Schichten in ſich die Gewähr des Beſtehens. Ihre Leiter waren oft Handwerker, ſonſt Schreiber oder nicht fertig gewordene Studenten. Sie prieſen ihre Schule auch wie Handwerker auf Schildern an, bis ins 18. Jahrhundert. In Baſel wird noch ein von Hans Holbein dem Jüngeren gemaltes Schild aufbewahrt. Am ſchlimmſten war es faſt überall auf dem Lande, außer z. B. am Niederrhein. In katholiſchen Landen, ſo in Bayern unter Albrecht V., iſt man ſogar gegen die Dorfſchule als unnötig vorgegangen, und das Landvolk in Unwiſſenheit zu erhalten, war offenes Beſtreben.

Aber ſelbſt wenn das niedere Volk weniger „in den Tag hinein gleichwie das unvernünftige Vieh" gelebt, mehr Leſen und Schreiben gelernt hätte, jene Kluft wäre damit auch nicht überbrückt geweſen. So aber nahm der Gegenſatz des niederen Volkes, das um 1600 geiſtig anſcheinend tiefer als hundert Jahre früher ſtand, zu den neuen „Gebildeten", den „lateiniſchen Menſchen" (vgl. S. 246) noch zu. Anderſeits hatte ſich der Gelehrte ſozial keineswegs vom Volke, wenigſtens nicht vom kleinen Bürger- und Bauernſtande, geſchieden. Wie der mittelalterliche niedere Klerus ergänzte er ſich im weſentlichen von unten herauf; es war eine neue Form des Heraufſteigens der niederen Klaſſen, auch noch der Bauern. In proteſtantiſchen Landen entſtammte zunächſt die Geiſtlichkeit vorwiegend dieſen Schichten, ſpäter natürlich auch ſpezifiſchen Pfarrersfamilien. Die Pfarrer heirateten auch niedrig, Mägde, Handwerkertöchter, bald aber mit Vorliebe Pfarrerstöchter. Da es keine hohen geiſtlichen Ämter und fetten Pfründen mehr gab, blieben Vornehme dem geiſtlichen Stande ganz fern. Dieſe wandten ſich wie die reichen Bürgerlichen nur der Juriſterei zu. Ärzte waren noch nicht zahlreich, entſtammten aber immer dem Bürgertum, häufig wieder dem niederen. Aus ihm kam auch die Maſſe der Lehrer, kam ein Teil der Profeſſoren. Zwiſchen Handwerk, Pfarramt, Lehramt beſtanden innige Beziehungen. Zuweilen wurde ſogar ein Gelehrter, wenn's nottat, Handwerker. Heiraten zwiſchen Angehörigen von Gelehrten- und Handwerkerfamilien waren häufig. Schüler und Studenten brachte ihr Leben oft genug in Verbindung mit dem niederen Volk, wenn der fahrende Charakter dieſes Lebens auch allmählich ſchwand. Der junge Saſtrow, der ſpätere Bürgermeiſter, wanderte lange zuſammen mit einem Schneidergeſellen. Die Beziehungen der Handwerker zum höheren geiſtigen Leben, wie ſie uns die Meiſterſingerſchulen zeigten (vgl. S. 191), ſtarben auch nur langſam ab. Über Bücherbeſitz im kleinen Bürgerſtand liegen vielerlei Nachrichten vor; ein Schuſter im Oſten hinterließ z. B. 1628: 4 große und 57 kleine Bücher. Und wieviel von der kleinen Flugſchriften- und jener bekämpften Unterhaltungsliteratur wird in ſolche Häuſer gedrungen ſein wie ſelbſt in Bauernhäuſer und Dorfwirtsſtuben! Trotz jener eingeriſſenen Bildungsfeindlichkeit (vgl. S. 235) lebte im Volke doch auch noch der alte Reſpekt vor dem Wiſſen, und bald drängten ſich ſogar zuviel Menſchen auf Lateinſchulen und Univerſitäten, ſo daß ein Gelehrtenproletariat ſich entwickelte.

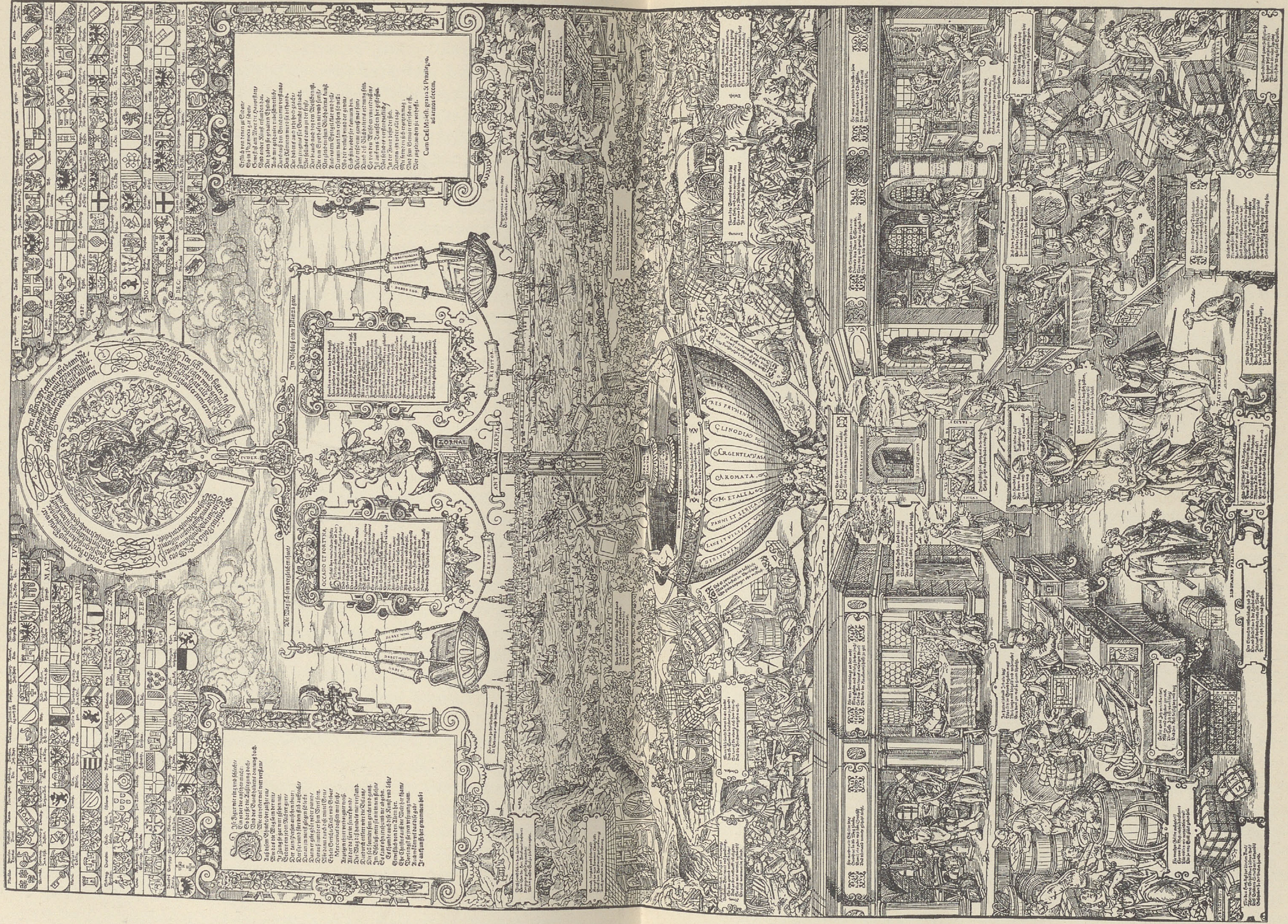
Der Gelehrtenſtand war es nun, in dem das Bürgertum in den zunächſt folgenden Zeiten noch am meiſten ſeine Bedeutung bewahrte, ebenſo wie in dem mit jenem zuſammenhängenden neuen Beamtenſtand. Damit zeigte ſich das Bürgertum trotz ſeiner ſogleich zu erörternden Zurückdrängung auch weiterhin als der eigentliche Träger der modernen Elemente, der Wiſſenſchaft und zum Teil des neuen Staates (vgl. S. 271), wie es ſeit langem der Träger des modernen Elements der Geldwirtſchaft (vgl. S. 31) war. Anderſeits ging die wirtſchaftliche und die politiſche Bedeutung des Bürgertums immer ſtärker und ſchneller zurück, und dieſer Rückgang zeigt dann wieder, wie in ſozialer Beziehung das Volk, und zwar nun gerade auch der Mittelſtand, gewaltig verlor. Nicht nur über den geknechteten Bauer, auch über den anſcheinend noch ſtolz daſtehenden Bürger ſollte die Fürſtenmacht und in ihrem Gefolge der Adel triumphieren.

Dieſer große, ſchon früh vorbereitete ſoziale Wandel wurde weſentlich eben durch den wirtſchaftlichen Verfall des Bürgertums befördert, der infolge äußerer wie innerer Umſtände trotz der friedlichen, Handel und Gewerbe begünſtigenden Zeiten und trotz allen Glanzes immer deutlicher eintrat. Man darf den Verfall freilich nicht zu früh annehmen, auch den der Hanſa nicht. Was die Hanſa bedrohte und ſchließlich vernichtete, war die kräftige ſtaatliche, erſt in zweiter Linie die ſelbſtändige wirtſchaftliche, nationale Entwickelung von Völkern, die zu ihrem großen Handelsgebiet gehörten. Wirtſchaftlich mußte man zunächſt mit dem mündig gewordenen engliſchen Kaufmann kämpfen. Dieſer hatte (namentlich wegen des Getreidehandels) ſehr früh direkte Beziehungen mit dem preußiſchen Ordensland und Danzig angeknüpft, ließ ſich dort nieder und führte einen Gegenſatz der liviſch-preußiſchen Städte zu den weſtlicheren Hanſeſtädten herbei. Vor allem ſuchte er aber daheim die ſeinen Handel erdrückenden hanſiſchen Privilegien abzuſtoßen, welche die auf den Ertrag der Zölle und die hanſiſchen Vorſchüſſe erpichten engliſchen Könige bereitwillig verliehen hatten. Schon im 15. Jahrhundert machten die überaus unternehmungsluſtigen, den Auslandhandel pflegenden „abenteuernden Kaufleute“ (merchant adventurers) den Hanſeaten gewaltige Schwierigkeiten, es kam auch zum gelegentlichen Außerkraftſetzen der Privilegien durch den König, zu Seekrieg und Kaperei: aber der Utrechter Friede (1474) beſiegelte den vollſtändigen Sieg der hanſiſchen Oſtſeeſtädte, die auch das ſtolze, englandfreundliche Köln eine Zeitlang aus der Hanſa wieſen. Im 16. Jahrhundert machte ſich indeſſen die natürliche Bekämpfung der Privilegien der Fremden durch die engliſchen Kaufleute, die angeblich zuzeiten an engliſchem Tuch — dem Hauptprodukt Englands — vierzigmal weniger als die Hanſeaten ausführten, immer ſchärfer geltend; zunächſt jedoch widerſtanden die Könige noch dem Anſturm. Eine innerhanſiſche Schwierigkeit war jener Umſtand, daß die liviſch-preußiſchen Städte aus dem direkten Handel mit den Engländern (wie mit den Holländern) Nutzen zogen und darum die Politik Lübecks und der wendiſchen Städte nicht mitmachten, die jetzt, zumal die rheiniſch-weſtfäliſchen Städte faſt ganz vom Oſtſeehandel abſtanden, mehr und mehr den Kern bildeten. Die Uneinigkeit war überhaupt ſchon im 15. Jahrhundert infolge der verſchiedenen Intereſſen der Städte groß. So kam alles auf die Behauptung der Macht der wendiſchen Städte an. Dieſe hatten ſich einerſeits, was durch gemeinſames Handeln anfangs mit Erfolg geſchah, der norddeutſchen Territorialherren zu erwehren;

bedenklicher aber war, daß die nach Emanzipation von der Hanſa ſtrebenden ſkandinaviſchen Reiche ſich im 16. Jahrhundert immer mehr feſtigten. Mit dem Dänenkönig begann 1509 der Kampf, der ſich trotz lübiſcher Siege fortgeſetzt weiterſpann und ſchließlich zu dem Fehlſchlagen des kühnen Vorgehens Jürgen Wullenwevers führte. Weiter war der König von Schweden zu den Feinden Lübecks gekommen, und Schweden, das ſich jetzt als ſelbſtändiger Staat fühlte, ging für die Hanſeaten nun als Handelsgebiet verloren. Als es ihnen auch den ruſſiſchen Handel nehmen wollte, kam es zu neuem Krieg, bei dem ſich Lübeck, allein kämpfend, an Dänemark anſchloß. Noch einmal (1570) ſicherte es ſich ſo ſein Handelsprivileg auch für Schweden, freilich ohne Erfolg. Die kräftige Entwickelung der nordiſchen Staaten wurde immer gefährlicher: Schweden herrſchte im Oſten, auch im ruſſiſchen Gebiet; den Sundzoll, den Chriſtian III. eingeführt hatte, nutzte Dänemark immer drückender aus.

Das Schlimmſte aber war die wachſende Handelsmacht der eigentlichen ſpäteren hanſiſchen Erben, der von alters her ſeetüchtigen Holländer. Eifrig und tätig, trachteten ſie längſt, vor allem den Oſtſeehandel, insbeſondere die ſelbſtändige Ausfuhr des preußiſchen Getreides, in die Hand zu bekommen und ferner den Heringsfang an den däniſchen Küſten auszunutzen. Auch hier kam es zu Kapereien und Feindſeligkeiten. Gerade Dänemark war es aber, welches die Holländer als hanſiſche Konkurrenten fortgeſetzt begünſtigte. Dieſe brachten den öſtlichen Heringshandel faſt ganz an ſich. Ihre Schiffe paſſierten immer zahlreicher den Sund; in den ſkandinaviſchen Ländern, deren eigener Handel zwar zunahm, auch nach Weſten ging, eroberten ſie dennoch ganz die einſtige Stellung der Hanſeaten. Schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts waren dieſe den Holländern in Handel und Schiffahrt unterlegen. Den Oſtſeehandel pflegten die Holländer, die übrigens auch den rheiniſchen Handel lahmlegten, auch noch ſpäter mehr als die überſeeiſchen Indienfahrten (vgl. S. 260).

Dazu kam endlich die nunmehr völlige Emanzipation Englands: das Vorgehen der Hanſa gegen die „abenteuernden Kaufleute“, die ebenfalls den Hanſahandel erobern wollten, in Hamburg führte zur Aufhebung ihrer Privilegien durch die Königin Eliſabeth (1579). Als das Deutſche Reich der Hanſa durch Ausweiſung der Engländer zu Hilfe kam, wurde 1598 der Stahlhof geſchloſſen. Der engliſche Handel ging der Hanſa im 17. Jahrhundert mehr und mehr verloren; nur Hamburg ſicherte ſich durch Wiederaufnahme der engliſchen Kaufleute, die nun ihrerſeits überall die engliſchen Tuche, und zwar zu hohen Preiſen, in Maſſe einführten, ſeine Zukunft als „blühendſter Handelsplatz ganz Deutſchlands“ (florentissimum Emporium totius Germaniae), ebenſo wie es mit dem neuen holländiſchen Zentrum, mit Amſterdam, anzuknüpfen verſtand. Im ganzen war es die neue, überall in Europa zu ſpürende Bedeutung kräftiger und geſchloſſener ſtaatlicher Gebilde, die den Untergang der Hanſa herbeiführte, während dieſer ſelbſt das Fehlen einer ſtarken ſtaatlichen Zentralgewalt, das einſt gerade ihr Aufſteigen begünſtigt hatte, jeden Rückhalt nahm. Auch der Handel wurde jetzt mehr und mehr Sache der Staaten, nicht mehr der Städte, die, wie in Italien, ihre Zeit ſchwinden ſahen. Immerhin zeigte doch der größte Teil des 16. Jahrhunderts noch ein reiches und ſtolzes Leben in der Hanſa. Sie folgte auch noch den neuen Handelswegen (vgl. S. 259). Danzig erreichte durch ſeine Verbindungen mit den Holländern und Engländern ſogar jetzt eine Blütezeit. Eine Zeitlang zogen die deutſchen Seeſtädte aus dem zeitweiligen Niedergang des Handels ihrer ſiegreichen Konkurrenten, der Holländer, Nutzen. Während des niederländiſchen Aufſtandes kam vor allem Emden infolge einer Maſſeneinwanderung holländiſcher Kaufleute und Schiffer gewaltig in die Höhe und hatte ein Menſchenalter



RES FRUMENTA
CLINODIA
ARGENTEA VASA
AROMATA
METALLA
PANNI ET SERICA
ZORNAL

Allegorie auf den Handel.

Nach dem Holzschnitt (1585) von Jost Amman, Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.

hindurch bis 1600 eine große Bedeutung in Schiffahrt und Handel. Gerade im 16. Jahrhundert trat die Macht der Seeſtädte auch äußerlich in prächtigen Bauten beſonders hervor.

Noch mehr hielt und mehrte ſich der alte Glanz in dem oberdeutſchen Handelsgebiet, bis gegen Ausgang des Jahrhunderts große internationale Verſchiebungen ſowie politiſche Ereigniſſe auch hier den Umſchwung herbeiführten. Ihn ſchon von den großen Entdeckungen vor 1500 herzuleiten, geht nicht an. Die Entdeckung Amerikas hat zunächſt gar keinen Einfluß auf den deutſchen Handel gehabt, und die anfangs viel wichtigere des Seewegs nach Oſtindien iſt ſogar den deutſchen Kaufleuten lange mit von Vorteil geweſen. Freilich war der für den ganzen abendländiſchen Handel, insbeſondere den Gewürzhandel, ſo wichtige Orient nun den Portugieſen und ſpäter den Spaniern als Domäne überliefert: Venedig hatte ſein Monopol verloren. Aber Venedig wie Italien ſonſt behaupteten noch lange ihre Vermittelungsrolle, und damit blühte auch der italieniſch-oberdeutſche Handel weiter. Nur der Handel mit engliſcher Wolle nach Italien fiel aus, da deſſen Wollinduſtrie ruiniert war. Die Deutſchen ihrerſeits, die ſchon im 15. Jahrhundert direkte Handelsbeziehungen mit Spanien (vgl. S. 66) und Portugal hatten, über Südfrankreich zu Lande oder über deſſen und Italiens Häfen zur See, kamen dadurch von ſelbſt dazu, ſich an der Ausnutzung jenes neuen Seeweges zu beteiligen, beſonders die Augsburger (die Fugger, Höchſtetter, namentlich die Welſer). 1505 preiſt Peutinger das „groß Lob" für die Augsburger „als für die erſten Deutſchen, die India ſuchen". Das Tagebuch Rems, des Beauftragten der Welſer, zeigt, wie großartig die Aktion der Deutſchen und wie eng ihre Verbindung mit dem deutſchfreundlichen König von Portugal war. Freilich erwähnt es auch Reibereien, da die Portugieſen Alleinherrſcher in dieſem Handel bleiben wollten. Es zeigt ferner, wie bald man gezwungen war, ſich in Antwerpen, wohin ſich der Hauptimport der Portugieſen zur Verſorgung Nord- und Mitteleuropas ergoß, und ebenſo in Liſſabon ſelbſt feſtzuſetzen, um, wenn nicht aus Indien, ſo doch aus portugieſiſcher Hand (aus des Königs „Indiahaus") die begehrte „Specerei und Droguerie" ſogleich zu erhalten. Dieſer Handel aus zweiter Hand, namentlich der Antwerpener, bildete für die Oberdeutſchen eine Quelle des Gedeihens. Der Antwerpener Handel beruhte überhaupt vor allem auf den fremden, weniger auf den einheimiſchen Kaufleuten. Die oberdeutſchen Handelsherren, zumal die Fugger, haben auch beſonders durch ihren Geldhandel Antwerpen zur großen Weltbörſe gemacht; nach dem ſpaniſchen Staatsbankerott überließen ſie das Feld den Italienern. Mit Recht weiſt aber Dietrich Schäfer darauf hin, daß auch die Hanſeaten keineswegs läſſig waren. Sie ſind in Liſſabon wie in Spanien, wohin ſie nordiſche Rohſtoffe und heimiſche Produkte brachten, erſchienen, angewieſen natürlich auf die gute Geſinnung der Herrſcher und den Übergriffen der konkurrierenden Engländer gegenüber machtlos; Hamburg, Lübeck und Danzig handelten noch im 17. Jahrhundert lange dorthin. In Antwerpen aber haben die Hanſeaten das „Haus der Oſterlinge" (1564—68) erbauen können. Übrigens förderten anfangs noch die neuen politiſchen Verbindungen mit Spanien (Karl V.) den ſpaniſch-deutſchen Verkehr, der dann weiter zu deutſchen Unternehmungen über See und Kolonien in Venezuela führte. Es war die Zeit, in der jene großen internationalen Handelshäuſer blühten, wie das der Fugger, die als wahre Geldfürſten auftraten, in der der Handel überhaupt äußerlich mächtig imponierte. (Siehe die beigeheftete Tafel „Allegorie auf den Handel".)

Allmählich aber begann das Abbröckeln der Macht. Ganz ohne Einfluß können ſchon nicht die politiſchen und konfeſſionellen Wirren in Deutſchland wie die inneren und äußeren

Kriege geweſen ſein; gerade durch ſie ſah ſpäter (1582) der ſchwäbiſche Kreis „alle Commercien in ganz Deutſchland in mercklichen Abgang und Verfall geraten“. Weiter machte ſich aber geltend, daß man völlig abhängig von den Ereigniſſen und Verſchiebungen war, die die Völker, welche am Rande des Ozeans ſaßen, betrafen. Portugal unterlag 1580 Spanien: dieſe Erſchütterung hielt man durch die Verbindung mit Spanien aus. Aber Spanien mußte nun konkurrieren mit den Engländern und Holländern, die ihrerſeits jetzt direkt mit Indien handelten. Dann kam der Fall Antwerpens infolge des niederländiſchen Aufſtandes. Er ruinierte nicht nur den Verkehr Oberdeutſchlands dorthin, er ſtärkte auch wieder die Holländer, insbeſondere Amſterdam. Dieſe wurden die Beherrſcher des Welthandels. Bekanntlich hat Sombart die geſamte Verſchiebung der europäiſchen Handels- und Wirtſchaftsverhältniſſe und die Verlegung des Schwerpunktes von Südeuropa nach Nordweſten einerſeits mit der Vertreibung der Juden, anderſeits mit ihrer Einwanderung in urſächliche Verbindung gebracht. Wie die zeitweilige Bedeutung Antwerpens, ſo ſoll auch die (übrigens keineswegs als „plötzlich“ hinzuſtellende) Blüte Hollands, insbeſondere Amſterdams, des „neuen Jeruſalems“, der Verbindung nordiſchen Weſens mit dem jüdiſchen Geiſt verdankt werden, und in Deutſchland ſollen Frankfurt und Hamburg mit der Aufnahme von Juden hochgekommen ſein. Dieſe Aufſtellungen ſind hiſtoriſch unhaltbar. Vertreibung und Einwanderung treffen meiſt mit Rückgang dort und Aufblühen hier zeitlich gar nicht zuſammen. In Amſterdam iſt es bezüglich der Blütezeit um 1600 freilich der Fall, aber die Träger der damaligen Kapitalsanhäufung ſind die Amſterdamer ſelbſt. Ebenſowenig haben vorher die Juden Antwerpen zur Weltbörſe gemacht (vgl. S. 259). Aber gefördert haben ſie die Handels- und kapitaliſtiſche Entwickelung, freilich immer unter Ausnutzung vorhandener günſtiger Verhältniſſe, häufig doch, wie ſie ja überhaupt ohne Zweifel für die Ausbildung des modernen Kapitalismus von größter Bedeutung geweſen ſind. Die Handelsmacht der Holländer ſchädigte nun Deutſchland jedenfalls beſonders. Im Oſten war ihnen die Hanſa (vgl. S. 258) ſchon unterlegen, bevor ſie jene überſeeiſchen Fahrten begannen, im Weſten ſperrten ſie Rhein und Schelde, ſo daß 1582 die Kurfürſten von Mainz und Trier erklärten, man werde künftig nur mit Erlaubnis der Holländer Handel treiben dürfen. Der Fall Antwerpens iſt allerdings auch Frankfurt a. M. zugute gekommen: hierher ſtrömten nun die für Deutſchland und den Oſten beſtimmten Waren der Holländer und Engländer, hierher kamen nun notgedrungen auch die Oberdeutſchen und brachten ihrerſeits die in Italien eingetauſchten Waren; der Briefwechſel Balthaſar Paumgartners gibt davon ein Bild. Aber die wachſende Bedeutung der Frankfurter Meſſe kann ſo wenig wie der durch die Verbindung mit den Engländern (vgl. S. 258) geförderte Aufſchwung Hamburgs über den Rückgang des deutſchen Handels täuſchen, auch nicht der andauernde Verkehr mit Italien und Frankreich (Lyon).

In Oberdeutſchland kam eine gewaltige innere Kriſe hinzu. Die Vorbedingung dafür war der Übergang vieler ſüddeutſcher Handelshäuſer zum Geldgeſchäft (vgl. S. 72). Der Geldvorrat wurde nicht nur durch die Silberproduktion Deutſchlands, ſondern jetzt auch durch die fortwährende Einfuhr von Edelmetallen aus Amerika gemehrt. Die ſich aus den neuen ſtaatlichen Aufgaben wie aus den politiſchen Händeln ergebenden Geldbedürfniſſe und finanziellen Kalamitäten des Kaiſers und anderer Fürſten führten zu lohnenden Finanzgeſchäften, weniger freilich mit deutſchen Territorialherren als mit Papſt, Kaiſer und fremden Königen. Dieſe Anleihen bewirkten vor allem den Übergang zum Geldgeſchäft, das zunächſt auch außerordentlich gewinnbringend war und z. B. die hohe Bedeutung der Fugger bedingte.

Dieſem Wandel entſprach die Bevorzugung der Spekulationsgeſchäfte. Auch der Gewürzhandel erhielt durch die unberechenbaren Preisſchwankungen des Pfeffers einen ſpekulativen Charakter. Vor allem griffen die Monopol- und Aufkaufsbeſtrebungen der großen Handelsgeſellſchaften um ſich. Sie verteuerten namentlich eben die Gewürze. Immerhin fällt die Preisſteigerung nicht den Geſellſchaften ausſchließlich zur Laſt, wie man damals meinte. Die Preiſe zogen zum Teil deshalb an, weil bei der Überproduktion an Silber der Geldwert ſank. Daß im übrigen gerade die neuen Verhältniſſe die Geſellſchaften allein für den Gewürzhandel geeignet machten, erkannte man ſo wenig wie die durch die Teilnahme am Welthandel ſich ergebende Notwendigkeit der Geſellſchaften überhaupt. Ringe gab es zuerſt für die Bergbauprodukte. Die ſchon (S. 153) hervorgehobene ſtarke Oppoſition gegen die neue kapitaliſtiſche Entwickelung wurzelte vor allem in den mittelalterlich-kirchlichen Anſchauungen, die auch noch die Reformatoren beſeelten. Der Calvinismus freilich mit ſeiner mehr weſtlichen Kultur hat zum Kapitalismus eine andere Stellung gehabt (vgl. S. 216).

Nun erfuhr jene Entwickelung überhaupt eine Reaktion; ſie äußerte ſich zunächſt im Rückgang des Gewinnes aus den Geldgeſchäften. Der Bankerott Spaniens und Frankreichs nach der Mitte des Jahrhunderts, die Geldklemme anderer Fürſten ließen bedeutende Summen verloren gehen: der Niedergang des großen Geldgeſchäfts aber zog bei ſeiner zentralen Bedeutung ſchlimme Folgen nach ſich. Ebenſo ſchlimm wirkte der bald eintretende Ruin des ſpekulativen Warenhandels namentlich der Geſellſchaften, die in wilder Sucht nach Gewinn auch höchſt unſolid gearbeitet hatten. In Augsburg fallierte Konrad Roth, der den geſamten Pfefferhandel in ſeine Hände bringen wollte. Den Bankerott beſchleunigte endlich das überaus luxuriöſe Leben dieſer Kreiſe. Der Augsburger Rat führte in den ſiebziger Jahren die vielen großen Fallimente ausdrücklich auf „das Schwelgen" zurück. Obgleich nun viele Kaufleute am ſoliden Warenhandel feſtgehalten hatten, mußten ſie mit leiden, beſonders wenn ſie Einlagen bei den Geſellſchaften gemacht hatten. Letzteres hatten aber, angeſteckt von der allgemeinen Sucht nach Gewinn, über die z. B. der Hamburger Bürgermeiſter Brockes eindringlich klagte, Leute aus allen Ständen getan. Alles trieb überhaupt „Wucher", d. h. Geldgeſchäfte. Nun kamen die Bankerotte der Großen, und viele Kaufleute, Ratsherren, aber auch Handwerker und Edelleute wurden mit ruiniert. So wurde 1572 halb Pommern durch den Bankerott der Loitze in Mitleidenſchaft gezogen. Dieſe Bankerotte gaben in Süddeutſchland dem ſpäteren 16. Jahrhundert die Signatur; namentlich in Augsburg waren ſie ſehr häufig, auch noch im 17. Jahrhundert (1614 Bankerott der Welſer). Dazu kam nun als allgemeines Moment noch die von jeher den Handel ſchädigende Münzverwirrung infolge der ſtändig geſteigerten Ausnutzung der Münzbefugnis der Stände, namentlich der kleineren. Dieſe Verwirrung wurde aber wieder durch jene Spekulationsgeſchäfte gefördert, indem man entweder von kleinen Ständen die Münzgerechtigkeit pachtete und ſie durch Prägung von geringwertigem Geld und „Zerbrechen" des guten ausbeutete, oder indem man noch häufiger gutes inländiſches Geld nach Italien und ſonſt aus- und ſchlechtes dafür einführte. Daraus und aus dem jetzt eintretenden Verfall des immer weniger lohnenden Bergbaues ergab ſich im Gegenſatz zu früher ein koloſſaler Mangel an gutem Geld, aber ein Überfluß an ſchlechten Münzen, worunter Handel und Wandel ebenſo litten wie unter der Vielheit der Münzen (nach einer Angabe von 1606: 5000 Sorten). Weiter mußte das Falſchmünzertum florieren, mindeſtens das Beſchneiden der Münzen und das betrügeriſche Ausſondern der guten Münzen. Überall ſuchte man auch ſchlechtes Geld unterzubringen, am meiſten auf der

Frankfurter Meſſe. Gegen alle ſolche das Volk tief erregenden Kalamitäten ſuchte man von Reichs wegen einzuſchreiten, gegen die Monopolgeſellſchaften ſeit langem beinahe auf jedem Reichstag, 1577 unter Androhung von Landesverweiſung und Güterkonfiskation, ebenſo immer aufs neue gegen die Münzverſchlechterung, die indes auch die häufigen „Münztage“ nicht änderten. Die Ohnmacht des Reiches war ſchon zu offenbar; die Münze zu ordnen, wurde ſchließlich den Kreiſen überlaſſen, ebenſo nutzlos. So konnte denn bei dem allgemeinen Krach ein Prediger 1581 ſchreiben: „‚Unglück über Unglück in Kaufmannſchaft und Geldumſchlag!‘ hört man ſchier allenthalben klagen, wohin man kommt, und hat es unter Kaufleuten, Handwerkern, Ratsherren, vornehmen Geſchlechtern, Grafen und Edelleuten täglich vor Augen, da man ſiehet, daß unzählig viel, ſo in gutem Stand, Reichtum, Wohlhabenheit und großem Anſehen geweſen ſind, verarmet und verdorben ſind.“

Hier tritt ſchon der böſe Einfluß dieſer Verhältniſſe auf den allgemeinen Wohlſtand hervor; insbeſondere mußten ſie aber auf das Gewerbe, die zweite Quelle bürgerlichen Gedeihens, unheilvoll wirken. Freilich ſtanden die Leiſtungen des Handwerks noch durchaus auf der Höhe. Aber vieles deutete auf einen Rückgang ſeiner inneren und äußeren Verhältniſſe. Der Abſatz im Ausland ging ganz zurück, die einheimiſche Kaufkraft war namentlich auf dem Lande ſehr geſunken, das Betriebskapital hatte man (vgl. S. 261) oft eingebüßt, das Handwerk, das auch früher nicht immer ſo lohnte, wie man meiſt glaubt, verlor den „goldenen Boden“. Durch jene, jetzt noch vermehrte Spezialiſierung der Gewerbe infolge der reicheren Lebenshaltung (vgl. S. 55) war dabei die Zahl der Handwerker ſelbſt ſehr gewachſen, ebenſo mit der allgemeinen Üppigkeit ihre eigenen Lebensanſprüche. Die Mittel, die man anwandte, um einem Niedergang zu ſteuern, trugen dann ſelbſt zum Verfall bei. Ähnlich den Monopolbeſtrebungen im Handel, herrſchte die Tendenz, alle Konkurrenz zu unterdrücken und den berechtigten Meiſtern ein immer höheres Einkommen zu ſichern. Dazu diente die Zunft, die man aus den Reichsſtädten in die anderen Städte übertragen hatte, und nach deren Einführung man (vgl. S. 53) überall eifrig ſtrebte. Aber man paßte die Zunft nicht den veränderten Verhältniſſen an, ſondern machte ſie zu einem ſtarren Gebilde. Zunächſt ſtreifte man die hergebrachte Rückſicht auf das öffentliche Intereſſe ganz ab, die Zunft wurde eben ein monopoliſtiſches Nutzungsorgan der Meiſter. Man verſperrte immer mehr den Zutritt zu ihr durch Erhöhung der Aufnahmegebühren, durch bald zum Wahnwitz geſteigerte Verſchärfung der Anforderungen an die „ehrliche“ (und eheliche) Herkunft; man verfolgte alle unzünftigen Handwerker (Störer, Bönhaſen uſw.) aufs unbarmherzigſte, ja ging ſogar gegen die gewerbliche Arbeit für den eigenen Haushalt vor. Man erſchwerte anderſeits den Geſellen die Erlangung des Meiſterrechts durch übertriebene Anſprüche an das Meiſterſtück, durch Beſchränkung der Zahl der Meiſter, durch Probejahre (Sitz-, Mutjahre) der ſich bewerbenden Geſellen, bevorzugte überdies die Meiſterſöhne oder Meiſterſchwiegerſöhne. Wie jenes Streben, allen Berechtigten die Nahrung zu ſichern, überhaupt den Unternehmungsgeiſt tötete, z. B. den ſchöner und raſcher arbeitenden Meiſter grimmigen Anfeindungen ausſetzte, auch die Konkurrenz der Einzelnen unter ſich ausſchloß, ſo bedeutete dieſes Zurückdrängen der jüngeren Elemente einen böſen Mangel an friſchem Blut. Beileibe durfte auch keine Innung in das Arbeitsgebiet einer verwandten übergreifen, das aber nicht immer leicht zu umgrenzen war. Auch dem Verfall der Gewerbe haben Reich und Landesherren im 16. und 17. Jahrhundert wehren wollen. Das Reich ging z. B. 1548 gegen den Ausſchluß jener vielen „Unehrlichen“ vor, die Reichspolizeiordnung von 1577 griff vielfach ein, 1594 bekämpfte man im Reichstagsabſchied eine

Anzahl neuer Kniffe der Zünfte uſw. Die Landesherren verſuchten, aber auch ziemlich erfolglos, zum Teil größere Einheit in die bunten Gewerbeverhältniſſe ihrer Gebiete zu bringen (vgl. S. 272); ſie übten ferner eine ſtraffere Gewerbepolizei, die aber den faulen Zuſtänden namentlich mancher Lebensmittelgewerbe, auch der Bekleidungsgewerbe, wenig ſteuerte. In den größeren Städten, wo dieſe Polizei ja zum Teil in den Händen der Zünfte ſelbſt lag, wurde ſie immer läſſiger gehandhabt, und gerade hier arbeiteten die Landesherren auf beſſere Beaufſichtigung der Zünfte hin. Auch das Monopol der Zünfte hat man wohl durch landesherrliche Konzeſſionierungen (Freimeiſter, Gnadenmeiſter) zu brechen geſucht, aber ſehr ſelten. Den übertriebenen Ausſchließungen und Aufnahmeverweigerungen ſind ferner die ſtädtiſchen Obrigkeiten ſelbſt oft entgegengetreten, und mancher Schöppenſtuhl hat durch juriſtiſche Gutachten die mildere Auffaſſung unterſtützt. Aber im ganzen nutzte das alles wenig, und die Signatur des Gewerbeweſens war immer deutlicher der Verfall, auch in ſittlicher Beziehung. Über Faulheit und Schlemmerei der Handwerker wurde viel geklagt.

Schlimm wirkte endlich der Zwieſpalt zwiſchen den Meiſtern und der um 1500 auf ihrer Höhe ſtehenden Geſellenſchaft. Der Kampf hatte eingeſetzt bei dem Recht der Arbeitsvermittelung (vgl. S. 53), das die „Schenke“ den ſeit Ende des 15. Jahrhunderts organiſierten Geſellen, d. h. denen der „gewanderten“ Handwerke, in die Hand gegeben hatte. Aber die ſtraffe Organiſation, die dieſe „geſchenkten“, „gewanderten“ Handwerke den Geſellen durch das ganze Reich boten, war ein gewaltiges Kampfmittel. Die Geſellen traten den Verboten — gegen das Schenkweſen war das Reich ſelbſt wiederholt erfolglos vorgegangen — mit Verruf, Ausſtand und anderen Mitteln gegenüber und ſiegten im ganzen. Jedoch machte das geſtiegene Selbſtbewußtſein der Geſellen ſpäter die Verhältniſſe immer ſchwieriger: höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit — dieſe war von einzelnen Zünften allerdings ungebührlich verlängert worden —, beſſere Verpflegung, Teilnahme an den Zunftverſammlungen wurden überall gefordert. Der Geſelle wollte immer mehr Vertragsarbeiter ſein, und das Gegenſtück zu ſeiner Herabdrückung (vgl. S. 262) wurde nun ein immer trotzigerer Widerſtand eines unruhigen Geſellenproletariats. Auch verluderten die Geſellen vielfach: der Kampf um den „guten Montag“ hatte auch eine ſehr genußſüchtige Seite.

Ein moderneres belebendes Element kam damals ſchon vereinzelt in die gewerblichen Verhältniſſe durch Einwanderer aus der Fremde. Schon früh waren aus den Niederlanden dort verfolgte täuferiſche Elemente eingewandert, ſeit etwa 1540 und beſonders gegen Ende der ſechziger Jahre kamen vertriebene Calviniſten, meiſt aus den franzöſierten ſüdlichen Niederlanden, aber auch Franzoſen (namentlich nach Straßburg, ſchon 1538). Während die nach dem Herzogtum Preußen ziehenden Niederländer (vgl. S. 318) als Landwirte und Koloniſatoren ſich betätigten, ohne beſonderen Erfolg, haben die Einwanderer in Nordweſt-, Weſt- und Mitteldeutſchland vor allem die Textilgewerbe gehoben, zumal die Zeugmacherei durch eigene Produktion oder durch Beeinfluſſung der deutſchen Tuchmacher verbreitet. Witzel hat uns darüber neuerdings belehrt. Die Zeugweberei hatte ſich im Kampf mit der engliſchen Konkurrenz in Flandern damals außerordentlich entwickelt, anderſeits hatte der Calvinismus ſeine ſchärfſten Anhänger eben unter den Zeugwebern, daher ihre große Zahl unter den Vertriebenen. Niederländer kamen nach Oſtfriesland (wo ſie die Leineninduſtrie belebten), (ſeit 1545) nach Weſel, das gegen 1570 wegen der zahlreichen Antwerpener Einwanderer „Klein-Antwerpen“ hieß, ſehr zahlreich nach Köln, wo das heimiſche alte Seidengewerbe ſehr darniederlag, nach Frankfurt, wohin wohl die ſtärkſte Einwanderung ſtattfand, und wo 1559 die erſte Zeugmacherordnung erlaſſen wurde, in beiden Städten neue Gewerbsarten einführend, nach Hamburg (1586), nach Reuß (1572 nach Gera), nach dem ſächſiſchen Vogtland, nach Brandenburg, wo der gewerbliche Einfluß der Einwanderer aber nur gering war, uſw. In Heſſen zog Moritz niederländiſche Gewerbetreibende heran und wollte die „Franzoſen" in die Zünfte ſelbſt aufgenommen wiſſen. Beſondere Kolonien von Niederländern waren Frankenthal (1562), Neuhanau (1597), zum Teil auch Mannheim (1607). Wie weit die Einwanderung neben der Einbürgerung neuer Induſtriezweige und der Belebung des Handels freiere induſtrielle Formen und den Übergang zu Großbetrieben förderte, ſteht dahin. Jedenfalls ließen ſich neue Betriebsformen bereits ſpüren. Die Ausbildung von großen Verlagsgeſchäften, die erſte Form, in der die Großinduſtrie auftrat — einzelne umfangreiche gewerbliche Betriebe kommen zwar recht früh vor, doch wurden ſolche erſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts häufiger —, machte freilich die für ſie arbeitenden Meiſter zu abhängigen Arbeitern. Alle ſolche Züge traten aber meiſt erſt im 17. Jahrhundert ſchärfer hervor, wie denn überhaupt das Gewerbe im größten Teil des 16. Jahrhunderts noch den alten Charakter bewahrte (vgl. S. 50 ff.). Vieles blühte weiter, wie etwa in Nürnberg die mechaniſchen Zweige. Das Kunſtgewerbe, z. B. die Goldſchmiedekunſt, gedieh auch jetzt vortrefflich, wozu der allerdings bald ungeſunde Luxus weſentlich beitrug, wie derſelbe Luxus durch den Konſum von teuren Stoffen und „Geſchmuck" den alten Handel namentlich mit Italien dauernd förderte.

Ganz ähnlich war es aber überhaupt mit den Verhältniſſen des Bürgertums. Auch zu Ende des 16. Jahrhunderts, des Jahrhunderts ihres äußeren Glanzes, ſah es in den deutſchen Städten noch prächtig aus. Gerade damals gewann das Stadtbild ſeine eindrucksvollſte Geſtalt, die Befeſtigung mit Mauern und Türmen ſowohl wie die Geſtaltung der öffentlichen und privaten Gebäude. Wie viel ſchöne Renaiſſancebauten im Hanſagebiet und im Süden zeugen davon! Anderſeits begannen die Klagen auch ſchon früher. Schon der Italiener L. Contarini hatte 1548, freilich tendenziös, Deutſchland als arm bezeichnet, da die Einfuhr die Ausfuhr bei weitem übertreffe und den Ertrag der Bergwerke verſchlinge. Andere Italiener klagen in dieſer Zeit über den teuren Aufenthalt in Deutſchland, das liege an einem Mangel an Lebensmitteln (d. h. eher an den ungünſtigen Bezugsverhältniſſen). Wie 1550 ein Schwabe, Heinrich Müller, gegenüber dem ländlichen Schlemmen zu Zeiten ſeines Vaters die „Nahrung der beſten Bauern" für „viel ſchlechter" hält als „ehedem die der Tagelöhner und Knechte", ſo will Muſculus 1555 in ſeinem „Hoſenteufel" ſtarke Anzeichen des wirtſchaftlichen Niederganges auch in der Stadt erkennen. An den ſchönen älteren Gebäuden und den Kirchen, deren früher eine Stadt mehr aufgerichtet habe als nun ein ganzes Land, könne man „itzunder die Dächer nicht erhalten"; anſtatt der damals leicht ernährten Hunderte von Geiſtlichen und Mönchen könnten heute kaum drei bis vier Prädikanten ihren geringen Unterhalt durchſetzen: „ſein Bettler gegen unſere Voreltern". Der zuletzt angeführte und von Luther ähnlich betonte Umſtand lag aber weſentlich an der Einziehung des Kirchengutes, die in proteſtantiſchen Gebieten überdies, wenigſtens anfänglich, einen bedeutenden Rückgang der Armenpflege zur Folge hatte. Anderſeits ſcheint der zunehmende, ſchon von Luther und jetzt von zahlreichen proteſtantiſchen Predigern beklagte Mangel an Wohltätigkeit doch nicht nur aus dem Fortfallen des Antriebes zu „guten Werken" und aus egoiſtiſchem Weltſinn, ſondern eben auch aus dem allmählichen Rückgang des Wohlſtandes erklärt werden zu müſſen. Dabei war infolge der wirtſchaftlichen Lage die Zahl der Bedürftigen noch gewachſen. Eine Zunahme des Bettlerweſens gegenüber der Zeit um 1500 wird aber mit

Unrecht behauptet: im Gegenteil ging die Obrigkeit im Laufe der Zeit immer ſchärfer gegen dasſelbe vor, vermehrte dadurch allerdings wieder das Räuberweſen. Dieſes war ſchon durch die unglücklichen Opfer des Bauernkrieges, weiter durch die vielen dienſtloſen, „gartenden" Landsknechte ſtark gefördert worden, hatte wohl auch gerade durch die Rekrutierung aus gehetzten Aufſtändiſchen ſchon damals zum Teil jenen romantiſchen Schimmer, mit dem es das Volk ſpäter umgab, erhalten, obgleich vor allem der Bauer darunter litt. Man kann endlich als Symptom des Niedergangs die wachſende Verſchuldung der Städte, die zum Teil ebenfalls auf Kriegsläufte, z. B. den Schmalkaldiſchen Krieg, zurückging, anführen. Indeſſen waren dieſe Finanzkalamitäten alt, ihre Steigerung aber hing wieder mit dem Rückgang von Handel und Gewerbe zuſammen, und endlich war die Verſchuldung von Fürſten und Adel nicht geringer. Jedenfalls beginnt in einer ganzen Reihe von Städten ſchon nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ein allgemeiner Niedergang, wie er z. B. für brandenburgiſche Städte mit ihren vielen verfallenden und leeren Häuſern nachgewieſen iſt.

Eine äußere Heimſuchung für die Städte bildeten, wie bisher, neben den großen Bränden (vgl. S. 37ff.) die zum Teil den ſchlechten hygieniſchen Verhältniſſen entſpringenden Seuchen („Sterben", vgl. S. 110f.), denen man meiſt den Namen Peſt beilegte. Als neue Krankheit wird der im Sommer furchtbar auftretende „engliſche Schweiß" ſeit etwa 1528/29 genannt, wir hören ſpäter von der „ungariſchen Krankheit" (Flecktyphus), von der „Kriebelkrankheit" („Krampfſucht"), vom „Behaimiſchen Schafgift" (einer ſchweren Influenzaepidemie). Vor allem trat aber die eigentliche Beulenpeſt in höchſt gefährlicher Weiſe auf, auch noch im 17. Jahrhundert. Sie veranlaßte (vgl. S. 110) noch lange die Flucht aller beſſer ſituierten Bewohner aus den betroffenen Orten, forderte zahlreiche Verordnungen der Obrigkeit und alle möglichen Abwehrmaßregeln heraus und führte zu den verrückteſten „Heilmitteln" (aus gedörrten Kröten bereitet uſw.). Die Angaben über die Zahl der Opfer der Epidemien werden ſo wenig zuverläſſig ſein wie früher. 1541 zählte man in Straßburg über 3300, in Köln damals zeitweiſe täglich 200, 1548 in Lübeck 16227, in Nürnberg 1562 bis April 1563: 9034, in Roſtock 1565: 9000, in Nürnberg 1585/86: 4703, in Breslau 1585: 9000, in Danzig 1602: 16919. Neben den moraliſchen Folgen, der ſchon von Luther bekämpften allgemeinen Verzweiflung, der Unbarmherzigkeit gegen Kranke, namentlich arme, der Leichen- und Krankenräuberei, traten ſchlimme wirtſchaftliche und ſoziale Folgen (Verminderung der Einwohnerzahl, Zerrüttung der Verhältniſſe) ein.

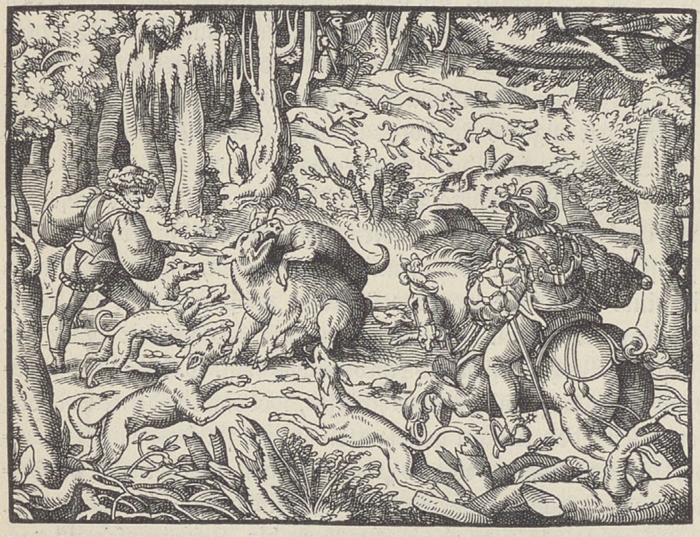
Daß es um das Bürgertum trotz alledem nicht ſo ſchlecht beſtellt geweſen iſt, bleibt beſtehen. Man könnte dafür die derbe Genußſucht (vgl. S. 225ff.) und den übermäßigen Kleiderluxus, die ſich freilich nicht auf das Bürgertum beſchränkten, anführen. Dieſer zunehmende Luxus war aber durchaus ungeſund; man hat ihn ſogar als eine weſentliche Urſache jenes Verfalls angeſehen (vgl. S. 261), indes nur zum Teil mit Recht. Es war freilich manchmal, wie ein Prediger 1571 ſagte, „als wäre alle Welt von Sinnen, … als müßt man alles vertun, was man noch in Händen hat". Bei dieſem Luxus ſpielten anderſeits die bürgerlichen Kreiſe nicht mehr die erſte Rolle. Jetzt gaben in Prunk und Pracht Fürſt und Adel den Ton an. Eine Predigt von 1573 läßt Bürger und Bauern ihren „unmäßigen, verſchwenderiſchen Geſchmuck" „von Fürſtenhöfen und Adel" gelernt haben. Die Vorrechte des Adels in der Tracht wurden zwar auch früher vom Bürgertum nicht reſpektiert, aber die üppige Geſtaltung der Tracht wie der Wechſel der Mode waren bisher doch von dem reichen Bürgertum ausgegangen. Solchem Wandel entſprach das immer geringere Selbſtgefühl des Bürgertums. Das alte Streben nach dem Adel (vgl. S. 138 f.) war jetzt ſehr gewachſen. Große Kaufleute, z. B. in Nürnberg, wurden nun auch landſäſſig und kauften ſich ein „Edelmannsgut“. Der Kölner Bürger Weinsberg beginnt ſeine Memoiren mit einem mühſam erdachten Stammbaum und ſucht die ritterliche Herkunft ſeines Geſchlechts zu erweiſen. Offenherzig geſteht er auch ſelbſt: „Ich zeige gern mein Wappen und rühme mich desſelben.“

Es ſind alles Vorboten eines ſozialen Wandels, des Zurücktretens des Bürgertums vor dem Adel, vor allem vor den Fürſten. Mit dem wirtſchaftlichen, im 16. Jahrhundert, wie geſagt, noch nicht ſtark in die Erſcheinung tretenden Rückgang des Bürgertums ging eine wirtſchaftliche Stärkung des Adels infolge ſeines engen Anſchluſſes an das Fürſtentum ſowie auf Koſten der Bauern parallel. Die entſcheidende Wendung für die Stellung des Bauern im Geſamtvolk war der Bauernkrieg geweſen. Vor Adel, Geiſtlichkeit und Städtern hatte er immer zurückgeſtanden. Auch hatten ihn ſchon früher die Geldwirtſchaft der Stadt, der kräftigere Staat, ſchließlich die neue geiſtige Kultur mehr oder weniger bedrängt, ganz abgeſehen von dem Herrendruck. Nun war auch jener gewaltſame Verſuch, den alten Grundſtand des Mittelalters zu größerer Geltung zu bringen (vgl. S. 160), nicht nur geſcheitert, ſondern hatte im Zuſammenhang mit der allmählichen Zurückdrängung des Volkstums durch die neue gelehrte Kultur und die beginnende geſellſchaftliche Verfeinerung ſogar eine tiefe Antipathie gegen das gewöhnliche Volk teils hervorgerufen, teils gefördert. Jetzt geriet der „gemeine“ Mann, früher der Repräſentant des eigentlich deutſchen Weſens, in vollſte Mißachtung (vgl. S. 225). Anderſeits bildete ſich jetzt (vgl. S. 159) die Anſchauung aus, daß das niedere Volk nur durch hartes Regiment zu zügeln ſei. Kulturell bedeutete der Bauer überhaupt nichts mehr, ſo wenig wie im öffentlichen Leben.

Bei ſeinem Verhältnis zum adligen Herrn iſt nun, wie früher (vgl. S. 143 f.), ſehr zwiſchen dem Oſten und dem Weſten zu unterſcheiden. War die Lage der Bauern im Oſten bereits im 15. Jahrhundert erheblich ſchlechter geworden (vgl. S. 143 f.), ſo wurde ſie mit dem ſpäteren 16. Jahrhundert viel ſchlimmer als im Weſten. Der Ausgangspunkt iſt der im Oſten von Anfang an dem ſlawiſchen Adelsbeſitz entſprechende, große und beſſer als im Weſten zuſammenliegende Beſitz der Herren, der in ſich die Tendenz zum Größerwerden hatte, der aber immer dringender zahlreicher Arbeitskräfte und ſonſtiger perſönlicher Dienſtleiſtungen bedurfte. Denn der öſtliche Gutsherr war (vgl. S. 143) wirtſchaftlich viel tätiger und intereſſierter als der weſtliche Grundherr, der bei ſeinem Streubeſitz mehr auf Abgaben und Zinſen angewieſen war. Die ſchlechtere Stellung der ſlawiſchen Bauernbevölkerung konnte leicht dazu verleiten, auch die deutſche freie Bauernbevölkerung in ähnlicher Weiſe in Anſpruch zu nehmen, um ſo mehr, als in den weiten Gebieten ſchwer Rechtsſchutz gegen Übergriffe zu erlangen war. Ferner war in ſlawiſcher Umgebung der Hof des deutſchen Herrn von vornherein als Sitz kultureller Überlegenheit von einem beſonderen Nimbus umgeben. Dazu kam nun die im Verhältnis zum Weſten viel geringere Macht der Landesherren, die ihre Rechte ſchon ſeit längerem zum Teil den Grundherren überließen (vgl. S. 143) und es dieſen als Trägern ſtaatlicher Autorität erleichterten, immer ſtärker für ſich private Fronden in Anſpruch zu nehmen. Da ſich im Dorf nicht wie im Weſten komplizierte Beſitzverhältniſſe kreuzten, ſuchte der Herr oft auch den bäuerlichen Teil eines Dorfes, deſſen anderen Teil er beſaß, an ſich zu bringen. Der Bauer wurde „gelegt“, d. h. ſein Beſitz zum Herrengut geſchlagen, um dieſes wirtſchaftlich leiſtungsfähiger zu machen. Der Herr unterband ferner immer allgemeiner die Freizügigkeit, um der ihm nötigen Fronleute nicht verluſtig zu gehen. Flüchtige wurden hart beſtraft. Die Kinder der Bauern wurden zum Geſindedienſt gezwungen, Heiraten bedurften der Erlaubnis des Herrn. Der Bauer wurde an die Scholle gebundener Leibeigener. Die ganze Entwickelung, deren Gründe aber noch immer nicht völlig geklärt ſind, kam nun zu ihrem Abſchluß. Zu jener Gleichſetzung von ſlawiſchen und deutſchen Bauern trug jetzt auch die generaliſierende Tendenz der römiſchen Juriſten bei, wie man denn erſt jetzt (vgl. S. 144 f.) von einem ungünſtigen Einfluß des römiſchen Rechtes auf die Lage der Bauern ſprechen kann. Ähnlich wurde die Mannigfaltigkeit der deutſchen Verhältniſſe in die geringe Zahl der römiſchen Kategorien gezwängt. In Mecklenburg und Pommern, freilich nicht im Oſten überhaupt, wurde der Bauer zum „Sklaven", zum servus. Jetzt gab es Juriſten, die dem Gutsherrn auch das Recht, den Bauern den Beſitz zu nehmen, ausdrücklich zuerkannten, was dann auch in die Landesordnungen überging. Auch ohne das römiſche Recht wäre aber bei dem ſteigenden finanziellen Bedarf des Adels und der Fürſten die Entwickelung ähnlich geweſen. „Itzund deit [tut] men, wat men will", mußte der rügiſche Landvogt Matthäus von Normann betreffs der Bauern ſagen. Selbſt die Städte machten das „Bauernlegen" nach.

Im Weſten herrſchten demgegenüber beſſere Verhältniſſe, d. h. im Grunde dieſelben wie vor dem Bauernkrieg. Als Eigenmann des Grundherrn fühlte ſich der Bauer im Weſten nicht, innerhalb ſeiner Wirtſchaft ließ man ihn doch ziemlich ungeſchoren, und er blieb auch auf ſeinem kleinen Beſitz; in einer Gemeinde herrſchte überdies meiſt nicht nur ein Herr. Aber das Böſe waren die Abgaben und Laſten. Geplackt, ausgenutzt und gedrückt wurde der Bauer auch hier, von den günſtigen Verhältniſſen des Nordweſtens (vgl. S. 143) wieder abgeſehen, nach dem Niederſchlagen der Aufſtände immer ſchärfer, wobei zu bedenken iſt, daß der Adel infolge der Notwendigkeit, den überall geſteigerten Luxus ſtandesgemäß mitzumachen, mehr brauchte. Nach Joannes Boëmus war es „nicht zu ſagen, wie der Adel die Unglücklichen plagt und ausſaugt". Zwar gab es wohl hier und da Milderungen der Lage (vgl. S. 160), aber keine generelle Beſſerung. 1555 wurde in Augsburg die „Leibeigenſchaft" auch von Reichs wegen anerkannt. Überaus zahlreich wurden die Klagen, die jetzt namentlich von Predigern ausgingen, über die „Bauernſchinderei" ſeitens des Adels und die „ägyptiſche Knechtſchaft" der Bauern. Solche Klagen erhoben Sebaſtian Franck, der ſie 1534 „Jedermanns Fußhader und mit Fronen, Scharwerken, Zinſen, Gülten, Steuern, Zöllen hart beſchweret und überladen" nennt, Jakob Ayrer, der in einem Schauſpiel einen jammernden Bauer vorführt, Nikodemus Friſchlin, der in einer Univerſitätsrede gegen die „Leutfreſſer" und „Onmenſchen" loszieht, Cyriakus Spangenberg, der in ſeinem „Adelsſpiegel" Wehe über die tyranniſchen Junker ruft, und Olorinus (Johannes Sommer), der viele einzelne Bedrückungen aufzählt. Unter Albrecht V. von Bayern wird der auf den Bauern laſtende Druck von einem Staatsmann ſo geſchildert: „Von ſeinem wenigen Treid, das der Bauer aus der Erde kratzt, muß er geben ſeinem Landesfürſten, Grundherrn, Pfarrer, Zehentherrn, Pfleger, Richter, Schergen, Überreiter, Forſtreiter, Förſter, Meßner, Müller, Bäcker, Bettlern, Landſtreichern und Hauſierern." Dazu kamen harte Strafen ſeitens der Herren und die Beſchwerungen durch die landesherrlichen Amtmänner und ihre vom Bauern zehrenden Unterbeamten, ferner eine ſtarke Verſchuldung des Bauern. In Bayern und in größerem Umfang in Öſterreich brachen auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder Aufſtände aus, die gewaltſam gedämpft werden mußten.

Daß die Bauern unter ſolchen Verhältniſſen keine erfreulichen Menſchen („ein wild, hinterliſtig, ungezähmt Volk“ nennt ſie Franck) ſein konnten, iſt klar. Die ſchlechte Lebenshaltung der Bauern ſchildert Sebaſtian Münſter; wie es in einem niederſächſiſchen „Krug“ ausſah, hat 1591 der weit herumgekommene mähriſche Edelmann Karl von Zierotin in ſeinem Tagebuch entrüſtet beſprochen. Die Lage der Landwirtſchaft ſelbſt war bei alledem keineswegs ſchlecht, beſſer zum Teil als die der ſtädtiſchen Wirtſchaft, und zwar nicht zuletzt wegen des langen Friedens in Deutſchland. Die Sicherheit im Lande war überdies durch den neuen Staat größer geworden, ſo daß wenigſtens die offene Gewalttat ſelten wurde. Wichtig war die lebhafte Fürſorge der Landesherren für die Hebung des Anbaues. Gerade die Ausnutzung des Bauern trieb dieſen auch ſelbſt zu fleißiger Wirtſchaft. Für den Staat wie für den Adel ſtellte er freilich eben nur Nutzungsobjekt dar. 1559 ſind auch die alten freien Dithmarſcher Bauern, die als letzter größerer Reſt die einſtigen Zuſtände, allerdings zugleich die unerfreuliche Fehde- und Raubſucht, bewahrten und ihre kriegeriſche Kraft noch 1500 bei Hemmingſtedt glänzend gezeigt hatten, der Fürſtengewalt unterlegen, wenngleich ſie perſönliche Freiheit und viel Privilegien behielten. Der Adel ſpielte hier auch keine Rolle.



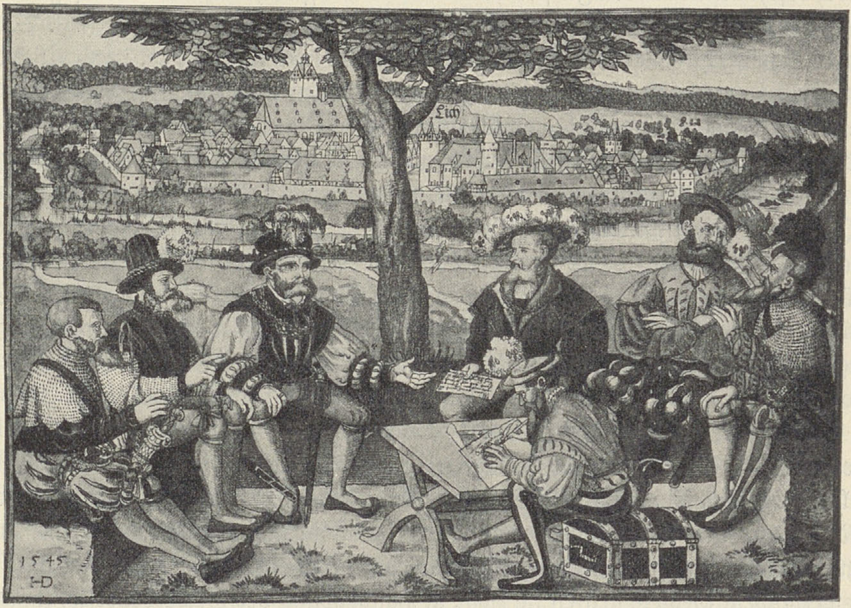
Schweinsjagd. Aus Petrus de Creſcentiis, „Neu Feld- und Ackerbau“, Frankfurt a. M. 1583.

Im ſonſtigen Deutſchland aber, am meiſten im Oſten, hatte ſich eben der Adel durch die geſchilderte Entwickelung wieder außerordentlich gehoben. Die alte Exkluſivität und Neigung zu äußerem Glanz trat nun ſtärker und ſeitens des Bürgertums unbeſtrittener hervor. Boëmus bzw. Franck heben den „beſundern brangenden gang“ des Adels, ferner ſeine feineren, „gar luſtbarlichen“ Speiſen, ſeine köſtliche Kleidung hervor. Die Adligen gingen oft, namentlich ihre Frauen, mit Gefolge einher. Die Hauptbeſchäftigung des Adels, wie vor allem der Fürſten, blieb (vgl. S. 129) die Jagd (ſ. die obenſtehende Abbildung), die zugleich freilich zu einer ungeheuren Plage für die Bauern ausgeartet und durch furchtbare Ahndung bäuerlicher „Jagdfrevel“ zum Vorrecht der Vornehmen gemacht war. „Die Fürſten und Edlen“, heißt es bei Münſter, „hangen an gemeinlich dem jagen und meynen, es gehör ihnen allein auß langwierigem Brauch und gegebner Freyheit.“ Neben dem alten ritterlichen Turnierſpielzeug, wie es König Maximilian in ſeiner Jugend hatte, gab es jetzt für vornehme Kinder, z. B. 1572 für den ſächſiſchen Kurprinzen, Spielzeug, das eine Jagd mit allen Einzelheiten darſtellte. Geringer war die kriegeriſche Betätigung des Adels geworden, er übte ſie aber noch vielfach, beſonders in fremden Dienſten. Seine Unentbehrlichkeit für den Fürſten war indes geſchwunden (vgl. S. 132 ff.); die neuen Söldner, die der

Fürſt auch gelegentlich gegen den Adel ſelbſt verwenden konnte, zwangen dieſen überdies zu friedlicherem Gebaren. Der alten Fehde- und Raubluſt war damit ein Damm zu ſetzen, und der Landfriede, ein Hauptziel der Fürſten, war kein leerer Begriff mehr, ſchon derjenige Maximilians von 1495 nicht. Aber auch Recht und Geſetz hatten gerade mit der Herrſchaft des römiſchen Rechtes durchgreifendere Wirkung erhalten. Das Urteil des Reichskammergerichts war wertvoller als die Selbſthilfe. So kam in den häufigen, meiſt auf materielle Streitigkeiten zurückgehenden Hader ſtatt der früheren Gewalttat mehr ein diplomatiſcher, berechnender Zug, den auch die nicht ſeltene Einmiſchung anderer Genoſſen oder der Fürſten ſelbſt förderte, zugleich aber Hinterliſt und Intrige, Unlauterkeit und Anſchwärzung beim Fürſten. Fern blieb der Adel in ſeiner Mehrheit dem geiſtigen und künſtleriſchen Leben, dem er ſich erſt im 17. Jahrhundert ſtärker näherte. Viele konnten kaum ſchreiben. Aber die Okkupierung der höheren Ämter durch die Juriſten trieb jetzt doch den Adel in immer größerer Zahl auf die Univerſitäten (vgl. S. 248), wo er dann freilich das rüde Leben der ſpäteren Zeit zum Teil noch ſteigerte. Anderſeits brachte er dort die alten höfiſchen Fertigkeiten und Künſte, das Tanzen, Reiten, Fechten uſw., zu Anſehen, und bald beeiferte ſich auch der Bürgerliche, wie Chriſtoph Kreß 1560 aus Bologna ſchreibt, „adeliche ſitten und exercitia, ſo eim jungen menſchen zu begreifen geburt“, zu erlernen. Von feinerer geſellſchaftlicher Kultur iſt aber, da die Höfe ſelbſt ſie noch kaum zeigten, beim Adel nicht die Rede. Der damals ſtark bäueriſche öſtliche Adel zeigte im beſonderen Maße jenes landwirtſchaftliche Intereſſe (vgl. S. 143). Auch ſonſt riefen ein ſolches die jetzige Tatenloſigkeit des Adels wie die Notwendigkeit beſſerer Einkünfte bei dem teilweiſe verſchwenderiſchen Leben hervor. Die Landwirtſchaft gewann ſo eine immer allgemeinere Wertſchätzung, und allmählich iſt der Edelmann trotz aller Härte zum Lehrer des Bauern geworden. Der Adel im Oſten ſcheute zudem, wie ſeit langem (vgl. S. 139), vor der Teilnahme am Handel, namentlich am Getreidehandel, nicht zurück, wiewohl die auf ihre Handelsherrſchaft eiferſüchtigen Städte dieſen für ſich beanſpruchten. Aber obgleich z. B. dem märkiſchen Adel der Kornkauf bei Bauern nicht erlaubt war, haben viele Adlige bei der allgemeinen Spekulationsſucht ſogar „ſich des böſen Namens Monopoliorum theilhaftig“ gemacht, „Wein, Korn, Wolle, Hopfen“ aufgekauft und in teurer Zeit verkauft als „des Armuths Schinder und Blutigel“.

Im übrigen aber führte gerade der Adel das für die ganze Zeit charakteriſtiſche grobgenußſüchtige und, wie geſagt, verſchwenderiſche Leben oft in beſonders häßlichem Maße und pflegte alte wilde Sitten. Von ſeiner Völlerei war ſchon (S. 227) die Rede, ſie wurde wie die Spielſucht durch jene Untätigkeit vieler Adligen gefördert. Herzog Julius von Braunſchweig meinte, faſt alle ſeine „Lehnleute“ hätten ſich „auf Faullenzen und Gutſchen-Fahren begeben“, und nach Graf Reinhart zu Solms gab es „bei dem jungen Adel keine andere Übung denn bis in den hohen Mittag ſchlafen, die andere Hälfte des Tages müßig ſchlinkſchlanken und mit dem Frauenzimmer alfanzen oder mit den Hunden ſpielen und die halbe Nacht darauf ſaufen, darnach alle Gedanken nur auf wälſche neue närriſche Kleidung und Tracht legen“. Dieſer ſtarke Kleideraufwand wird ebenſo wie das „überſchwängliche Eſſen und Trinken“, die „unzähligen und langdauernden Feſtlichkeiten“, wobei der Adel nach Spangenberg ſich überdies immer „gräflich und fürſtlich“ gebaren wollte, andauernd von den Sittenſchriftſtellern getadelt. Freilich ſteckt darin die beginnende Verfeinerung, die mit einer Wertſchätzung modiſcher Äußerlichkeiten verbunden iſt. Graf Dohna beklagt 1616 das Zurücktreten des kriegeriſchen Geiſtes beim Adel. „Anjetzt lobt man diejenigen, welche ihre Überſchläge und Krößen [Krauſen] hübſch anzuſtechen und ihre Haare wohl zu kraußen wiſſen.“ Ganz richtig wird auch der ſtarke Aufwand in Kleidung und „Geſchmuck“ als Hauptgrund der Verſchuldung des Adels wiederholt angegeben, ebenſo wie von Maximilian I. von Bayern auf die verderbliche Verſchwendung bei Hochzeiten hingewieſen wird. Wie der Aufwand ſtieg, lehrt ein bei Janſſen ausgeführter Vergleich zwiſchen der Habe eines pfälziſchen Edelmannes Meinhard von Schönberg 1598 und der ſeines Sohnes 1616. Dazu kam jener Bedarf an zahlreicher Dienerſchaft, die man in bunte Livreen kleidete. Bei der Einziehung des Kirchengutes hatte zudem der proteſtantiſche Adel gegenüber den Fürſten meiſt das Nachſehen gehabt, und die ſchönen Pfründen und oft auch die Verſorgung der weiblichen Angehörigen waren dahin. Trotzig und gewalttätig blieben die Adligen im übrigen ſehr, Differenzen wurden ſogleich mit dem Schwert erledigt, ihr „Recht“ war, „Jedermann verachten und mit Jedermann umgehen, wie ſie wollen“. Ein großer Teil paktierte jedoch mit der neuen Zeit. Mehr und mehr wurde der Hof des Fürſten, der vom Adel ſeinerſeits nicht mehr abhängig war, der Rettungshafen für viele und der Ort, zu Ehren und Anſehen zu gelangen.

Das raſche Aufſteigen der Fürſten haben wir ſchon für das 15. Jahrhundert beobachten können (vgl. S. 129 ff.). In der Reformationszeit hob ſich ihre Macht durch die Ausnutzung ihrer Stimmen bei der Kaiſerwahl wie durch die politiſchen Wirren; ihr Nimbus ſtieg durch die Niederkämpfung der aufſtändiſchen Bauern; ihre Auflehnung gegen den Kaiſer, deſſen Oberhoheit überhaupt eigentlich nur theoretiſch beſtand, ihre Verbindungen mit Frankreich zeigten ihr ſtarkes Unabhängigkeitsſtreben. Das Landeskirchentum — als oberſte Biſchöfe gewannen ſie zu dem weltlichen Glanz den Vorteil kirchlicher traditioneller Autorität — und ihr Verfügungsrecht über das Kirchengut vermehrten ihre Machtfülle. Selbſt katholiſche Fürſten, denen die bedrängte alte Kirche alles nachſehen mußte, reſpektierten das Kirchengut nicht. Dazu kam als eigentliches Machtmittel das Söldnerweſen (ſ. die Abbildung S. 271). Allmählich taten die Fürſten ſo im 16. Jahrhundert den Schritt von der „Landesherrſchaft“ zur „Landeshoheit“ (von Below). Der moderne Staat (vgl. S. 130 f.) ſetzte ſich auch in Deutſchland immer ſtärker durch. Der Konzentrierung wirkte freilich immer noch die hergebrachte Erbteilung entgegen. Zu dem Wandel trugen weſentlich die größeren Aufgaben bei, die an die Landesverwaltung herantraten, dieſe aus einer höfiſchen zur ſtaatlichen machten: das zeigt auch der immer weniger auf den reinen Hofhaushalt beſchränkte, ſich auch auf die Räte, die Kanzlei, die Rechenkammer erſtreckende Inhalt der Hofordnungen. Freilich blieb die ſtaatliche Verwaltung noch im Rahmen des Hofes, des fürſtlichen Haushaltes eingeſchloſſen und trennte ſich erſt allmählich davon, ganz erſt im 17. Jahrhundert. Aber alles wies jetzt ſtärker auf eine Zentralverwaltung hin, ſchon das Landeskirchentum (Stellenbeſetzung, Viſitationen uſw.), weiter das Söldnerweſen, das Gerichtsweſen — bei dem nun herrſchenden römiſchen Rechte war die Appellation an eine höhere Inſtanz erforderlich —, das Finanzweſen, namentlich infolge der Ausbildung des Steuerſyſtems, endlich die wirtſchaftlichen Verhältniſſe, in die (vgl. S. 272) der Landesherr nach dem Muſter der Städte immer ſtärker einzugreifen begann. Einen fürſtlichen Rat als Zentrale der Verwaltung hatte es ſchon ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts (vgl. Bd. I, S. 309) gegeben, aber er war keine Behörde, kein Verwaltungskollegium wie ſpäter. Die Rolle der „Räte“ iſt freilich im 15. Jahrhundert ſchon ſehr groß — wie oft erwähnt ſie Albrecht Achilles! Überhaupt entwickelte ſich ein Berufsbeamtentum immer ſtärker. Welche Rolle das juriſtiſche Element in dieſem Beamtentum ſpielte, wie gerade dieſes den neuen Fürſtenſtaat ſtützte und förderte, ſahen wir ſchon (S. 146). Ein wichtiger Fortſchritt wurde nun durch die öſterreichiſche Verwaltung Maximilians gemacht, der damit auf Deutſchland überhaupt wirkte, ſeinerſeits aber dem Muſter Burgunds folgte. Dort hatten ſich, wiederum im Anſchluß an Frankreich, moderne Verwaltungsprinzipien und eine moderne Verwaltungstechnik ausgebildet. Maximilian hatte ſie während ſeiner langen Tätigkeit in den Niederlanden kennen gelernt und zog daraus für Öſterreich Nutzen, ohne ſich ſtreng an das Muſter zu halten. Feſt eingebürgert ſind dieſe Neuerungen auch erſt unter Ferdinand I. Erſt jetzt erwuchs eine eigentliche Verwaltung mit



Kriegsrat im 16. Jahrhundert. Aus Reinhart Graf zu Solms und Ritter Konrad von Beimelborg, „Bericht über das Kriegsweſen“ (1545) in der Hof- und Staatsbibliothek zu München (Cod. germ. 3663). Vgl. Text S. 270.

Berufsbeamten, mit feſt umſchriebenem Geſchäftsbereich, geregeltem Geſchäftsgang und ausgebildeter Bureautechnik, mit genauer Buchführung und Kontrolle. Vor allem findet man die Prinzipien der von Maximilian beſonders betonten Kollegialität und Arbeitsteilung nach niederländiſchem Muſter in der öſterreichiſchen Verwaltung durchgeführt: unter einer kollegialen Zentralbehörde ſtehen kollegiale Mittelbehörden für Verwaltung, Juſtiz und Finanzen. Unter den Kollegien blieb die lokale Verwaltung der Amtmänner beſtehen, die die verſchiedenen Amtszweige in ihrer Perſon vereinigten, aber geſondert durch Unterbeamte (Kellner, Richter) verwalteten und ein immer ſtärkeres Perſonal brauchten. An dieſer immer durchgreifender geſtalteten Verwaltung, die allmählich zu einer ſich überall einmiſchenden, ſchreibſeligen Bureaukratie wurde, nahm nun der Adel anfangs nur in geringem Maße teil. Unter den Räten überwog das bürgerliche Element (vgl. S. 257) bei weitem, und auch der ritterliche Amtmann wich allmählich dem Juriſten. Selbſt die eigentlichen Hofämter, deren Inhabern früher zugleich die Verwaltung obgelegen hatte, waren jetzt zunächſt nicht immer mit Adligen beſetzt, obgleich nur dieſe nach ihrem Stande dazu qualifiziert waren.

Die Räte waren nun durchaus nicht immer gefügige Werkzeuge, ſondern machten nicht ſelten dem Fürſten ernſte Vorſtellungen, ſo 1584 dem Grafen von Henneberg über ſeine Jagdleidenſchaft, bei der weder Regiment noch Ordnung erhalten werden könne. Nach unten freilich hieß es bald anders. 1619 meint ein Prediger: „Was die Fürſten tun, ſoll jetzund alles recht ſein, und ſoll man ſich nicht mucken, ſagen die Räte.“ Auch als Herr der Landeskirche war der Fürſt nicht ungebunden. Die theologiſche Färbung der Zeit (vgl. S. 234) verlieh den ſehr ſtreitbaren Hofpredigern einen bedeutenden Einfluß, durch den ſie oft auf die Beſeitigung von Mißbräuchen hin- und den Untugenden der Fürſten ſelbſt entgegenzuwirken ſuchten; an katholiſchen Höfen nahmen die Hofjeſuiten eine entſprechende Stellung ein. Noch beſchränkte aber den Fürſten vor allem das Mitſprechen der Stände (vgl. S. 128f.), obwohl Adel und Städte an ſich dem Fürſten botmäßig geworden waren (vgl. S. 131f.). Auch ohne eigentliche Kämpfe behaupteten die Stände noch ihre Rechte, namentlich das der Steuerbewilligung; ſelbſt die Verwaltung war von ihnen nicht ganz unabhängig. Später wurde die Reibung mit dem ſich ausbildenden Abſolutismus zum Teil ſtärker. Im ganzen behielt das fürſtliche Regiment im 16. Jahrhundert ſo noch einen ſtändiſch beſchränkten, chriſtlich-patriarchaliſchen Charakter: aber das ſtaatliche Weſen war nun doch die Hauptſache.

Immer wichtiger wurde dieſer Fürſtenſtaat auch, wie erwähnt, für die geſamte Volkswirtſchaft. Freilich darf dieſer Einfluß, ſelbſt noch für den Anfang des 18. Jahrhunderts, nicht überſchätzt werden. Gewiß war das ſchon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 130) beobachtete Intereſſe für die wirtſchaftliche Entwickelung über Zölle, Steuern, Münzangelegenheiten und den Domänenbetrieb hinaus gewachſen. Gleichwohl darf man mit v. Below nur von einer landesherrlichen Handhabung der Wirtſchaft ſprechen, nicht von einer neuen Form derſelben, von einer „Territorialwirtſchaft“. So wenig wie früher bei den Städten (vgl. S. 69f.) iſt bei den Staaten von Großzügigkeit die Rede: man wollte vor allem haushälteriſch ſein. Die alte Stadtwirtſchaft beſtand jedenfalls weiter, das ihr feindliche Neue ward von den Landesherren, die die Städte nur politiſch beherrſchen wollten, keineswegs an ſich gefördert, nur die perſönlichen Vorteile der Fürſten wurden ſtark betont. Auf gewerblichem Gebiete griffen ſie zwar in Handhabung der Gewerbepolizei (nach ſtädtiſchem Muſter) bei der teilweiſe eingetretenen Beſeitigung der Autonomie der Zünfte ein, Mißſtände abwehrend und im kleinen reformierend (vgl. S. 263), aber die Zunft ſelbſt ſtörten ſie in ihrer Entwickelung um ſo weniger, als deren Bedeutung noch gewaltig und ſie in den Städten noch der ausſchlaggebende Faktor war. Bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts haben die Fürſten auch die dem Zunftweſen feindliche, zunächſt in der Form des Verlegertums (vgl. S. 264) auftretende Großinduſtrie weniger gefördert als eben die Zunft. Immerhin wirkte das Territorium auf das Gewerbe ſtärker ein — in Württemberg kam man z. B. ziemlich früh zu einer Art Landeszünfte — als auf den Handel. Der im 16. Jahrhundert auf ſeinen Höhepunkt gelangende Großhandel wurde damals von den Landesherren ſo wenig beeinflußt wie die Meſſen, wie die neuen Börſen und Banken. Bezüglich der großen Monopolgeſellſchaften teilten die Fürſten meiſt den ſchon (S. 153) beobachteten Volkshaß. Man war überhaupt beinahe handelsfeindlich, befürchtete z. B. Getreidewucher, wie im Mittelalter, und ſchätzte jedenfalls die große wirtſchaftliche Bedeutung des Handels nicht genug. Anderſeits ſchützten die Fürſten, keineswegs prinzipielle Städtefeinde, ihre Städte in ihren alten wirtſchaftlichen Anſprüchen den Stadtfremden oder wenigſtens den Landesfremden und dem platten Land gegenüber ſo gut, als wenn die Städte ſelbſt beſtimmend geweſen wären.

Sie rüttelten, zunächſt wenigſtens, nicht an dem Gäſterecht, dem Stapelrecht, dem Bannmeilenrecht und liehen ihre Hilfe zur Unterdrückung ländlicher Handwerker.

Viel intenſiver als wirtſchaftliche Fragen beſchäftigte nun aber die Fürſten das politiſche Getriebe, das ſie ſchon im 15. Jahrhundert und noch mehr in der Reformationszeit ſtark in Anſpruch nahm. Die innere Reichspolitik, die kirchlichen Fragen, die „pöſen practica des glaubens halben", die auswärtigen Beziehungen und Händel, die Türkenfrage und ſo vieles andere erforderten immer mehr Tätigkeit und Aufmerkſamkeit; der politiſche Briefverkehr ſchwoll ungeheuer an. Es entwickelte ſich ein Korreſpondenten- und Agentenweſen, ein diplomatiſcher Verkehr, „Inſtruktionen" gingen hinaus, „Berichte" liefen maſſenhaft ein, die „gefährlichen Läufe" ließen das Chiffrierweſen aufkommen und ſo fort.

In dieſen Zuſammenhang gehört auch die Entſtehung der Poſt. Sowohl die Mitteilungen, die der Brief bringt, wie die allgemein intereſſierenden Neuigkeiten, die die an den Brief anknüpfende Zeitung enthält, wurden urſprünglich nur mündlich vermittelt, jene durch den Boten, dieſe weſentlich durch den Sänger, weiter aber auch durch Krieger, Mönche, überhaupt Reiſende, ſowie die fahrenden Leute, die ſchon deswegen der Menge willkommen waren. Dieſe Art der Übermittelung hielt ſich zum Teil auch noch ſpäter. Briefe berichten im 15. Jahrhundert, daß man Nachrichten „landmannsweiſe", „aus Landmannsreden" vernommen habe. Ebenſo hielt ſich als feierlicher Brauch die Botſchaft. Inzwiſchen hatte ſich nun mit ſteigender Kultur ein geiſtlicher, dann ein allgemeiner politiſcher und geſchäftlicher Briefverkehr der Laien entwickelt (vgl. Bd. I, S. 384f.). Jenen vermittelten früh die Klöſter: das Mutterkloſter hatte z. B. mehr oder weniger ſtändige Verbindung mit den Tochterklöſtern. Natürlich war dieſer rege, durch brieftragende wandernde Mönche vermittelte Verkehr ein internationaler. Der Aufſchwung der Städte brachte dann einen brieflichen Verkehr mittels ſtädtiſcher Boten, die ebenſo wie die der Fürſten und Herren allmählich zu einem Berufsſtand auswuchſen. Insbeſondere ſcheint die Hanſa eine Ausdehnung ſolchen Verkehrs bewirkt zu haben. Der Deutſche Orden hatte „Briefjungen", die zwiſchen den Ordenshäuſern hin und her gingen. Die Grundlage des ſtädtiſchen Botenverkehrs war aber ein ſchon vor ihm, etwa ſeit den Kreuzzügen, beſtehender, in Deutſchland nur langſam ſich entwickelnder kaufmänniſcher Briefverkehr (vgl. S. 160), deſſen Vermittler urſprünglich die zu den Haupthandelsorten oder den Meſſen ziehenden Kaufleute ſelbſt, ſpäter aber die Boten der ſich bildenden kaufmänniſchen Genoſſenſchaften waren. Dieſer durch Märkte und Meſſen früh regelmäßig gewordene und an beſtimmte Routen ſich bindende Handelsbriefverkehr iſt auch für die ſpätere Zeit ſehr wichtig; ſeine Rolle bei der Entwickelung der eigentlichen Poſt iſt noch zu erforſchen. Weit weniger Bedeutung hatte der Botenverkehr der ſpäteren Univerſitäten. Für den anfänglich geringen privaten Briefverkehr benutzte man eine der ſich alſo bietenden Gelegenheiten, ohne Syſtem und abhängig von dem guten Willen der Boten. Der Hauptfortſchritt war nun weiter, nachdem der Fußbote durch den raſcheren Reiter ſchon hier und da, namentlich doch wohl von den Fürſten, erſetzt worden war, die Ausbildung von Stafettenlinien mit Relaisſtationen, wobei aber das wichtigſte der dem zunächſt eingerichteten Pferdewechſel folgende Botenwechſel iſt. Der Fortſchritt ward den Höfen der Fürſten verdankt.

Die „Poſt" iſt in den entſcheidenden techniſchen Anfängen im 15. Jahrhundert mit dem modernen Staat entſtanden; das treibende Moment liegt in jener ſteigenden Wichtigkeit der politiſchen Beziehungen, des diplomatiſchen Verkehrs. In den romaniſchen

Ländern beſtanden die erwähnten Linien früh, in Spanien, Frankreich und vor allem in Italien: Mailand iſt „die eigentliche Heimat der modernen ſtaatlichen Stafettenpoſt", und in Rom hatte ſich ſchon ein Knotenpunkt für eine ganze Reihe von Linien gebildet. Die dynaſtiſchen und Verwaltungsintereſſen des ausgedehnten Maximilianiſchen Herrſchaftsbereiches führten dann auch zur Übertragung jener Verkehrsformen auf Deutſchland. Das Weſentliche iſt die Verbindung der in dem italieniſchen Poſtweſen — im Dienſte Venedigs und dann des Papſtes — hochgekommenen, überhaupt früh mit dem Kurierweſen verknüpften bergamaskiſchen Familie oder Familiengruppe der Taxis mit dem Hauſe Habsburg. Die Zeit Maximilians I. legte für die ganze Folgezeit den Grund. Mit dem zuerſt Ende 1489 in Maximilians Dienſt bezeugten „obriſten Poſtmeiſter" Johannet Dax (Janetto de Taſſis) beginnt die Geſchichte der deutſchen Poſt. Er ſcheint aus venezianiſchem Dienſt herbeigerufen worden zu ſein. Die wichtigſte Aufgabe war die Verbindung von Innsbruck, dem Aufenthalt Maximilians, mit den Niederlanden. Daneben gingen damals Kurſe von Innsbruck nach Mailand, Zürich uſw. Wie noch ſpäter, änderten ſich die Kurſe je nach dem Aufenthalt des Kaiſers; die Poſten hingen noch eng mit der Kanzlei zuſammen. Das ältere Botenweſen des Kaiſers wurde zunächſt durch die Poſten keineswegs beeinträchtigt, unterſtand aber auch dem Taxis. Ein neuer Aufſchwung der Poſt datiert dann vom Januar 1505, als ein anderer, wichtigerer Taxis, Franz, als Leiter der Poſten ein Abkommen mit Philipp, dem Sohne Maximilians, für die Niederlande betreffs der Linien nach Deutſchland zum kaiſerlichen Hof, nach Spanien und Frankreich ſchloß. Damit beginnt, wie Ohmann ausgeführt hat, „die allmähliche Umbildung der Poſt zu einem ſelbſtändigen Briefverkehrsinſtitut": die niederländiſchen Staatspoſten waren „Poſten mit dynaſtiſchem Zweck, aber unter Taxisſcher Regie". Der Weg ging zu einer „internationalen Taxisſchen Poſt". Je mehr die Poſtlinien von und nach allen Mittelpunkten gleichſam zum Monopol dieſer unternehmenden italieniſchen Familie wurden, um ſo mehr war eine zuſammenhängende internationale Organiſation erleichtert. Der Vertrag, den der ſpätere Kaiſer Karl V. 1516 für ſeine ſpaniſchen und burgundiſchen Erblande mit den Taxis ſchloß, gab dieſen das faktiſche Poſtmonopol, deſſen nachmalige Bekräftigung ſich dann auch gegen die ſpäter entſtehenden ſonſtigen Poſten richtete. Die weitere techniſche Verbeſſerung beſtand, wie Schulte betont hat, darin, daß die Poſtmeiſter zu eigentlichen Vermittlern des Verkehrs wurden: die Boten lieferten ihre Briefe auf der Station dem Poſtmeiſter ab, der ſie ſammelte und durch neue Poſtreiter weiterdirigierte. Dieſe Entwickelung begann erſt im ſpäteren 16. Jahrhundert. Die Reitpoſtlinien wurden nun auch von einzelnen Territorialfürſten bei der Zunahme ihrer Korreſpondenz bald nachgeahmt, freilich oft nur vorübergehend. 1531 hat Philipp von Heſſen z. B. eine Poſt bis Darmſtadt aufs neue eingerichtet, ſeine Aufforderung an Straßburg, das gleiche zu tun, zeigt, daß auch die Städte ſolche Linien in Verbindung mit ihren Intereſſengenoſſen herſtellten.

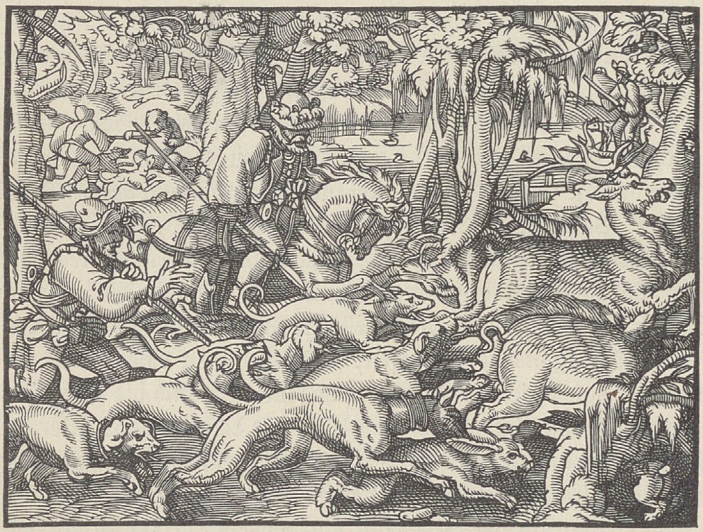
Für die weitere allgemeine Entwickelung wurde nun aber die Benutzung dieſer kaiſerlichen und fürſtlichen Poſten, wie einſt der ſtädtiſchen Boten, auch durch Private wichtig. Jener Vertrag von 1505 verbietet den Taxis wenigſtens eine ſolche Ausnutzung nicht, und bald haben ſie dieſen Vorteil namentlich durch Beförderung der Briefe großer Handelshäuſer wahrgenommen. Der Staat hatte keine Kontrolle. Schon 1506 gingen mit der kaiſerlichen Poſt eine Strecke lang Briefe für Anton Welſer. Bald haben die Taxis, die ja an allen wichtigen Punkten ſaßen und nur ſelbſt mit den Briefpaketen zu tun hatten, den privaten Briefverkehr als Hauptmittel zum Ausbau ihrer ſelbſtändigen Macht eifrig benutzt und dadurch auch in der Mitte des Jahrhunderts die Kriſe, die die kaiſerliche Poſt erlebte, überwunden. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts iſt ſo eine völlige Tendenzänderung eingetreten und damit eine „Poſt" in öffentlich-rechtlichem Sinne entſtanden. Hingedrängt auf jene allgemeine Zugänglichkeit der Poſt hatte der ſtark ſteigende private, vor allem der internationale Handels- und der gelehrte Briefverkehr; anerkannt ward ſie durch Aufſtellung eines Portotarifs und die Feſtſetzung regelmäßiger Abgangs- und Ankunftszeiten. Allmählich griffen nun die verſchiedenen Poſteinrichtungen — auch die hanſiſchen und oberdeutſchen großen Städte waren, wie gelegentlich noch immer die Kaufmannſchaften, mit eigenen regelmäßigen Kurſen vorgegangen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts organiſierten ferner die Fürſten, wie der Sachſe oder der Württemberger, vollſtändige Landesordinaripoſten — mehr und mehr ineinander ein. Anderſeits traten infolge der Inanſpruchnahme der Poſt als Regal und wegen ihrer finanziellen Ausnutzung zwiſchen den Fürſten und Städten und den alle Konkurrenz bekämpfenden Taxis, die Reichsgeneralpoſtmeiſter geworden waren und das kaiſerliche Regal allein gelten laſſen wollten, ſchwere, die Einheitlichkeit ſtörende Streitigkeiten ein, namentlich im 17. Jahrhundert. Doch haben auch die großen Herren die kaiſerliche Poſt anfangs gern mitbenutzt, und ſehr lange die kleinen.

An dieſe Entwickelung der Poſt iſt nun auch, um dies gleich hier zu erwähnen, die Entſtehung der Zeitung zu knüpfen. Der Brief beſchränkte ſich bei dem allgemeinen Nachrichtenbedürfnis von Anfang an nicht auf beſtimmte perſönliche Zwecke, ſondern brachte auch allgemeine, politiſche, der des Kaufmanns kommerzielle Nachrichten (Preisnotizen). Es bildete ſich faſt eine Rubrik dafür im Briefe aus, als Neue Zeitung, Tidinge, Neue Läufe und ähnlich bezeichnet. Auch ganze Briefe wurden alſo geſtaltet. Vor allem ſchrieb man ſolche Nachrichten bei wachſender Menge auf „Zettel", Beilagen zum eigentlichen Brief, früh mit der einfachen Überſchrift „Zeitung, Neue Zeitung". Der Briefcharakter ging bei ihnen verloren, ſie wurden abgeſchrieben und zirkulierten. Daß ſie bald auch behufs noch beſſerer Verbreitung gedruckt wurden, war natürlich: dieſe gedruckten „Neuen Zeitungen", „Relationen" uſw. machen aber für die weitere Entwickelung nicht mehr aus als jene Abſchriften. Wichtig iſt nun, daß im 16. Jahrhundert das Bedürfnis nach ſolchen Nachrichten außerordentlich ſtieg, daß Fürſten, Städte, einzelne Perſonen alle erhaltenen „Zeitungen" austauſchten, daß anderſeits an Verkehrsmittelpunkten, wie Nürnberg, Augsburg, auch an geiſtigen Brennpunkten, wie Wittenberg, Nachrichten maſſenhaft zuſammenſtrömten, daß die Leute, die an ſolchen Orten ſaßen, andere weniger begünſtigte damit verſorgten. Bald begannen auch die Fürſten angeſehene Männer an ſolchen Orten als ſtändige Korreſpondenten, zugleich überhaupt als politiſche Agenten zu engagieren: ſie mußten die Nachrichten und Zeitungen ſammeln und übermitteln. Auch die großen Kaufleute organiſierten eine ſolche Nachrichtenverſorgung für ſich; früh ſcheint in Venedig eine Art Zeitungsbureau exiſtiert zu haben, das durch Aviſenſchreiber (scrittori d'avvisi) ſchriftlich Nachrichten (notizie scritte) zuſammenſtellen ließ und gegen Bezahlung übermittelte. Die „Fuggerzeitungen" aus dem ſpäteren 16. Jahrhundert ſind keine kaufmänniſchen, ſondern die üblichen Zeitungen, die die Fugger wie andere reiche Augsburger von einem Korreſpondenten, ähnlich wie die Fürſten, gegen Bezahlung erhielten. Dagegen ſchöpften die ſpäteren Meßrelationen des Salerius auch aus Zeitungen, die ſpeziell an Kaufleute kamen. Aus Nürnberg und Augsburg gingen ſolche Kaufmannszeitungen z. B. auch nach Leipzig.

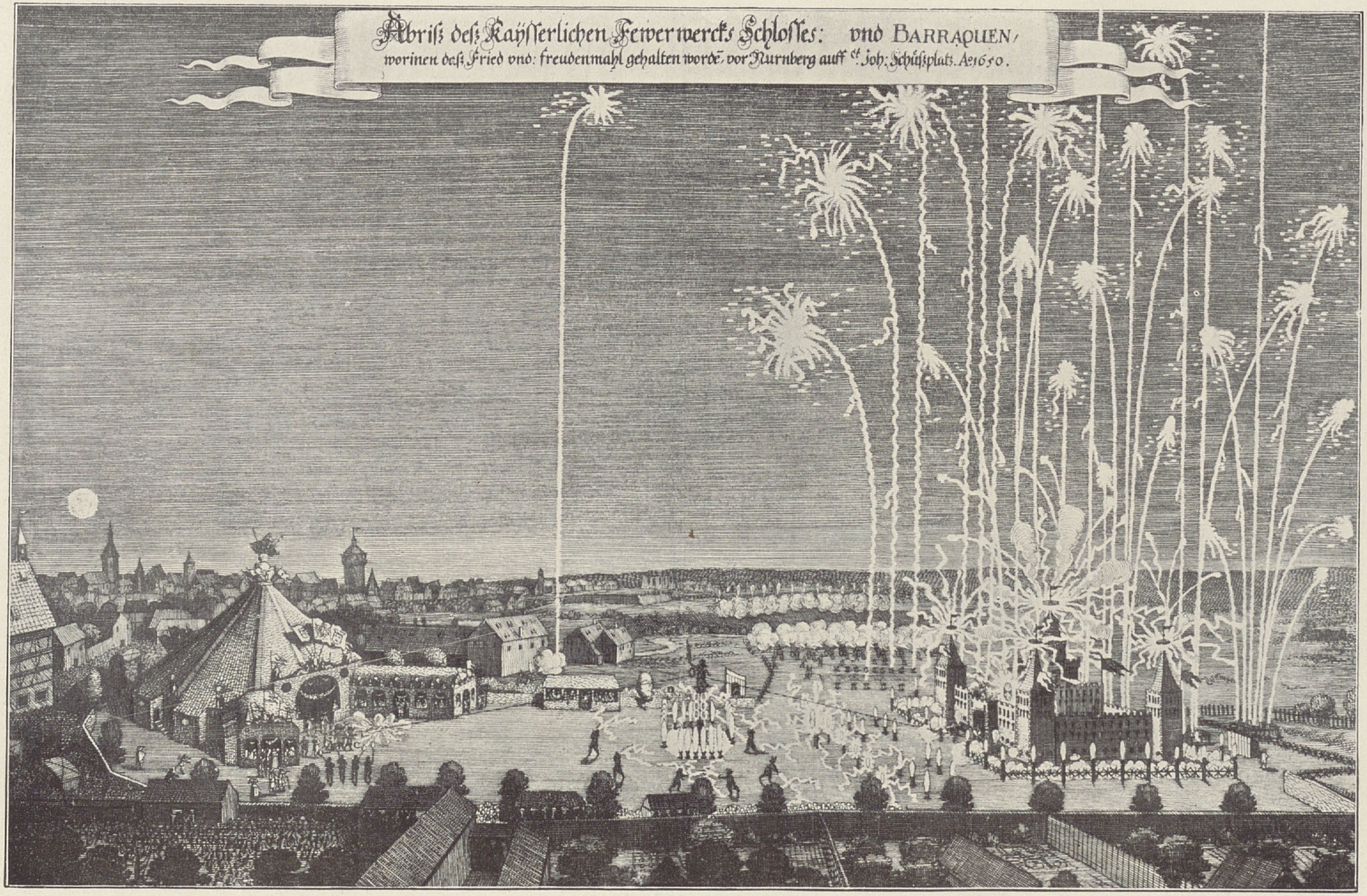
Viel wichtiger aber wurden nun als Verſorger des Publikums mit Nachrichten die Poſtmeiſter. Sie erhielten allmählich mit jeder Poſt ſolche „Zeitungen", und zwar, wie ich vermute, auf Grund einer Art Tauſchverkehr, den ſie mit anderen Poſtmeiſtern ebenſo unterhielten wie Fürſten oder Kaufleute untereinander. Auch ſonſt kamen ihnen, wie Andreas Striegel 1602 ſagt, „die Zeitungen von allen Orten und Enden vor anderen zu". Sie mochten anfangs ſolche Zeitungen, die nun durch die regelmäßigen, zunächſt wöchentlichen Poſtkurſe ebenfalls einen regelmäßigen Charakter erhielten, anderen gegen Bezahlung überlaſſen, bald aber wurden dieſe Zeitungen Allgemeingut. So entſtand die ſchriftliche wöchentliche „Ordinarizeitung", die auch die eben erwähnten, von Michael von Aitzing erſonnenen Meßrelationen — d. h. halbjährliche gedruckte Zeitungsſammlungen, die kein weſentliches Glied der Entwickelung bilden, — benutzten. Auch die bei den Kaufleuten eingehenden kommerziellen Zeitungen, genau wie die politiſchen aus dem Brief entwickelt, gewannen durch die Poſtkurſe, mit denen ſie kamen, einen periodiſchen Charakter. Auch ſie enthielten politiſche und ſonſtige Neuigkeiten. Endlich gab man dieſe Ordinari- und Kaufmannszeitungen zuſammen in handſchriftlichen Wochenblättern heraus, von denen dann nur ein Schritt zu gedruckten Wochenblättern war. Mit dieſen machten unternehmungsluſtige Buchhändler den Anfang; die eigentlich dazu am erſten berechtigten Poſtmeiſter folgten, beſtritten übrigens jenen das Recht der Herausgabe, das Regal ſei. Dieſe Wochenzeitungen, deren älteſte erhaltene eine von Johannes Carolus 1609 in Straßburg herausgegebene, aber damals ſchon einige Jahre beſtehende iſt, laſſen ſich in den zwanziger und dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts in Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Berlin, Hildesheim, Magdeburg, Hamburg und ſonſt nachweiſen, oft als Ordinari oder Ordentliche Poſtzeitung bezeichnet. Sie genügten aber den Fürſten, Räten, Gelehrten und Kaufleuten auch ſpäter nicht, und nach Chriſtian Weiſe (1703) gaben dieſe noch lange für handſchriftliche „Novitäten" „ein Stück Geld" und erfuhren ſo mehr durch die alten „Korreſpondenten".

Aber wir kehren zu den Fürſten zurück: nur ſelten waren ſie ſelbſt die eigentlichen Träger des neuen politiſchen Weſens, wie früher Albrecht Achilles und jetzt Philipp von Heſſen oder Moritz von Sachſen, vielmehr ihre Räte. Denn die große Mehrzahl war wie der Adel dem ganzen Schreibweſen von Herzen abhold. Immerhin wuchs die Bildung (vgl. S. 191). Es gab ſpäter auch einige gelehrte Fürſten, wie Moritz von Heſſen oder Heinrich Julius von Braunſchweig, die aber überhaupt höher gerichtete, geiſtig und literariſch intereſſierte Männer, als ſolche in ihrem Kreiſe freilich Ausnahmen waren. Anderſeits ſind dieſe beiden reine Dilettanten und haben als ſolche auch Schauſpiele geſchrieben — die von Moritz beſitzen wir nicht mehr —, haben aber auch die engliſchen Komödianten herangezogen. Weiter iſt Friedrich Wilhelm von Sachſen zu nennen, der neben Glanz und Prunk theologiſche, hiſtoriſche und politiſche Studien liebte, Lateiniſch, Italieniſch und Franzöſiſch ſprach und eine eigene Druckerei beſaß. Von der geiſtigen und geſellſchaftlichen Kultur der italieniſchen Fürſtenhöfe der Renaiſſance iſt in Deutſchland aber im ganzen nichts zu ſpüren — nur von einer Färbung des Prunkes und der Feſte durch Renaiſſanceeinflüſſe (vgl. S. 279) und vereinzelten Anfängen der Kunſtpflege (vgl. S. 280 f.) kann man ſprechen. Sonſt bleibt die mittelalterliche Atmoſphäre. Die perſönlichen Intereſſen gingen ganz in den alten Traditionen der Jagdluſt, des groben, jetzt geſteigerten Lebensgenuſſes auf, wozu der Hang zu Geheimkünſten kam. Die Sittenroheit der Zeit tritt bei manchen Fürſten abſtoßend hervor (vgl. S. 230), in der erſten Hälfte des Jahrhunderts zeigt ſich bei vielen auch noch der zügellos-egoiſtiſche, halb räuberiſche Charakter unverhüllt in der alten Habgier und ebenſo der gewalttätige Zug in ruchloſen Taten, wie der Ermordung Hans von Huttens durch Herzog Ulrich von Württemberg. Nach der Reformation wird bei vielen proteſtantiſchen Fürſten, entſprechend dem allgemeinen Zuge der Zeit, die ſtreng kirchliche Haltung charakteriſtiſch, doch nicht minder bei den katholiſchen, wofür der vertrauliche Briefwechſel zwiſchen Maximilian II. und Johann von Küſtrin bezeichnend iſt. Ihr entſpricht die Fürſtenerziehung der Zeit: die Erziehungsinſtruktionen und Studienordnungen richten ihr Augenmerk immer auf fromme Unterweiſung und Übung, faſt als ob die Prinzen Geiſtliche werden ſollten. Auch im 17. Jahrhundert bieten die Inſtruktionen Herzog Ernſts des Frommen dafür ein Zeugnis. Es zeigt ſich in dieſen Inſtruktionen, die zugleich ſehr hohe Anſprüche an die ſittliche Bewährung, innere Tüchtigkeit und, was nötig war, an das äußere Benehmen ſtellten, ferner der hausväterliche, bürgerliche Sinn mancher Fürſten, der dann ebenſo im fürſorglichen Regiment und in freundlich-herzlichem Verkehr mit Bürgern ſich äußerte. Daß wirklich fromme Lebensauffaſſung und ehrbarer Sinn nicht ſelten waren, wurde ſchon hervorgehoben, ebenſo das innige Familienleben auch der Fürſten (S. 229 f.) betont. Gewiß waren aber Melanchthons Klage, daß das Evangelium oft nur der Deckmantel für die Beraubung des Kirchengutes ſei und die Fürſten nur auf „Buhlerei und weltliche Luſt" bedacht ſeien, oder Melchior Ambachs Äußerung, daß ſie die Kirchengüter nur „ihren ungeſchlachten Kindern, wüſten Hofdienern und ſtolzen Schreibern" gäben, ohne an Pfarren, Schulen und Arme zu denken, zum Teil berechtigt. Es gab endlich wirtſchaftlich beſonders intereſſierte Fürſten (vgl. S. 272), deren Tätigkeit freilich, wie die Kurfürſt Auguſts von Sachſen, weſentlich dem eigenen Beutel zugute kam. Man bewährte aber zugleich jene patriarchaliſche Fürſorge, und die Fürſtinnen kümmerten ſich um ihre weiblichen Untertanen zum Teil wie rechte Hausmütter, ſo die als „Ärztin" oft in Anſpruch genommene Kurfürſtin Anna von Sachſen, die auch wirtſchaftlich tüchtig war, obgleich ſie in ihrer Lebenshaltung ſchon den eleganteren Zug einer neuen Zeit aufwies. Sie wußte auch mit der Feder gut umzugehen. 11000 Briefe von ihr bewahrt das Dresdener Archiv. Manche Fürſtinnen verſtanden Latein, kümmerten ſich aber doch um den Haushalt und beaufſichtigten die Handarbeit im „Frauenzimmer".

Unglaublich waren, wie geſagt, nur allzuoft die Genußſucht, die ſchon (S. 226 f.) geſchilderte Trunkſucht, die Sittenloſigkeit und, trotz der beginnenden höfiſchen Verfeinerung (vgl. S. 283), das grobianiſche Benehmen (vgl. über den Ton bei Hofe S. 228), alles ältere Züge. Was Saſtrow von dem allerdings ſelbſt damals verrufenen Liegnitzer Herzog erzählt, oder was er von den Fürſten beim Augsburger Reichstag berichtet, von ihren gemeinen Redensarten oder ihrem Verkehr mit fürſtlichen und adligen Damen und ihrem Bankettieren, ließe ſich durch weitere Belege leicht beſtätigen. Bedenklich wurde jetzt ferner die alte Jagdpaſſion (ſ. die Abbildung S. 278), unter der das Landvolk noch ſtärker als früher (vgl. S. 142 f.) litt. „Der Wildſtand und das Wildvergnügen" waren überall ungemeſſen. Auguſt von Sachſen z. B. vergrößerte ſein Jagdgebiet durch Ankauf außerordentlich; die Maſſe des Wildes zeigt ſeine und ſeiner Nachfolger ungeheure Jagdbeute. Hirſche und Sauen waren dabei die Hauptſache. Im November 1585 wurden 1532 Sauen erlegt. Für das Wild mußten die Bauern Felder beſtellen, viel Land wurde in den Wildzaun einbezogen. Anderſeits verbot Auguſt zeitweiſe wegen der Behinderung des Wildes in beſtimmten Dörfern die Umzäunung der Felder, von denen das Wild nicht verſcheucht werden durfte. Entſprechend waren die Jagdfronden: bei einer Jagd (1564) wurden 155 Fuhrwerke und 1277 Leute gebraucht. Auch ſpäter klagten die Stände, „daß die armen Untertanen … bei unmüßiger Zeit mit Wagen, Pferden, Tüchern und Zeug, auch Wildbretfuhren, Hunde ziehen oder leiten und ſonſt zum Treiben und andern, etliche 100 Perſonen, aufgeboten" würden. Scharf waren zudem Auguſts Jagdgeſetze. Wildbeſchädigung oder Wildfang, ſelbſt von niederem Wild, wurden grauſam beſtraft: ſeit 1579 konnte jeder ertappte Wildbeſchädiger ohne weiteres getötet werden. All das war in den anderen Fürſtentümern ähnlich oder ſchlimmer. Nicht nur Prediger und Sittenrichter (wie Spangenberg in ſeinem „Jagteufel") klagten, auch die Räte der Fürſten ſelbſt wurden ernſthaft vorſtellig. Trotz der „mit Blut geſchriebenen" Jagdgeſetze trieb die Not vielfach das Volk zur Abwehr mittels Vergiftung des Wildes, Maſſenauszug von Wildſchützen uſf. In Franken beſchwerten ſich ſelbſt die Ritter über den Schaden.


Hetzjagd. Aus Petrus de Creſcentiis, „Neu Feld- und Ackerbau", Frankfurt a. M. 1583. Vgl. Text S. 277.

Auch immer mehr Prunk wurde bei den großen Jagden entfaltet. Das entſprach dem Luxus, der nun gerade an den Höfen (vgl. S. 265) beſonders gedieh. Außerordentlich wuchs das „Gepränge" der Hofhaltung, zu der auch wegen des „Anſehens" immer mehr Würdenträger und Bedienſtete gehörten. Beim kleinen Weimarer Herzog z. B. wurden 1561 täglich 400 Perſonen geſpeiſt. Es waren noch naturalwirtſchaftliche, einer ſelbſtproduzierenden Gutswirtſchaft entſprechende Zuſtände, daß nicht nur die eigentlichen Hofdiener, ſondern auch die Räte, das Kanzleiperſonal, das kriegeriſche Gefolge, dazu aller Ritter und Beamten Geſinde ſowie die Handwerker bei Hofe geſpeiſt wurden. Dabei drängten ſich noch viele hinzu, um mitzueſſen, namentlich Weiber und Kinder, weswegen man das Tor während des Eſſens ſchloß. Außerordentlich viel wurde „abgeſchleppt", ſogar von Höhergeſtellten. Um recht aus dem Vollen mitleben zu können, erſehnten die Beamten auch gar kein feſtes Gehalt anſtatt dieſer Verpflegung (zum Teil wurde auch die Bekleidung geliefert). Solche Wirtſchaft war um ſo verſchwenderiſcher, als die Speiſen immer feiner und teurer wurden. Höchſt treffend wies 1575 ein Fürſt ſelbſt, Wilhelm IV. von Heſſen, darauf hin, daß die Welſchen ſich „zwar in Kleidung ſtattlich hielten", aber höchſt mäßig im Eſſen und Trinken ſeien, „da die Deutſchen das Maul und den Bauch voll haben wollen": daher dürfe „welſche und deutſche Pracht nicht zuſammen dienen", ſonſt ſei der Ruin da. Trotzdem ſtieg nun auch der Kleideraufwand, die Verwendung teurer Stoffe (Brokat, Atlas, Seidendamaſt, feiner Pelz), das Beladen mit koſtbarem Schmuck ungeheuer. Herzog Friedrich von Württemberg trug 1605 bei einem Feſt mehr als 600 Diamanten.


Abriſz deſz Kayſſerlichen Fewerwercks Schloſſes: vnd BARRAQUEN,
worinen deſz Fried vnd: freudenmahl gehalten worde͞, vor Nurnberg auff St. Joh: Schůſzplatz. Aº 1650.

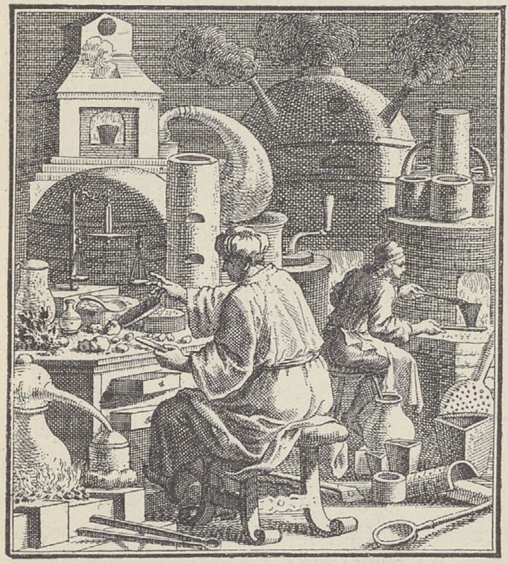
Nürnberger Feuerwerk vom Jahre 1650.

Nach Teil VI des „Theatrum Europaeum“, Frankfurt a. M. 1661.

Wieder zeigt der Vergleich von Ausſtattungsverzeichniſſen, wie ſie Janſſen für Prinzeſſinnen aus den Jahren 1446 und 1560 anführt, den gegen früher arg geſtiegenen Luxus.

Zur Entfaltung des Kleiderprunkes dienten vor allem die übermäßig häufigen, ihrerſeits wieder neuen Aufwand erfordernden Feſtlichkeiten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts entbehrten dieſe fürſtlichen Feſte noch nicht volkstümlicher Züge. Beſozzi, ein italieniſcher Muſiker am ſächſiſchen Hofe, berichtet von einem Freudenfeſt für das ganze Volk „zur Feier der Einigung mit der erneſtiniſchen Linie“. Abgeſehen von Volksvergnügungen wie dem Erklettern glattgemachter Maſten, gibt es neben Wettkämpfen des Adels Bauernturniere, allgemeine Tanzfeſte, poſſenhafte Vorführungen von Narren uſw. Aber mehr und mehr zeigten die „Feſtivitäten“, wie es 1593 heißt, „wie Feuerwerke, Ringrennen (Rennen und Stoßen nach dem Ringe mit der Rennſtange), Faſtnachtsbeluſtigungen, Schauſpiele, Balletts und was nur Namen hat“, den Einfluß der Renaiſſance. Die noch lange zu den Haupthoffeſten gehörenden, auch ſonſt beliebten Feuerwerke (ſ. die beigeheftete Tafel „Nürnberger Feuerwerk“) waren ſchon gegen Ende des 16. Jahrhunderts grandios. Sie ſtellten immer eine Aktion dar. Die Renaiſſancebildung wählte dazu antike Stoffe, etwa den Helikon, der mit dem Pegaſus in Feuer aufging, oder die Entführung der Proſerpina. Weiter kamen anſtatt der eigentlichen Turniere die Scheinturniere auf, nach ſpaniſchem Muſter ausgeſtaltet: die Waffen waren ungefährlich, das Weſentliche waren die prächtigen Koſtümaufzüge und gekünſtelten „Inventionen“, zu denen man romantiſche Zauberſtoffe (verzauberte Berge, die von Rittern erobert werden, Drachenkämpfe) wählte. Der Koſtümaufzug war ebenſo die Hauptſache bei jenen neuen „Ringelrennen“ wie ſonſt. Man liebte mythologiſche Vorwürfe (Auftreten der Venus, des Saturn, Nymphenzüge), weiter aber abenteuerliche Aufzüge von Tataren, Mohren, Zigeunern oder von Lindwürmern und Drachen, meiſt alles bunt durcheinandergemiſcht. Man zog anderſeits auch als Mönch, ſelbſt als Bauer einher. Wer große Inventionen erdenken und leiten konnte, war ſehr begehrt; ſie ſelbſt wurden oft in Verſen beſchrieben. Maskenaufzüge waren auch z. B. bei Schlittenfahrten beliebt, ferner kamen als Neuheit die Schäferſpiele (vgl. S. 344) auf. Franzöſiſch waren die Balletts, Tänze mit Muſik und Geſang, zu denen oft die fürſtlichen Herrſchaften ſelbſt oder die Hofleute die „Invention“ erdachten. Namentlich bei Hochzeiten und Taufen gab es immer dergleichen Vorführungen. Roher, aber nicht minder beliebt, waren die Tierhetzen (meiſt Kämpfe von Bären mit Stieren und Hunden oder von Wölfen mit Hunden).

Alles das koſtete viel Geld, ebenſo jene Jagdpaſſion. Einem Weimarer Herzog wurde berechnet, daß ihm jeder Hirſch 100 Gulden koſte. Durch die Zahl jener Miteſſer im Hofhalt ferner ſah ſchon Wilhelm IV. von Heſſen die Fürſten „in Leid und Not kommen“. Oft verſchlang auch die Spielſucht viel, z. B. bei Joachim II. von Brandenburg. Die vermeintliche Abhilfe für die ſich ergebenden Kalamitäten war nun wieder charakteriſtiſch. „Sind die Rentkammern und die Beutel der Fürſten und Herren“, meint ein Prediger 1591, „leer durch übermäßiges Hofgeſind, Banketiren, Feuerwerk, Fechten, Ringrennen, großmächtige Aufzüge und Maskeraden, überköſtlichen Kleiderſchmuck, Kleinode von Gold, Silber, Perlen und Diamanten, nicht am wenigſten auch durch Bauten und hohes Spiel, ſo ſollen die Goldmacher kommen und den Schatz wieder anfüllen … und ſind doch dieſe Goldmacher die allerunverſchämteſten Buben, Charlatans, Herumſtreicher, ſo erſt recht die Fürſten und Herren, wie alles Volk, mit unermeßlichen Koſten betrügen und in Spott und Schande bringen.“ Dieſe Goldmacher (ſ. die Abbildung S. 280), die die Alchimie (vgl. S. 203) völlig diskreditierten und ſich nach Johann Porta aus „verdorbenen Apothekergeſellen, ſchmierigen Badern, unnützen, faulen Gold- und Kupferſchmieden", Zahnbrechern, Gauklern uſw. ergänzten, waren faſt an jedem Hof als ſtändige Bedienſtete zu finden. Viele Fürſten arbeiteten in den „Laboratorien" mit, wie Auguſt von Sachſen, Joachim von Brandenburg, vor allem Kaiſer Rudolf II., der im ganzen 200 Alchimiſten beſchäftigt und ungeheure Summen durch ſie verſchwendet hat. Namentlich fremde Abenteurer nutzten die Fürſten aus. Trotz zahlreicher Entdeckungen von Betrügereien, die oft zu Hinrichtungen der Schwindler führten, ließen ſich die Fürſten immer aufs neue täuſchen. Das Schickſal ſolcher Betrüger wurde auch in Verſen und Proſa wie im Bilde durch gedruckte Zeitungen verkündet, ſo dasjenige des in Württemberg aufgetretenen Honauer. Die ganze Erſcheinung hat bis tief ins 17., ja bis ins 18. Jahrhundert gedauert: ein berühmter Alchimiſt war z. B. Johann Kunkel, aus dem ſpäter ein Freiherr von Löwenſtern wurde. Ein beſonders ſchlimmer Schwindler war der ſchließlich in Kulmbach aufgehängte Baron Krohnemann. Noch im ſpäteren 18. Jahrhundert ſpielte unter Herzog Chriſtian IV. von Zweibrücken der Alchimiſt Stahl neben anderen Adepten eine große Rolle.

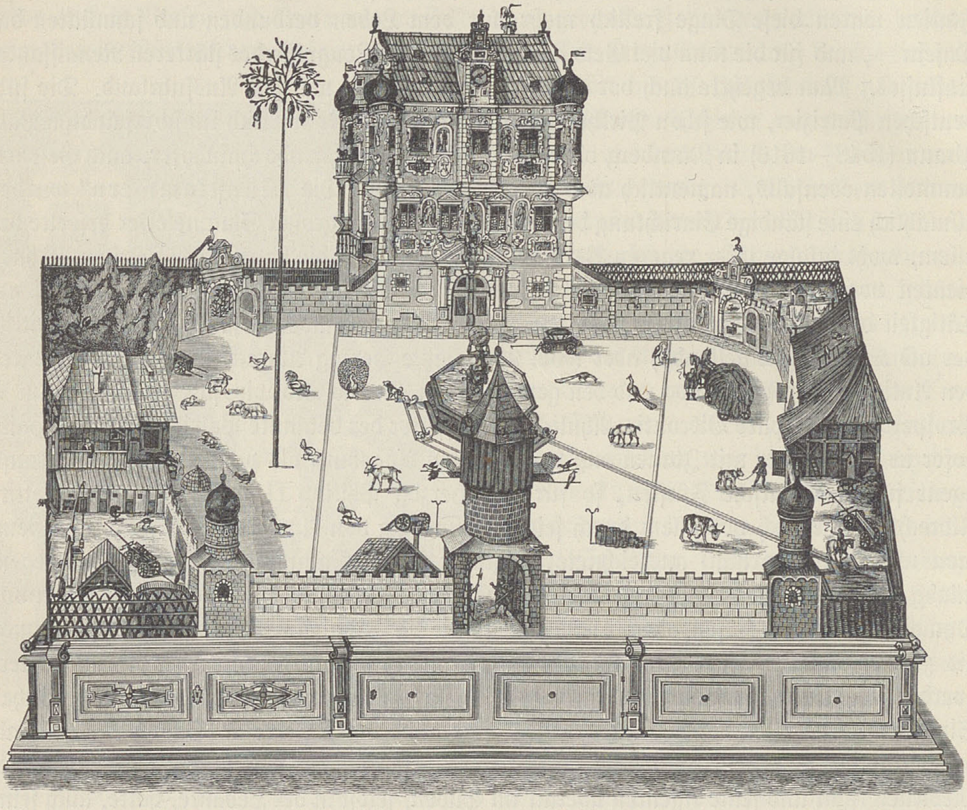


Goldmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 279.

Das reale Mittel, den wachſenden Nöten zu ſteuern, war die Ausbildung der *Finanzkünſte*. Die Steuern wurden immer höher und drückten namentlich die niederen Schichten, neue wurden erfunden, Regalien begründet oder ausgedehnt, Zölle weidlich ausgenutzt. Die Übernahme der Schulden durch die Stände half meiſt nur kurze Zeit. Wurden einmal, wie unter Auguſt von Sachſen, die Schulden beſeitigt, ſo ſorgten die Nachfolger bald für neue, die abermaligen Steuerdruck zur Folge hatten. Nicht immer ſcheinen die Räte reine Hände gehabt zu haben. Domänen ferner wurden verpfändet oder verkauft, das Münzrecht verpachtet, die Kirchen- und Kloſtergüter waren oft ſchon dahin. Aus allen Territorien, nord- und ſüddeutſchen, haben wir Zeugniſſe über die Verſchuldung und die Finanzkalamitäten einerſeits, über harten Steuerdruck und Armut des Landes anderſeits. Die verſchwenderiſche Hofhaltung wurde aber trotz alledem faſt überall geſteigert, außer etwa in Bayern unter Maximilian I.: die Ermahnungen der Stände, Einhalt zu tun, konnten nur den Gedanken wecken, ſich dieſes Hemmniſſes zu entledigen.

Die fürſtliche Prunkſucht kam nun allerdings, ähnlich wie wir es früher bei dem Aufwand des Bürgers beobachtet haben, *einem* Gebiet zugute, der Kunſt, und das bedeutete ohne Zweifel einen kulturellen Gewinn, der von den ſparſamen Räten und Ständen gar nicht erkannt wurde. Für dieſe blieb alles Verſchwendung. Aus den zwar großen und geräumigen, aber kahlen und einfachen älteren Schlöſſern wurden prächtige Renaiſſancebauten. Die Fürſten hielten jetzt auch „Hofmaler", die freilich im Vergleich mit dem Ausland häufig nur mäßig bezahlt wurden, meiſt Fremde, Italiener (Viviani in München), Niederländer (Spranger, Hofmaler Rudolfs II.; Suſtris, Peter Candido in München). Sie mußten vor allem Porträts malen, mit denen „die Schlöſſer geſchmückt und fremde Potentaten und Fürſten, Verwandte und Freunde überköſtlich beſchenkt“ wurden. Weiter liebte man Landſchaften mit recht viel Figuren und natürlich die zeitgemäßen mythologiſch-allegoriſchen Darſtellungen. Von eigenem Kunſtgeſchmack war bei den Fürſten ſelten die Rede.

Wohl aber wuchs zum Teil das Intereſſe für die Kunſt. Das zeigen die fürſtlichen Kunſtſammlungen, die jetzt, nach italieniſchem und franzöſiſchem Vorbild, Mode wurden — in Italien waren dieſe Dinge freilich mehr mit dem Leben verbunden und ſchmückten das Daſein —, und für die man viel Geld ausgab. Sie ſind Zeugniſſe des ſtärkeren Renaiſſanceeinfluſſes. Man begehrte auch vor allem Antiken; Italien war das Ausfuhrland. Die ſüddeutſchen Patrizier, wie ſchon Pirkheimer und vor allem der wirklich kunſtverſtändige Paul Praun (1548—1616) in Nürnberg oder der gleich zu erwähnende Hainhofer, auch Gelehrte ſammelten ebenfalls, namentlich aber eben die Fürſten. Die „Kunſtkammern“ wurden allmählich eine ſtändige Einrichtung der beſſeren Höfe. Ein großer Sammeleifer beſeelte vor allem, wohl infolge ihrer regeren Verbindung mit Italien, die bayeriſchen Fürſten. Ihnen dienten vornehme Italiener als ſachverſtändige Vermittler, was ſich zum Teil mit jener Tätigkeit der politiſchen Korreſpondenten (vgl. S. 275) verbinden ließ. So hatte namentlich der als Kunſtmäzen geltende, aber wohl überſchätzte Herzog Albrecht V. als Kunſtagenten den Antiquar Jacopo Strada und den gewiſſenloſen Niccolo Stoppio, ſo Herzog Wilhelm V. Proſpero und Gaſparo Visconti. Ähnlich wirkte ſpäter der bekannte Patrizier Philipp Hainhofer in dem wieder mit Italien eng verbundenen Augsburg als politiſcher wie als Kunſtagent für norddeutſche Fürſten, ſo für den Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin. Albrecht V., der ſich vor allem durch ſeine Sammlung von Antiken, Porträtbüſten, Gemmen uſw. (Antiquarium) auszeichnete, zeigte in ſeiner Sammlung neuerer Kunſtgegenſtände den gleich zu erwähnenden enzyklopädiſchen Sinn für das Stoffliche (Serien von Dynaſtenbildern) und ſonſt vor allem bereits die Neigung zum Abſtruſen und Seltſamen bis zur Geſchmackloſigkeit. Die Stände ſuchten daher ſeinem Nachfolger Wilhelm weitere „verderbliche Käufe ſeltſamer, aber unnützer Dinge“ zu unterbinden. Wirklich künſtleriſchen Sinn bewies dagegen der neben Erzherzog Ferdinand von Öſterreich (Schloß Ambras) als habsburgiſcher Sammler zu nennende Kaiſer Rudolf II., der wie Albrecht als „deutſcher Medicäer“ galt und ſeine Agenten überall im Süden, ſelbſt in der Levante, hatte, auch ſeine Diplomaten für ſeine Sammlung tätig ſein ließ, überhaupt ſeine Stellung dafür aufs ſtärkſte ausnutzte. In Dresden iſt Auguſt I. der Begründer der berühmten, freilich von ſeinen Nachfolgern erſt ausgebauten Sammlung, in der bei ſeinem Spezialintereſſe aſtronomiſche und Meßinſtrumente eine beſondere Rolle ſpielten. Viele Gemälde und Statuen kamen ſo an die Höfe. Rudolf beſaß in ſeiner Prager Sammlung 413, zum Teil hervorragende Gemälde. In München verzeichnet das Inventar von 1598 ſchon 778, freilich oft ſehr mäßige Bilder; im 17. Jahrhundert zeigte der für die Malerei begeiſterte Maximilian I. aber einen weit höheren Geſchmack und, was ihn ſehr auszeichnet, bereits ein Intereſſe für die früheren deutſchen Meiſter, insbeſondere für Dürer. Dazu kamen viele Gegenſtände des alten und des neuen Kunſtgewerbes und der Kleinkunſt, Edelſteinarbeiten, Glas- und Kriſtallſachen, Stickereien, ferner Gemmen, Münzen, Medaillen, ſonſtige Antiquitäten im weiteſten Sinne, mehr und mehr aber auch eine Menge von Kurioſitäten und allen möglichen, namentlich naturwiſſenſchaftlichen Raritäten, doch auch ernſthaftere naturwiſſenſchaftliche Dinge (ausgeſtopfte Tiere, Erze, Korallen uſw.). Es äußert ſich darin einerſeits jener enzyklopädiſche Charakter der Zeit (vgl. S. 250), die die ganze Welt in ſich aufnehmen wollte, anderſeits das wachſende, auch durch die überſeeiſchen Entdeckungen geſtärkte naturwiſſenſchaftliche Intereſſe, das eben zunächſt noch immer auf das Wunderbare, Auffallende gerichtet war. Der mathematiſch-mechaniſche Sinn der Zeit erklärt die Vorliebe für die Inſtrumente wie für Bewegungskünſteleien (ſich bewegende Figuren, Uhrwerke uſw.). Letzteres führte völlig zur Spielerei.



Nachbildung eines „Meierhofs“ (Vorlage für den „Pommerſchen Meierhof“) im 17. Jahrhundert. Nach einer Handzeichnung im Königl. Bayeriſchen Reichsarchiv zu München. Vgl. Text S. 283.

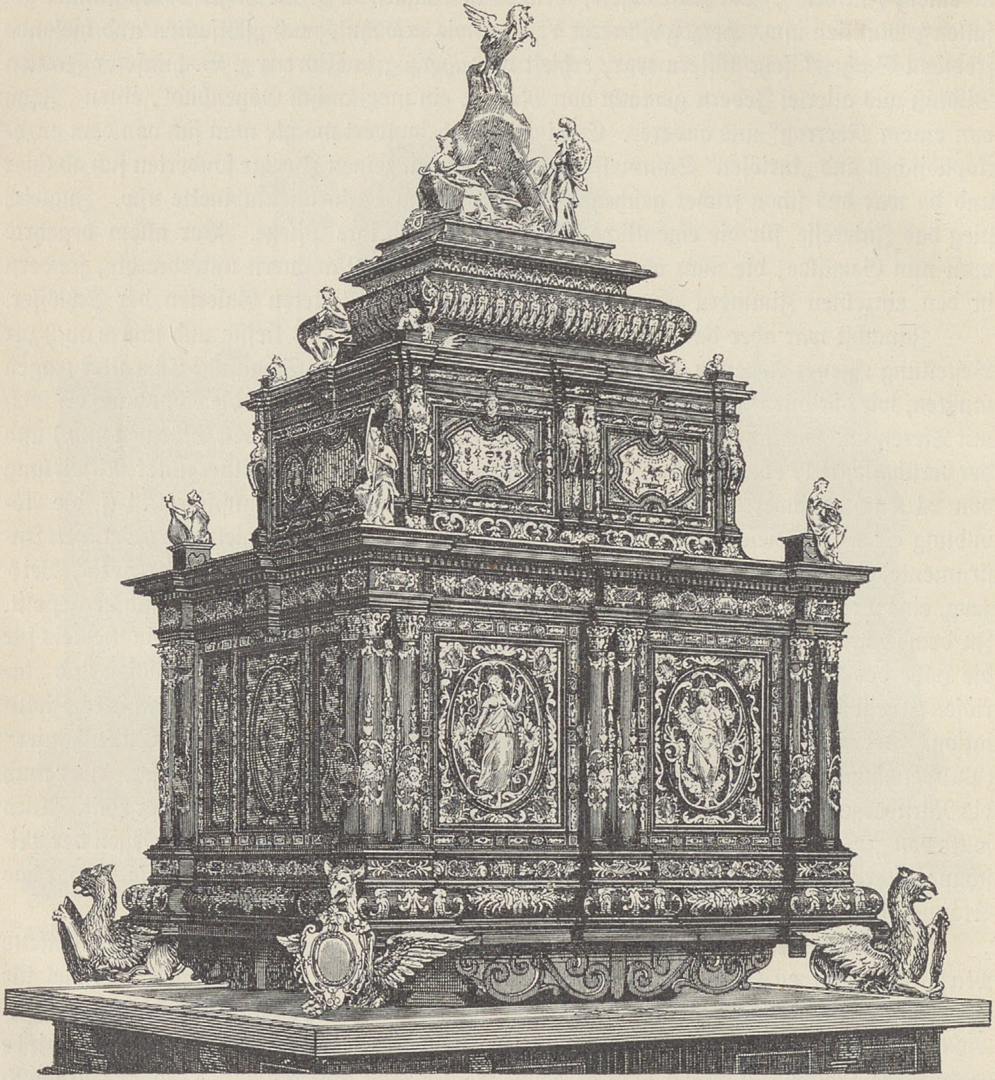
Der äußerliche Prunkgeiſt der Zeit aber gibt ſich darin kund, daß man bei kunſtgewerblichen Gegenſtänden den Hauptwert auf das koſtbare Material (Gold, Jaſpis, Onyx, Achat, Rubin, Kriſtall, Elfenbein, Perlmutter, Bernſtein) legte. Dieſer, die Kunſt allmählich zurückdrängende „kuriöſe“, ſpieleriſche, kritikloſe, ſtoffliche Geſchmack zeigte ſich vor allem in Deutſchland und blühte beſonders in der Barockzeit. Man fand an Dingen Gefallen, wie ſie z. B. in der Korreſpondenz Hainhofers mit Herzog Philipp erwähnt ſind: „thurnierende, reitende Mänlen, welche durch ein Uhrwerckh triben werden“, „wann man das klein helfenbainin gutſchlein auff ein ebnen tiſch ſetzet und blaſet daran, ſo laufſts luſtig davon“, oder an Kirſchkernen, wie ſie Leo Bronner mit vielen hineingeſchnittenen Geſichtern, einer erſt durch ein Vergrößerungsglas zu leſenden Inſchrift und allerlei Miniaturinhalt herſtellte, oder an Dingen aus der

Fremde, etwa einem „türckhiſch weiberſeckhelin, darin ſie Ihr haar tragen“. In Dresden gab es ein hin und her fahrendes Schiff aus Elfenbein, auf dem Matroſen ſich bewegten, weiter Miniaturarbeiten wie ein Dutzend Spinnrädchen, die nebſt einer Kutſche auf einem Pfennig Platz hatten. In Rudolfs II. Sammlung fanden ſich „ſeltſame Meerfiſche“, „ein Krokodill in einem Futteral“, „ein zartes Fell, welches in Ungarn in J. M. Lager vom Himmel gefallen“, Mumien uſw. Herzog Albrecht V., der, wie erwähnt, nach „ſeltſamen und hielands fremden Sachen“ ſehr lüſtern war, erhielt vom Herzog in Florenz z. B. „unſerer Frauen Bildniß aus allerlei Federn gemacht von Mexico, ein mexikaniſch Götzenbild“, einen „Zahn von einem Meerroß“ und anderes. Erſt im 18. Jahrhundert machte man ſich von dem enzyklopädiſchen und „kuriöſen“ Sammelſurium frei; die einzelnen Zweige ſonderten ſich ab (hier und da war das ſchon früher geſchehen): es gab eigene Naturalienkabinette uſw. Zugleich ſtieg das Intereſſe für die eigentliche höhere Kunſt und ihre Pflege. Vor allem begehrte man nun Gemälde, die man aber nicht mehr in den Kunſtkammern unterbrachte, ſondern in den einzelnen Zimmern oder in eigenen prunkvoll geſtalteten Galerien der Schlöſſer.

Zunächſt war aber das kunſtgewerbliche Intereſſe noch das tiefſte und führte auch zur Beſtellung eigener Arbeiten, die aber wieder jenen ſpieleriſchen Schauſtück-Charakter tragen mußten, wie der durch Hainhofer beſorgte „Pommerſche Meierhof“ (ſ. die Abbildung S. 282) mit Tieren und Menſchen und all ſeinen „Boſſierlichkeiten“ (klappernden Störchen uſw.) und der berühmte, 1617 ebenfalls durch jenen beſorgte, von Ulrich Paumgartner unter Mitwirkung von 24 Kunſthandwerkern in Augsburg verfertigte „Pommerſche Kunſtſchrank“ (ſ. die Abbildung S. 284). Dieſer, ſchon an ſich ein prächtiges Kunſtwerk, enthielt alle möglichen Inſtrumente, eine Apotheke mit allen Einzelheiten, Spiele, Toilettengegenſtände, Eßgerät, Werkzeug, eine Druckerei und Münzerei, alles aus koſtbarem Material und künſtleriſch hergeſtellt. In dem Schrank befand ſich auch noch ein Muſikwerk. Das Ganze iſt ebenſo ein Beweis für die Höhe des Kunſtgewerbes wie wiederum für jenen enzyklopädiſch-kompendiöſen und „kuriöſen“ Geiſt der Zeit und gewährt zugleich einen Einblick in die damalige äußere Ziviliſation. Derlei wurde beſonders eben in Augsburg hergeſtellt, z. B. auch die „Dockenhäuſer“ (Puppenhäuſer), die naturgetreuen Nachbildungen des Inneren wirklicher Häuſer. Aber auch die Nürnberger und Augsburger Goldſchmiede florierten bei der Prunkſucht der Zeit. Alles ſollte von „überſchwänglicher Köſtlichkeit“ ſein. Der Prunk wurde aber, ſchon wegen der Miſchung heterogenſter Elemente, oft ſchwülſtig, geſucht, geſchmacklos. Die Hauptſache war das Staunen der Beſchauer, nicht der Gebrauch.

Damals gewann nun auch die eine neue Rolle ſpielende, in Italien höher entwickelte Muſik an deutſchen Höfen Boden, vor allem wieder in Bayern. Albrecht V. gab viel für ſeine Hofkapelle (Orlando di Laſſo) aus; ſie zählte 1569: 61 Sänger und Muſiker.

Die Renaiſſance hat weiter allmählich auch eine Verfeinerung der höfiſchen Sitte herbeiführen helfen. Zunächſt ging es damit freilich recht langſam. Das Ganze hatte noch lange jenen hausväterlich-bürgerlichen Zuſchnitt. Die Grobheit des Benehmens (vgl. S. 228) wich auch ſo bald nicht. Der Marſchalk, der als Hauptperſon des ganzen Hofhalts über die „Zucht“, „Höflichkeit und Ehrbarkeit“ zu wachen hatte, ſtellte nur die elementarſten Anſprüche. Und doch hatten früh, freilich ſpärlich, Einflüſſe von einem Hofe her gewirkt, der im Zuſammenhang mit der hochentwickelten ſtädtiſchen Kultur der Niederlande (vgl. S. 66) ſchon eine ganz andere Lebenshaltung ausgebildet, zugleich ritterliche Traditionen bewahrt hatte, vom burgundiſchen. Seine allgemeine kulturelle Bedeutung iſt ſehr groß. Von der ſtaatlichen Verwaltung hatte ſich in Burgund wie in Frankreich der „Hof“ ſchon viel mehr getrennt als noch viel ſpäter in Deutſchland (vgl. S. 270). Dieſer Hof nun ging bereits im 15. Jahrhundert mit einer außerordentlichen Prachtentfaltung voran. Ein von Olivier de la Marche beſchriebenes Feſt Philipps des Guten von 1453 zeigt ſie, auch ſchon jene erſt ſpäter bei uns aufkommenden großartigen Schauaktionen, und 1473 ward bei der Zuſammenkunft Karls des Kühnen mit dem deutſchen Kaiſer der große Gegenſatz der Deutſchen zu dem ſtrahlenden Auftreten jenes Fürſten und ſeines zahlreichen Gefolges offenbar. Die reiche burgundiſche Tracht hat denn auch ſchon im 15. Jahrhundert (vgl. S. 96) Nachahmung in Deutſchland gefunden, bei den Fürſten bald mancher Prunk ſonſt. Maximilian (vgl.



Der „Pommerſche Kunſtſchrank“ (17. Jahrhundert) im Kunſtgewerbemuſeum zu Berlin. Nach dem „Jahrbuch der Königl. Preußiſchen Kunſtſammlungen“, Bd. 5. Vgl. Text S. 283.

S. 271) mochte überhaupt mannigfach beeinflußt ſein. Weiter aber zeichnete jenen Hof ein vor allem auf die Perſon des Fürſten berechnetes Zeremoniell aus, das dann ſpäter vom franzöſiſchen Hof feiner ausgebildet wurde. Karl V. lebte naturgemäß in dieſer Atmoſphäre, und bald miſchten ſich dann ſpaniſche Elemente in dieſe höfiſchen Reglements, wie umgekehrt die ſpaniſche, zum Teil auch die italieniſche Hofſitte beeinflußt wurde. Davon findet ſich nun in Deutſchland, außer etwa einigen „Reverenzen" beim Aufwarten bei Tiſch, nichts. Hier hat erſt ſpäter die Einwirkung des franzöſiſchen Hofes, der das höfiſche Ideal der Renaiſſance weiter entwickelte, Wandel geſchaffen, ein wenig ſchon im 16. Jahrhundert.

Dieſer franzöſiſche Einfluß war eine Folge der allgemeinen Fremdſucht, die ſchon damals, nicht erſt im 17. Jahrhundert, Deutſchland ergriff. Auch dieſe Fremdſucht zeigt den wiederholt betonten unvolkstümlichen Zug der ſpäteren Zeit. Das Eigene galt immer weniger, die volkstümliche Freude am Althergebrachten ſchwand immer mehr, ebenſo wie das volkstümliche Selbſtgefühl überhaupt. Aber man muß nicht minder betonen, daß dieſe Züge doch keineswegs ganz geſchwunden ſind. Wir haben einmal poſitive Belege für den Stolz auf die alte deutſche Art, auf deutſche „Biederkeit" und Derbheit. Die Erziehungsinſtruktion für die Söhne des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von 1594 verlangt, daß ſie ſich in fremden Landen von deren Einflüſſen frei halten und bei dem löblichen teutſchen Gebrauch bleiben ſollen. Man betont wohl auch in ſtolzbeſcheidener Weiſe, wie Wilhelm IV. von Heſſen bezüglich ſeiner Nichte gegenüber Heinrich III. von Frankreich, die ſchlichte Erziehung „nach deutſchen Sitten und Gebrauch". In negativer Beziehung iſt die Oppoſition gegen die auftretende Fremdſucht charakteriſtiſch. Im Volke ſelbſt lebte noch eine ſtarke Abneigung gegen die Fremden, beſonders gegen Italiener und Spanier. Moroſini betont die allgemeine Antipathie gegen den ſpaniſchen Karl V. und das von ihm geförderte ſpaniſche Weſen. Der Haß gegen die ſpaniſchen Soldaten ſchreibt ſich natürlich auch von deren Verhalten her. Ein Venezianer hielt in Deutſchland eine Art ſizilianiſcher Veſper gegen die Spanier für möglich. Die Italiener aber waren ſchon im Mittelalter den Deutſchen verhaßt, das zeigten (vgl. S. 192) dann auch die Humaniſten. Die Abneigung gegen ihr Volk ſtellen im 16. Jahrhundert Italiener ſelbſt feſt. So erweckt denn die ſteigende Fremdſucht, an ſich auch wieder ein alter, freilich jenem Selbſtgefühl widerſprechender Zug der Deutſchen, großen Anſtoß. Sie war ſchon lange in der Mode hervorgetreten, in der Kleidung und der äußeren Lebenshaltung. Schon Agricola wendet ſich dagegen, hebt aber bereits die Fremdſucht als nationalen Zug hervor und meint: „was unſer iſt, das verlaſſen und verachten wir". In ſeinen Sprichwörtern zitiert er 1529 zuſtimmend das Urteil eines weiſen Mannes: „ein teutſcher were wie ein affe, was er ſehe von andern nationen, wie ſie ſich kleiden, alſo wolt ers inen nachthun". Auf die Folgen weiſt er alſo hin: „Es reißen itzund ein Welſche, Hiſpaniſche und franzöſiſche Kleidung. Und iſt zu beſorgen, es werden auch Welſche, Hiſpaniſche und Frantzöſiſche Herzen und Gemüther." Boëmus hebt ebenfalls den großen Gefallen der Deutſchen an fremden Moden hervor. Sie beeinfluſſen ſpäter immer mehr auch die Nahrungsweiſe. Über die fremde, feine Kochkunſt, wie ſie etwa in Marx Rumpolts Kochbuch ſchon ſtark hervortritt, klagt der Superintendent Strigenicius: „Die alte Weiſe der Deutſchen taugt nicht mehr, es muß alles auf Welſch, auf Spaniſch, auf Franzöſiſch und Hungeriſch zugerichtet ſein, mit einem polniſchen Sode oder auf Böhmiſch Art und Weiſe." Die „wälſchen Eſſen", die „ſpaniſchen und franzöſiſchen Weine" hebt auch Spangenbergs „Adelsſpiegel" hervor. Die

Vergnügungen wurden ausländiſch gefärbt: an Höfen und in Städten traten italieniſche und franzöſiſche Schauſpieler auf; ſpäter ſpielten die „engliſchen“ Komödianten (vgl. S. 276) die Hauptrolle. Im weſentlichen handelt es ſich hier alſo um Nachahmung äußerer Moden und Sitten. Daß aber auch ſchon das Geiſtesleben und die Kunſt von fremden oder durch die Fremde übermittelten antikiſierenden Einflüſſen mehr und mehr durchſetzt wurde, deſſen wurde man ſich kaum bewußt, und jedenfalls ſah man darin keine Ausländerei. Man folgte hier ja auch im ganzen einer großen internationalen Strömung, wie ſo oft ſchon früher. Aber man folgte ihr auch, wieder wie früher im Mittelalter, weil man die kulturelle Überlegenheit der Romanen bei dem Nachlaſſen der eigenen Leiſtungen ſtärker empfand. Die Hingabe an die Renaiſſancekultur, aber auch die Nachahmung der feineren geſellſchaftlichen Sitten der Romanen — der innere Gegenſatz bedingte freilich jene Äußerlichkeit der Übernahme (vgl. S. 221f.) — bedeuten inſofern doch nicht nur eine nationale Schwäche, ſondern, namentlich in ſpäterer Zeit, als Deutſchland völlig zurückging, einen anzuerkennenden Eifer, höhere und feinere Kultur zu erlangen. Das Gefühl kultureller Rückſtändigkeit hat dann aber oft die eigene Art geringſchätzen laſſen, und erſt nach langem Zwieſpalt ſetzte ſich dieſe, nun an fremder Kultur geſchult und geläutert, durch.

Welſch, hiſpaniſch und franzöſiſch, ſagt Agricola und bezeichnet damit richtig die fremden Haupteinflüſſe im 16. Jahrhundert. Den mächtigen italieniſchen Einfluß zunächſt haben wir ſchon für das 15. Jahrhundert (vgl. S. 179ff.) beobachtet, auf geiſtigem Gebiete namentlich (Humanismus) und auf kommerziellem. Er blieb auf beiden jetzt noch beſtehen. Der Beſuch italieniſcher Univerſitäten dauerte bis ins 17. Jahrhundert — Padua, vom Adel bevorzugt, hatte 1553 bis 1630: 8672 deutſche Studenten —, und die üblich werdenden Bildungsreiſen richteten ſich vor allem nach Italien. War bei den geiſtigen Einwirkungen Italiens das Weſentliche die durch die Italiener angeregte ſtärkere Beſchäftigung mit der Antike geweſen, ſo tritt bei den jetzt ſich geltend machenden Einflüſſen auf künſtleriſchem Gebiet das ſpezifiſch italieniſche Element hervor. Hier handelt es ſich überwiegend um italieniſches, antike Formen umwandelndes Gut. Mit der Übernahme der italieniſchen Renaiſſancekunſt trat aber auch das Schädigende der fremden Einflüſſe für die deutſche Art beſonders in die Erſcheinung. Jetzt war der Verfall der blühenden deutſchen Kunſt (vgl. S. 57ff.), die ihr Beſtes leiſtete, wenn ſie auf ſich ſelbſt ſtand, eingeleitet. Der Gegenſatz zum ſüdlichen Formgefühl war zu groß, um ohne Schaden überwunden werden zu können (vgl. S. 221f.). Gerade Dürer, der größte Künſtler unter den Deutſchen, hat die damalige deutſche Kunſt durch das italieniſche Vorbild in neue Bahnen lenken wollen und damit ein gefährliches Ziel angegeben. Er hat in der notwendigen Klärung der räumlichen Auffaſſung und in der organiſchen Darſtellung des Körperlichen mit Hilfe der Italiener anderſeits einen entſchiedenen Fortſchritt eingeleitet und die Kunſt aus der Gotik herausgeführt. Dürer hatte die für ihn, den Bewunderer Schongauers, überraſchend neue Kunſtart in Italien ſelbſt in ſich aufgenommen und „fror“ in Deutſchland „nach der Sonnen“, ſehnte ſich nach dem Lande, wo der Künſtler ein König war. Er verdankte auch viel beſtimmten Anregungen, ſo wirkte auf ihn zunächſt vor allem Mantegna. Dieſer hat ihm zum mindeſten nach Wölfflins Ausdruck „den vielleicht ſelbſt gefundenen Weg zum Großen und Starken abgekürzt“, ihn freilich anfangs in Unſicherheit gebracht. Erſt nach der zweiten Reiſe (1505/6) war Dürer über ſein Ziel klar. In ſeinen Schriften vertritt er das Formenideal der italieniſchen Renaiſſance durchaus, praktiſch, als Künſtler, bleibt er, nach Überwindung einer formaliſtiſchen

Periode, in der Hauptſache deutſch und kommt zu eigener Größe (vgl. S. 62). Aber die künſtleriſche Formgebung der Deutſchen mußte von dem Strom, der die Geiſter auf die Antike und Italien hinlenkte, allmählich überhaupt ſtärker beeinflußt werden.

Entſcheidend iſt indeſſen zunächſt das rein dekorative Element. Die Zierformen der italieniſchen Renaiſſancearchitektur wurden vor allem durch die graphiſchen Künſte aufgenommen: Holzſchnitt und Kupferſtich, die Randleiſten und die Titelausſtattung der Bücher machten ſie allgemein bekannt. Die Architekturformen der Renaiſſance zeigen ſich ferner auf dem Hintergrunde der Bilder Dürers, Burgkmairs, der Holbeins, ſo daß man die Renaiſſancearchitektur „früher gemalt als wirklich gebaut“ genannt hat. Man wendet dieſe Formen dann bei Werken der Plaſtik, bei Grabſteinen, bei Brunnen an; die italieniſchem Muſter nachgeahmten Epitaphien wieſen ſie bald in ihrer Umrahmung auf. Peter Viſcher hat ſie verwandt. Weiter aber eroberten ſie ſich vor allem das Kunſtgewerbe, das ja auch die Gotik mit ihren Architekturformen förmlich durchdrungen hatte, und das nun mit Leichtigkeit den Übergang zu vielſeitiger Verwendung von architektoniſchen Zierformen der Renaiſſance fand, insbeſondere die Schmiedekunſt und die Schreinerei. Die Truhen und Schränke (vgl. S. 43) erhielten, in Süddeutſchland wenigſtens, an der Vorderſeite die Faſſade eines Renaiſſancegebäudes im kleinen mit Säulen, Pilaſtern uſw. unter klarer Hervorhebung des Konſtruktiven, während in Norddeutſchland die Architekturformen bei der Truhenwand nur den Rahmen für eine in Feldern untergebrachte Fülle figürlichen Details hergeben und ebenſo die Schranktüren in verſchieden große Felder mit reicher Reliefarbeit geteilt ſind, im ganzen alſo die gotiſche Art durch die Renaiſſancezutaten hindurchſchimmert. Weſentlich dekorativ war nun zunächſt auch die Verwendung der Renaiſſanceformen in der deutſchen Architektur ſelbſt. Die Gotik war zu tief eingewurzelt, als daß ſie nicht fürs erſte noch Grundriß und Konſtruktion beſtimmt hätte. So diente die Renaiſſance mehr zur Dekoration des gotiſchen Giebelbaues. Doch näherte man ſich auch ſtärker den italieniſchen Vorbildern, ſo daß von einer einheitlichen Entwickelung nicht geſprochen werden kann. Es hatte auch ſchon eine unmittelbare Übertragung der italieniſchen Bauart eingeſetzt: ſüddeutſche Bauhandwerker bildeten ſich zum Teil in Italien, und italieniſche Baumeiſter kamen nach Deutſchland. Der Volksgeſchmack opponierte hiergegen zunächſt. 1548 ſpotteten vorüberziehende Landsknechte über ein Augsburger Haus „auff welſche Manier“. Aber gerade in Augsburg, überhaupt einem Zentrum unmittelbarer oberitalieniſcher Einflüſſe, war die prunkvolle Bauart der auf ein glänzenderes Leben zugeſchnittenen „antik-welſchen“ Kunſtweiſe damals ſchon nicht mehr neu: ſeit etwa 1530 entſtanden dort Renaiſſancewohnhäuſer. Der Geſchmack der reichen Patrizier wirkte auch auf die bayeriſchen Herzöge. 1536 wurde die Reſidenz in Landshut begonnen, ein rein italieniſcher Palazzo, bei dem auch Bauleute aus Mantua mitgebaut haben. Dieſes frühe Beiſpiel hat aber auf die Entwickelung einer deutſchen Renaiſſance keinen Einfluß geübt. Anderſeits hat man ſich auch ſonſt in Deutſchland früh Schlöſſer von welſchen Architekten bauen laſſen, ſo das Belvedere auf dem Hradſchin, das Piaſtenſchloß in Brieg. Auch der Fürſtenhof zu Wismar iſt etwas ſpäter zum Teil unter Mitwirkung von Italienern erbaut worden. Im ganzen blieb aber dieſer unmittelbare italieniſche Einfluß auf Öſterreich und Oberdeutſchland beſchränkt: mit Vorliebe wurden die Rathäuſer der Reichsſtädte durch Neu-, Um- und Anbauten renaiſſancemäßig geſtaltet. Ein beſonderes Gebiet der Renaiſſancearchitektur iſt noch Oberſachſen. Im ſonſtigen Deutſchland haben hingegen die Niederländer ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts die italieniſche Weiſe vermittelt, einerſeits die Flamen in den Rheinlanden (Otto-Heinrichs-Bau in Heidelberg), in Weſtfalen und weiter in Mittel- und Oſtdeutſchland bis nach Schleſien und Danzig, anderſeits die Holländer vor allem die Küſte entlang, ebenfalls bis nach Danzig. Dieſer holländiſche, höchſt eigenartig geſtaltete, den Backſtein als Hauptmaterial, den Hauſtein zur Dekoration verwendende Renaiſſanceſtil eroberte auch Dänemark und England.

Im ſpäteren 16. Jahrhundert wurde überhaupt der vermittelnde Einfluß der Niederländer ſtärker als der unmittelbare italieniſche. Auf dem Gebiet der Malerei hatte der letztere ſich zunächſt wieder an jenen mit Italien verbundenen Punkten, in Augsburg vor allem, ebenſo geäußert wie auf anderen Gebieten. Burgkmair und die Holbeins ſind dafür beweiſend. Weiter eiferten dann die ſogenannten Kleinmeiſter, die beiden Behams, Pencz, Aldegrever uſw., den italieniſchen Vorbildern nach, insbeſondere Pencz und Bartel Beham, aber es iſt durchaus eine äußerliche, manierierte Aufnahme der fremden Elemente — es fehlte ſchon die Kraft eines Großen, das Fremde zu verarbeiten. Anderſeits zeigt ſich der italieniſche Einfluß mehr noch als in den Gemälden dieſer Meiſter in ihren Stichen, und der von ihnen gepflegte Ornamentſtich führt uns wieder auf die Bedeutung des dekorativen Elements. Für die ſpäteren Maler werden nun nach anfänglich fortgeſetzter Nachahmung der Italiener die Niederländer maßgebend. Selbſt in Bayern repräſentiert Suſtris, der Hofmaler Wilhelms V. (vgl. S. 281), das niederländiſch-italieniſche Element. Der niederländiſche Einfluß äußerte ſich noch ſtärker in der Plaſtik, im Südoſten, in Mitteldeutſchland wie in Augsburg und München. Händcke hat neuerdings die Vermittelung der italieniſchen Renaiſſance überhaupt, ſoweit es ſich um mehr als die Übernahme von Zierformen handelt, im weſentlichen den Niederländern zuſchreiben wollen, deren Einfluß ja ſchon im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts groß war (vgl. S. 60) und dann gegen 1550 wieder ſtärker einſetzte. Er will nur etwa für die Jahre 1520—40 eine „antikiſche" Mode nach dem völlig herrſchenden oberitalieniſchen Muſter gelten laſſen. Der große Gegenſatz zwiſchen germaniſcher Art und italieniſchem Formenſinn ſei bei den künſtleriſch begabten Niederländern gemildert, daher die Aufnahme ſüdlicher Kunſtelemente erleichtert geweſen; der Deutſche aber habe von dem ſtammverwandten Niederländer das ihm zuſagende Fremde leichter entnehmen können. Auch auf Dürer und Holbein den Jüngeren ſoll Maſſys mehr gewirkt haben als die Italiener.

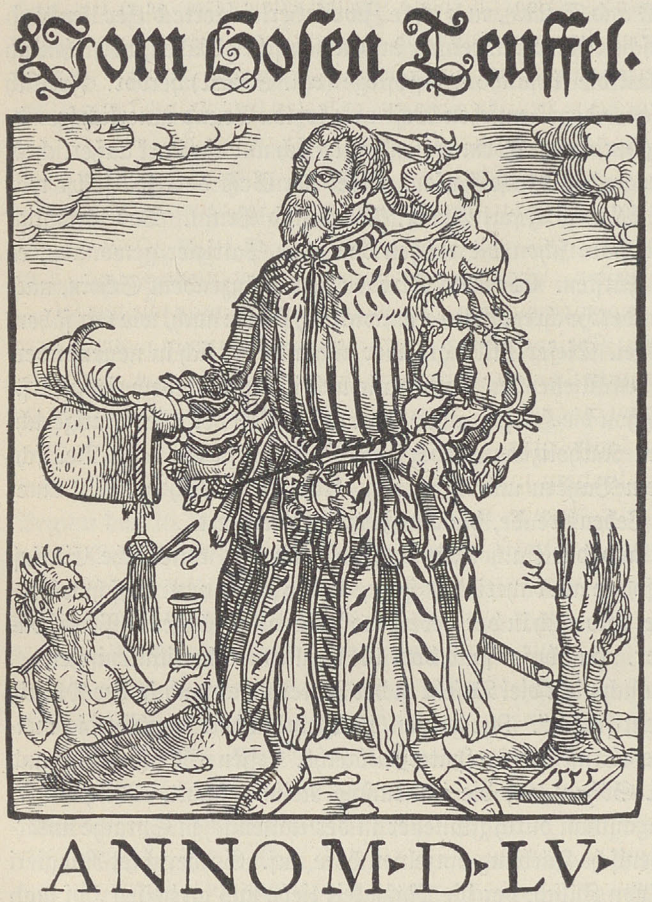
Jedenfalls eroberte die Renaiſſancekunſt auf dieſe oder auf jene Weiſe auch Deutſchland. Dürers Schriften pries 1547 auch ein weiterer Theoretiker der Renaiſſance, Rivius, in ſeiner „Bawkunſt", und ſpäter folgten andere Schriften, die „die recht antikiſche Art wiederum in Schwang bringen" wollten, aber, einer neuen fremden Strömung entſprechend, wie Dietterlins „Architectura" (1593), in einer wilden, formenreichen Phantaſtik ſchwelgten, die ſich ebenſo in der abenteuerlichen, launenhaften, effekthaſcheriſchen Stilform der damaligen Literatur kundgab. Auch in der Praxis ging der Bauſtil allmählich ins Gehäufte, Verwilderte über. Das Drängende, Aufgeregte der Zeit — die religiöſe Leidenſchaftlichkeit des Katholizismus der Gegenreformation ſpiegelt die romaniſche, beſonders die ſpaniſche Malerei wider — ſucht nach Ausdruck. Aber zu wahrhaft Neuem fehlten doch die Größe, die Konzentration, der Ernſt. Ein wirklicher Stil iſt der Barock gar nicht. An die Wertſchätzung des Reinformalen gewöhnt, kommt man nun zum phantaſtiſchen Spiel mit den immer und immer wieder gebrauchten Renaiſſanceformen, ſchließlich zur Laune, zur Willkür. Anderſeits treibt jene Aufgeregtheit, das Pathetiſche, zur Aufbauſchung der Formen, zum Geſchwollenen, zum Verlaſſen der klaren und geraden Linien, zur ausſchweifenden Bewegtheit. Darin zeigt ſich zugleich die

Scheinſucht der in Wahrheit doch nicht ſtarken Zeit, die Effekthaſcherei. Die ohnehin auf äußeren Effekt gerichtete Renaiſſance verliert jetzt den ſtraffen, klaren Formenſinn mit ſeiner Zucht und ſeinem Zwang und überſchlägt ſich, aber da man die Wirkung doch immer wieder in der äußeren Form ſucht, kommt man zur Manier, zum Geſucht-Großen. Die Renaiſſance entartet und entwickelt ſich eben zum Barock. Deutſchland folgte dieſer Entwickelung insbeſondere in katholiſchen Gebieten. Der katholiſche Süden hatte ſich infolge der Kirchenſpaltung noch enger an das mit ihm (vgl. S. 66) ſeit langem näher verbundene Italien angeſchloſſen (vgl. S. 222 und S. 236), und ohne Zweifel erleichterte dieſer Umſtand ſchon das Eindringen der italieniſchen Renaiſſancekunſt in den deutſchen Süden, vornehmlich in Bayern, und rief dort zum Teil die fürſtliche Kunſtpflege (vgl. S. 281) hervor. Freilich blieb auch im Süden die Renaiſſance dem deutſchen Weſen im letzten Grund innerlich fremd, und trotz geſchickter Handhabung der neuen Formen handelt es ſich um ein ſtark äußerliches, wenn auch techniſch oft hervorragendes Kunſtſchaffen. Aber der Geiſt der Zeit ſelbſt war immer äußerlicher geworden. Man ging auf Glanz, Pomp und Prunk. Das Prächtig-Dekorative der Renaiſſancekunſt hatte ſchon die reichen deutſchen Patrizier gewonnen, es gewann nun mehr und mehr die Fürſten. Eben das Streben nach glänzendem Schein, nach Pomp und Poſe, das ſich ſchon in der Hochrenaiſſance entwickelte, führte auch, wie wir ſahen, die Wendung zum Barock mit herbei. Dieſer Stil ſagte aber nicht nur der ſich in neuen, übertriebenen Formen bewegenden, prunkliebenden Ariſtokratie und ihren machtbewußten fürſtlichen Häuptern zu, er war, wie ſchon die Hochrenaiſſance, auch der Stil des wiederaufgerichteten ſelbſtbewußten, glänzenden Katholizismus, der ecclesia triumphans. In Deutſchland zeigten das wieder vor allem Bayern und Öſterreich. Aber es iſt auch der Stil einer neuen, freilich überſprudelnden Lebensfreude, die die Zeit charakteriſiert.

In Bayern, dem Hauptland des Katholizismus, hielt ſich der italieniſche Einfluß überhaupt am längſten. Man befolgte am bayeriſchen Hofe, im Gegenſatz zum rohſchwelgenden Leben anderer deutſcher Höfe, bald auch in der Lebensweiſe bei allem äußeren Prunk das mäßigere italieniſche Muſter. Hainhofer fand dort 1611 „alles auf der italieniſchen … Fürſten Art gerichtet, allda man auch nicht viel Tafeln in der Ritterſtuben und in der Dürnitz [Speiſeraum] gedeckt und überſetzt findet“. Im ganzen 16. Jahrhundert wurden die meiſten jungen bayeriſchen Herzöge (Ernſt 1516, ſpäter Albrecht, deſſen Söhne Ernſt und Ferdinand, weiter Wilhelms V. Söhne) auf die italieniſche Reiſe geſchickt. Wilhelm V. ließ ferner ſeinen Nachfolger Maximilian durch Italiener in der italieniſchen Sprache unterrichten. Auch ſonſt fällt die italieniſche Färbung einzelner Höfe auf. So berichtet Ruggieri (für 1560—62) von dem Herzog von Jülich, der die Mäßigkeit liebe und an deſſen Hof man come à l'Italiana lebe — man ſprach aber mit Vorliebe dort Franzöſiſch —; in Köthen glaubte man nach Daniel Eremita (1609) wie in Italien zu ſein.

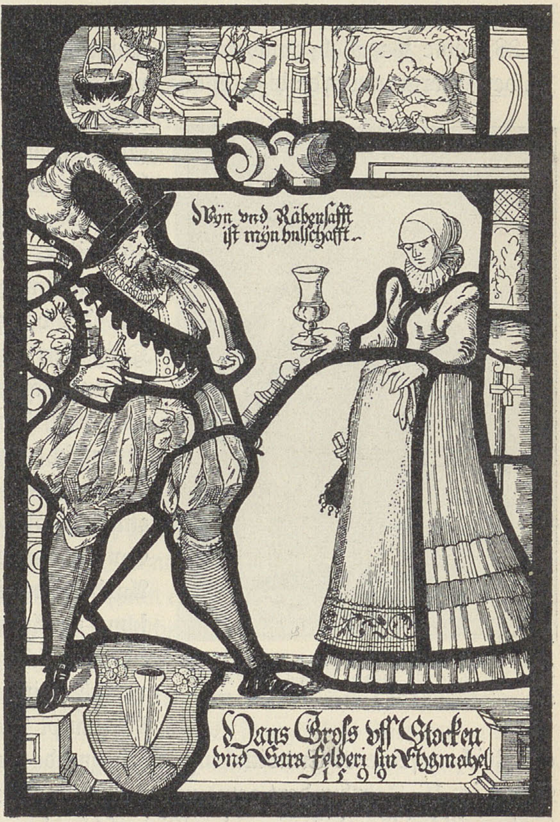
Einen Vorrang nahm Italien unter den für Deutſchland maßgebenden Nationen indeſſen immer weniger ein. Die Mächte, die Italien zum Schauplatz ihrer Kämpfe machten und es dabei verwüſteten und verwirrten, Spanien und Frankreich, waren die Mächte der Zukunft. Spanien, der Gegenpol des Proteſtantismus und der Hauptausgangspunkt der Gegenreformation, der Hort der autoritativen Tradition, kirchlich und ſtaatlich deſpotiſch zentraliſiert, unter inniger Durchdringung von kirchlichem und ſtaatlichem Weſen, durch die ihm aus der Neuen Welt zuſtrömenden Schätze und die damit verbundene Vermehrung der Machtmittel politiſch gewaltig gehoben, gewann nun auch einen kulturellen Vorrang.

Seit langem ſtand es, nicht zum wenigſten infolge der arabiſchen Befruchtung, kulturell hoch. Die Renaiſſance fand hier guten Boden. Aber das Charakteriſtiſche iſt jetzt die nationale Ausgeſtaltung der geſamten, von der Fremde höchſt mannigfach beeinflußten Kultur. Zugleich wirkte dieſe nunmehr in die Weite. Zunächſt unterlag Italien im ſpäteren 16. Jahrhundert einer ſtarken Hiſpaniſierung. Aber ſpaniſche Literatur und Philoſophie wie ſpaniſche Kunſt, die in Sevilla und Madrid emporblühte und in den jetzt ſpaniſchen Niederlanden ſich neue Kunſtkräfte angliederte, begannen Europa überhaupt zu beeinfluſſen. Dazu kommen ſtarke geſellſchaftliche Einwirkungen. Glaubenseifrig bis zum Fanatismus, pflegte Spanien zugleich die weltlich-höfiſche Kultur einer ſtolzen Ariſtokratie in ſehr eigenartiger Form, die ſich aus der politiſchen und religiöſen Erziehung des Spaniers zu unbedingter Unterwerfung unter autoritative Gebote und äußerer Beherrſchung aller Leidenſchaften erklärt. Aber auch arabiſche Einflüſſe werden mitgewirkt haben. Ruhe und Gemeſſenheit bis zur Kälte, feierliche Gravität, letzten Endes Steifheit und Zwang charakteriſieren den ſpaniſchen Edelmann in ſeinem Gebaren und färben den geſellſchaftlichen Verkehr, in dem die Etikette bis zum äußerſten herrſcht. Das ſtolze Heldentum wird ſtiliſiert, erhält aber zugleich etwas Gezwungenes, Geſchwollenes. Dieſe neue Stilform durchdrang nun die Welt.



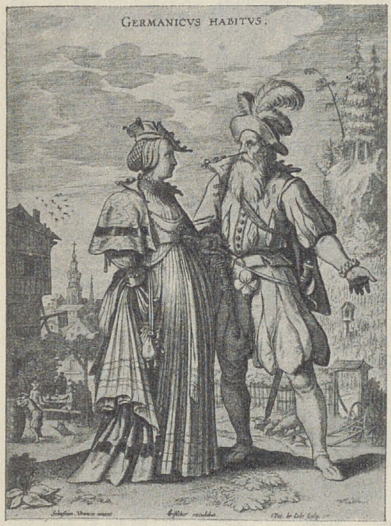
Pludertracht. Titelblatt zu Musculus, „Hoſenteufel“, o. O. 1555. Vgl. Text S. 291.

Ihr entſprach in gewiſſer Weiſe die ſpaniſche Tracht, die ſchon früher ihren Eroberungszug begonnen hatte. Das Charakteriſtiſche derſelben war wieder das Steife, Gedrechſelte, künſtlich Erhöhte und Aufgepolſterte. Ihre Nachahmung begann in Deutſchland ſchon um 1530, ſie drang weiter bei den Höfen durch, fand aber im Volke ſtarke Oppoſition. Man hatte eben die franzöſiſche enge Mode (vgl. S. 95) überwunden. Mehr und mehr prägte ſich deutſche Eigenart in der Tracht aus. Nun aufs neue bedrängt, überſchlug ſich der volkstümliche Geiſt in der Tracht ebenſo wie in dem Benehmen, wie in der Literatur (vgl. S. 228f.). In der aufs Extrem getriebenen pluderigen, geſchlitzten Landsknechtstracht, insbeſondere der Pluderhoſe, trat wieder der ſichgehenlaſſende, ungebundene, unmäßige Zeitgeiſt zutage. Die Tracht war ein Zeichen der Verwilderung, zugleich, da ſie eine große Stoffmenge erforderte, ein ſolches des damaligen quantitativen Luxus. Wie die Prediger dagegen von den Kanzeln eiferten, ſo ſchrieb der Generalſuperintendent Muſculus 1555 ſeine „Vermahnung und Warnung" „vom zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigten Hoſenteufel" (ſ. die Abbildung S. 290) und wetterte auf alle, „es ſeien Landsknechte, Edel-, Hofleut oder noch größern Standes, ſo ſich mit ſolchen unzüchtigen Teufelshoſen bekleiden". Ausſchließlich herrſchte die Pludertracht übrigens bei dem ſeit dem 15. Jahrhundert ſich fortſetzenden Modetaumel überhaupt nicht. „Wer wollte oder könnte wohl erzählen", meint 1565 Joachim Weſtphal, der auch das Durcheinandermengen der fremden Trachten ſeitens der Deutſchen hervorhebt, „die mancherlei wunderlichen und ſeltſamen Muſter und Art der Kleidung, die bei Mann- und Weibsperſonen oder Volk in dreißig Jahren her auf- und wieder abgekommen iſt?" Wenn die urwüchſige Pludertracht nach Muſculus ſelbſt bei Vornehmen durchdrang, ſo fand ſie gerade hier bald Feinde. Joachim II. von Brandenburg ſoll einem Edelmann, der mit Pluderhoſen einherging, den Hoſengurt haben zerſchneiden laſſen, ſo daß er unbedeckt daſtand. Für dieſe Kreiſe wurde eben die ſpaniſche Mode gegen 1600 völlig maßgebend. Ein ſteifes, feſtes Polſter (Puff) lag nun um die Hüften und bedeckte noch den oberſten Teil der Beine (ſiehe die nebenſtehende Abbildung). Dieſe wurden von langen, engen Hoſen umſchloſſen und ſteckten unten in engen, oft hohen und ſpitzen ſpaniſchen Stiefeln. Dazu kamen das ebenfalls gepolſterte Wams mit dem „Gänſebauch" und den engen Ärmeln, das zur langen Schaube in Gegenſatz ſtehende kurze Mäntelchen (Kappe, ſpöttiſch Puffjacke), die ſich als neue Mode ausbildende ſpaniſche Halskrauſe, die immer gewaltigere Dimenſionen annahm, vor allem bei den Frauen, und der elegante ſteife Hut mit kleinem Rande. Man verwarf aber nicht nur die geſchlitzte Tracht, ſondern auch ihre bunte Farbigkeit. Die Bärte wurden nun auch nach ſpaniſcher (oder franzöſiſcher) Art ſchmal und ſpitz, das Haupthaar kurz getragen. Auch die Frauentracht näherte ſich dem ſpaniſchen Muſter.



Spaniſch beeinflußte Tracht. Schweizer Bauernſcheibe (16. Jahrhundert) mit typiſcher Darſtellung (oben immer ein Bild aus der landwirtſchaftlichen Tätigkeit, der Mann meiſt mit Büchſe und Schwert, die Frau mit Becher) im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg, wiedergegeben im „Katalog der im Germaniſchen Muſeum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit", 2. Auflage, Nürnberg 1898.

Die ſpaniſche Tracht war die der feinen Leute, die nun in Deutſchland auch geſellſchaftliche Sitten immer ſtärker aus Spanien übernahmen, den Handkuß, das Hutabnehmen, überhaupt jene ſorgfältig geregelte Etikette. Zu der den Deutſchen wenig liegenden Grandezza kam damals in Spanien weiter eine hyperkultivierte Art des Sprechens, die im 17. Jahrhundert auch über die feinen Kreiſe hinaus eine ſehr allgemeine und auch ins Literariſche gewendete Wirkung erlangte. Eine geſucht geiſtreiche, ſilbenſtecheriſche, gedrechſelte Ausdrucksweiſe verband ſich mit einem zum Teil auf die Renaiſſance zurückgehenden ſcheinſüchtigen, pompöſen, bilderreichen Wortgepränge und Wortſchwulſt. Das Ganze war (vgl. S. 288) eine Parallele zum barocken Kunſtſtil und aus denſelben Bedingungen entſtanden. In der Literatur wurde dieſe Weiſe beſonders durch Guevara und Gongora gepflegt (Gongorismus), indes vor allem in Italien ausgebildet (Marini, Marinismus). Sie wurde daher in Deutſchland auch als „italieniſche Schreibart“ bewundert, Hofmann von Hofmannswaldau war ihr erſter literariſcher Vermittler. Der gezierte Schwulſt iſt nicht nur von der ungünſtigen Seite anzuſehen, vielmehr verdankt ihm die deutſche Literatur eine Abwendung von der Opitzſchen Nüchternheit und trotz aller Geſchmackloſigkeit und Gekünſteltheit, die in deutſch-pedantiſcher Weiſe auch noch übertrieben wurde, eine Bereicherung und literariſche Durchbildung der Sprache. Aber dieſer modiſche estilo culto, der gebildete Stil, muß doch zunächſt als geſellſchaftliche Erſcheinung gelten. So tritt auch bei uns jene ſchwülſtige, „geſchmückte“ Ausdrucksweiſe in den Briefen und der Konverſation ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ſpäter erſt in der poetiſchen Literatur hervor. Aber der rein literariſche Einfluß Spaniens auf Europa iſt doch nun überhaupt wichtig. Die Proſa als Kunſtform, immer ein Zeichen feinerer Entwickelung, wird gerade durch Spanier ausgebildet und verbreitet. Schon im 16. Jahrhundert gewann der alsbald (S. 294) näher zu beſprechende (urſprünglich portugieſiſche) Amadisroman, der Niederſchlag der noch in Spanien gepflegten höfiſch-ritterlichen Traditionen, der Ausgangspunkt des heldiſch-galanten Romans, europäiſche Bedeutung. Gegenüber der Unnatürlichkeit des poſierenden Heldentums und dem ſtarren Fanatismus hatte die ſpaniſche Volksſeele indes auch ihrem nicht zu unterdrückenden Drang nach Natur und Freude in einer komiſch-parodiſtiſchen und humoriſtiſchen Literatur freien Lauf gelaſſen, und gerade dieſe wirkte beſonders auf das Ausland. Aus Spanien ſtammt der Schelmenroman. 1615 überſetzte Ägidius Albertinus in München einen Roman des Aleman, 1617 Ulenhart einen ſolchen des Mendoza. Schließlich entſtand bei uns nach dieſem Vorbild der „Simpliciſſimus“ von Grimmelshauſen. Endlich haben die ſatiriſchen „Träume“ des Quevedo die „Geſichte Philanders“ von Moſcheroſch hervorgerufen, freilich durch eine franzöſiſche Überſetzung. Überhaupt vermittelte den ſpaniſchen Einfluß für Deutſchland doch weſentlich ein für dieſes immer maßgebenderes Land, Frankreich. Dieſes Land, das im 16. Jahrhundert ſeinerſeits von Italien, wie früher daneben von Burgund, vor allem in der Kunſt


GERMANICVS HABITVS.

„Deutſche“ Tracht. Nach einem Kupferſtich von Peter de Jode (1570—1634), Exemplar des Königl. Kupferſtichkabinetts in Dresden. Vgl. Text S. 293.

und feinen Sitte ſtark beeinflußt und eine Hauptſtätte der Renaiſſancekultur geworden war, hatte mit den andauernden italieniſchen nunmehr die ſpaniſchen Einflüſſe vereinigt, nachdem es ſich anfangs der dem franzöſiſchen Temperament widerſtrebenden ſpaniſchen Art wenig geneigt gezeigt hatte. Die Hingabe an dieſe ſetzte zu Frankreichs Glück erſt ein, als es wenigſtens politiſch über Spanien ſchon triumphierte. Wir werden ſpäter (S. 311) ſehen, wie ſtark neben dem äußerlichen der innere Einfluß Spaniens wurde. Immerhin war es doch wieder Frankreich, das ſchließlich einer natürlichen Richtung zum Siege verhalf, gerade wie es in der Mode einen Rückſchlag gegen die Steifheit und Enge zum Bequemeren und Natürlicheren hin auch in Deutſchland (ſ. die Abbildung S. 292) herbeiführte.

Frankreich hat auf Deutſchland nicht erſt ſeit dem Dreißigjährigen Kriege gewirkt. Sein Einfluß auf Deutſchland ſchon im 16. Jahrhundert iſt in ſeinem Anwachſen eingehend vom Verfaſſer dieſes Buches nachgewieſen worden. Weſentlich war dafür der politiſche und kulturelle Aufſchwung Frankreichs. Schon im 15. Jahrhundert urteilte Tetzel in ſeinem Bericht von „des böhmiſchen Herrn Leo von Rozmital“ Reiſe: „Frankreich iſt das allerbeſt geſtiftet land von allem dem, das der menſch erdencken kan, das ich al mein tag ie geſehen hab.“ Mehr und mehr begann der franzöſiſche Hof, an dem nach Georg von Ehingen noch unter Karl VII. „kain ſunderlich ritterlich iebung“ geweſen war, ſo wenig wie unter Ludwig XI., der unadlige Leute in ſeiner Umgebung liebte und den Adel demütigte, das burgundiſche Hofideal (vgl. S. 284 f.) zu adoptieren, namentlich unter dem ritterlichen Franz I. Geiſtig, künſtleriſch und geſellſchaftlich hob ſich der franzöſiſche Hof, zum Teil eben in Anlehnung an Italiens glänzende Lebenshaltung, immer höher, färbte ſich freilich renaiſſancemäßig heidniſch und wurde unter dem Zeichen des Frauendienſtes immer ſittenloſer. Politiſch ſchon unter Ludwig XI. und Ludwig XII. mächtig erſtarkt, geſtaltete das franzöſiſche Königtum nun den Hof zum Zentrum des geſamten nationalen Lebens; die Hauptſtadt Paris näherte ſich ſeit Karl VIII. ihrem ſpäteren Glanz. Allmählich begann ein Teil der Deutſchen in Frankreich, wie in der Blütezeit des Rittertums, das geſellſchaftliche Muſterland zu ſehen. Die Ritter, die Pfalzgraf Friedrich II. begleiteten, waren freilich von der feineren Hofhaltung in Nancy gar nicht entzückt: ſie wollten nach Hubertus Thomas ſaufen und feiſt werden „wie die Sauen“. Aber eben jener Friedrich erſtrebte ſchon mit höchſtem Eifer die franzöſiſche Bildung und war ſtolz darauf, als vollendeter Kavalier am franzöſiſchen Hof, wohin er 1502 wie ſein Bruder, der Kurprinz, von ſeinem Vater geſandt worden war, eine Rolle zu ſpielen. Auch andere Vornehme, wie Graf Wilhelm von Fürſtenberg, nahmen damals ſchon franzöſiſche Bildung an. Um 1500 galt auch am habsburgiſchen Hofe das franzöſiſche ritterliche Erziehungsideal. Wirkſamer wurden nun politiſche Momente, zunächſt die Umtriebe der franzöſiſchen Könige in Deutſchland, die Konſpirationen deutſcher Fürſten mit ihnen, die „Penſionen“, die nach Deutſchland floſſen, die Agentendienſte für Frankreich, die Kriegsdienſte zahlreicher deutſcher Adliger in Frankreich für den König, ſpäter mit den Hugenotten auch gegen ihn. Die Diplomatie begann franzöſiſch gefärbt zu werden, und zwar gerade durch den Gegner Frankreichs, durch den in den franzöſierten Niederlanden erzogenen Karl V., der Deutſch nur mit ſeinem Pferde ſprach. Die Fürſten erhielten von ihm franzöſiſche Briefe, und viele waren darauf bedacht, in gleicher Sprache antworten zu laſſen. Andere, wie auch die Städte, ſchrieben an ihn allerdings deutſch oder lateiniſch, wie ja damals noch oft auch im Verkehr mit dem franzöſiſchen Hofe. Weiter wirkte der Übertritt einzelner Fürſten zum Calvinismus, an ſich eine Folge ſchon beſtehender Hinneigung zu franzöſiſchem Weſen, mehr noch die damit zuſammenhängende Heranziehung von Franzoſen, die aber vor der Mitte des Jahrhunderts auch an nichtcalviniſtiſchen Höfen als Prinzenerzieher auftauchten, am pommerſchen z. B. ſeit 1539, endlich die Maſſeneinwanderung proteſtantiſcher Flüchtlinge aus den ſüdlichen Niederlanden und Frankreich (vgl. S. 263f.), die ihre Wirkung z. B. in der Hinneigung ſelbſt des katholiſchen Köln zu franzöſiſcher Sprache, überhaupt zum Franzoſentum zeigte.

Anderſeits wird Frankreich für die Deutſchen neben Italien ſchon im 16. Jahrhundert immer mehr zum bevorzugten Reiſeziel. Die längſt hervorgetretene Reiſemode (vgl. S. 194f.) hatte ſich mehr und mehr zu einer Reiſeſucht entwickelt. Zwinger ſpricht in ſeiner „Methodus apodemica" 1577 von „dem Reiſeeifer, der Jünglinge wie Greiſe überall beſeele". Für die Vornehmen ward das Reiſen immer mehr ein notwendiges Bildungsmittel. Bald hatte man auch Reiſebücher — für die Pilger- und Wallfahrten gab es kurze Anweiſungen ſchon in den letzten Jahrhunderten des „Mittelalters". Nach 1600 nahmen dieſe Reiſebücher ſehr zu; es war eine weſentlich gelehrte Literatur und lateiniſch geſchrieben. Die „Apodemik" war eine wiſſenſchaftliche Gattung. Dieſe Reiſeſucht richtete ſich jetzt alſo vor allem auf Frankreich. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts gab es franzöſiſch-deutſche Sprachführer, wohl zu Reiſezwecken. 1568 ſpricht der Verfaſſer eines franzöſiſchen Sprachlehrbuches von Jünglingen, die die Eltern unter großen Koſten zwei oder drei Jahre nach Frankreich geſchickt hätten. Ein Brief des Straßburger Profeſſors Matthias Bernegger an Theodorus Gothofredus von 1625 hebt dann ausdrücklich den großen Eifer der Deutſchen, nach Frankreich zu reiſen, hervor und redet auch ſchon von „alten" Motiven dafür, nämlich dem Streben, die Sprache zu erlernen, die Sitten zu verfeinern und höhere Geiſteskultur zu erlangen. Der hergebrachte Zug der Studenten nach Frankreich tritt auch jetzt hervor. Paris, Orleans, Montpellier wurden wie vor alters beſucht, Montpellier z. B. von Felix Platter, deſſen Tagebuch über ſeinen Aufenthalt in Frankreich höchſt lehrreich iſt; deutſche Proteſtanten gingen wohl auf die hugenottiſchen Akademien zu Saumur und Sedan, junge Nürnberger ſchon um 1550 zur Erlernung des Franzöſiſchen nach Straßburg. Wichtiger wird jetzt aber das Reiſen nach Frankreich um der geſellſchaftlichen, weltmänniſchen Bildung willen, wozu die Beherrſchung der franzöſiſchen Sprache immer mehr gehörte. Das hochſtehende gelehrte Leben Frankreichs wirkte damals vor allem nach den Niederlanden.

Und wenn nun auch die Hinneigung zu Frankreich ſich ſchon allgemein zeigte, in der wachſenden Zahl der franzöſiſchen Sprachlehrer wenigſtens im Weſten, auch ſchon an Univerſitäten, der franzöſiſchen Grammatiken und Wörterbücher, der Überſetzungen aus der franzöſiſchen Literatur, in der Beliebtheit der neuen weltlichen „Frankreichiſchen geſenglein", dem Eindringen franzöſiſcher Melodien auch für das geiſtliche Lied (Pſalmengeſänge), bald nach 1600 ferner bei jungen Leuten in franzöſiſchen oder franzöſiſch ausſtaffierten Briefen, ſo war der eigentliche Hort der Franzöſelei doch die vornehme Welt, insbeſondere die Maſſe der Höfe, die immer mehr Träger eines feineren Bildungsideals wurden. Ein charakteriſtiſches Zeichen war die Verbreitung des Amadisromans (vgl. S. 292). In Nordfrankreich ausgebildet, in Spanien zu der lehrhaften, eloquenten Form und der damals beliebten aufgeputzten Abenteuerlichkeit gelangt und zum ſtändig erweiterten und imitierten Lieblingsroman der Spanier überhaupt geworden, kam er nun wieder in Frankreich, von Franz I. und ſeinen Nachfolgern höchlichſt bewundert, zu raſcher Beliebtheit und dann mit dem neuen höfiſchen Weſen auch nach Deutſchland. Er wurde 1569 und ſpäter aus einer franzöſiſchen Überſetzung — unter zeitweiliger Beihilfe Fiſcharts — ins Deutſche übertragen. Seine 24

Bücher wurden hohen Damen und Herren gewidmet: ſie ſollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel“ „ſehr nützlich und kurzweilig zu leſen“ ſein. Sie wurden das Lehrbuch nicht nur der Leichtfertigkeit, wie die Tadler meinten, ſondern der feinen, galanten, freilich noch ſpaniſch-ſteifen Bildung, die ſich namentlich (vgl. S. 292) im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck zeigte. Der Nutzen beſtand in den „fein höfiſch-adelichen Converſationen und Briefen, ſo lieblich und ſüß ins Herz der Leſer eingingen“. Grimmelshauſen erwähnt einmal als Grund der Lektüre des „Amadis“: „Complimenten daraus zu ergreiffen“. Ein franzöſiſcher Auszug aus den 24 Büchern, 1560 erſchienen, wurde ſpäter auch überſetzt als „Schatzkammer ſchöner zierlicher Orationen, Sendbriefen uſw.“, eben zur Schulung in den gezierten Formen. Die Beliebtheit des „Amadis“ ging freilich durchs ganze Volk. Die Buchhändler verdienten nach Fickler (1577) an ihm mehr als an Luthers Poſtille. Derſelbe Autor klagt 1581, „wie gemein ſolch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niedern Standes“; beſonders galt das aber von hohen Damen. Das höfiſche Lieblingsbuch blieb der Amadis auch im 17. Jahrhundert.

Wie nun das Franzoſentum gerade an den deutſchen Höfen zunahm, ſoll nicht im einzelnen ausgeführt werden. Der früh franzöſierte pfälziſche Hof ging auch jetzt voran: die Prinzen wurden wie früher (vgl. S. 293) in Frankreich erzogen, z. B. Johann Kaſimir; Friedrich V. war dann ganz Franzoſe, ſo daß bei ſeiner Vermählung mit der ebenfalls franzöſierten Eliſabeth Stuart auch die Univerſität Heidelberg, an der übrigens viele Franzoſen lehrten und ſtudierten, eine franzöſiſche Begrüßung für nötig hielt. Ähnlich ſtand es am Württemberger Hofe, an dem ſchon der lange in Frankreich geweſene Chriſtoph den ritterlichen Franzoſen geſpielt hatte, wo aber erſt unter Friedrich II. mit ſeiner franzöſiſchen Umgebung der neue Ton durchdrang; am heſſiſchen, wo ſchon Philipps Söhne franzöſiſche Erziehung genoſſen, namentlich unter Moritz, der ſelbſt ein franzöſiſches Wörterbuch verfaßte; am anhaltiſchen unter Chriſtian. Die Dialoge des de la Faye (nach 1600) waren „zum Gebrauch der Herzöge von Jülich-Cleve-Mark“ geſchrieben. Am ſächſiſchen Hofe drang die neue Bildung ſtärker erſt im 17. Jahrhundert durch — erſt Auguſt der Starke machte ſeine Bildungsreiſe nach Frankreich —, ebenſo an den norddeutſchen Höfen, obgleich gerade pommerſche Prinzen früh franzöſiſch erzogen wurden. Am brandenburgiſchen fand Hainhofer 1617 eine gute franzöſiſche Konverſation am Grafentiſch. Auch an dem mehr italiſierten bayeriſchen Hofe (vgl. S. 289) wurde doch die Erlernung der franzöſiſchen Sprache früh für nötig gehalten, wie das die Inſtruktion für Herzog Albrecht von 1541 beweiſt, wie wir es ſpäter auch von Maximilian wiſſen. Bezeichnend iſt eine Äußerung der Studienordnung von 1583 für den weimariſchen Herzog Johann, für den franzöſiſcher Unterricht angeordnet wird, weil „die Franzöſiſche ſprach Fürſtlichen Perſonen ſehr nothwendig und dienlich iſt“. Der wachſende Anſchluß des Adels an die Höfe ließ dann die neue franzöſiſche Bildung auch für ihn erſtrebenswert erſcheinen, und ſchon Fiſchart ſpricht von „unſeren Frantzöſiſchen Hoffleuten“. Zum Teil hatte der Adel auf Reiſen oder in Kriegsdienſten die franzöſiſche Bildung auch an Ort und Stelle geholt, wie etwa jener Friedrich von Rollshauſen, der, in franzöſiſchen Kriegsdienſten reich geworden, ſich in ſeiner oberheſſiſchen Heimat einen neuen Burgſitz (Friedelhauſen) erbaute, den man noch lange wegen ſeines Glanzes „Klein Frankreich“ nannte. In den neuen, für die adlige Jugend beſtimmten Kollegien (vgl. S. 325) wurde die franzöſiſche Sprache ein wichtiger Unterrichtsgegenſtand. So bemerken wir ſchon um 1600 eine ſtarke Herrſchaft des franzöſiſchen Einfluſſes in Deutſchland, wo er ſich freilich noch mit dem italieniſchen und ſpaniſchen, auch dem holländiſchen kreuzte.

In der ganzen erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts dauerte anderſeits jene ſtarke nationale Oppoſition weiter an (vgl. S. 285). Die gelehrte Welt ſodann behielt noch lange ihre lateiniſche Färbung, geriet auch ſchließlich zur franzöſiſchen Bildung in Gegenſatz.

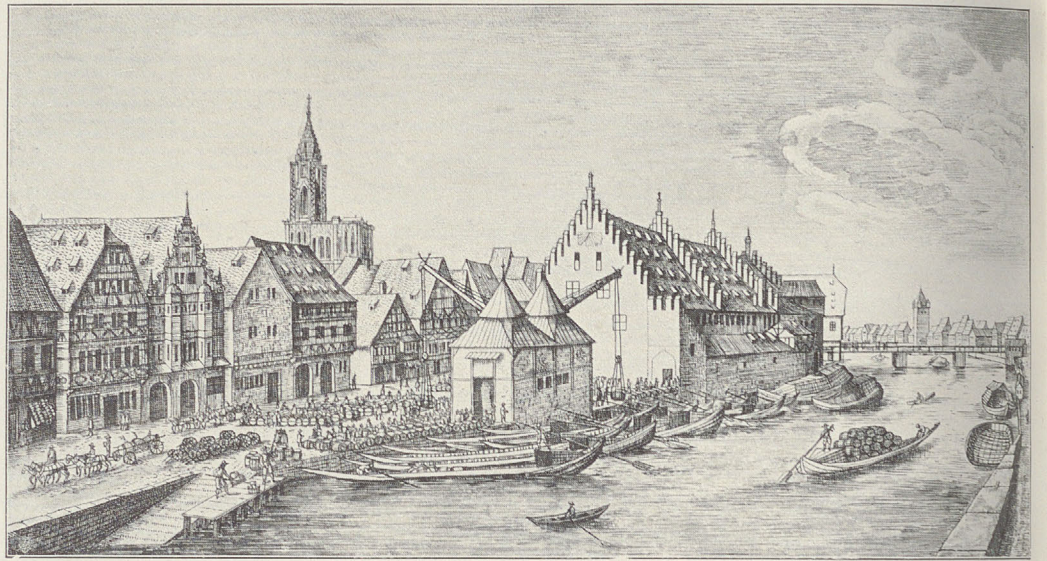
Den modiſchen Gebrauch fremder Sprachen zeigen die Stammbücher. Sie wurden urſprünglich wohl von Fürſten und Herren für Beſuchseinzeichnungen (Einmalung des Wappens und Eintragung von Wahlſprüchen) angelegt, dann von Gelehrten adoptiert und durch Eintragung von Denkſprüchen und Zitaten erweitert, gingen alsbald auch auf die Studenten über und dienten der Erinnerung an Lehrer und Kommilitonen, eine vornehmlich deutſche, ſchon zur Reformationszeit gepflegte Sitte. Sie wurden ſpäter nach Zeiller gerade von Deutſchen immer „auf ihren Reiſen mit ihnen herumbgeführt", ein Zeugnis des gemütlichen Sinnes der Deutſchen, aber mehr und mehr ein ſolches der Eitelkeit oder ein Mittel zu beſſerem Fortkommen. Dieſe Stammbücher nun enthalten bis ins 17. Jahrhundert hinein neben deutſchen faſt nur lateiniſche Eintragungen, auch die fürſtlichen Stammbücher. Franzöſiſche Eintragungen begegnen vereinzelt meiſt im franzöſierten Südweſten, ſo 1561 in Speyer (in Worms zeigte damals Kaſpar Scheidt [vgl. S. 228] den franzöſiſchen Einfluß in der Literatur), 1587 in Baſel, von den auf franzöſiſchen Univerſitäten gemachten abgeſehen. Sonſt blieben ſolche Eintragungen bis 1620 ſelten (Jena z. B. 1607).

Namentlich die Ausländerei iſt es nun aber, die den Kulturwandel, der ſchon gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts einſetzte, äußerlich beſonders auffällig macht. Das Empfinden für dieſen Wandel, der mit dem geſchilderten ſozialen Umſchwung eng zuſammenhängt, tritt bei den Zeitgenoſſen deutlich hervor. Man ſpricht, wie Zwinger 1577, von einer „Neuſucht, die unſer Jahrhundert befallen hat". Höchſt bezeichnend iſt namentlich der Titel eines 1609 erſchienenen Buches von Johann Olorinus (Paſtor Johannes Sommer zu Oſterweddingen): „Ethographia mundi: Beſchreibung der heutigen neuen Welt". Die Vorrede erörtert, „wie es jetzund in deutſchen Landen an Moribus und Sitten, Religion, Kleidung und ganzem Leben eine große merkliche Veränderung genommen, alſo daß, ſo diejenigen, welche vor 20 Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wieder von den Todten aufſtänden und ihre Posteros und Nachkömmliche ſähen, dieſelben garnicht kennen würden, ſondern meinen, daß es eitel Franzöſiſche, Spaniſche, Welſche, Engliſche und andere Völker wären".

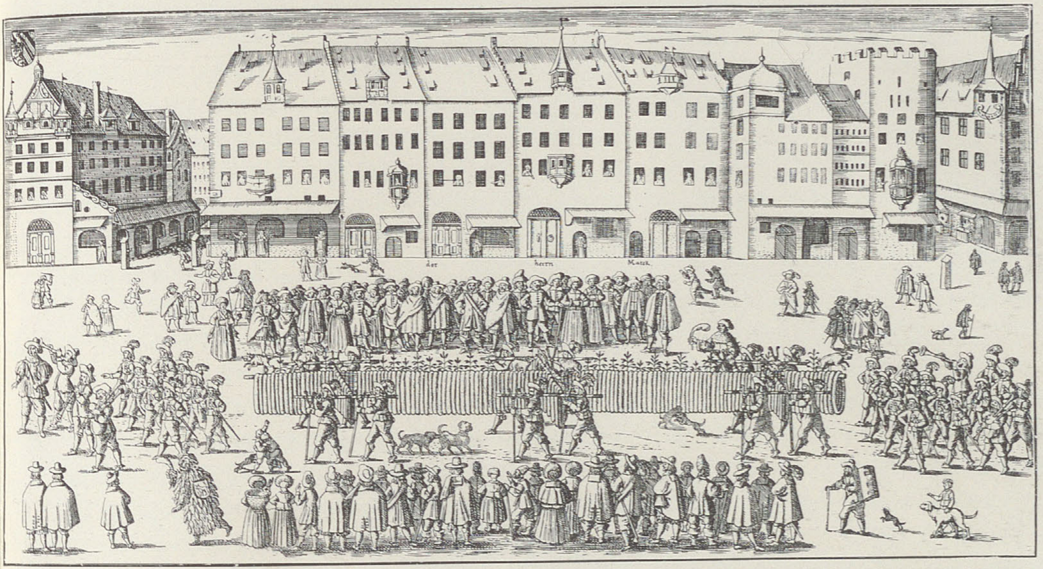
Anderſeits bietet Deutſchland zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch vielfach das alte Bild. Es iſt intereſſant, zu ſehen, wie es ſich damals einem weſteuropäiſchen Renaiſſancemenſchen, dem der Deutſche ja mit ſeiner Nachahmung des Fremden äußerlich ſich zu nähern ſuchte, darſtellte. Wir benutzen die Schilderung, die Barclay 1614 in ſeinem „Spiegel des menſchlichen Geiſtes" entwirft. Der äußere Eindruck Deutſchlands auf ihn zunächſt iſt nicht ungünſtig. Zwar findet er im Gegenſatz zu den Rhein- und Donaulanden, die „dem Fremden einen ganz angenehmen Aufenthalt bieten", im Norden oder in abgelegenen inneren Gegenden „den Charakter der Stämme in ihrer ganzen Lebensweiſe ſo bewahrt, wie er von den Schriftſtellern der Alten beſchrieben worden iſt", tadelt auch die Stickluft der oft unreinlichen Wohnungen, die dunklen Schlafzimmer, meint aber, daß „die Städte ihre Berühmtheit verdienen", und hebt die Schönheit der Häuſer hervor. Er lobt auch die gewerblichen Leiſtungen, vorzüglich im Metallgewerbe. Noch gehört anderſeits „das thraciſche Demmen und Schlemmen zum guten Ton". Im geiſtigen Leben ſieht Barclay trotz der von ihm anerkannten Pflege der Wiſſenſchaften und trotz vieler bedeutender Männer meiſt Rückſtändigkeit: eine ſeinere Weltlichkeit, die mit grober Lebensluſt nichts zu tun hat, fehlte den ſchwerfälligen, ernſten und frommen Deutſchen ja auch ſicherlich. Zu bedenken iſt aber anderſeits, daß der deutſche Einfluß gerade auf das Shakeſpeariſche England trotz der großen, mehr formalen Einwirkung der Renaiſſancekultur Frankreichs auf die höfiſchen und gelehrten Kreiſe Englands noch ein ſehr ſtarker war, namentlich eben in volkstümlicher Richtung, auch in der Literatur. In ſeinem ſatiriſchen Roman „Euphormio" (1603—05) nennt Barclay mit größerer Schärfe die Deutſchen (dort als Thebaner vorgeführt) „ein Volk mehr für harte Arbeit als für geiſtige Anſtrengung gemacht und überhaupt ſeines Böotiens würdig" und ſpricht von „dem Stumpfſinn, der dem Thebaner eine feingeiſtige Beſchäftigung verbietet". Natürlich ſchildert er auch eine Schmauſerei mit wüſtem Zechgelage, ganz treffend dabei die anfänglich herrſchende „lächerliche Gravität". Aus dem „Spiegel" Barclays ſei noch einiges Weitere hervorgehoben. Im ganzen leuchtet aus ſeinen Worten nichts von einem Niedergang heraus, obgleich z. B. die Reiſe- und Fremdſucht betont wird. Die „Ratsherren bringen keinen ſehr fein gebildeten Geiſt auf ihre Schöppenſtühle mit". Selbſt der hohe Adel hat nur „wenig Bildung und Schliff", iſt aber ſehr exkluſiv. Rang und Titel ſpielen eine unglaubliche Rolle. „Die Untertanen gehorchen dem Wink ihrer Fürſten"; die Übermacht der Fürſten aber gegenüber dem Kaiſer gilt auch Barclay als „eingewurzeltes Übel". Politiſch macht ihm das Land ſonſt keinen unglücklichen Eindruck. „Wirren, wie ſie England und zeitweiſe Frankreich in Atem hielten, iſt dies Volk in ſeiner, faſt möchte man ſagen jämmerlichen Sorgloſigkeit bis jetzt glücklich entronnen." Das Volk nennt er im übrigen „ſehr kriegeriſch". Dieſer Geiſt, die ſtarke Wehrhaftigkeit, das allgemeine Waffentragen, wird im 16. Jahrhundert auch von den Ausländern noch allgemein hervorgehoben, etwa von Mocenigo oder de Beatis, anderſeits eine beſondere militäriſche Befähigung, wie ſchon früher, beſtritten. Ein kräftiger kriegeriſch-politiſcher Geiſt herrſchte aber in Wahrheit immer weniger. Mangel an Kriegsluſt wird ſpäter öfter hervorgehoben, und jedenfalls hat man die Gegenſätze wiederholt nicht zum kriegeriſchen Ausbruch kommen laſſen. Moritz von Oranien ſoll geſagt haben, daß die Deutſchen zu viel Geld für Turnier, Jagd und Aufzüge, aber zu wenig zum Kriegführen hätten. Kleinlichen Sinn zu bannen und die Menſchen wieder an bedeutſame Entſcheidungen wie an Größe und Schwere der Geſchicke zu gewöhnen, dazu war eben der einſetzende lange Krieg angetan.

Man nimmt in der Regel den Dreißigjährigen Krieg als den Ausgangspunkt des erwähnten Kulturwandels an, ſehr mit Unrecht. Ebenſo falſch iſt es, dem Kriege allein den materiellen und ſittlichen Niedergang des deutſchen Menſchen zuzuſchreiben. Das Gefühl dieſes Niederganges war längſt vorhanden. Das beweiſt eine von mir ſchon früher herangezogene Äußerung eines einfachen niederdeutſchen Mannes aus dem Ende des 16. Jahrhunderts: „O Dudeslant, Dudeslant, ik fruchte, dat Dudeslant eyne grote ſtrafe avergan wart". Der Krieg hat jedenfalls in allen Richtungen des Verfalls nur verſtärkend und vollendend gewirkt. So beförderte er den ſchon vorbereiteten (vgl. S. 257ff.) wirtſchaftlichen Verfall außerordentlich. Denn trotz der beſprochenen Erſcheinungen war die materielle Blüte Deutſchlands zu Beginn des Krieges noch immer ſehr groß, und ſelbſt auf dem Lande herrſchte trotz allen Druckes hier und da wieder ein gewiſſer Wohlſtand. In vielen Städten blühten die Gewerbe noch immer, der verderbliche Spekulationshandel war zum Teil wieder dem geſunderen Produktenhandel gewichen. Um den Umfang der jetzt einſetzenden Zerſtörung genau ermeſſen zu können, fehlt uns noch vielfach das Material, das immer noch mehr Einzelſtudien bringen müſſen. Freilich wird dieſe Einzelforſchung auch ergeben, daß man jene Zerſtörung, ſo grauenhaft ſie vielfach war, zum Teil überſchätzt. Der bis in die Gegenwart traditionell fortgepflanzte Jammer über das entſetzliche Leid, der damals insbeſondere in der Predigerliteratur, aber ebenſo in dem auf den gleichen Ton geſtimmten Aktenſtil widerklingt, iſt es, der zu ſolcher Überſchätzung führt. Die erhaltenen Memoiren ſchildern das ausgeſtandene Leid in gleich übertreibender Weiſe. Aber wie jene ſchon von Erdmannsdörffer hervorgehobene „händeringende Ausdrucksweiſe" durchaus dem Gezeter über den ſittlichen Verfall im 16. Jahrhundert (vgl. S. 224f.) entſpricht, ſo iſt ſie auch gleich kritiſch anzuſehen. Frau Fama hat überdies vieles ins Ungeheuere vergrößert. Und wie ſchon im 16. Jahrhundert immer nur die ſchlimmen Erſcheinungen zuſammen- und in greller Übertreibung vorgetragen wurden, ſo kommt auch jetzt immer nur das Leid, nicht die Zeit der Ruhe und der Erholung oder gar die Verſchonung zur Sprache. Der im 16. Jahrhundert großgezogene Haß der Konfeſſionen (vgl. S. 233f.) hat ferner nur allzuoft den Andersgläubigen die gräßlichſten Verwüſtungen und Untaten nachſagen laſſen. Das Unglück wird auch in Rückſicht auf weitere Anforderungen, Kontributionen und anderes, möglichſt ſchlimm geſchildert. Die Stände ſtellen zuweilen die Not und Verſchuldung grell dar, um den Geldanſprüchen des Fürſten ein Gegengewicht zu ſetzen. Selbſt die zahlenmäßigen Angaben können zugeſtutzt ſein. Das ſicherſte Material geben noch die erhaltenen Rechnungen, Steuerliſten und dergleichen. Und wie voreingenommene damalige und heutige Autoren trübe Einzelerſcheinungen ſchon des 16. Jahrhunderts leicht generaliſieren, ſo iſt unſerem Volksbewußtſein auch die Vorſtellung von dem nunmehrigen Kriegsleid, das jeder Ort und jeder Einzelne dreißig Jahre hindurch getragen hätte, völlig eingeimpft. Man bedenkt nicht, wie verſchieden die einzelnen Landſchaften, wie ſehr dieſe, wie wenig jene heimgeſucht wurden, und daß Pauſen in den Kriegsnöten auch für die ſchlimmſtbetroffenen Gegenden, wie es etwa die Pfalz und ſpäter Kurſachſen waren, nie gefehlt haben. Aber ſelbſt allgemein anerkannte Folgen, wie die auch von Erdmannsdörffer betonte und durch zahlenmäßige, oft freilich recht unwahrſcheinliche Einzelangaben bezeugte Entvölkerung, der außerordentliche Menſchenverluſt, den ſchon Guſtav Freytag für die Grafſchaft Henneberg belegt hat, werden neuerdings für dieſe oder jene Gegend beſtritten. In Kurſachſen hat z. B. die Bevölkerung, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, einige Jahre nach dem Kriege dem Stande bei Ausbruch desſelben mindeſtens entſprochen. Auch ſchwankte die Bevölkerung während des Krieges hin und her. Landbewohner flüchteten in die Städte und kehrten nach Abzug der Soldateska zurück, viele blieben freilich in den Städten, beſonders in größeren wehrhaften Orten. So verſchwanden allerdings hier und da, jedoch lange nicht in dem Maße wie im ausgehenden Mittelalter (vgl. S. 1), manche Dörfer völlig, aber die weitaus meiſten ſind wiederaufgebaut, und die Menſchen ſelbſt ſind, ſoweit ihr Leben verſchont blieb, bald wieder untergekommen. Auch die Maſſe der durch den Krieg unendlich vermehrten Landſtreicher wurde ſpäter, wenn auch oft unfreiwillig, zum guten Teil wieder dem ſeßhaften Leben eingefügt. Bleibt die Entvölkerung gleichwohl groß genug, ſo iſt ſie endlich weniger durch den Krieg ſelbſt als durch Seuchen und Entbehrungen herbeigeführt worden.

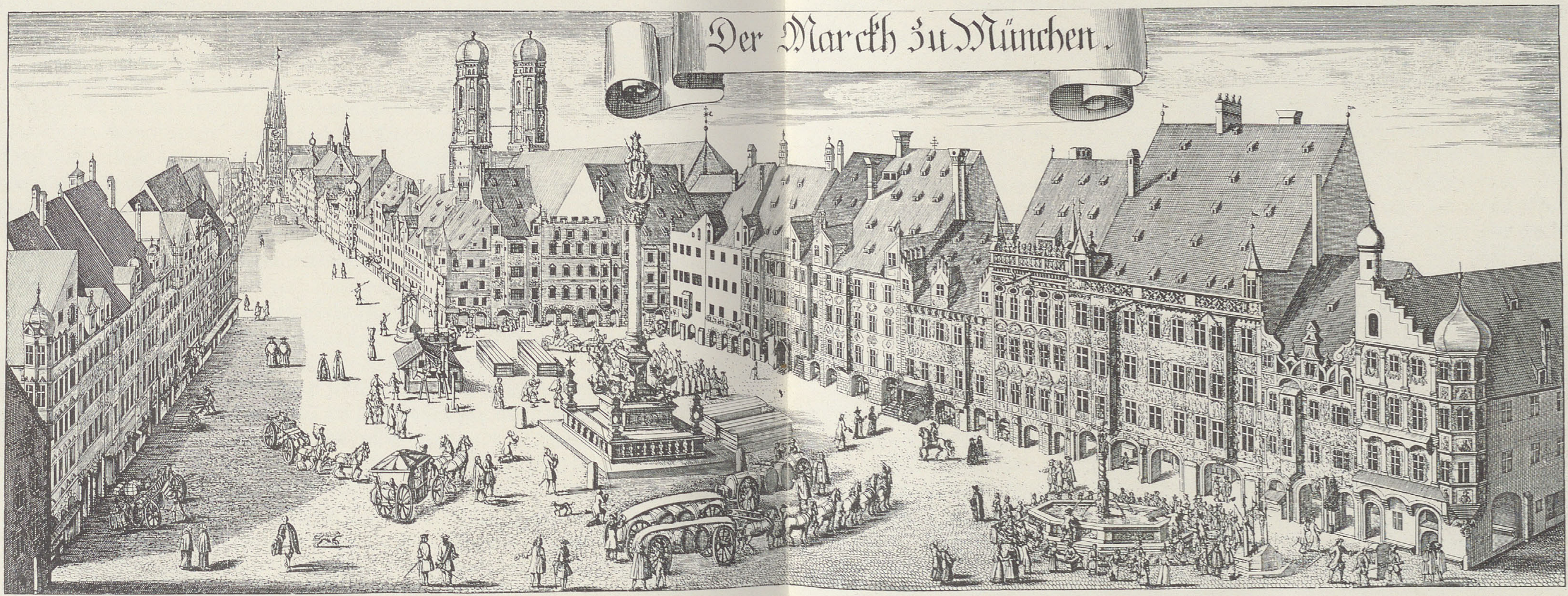
Unter der ebenfalls nicht zu bezweifelnden materiellen Zerſtörung ſodann haben die Städte weniger zu leiden gehabt als das Land. Zunächſt ſchützte ſie ſchon die im 16. Jahrhundert immer ſtärker ausgebaute Befeſtigung, gegen die oft bedeutende Truppenmaſſen lange vergeblich ankämpften. Auch legte man größere Außenbefeſtigungen an, Erdwerke, die den Geſchützen beſſer widerſtanden als Mauern. Die Bürger ſelbſt waren, wie (S. 297)



Der Straßburger Weinmarkt im 17. Jahrhundert. Nach der Radierung von Wenzel Hollar (1607—77), Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinetts in Berlin.



Umzug der Nürnberger Metzger mit der langen Wurst im Jahre 1658. Nach dem Kupferstich von Lucas Schnitzer, Exemplar der Sammlung Friedrich Augusts II. in Dresden.


Der Marckh zu München.

Der Markt- und Schrannenplatz zu München. Nach einem Kupferstich aus dem Jahre 1634 im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Ansichten aus deutschen Städten im 17. Jahrhundert.

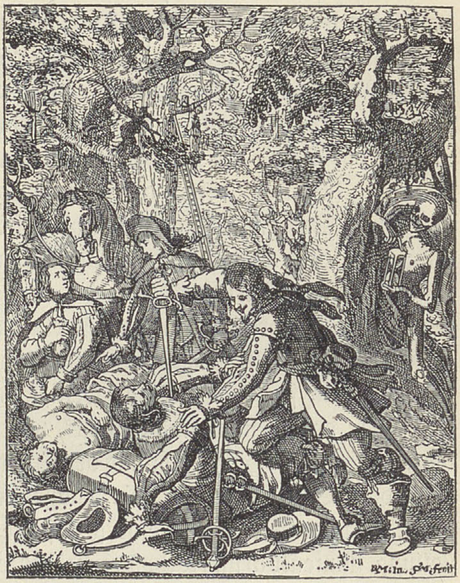
Stadt-
bücherei
Elbing

betont, noch wehrhaft und in den Waffen geübt, auch in der Bedienung der Geſchütze. Die flüchtigen Landbewohner überfüllten freilich die größeren Städte und brachten bei Belagerungen die Hungersnot. Selbſt in ſchlimmen Zeiten ſicherte aber das Regiment der Städte die Ordnung und einen gewiſſen Schutz von Perſon und Eigentum. Ihr Geld erlaubte ihnen zudem, ſich von Einquartierung uſw. loszukaufen. Vor allem die großen Reichsſtädte waren, ſo wenig ſie politiſch trotz Sitz und Stimme auf dem Reichstag bedeuteten, noch überaus ſtolz auf ihre Autonomie und bewahrten auch ein gut Teil ihrer materiellen Macht ebenſo wie ein glänzendes oder behäbiges Ausſehen (ſiehe die beigeheftete Tafel „Anſichten aus deutſchen Städten im 17. Jahrhundert"). Die Seeſtädte der Hanſa hatten ferner von den Kriegsläuften ſelbſt nicht allzuviel zu leiden gehabt, mehr unter dem auch ſie ſchädigenden Niedergang des inneren Deutſchlands. Den Verfall der Hanſa aber haben wir ſchon (S. 257f.) lange vor dem Dreißigjährigen Kriege beginnen ſehen. Holland und England beherrſchten die See, der größte Teil der Bundesſtädte war einem deutſchen oder außerdeutſchen Fürſten (Schweden) unterworfen, und das alte Hanſahaupt, Lübeck, war von ſeiner ſtolzen Höhe geſunken. Aber noch 1630 ſchloß es jenen engeren Bund mit Bremen und Hamburg, die ſich ihrerſeits, wie das abſeits ſtehende Danzig, im ganzen durch den Anſchluß an die neuen Seemächte in ihren alten Handelsbahnen weiterbewegt hatten und nach dem Kriege wieder einen Aufſchwung nahmen. Die oberdeutſchen Städte aber, deren Verfall ebenfalls bereits vorher begonnen hatte (vgl. S. 259ff.), hatten ungeachtet aller Leiden auch während des Krieges ihrem Handel, durch Geleit geſichert, weiter obgelegen, ſo dem mit Italien, wo in Venedig der alte Fondaco ſeine Bedeutung bewahrte, mit Frankreich (Lyon), mit der für die Eiſeninduſtrie wichtigen Steiermark, mit Böhmen und Ungarn. Straßburg, Ulm, Nürnberg, das ſchwer heimgeſuchte Augsburg erholten ſich bald, ſoweit es bei dem ſchon früher eingetretenen allgemeinen Rückgang noch möglich war, Augsburg ſowohl in ſeiner Induſtrie wie in ſeinem Geldhandel. Beſonders ſchnell hob ſich Frankfurt am Main, deſſen Meſſen auch während des Krieges immer beſucht wurden. Im Nordweſten blieb Köln (freilich nicht mehr lange) eine berühmte Handelsſtadt, und im öſtlichen Binnendeutſchland entwickelte ſich Leipzig, das freilich ſchwer unter dem Kriege zu leiden hatte, nicht nur zum Handelszentrum für die Umgebung, ſondern durch ſeine immer wichtigeren Meſſen zum großen internationalen Vermittelungsplatz zwiſchen Oſten und Weſten. Wie ſehr ſolche Städte auch in Kriegszeiten noch als ſichere Stätten empfunden wurden, zeigt die häufige Anlage von gerettetem oder im Krieg erworbenem Vermögen bei ſtädtiſchen Handelshäuſern. Überhaupt blieb der Kapitalreichtum in den Städten trotz der bedenklichen Verſchuldung (vgl. S. 302) während des Krieges zum Teil ziemlich groß. Sonſt wären auch nicht ſoviel Kunſtwerke aus Gold, Silber uſw. aus früherer Zeit erhalten worden. Nicht nur Offiziere, ſondern auch manche andere (vgl. S. 300) ſind ferner im Kriege, der überhaupt Geld unter die Leute brachte, reich geworden.

Freilich war auch in den Städten viel zerſtört. Brand und Plünderung hatten alte ſchöne Wohnhäuſer vernichtet oder verwüſtet; in mittleren Städten ſtanden die Häuſer zu Hunderten leer, viele lagen in Trümmern. Dazu kamen die Kontributionen, aber auch allgemeine Momente des wirtſchaftlichen Ruins, ſo vor allem die nur zum Teil durch den Krieg verſchuldete Steigerung der ſchon (S. 261) betonten Münzverwirrung. In den zwanziger Jahren, in der Zeit der Kipper und Wipper, führte die hergebrachte Behandlung der Münze als Bereicherungsmittel zu einem allgemeinen Taumel. Nach dem Vorgang einiger geldbedürftigen Fürſten fingen Herren, Stifter und Städte an, aus immer geringerem Metall, ſogar aus Blech, Geld zu münzen. Der Rückſchlag, die völlige Entwertung des Geldes und allgemeine Teuerung, der Ruin vieler Kapitaliſten und Sparer, brachte ſchweres Unglück über die geſamte Volkswirtſchaft, das ſich ſo leicht nicht verwinden ließ, aber, wie geſagt, in der Hauptſache eine Erſcheinung des allgemeinen wirtſchaftlichen Verfalls war. Im ganzen war überhaupt die geminderte Stellung der Städte zum größten Teil eine Folge jener bereits vor dem Kriege wirkenden Verhältniſſe, ſowohl was den Handel als das Gewerbe betrifft. Unmittelbar durch den Krieg litt der für das ganze Rheinland wichtige Weinhandel: der Rheinwein verlor faſt ganz ſeinen Auslandsmarkt. Im allgemeinen hat aber das Gewerbe, auch abgeſehen von der allgemeinen Schwächung des Abſatzes, durch den Krieg ſelbſt ſtärker zu leiden gehabt als der Handel, der ſogar durch den An- und Verkauf der meiſt zu Spottpreiſen fortgegebenen Kriegs- und Plünderungsbeute, durch Lieferungen uſw. Nutzen zog, weil bei jenem mehr auf die Erhaltung der Perſonen ſelbſt ankam, weil ſchlimme Zeiten hier bei kleinem Kapital ſogleich ruinierend wirkten, die Zerſtörung der Wohnſtätte, der Werkzeuge das Eingehen des Betriebes zur Folge hatte. Oft ſind lokale Induſtrien ganz vernichtet worden. Wenn man aber die Tuchinduſtrie als durch den Krieg zerſtört hinſtellt, ſo ſei an die Klagen des bayeriſchen „Standes“ der Städte ſchon von 1612 erinnert, daß man wohl Rohſtoff und gute Arbeiter habe: „aber ſie haben den Verlag nicht und werden von fremden Tüchern gedrückt“. Unter den recht wenig zum Luxus herausfordernden Zeiten litt beſonders das noch blühende Kunſtgewerbe. Soweit Geld vorhanden war, wurde es auch ſpäter mehr und mehr für die einſtrömenden franzöſiſchen Luxusartikel verwandt. Anderſeits ſind damals gerade infolge der Ausſaugung ohnehin armer ländlicher Gegenden, vor allem der Gebirge, manche Gewerbszweige von Bauern aufgenommen und zu ſpäter blühenden Induſtrien entwickelt worden.

Weit mehr in der ſchon lange eingeſchlagenen Richtung des Niederganges hat der Krieg auf die bäuerliche Bevölkerung gewirkt. Man muß zunächſt bedenken, was die damaligen Heere waren. Militäriſch waren ſie zwar fortgeſchritten, namentlich durch Guſtav Adolf, der eine moderne Kriegskunſt anbahnte. Taktiſch kam man nach niederländiſchem Muſter, eben beſonders durch Guſtav Adolf, zum Teil zu kleineren geſchloſſenen Einheiten; man verwandte neben ihnen leichte Schützen. Im Laufe des Krieges verlor der bisherige eigentliche Infanteriſt, der Spießträger, der Pikenier, anfangs noch als Doppelſöldner geachtet, bedeutend an Anſehen; dafür gewannen die durch Guſtav Adolf beweglicher gewordenen und in langen Feuerlinien verwandten Musketiere, die in der Art des Feuerns freilich ſchwerfällig genug blieben. Vor allem traten jetzt aber die Reiter wieder hervor, nunmehr als eigentliche Kavalleriſten. Auch ſie hat Guſtav Adolf, der ferner eine leichtere Artillerie ſchuf, durch Minderung der Rüſtung beweglicher gemacht. Sie bekamen mehr und mehr die Entſcheidung in die Hand und bildeten einen immer ſtärkeren Teil des Heeres, ſchließlich die Hälfte. Freilich waren gerade dadurch Verwilderung des Krieges, allgemeinere Ausplünderung des Landes durch raſche Streifzüge uſw. bedingt. Innerlich waren die Heere auf tiefem Stand, dabei teuer und unzuverläſſig. Ohne nationales oder territoriales Zuſammengehörigkeitsgefühl, mehr und mehr reine Söldnerheere, mit allen Untugenden derſelben, waren ſie nunmehr auch Finanzobjekte für militäriſche Unternehmer geworden, die dem Fürſten die Schwierigkeiten der Anwerbung abnahmen, ſich aber dafür durch Übervorteilung bereicherten. Da die ohnehin finanziell arg bedrängten Fürſten ſelbſt bald nicht mehr den Sold aufbrachten — bei der

Koſtſpieligkeit der Unterhaltung des Heeres half man ſich zum Teil durch Münzpraktiken, beſonders leichtes Geld für Soldzahlung, Kürzung des Soldes uſw. —, überließ man auch deſſen Beſchaffung den Heerführern, die ihn durch Brandſchatzung aus den von ihnen beſetzten Landſchaften herausſchlugen. Die Mängel dieſer Söldnerheere führten eben ſpäter zu den ſtehenden Heeren (vgl. S. 320), zu denen Anſätze bereits jetzt gemacht wurden. Dazu kam nun die Qualität der Söldner, die, international zuſammengeſetzt, lediglich von der Luſt an ungebundenem Leben und der Beuteſucht getrieben, der Fahne folgten, bald dieſer, bald jener Partei zufielen und auch die Lande der eigenen Partei nicht ſchonten. Waren bereits die Landsknechte wegen der Soldunſicherheit oft zu Räubern geworden, überhaupt nicht ſelten verwildert, ſo gilt das noch mehr von den jetzigen Soldaten (ſ. die nebenſtehende Abbildung), trotzdem die großen Heerführer der erſten Hälfte des Krieges, auch Tilly, ſtrenge Zucht übten. Am brutalſten waren die fremden Truppen, die Kroaten, die Italiener, die Spanier — ein wahrer Abſchaum. Unter den Plünderungen beim Durchmarſch, die oft mit Niederbrennen der Hausſtätten endeten, übrigens von den Heerführern verboten waren, unter dem Treiben des überall ſtreifenden Raubgeſindels, unter dem zuchtloſen Marodieren, unter der Luſt einer verwilderten Truppe an perſönlichen Mißhandlungen, an Schändung der Weiber, ja an viehiſchen Grauſamkeiten (wie dem Verbrennen von Menſchen im Backofen, dem Eingeben des ekelhaften „ſchwediſchen Trankes") hatte nun niemand mehr zu leiden als die Landbewohner. Selbſt die Amtleute auf dem Lande reſpektierte man nicht und plünderte ſie bis aufs Hemd. Daß anderſeits die hungernden Bauern in der Verzweiflung zum Teil zum Kannibalismus gekommen ſeien, iſt neuerdings mit Recht als nicht genügend beglaubigt hingeſtellt worden, wenn auch Einzelfälle vorgekommen ſein mögen. Mancher verließ ſein Dorf und ſchloß ſich dem herumſtreichenden Geſindel an, wütete dann aber, wie Moſcheroſch beſtätigt, beſonders ſchlimm. Die Schilderungen des Leides, wie wir ſie bei Moſcheroſch und Grimmelshauſen finden, ſind freilich ſtark aufgetragen; die berühmte Szene im „Simpliciſſimus" iſt wohl, wie Hoeniger meint, eine freie Zuſammenſtellung aller möglichen, einzeln vielleicht vorgekommenen Miſſetaten. Es hat unter den Heerführern auch Beſchützer der Bauern gegeben. Zum Teil ſind ſodann die wilden Zuſtände und der Mangel an Arbeitskräften dem nunmehr aufbegehrenden fronenden Landvolk wie übrigens auch dem Geſinde gute Gelegenheit zur Gewinnung einer beſſeren Stellung geweſen, von der es freilich bald wieder herabgedrückt wurde. Ebenſo ſind ſcharfe „Geſindeordnungen" im ſpäteren 17. Jahrhundert die Regel.



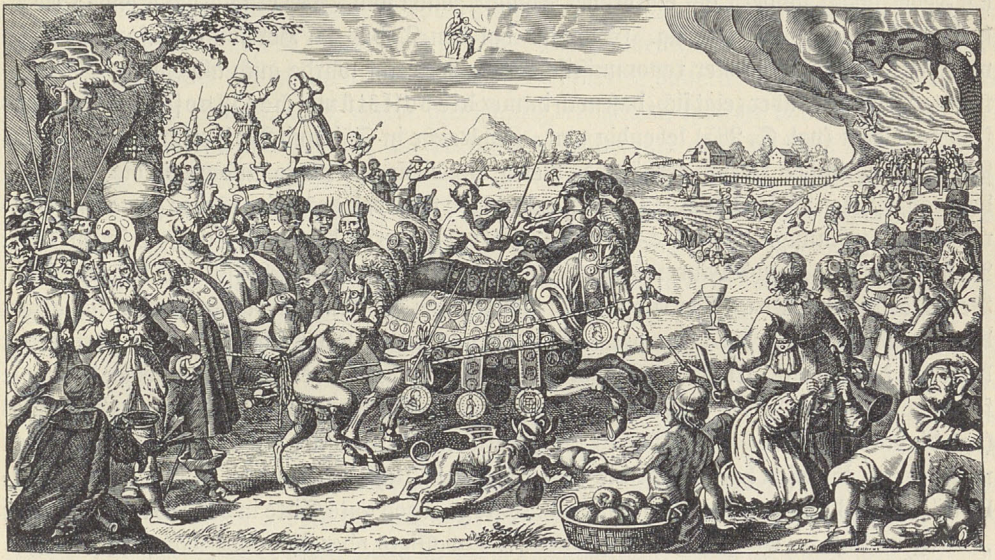
Räuberiſcher Überfall durch Soldaten. Nach einem Kupferſtich von R. Meyer (1605—38), wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte", Bd. I.

Sehr überſchätzt werden weiter die Folgen des Krieges in landwirtſchaftlicher Beziehung. Ohne Zweifel ging der Umfang des bebauten Bodens durch ihn ſehr zurück, ja es kehrten zum

Teil völlig unziviliſierte Zuſtände wieder. Das Waſſer verwandelte oft ungehemmt weite Niederungen in Sümpfe, der unbebaute Acker bedeckte ſich mit Geſtrüpp und Wald (vgl. S. 12). Aber nach dem Kriege ging man raſch an die Wiedereroberung ſolcher Teile. Auch der Betrieb wurde nicht auf die Dauer geſchädigt. Da in einzelnen Gegenden, ſelbſt im kolonialen Oſten, ſeit längerer Zeit die intenſivere Wirtſchaftsweiſe bei den kleinen Bauern war, wurde manche Tradition allerdings vernichtet, ebenſo wie ſich die Reſte alten Wohlſtandes, die oft noch z. B. der ſchmückende Hausrat gezeigt hatte, in rohe Dürftigkeit verwandelten. Auch die Viehzucht hatte vielfach ſehr ſtark gelitten: Viehraub war das Wichtigſte bei der Plünderung geweſen. Aber im ganzen war, wie v. d. Goltz mit Recht betont hat, doch die Natur der landwirtſchaftlichen Arbeit, auch was die Werkzeuge betrifft, noch zu einfach, als daß man nicht bald wie früher und zum Teil ſogar beſſer wirtſchaftete. Freilich mußte man Gebäude und Inventar erſt notdürftig wiederherſtellen und beſchaffen, auch mangelten die zunächſt noch ſehr gehegten Arbeitskräfte, die Produkte hatten namentlich wegen der geringeren Kaufkraft der Städte außerordentlich niedrige Preiſe, und vor allem blieb das Landvolk nach wie vor das Objekt des herrſchaftlichen Druckes wie das Hauptobjekt der landesherrlichen Beſteuerung (ſ. unten). Aber dafür waren die Erträge der Landwirtſchaft auch unentbehrlich, und ein ſicherer, wenn auch zunächſt bei der ſtarken Entvölkerung geſchmälerter Abſatz war immer da. So haben ſich denn die anfangs zahlungsunfähigen ländlichen Untertanen zum Teil verhältnismäßig raſch erholt, oft allerdings infolge der Fürſorge der Obrigkeit, die Steuererleichterungen für Aufbau von Häuſern, Wiederanbau von Feldern uſw. gewährte ſowie dem Menſchenmangel durch Heranziehung fremder Koloniſten zu begegnen ſuchte. Bald ſtand das Land, wenigſtens in den durch Natur und Verkehr begünſtigten Gegenden des Weſtens und Südens, wieder einigermaßen in Kultur, und die Steuerkraft war, freilich unter Hinzurechnung der Städte, in vielen Gegenden bald wieder eine erhebliche. Aber dieſe Beſteuerung, die die wachſenden Anſprüche von Fürſt und Staat immer ſchärfer geſtalteten, war doch oft eine grauſame Belaſtung des Landvolkes, deſſen ſoziale Pariaſtellung, namentlich im Nordoſten, bei der ſeit langem anerkannten Leibeigenſchaft — gerade in dieſer Zeit wurden immer mehr von den noch übrigen ſelbſtändigen Bauern herabgedrückt — ſeine bejammernswerte Lage, die dumpfe Stimmung der Gedrücktheit noch verſchlimmerte.

Wohl ging es freilich den adligen Herren, die ebenſo wie der Staat die Bauern auspreßten, auch nicht, ſoweit ihr Einkommen auf Grundbeſitz beruhte. Die ſchon im 16. Jahrhundert beobachtete Verſchuldung (ſ. die Abbildung S. 303), die auch ohne den Krieg zu einer drückenden Kalamität geworden wäre, wuchs durch dieſen ungeheuer; Bauer und Edelmann waren, allerdings aus verſchiedenen Urſachen, ſich darin gleich. Die öffentliche und private Verſchuldung wuchs auch in den Städten bei den Kontributionen uſw. immer bedenklicher — nach einer Äußerung von Kaſpar Manz 1659 hatten die Städte nur noch Schulden und ſtaubige Akten. Immerhin war gerade der Städter zugleich der Gläubiger der anderen und klagte ungeheuer, daß er ſeine Zinſen von dem gleichwohl „ſtolzirenden und prachtirenden" Edelmann nicht erhielte. Denn in den Kriegszeiten war man damit überall rückſtändig geworden. Aber die Obrigkeit ſtand auf ſeiten der Schuldner. Die Landesherren, deren Domänen übrigens ebenfalls verſchuldet waren, erreichten bei den Ständen für jene Moratorien, Suſpenſionen uſw. Im Süden, wo die Fürſten weniger Gewalt hatten, ſuchten die Reichsritter Schutz beim Kaiſer; ſpäter griff auch das Reich ein, und man kam 1654 ſogar zu einem Beſchluß, der den größten Teil der während des Krieges nicht bezahlten Zinſen erließ, der aber an Wirkung weit zurückſtand hinter den einſchlägigen Maßnahmen der Landesfürſten. In dieſer Fürſorge zeigte ſich indeſſen im ganzen — denn von den Bauern war wenig die Rede — wieder nur jenes ſteigende ſoziale Übergewicht des Adels.

Bedeutet der Krieg wirtſchaftsgeſchichtlich kaum eine Epoche, ſo noch viel weniger ſittengeſchichtlich. Nichts Neues war, wie wir (S. 285 ff.) ſahen, die angeblich durch ihn eingeriſſene Fremdſucht; nur wurde ſie durch die Einwirkung der vielen Deutſchland heimſuchenden Fremden noch gefördert. In den Zeiten des Krieges iſt denn auch ein dieſes ganze Weſen ſchlagend bezeichnendes Stichwort aufgekommen, das bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts übliche à la mode. Das Wort geht einerſeits noch auf die fremden Einflüſſe überhaupt, ſeine Form zeigt aber ſchon das immer bedeutendere Übergewicht des Franzöſiſchen, und endlich deutet es die erwähnte Wendung von einem alten Lebensideal zu einem neuen, modiſchen, feineren an. Die gleich zu Anfang und vollends erſt ſpäter das franzöſiſche Ideal vertretenden Höfe ſpielten in dieſer Zeit dabei eine etwas geringere Rolle als die Städte. In dieſen war ſchon in den zwanziger Jahren jener Typus des „Monsieur à la mode“ entſtanden, der, mit der neuen lockeren Tracht angetan, fortwährend fremde Worte und die damals beliebten martialiſchen oder ſonſtige Kraftausdrücke im Munde führte, ein „feines“ Benehmen zur Schau trug, jene gezierte, hohl-pathetiſche, „verblümte“ Ausdrucksweiſe liebte und auf die alten Sitten immer verächtlich als auf „altfränkiſche“ herabſchaute. Man beſchränkte ſich bei den Fremdworten noch nicht auf das Franzöſiſche allein, wie denn Riſt einen alamodiſchen Krieger urteilen läßt: „Stehet es nicht tauſendmal zierlicher, wenn man im parliren oder Reden zum öftern die Sprachen changiret?“ Die im weſentlichen franzöſiſch beeinflußte Tracht bedeutete allerdings eine Erlöſung von dem ſteifen ſpaniſchen Koſtüm (vgl. S. 291). Man kleidete ſich wieder faltiger, bequemer, maleriſcher. Man trug aber auch die Zeichen der kriegeriſchen Zeit, anſtatt der Schuhe die von den Reitern zum Teil auf die Fußſoldaten übergegangenen hohen, geſpornten Stiefel,



Flugblatt auf die allgemeine Verarmung und Verſchuldung im 17. Jahrhundert. Nach Bernhard Erdmannsdörffer, „Deutſche Geſchichte“, Bd. I. Vgl. Text S. 302.

deren Stulpen aber immer mehr hinabgeſchoben wurden, ſo daß die ſackartig gewordene bequeme Hoſe mehr hervortrat, den breitrandigen Filzhut mit aufgeſchlagener Krempe und Federn, über dem Wams, das zur Weſte wurde, das lederne Soldatenkolett — den weiten Soldatenrock haben die Franzoſen anſcheinend urſprünglich von den Deutſchen übernommen —, die Stulpenhandſchuhe der Soldaten. Man ſchlug, nach dem Muſter des walloniſchen Reiterkragens, einer niederländiſchen Eigentümlichkeit, den Kragen um und legte ihn breit auf die Schultern, ließ, wie die wilden Kriegsleute, das Haar frei in Locken wallen, ſoweit man es nicht in Zöpfe flocht, färbte den modiſchen Knebel- und Spitzbart dunkel, weil er ſo martialiſcher ſtand, und trug endlich am Bandelier den Degen. Bezeichnend iſt, daß der ſtolze Schreiber (vgl. S. 171) nun vor dem martialiſchen Krieger ganz zurücktrat, wie z. B. bei Grimmelshauſen ein angeworbener verkommener Student „nicht als ein Federſpitzer, ſondern als ein braver Soldat“ gelten will. Der bramarbaſierende Kriegsheld ſelbſt war nun ſalonfähig. Gryphius hat den Typus im Horribilicribrifax literariſch verewigt. Vieles von jener renommiſtiſchen Stutzertracht wurde auch allgemeine Männertracht. Wiederum aber zeigt ſich, daß noch immer die volkstümliche Oppoſition gegen das fremde Weſen (vgl. S. 285) lebendig war. Zahlreiche in Süd und Nord erſchienene Kupferſtiche mit ſpöttiſchen Verſen verhöhnten dieſen Monsieur à la mode, und gegen die Zunahme des franzöſiſchen Weſens überhaupt entſtand gerade während des Krieges eine gewaltige literariſche Strömung. Es iſt die Alamodeſatire; die erſte derartige Schrift erſchien 1628. Moſcheroſch, Logau und Lauremberg, Schupp und etwas ſpäter Rachel ſind die bedeutendſten Vertreter dieſer Satire. Sie richtete ſich außer gegen die fremden Moden namentlich gegen die Sprachmengerei, die ſchon der Kanzleiſtil mit ſeinen lateiniſchen Floskeln vorbereitet hatte, ſo die Schrift „Unartig teutſcher Sprach-Verderber“, aber auch ſchon gegen das neue feine, höfiſche Benehmen, für das nun „Complementir Büchlein“, wie 1649 das von P. Lucius (vgl. die Abbildung S. 342), aufkamen. Daß übrigens die neue Art mit der alten grobianiſchen noch ſehr zu kämpfen hatte, zeigt die gegen die Unhöflichkeit gerichtete „Alamodiſche Hobelbank“ von 1630, zeigen die mannigfachen Verſtöße gegen gute Sitte in der 1631 erſchienenen „Peregrination … Anagkylomitens, eines … Cavalliers oder Alamodo-Monſiers“.

Hand in Hand mit der Vorliebe für die feine Bildung ging ein auch ſchon im 16. Jahrhundert erkennbarer, nun verſtärkter, freilich nur wenig auf das Konto des Krieges zu ſetzender Hang zum Äußerlichen, zur Idealloſigkeit, zur praktiſchen Lebensklugheit. Das bereits lange untergrabene bürgerliche Selbſtgefühl — von den Bauern nicht zu reden — ſank infolge der wirtſchaftlichen Schädigung durch den Krieg und der häufigen perſönlichen Mißhandlung, mehr freilich noch durch das herriſche Regiment des neuen Staates und ſeiner Beamten und durch das Übergewicht der höfiſchen Geſellſchaft. Das prunkende Kleid der Vornehmen, der Titel, der Rang imponierten dem Bürger immer mehr. Die ganz und gar konventionelle, ſich an Äußeres heftende „Reputation“, ein durchaus engherziger Begriff von Standesehre, wurde von allen Klaſſen, namentlich auch den jetzt auf ihre gelehrte Bildung ſtolzen oberen Schichten des Bürgertums, aber ſelbſt von Handwerkern, um ſo ſtärker betont, als das Drunter und Drüber der Zeit die ſoziale Ordnung zu erſchüttern drohte. Eine berechnende, verlogene, charakterloſe Lebensanſchauung ferner ergab ſich durch die im Kriege eintretende Verwirrung aller Rechtsbegriffe wie durch die neue „politiſche“ Art des öffentlichen Lebens als unbedingtes Erfordernis für den Mann der „neuen Welt“: ſie wird zu einem Hauptcharakteriſtikum der folgenden Periode.

Anderſeits wurde die lähmende Vorherrſchaft des theologiſchen Geiſtes nun gebrochen, und dies iſt ein wichtiges, die ſpätere Säkulariſation und Befreiung des Geiſteslebens bedingendes Moment. Zum Teil hatte freilich bereits um 1600 das Übermaß der theologiſchen Intereſſen eine Reaktion bei einſichtigen Männern herbeigeführt: mancher hielt den konfeſſionellen Hader für verderblich, mancher die dogmatiſchen Fragen nicht mehr für Lebensfragen. Freilich war ja der Krieg ſelbſt eine Folge jenes Geiſtes und durch den konfeſſionellen Fanatismus hervorgerufen. Wie tief die Erregung zu Anfang des Krieges war, zeigen die Volkslieder, namentlich die der am meiſten bedrohten Evangeliſchen, die öfter Wut und Jammer ausdrücken, während die der Katholiken mehr ſpotten und triumphieren. Wie im 16. Jahrhundert erhoben die Sittenprediger ihr tief peſſimiſtiſch gefärbtes Wehgeſchrei und prophezeiten das Weltende, wie damals kannte man in der Behandlung des Gegners keine Gerechtigkeit, keine Milde. Ein glühender, fanatiſcher Katholik war vor allem Maximilian I. von Bayern. Sehr groß war die Zahl glaubensſtarker Menſchen, die furchtlos um ihres Glaubens willen litten. Aber je länger der Krieg dauerte, deſto mehr entfremdete man ſich ſolchen Stimmungen, wurde gleichgültig, reſigniert, ſpottete über die Eiferer oder drang, wie Andreae und Schupp, auf praktiſches Chriſtentum ohne Rückſicht auf Glaubensdifferenzen. Ein Teil wurde gemütshart, ein anderer, ſtillerer kam durch die Leiden zu wahrer Religioſität, wie ſie ſchon vor dem Kriege Arndts „Wahres Chriſtentum" (1605) zeigte, und ein ganz kleiner Teil kam auf den hohen Standpunkt der Toleranz, erſtrebte die Vereinigung aller Chriſten, die doch genug Gemeinſames hatten, ſo der Helmſtedter Ireniker Calixtus und ſeine Anhänger. Ein entſchieden friedlicher Zug iſt aber faſt überall die gemütliche Folge des Krieges. Die ſtärkende Kraft der Religion hat ſich freilich damals auch bewährt, vor allem bei den proteſtantiſchen Landpfarrern, die in entſetzlichſtem Leid die Stützen ihrer Gemeinden waren und ſie zuſammenhielten. Ihre zahlreich in Kirchenbüchern erhaltenen handſchriftlichen Erinnerungen an dieſe Zeit ſind oft erfreulich zu leſen. Und wenn auch viele von ihnen feig und haltlos wurden oder nur auf Sicherung ihres Lebens bedacht waren, ſo haben andere die häßlichen Eigenſchaften vieler damaligen Geiſtlichen, ihre Streit- und Herrſchſucht, ihren Hang zu ödem Formenkram, durch ihr praktiſches Chriſtentum wieder gutgemacht. Am ſchnellſten waren die religiöſen Motive, wie ſchon zur Reformationszeit, meiſt bei den fürſtlichen Häuptern der ſtreitenden Parteien zurückgetreten, bei denen die egoiſtiſchen Intereſſen der Gebiets- und Machterweiterung, überhaupt der Politik, ausſchlaggebend waren. Faſt gänzlich unberührt von religiöſen Intereſſen waren die beuteluſtigen geworbenen Heere. Die kaiſerlichen Heere erzwangen freilich, wo ſie eindrangen, äußerlich eine Rekatholiſierung: wer der Gewalt nicht nachgeben wollte, mußte das Land verlaſſen. Aber ſie waren darin Werkzeuge der Pfaffen, der ihnen folgenden Jeſuiten.

Man ſchreibt dem Krieg endlich die Herbeiführung einer ſtarken Verrohung und Demoraliſierung zu. Aber auch hier überſieht man, wie es bereits früher ſtand. Die wüſte Trunkſucht, die ſich auch jetzt noch breit machte, war ja das ſo ſehr beklagte Leiden der abgelaufenen Periode (vgl. S. 226 f.); die Beſtialität und Gefühlsroheit der Soldaten entſpricht jener gefühlloſen Kriminaljuſtiz (vgl. S. 124) und der Gewalttätigkeit auch noch des 16. Jahrhunderts, ganz abgeſehen von der in den Kriegen älterer Zeit überhaupt bezeigten Luſt an Untaten; die ſchönheits- und kulturfeindliche grobianiſche Verwilderung des Volkes iſt ebenfalls nicht neu. Und mochte dieſe durch den Krieg noch gefördert werden, ſo wuchs doch gerade jetzt auch jene ihr entgegenwirkende Vorliebe für die feinere geſellſchaftliche Bildung des Auslandes.

Freilich wurde damit eben wieder jener volkstümliche Geiſt zurückgedrängt, von deſſen Schwinden dieſes ganze Kapitel ausging. Auch hier wirkte der Krieg nur verſtärkend. Das Niederſtampfen Deutſchlands durch die fremden Heere ſchädigte vielfach auch das volkstümliche Weſen, mit dem Ruin der ländlichen Bevölkerung ging die Vernichtung vieler alten Bräuche Hand in Hand, mit dem Sinken der Lebensluſt die Beſeitigung vielen poetiſchen Lebensſchmuckes. Dazu kam dann die Beförderung jener Fremdſucht. Im übrigen lag aber die Zurückdrängung des Volkstums durchaus im Zuge der Zeit. Gerade die neuen Kulturmächte ſtellten ſich, wie wir ſchon (S. 221 f.) ſahen, zu ihm feindlich. Der neue Staat hielt nun mit ſeinem ſtraffen Regiment die urwüchſigen Regungen der Volkskraft nieder, wie ſie durch die neue höfiſche, länger ſchon durch die gelehrte Bildung verächtlich wurden. Freilich entſprang dem neuen Kultureifer gerade jetzt eine literariſche nationale Richtung, die aber keineswegs zugleich eine Retterin des Volkstums ſein wollte. Man wollte eine nationale Literatur haben wie die anderen Völker, und ſie ſollte rein deutſch ſein. Aber dieſe Literatur war künſtlich-gelehrt, wie das höhere Nationalgefühl überhaupt ſeine Wurzeln ſchließlich in der humaniſtiſchen Bildung hatte (vgl. S. 192 f.). Ebenſo war der ſtark betonte, zuweilen fieberhafte politiſche Patriotismus, wie er ſich in der Broſchürenliteratur äußerte, zwar oft volkstümlich gefärbt, weſentlich aber wieder ein Produkt der gelehrten Bildung. Daß ſolche höheren Beſtrebungen nicht im Volke wurzelten, ſondern in der jetzt allein maßgebenden Schicht, zeigt der Umſtand, daß die auf eine nationale Literatur hinarbeitende „Fruchtbringende Geſellſchaft" nach dem Muſter der Accademia della Crusca gegründet war und außer Gelehrten vor allem Fürſten und Adlige zu Mitgliedern beziehungsweiſe zu Gründern hatte, ſo als Haupt den in Italien gebildeten Ludwig von Anhalt.

Die ganze Bewegung — auf die vor dem Kriege gegründete „Fruchtbringende Geſellſchaft" folgte 1633 die „Aufrichtige Geſellſchaft von der Tannen", 1643 die „Deutſchgeſinnte Geſellſchaft", 1644 der „Pegneſiſche Blumenorden" — iſt aber zugleich ein Beweis, daß das geiſtige Leben während des Krieges durchaus nicht ſtagniert hat. Man wollte damals ein gebildetes Publikum, eine kulturell intereſſierte Geſellſchaft ſchaffen, freilich künſtlich. Gewiß haben ferner in den vom Krieg beſonders betroffenen Teilen die Univerſitäten ſtark gelitten — die zu Heidelberg war von 1631 bis 1652 überhaupt geſchloſſen —, aber das wiſſenſchaftliche Streben war an ihnen doch nicht erſtorben. In Marburg zeugen die allerdings durch die ſtaatliche Neuordnung hervorgerufenen Univerſitätsſtatuten von 1629, die zugleich das Lateinſchulweſen neu regelten, von fortſchrittlichem Geiſt. Auch die Lateinſchulen blühten in Heſſen wie anderswo, neue wurden gegründet, ſo 1629 das Pädagogium in Darmſtadt. In Heſſen wurde gerade jetzt auch das Volksſchulweſen beſonders gefördert, wurden gerade jetzt zahlreiche „Filialſchulen" gegründet. Pädagogiſche, alſo auf die Zukunft hoffnungsvoll gerichtete Reformbeſtrebungen ſind überhaupt damals ſtark verbreitet und entſprechen jenen auf dem Gebiete der Literatur und der Sprache. Die höhere Dichtung iſt damals akademiſch-gelehrt, aber das Intereſſe an ihr iſt gewaltig. Es iſt die Zeit Opitzens, der lange als „Vater der deutſchen Poeſie" galt; ſein „Buch von der deutſchen Poeterey" erlebte von 1624 bis 1647 acht Auflagen. Das ſtarke religiöſe Leben fand literariſch ſeinen Ausdruck im Kirchenlied wie in den Dichtungen eines Dach und Fleming. Für den weiteren geiſtigen Aufſchwung im 17. Jahrhundert, noch mehr für den inneren Wandel, den das 18. Jahrhundert ſah, iſt aber das Wichtigſte, daß, worüber alles Schimpfen der Sittenprediger ſchon des 16. Jahrhunderts wie der Satiriker des 17. Jahrhunderts nicht täuſchen darf, zahlreiche geſunde und gute

Kräfte im deutſchen Volke trotz aller gegenteiligen Erſcheinungen auch in der Zeit der Bedrängung der deutſchen Eigenart im 16. und 17. Jahrhundert erhalten blieben und immer im ſtillen gewirkt haben. Die ſchon erwähnte raſche wirtſchaftliche Erholung nach dem Kriege zeigen die ſtarke Bauluſt, der bald übermäßige Luxus, die Steuererträge. Es iſt überhaupt erſtaunlich, wie die im Kriege aufgewachſene junge Generation, nachdem endlich der von allen erſehnte Friede mit wehmütiger Freude als Tatſache erkannt worden war, ſchnell in neue Lebensbahnen, in die Fortſchrittsluſt hineinlenkte.

Ein ungemeiner Kultureifer, der ſich (vgl. S. 286) ſchon im 16. Jahrhundert gerade in der Anlehnung an die fremde Kultur gezeigt hatte, wird nun für Deutſchland charakteriſtiſch. Aber ebenſo wächſt das politiſche Machtſtreben, dringt die Anſchauung durch, daß ſich der Staat nur durch Macht durchſetzen könne. Wie ſchon (S. 297) betont, hat der Krieg überhaupt den ſchwindenden kriegeriſchen Geiſt der Nation neu belebt, wenn auch das Übermaß von Leid ſchließlich wieder jene friedliche Stimmung (vgl. S. 305) erzeugte und die Wildheit und Verkommenheit der Soldateska einen lange nachwirkenden Gegenſatz zwiſchen Soldaten und Bürgern hervorrief; ſchon der Landsknecht ſtand freilich trotz ſeiner Volkstümlichkeit nicht mehr innerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft. Der kriegeriſche Zug iſt jetzt auch noch mehr als früher vorzugsweiſe den Fürſten und dem Adel zu eigen. Die Fürſten ſind zugleich die eigentlichen Träger des neuen politiſchen Machtſtrebens. Eben mit der *Stärkung der Fürſten* hatte der Krieg die ſchon früher einſetzende Strömung (vgl. S. 270 ff.) vollendet. Zu der äußeren Machtvermehrung und der wirtſchaftlichen Kräftigung durch die Ausdehnung der Regalien kam die Beförderung des Sondergeiſtes durch den politiſchen Ruin des Reiches und die Beziehungen zu den fremden Mächten: gerade die faktiſche Souveränität der Fürſten war eine Folge des Krieges. Wenn man mit Recht eine Haupturſache jenes ſchon vor dem Kriege einſetzenden wirtſchaftlichen Verfalls in dem Fehlen einer national-ſtaatlichen Konzentration der wirtſchaftlichen Kräfte gegenüber der Machtzuſammenfaſſung der anderen europäiſchen Staaten geſehen hat, ſo war dieſes Übel der Zerſplitterung nunmehr gewiſſermaßen grundſätzlich zu einem dauernden gemacht. Um ſo mehr lag in der Selbſtändigkeit der kräftigeren Fürſten die alleinige Möglichkeit politiſchen Fortſchritts, und eben dieſe Selbſtändigkeit war jetzt beſiegelt.

Noch ein wichtiger, freilich ſchon lange vorher vorbereiteter und erſt ſpäter recht wirkſam werdender Prozeß mag gerade am Schluſſe dieſer Periode hervorgehoben werden, die *geographiſche Verſchiebung des kulturellen Schwerpunktes* nach Oſten und Norden. Die erſte Stufe dieſes Prozeſſes war das Aufgehen der Sachſen im fränkiſchen Reich (vgl. Bd. I, S. 88 ff.), das damit erſt ein wirklich deutſches wurde. Unter den ſächſiſchen Kaiſern erblühte jene niederſächſiſche Kultur in Goslar und Quedlinburg, Merſeburg uſw., die, ſich ſpäter reich entwickelnd (Hildesheim, Braunſchweig, Bremen), wieder eine Hauptgrundlage wurde für die Kultur des öſtlichen Koloniallandes. Eben die große Koloniſation des Oſtens im 12. und 13. Jahrhundert (vgl. Bd. I, S. 385 ff.) war dann die nächſte wichtige Stufe: eine mächtige Gebietserweiterung der deutſchen Kultur war die Folge. Freilich wurde das Deutſchtum im Weſten von Luxemburg bis zur Schweiz durch die überlegene franzöſiſche Kultur gleichzeitig zurückgedrängt, wenigſtens die deutſche Sprache. Anderſeits iſt ein zeitweiliges Erſchlaffen der kulturellen Kräfte in den altdeutſchen Gebieten durch das Abgeben vieler tüchtiger Elemente unleugbar. Gleichwohl blieb der politiſche und kulturelle

Schwerpunkt des deutſchen Reiches im Weſten und Süden. Wie die höfiſche Dichtung nur ſpät und in geringem Maße nach Norden drang und ſich weſentlich auf den Weſten und Süden, einſchließlich des Südoſtens, beſchränkte, ſo war, von dem ziemlich bedeutungsloſen Meiſterſang ganz abgeſehen, ſpäter auch der Humanismus ziemlich in demſelben geographiſchen Gebiet beſchloſſen. Die maßgebende Schriftſprache war das Oberdeutſche, und der aus den Mittellanden ſtammende Luther vollendete deſſen Herrſchaft oder vielmehr diejenige einer aus mittel- und oberdeutſchen Elementen gemiſchten Sprache durch ſeine Bibelüberſetzung. Die Kultur Oberdeutſchlands blieb überhaupt führend. Freilich die Mittelpunkte dieſer Kultur wechſelten. Nach Öſterreich, Bayern und Schwaben war die Pfalz in den Vordergrund getreten und ebenſo der rheiniſche Weſten. Niederdeutſchland, obwohl durch die Hanſa mächtig entwickelt, ſtand für ſich. Dieſe niederſächſiſche Kultur war nicht zu verachten, aber der Süden blieb überlegen, nicht minder die Lande des Rheins, die zu der alten römiſchen Kulturerbſchaft dauernd neue Güter vom Weſten hinzufügten und weiter vermittelten. Auch Luther gravitierte in ſeiner kulturellen Haltung, wie eben ſeine Sprache zeigt, doch noch nach Süden, und die entſcheidenden Verhandlungen über ihn wurden im Süden, in Worms und Augsburg, geführt. Rein literariſch hat der Süden ſelbſt nach der Reformation ſeine Vorherrſchaft zunächſt durchaus nicht verloren.

Freilich ſahen wir ſchon im 14. Jahrhundert den Oſten auch in einer nördlicheren Zone bedeutender hervortreten. Nördlich von den Donaulanden, in denen die öſtlichen Markgrafen früh die Entfaltung einer reicheren Kultur geſichert hatten, erhob ſich ein neues Kulturzentrum in Böhmen (vgl. S. 182). Noch ſtärker verſchob Karl IV. den politiſchen Schwerpunkt nach dem Oſten, der in ſeinem neuen Deutſchtum eine ſtraffere Einheitstendenz geſtattete, freilich über das eigentliche Deutſchtum hinaus. Um Bayern und Schwaben hat Karl ſich wenig gekümmert, an das alte rheiniſche Kulturgebiet aber, das er häufig beſuchte, wollte er ſeine öſtlichen Lande innerlich anſchließen. Um dieſe Zeit galt Prag als die führende deutſche Stadt: hier entſtand die erſte deutſche Univerſität. Prag hat vor allem auch dem öſtlichen Mitteldeutſchland, deſſen vorwärtsſtrebende Elemente es damals zahlreich anzog, Schleſien und Brandenburg, Sachſen und Thüringen, Erhebliches an Kulturgütern mitgeteilt. Als die Huſſiten die Kulturhöhe Böhmens vernichtet hatten, begann die Kultur gerade in jenen Gebieten ſtärker aufzublühen. Im 15. Jahrhundert traten die Lande der Wettiner bedeutend hervor. Während die Süddeutſchen die Mark und Pommern noch als Barbarenländer anſahen, erblühte in Sachſen eine ziemlich hohe Kultur, vor allem auf künſtleriſchem Gebiet. Längſt freilich hatte Sachſen in der Plaſtik (vgl. Bd. I, S. 370) einen Vorrang gewonnen. Nun aber ging das Land auch ſonſt aufwärts. Bei Meißen erhob ſich der ſchöne Bau der Albrechtsburg, auf dem Gebiete der Malerei erſtand zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Cranach. Bereits blühte die Univerſität in Leipzig; 1502 gründete Friedrich der Weiſe Wittenberg. Kurſachſens Kanzlei wurde durch den ſich ihr anſchließenden Luther (ſiehe oben) maßgebend für die deutſche Schriftſprache, und hier war der Herd und Hort der Reformation. Anderſeits ſpielte mit ſteigender Fürſtenmacht eine ganze Reihe von deutſchen Hauptſtädten eine Rolle, und die Reſidenz des Kaiſers, Wien, iſt nie eine Hauptſtadt Deutſchlands geworden, das überhaupt im Gegenſatze zu England, Frankreich und ſelbſt Italien mit ihren ſeit langem feſtſtehenden Mittelpunkten nie ein allgemein anerkanntes Zentrum gehabt hat.

Allmählich ging die Kultur weiter nach Nordoſten. Frankfurt a. O. hob ſich und Königsberg fern im Oſten. Kurſachſen wurde zunächſt durch die politiſchen Wirren in ſeiner

Stellung als proteſtantiſche Hauptmacht erſchüttert; im 17. Jahrhundert nahm Brandenburg dieſe Stelle ein, und gleichzeitig bereitete ſich deſſen politiſcher Aufſtieg vor. Kulturell freilich blieb Oberſachſen noch lange wichtig: wir werden im 18. Jahrhundert (vgl. S. 391) von einer maßgebenden kurſächſiſchen Kultur hören. Weiter trat Schleſien im 17. Jahrhundert hervor. Später konkurrierte mit Leipzig in geiſtiger Beziehung Hamburg. Dann begann Berlin ſeine Rolle zu ſpielen (vgl. S. 407). Die in den Vordergrund des geiſtigen Lebens rückende Philoſophie wurde vor allem von Norddeutſchen getragen, von Leibniz im 17., von Kant im 18. Jahrhundert. Mächtig zeigte ſich noch einmal die künſtleriſche und die poetiſche Kraft des Südens und Weſtens gegenüber der Verſtandespflege des Nordens in unſeren großen Dichtergeſtalten, in Goethe und Schiller, aber ſie ſind nicht in ihrer Heimat geblieben, vielmehr der norddeutſchen Atmoſphäre näher gerückt. Schließlich legte ſich der Schwerpunkt deutſchen Lebens völlig nach Norden, nach Preußen: unter Fürſten, die, aus dem Süden ſtammend, über das Zwiſchenſtadium des Nürnberger Burggrafentums zu ſeinen Herrſchern geworden waren, errang es die politiſche Führung Deutſchlands. Nun kam es ſo, daß der Norddeutſche ſeine heimiſche Sprache verleugnete, daß er der gebildete Kulturmenſch mit reiner Bildungsſprache zu ſein ſtrebte und ſich dem volkstümlich gebliebenen Süden als Kulturträger gegenüberſtellte, auch als Träger feinerer geſellſchaftlicher Kultur, die einſt dem Norden recht fremd geweſen war und nun den oft formloſen Süddeutſchen geziert dünkte. Anderſeits behielt der kulturell ſo durchgearbeitete rheiniſche Weſten, wo ſelbſt der Bauer mehr Städter iſt, ſeine alte kulturelle Rolle. Doch wir eilen ſchon zu weit vor. Durch jenen Wechſel der kulturellen Mittelpunkte aber iſt der Deutſche zu einer weit allgemeiner verbreiteten Kultur gekommen als andere Völker.

V. Die Säkulariſierung und Moderniſierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgeſellſchaft.

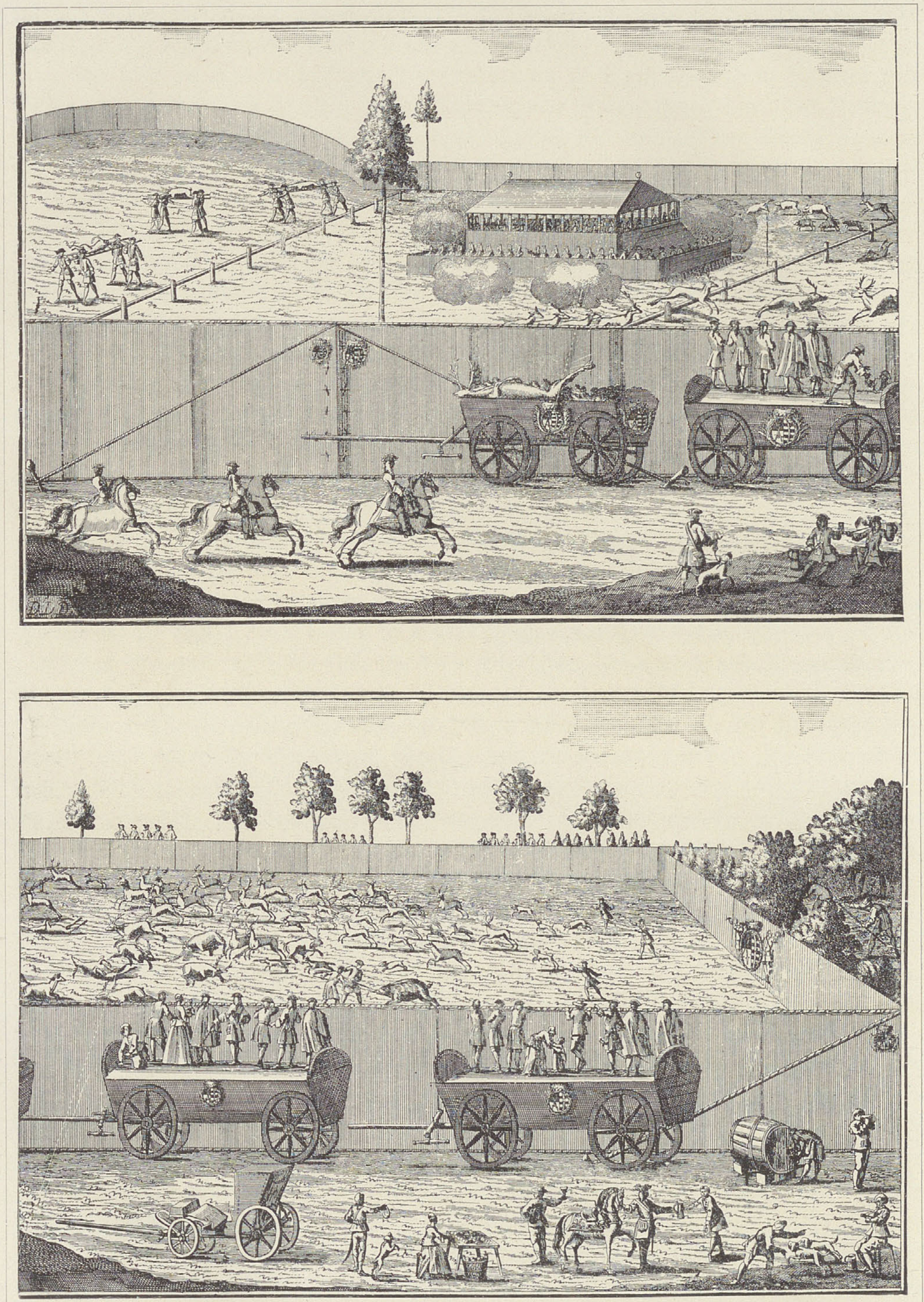
Das Mittelalter war, wie wir (S. 218) ſahen, nicht mit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, mit Renaiſſance und Reformation, Buchdruckerkunſt und Länderentdeckungen zu Ende. Der Ungebildete der Gegenwart, der beim Anblick von Bauten und Koſtümen des ſpäten 16. und frühen 17. Jahrhunderts vom „Mittelalter“ ſpricht, trifft unbewußt das Richtige. Wieviel in geiſtiger und wirtſchaftlicher Beziehung durchaus in den alten Bahnen blieb, iſt ſchon (S. 218) geſagt worden. Noch immer verbrannte man auch die Hexen, noch immer herrſchte an Univerſitäten und Schulen ein kirchlich gebundener Geiſt. Der kirchliche Geiſt lenkte die Blicke im Übermaß auf das Jenſeits, und die Welt nahm ihr Recht noch nicht aus ſich ſelbſt. Immerhin herrſchte im 16. Jahrhundert doch auch wieder nicht völliges Mittelalter. Der Renaiſſancegeiſt hat vor der Theologie kapituliert, aber er regt ſich doch im ſtillen; der neue Staat trägt kirchliche und ſtändiſche Feſſeln, aber mehr und mehr erſtarkt das Selbſt- und Machtbewußtſein der Fürſten. Völlig deutlich tritt die Abwendung vom Mittelalter jedoch erſt um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein. Die Neuzeit erſt mit dem eigentlichen Jahrhundert der Aufklärung, dem 18., beginnen zu laſſen (Bluntſchli, Hettner), geht zu weit. Das wirklich Neue, das Erwachen freien Geiſtes, ſetzte ſchon im 17. Jahrhundert ein. Die Vorherrſchaft der Theologie ward erſchüttert, die Furchtbarkeit des Dreißigjährigen Krieges hatte gezeigt, wohin der unſelige kirchliche Hader führte (vgl. S. 305). Vor allem wirkte vom Ausland her eine letzten Endes von der Renaiſſance ausgehende befreiende Strömung. Es beginnt das Zeitalter der Vernunft, der rationaliſtiſchen Betrachtung der Dinge. Das Natürliche ward zum allgewaltigen Stichwort und beeinflußte die Auffaſſung der Religion, der Moral, des Rechtes, des Staates. An die Stelle einer immer noch ſcholaſtiſchen Philoſophie trat eine freier gerichtete, von der Kirche unabhängige. Die moderne Betonung der Naturwiſſenſchaften und der Technik wurde jetzt eingeleitet. Die Kunſt wurde immer weltlicher. Die völlig adoptierte neufranzöſiſche Kultur verbreitete, von den vornehmen Kreiſen durchſickernd, auch eine durchaus weltliche allgemeine Bildung, weſentlich freilich geſellſchaftlicher Natur. Toleranzideen wurden ſtärker, und Unionsbeſtrebungen traten auf. Jetzt zeigte erſt der Proteſtantismus ein moderneres Geſicht, wenn auch die freieren Köpfe von einer herrſchſüchtigen Orthodoxie heftig bekämpft wurden. Vor allem waren es die Reformierten, die den neuen Geiſt vertraten. Der ſtrenge Katholizismus, der Jeſuitismus insbeſondere, hatte zwar der humaniſtiſchen Strömung ſich formal angepaßt, der neuen Philoſophie aber und dem Geiſte der exakten Forſchung, der die neue Naturwiſſenſchaft mehr und mehr charakteriſiert, war er in ſeiner Bindung an die traditionellen kirchlichen Normen feindlich. Anderſeits ſind die Schützer des neuen Geiſtes nicht gerade ſympathiſch: es waren zunächſt die aufs Ausland gerichtete höfiſche Geſellſchaft und der neue abſolute Staat. Aber beide waren doch auch ſonſt wieder Träger moderner Strömungen: jene übermittelte die moderne verfeinerte geſellſchaftliche Kultur, dieſer brachte den Staatsbegriff endgültig zum Siege. Der in ſeinen Hauptzügen längſt vorbereitete, jetzt namentlich unter franzöſiſchem Einfluß völlig zum Abſolutismus entwickelte ſouveräne Fürſtenſtaat (vgl. S. 321 f.) beſtimmte auch das kulturelle und das wirtſchaftliche Leben. Und wie dieſer Staat jetzt als ſolcher ſtabiliert wurde, ſo begann auch gerade derjenige Einzelſtaat ſeinen Aufſtieg, der die äußere Geſchichte der modernen Deutſchen ſchließlich in ihrer Geſamtheit beſtimmen ſollte, der brandenburgiſch-preußiſche.

Der Fürſt und ſein Hof, die Hofgeſellſchaft, waren nun aber überhaupt die Hauptträger der Kultur dieſer neuen Zeit. Eine ariſtokratiſche Periode löſt nun endgültig die bürgerlich-demokratiſche ab, die ihrerſeits ſeit etwa 1300 einer älteren ariſtokratiſchen Epoche gefolgt war. Auf geiſtigem und wirtſchaftlichem Gebiet behält auch jetzt das Bürgertum ſeine Bedeutung (vgl. S. 257), aber die äußere Führung iſt beim Fürſten und der Ariſtokratie; erſt recht auf politiſch-militäriſchem und völlig auf dem jetzt beſonders wichtigen geſellſchaftlichen Gebiet. Dieſe fürſtlich-ariſtokratiſche Kultur iſt eine europäiſche Erſcheinung, ſie wird vor allem von den Romanen getragen, Italienern, Spaniern und nunmehr den Franzoſen, die eine wirklich internationale Kulturherrſchaft erlangen und am ſtärkſten die Deutſchen zur Nacheiferung bewegen. Den militäriſch geſtützten Abſolutismus, die merkantiliſtiſche fürſtliche Wirtſchaftspolitik, die höfiſche Geſellſchaftskultur mit ihren geiſtigen und künſtleriſchen Begleitelementen haben die Deutſchen in erſter Linie in franzöſiſcher Form übernommen, wenngleich ſich dieſe Strömungen in gewiſſen Spuren ſchon vor der Blütezeit des franzöſiſchen Einfluſſes in Deutſchland geltend machen. Die neue ariſtokratiſche Geſellſchaftskultur war in der Hauptſache ein Teil der italieniſchen Renaiſſancekultur und hatte ſich mit anderen Traditionen und Einflüſſen in Spanien und beſonders in Frankreich verbunden, ſich auch entſprechend gewandelt. An den italieniſchen Höfen hatte ſich auch das neue Kulturideal der ariſtokratiſchen Perſönlichkeit ausgebildet, das des feingebildeten Hof- und Weltmannes, wie es Baldaſſare Caſtiglione in ſeinem „Cortegiano“ 1528 vorbildlich zeichnete. Das Buch wurde ſchon im 16. Jahrhundert dreimal (1565, 1584 und 1593) ins Deutſche überſetzt, viel früher natürlich ins Franzöſiſche und Spaniſche. Aber wirkſam wurde in Deutſchland eben jetzt erſt das franzöſiſch geſtaltete Ideal des „vollkommenen Hofmannes“, das ſich mit dem des honnête homme deckt. Die Weltlichkeit der Renaiſſancemoral iſt hier, trotzdem die Bezeichnung honnête eigentlich auf den innerlich anſtändigen Menſchen geht, rein ins Äußerliche gedreht; die Pflege der Perſönlichkeit, der freien, edlen Natürlichkeit bei Caſtiglione tritt zurück vor der geſellſchaftlichen Korrektheit. Charakteriſtiſch iſt der Untertitel eines Werkes von Nic. Faret: „L’honnête homme ou l’art de plaire à la cour“ (1630). Voßler hat dieſe der „ſprudelnden und formloſen Temperamenthaftigkeit der Franzoſen des 16. Jahrhunderts“ widerſprechende Art mit einer ſeeliſchen Umwandlung derſelben durch den ſpaniſchen Einfluß (vgl. S. 293) zuſammengebracht. Die aus dem religiöſen und politiſchen Leben des Spaniers erwachſene Forderung des unbedingten Gehorſams und der Unterdrückung des eigenen Willens, ſchon von den Spaniern auf das geſellſchaftliche Gebiet übertragen (vgl. S. 290), wurde nun gerade bei den Franzoſen zur Forderung unbedingter geſellſchaftlicher Korrektheit, der abſoluten Beherrſchung der Gebärden, der Anpaſſung an die vornehme Welt, unter Zurückdrängung aller perſönlichen Neigungen und Meinungen. Auf die literariſche Geſtaltung dieſes Ideals hatte jedenfalls der Spanier Balthaſar Gracian mit ſeinem Evangelium der Lebensklugheit — der betreffenden Schrift gab der franzöſiſche Überſetzer den bezeichnenden Titel „Homme de cour“ — beſonderen Einfluß.

Die leiſe beginnende höfiſche Verfeinerung in Deutſchland in früherer Zeit wurde ſchon geſtreift (S. 283 ff.), ebenſo die ſteigende Beeinfluſſung durch das Ausland. Noch im ausgehenden 16. Jahrhundert waren freilich die grobianiſchen Sitten auch am Hofe arg mit den neuen Einflüſſen gemiſcht (vgl. S. 228 und 283) und derbe Ausdrücke, wie z. B. manche Geſchichten der Zimmeriſchen Chronik zeigen, recht üblich. Das blieb auch noch im 17. Jahrhundert ſo. Die um 1600 viel reiſenden pommerſchen Prinzen z. B. führten daheim nur wenig Feinheit ein. Ein moderner gerichteter Fürſt wie Moritz von Heſſen anderſeits zeigte ſchon ein feineres Weſen. Jetzt drang die Verfeinerung immer nachhaltiger durch. Es trat nun auch eine immer minutiöſere Ausbildung des Hofzeremoniells ein, nach franzöſiſchem und kaiſerlichem Muſter von den kleinen Höfen eifrig akzeptiert und vom Oberzeremonienmeiſter ſtreng behütet. Dazu kam eine immer mehr Perſonen in Anſpruch nehmende Neuorganiſation des Hofhaltes. Ihn leitete der Oberhofmeiſter, dem wieder Oberkammerherr, Hofmarſchall, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter uſw. mit Kammerherren und anderen Chargen zur Seite ſtanden.

Was am Hofe zunächſt auffällt, iſt die nunmehr gerade nach dem Kriege außerordentlich geſtiegene Lebenshaltung, die Prunkſucht und Verſchwendung: freilich handelt es ſich nur um die weitere Fortſetzung und den zunehmend verfeinerten, aber auch gezierteren Charakter einer bereits (vgl. S. 278 ff.) im 16. Jahrhundert einſetzenden Strömung. Alt (vgl. S. 279) waren die mythologiſch-allegoriſchen Schauſtellungen und Koſtümfeſte („Inventionen“), die Ballette, die ſehr beliebten Feuerwerke und Illuminationen, neu nur die gegen 1700 aus Italien übernommenen „Redouten“, bei denen man, maskiert, bei Muſik und leichten Genüſſen namentlich dem Spiel huldigte, alt die allerdings ſehr äußerlichen künſtleriſchen Neigungen, wie ſie ſich in den Bauten und den „Kunſtkammern“ (vgl. S. 281 ff.) zeigten. Im ganzen jünger iſt ein nun ſtärker erwachendes geiſtiges Intereſſe. Wie ſich jene Feſte nunmehr geſtalteten, kann etwa das Hochzeitsfeſt Kaiſer Leopolds von 1666 deutlich machen, das vom 5. Dezember bis Ende Februar des nächſten Jahres dauerte. Beſonders charakteriſtiſch iſt das „ſo weit und breit beſchrieene Roß-Ballet“ vom 24. Januar, eine „Invention“, die ihrem Urheber neben einer Belohnung von 20000 Gulden einen ſtändigen Jahresgehalt und den Freiherrentitel einbrachte und im „Theatrum Europaeum“ höchſt ausführlich beſchrieben wurde. Es behandelte den Kampf der vier Elemente um das Vorrecht, Perlen zu machen — Margarita (Perle) hieß die ſpaniſche Braut des Kaiſers. Vier köſtlich gekleidete Ritter-„Compagnien“ ſtellten die Elemente dar. Die der Luft hatten den von 24 Greifen begleiteten Wagen der Luft, die als Juno erſchien, die des Feuers einen „Felſenberg“ als Werkſtatt des Vulcanus, die des Waſſers ein von Felſen eingeſchloſſenes wogendes Meer mit dem Thron des Neptun nebſt 40 Winden, die der Erde einen Garten mit Springbrunnen, der Erdgöttin, Nymphen und Satyrn bei ſich. Den ungeſtümen Streit, bei dem als Richter die Argonauten (Goldenes Vlies!) auf ihrem gleich zu Anfang auf den Schauplatz gefahrenen prächtigen Schiff auftraten, unterbrach das Erſcheinen einer immer größer werdenden feurigen Wolke, aus der der Tempel der Ewigkeit niederſank, in der weiter ein glänzender Himmel mit der Ewigkeit darauf ſichtbar ward, welch letztere ein mit Schmeicheleien für die Kaiſerin verbundenes Schlichtwort ſprach. Aus dem ſich öffnenden Tempel ergoß ſich dann ein glanzvoller Zug, in dem nach den Genien der früheren Kaiſer auch

Stadtbücherei Elbing

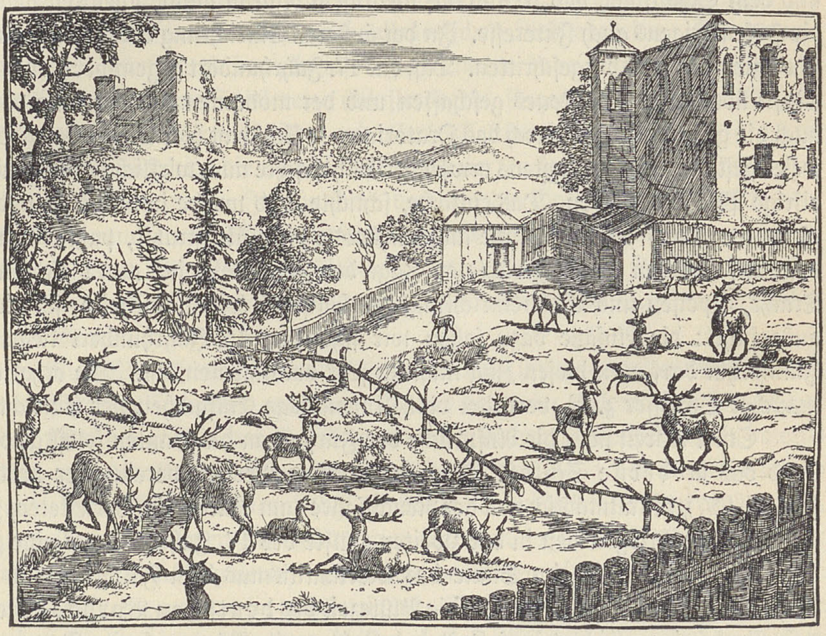


Ein „teutsches Hauptjagen“.

Nach einem Holzschnitt in: Hanns Friedrich von Fleming, „Der vollkommene teutsche Jäger“, Leipzig 1719.

Das untere Bild schließt rechts an das obere an.

der Kaiſer ſelbſt und mit ihm der Wagen der Gloria erſchienen. Schließlich folgte dann ein „Pferdetanz“ in elf Abteilungen (alſo eine Art Prunkquadrille). Dazwiſchen agierten italieniſche Sänger, Trompeter, die „Arien“ blieſen, uſw. Für die Feſte an kleineren Höfen bietet die Taufe des Landgrafen Ludwig in Darmſtadt 1630 ein Beiſpiel. Auch hier wieder Ballette, eines von zwölf Sternen, weitere nacheinander von Göttern, von den in „Indianiſche Raben undt papagayen“ (!) verwandelten Muſen, von Orpheus, von Venus und Cupido, auch (einem künſtlich-volkstümlichen Zuge entſprechend) von Bauern getanzt und mit obligatem Geſang begleitet. Am nächſten Abend, nachdem am Tage ein prunkvoller „Aufzug der Jägerei“ und ein Luſtjagen ſtattgefunden hatte, tanzten „Landgraf Johann mit 12 Cavallieren, als Götter undt Göttinnen vom Himmel hernieder gefahren, undt wehrte das Ballett gahr lange“, was bei den eingeſchobenen mythologiſch-allegoriſchen Anſprachen kein Wunder war. Auch die Landgräfin und ihr „Frauenzimmer“ tanzten am Schlußtage ein Ballett. Daß die bei ſolchen Gelegenheiten geſprochenen Verſe oft höchſt locker waren, zeigen Proben aus einem Dresdener Ballett von 1672. In der meiſt ſchwülſtigen und gezierten Ausgeſtaltung des Ganzen ſollten aber doch auch geiſtige und poetiſche Fähigkeiten bewundert werden, und das war gegenüber den früheren Roheiten ein Fortſchritt. Zu den Feſtlichkeiten gehörten, wie ſich eben ſchon zeigte, auch prunkvolle Hofjagden, die oft nur Maſſenſchlächtereien, bloße Tierhetzen (vgl. S. 279) waren: ſtundenlang ſah der Hof ihnen zu (ſ. die beigeheftete Tafel „Ein ‚teutſches Hauptjagen‘“). Die Jagden trugen überhaupt jetzt mehr einen Luxuscharakter: ſie veranlaßten außerordentliche Koſten und nahmen eine Fülle von Menſchen bereits lange vorher in Anſpruch. In Jagdſchlöſſern jener Zeit findet man Jagdſzenen öfter dargeſtellt. Tiergärten (ſ. die obenſtehende Abbildung) zu unterhalten, blieb wie früher eine fürſtliche Liebhaberei. Zu prunkvollen, renaiſſancemäßig-allegoriſch geſtalteten Aufzügen wurden zuweilen auch die fürſtlichen Leichenbegängniſſe.



Tiergarten. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

Die früher weſentlich auf den kirchlichen Kultus beſchränkte Muſik nahm bei den höfiſchen Feſten eine immer bedeutendere Stellung ein (vgl. S. 283), in ihrer Pomphaftigkeit freilich der ganzen Atmoſphäre entſprechend. Charakteriſtiſch iſt das Eindringen der eben als höfiſche Feſtlichkeit in Italien aus Renaiſſancebeſtrebungen (Neubelebung der antiken Tragödie) heraus entſtandenen, ungeheuer koſtſpieligen Oper. Rinuccinis „Daphne“ wurde mit neuer Muſik von Heinrich Schütz 1627 bei einer kurſächſiſchen Hochzeitsfeier aufgeführt. Erſt nach der Mitte des Jahrhunderts — Seckendorffs Fürſtenſtaat (1660) erwähnt ſie aber noch nicht — wurden die Opern beliebter. Sie variierten noch mehr als die Ballette und Maskeraden das Thema der Liebe. In der Regel wurden ſie italieniſch von italieniſchen Sängern aufgeführt, die deutſche Oper wurde faſt nur in Hamburg — denn die großen Städte eiferten den Höfen nach — gepflegt. Der zunächſt von Ausländern (vgl. S. 286) getragenen Komödie, alſo dem Schauſpiel, das freilich auf niedrigem Niveau ſtand, ſchenkten neben den Städten die Höfe übrigens auch Intereſſe. In der äußeren Einrichtung des Theaters war man damals ſchon ziemlich weit vorgeſchritten. Daß das 17. Jahrhundert gegenüber dem ſechzehnten in der Muſik überhaupt viel Neues geſchaffen und der modernen Entwickelung vorgearbeitet hat, auch die geiſtliche Muſik durch das Oratorium — Schütz iſt hier wieder beſonders zu nennen — freier geſtaltete, ſei wenigſtens erwähnt. Es herrſchte auch wirkliche Freude an der Muſik und eifrige Pflege derſelben. Das einfache, ſchlichte Lied wurde in dieſer Zeit freilich verachtet: es wurde durch die italieniſche anſpruchsvolle Arie überſtrahlt, paßte überhaupt nicht zu dem auf äußeren Glanz gerichteten Zuge der Zeit. Wie ſich nun dieſe Glanzſucht auch in Tracht, Speiſen und Wohneinrichtung der höfiſchen Kreiſe ſpiegelte, ſei nicht im einzelnen ausgeführt: die Anſätze dazu ſahen wir ſchon im 16. Jahrhundert liegen (vgl. S. 278). Immerhin darf man dieſen Zug nicht zu ſehr verallgemeinern. Die erhaltenen Inventare mancher Schlöſſer z. B. verraten verhältnismäßige Einfachheit der Einrichtung.

Stark waren aber die Anſprüche der Fürſten an die Bauten ſelbſt gewachſen. Es entſtand das moderne Schloß. Nach jener erſten Periode vereinzelter prächtiger Schlöſſer (vgl. S. 287), die allmählich von der Renaiſſance zum Barock hinüberleiteten, ſetzte nach Überwindung der Kriegsleiden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Zeit reger fürſtlicher und hochadliger, im Sinne des Merkantilismus den Fürſten auch durchaus anſtehender Bauluſt ein. Es war die Blütezeit des deutſchen Barocks. Die Bauten waren aufs Großartige gerichtet, auf Luft und Licht, weite Räume, breite Treppen, auf Verwendung von reichen Mitteln. Das Charakteriſtiſche des Barocks wurde bereits (S. 288 f.) erörtert: es war der Stil des Pompes, des Effektes. Man darf aber ohne Zweifel eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Eigenart der deutſchen Baumeiſter betonen, das zeigen Anlage wie Ausſtattung der Bauten. Die kraftvollſte Schöpfung ſind die von Schlüter gebauten Teile des Berliner Schloſſes. Während im Norden ſonſt die Formen der Spätrenaiſſance nur zum Teil ſich mit barocken Elementen verbanden, blühte der Barock vor allem in katholiſchen Landen (vgl. S. 289), in Öſterreich und Süddeutſchland. Wien mit ſeinen aus Italien und Spanien einſtrömenden Ordensgeiſtlichen und ſeinem italiſierten Adel wurde eine Hauptſtätte barocker Kirchen und Paläſte, noch mehr Prag. In Öſterreich, ebenſo in Schleſien, in Bayern, in der Bodenſeegegend entſtanden dann auch jene pompöſen Stiftskirchen reicher Abteien mit den beiden hohen Türmen, einem deutſchen Charakteriſtikum. Bald aber ging die Bauweiſe in das noch (S. 367) zu beſprechende, in Frankreich ausgebildete Rokoko über, das, aus dem Barock entſtanden, doch andere Elemente hineinbrachte. Der prächtige Dresdener Zwinger, der ſpäteſte deutſche Barockpalaſt, zeigt bereits in ſeinem ganz in Zierwerk aufgehenden Äußeren und in der Grundanlage den neuen Stil, deſſen Domäne vor allem freilich die Innenräume werden ſollten.

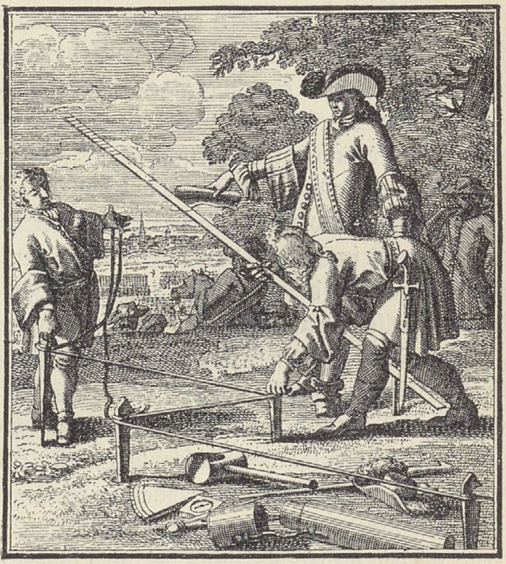
Schon mit der Renaiſſance hatte eine früher noch nicht recht ausgebildete, zum Hauſe gehörige Stätte eine neue Bedeutung gewonnen, der Garten. Seine Entwickelung iſt nach der landſchaftlichen Seite ſchon (S. 5 ff.) geſchildert worden. Bei ſeiner früh eintretenden luxuriöſen Ausſtattung wurde die vornehme Einfachheit allmählich verlaſſen, und der Garten erhielt nicht nur ein überſteifes, ſondern auch ein barockes, bizarres Ausſehen. Gegen die neuen Gärten erhoben die Freunde der alten deutſchen Baumgärten doch gelegentlich Oppoſition. Als Truchſeß Wilhelm, wie die Zimmeriſche Chronik berichtet, ſeinen Schloßgarten „of die welſch manier mit [Spring]bronnen und ander zuriſten“ ließ, nannte das ein Edelmann eine „hupſche geucherei“. Überall richtete man nun aber einen ſolchen Garten bei fürſtlichen Reſidenzen ein, und ſein Schmuck entſprach dem zeremoniellen Prunkgeiſt der Zeit wie ihren renaiſſancemäßigen mythologiſch-allegoriſchen Liebhabereien. Die damals blühenden mechaniſchen Künſte und der „kuriöſe“ Zug führten dabei immer mehr, wie in Italien ſelbſt, zur Anbringung von Spielereien (Waſſerorgeln, ſingenden künſtlichen Vögeln, Vexierſtühlen, Vexierwäſſern, Spiegelkünſten) und allerlei Seltſamkeiten. Überwog ſo ſchließlich das nicht zum Garten Gehörige die eigentliche Gartenzier, ſo kam auch immer mehr Unnatur in das Ganze. Schon im 16. Jahrhundert verehrte die Gräfin von Mansfeld dem ſächſiſchen Kurfürſten einmal einen „Rosmarinſtock, nach Art einer Gans formirt, und einen dergleichen nach Art eines Wagens ohne Räder“: dieſe geſchmackloſe Schneidekunſt bemächtigte ſich im ſpäteren 17. Jahrhundert und weiterhin immer mehr auch der Sträucher und Bäume in den Gärten (vgl. S. 7 und 18 f.).

Die ganze fürſtliche Prunkſucht iſt in erſter Linie der Kunſt zugute gekommen, die nun immer mehr einen höfiſchen Charakter annahm. Die bis heute im weſentlichen fortgeſetzte Konzentration der Kunſtpflege wie der Kunſtſammlungen in den Hauptſtädten iſt damals eingeleitet worden, und die Beeinfluſſung der Kunſt durch den Gang der ſtädtiſchen Entwickelung hörte auf. Jene „Kunſtkammern“ (vgl. S. 281 ff.) entwickelten ſich jetzt großartiger, wie dies z. B. gegenüber den älteren Sammlungen in Dresden (vgl. S. 281) diejenigen der ſächſiſchen Polenkönige (Gemäldegalerie, Porzellanſammlung uſw.) zeigen. Aber die Prunkſucht hat auch noch eine andere, ſie rechtfertigende Seite, nämlich die politiſche. Sie ſollte die Macht des Staates dartun — von dieſem charakteriſtiſchen Machtſtreben werden wir noch hören. Freilich artete das ganze Weſen nur allzu leicht in Verſchwendung aus, wie ſie den Fürſten jener Zeit ſo oft zum Vorwurf gemacht worden iſt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überwogen die verſchwenderiſchen Fürſten: in Sachſen glänzte ſchon vor Auguſt dem Starken Johann Georg II., in Bayern Ferdinand Maria und ſpäter Max Emanuel, in Braunſchweig Georg Wilhelm, in Heſſen-Darmſtadt Ernſt Ludwig uſw.

Eine andere verderbliche Seite des höfiſchen Lebens, oft verdammt, war ſeine große Unmoralität. Man kann nun wahrlich nicht ſagen, daß die Fürſten früherer Zeit Moralhelden waren. Die Briefe des Albrecht Achilles wimmeln von Unanſtändigkeiten, und aus dem 16. Jahrhundert gibt es viele Beiſpiele für eine zyniſche Derbheit von Fürſten. Aber das alles war im ganzen naiv, man ſcheute auch nie den offenen Ausdruck geſchlechtlicher Dinge, wie z. B. Herzogin Dorothea von Preußen ihren Gemahl, zu dem Wilhelm von Henneberg ſcherzhaft für den Fall des Ausbleibens von Sprößlingen die Vermutung geäußert hatte, „daß der gute Zwirn hievor in die böſen Säcke vernähet worden“, wacker verteidigte, da „er ſein Werkzeug als der Zimmermann weidlich braucht und nicht feiert“. Jetzt aber wurde man frivol, lüſtern, raffiniert und verſteckte die Unſittlichkeit unter Zweideutigkeiten und galantem Weſen.

Fürſt und Fürſtin, nicht ſelten kühl nebeneinander lebend, huldigten zuweilen beide der franzöſiſchen Sittenfreiheit. In der Regel war aber die Fürſtin, in der Bewahrung häuslichen Sinnes vielen Edel- und Bürgerfrauen gleich, der ſtill leidende Teil, und dazu trug vor allem das nach franzöſiſchem Muſter ſeit dem ſpäteren 17. Jahrhundert aufkommende Mätreſſenweſen bei, das anfangs von den Räten und Hofpredigern ernſtlich bekämpft wurde, bis dieſe ſervil wurden wie alle Welt. So herrſchte die Gräfin Coſel in Dresden, in Württemberg die Grävenitz uſw. Orientaliſch wurden die Zuſtände, wenn an Stelle einer Geliebten mehrere Mätreſſen gleichzeitig traten. Äußerſt ſchlimm war dieſes Treiben, das beſonders die Damen des Adels und damit dieſen ſelbſt gefährdete, namentlich in Dresden unter Auguſt dem Starken, dem 354 natürliche Kinder nachgeſagt wurden, ſchlimm auch in Württemberg unter mehreren Herzögen nacheinander. Herzog Karl Eugen, der noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Verſchwendung und Üppigkeit Außerordentliches leiſtete, ſchenkte ſeine Huld gern den Frauen und Töchtern des Landes, wobei es auf ein wenig Gewalt oft nicht ankam; ſeine Mätreſſen durften als Auszeichnung blaue Atlasſchuhe tragen. Auch dem Berliner Hofe unter Friedrich I., der übrigens eine Mätreſſe nur weil es Mode war und ohne nähere Beziehungen zu ihr unterhielt, wurde „ein lüderlich Leben" von Leibniz nachgeſagt: gerade hier aber fand eine Auskehr mit eiſernem Beſen durch Friedrich Wilhelm I. ſtatt.

Erfreulichere Seiten bietet das mit der fremden Kultur überkommene Intereſſe mancher Fürſten für das geiſtige Leben. Wie wir von der Kunſt ſahen, vom wirtſchaftlichen Leben ſehen werden, empfingen nun auch Literatur und Wiſſenſchaft ihre äußere Hauptförderung vom Fürſten, der ja allein materielle Mittel dazu hatte. Hatten aber ſchon einige wenige Fürſten des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 276) auch ein inneres Intereſſe für die Literatur gezeigt, ſich ſogar literariſch betätigt, ſo führte das Vorbild des Auslandes zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine übereifrige Förderung der deutſchen Sprache und Literatur durch einen Fürſten wie Ludwig von Anhalt (vgl. S. 306) herbei, der dann ſolche Intereſſen auch auf andere Fürſten und zahlreiche Adlige übertrug. Anderſeits waren die Dichter wie die Künſtler ſchon geraume Zeit höfiſch geworden, und bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es eine „privilegirte und profeſſionirte hochfürſtliche Hofpoeſie", die vor allem bei Feſten in Aktion trat, deren Vertreter aber z. B. in Sachſen nur unter dem „gemeinen Hofgeſind" figurierten. Ein frühes Muſter dieſer Dichtung iſt der 1568 erſchienene, Chriſtoph von Württemberg gewidmete „Luſtgart newer deutſcher Poeterey in fünf Büchern beſchrieben und gedicht durch Matthiam Holtzwart von Harburg zu Ehren des fürſtlichen hochlöblichen Haus Würtenberg". Hier wird die ganze Hiſtorie und Mythologie zu Ehren Württembergs poetiſch fruktifiziert. Im ſpäteren 17. Jahrhundert, als die Poeſie überhaupt eine vermehrte Wertſchätzung bei den Vornehmen fand, entwickelte ſich dieſe Hofpoeſie dann zu ihrer Blüte, blieb aber, während an dem als Muſter geltenden franzöſiſchen Hofe eine wirkliche poetiſche Glanzzeit anbrach, eben nur Hofpoeſie, und die Leiſtungen der Canitz und Beſſer in Berlin — wenngleich Beſſer zuweilen auch andere Töne anſchlagen kann — ſtachen arg ab von den künſtleriſchen eines Schlüter. Auch die Wiſſenſchaft erwartete jetzt ihr Heil vom Fürſten. Dafür kam zunächſt die von praktiſchen Bedürfniſſen diktierte Fürſorge für Gelehrtenſchulen und Univerſitäten in Betracht. Von den Fürſtenſchulen ſprachen wir ſchon (S. 253). Die Univerſitäten haben zum größten Teil von Anfang an den Charakter von Landesuniverſitäten getragen, und ihre Benennungen (Ruperto-Carola uſw.) zeigen die Abhängigkeit vom Fürſten als Patron. Die aus der Notwendigkeit der chriſtlichen Unterweiſung und dem Bedürfnis an wirtſchaftlich und ſoldatiſch brauchbaren Untertanen hervorgehende Förderung des Volksſchulweſens hat natürlich mit höheren Bildungsbeſtrebungen der Fürſten nichts zu tun. Ein Intereſſe für die geiſtigen Strömungen der Zeit überhaupt zeigten dieſe bereits öfter, wieder freilich in Nachahmung der fremden Bildung. Man intereſſierte ſich für die experimentelle Naturwiſſenſchaft; man ſah gnädigſt den Vorführungen im Anatomieſaal zu; man gab ſich etwas mit Mathematik ab, weſentlich wegen ihrer militäriſch-techniſchen Nutzbarkeit — denn die Ingenieur- und Fortifikationskunſt (ſ. die untenſtehende Abbildung) ward ſehr wichtig. Man ſchätzte aber auch die neue Philoſophie, ſelbſt die neue naturrechtliche Strömung (vgl. S. 352). Leibniz ſpielte eine bedeutende Rolle eben am Hofe, und es gab philoſophiſch intereſſierte und geiſtig hochgebildete Fürſtinnen, wie die Freundin Leibnizens, Sophie von Hannover, oder deren Tochter Sophie Charlotte von Preußen.



Der Ingenieur. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. II, Würzburg 1711.

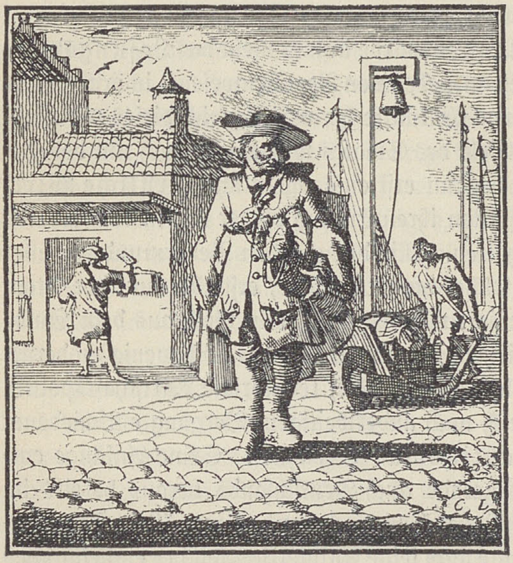
Den abſtoßenden und verderblichen Seiten der höfiſchen Kultur jener Zeit ſtanden aber auch ſonſt vielerlei gute gegenüber. Neben den deſpotiſchen, ihr Land ausſaugenden, ſittenloſen Fürſten gab es ſolche, die wahre Fürſorge für ihr Land und Volk zeigten, ſo Landgraf Georg II. von Darmſtadt, Ernſt der Fromme von Gotha (namentlich und allen Fürſten voran um die Schule, beſonders die Volksſchule, d. h. um eine von chriſtlichem Geiſt erfüllte, bemüht), Karl Ludwig von der Pfalz, trotz mancher Schattenſeiten ein bedeutender und feingebildeter Mann, der Große Kurfürſt von Brandenburg, Johann Philipp, Kurfürſt von Mainz. Vor allem zeigten ſie und andere ihre Fürſorge auf wirtſchaftlichem Gebiete. Sie ergab ſich von ſelbſt aus der wirtſchaftlichen Verwüſtung und der Entvölkerung ihrer Länder, ſie ergab ſich weiter aus dem Machtſtreben des neuen Staates (vgl. S. 320f.), der für die nötige Machtentfaltung Geld brauchte. Die Fürſten traten an die Stelle der rückſtändig gewordenen Städte. Ihnen ſtand nicht eine auf großartige Unternehmungen gerichtete Kaufmannſchaft, wie es ſie in England und Holland gab, als treibender Faktor zur Seite, und anderſeits blieben alle ihre Maßregeln weit hinter dem zurück, was etwa in dem vorgeſchrittenen Frankreich mit Hilfe eines Colbert in die Wege geleitet wurde. Im ganzen folgten ſie wieder nur dem Beiſpiel des Auslandes, aber doch nicht zum Unſegen der Nation. Am wenigſten geſchah in Öſterreich, mehr in Bayern, wo ſchon Maximilian I. viel angeregt hatte, das aber kulturell immer mehr ins Hintertreffen geriet. Anderſeits führte das fremde Vorbild manchen Fürſten dazu, den Blick ins Weite über Deutſchland, über Europa hinaus zu richten. Wie der kleine gothaiſche Fürſt Ernſt ſeinen kirchlichen Eifer ſelbſt auf Abeſſinien ausdehnte und mit ihm eine Verbindung anſtrebte, allerdings vergeblich, ſo waren andere Fürſten von großen Kolonialplänen erfüllt, wie vor allem bekanntlich der Große

Kurfürſt. Nachhaltiger aber wirkte doch die innere Koloniſation, vor allem die bereitwillige Aufnahme von fremden Einwanderern, charakteriſtiſch auch deswegen, weil ſie wieder aus dem Gefühl der kulturellen Rückſtändigkeit gegenüber dem Auslande heraus geſchah.

Sie kamen einmal aus dem blühenden Holland. Auch jetzt ſpielte für die Deutſchen jene bereits im Mittelalter bei der Koloniſation des Oſtens bewährte Fähigkeit der Holländer, ihre Entwäſſerungs- und Meliorationskunſt, eine große Rolle. Schon, als ſeit 1523 in den Niederlanden die Glaubensverfolgung einſetzte (vgl. S. 263), zog man die über See kommenden Flüchtlinge in dem längſt mit Holland verbundenen Preußen unter Herzog Albrecht zur Koloniſation heran, auch ſpäter, als das Regime Albas Maſſen von tüchtigen Bürgern in die Fremde trieb. Zahlreiche Holländerdörfer entſtanden ſo im Oſten. Wie in Weſt- und Mitteldeutſchland die Einwanderer damals anderſeits zur Einbürgerung von Induſtrien beitrugen, iſt ſchon (S. 263 f.) erörtert worden. Auf dem Gebiete der Kunſt beobachteten wir (S. 288) einen ſtarken Einfluß der Nordniederländer bereits in den deutſchen Küſtenlanden, er ergab ſich aus der überragenden Handelsſtellung, die die Holländer (vgl. S. 258) im Hanſagebiet bis hin zum preußiſchen Oſten gewonnen hatten. Holländiſche Kaufleute begannen aber auch binnendeutſche Teile zu beherrſchen. Lorenz Müller ſchiebt 1580 den Niedergang des Leipziger Handels auf das Übergewicht der Holländer und anderer Fremden. Dabei wird über die Kniffe dieſer „liſtigen, verſchlagenen Köpfe" geklagt, und auch ſonſt ſpricht man damals in Sachſen von „niederländiſchen geſchwinden Praktiken". In unſerer Periode verwandte man die Holländer nun wieder als Koloniſatoren bei dem inneren Aufbau und der teilweiſe notwendigen Wiederbevölkerung nach dem Dreißigjährigen Krieg, aber auch ſpäter bei den ſtaatlichen Bemühungen um die innere Koloniſation, namentlich in Brandenburg (Havelländiſches Luch 1718 ff., vgl. S. 9). Hier belebten die herangezogenen Holländer auch die Landwirtſchaft, die Käſerei, den Gartenbau. In Norddeutſchland ahmte man weiter den holländiſchen Mühlenbau nach. Die Anlegung von Kanälen (vgl. S. 21) geſchah vielfach nach „holländiſcher Mode", ſo in Brandenburg und der Pfalz. Die Herrſcher dieſer beiden Länder ſahen überhaupt in jeder Beziehung auf Holland als Muſterland, und hierzu trug wieder ihr Calvinismus bei, wie dieſer ja auch früher deutſche Fürſten mit den Hugenotten verbunden und damit den franzöſiſchen Einflüſſen zugänglicher gemacht hatte (vgl. S. 293). Der Calvinismus, der in Weſteuropa ein großzügiges und modernes Antlitz zeigte, erweckte einen ähnlichen Geiſt auch bei dieſen deutſchen Fürſten im Gegenſatz zu den engherzigen Lutheranern. Der Große Kurfürſt weilte als Jüngling zu ſeiner Ausbildung — ſein Vater ſah alſo ſchon in Holland das dafür geeignete Land — 1634—38 in Holland und heiratete ſpäter die „kluge" Oranierin Luiſe Henriette. Er ahmte als Herrſcher holländiſche Muſter in größtem Umfang nach. Karl Ludwig von der Pfalz verlebte als Sohn des vertriebenen Winterkönigs ſeine ganze Jugendzeit in den Niederlanden, nahm dort ebenfalls die lebendigſten Eindrücke in ſich auf und erfüllte ſich mit großen Plänen, aber auch mit den neuen freien Ideen auf geiſtigem Gebiet (vgl. S. 352). Vornehmlich für die proteſtantiſchen Fürſten waren zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſodann die militäriſchen Einrichtungen der Oranier Muſter, namentlich jene damals ſo wichtige Feſtungsingenieurkunſt. Ferner hat die Delfter Fayenceinduſtrie im ſpäteren 17. Jahrhundert mehrfach in Deutſchland ähnliche Anlagen hervorgerufen. Aber der mächtige Handels- und Kolonialſtaat mit ſeiner blühenden Städtekultur und Landwirtſchaft war überhaupt das Ideal der nach reichen Staatseinkünften ſtrebenden Fürſten, zugleich ein allgemein bewundertes Bildungsland, ein Reiſeziel der

Kavaliere (vgl. S. 326): das civilisé en Hollande wurde zum bezeichnenden Schlagwort. Allgemein wirkte Holland aber in der Richtung jenes freieren Geiſtes, wovon wir noch (S. 351) hören werden. Andere Einwanderer kamen infolge der Religionsverfolgungen aus Frankreich, wie ſchon früher (vgl. S. 263). So wurden wieder vor allem nach Brandenburg, ferner nach Baden-Durlach, Heſſen, Braunſchweig, Hamburg zahlreiche tüchtige Elemente (Réfugiés) geführt. Insbeſondere nach Aufhebung des Ediktes von Nantes ſtrömten ſie herzu, oft auf Einladung der Fürſten, wie des Großen Kurfürſten oder des Landgrafen Karl von Heſſen, vielfach begüterte Leute und Träger feinerer Induſtriezweige oder geiſtiger Intereſſen (Ärzte, Prediger, Gelehrte). Im Weſten und in Berlin geht das ſpätere vorwärtsſtrebende Fabrikantentum zum großen Teil auf dieſe Elemente zurück. Aber auch ſonſt ſuchte man, wie namentlich Karl Ludwig von der Pfalz, ſyſtematiſch Ausländer herbeizuziehen, auch aus England und (in Württemberg) der Schweiz.

Denn wirtſchaftliche Hebung des Landes wurde immer mehr das Loſungswort der Fürſten, nicht mehr, wie in der Epoche des ausgedehnten Regalienweſens, in erſter Linie aus dem Bedürfnis der Steigerung der eigenen Einkünfte heraus, obgleich dieſes mit maßgebend bleibt, ſondern eben um jener Machtziele des Staates willen und auch um des Gedeihens der Untertanen ſelbſt willen. Nun begann erſt eine eigentliche fürſtliche Wirtſchaftsepoche, nachdem (vgl. S. 272) die Fürſten ihren Einfluß bisher nur in den Formen der alten Stadtwirtſchaft geltend gemacht hatten. Mit der gleichen Bevormundung aller Zweige des wirtſchaftlichen Lebens, wie ſie früher die Stadt übte, erſtrebte nun der Staat ein nach außen abgeſchloſſenes Wirtſchaftsgebiet: mit dem Ziel, kein Geld aus dem Lande herauszulaſſen, aber fremdes Geld hereinzuziehen, begann eine immer noch wenig moderne, gegen eine merkantile Vorherrſchaft des Auslandes gerichtete, territoriale Wirtſchaftspolitik, ein überall gleiches, von Colbert in Frankreich nach anderweitigem Vorgang entſchiedener ausgebildetes Syſtem, das man als Merkantilismus bezeichnet. Seine Anfänge entwickelten ſich aus den ganzen Verhältniſſen gerade auch Deutſchlands heraus bereits im 16. Jahrhundert (vgl. überdies Bd. I, S. 309), und vielfach werden nur ältere ſtadtwirtſchaftliche Formen erweitert. Beſonders wandte man ſeine Aufmerkſamkeit der einheimiſchen gewerblichen Produktion zu: man wollte nicht mehr vom Ausland ausgebeutet werden. Schon 1624 beklagte es Maximilian I. von Bayern mit Bezug auf die Abnahme der heimiſchen Induſtrie und die Überſchwemmung mit fremden Erzeugniſſen, namentlich Tuchen, „daß die im Lande erzielten Materialien, Wolle, Flachs, Garn und andere, unverarbeitet und roh außer Landes geführt würden, wodurch den Ausländern der Nutzen und die Nahrung überlaſſen". Jetzt wollte man mit den heimiſchen Rohſtoffen nicht mehr jenen dienen, ſondern die nötigen Erzeugniſſe, namentlich Textilwaren, ſelbſt herſtellen. Außerdem mühte man ſich auf alle Weiſe um zwei Luxusinduſtrien, die Porzellanmanufaktur und die Seideninduſtrie, um durch ſie großen Gewinn zu erzielen. Nach der Erfindung des Porzellans ſuchte man überall, wo geeignete Erde vorhanden war, hinter das Geheimnis zu kommen, erfuhr es zum Teil auch durch Verrat, ſcheiterte aber meiſt an den weiteren Schwierigkeiten. Nur wenig berühmte Porzellanfabriken erſtanden, die meiſten waren Fayencefabriken, die allerdings einen Maſſenabſatz hatten. Zur Einbürgerung der Seideninduſtrie, von der ſich auch Joh. Joach. Becher (vgl. S. 357) viel verſprach, ſuchte man überall Maulbeerplantagen für die Seidenraupenzucht (vgl. S. 17) einzuführen, auch mit Zwangsmaßregeln. Ebenſo förderte man den Tabakbau, ſuchte alſo auch den fremden Rohſtoff im Lande zu gewinnen. Zur Einbürgerung von Induſtrien waren gerade die fremden Einwanderer trefflich brauchbar. Man verbot oder beſchränkte die Einfuhr der fremden Produkte, begünſtigte die Ausfuhr der eigenen, ſicherte die heimiſche Induſtrie durch Zölle, förderte ſie durch Prämien, Steuernachläſſe, monopoliſtiſche Privilegien, reformierte das Kreditweſen uſw. Daneben hob man die Verkehrsmittel: die territoriale Poſt (ſ. die untenſtehende Abbildung) entwickelte ſich gegenüber der Taxisſchen, namentlich auch in Brandenburg, ſchneller und brachte größere Einkünfte, man zog Kanäle — oft blieb es nur beim Plan —, man ſorgte beſſer für die Straßen. Aus merkantiliſtiſchen Erwägungen, dem Streben nach Hebung des Exports, nach Bereicherung des Landes gingen auch jene allzu idealen Kolonialpläne (vgl. S. 317) hervor, die übrigens die ganze Zeit erfüllten, und ebenſo der geſcheiterte Verſuch des Großen Kurfürſten, nach dem Vorgang Georg Wilhelms vom indiſchen Handel durch Kompanien in Verbindung mit Öſterreich und Spanien unmittelbar Nutzen zu ziehen und das bewunderte Holland beiſeite zu ſchieben.

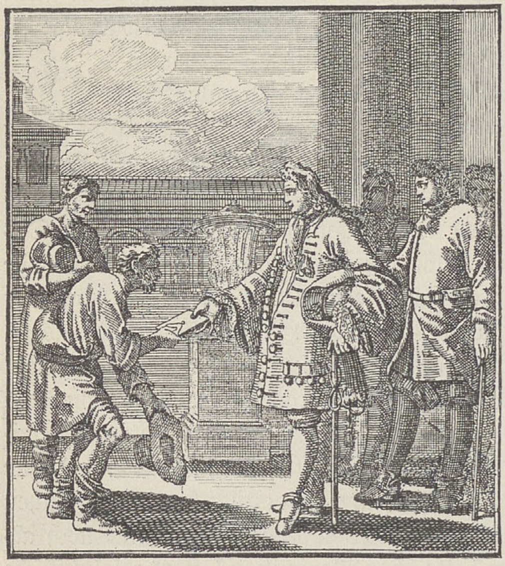


„Der Poſtillon und Bott." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Viel Künſtliches lag in dieſer ganzen Entwickelung. Der Grundgedanke aber war die Überzeugung von der Omnipotenz der fürſtlichen Macht. Es war der neue Staat, der die Fürſten zu Kulturförderern machte. Dieſer neue Staat war aber zugleich als ſolcher eine kulturelle Errungenſchaft. Seine Herausbildung im 15. und 16. Jahrhundert und weiterhin iſt ſchon (S. 130f., 270, 307) geſchildert worden. Er bedurfte vor allem neben ſeiner Machtſtütze, den Beamten, eines feſten Machtmittels. Es wurde jetzt, nach Anſätzen ſchon in früherer Zeit (Maximilian I. von Bayern), wieder nach franzöſiſchem Muſter und in ziemlich geringem Zeitabſtand von Frankreich, der große Fortſchritt zu den ſtehenden Heeren gemacht, die im Grunde nicht ſo teuer waren wie die im Kriegsfall zu werbenden Söldnerheere. Dieſe hatten ihrerſeits dem verfallenen Lehnsheer gegenüber einen Fortſchritt (vgl. S. 132) bedeutet, waren aber als korporative, handwerksmäßige Privatunternehmen unzuverläſſig und den Fürſten gerade im großen Kriege höchſt unangenehm geworden (vgl. S. 300f.). Die Offiziere werden jetzt vom Fürſten ernannt und verpflichtet. Die neuen Heere wuchſen raſch an; überall waren „Werber" (vgl. S. 439f.) dafür tätig. Jener Gegenſatz des „Soldaten" zum Bürger (vgl. S. 307), der nun durch die dauernde Einquartierung in ewigen Kriegszeiten zu leben glaubte, wurde immer ſchärfer. Dazu trug die ſich jetzt einbürgernde Uniform, das äußere Zeichen der völligen Abhängigkeit vom Fürſten, bei, zu der ſich aber Anſätze ſchon im Mittelalter in den Städten finden. Zuerſt eingeführt hat ſie nach franzöſiſchem Muſter der Große Kurfürſt. Er vor allem hat auch die Wichtigkeit des ſtehenden Heeres überhaupt erkannt. Die kleinen Potentaten gebärdeten ſich übrigens ganz wie die großen, und die glänzenden

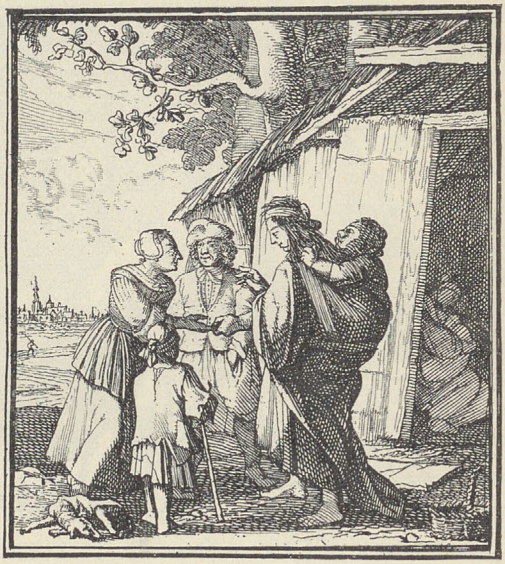
Uniformen ihrer Offiziere und „Heere" fügten ſich gut dem prächtigen Bilde ein, das der Hof liebte. Hier war das Ganze lächerliche, für die Untertanen aber ſehr unbequeme Soldatenſpielerei, Verſchwendung. Die ſtehenden Heere bedingten nun weiter die Erhebung feſter Steuern und Abgaben und trugen ſo dazu bei, das Steuerbewilligungsrecht der Stände (vgl. S. 272) mehr und mehr zu beſeitigen. Zugleich hob ſich die Bedeutung der Finanzen wie der Finanzverwaltung außerordentlich: der Staat nahm nun die Verwaltung der Landſchaftskaſſen in Anſpruch. Die Koſten der Heeresmacht ebenſo wie die Erforderniſſe jenes neuen prunkvollen Zuſchnitts des höfiſchen Lebens zwangen nicht nur zu größerem Steuerdruck, zum Ausbau und zur Erhöhung der Akziſe (vgl. S. 444), auf die die Fürſten ihr beſonderes Augenmerk richteten, ſondern auch zur Einrichtung einer ſtraffen Verwaltung überhaupt, die ja ſeit längerer Zeit mehr und mehr zentraliſiert worden war, und zur Bevormundung auch der ſtädtiſchen Verwaltung; ſie riefen anderſeits jene ſtaatliche merkantiliſtiſche Wirtſchaftspolitik mit hervor.

Zugleich entwickelte ſich der Staat zum abſoluten Staat und nahm einen ſchroffen militäriſch-bureaukratiſchen Charakter an, am meiſten in Brandenburg, das der Große Kurfürſt, die ſpätere Konzentrierung der geſondert verwalteten einzelnen Landesteile bereits anbahnend, unter Bekämpfung der Privilegien der Stände und der ſelbſtherrlichen Gelüſte des Adels zu einem machtbewußten Militärſtaat umzuwandeln begann. Das Werk gelang erſt völlig unter König Friedrich Wilhelm I., der die Anſprüche der Stände endgültig niederkämpfte, das diſziplinierte preußiſche Beamtentum erzog, den Adel zum Offiziersdienſt bekehrte und auch die Organiſation des ſtehenden Heeres erſt ganz vollendete. Preußen gelang es dann auch zuerſt, vor allem durch Friedrich den Großen, den neuen Staatsgedanken, der zunächſt nur von dem Machtſtreben der Fürſten getragen und von ihren Räten gepflegt wurde, den Untertanen näher zu bringen. In den anderen deutſchen Territorien vollzog ſich allmählich und mit wenigen Ausnahmen (Württemberg, Mecklenburg) ohne beſondere Kämpfe mit den Ständen gleichfalls die Wandlung vom chriſtlich-patriarchaliſchen Ständeſtaat zum abſoluten Staat. Die Anſprüche der Stände galten jetzt nur noch als „Kränkungen fürſtlichen Reſpekts". In Bayern hatte ſchon Maximilian I. ſtark abſolutiſtiſche Tendenzen gezeigt. Die Notwendigkeit der Machtkonzentration ließ auch das Übel der Erbteilung nunmehr verſchwinden. Das Muſter des abſoluten Staates war allgemein das mächtige Frankreich, das dieſe Staatsform auch eigentlich vorbereitet und durch Richelieu und Mazarin völlig entwickelt hatte: in Ludwig XIV. ſah man das Ideal des unumſchränkten Herrſchers leibhaftig vor ſich. Die deutſchen Fürſten hatten freilich in dem Kaiſer noch ein Oberhaupt. Aber da wirkte mehr ein traditioneller Nimbus, ſeine „Macht" teilte der Kaiſer überdies mit dem Reichstag. Daß er, woran man in dieſem politiſch ſo regen Jahrhundert übrigens öfter gedacht hat, etwa ſelbſt abſoluter Herrſcher wurde, das verhinderte eben die nunmehrige ſouveräne Macht der Fürſten und ihr hier einmal für angebracht gehaltenes Pochen auf die ſtändiſche „Libertät". Abſoluter Herrſcher war der Kaiſer dagegen in ſeinen Erblanden, deren Intereſſen auch ſeine Politik als Kaiſer beſtimmten. Noch eines iſt für den neuen Staat charakteriſtiſch. Er iſt nun völlig Herr der Kirche geworden, nicht nur äußerlich, wie ſchon früher (vgl. S. 212). Von kirchlichen Geſichtspunkten ließen ſich die Fürſten nun nicht mehr beſtimmen, Reinheit der Lehre und Politik ſind nicht mehr verbunden, vielmehr unterdrückten die Fürſten, vor allem die calviniſtiſchen, häufig das „Maulgezänk" der Theologen und übten, von einem Teil freilich abgeſehen, aus praktiſchen Gründen Toleranz gegen alle Konfeſſionen (vgl. S. 359); anderſeits griffen ſie auch in das innere Leben der Kirche noch ſtärker als früher ein. Der neue Staat hat die Deutſchen zu einem geordneten Gemeinleben im großen erzogen. Die auf die fürſtliche Allgewalt begründete Art zu regieren, die ratio status, wurde nun auch theoretiſch ausgebaut, erörtert, angegriffen, verteidigt. Der eigentliche Träger dieſer Regierung war das Beamtentum, deſſen Anfänge wir (S. 270f.) bereits darlegten, die klugen Kanzler und Räte (ſ. die untenſtehende Abbildung). Ähnlich dem bevormundenden Regiment der alten Städte war der neue Staat vor allem auch Polizeiſtaat — der damalige Begriff Polizei umfaßt freilich die innere Verwaltung überhaupt ſowie die ganze wirtſchaftliche und ſoziale Fürſorge des Staates —: aber die neue Landespolizei hatte auch notwendiger Aufgaben genug und war weithin im Lande zu ſpüren. Am meiſten wußte das Volk der Fahrenden, unter denen jetzt die Zigeuner (ſ. die Abbildung S. 323) immer läſtiger wurden, davon zu erzählen. Aber dem Volke konnte dieſer Staat überhaupt nicht ſympathiſch ſein. Sein fremdartiges Weſen war nicht verſtändlich, ſein Recht erſchien als Unrecht, ſeine Kultur räumte zu ſehr mit alten Sitten auf. Dazu kam, daß jenen wachſenden Druck der Steuern und Abgaben (ſ. die Abbildung S. 324) vor allem Bürger und Bauern tragen mußten. Dazu kamen weiter der Deſpotismus einzelner Fürſten und die Überhebung der herrſchenden Adelsklaſſe ſowie das ſchroffe Regiment der Beamten, die oft tüchtig und einſichtig, oft aber auch tyranniſch und korrupt, dabei pedantiſch und bureaukratiſch waren. Der Stock regiert: das Tragen desſelben wird gerade jetzt Mode, nicht nur bei den Fürſten und Vornehmen, ſondern auch bei Offizieren und Beamten, freilich bald bei allen, die überhaupt etwas gelten wollen.



„Der Rath." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699.

Das Schlimme war, daß die guten Seiten im weſentlichen nur in den größeren Staaten hervortreten konnten, daß Deutſchland aber das gelobte Land gerade der Mittel- und Kleinſtaaterei war. Auch der kleinere Fürſt ſtrebte, Ludwig XIV. zu ähneln. „Er baut ſein Verſailles", witzelte ſpäter Friedrich der Große, „er hat ſeine Mätreſſen und unterhält ſeine Armeen". Daß die kleineren Staaten für die nötige innere Durchbildung der Nation ihre Bedeutung hatten und manche von ihnen Pflegeſtätten individueller Kultur geworden ſind, iſt richtig, obwohl die Vielheit der Zentren auch Kräftezerſplitterung und Kräftevergeudung bedeutet hat. Schädlich und lächerlich aber wurden ſie eben durch ihre Großmachtsallüren und ihr Streben nach blendendem höfiſchen Glanz. Er ſtand Frankreich mit dem einen großen Hofe und allenfalls den größeren Staaten Deutſchlands an, die aber, wie Öſterreich, keineswegs ein übermäßiges Hofleben, auch keine eigentliche Mätreſſenwirtſchaft hatten oder, wie Preußen unter Friedrich Wilhelm I., am Hofe ſogar Rauheit und Einfachheit zeigten. Preußen im Norden, Bayern und Öſterreich im Süden leiſteten auch allein politiſch und wirtſchaftlich Größeres. Daneben ſpielte auch Sachſen eine bedeutendere Rolle. Aber gerade bei ihm zeigten ſich ſchon ſtärker ſchädliche Seiten, die überhaupt in ſozialer und ſittlicher Beziehung weſentlich bei den politiſch ambitiöſen Mittelſtaaten hervortraten, ſo auch bei Braunſchweig, Württemberg und anderen. Johann Friedrich von Hannover fühlte ſich ausgeſprochenermaßen als „Kaiſer in ſeinem Lande". Die eigentlichen Kleinſtaaten bewahrten oft beſſeren Geiſt, bürgerlicheren Charakter. Aber dennoch hat gerade ihre große Zahl der Nation das höfiſche Lebensideal erſt ganz eingeimpft. In Dutzenden von Reſidenzen gab es nun einen mehr oder weniger glänzenden höfiſchen Apparat, thronte hoch über dem Volk eine von ihm zehrende leichtlebige Schicht, die ſich als eine beſondere, faſt halbgöttliche Menſchenart fühlte und ein Daſein in Schönheit und äußerlichem Glanz führen wollte. Es ergab ſich naturgemäß ein allgemeiner Drang, dem Hof, dieſem anſcheinenden Glückshort und Spendeort aller Gnaden, dem Sitze der hochgeſchätzten feinen Bildung ſich zu nähern, und daraus ein niedriger Servilismus, eine widrige Sucht nach Titeln und Rang. Der Hof, nach Talanders Wort der „erhabene Schauplatz, auff welchen aller Welt Augen gerichtet ſind", wurde der für das ganze kulturelle Leben maßgebende Ort. Wenn ſchon Moſcheroſch, freilich ſatiriſch, das Hofleben ein „Kompendium des Lebens und der menſchlichen Handlungen" genannt hatte, ſo war das um 1700 ernſthafte allgemeine Anſicht. Der Hof galt als die „beſte hohe Schule" oder, nach v. Beſſer, als „die einzige und allerſicherſte Schule, die Gemüter der Menſchen recht zu polieren und aufzuwecken". Durch die Zahl der Höfe wurden die Hofleute überhaupt erſt zu einem großen Stand, nach Chriſtian Weiſe einem Hauptſtand; die anderen Hauptſtände ſind nach ihm die Gelehrten, Soldaten, Kaufleute und die mit der Hand arbeiten.

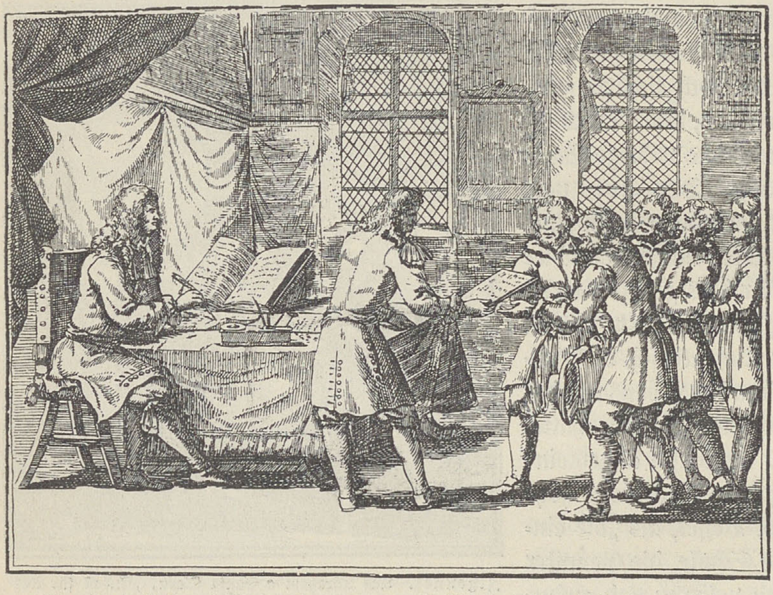


Zigeuner. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 322.

Das Wort „Hof" aber wurde das allgemeine Schibboleth. Auch das geiſtige Leben trug den Hofſtempel. Die Briefe ſollten nach dem „Hofſtylus" ſich richten. Es gab eine eigene Hofpoeſie (vgl. S. 316), jene ſervile, geſchmackloſe Gelegenheitsdichtung beſonders beſtallter Hofpoeten und anderer. Die beliebteſte Lektüre wurden die heroiſch-galanten Hofromane der Zeſen uſw. nach franzöſiſchem Muſter, die infolge der enzyklopädiſchen und lehrhaften Behandlung ihrer Stoffe den Leſern, wie Birken von den Romanen Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig rühmte, auch als „rechte Hof- und Adelsſchulen" galten, „die das Gemüt, den Verſtand und die Sitten recht adelig ausformen und ſchöne Hofreden in den Mund legen". Und Thomaſius hat, ſicher mit guter Wirkung, eine „Einleitung zur Hofphiloſophie" geſchrieben. Zur Verkündigung der Herrlichkeiten des Hofes drängten ſich vielgeleſene Zeitſchriften, wie das „Theatrum Europaeum", das „Eröffnete Cabinet großer

Herren“, der „Mercure galant“ uſw. Jenes Ideal des vollendeten Hofmanns (vgl. S. 311f.) wurde nun das allgemeine Bildungsideal, wenn es auch zunächſt vor allem dem Stand vorſchwebte, der die führende Geſellſchaft ausmachte, dem Adel.

Die Entſchädigung für die politiſche Depoſſedierung des Adels durch die Fürſten war ſeine ſoziale und geſellſchaftliche Bevorzugung, die verſtärkte Sicherung ſeiner Privilegien, ſeines Wappenrechts, ſeines höfiſchen Monopols, ſeiner Freiheit von Steuern und Laſten, ſeiner unumſchränkten Stellung als Patron und Grundherr. Eine bedeutende Hebung des Adels war (vgl. S. 268f.) ſchon im 16. Jahrhundert eingetreten, obgleich ſeine wirtſchaftliche Lage bei ſeinem prunkhaften Leben nicht beſſer geworden war. Seine Verſchuldung nahm im Dreißigjährigen Kriege ſehr ſtark zu. Dabei ſank der Wert des Grundbeſitzes, in Bayern z. B. um die Hälfte und mehr, und der allgemeine Geldmangel verſchärfte die Lage. Auch nach dem Kriege ſtieg der Gutsertrag bei dem Zuſtand der Güter und dem Mangel an Arbeitskräften nicht immer. Als nun nach dem Frieden allgemein die Geldrückforderungen der Gläubiger kamen, verlor ein Teil des Adels ſeine Güter, im katholiſchen Süden namentlich auch an Klöſter und Stifter, die bei den unſicheren Geldverhältniſſen ihr Vermögen jetzt wieder in Grundbeſitz anlegten, anderswo an Bürger und den noch zu erwähnenden neuen Adel. Dem drohenden Ruin des Adels wurde aber vom Reich wie beſonders von den Landesherren durch eine die adligen Schuldner begünſtigende Geſetzgebung (vgl. S. 302f.) entgegengearbeitet, auch durch andere Maßregeln. Der katholiſche Adel war wegen der „ſtattlichen Präbenden“, wie Chriſtian Weiſe ſagt, oft beſſer daran als der proteſtantiſche. Anderſeits hielt der Adel trotz wirtſchaftlichen Niederganges an ſeinem „prangenden“ Gebaren, an üppiger Lebenshaltung, zahlreicher Dienerſchaft durchaus feſt. Für ſeine Söhne wurde die teure Auslandsreiſe immer mehr obligatoriſch. Freilich hatte ſich ein großer Teil des Adels auch wieder wirtſchaftlich gehoben. Im nördlichen Deutſchland wurde der Großgrundbeſitzer bald wieder ein wohlſituierter Mann; andere waren als Offiziere, wie ſchon 1606 Maximilian I. von Bayern ſeinem dem Kriegsweſen abholden Adel vorhält, „aus armen Geſellen zu ſtattlichem Vermögen kommen“. Zum



Abgaben. Aus v. Hohberg, „Georgica curioſa“, Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 322.

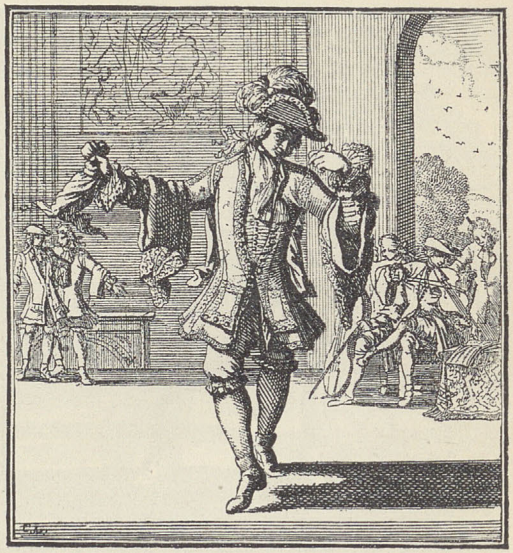
Offiziersdienſt fand ſich der Adel erſt allmählich bereit, dann aber betrachtete er gegenüber den anfangs überwiegenden bürgerlichen Offizieren dieſen Beruf als ſeine Domäne. Immer häufiger drängte nun auch der Adel, der im Hinblick auf den Fürſtendienſt zum Teil ſchon länger (vgl. S. 269) Univerſitätsbildung erworben hatte, zum Amt, das er nach alter Weiſe als Nutzung anſah. „Hof, Regierung, Landſchaft", ſagt Freytag vom Grundherrn um 1660, „ſind ihm wie Weinfäſſer, die er anſticht, ſich daraus einen Trunk zu holen." Für ihn war das Amt auch lediglich Hofdienſt.

Der Hof war ja der Mittelpunkt auch des ſtaatlichen Lebens, und auf dem Umweg über den Hof kamen die Söhne des Adels, ſoweit ſie nicht eigentliche Hofleute blieben, in die Beamten- und Offizierſtellen. Viele zog aber auch nur der Glanz des Hofes an und der Reiz der neuen feinen Bildung. Es gab ſpäter eine große Zahl von Hof zu Hof reiſender, meiſt allerdings ausländiſcher Kavaliere, welche die Hauptträger neuer Hofſitten wurden, zum Teil zweifelhafte Glücksritter, aber oft von großen Herren empfohlen, wie ſpäter von Deutſchen der Freiherr von Pöllnitz, von Fremden der vielgewandte Caſanova. Aber wenn der Adel vom Hofe Vorteil zog, wenn er nach Weiſes „Politiſchem Näſcher" zum großen Teil nur „aus der politiſchen Beförderungs-Schüſſel etwas naſchen" wollte und auch die, die „reich waren und ihres guten Lebens halben keinem Menſchen zu gebothe ſtehen durfften", von der „Sehnſucht nach der politiſchen Hofe-Suppen" beſeelt waren, ſo wieſen Vorkämpfer des Adels doch wieder darauf hin, daß der neue Fürſtenhof zu ſeinem Glanz des Adels ſeinerſeits bedurfte, daß bei der geringen Beſoldung gar mancher im Hofdienſt für den notwendigen Aufwand (decus et pompa) aus eigener Taſche zulegen mußte. So beanſpruchte der Adel eine bevorzugte Stellung ſchon als Entgelt für ſeine Unentbehrlichkeit. Zweifellos haben ſich auch viele Hofleute durch ihren den Fürſten nachgemachten Aufwand ruiniert. Wie es ſpäter die Größten unter ihnen trieben, zeigt eine „Relation" vom Jahre 1722 über die Hofhaltung des ſächſiſchen Generalfeldmarſchalls und dirigierenden Kabinettsminiſters Grafen von Flemming, der zahlreiche höhere und noch viel mehr niedere Bedienſtete hielt, bei der Tafel, der ſtets Geladene anwohnten, 18—24 Speiſen unter Tafelmuſik auftragen ließ, eine koſtbare Einrichtung beſaß, z. B. in ſeinem Schlafzimmer ein Paradebett für 10000 Taler, uſw.

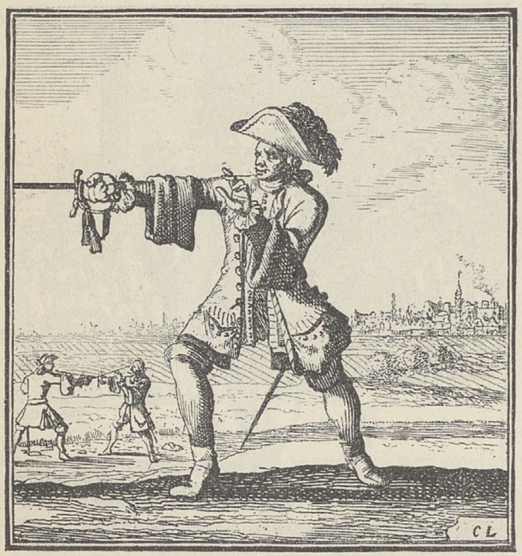
Für ſeine Qualifikation zum Hofdienſt bedurfte der Adel nun aber auch einer anderen Ausbildung als bisher. Die rohen Kumpane des 16. Jahrhunderts mit ihrer Abneigung gegen alles Geiſtige waren dafür gar nicht geeignet, aber auch die der Univerſitätsbildung teilhaftig Gewordenen doch nur wenig. Dieſe ſchon damals ziemlich zahlreiche Schicht war jetzt freilich nach einem Urteil Chappuzeaus von 1676 bedeutend gewachſen. Aber erſt die fremde neue Bildung brachte einerſeits feinere geiſtige Intereſſen — ein ſolches für die ſchöne Literatur hatte beim Adel ja auch früher beſtanden, es zeigte ſich im 16. Jahrhundert im Geſchmack an dem höfiſchen Amadisroman (vgl. S. 294f.), ſpäter in der Teilnahme an jenen Sprach- und Literaturgeſellſchaften (vgl. S. 306), auch an der poetiſchen Produktion —, anderſeits vor allem eine feinere geſellſchaftliche Art. Hatte der Adel dieſe neue Bildung bisher meiſt auf Reiſen erworben, ſo begannen franzöſierte Fürſten früh auch für eine entſprechende Erziehung des Adels in der Heimat zu ſorgen. So wurde 1577 von Friedrich III. von der Pfalz die Akademie zu Selz, ſo 1589 in Tübingen das für den deutſchen Adel beſtimmte Collegium illustre gegründet, das mit der Univerſitätsbildung freilich noch in engerem Zuſammenhang ſtand, ſo 1589 das Kollegium zu Mömpelgard, ſo 1595 von Moritz von Heſſen eine Hofſchule, die 1599 in das Collegium Mauritianum umgewandelt wurde. Dieſes, 1618 neu konſtituiert, war „zur Beförderung der ſtudierenden Rittermäßigen Jugend in Künſten und Sprachen, ſodann zur anführung in allen Ritterlichen Thugenden und Übungen“ beſtimmt. Nach dem großen Kriege brach die Zeit der eigentlichen Ritterakademien an, wie ſie 1656 in Lüneburg, 1687 in Wolfenbüttel, 1699 in Erlangen, 1704 in Brandenburg, 1705 in Berlin, 1708 in Liegnitz und ſo fort errichtet wurden. Es begann nun überhaupt die Blüteperiode einer höfiſchen Kavaliererziehung. Man fand die „ſchulfüchſiſche“ Bildung bei Adligen, wie Schupp ſagt, nicht „ihrem Stande gemäß“, und die kurſächſiſche Ritterſchaft begehrte 1682 eine von den drei Fürſtenſchulen nur für den Adel, weil „höchſte Notdurft, daß die adlige Jugend eine andere Information und Traktament erhalte als die bürgerliche“. Das Görlitzer Gymnaſium hatte auch für die adligen Schüler einen beſonderen Lehrplan. Überhaupt galt der Grundſatz, den eine handſchriftlich erhaltene Inſtruktion für die Erziehung der jungen Grafen Bielken ausſpricht, allgemein, daß „Großer Herren Kinder, welche durch deren Geburth und Stand zukünftiger regiments- und Etats-Verrichtungen gewidmet“, „auf gantz andere Art aufgebracht werden müſſen, wie ſonſt gemeiniglich Bürger- und Mittelſtandes Kinder pflegen“. Vor allem ſollte dazu die ſtändige private Anleitung durch Hofmeiſter helfen, mittels welcher die erſtrebte feine „Konduite“ ja auch am eheſten erlangt wurde. Selbſt den Lehrern in den Schulen wurde damals als Hauptaufgabe gelegentlich zugewieſen, „ihre Untergebenen höflich zu machen“. Die wichtigſte Aufgabe des Hofmeiſters aber war die Führung der jungen Herren auf Univerſitäten und auf Reiſen.

Die alte Bildungsſchule des Reiſens, die als „peregrinatio academica“, d. h. als ein Herumreiſen an Univerſitäten mit oft nur kurzem Aufenthalt, ſchon im 16. Jahrhundert der beinahe ſtehende Abſchluß des gelehrten Studiums geworden war, wurde jetzt ganz ſyſtematiſch als letzter Erziehungsabſchnitt gerade für die junge vornehme Welt ausgebildet. Bereits hatte ſich ja ganz allgemein eine förmliche Reiſeſucht entwickelt, deren Anfänge wir ſchon (S. 294) ſchilderten. Aber man darf den darin zutage tretenden Lern- und Kultureifer nicht verkennen. Ganz richtig meint ferner ein Reiſebüchlein von 1674, daß das Reiſen gerade auch für den „ſchwermütigen“ Geiſt und die Eigenbrödelei des Deutſchen heilſam ſei. Ein Mann wie Balthaſar Schupp hat den Nutzen des Reiſens ſehr betont; Comenius hat es als Erziehungsmittel akzeptiert. Von anderen wurde es wieder bekämpft, ſo ſchon ſehr heftig von Moſcheroſch. Auch jetzt tadelte Marperger, der Theoretiker des Reiſens, die ſchädliche Übertreibung, und 1700 erließ Friedrich von Brandenburg ein Edikt gegen das Reiſen, das „insgemein zu einem großen Mißbrauch ausgeſchlagen“ ſei. Die meiſten Autoren ſtimmen aber darin überein, „es müſſe und ſolle gereiſet und etwas mehres gelernet und erfahren ſein“ („Thesaurus paternus Herrn Heinrichs zu Limburg“, 1633), daß „ein Cavalier, wo er zunfftmäßig ſtudiren will, muß gereiſet ſeyn“ (Kemmerich, 1717). Es bildete ſich auch eine feſte „Kavaliertour“, die namentlich die Niederlande, England, Frankreich und Italien umfaßte, aus. Zu den lateiniſchen Reiſebüchern (vgl. S. 294) waren bald deutſche getreten, mit kurzen, praktiſchen Angaben. Deutſche Reiſebücher in unſerem Sinne, freilich noch ganz aus dem „kuriöſen“ Zeitgeiſt heraus unſelbſtändig zuſammengeſtoppelt und gelehrt ausſtaffiert, ſchrieb zuerſt Martin Zeiller (1632 „Itinerarium Germaniae“ uſw.), der dann 1651 einen Auszug aus ſeinen Handbüchern in dem Werk „Fidus Achates oder der getreue Raißgefährt“ zuſammenſtellte. Für die franzöſiſche Reiſe wurde auch in Deutſchland der Traktat des Leidener Profeſſors Thomas Erpenius „Über die praktiſche Einrichtung der franzöſiſchen Reiſe“ (De peregrinatione Gallica utiliter instituenda), zuerſt 1631 gedruckt, viel benutzt. In

Deutſchland ſelbſt wurde das Werk zuerſt 1721 (in Hamburg) nachgedruckt. Moderner iſt dann das Buch von Joachim Chr. Nemeiz, „Séjour de Paris“ (1717). Der Naturgenuß ſpielt in dieſen Büchern noch keine Rolle. Das Reiſen war im übrigen keine einfache Sache und koſtete viel Zeit, man bedurfte auch dazu großer Vorbereitungen und einer beſonderen Ausrüſtung. Dazu kamen die großen Unbequemlichkeiten und Beſchwerden, wie ſie die Wagen, die Straßen, die Gaſthöfe herbeiführten, ſowie Unfälle und Gefahren. Die Hauptſache beim Reiſen blieb immer das Lernen. Aber von der eigentlich gelehrten Reiſe abgeſehen, wurde der Zweck der modiſchen Reiſen nun ganz nach dem Zeitideal der „politiſchen“ und höfiſch-geſellſchaftlichen Bildung geſtaltet: man ſollte „eine gute conduite erlangen“ (Kemmerich), „die groben Mores patrios“ (vaterländiſchen Sitten) ablegen.

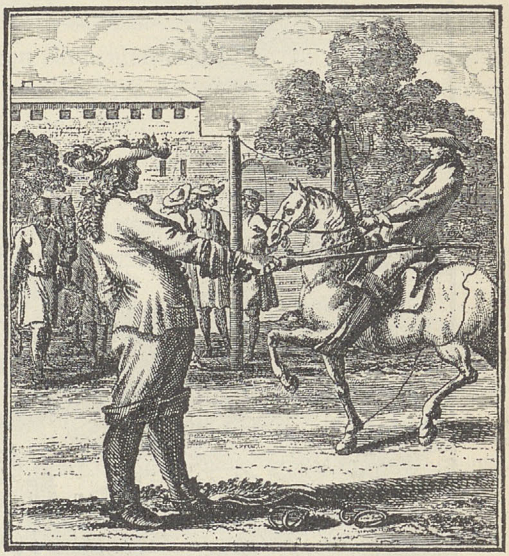

Der Tanzmeiſter. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. I, Würzburg 1699.

Denn die Hauptſache bei der Kavalierbildung war das äußere feine geſellſchaftliche Benehmen, jene galante Konduite, die den barbariſchen Deutſchen nunmehr als Kulturmenſchen erſcheinen laſſen ſollte. Weiter gehörte zum Kavalier die Fertigkeit in modernen Sprachen, vor allem im Franzöſiſchen, ferner im Italieniſchen, unter anderem weil, wie es noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts heißt, „am Kayſerlichen Hofe faſt mehr italiäniſch als frantzöſiſch geredt wird“, aber auch noch, wegen ſeiner politiſch-juriſtiſchen Bedeutung, im Lateiniſchen, das indeſſen nicht „pedantiſch“ getrieben werden ſollte, von Edelleuten freilich zuweilen nur als „vor Pedanten“ geeignet angeſehen wurde. Für ſonſtige Kenntniſſe kamen die dem Politiker unentbehrlichen Fächer der Geſchichte und der Geographie — für beide wurde ſehr das Studium der „Gazetten“ empfohlen —, der Genealogie und Heraldik in Betracht, ferner die wegen ihrer militäriſchen Bedeutung wichtigen mathematiſchen Wiſſenſchaften, auch die mehr zur „kuriöſen“ Unterhaltung dienenden neuen naturwiſſenſchaftlichen Studien, Phyſik, Chemie, Botanik, Anatomie. Höchſt wichtig war ſodann das ſich freilich von den humaniſtiſchen Stilübungen ganz abwendende Studium oratorium, um in der mit Komplimenten und gezierten Wendungen verbrämten Konverſation, in Staats- und Gelegenheitsreden, endlich im neuen feinen (franzöſiſch-deutſchen) Briefſtil exzellieren zu können. Ebenſo notwendig war endlich die Vollendung in den adligen „Exerzitien“. Dazu gehörten das Tanzen (ſ. die obenſtehende Abbildung), das früher nach ſpaniſcher und italieniſcher, jetzt nach franzöſiſcher Weiſe betrieben wurde, das Fechten (ſ. die Abbildung S. 328), Reiten (ſ. die Abbildung S. 329), Piſtolenſchießen, Jagen, das auch ſonſt ſehr beliebte Ballſchlagen, das „Reißen und Zeichnen“ ſowie die Muſik (Viola di gamba [Kniegeige], Laute, Klavier waren die Hauptinſtrumente). Hierzu kamen noch allerlei Nebenkünſte, vom Trenchieren, einer ſehr geſchätzten Kunſt, für die es auch Trincierbüchlein gab, bis zum „Serviettenbrechen“ herab ſowie die Fertigkeit im Karten-, Würfel-, Schach- und Brettſpiel, vor allem im Piquet, L'hombre und im Spiel auf der „Vielchen-, Vielcketafel" (dem Billard ähnlich). Ringen, Voltigieren und dergleichen waren in Mißachtung gekommen. Der weiter ſtrebende Adlige mußte natürlich als Hauptſtudium die Staats- und Rechtswiſſenſchaft wählen. Überhaupt war bei einem feinen Weltmann die eigentlich „politiſche" Färbung nicht gering. Die Stärke derartiger Intereſſen verraten die zahlreichen politiſchen Diskurſe und Flugſchriften. Sogar in die ſchöne Literatur verirrten ſich hochpolitiſche, freilich immer auf das Ausland, Frankreich, die Herren Generalſtaaten, England uſw., gerichtete Geſpräche. Die Lektüre der Zeitungen (vgl. S. 327) wurde den jungen Leuten beſonders empfohlen; ſie waren auch für die lerneifrige Zeit ein wichtiges neues Hilfsmittel zur Erweiterung des Horizonts. Die eifrig betriebene „Politik" ſchloß damals aber auch die Privatklugheit, die „Klugheit zu leben", ein. Zahlloſe Bücher, nach v. Rohr „gantze Laſt-Wagen" davon, ganz abgeſehen von den vielen einſchlägigen Regeln und Anweiſungen für das Hofleben, lehrten dieſe entſetzlich äußerliche, geradezu unmoraliſche Weltklugheit, von deren Bedeutung für jene Zeit noch näher (S. 339f.) zu handeln ſein wird. Nach Buddeus konnte „faſt keiner bey der heutigen Welt wohl fortkommen, der ſich nicht täglich in dieſer Kunſt perfectioniret", und gerade dem Hofmann ziemte dieſe Weltklugheit am meiſten (vgl. S. 311f.). Daher war der Abſchluß der Kavalierbildung nach Studium und Reiſe auch immer der Aufenthalt am Hofe. Hier bekam erſt die „Konduite" den letzten Schliff, hier wurde man erſt recht „galant" und „politiſch". Das Drängen zu Hofe hat dem deutſchen Edelmann tief geſchadet. Hier iſt er oft äußerlich und charakterlos, zum devoten Lakaien geworden, oft auch frivol und leichtfertig.



„Der Fechtmeiſter in Poſitur." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text S. 327.

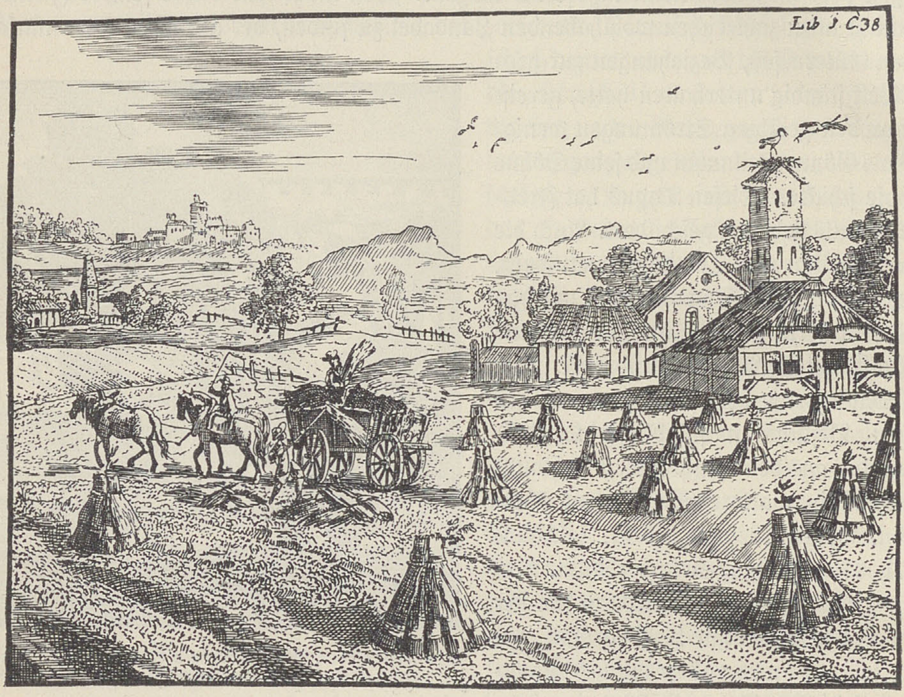
Die ganze neue Art iſt nun allerdings dem Grundſtock des Adels, dem Landadel, zunächſt ſchwer angekommen. Er hing allzuſehr an den alten, rohen Traditionen der Völlerei, liebte im Oſten um 1600 noch immer ſeine Privatſtreitigkeiten mit Gewalt auszumachen, brach den Landfrieden, ſuchte in Dorf und Stadt Händel und hatte mit den Genoſſen ewig Zank, namentlich wegen der „Ahnen". Seines eigentlichen ritterlichen Berufs längſt verluſtig, bewährte der deutſche Adel ſeine Kriegstüchtigkeit doch noch immer, auch im Dienſte fremder Staaten, wie früher (vgl. S. 137, 180). Seiner Raufluſt frönte er jetzt vor allem in Duellen. Gegen 1600 von den Romanen übernommen und im ſpäteren 17. Jahrhundert übertrieben gepflegt, florierten dieſe namentlich bei einem verkommenen, verarmten und tief verſchuldeten Teil des Adels. Es waren das Junker, die ein Gütchen mit einfachem Fachwerkwohnbau, verfallenen Hofbauten, einigen elenden Untertanen, wenig Vieh, ſchlechten Äckern und ruiniertem Wald überkommen oder auf Grund ihrer Kriegsbeute erworben hatten, nichts arbeiteten, dafür prozeſſierten, umhertranken, rauften, den wohlhabenderen Landſaſſen, auch den bürgerlichen, zur Laſt lagen und in großen Familien nach Freytags treffendem Ausdruck „wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund" zuſammenhielten. Freytag hat auch dieſe dem Volk verhaßten, namentlich im ſlawiſierten Oſten, in Böhmen, Schleſien, Sachſen, ſich breit machenden, den Grobianismus aufs höchſte ſteigernden „Krippenreiter" eingehend geſchildert, deren Adelsſtolz anderſeits auf die Spitze getrieben war und ſich namentlich wie vor alters gegenüber den reichen Bürgern äußerte. Auch die Söhne dieſes Adels aber lernten gelegentlich die Anfangsgründe der höfiſchen Manieren bei einem größeren Adligen oder an einem kleinen Hofe als Pagen. Weit mehr war dieſer feinere Firnis bei dem nicht allzu zahlreichen wohlhabenden Landadel zu finden, der auf altererbten umfangreichen Gütern ſaß, Beziehungen zur großen Welt ſtändig unterhalten hatte, gereiſt war, an den geiſtigen Strömungen wenigſtens als Gönner teilnahm und ſeine Söhne zu Hofe ſchickte. Dieſen Typus hat Freytag ebenfalls liebevoll geſchildert. Auch die Frauen zeigten zum Teil den neuen Geiſt, wenngleich die Edelfrau ſich noch um das Haus kümmerte und die altüberkommene Heilkunſt übte. Aber ſie und ihre „Damoiſellen" hörten doch ſchon gern auf des adligen Beſuchs umſtändliche Komplimente, die aus dem pathetiſchen Schwulſt allmählich in glattere Wendungen übergingen. Gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts hob ſich der Landadel überhaupt. Das wirtſchaftliche Intereſſe wurde neben der andauernden Liebe zur Jagd größer, ein Buch wie v. Hohbergs „Adliches Landleben" (ſ. die Abbildung S. 330) war dem Gutsherrn willkommen, ein Buch, das eine dem heutigen Gutsleben ſchon ähnliche Atmoſphäre verrät. Und wenn anderſeits der Trunk nach alter Art, nun begleitet vom Dampf der Tabakspfeifen, noch ſein gutes Recht hatte und derbe Worte und Zoten auch in Gegenwart der Frauen nur allzuoft die angelernten Komplimente unterbrachen, ſo war doch ein Teil dieſer Familien, ſoweit ſie nicht überhaupt an die Höfe zogen, durch Söhne und Verwandte mehr und mehr mit der neuen Geſellſchaft verbunden, nicht zum Vorteil freilich ihrer Sittlichkeit. Anderſeits blieb gerade in dieſer Beziehung der ſpäter als „Krautjunker" etwas mißachtete Landadlige, ſoweit er ſich vom Hofe fernhielt, weit beſſer als der franzöſierte Hofadel und bewahrte neben faſt bäuriſcher Unbildung doch noch einige Originalität.



Der „Bereiter". Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. I, Würzburg 1699. Vgl. Text S. 327.

Ganz und gar zeigte ſich nun weiter der dem alten Adel ſo verhaßte, damals ſtark anwachſende Briefadel von dem neuen höfiſchen Ideal erfüllt. Der Zug des Bürgertums zum Adel war ja nicht neu (vgl. S. 138f.), jetzt ſtieg er ungemein. Im großen Kriege waren es vor allem Offiziere geweſen, die ſich von der Beute den Adelsbrief kauften; dann drängten ſich die hohen Beamten und Räte, die bürgerlichen Hofleute, ſpäter auch die unentbehrlichen

Finanzmänner zum Adel, und der reichgewordene Kaufmann, namentlich im Oſten, in Prag und Breslau, tat es nun noch begieriger als früher. Dem Gelde widerſtand der Hof des Kaiſers niemals, ſchon im 15. Jahrhundert nicht. Die Verleihung der Adelsbriefe wuchs ſeit Ferdinand II., und gegen 1700 wurde ein einträgliches Geſchäft daraus, das aber auch bei der eingetretenen Erweiterung des urſprünglich kaiſerlichen Nobilitierungsrechtes von den Landesfürſten betrieben wurde. Der neue Diplomadel ſtürzte ſich mit Vorliebe auf den Grundbeſitz als uralte Quelle ſozialen Anſehens; es wurden ſo viele der altadligen Inhaber infolge ihrer Schulden verdrängt. Der alte Adel wehrte ſich ſtark gegen die Eindringlinge.



Ernte im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa oder Adliches Landleben“, Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 329.

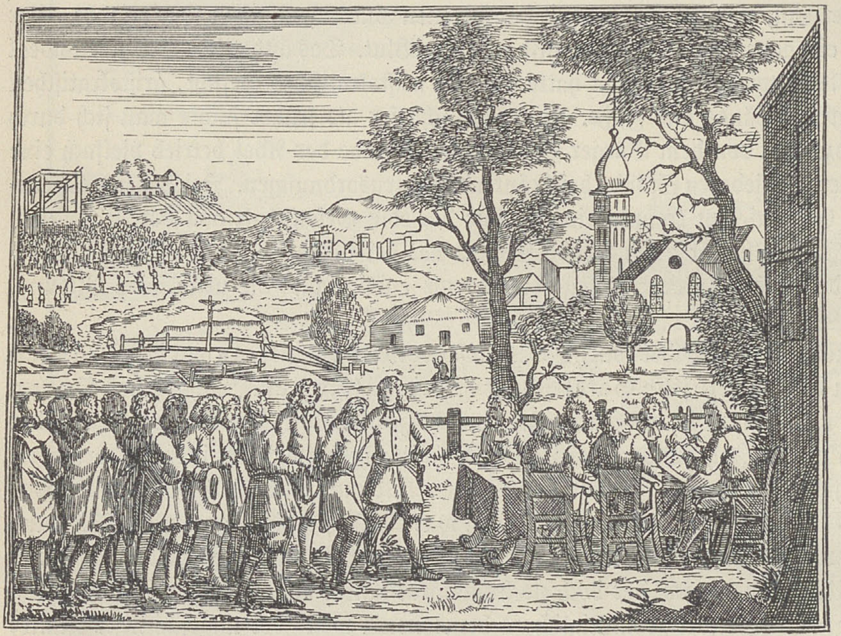
Hatte er die bürgerlichen Gutsbeſitzer von den Landſchaftsrechten der Ritter ausgeſchloſſen, ja ihnen meiſt nur pfandweiſe die Innehaltung eines Rittergutes zugeſtanden, ſo verweigerte er auch den Neuadligen ſolchen Beſitz ohne beſondere Zuſtimmung des Fürſten oder der Landſchaft. Von den Stiftern und ähnlichen Privilegien, einer weſentlichen materiellen Stütze des Adels, blieb der neue Adel ganz ausgeſchloſſen. In den ſüddeutſchen Reichsſtädten, vor allem in Nürnberg und Frankfurt am Main, beſtand bei den alten Geſchlechtern, die ſich nun auch vom Handel fernhielten, eine ganz ähnliche Exkluſivität. Es drängten gleichwohl immer mehr Leute zum Adel, weil dieſer das Requiſit der Zugehörigkeit zur „Geſellſchaft“ war. Nicht nur jene Beamten, auch die geiſtigen Größen zierte nun ein friſch überkommener oder neu verliehener adliger Name. Erſt dadurch ſchienen z. B. einzelne Mitglieder der ſchleſiſchen Dichterſchulen oder Philoſophen wie der Freiherr von Leibniz oder von Wolff aus der niedrigen Maſſe herausgehoben zu ſein. Das Drängen zum Adel iſt ein Zeichen der beherrſchenden Stellung, die nun der Adel, vor allem weil er die Hofgeſellſchaft ausmachte ſowie wegen ſeines Anrechtes auf die einträglichen Staats- und Heeresſtellen einnahm.

Das Bewußtſein dieſer Stellung trieb zu immer größerer Überhebung über Bürger und Bauern. Am ſchlimmſten zeigten ſich in dieſer Beziehung, wie immer, gerade die Neugeadelten, insbeſondere in den Städten, wo ſie vergoldete Steinwappen über den Haustüren anbrachten, die ohnehin andauernde ungeſunde Verſchwendungsſucht eitler Bürger noch übertrumpften und ſich in Übertreibung der gezierten neuen Komplimentierart gefielen. Immer ſchärfer wurde die ſchon früher (S. 137) beobachtete Exkluſivität des Adels überhaupt infolge der übernommenen franzöſiſchen Anſchauungen, auf die wieder ſpaniſche gewirkt hatten. Die Heirat mit Bürgerlichen wurde jetzt völlig zur Mesalliance. Handel zu treiben, war verpönt, nur der Handel mit den eigenen Gutserzeugniſſen war erlaubt. Der Ariſtokrat war ein ganz anderer Menſch mit anderem Blut. Das äſthetiſche Schönheitsideal der Minnezeit lebte wieder auf: man hatte nun ein ariſtokratiſches Geſicht, ariſtokratiſchen Teint, ariſtokratiſche Hände und Füße. Und noch ſchärfer als früher ſuchte man ſich durch Tracht und Abzeichen von dem Bürger zu ſcheiden. Gerade der Adel betrieb vielfach eine Neubelebung der die niederen Stände beſchränkenden Luxusordnungen. Bei Tänzen, Opernaufführungen, Gartenfeſten trennte eine Schnur die edle Geſellſchaft von der „Canaille", und dieſe die Hofgeſellſchaft abſondernde Schnur hat bei kleinen Höfen bis ins 19. Jahrhundert beſtanden. Ein Unterſcheidungszeichen war endlich auch die neue feine Bildung.

Aber je mehr ſich ſo der Adel vom „Pöbel" abſonderte, um ſo gieriger war das Drängen der anderen, in dieſe exkluſive Geſellſchaft hineinzukommen. Daher jenes Streben nach dem Adel, nach dem Hofe, das Nachahmen der auszeichnenden Äußerlichkeiten, z. B. der Tracht, die ſich im 18. Jahrhundert ganz aus der Hoftracht entwickelte, insbeſondere aber, was kulturgeſchichtlich am wichtigſten iſt, jener feinen Bildung. Alle Welt wollte nun etwas „ſcheinen". Das Hauptmittel, hinauf zu kommen, war die Servilität gegenüber Fürſt und Adel. Eine ſervile Schmeichelei den Fürſten gegenüber tritt freilich zuweilen ſchon um 1500 hervor. Und Moſcheroſch, der doch noch Rückgrat hatte, riet bereits um 1650 ſeinen Söhnen, ſich gegen den Adel „demütiglich zu benehmen", weil „der ungeſchickteſte Junker dem Stande nach mehr" ſei als ſie. Vor großen Herren erſtarb man in Demut. Jede Herablaſſung wurde, und war es die verdächtige Huld gegen Frauen und Töchter, als hohe Ehre betrachtet, die ein Relief verlieh, wie denn z. B. der fränkiſche Pfarrer Wolfgang Ammon in dem charakteriſtiſchen Abſchnitt ſeiner Selbſtbiographie „Ehr mir und den Meinen bewieſen" jedes freundliche Benehmen ſeines „gn. Herrn von Seinsheim" gegen ihn freudig verzeichnet. Weiter ſuchte man ſeine Reputation zu ſteigern durch Betonen des eigenen Standes nach unten hin, der Gelehrte ſchloß ſich vom Ungelehrten, der Beamte vom Bürger, der Kaufmann vom Handwerker ab. Die Unterſchiede wurden wieder in der Tracht ſchärfer als jemals ausgedrückt.

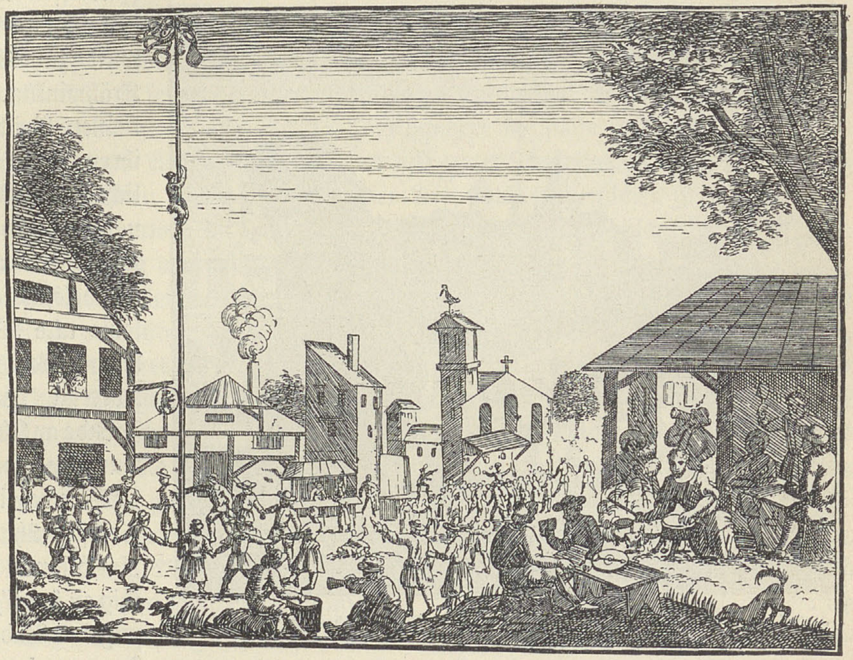
Am niedrigſten ſtand natürlich der Bauer, der, nach Lage der Dinge und bei den alles Streben ertötenden Laſten von dem allgemeinen Wettrennen nach oben wie von der feinen Bildung ausgeſchloſſen war. Eben weil der Bürger dieſer Bildung einigermaßen teilhaftig wurde, fühlte er ſich weit erhaben über den Bauer. Freilich dünkten die Städter ſich von jeher (vgl. S. 140) als Träger der Kultur gegenüber den Bauern. „Ihre häßlichen Sitten", heißt es jetzt in „Des neunhäutigen und haimbüchenen ſchlimmen Baurenſtands

Laſterprob" von 1684, „ſind jedermann bekannt, ſowol in Reden als Geberden." Im Kriege hatten die Bauern von ihren ſchlimmſten Feinden, den Soldaten, noch rohere Sitten gelernt, und in Diebereien und Gewalttätigkeiten ſcheinen ſie bei Gelegenheit groß geweſen zu ſein und den Gerichten zu tun gegeben zu haben (ſ. die untenſtehende Abbildung). Vor den Pfarrern hatten ſie oft wenig Reſpekt und hielten ſich von ihnen fern. Sie waren meiſt halsſtarrig und noch oft genug aufſäſſig, dabei nicht ſelten habgierig und betrügeriſch. Aber waren dieſe und andere ſchlechte Eigenſchaften, die ſich zum Teil aus ihrem dürftigen und ſchmutzigen Daſein ergaben, ein Wunder bei ihrer Bedrückung und Ausſaugung? Jenes Buch meint freilich: „die lieben Bauren ſind niemals geſchlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, ſo bleiben ſie fein unter der Zucht und mürb" (vgl. auch S. 266). Der Arbeitermangel und die Niederlaſſung geweſener Soldaten hatten anfangs den Herren eine ſehr vorſichtige Behandlung der Bauern ratſam erſcheinen laſſen, aber allmählich wurden die Dienſte und Laſten härter und drückender als je zuvor, entſprechend dem Geldbedürfnis und der Überhebung des Adels. War der Adel durch die Fürſten (vgl. S. 302 f.) nach dem Kriege vielfach ſeiner Schulden ledig geworden, ſo verlangte man von den Bauern oft Zahlung der Steuerreſte, der Zinsrückſtände uſw. Im Oſten ſtand es ſeit langem (vgl. S. 266 f.) am ſchlimmſten: erſt jetzt bildete ſich die unbeſchränkte Herrenſtellung des Adels völlig aus. Der Bauer war hier wirklich Leibeigener geworden, wenn auch die „uneigentliche Leibeigenſchaft" vorherrſchte. Für ſich zu arbeiten, behielten die Bauern oft kaum noch Tage übrig; das „Bauernlegen" wurde immer ſyſtematiſcher zur Mehrung des Herrenbeſitzes betrieben, was dann wieder ſtärkere Fronden der Bauern zur Folge hatte; die Herrenjagd ſchädigte die wehrloſen Bauern immer mehr. Dazu kamen die Abgaben an die Herren, die Steuern für den Staat und die ſchlechte perſönliche Behandlung, die körperliche Züchtigung. Die Ermordung eines Edelmannes, eines Verwalters oder Brandſtiftung waren nicht ſelten die Antwort. Beſſer war die Lage im Weſten, aber doch mit großen Unterſchieden,



Ländliches Gericht im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

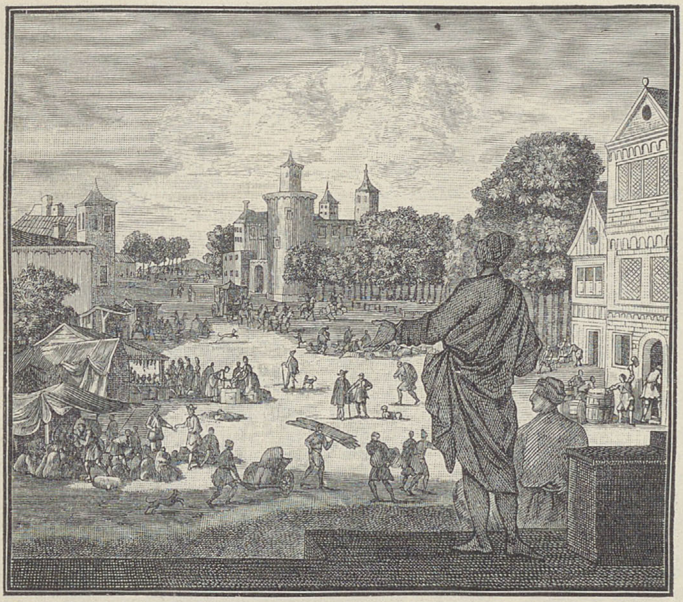
wie ja ſchon früher (vgl. S. 267). Da waren die kümmerlichen Gebiete der ausgeſprochenen Klein-, ſelbſt Zwergwirtſchaft, in der man bis zur Ziege als Haustier heruntergekommen war, namentlich in Mitteldeutſchland und dem Südweſten, in Ländern alſo, in denen auch politiſch die größte Zerſplitterung, infolgedeſſen wieder größere Bedrückung des Landmannes durch die kleinen Herren herrſchte. Anderswo hielt ſich der Bauer auch jetzt beſſer. Am Niederrhein und in Weſtfalen, ferner in Oſtfriesland gab es noch genug freie Bauern, aber auch im Süden, in Oberöſterreich und Oberbayern, ganz vereinzelt übrigens ſelbſt im Oſten (z. B. im Kulmer Land); doch auch in dieſen Gegenden hatten viele unter vermehrten Laſten zu leiden. Es gab anderſeits freilich noch wirklich ariſtokratiſche Bauern. Weitaus am beſten ſtand es in den dem Reich entfremdeten Gebieten, in der Schweiz und in den Niederlanden: hier hatte überhaupt noch das eigentliche Volk das Übergewicht. Es iſt alſo immer wieder die landſchaftliche Verſchiedenheit zu berückſichtigen. Anderſeits fehlten unter den Herren wohlwollende und einſichtige Elemente immerhin nicht ganz. Wichtiger iſt die aus dem Staatsintereſſe hervorgehende, zunehmende fürſtliche Fürſorge für die Bauern, wie ſie z. B. für den Oſten Friedrich Wilhelm I. von Preußen zeigte. Charakteriſtiſch iſt auch Herzog Ernſts des Frommen „Bauernkatechismus“. Im übrigen iſt ſelbſt in dieſer ſchlimmſten Zeit der Landmann der Bewahrer alter Volksſitte (ſ. die obenſtehende Abbildung), alter Eigenart, alten Geiſtesgutes geblieben: auch gegen die Aufklärung hatte er das ſpäter noch zu verteidigen. Überhaupt iſt der hervorſtechendſte Zug die Zähigkeit, durch die der Bauer dieſe ganze Zeit zu überwinden vermocht hat.



Maitanz. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

Den Bauern gegenüber iſt die Poſition der Bürger trotz allen Niederganges auch in dieſer Zeit eine unvergleichlich beſſere (ſ. die Abbildung S. 334). Sie iſt zwar nicht allgemein nach derjenigen der gewaltig aufſtrebenden Hamburger oder auch der Leipziger, Frankfurter, Nürnberger zu meſſen, die Verhältniſſe waren oft genug, trotz des Luxus, gedrückt, beſſerten ſich aber in größeren wie in kleineren Städten doch allmählich.

Charakteriſtiſch iſt auch die noch keineswegs abgeſtorbene Feſtesfreude. Da waren die Schützenfeſte, die Jahrmärkte mit zahlreichen Schaubuden, die Handwerkerfeſte. In den Ballhäuſern trieb man das Ballſpiel. Das Gewerbe iſt techniſch vielfach noch auf der Höhe und trotz aller Fortſchrittsunluſt keineswegs überall verfallen. Die Mißſtände im Zunftweſen waren freilich groß (vgl. S. 262). Ihre notwendige Reform beſchäftigte auch die Reichstage; einzelne Fürſten verſuchten ſyſtematiſcher als früher dieſe Mißſtände zu beſeitigen, aber ohne weſentliche Erfolge. Dieſelbe Rückſtändigkeit zeigte die Stadtverwaltung ſelbſt. Der Bürger, nunmehr, von den Reichsſtädten abgeſehen, nur noch Untertan, hatte den Sinn für das große öffentliche Weſen verloren, ging in ſeinen kleinen Intereſſen und in ſeinem Familienleben auf und wurde zum Philiſter, zum Krähwinkler, auch in den kleinen Reichsſtädten mit ihrem ganz kleinbürgerlichen Charakter, weniger natürlich in den großen und in jenen bedeutenden Handelsſtädten. Er vergaß ſeine alte Wehrhaftigkeit. Kleinlichkeit, Mißgunſt, das Korrelat der Servilität, Freude an Klatſch und Verleumdung waren für dieſe Sphäre bezeichnend. Alles Selbſtgefühl ſchwand: „forchtſamb und kleinmüthig zu ſeyn", ſchrieb Ludwig von Baden aus Augsburg an den Kaiſer, „iſt unter den Burgern eine durchgehende Krankheit". Das beſſere Bürgertum zeigte anderſeits ein gewiſſes Vorwärtsſtreben, das ſich damals freilich vor allem in jenem unſchönen Drängen nach oben äußerte. Auch in dem Streben nach der fremden feinen Bildung ſteckten weſentlich äußerliche Motive. Überdies ſtellte man ſich dabei höchſt ungeſchickt an, und die ängſtliche Übertreibung, das Zuviel der Komplimente kommt namentlich auf Rechnung des Bürgerſtandes. Das vornehme Bürgertum wetteiferte überhaupt mit dem Adel, ſo, freilich in lokal ſehr verſchiedenem Maße, im Luxus, z. B. im Halten von Bedienten und ihrer zunehmenden Vermehrung und Spezialiſierung, im Kleiderprunk und in Tafelfreuden, im Protzen mit prachtvollen Kutſchen, mit vergoldeten und ſamtgefütterten Schlitten uſw. Vor allem ahmte es aber jene Kavaliererziehung nach und bevorzugte daher ebenfalls die Erziehung der Kinder durch Hofmeiſter, die ſchließlich ganz allgemein wurde. Es bildete ſich allmählich überhaupt ein völliges „Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht" aus, das ſich, wie nachmals Goethe ſchilderte, „von Tage zu Tage vermehrte". Überaus groß war die Hofmeiſterliteratur; Gellert las ſpäter ſogar über die „Eigenſchaften



Handel und Verkehr im 18. Jahrhundert. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710. Vgl. Text S. 333.

eines Hofmeiſters“ ein Kolleg. In allen guten Häuſern wurde im 17. und 18. Jahrhundert der Hofmeiſter eine ſtehende Figur. Im übrigen war, wie wir ſahen, für den vornehmen Bürgersſohn der Adelsbrief und der Zutritt bei Hof das freilich nur von Einzelnen zu erreichende Endziel. Das modiſche Lebens- und Bildungsideal auch des Bürgers war jedenfalls, ein rechter „galanter“ und „politiſcher“ Mann zu werden, d. h. der franzöſierte feine Weltmann. Immer zahlreicher wurden die jungen Leute, die „dermahleins Hof- und Weltleute und keine Pedanten oder Schulfüchſe agiren“ wollten. Wie nach v. Rohr die meiſten Menſchen ihre „Handlungen nach dem Wohlſtand und dem Gefallen der Höhern einrichteten“, ſo war „vielen mehr an der galanten als an der ſoliden Gelehrſamkeit“ gelegen.

Das ganze neue Kulturideal war nun aber im Grunde ein Produkt des franzöſiſchen Einfluſſes, der jetzt alle anderen fremden Einflüſſe zurückdrängte. Die Weltherrſchaft Frankreichs und ſeiner höfiſch-ariſtokratiſchen Kultur (vgl. S. 311) hatte begonnen. Am Kaiſerhofe herrſchte zwar noch im 18. Jahrhundert die ſteife ſpaniſche Etikette, und neben ſtark franzöſiertem Weſen Einzelner, das erſt unter Thereſias Gemahl, Franz, ganz durchdrang, blieb in Wien viel von italieniſcher Art, auch italieniſcher Grazie heimiſch. Aber im allgemeinen überwog im ſpäteren 17. Jahrhundert in Deutſchland der an ſich (vgl. S. 293 ff. und 303 f.) längſt vorhandene franzöſiſche Einfluß völlig, der nun ja auch Holland, England, Italien uſw. in ſeinen Bann zog und auf die deutſchen Höfe nicht nur von Paris her, ſondern etwa auch über den ganz franzöſierten Hof der Stuarts wirkte. Inſofern, nicht bezüglich des Beginnes des franzöſiſchen Einfluſſes überhaupt, hat Leibniz recht, wenn er ſagt: „Nach dem Münſterſchen und Pyrenäiſchen Frieden [des erſteren Inſtrument iſt übrigens noch lateiniſch abgefaßt] hat ſowohl die franzöſiſche Macht als Sprache bei uns überhand genommen.“ Die junge Generation habe Deutſchland „der franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürfig gemacht“. Seit Ludwig XIV. ſtieg auch die Zahl der den franzöſiſchen Hof beſuchenden deutſchen Vornehmen ungemein. 1716 waren einmal bei Liſe Lotte, der Herzogin von Orleans, 29 fürſtliche und adlige deutſche Herren zugegen. Charakteriſtiſch für die Zunahme des franzöſiſchen Einfluſſes iſt die Entwickelung jener Alamodeſatire (vgl. S. 304). Bei Lauremberg richten ſich die Partien in freiem Verſe noch gegen das ausländiſche Weſen allgemein, die wohl einer ſpäteren Periode angehörenden Alexandrinerpartien aber nur gegen das Franzöſiſche. Ein gleicher Unterſchied läßt ſich bei Logau in den Epigrammen vor und nach 1648 wahrnehmen. Zur Verbreitung des franzöſiſchen Einfluſſes ſpeziell im Bürgertum trugen neben dem höfiſchen Beiſpiel und der Wirkung der Reiſen die zahlreichen Réfugiés bei (vgl. S. 319), die nicht nur höhere wirtſchaftliche Kultur, ſondern auch franzöſiſche Sitten und Sittenloſigkeit übertrugen und den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache förderten. Will man eine Stelle aus Chriſtian Thomaſius’ Schrift „Von Nachahmung der Franzoſen“ wörtlich nehmen, ſo wäre die fremde Sprache in die weiteſten Kreiſe gedrungen. „Bei uns Teutſchen“, ſagt er nämlich, „iſt die Frantzöſiſche Sprache ſo gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuſter und Schneider, Kinder und Geſinde dieſelbige gut genung reden.“ In Wahrheit freilich beherrſchten ſelbſt vornehme Damen ſie nicht durchweg. Aber es war überhaupt, ſoweit es möglich war, die Kultur Frankreichs von den Deutſchen übernommen. Unter den großen Änderungen in Deutſchland iſt, wie derſelbe Thomaſius bemerkt — und ganz ähnlich äußerte ſich ſchon 1655 Ägidius Henning in ſeinem „Miſchmaſch“ —, „nicht die geringſte, daß, da für dieſem die Frantzoſen bey denen Teutſchen in keine ſonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Frantzöſiſch ſeyn muß. Frantzöſiſche Kleider, Frantzöſiſche Speiſen, Frantzöſiſcher Haußrath, Frantzöſiſche Sprache, Frantzöſiſche Sitten, Frantzöſiſche Sünden, ja gar Frantzöſiſche Krankheiten ſind durchgehends im Schwange“.

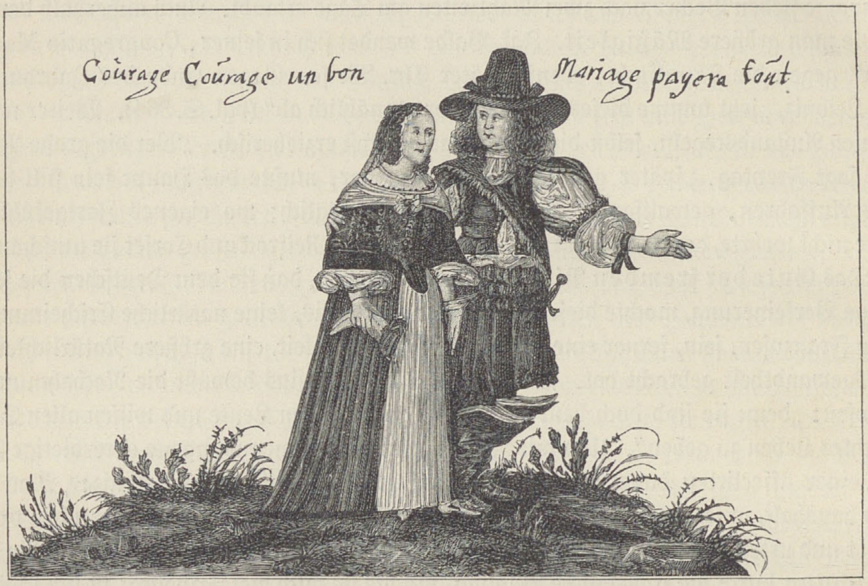
Dieſe Kultur hat aber, wie betont, den Deutſchen wirklich moderniſiert: in erſter Linie wurde damals die moderne geſellſchaftliche Bildung übernommen. Auf der Grundlage der geſellſchaftlichen Kultur der italieniſchen Renaiſſance und noch im 17. Jahrhundert italieniſch beeinflußt, dann unter ſtarker ſpaniſcher Einwirkung, hatte ſich in Frankreich gegen 1650 eine neue eigenartige Blüte der Geſellſchaftskultur entwickelt, die nicht nur am Hofe, ſondern auch in den Salons gepflegt wurde. Das Freie, Individuelle, Perſönliche der italieniſchen Renaiſſance war abgeſchliffen durch das Übergewicht der nun ausgebildeten Geſellſchaft als ſolcher, was die geſellſchaftliche Anlage der Franzoſen erleichterte, aber auch durch den ſpaniſchen Einfluß, den wir auch die alte franzöſiſche Lebhaftigkeit ſelbſt in ſeinen Bann ſchlagen ſahen (S. 311), und der jetzt eine Herrſchaft der Regel, der allgemeingültigen Norm herbeiführte. Wie im Staat der abſolute Wille des Herrſchers, in der Literatur der Klaſſizismus, in der Sprache die Akademie, ſo gab in der Geſellſchaft des nun ganz autoritativ gerichteten Frankreichs der Hof allein den Ton an. Durch ihn erhielt die Geſellſchaft auch einen großartigeren Hintergrund als an den kleinen Höfen Italiens, er wirkte aber auch als einziger Hof viel maßgeblicher als eine Mehrzahl von Höfen. Die ſpaniſche Steifheit konnte anderſeits die galliſche Leichtigkeit, Freundlichkeit und Heiterkeit auf die Dauer doch nicht unterdrücken, ſo daß die franzöſiſche Geſellſchaftskultur einen überaus anziehenden Charakter erhielt, wozu die ſelbſtverſtändliche gefällig-elegante, anmutig-einfache Art und der natürliche Takt wie die galante Ritterlichkeit der Franzoſen weſentlich beitrugen. Dieſe Kultur eroberte damals nun Deutſchland. Aber es iſt klar, daß hier in erſter Linie die Äußerlichkeiten übernommen wurden. Die Regeln und Formen, der Ton unſerer guten Geſellſchaft ſtammen aus jener Zeit, aus Frankreich. Wenn man ein Anſtandsbüchlein aus dem ſpäteren 17. Jahrhundert durchblättert, etwa die aus dem Franzöſiſchen überſetzte „Höflichkeit der heutigen Welt“, wird man ganz die heutigen Redensarten, die Verwendung der Worte „Ehre“, „ſich beehren“ uſw. finden. Auch die heutigen Tiſchſitten ſind erſt damals üblich geworden. Vor allem änderten ſich damals die Eßgeräte. Das ſpitze Meſſer, mit dem man früher namentlich das Fleiſch zum Munde führte, wurde oben rund. Dafür ſetzte ſich die heute unentbehrliche Eßgabel durch, die, immer als ein Gegenſtand der Ziererei angeſehen, im Mittelalter in Byzanz, auch ſchon in Italien vorkam, von Italien ſpäter nach Frankreich drang, aber zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch arg verſpottet wurde. Auch Moſcheroſch rechnet ſie zu den welſchen Poſſen. Im 17. Jahrhundert wurde ſie drei-, ſpäter auch vierzinkig. An dem franzöſiſchen Hofe wurde ſie übrigens erſt um 1650 eingeführt, eroberte dann aber alle Welt. Seit dem 16. Jahrhundert war der Löffel, ſeit alten Zeiten im Gebrauch, zum Eßgerät geworden, zum Eßlöffel mit breitem Stiel wurde er aber erſt im 17. und entwickelte ſich im 18. in allerlei ſonſtigen Formen (Kaffeelöffel uſw.). Speiſeteller für jeden Einzelnen waren ſchon im 16. Jahrhundert allgemeiner geworden, in der Mitte des 17. Jahrhunderts kamen die tiefen Suppenteller auf. Die Art des Eſſens wurde ſo ſehr viel ſauberer. Der größeren Feinheit der Tiſchſitten entſprach die der Speiſen, deren ſich die franzöſiſche Kochkunſt ſchon länger bemächtigt hatte. Überhaupt trat an Stelle des quantitativen Luxus mehr der qualitative. Die Eſſensſtunde wurde nach vornehmem Muſter übrigens immer ſpäter gelegt, zunächſt auf 1 Uhr. Die neue geſellſchaftliche Bildung hat den Deutſchen nun auch von dem unflätigen und grobianiſchen Weſen des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts zurückgebracht, vor allem von der damit im Zuſammenhang ſtehenden wüſten Trinkfreude. Je mehr ein Hof italiſiert oder, wie in der Regel, franzöſiert war, um ſo weniger hatte das Trinken an ihm die alte Stätte. Das zeigte gegen 1600 ſchon der Württemberger Hof. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade früh von franzöſiſchem Einfluß berührte Fürſten wie der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz und der feingebildete Landgraf Moritz von Heſſen, jener als Patron, dieſer als Stifter, 1601 an einem Mäßigkeitsorden (gegen „das Vollſaufen") für den hohen Adel beteiligt waren; allerdings folgte man dem älteren Muſter des Ordens vom goldenen Ring (vgl. S. 231). Immerhin waren den Ordensmitgliedern als Höchſtmaß noch je ſieben Becher nach zwei Mahlzeiten am Tage erlaubt. Auch außerhalb der Höfe erſtrebte man größere Mäßigkeit. Jak. Balde wendet ſich in ſeiner „Congregatio Macelentorum" gegen die Trunkſucht, ebenſo ſpäter Chr. Weiſe. Gegen Ende des Jahrhunderts meint Leibniz, „jetzt komme dieſes tumme laſter allmählich ab" (vgl. S. 364). Weiter wirkten die neuen Anſtandsregeln, ſelbſt die neue Tracht höchſt erzieheriſch. „Wer die große Perücke trug", ſagt Freytag, „ſpäter gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein ſtill halten, wildes Auffahren, gewaltſames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht wehrte, der Frau dreiſt nahezutreten, konnte Reifrock und Corſet ſie umſchanzen."

Das Gute der fremden Bildung lag eben darin, daß ſie dem Deutſchen die ſo notwendige Verfeinerung, mochte dieſelbe auch nur ein Firnis, keine natürliche Erſcheinung wie bei den Franzoſen, ſein, ferner eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Natürlichkeit und Lebensgewandtheit gebracht hat. Daher empfahl Thomaſius bewußt die Nachahmung der Franzoſen: „denn ſie ſind doch heut zu tage die geſchickteſten Leute und wiſſen allen Sachen ein rechtes Leben zu geben". Und mit Recht zog er „ihre ohnerzwungene ehrerbietige Freyheit" „einer affectirten bauernſtoltzen gravität" vor. Ähnlich meint Leibniz: „Man ſtelle unſern haushalt, unſere taffel, unſere gegenwärtige manierlichkeit gegen die vorige einfalt und urteile dann, an welcher Seite mehr Wiz ſei." Höchſt wichtig iſt ſodann die Verweltlichung durch die franzöſiſche Bildung, mochte ſie auch viel Frivolität in ſich ſchließen. Ohne die neue Weltlichkeit iſt der freie Geiſt unſerer klaſſiſchen Zeit nicht denkbar. In das Geiſtesleben kam überhaupt ein friſcher Zug. Dieſe freilich nicht den Franzoſen allein verdankten geiſtigen Fortſchritte werden uns noch im Zuſammenhang (S. 350 ff.) beſchäftigen.

Mehr noch als die von den Modernen bekämpfte pedantiſche Gelehrtenbildung betonte nun aber die neue Modebildung den Gegenſatz zum Volkstümlichen, ſchon weil ſie ſelbſt (vgl. S. 331) als willkommenes Unterſcheidungsmittel von den niedriger ſtehenden Schichten galt. Dazu kam der tiefe innere Gegenſatz alles wahrhaft Volkstümlichen zu einer überfeinen geſellſchaftlichen Kultur. Das Volkstum wagte ſich nicht mehr hervor. Anderſeits wurde es als plebejiſch, pöbelhaft mit Verachtung, ja mit Ekel zurückgewieſen — eine betrübende und gefährliche Erſcheinung. Trotz dieſes Gegenſatzes hat die modiſche Bildung übrigens ſchließlich viel größere Kreiſe ergriffen als die gelehrte, gerade weil die höfiſche Geſellſchaft bei aller Exkluſivität ihrer Zeit ein Vorbild war.

Aber die neue Kultur hat für den deutſchen Menſchen auch ſonſt viel Unheilvolles gebracht. Die Zunahme der Sittenloſigkeit wird da mit Recht beſonders gern hervorgehoben. Man kennt den Zug meiſt nur aus der ſchönen Literatur, die ja in der Regel allzuſehr als Quelle für Sittenſchilderungen herhalten muß, aus den ſinnlich-ſchwülſtigen „amoureuſen"

Tiraden eines Hofmannswaldau, eines Lohenſtein und anderer. Bezeichnend iſt aber, daß dieſe angeblich den Frauen huldigenden Poeſien mit ihrer noch dazu geſchmackloſen Detailmalerei weiblicher Reize und mit ähnlichen Zutaten bei den vornehmen Frauen ſo großen Beifall fanden. Ein höchſt bedenkliches langes Gedicht von Beſſer erregte bei Sophie von Hannover, der es Leibniz mitteilte, lebhaftes Intereſſe. Auch die Unmoralität wurde Mode. Was von den Höfen (S. 315) geſagt wurde, gilt allgemein. Man wurde jetzt unter dem Deckmantel äußerer Feinheit und bei zur Schau getragener Prüderie frivol, zweideutig, laſziv. Die naive Derbheit früherer Zeit, bei der niemand etwas fand, war zweifellos geſünder. Dieſer derbe Zug aber, der ſich doch nicht bannen ließ, kam jetzt als unverhüllter Schmutz, als Gemeinheit zum Vorſchein. Namentlich die männliche Jugend exzellierte in witzig ſein ſollenden Unanſtändigkeiten und Zoten. Zeugnis dafür ſind die Briefe etwa von Nürnberger Jünglingen ſchon aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Zeugnis die ſtudentiſchen Stammbücher (ſ. die obenſtehende Abbildung), deren Verſe in erſter Linie von der Liebe oder beſſer amour, von „Jungfrauen", „Weibern", „Huren" handeln, etwa ſo: „Es leben die Weiber, ſo hörner auffſezen, ſo kan ſich noch mancher Burſche ergözen", wie es noch nach 1730 heißt. In den ſtudentiſchen Kreiſen, bei denen zunächſt ohne Zweifel auch die zügelloſen Sitten und die Zotenluſt der Soldateska nachwirkten (vgl. S. 349), trat dieſer Zug allerdings ſehr viel unverhüllter hervor als in den höfiſchen Kreiſen und vielleicht auch noch mit einer gewiſſen Oppoſition gegen dieſe. Es gibt auf einigen Bibliotheken, z. B. in Jena, ganze handſchriftliche Miſchbände, die um 1700 und noch ſpäter von Studenten geſammelt worden ſind und von ſchmutzigen Liedern, Geſchichten, Zeichnungen uſw. wimmeln. Die Berliner Bibliothek beſitzt eine derartige Liederſammlung, die ſogar erſt zwiſchen 1747 und 1749 von einem Studenten, dem Freiherrn von Crailsheim, zuſammengebracht worden iſt. Ein



Stammbuchblatt von 1655. Nach einem Stammbuch (Nr. 13) in der Univerſitätsbibliothek zu Jena. Die franzöſiſche Überſchrift lautet überſetzt: Mut, Mut! eine gute Heirat wird alles gutmachen.

Beweis für die tiefe Unmoralität mancher Kreiſe auch im ſpäteren 18. Jahrhundert iſt nun aber, daß der Baron dieſe Handſchrift mit vielen Liedern darin, die nach dem Ausdruck ihres Durchforſchers „von beiſpielloſer Lüſternheit, pöbelhafter Gemeinheit und leider geradezu viehiſcher Wolluſt Zeugnis ablegen", nachmals ſeiner Tochter zum „Preſent" machte, und daß dieſe manche Lieder recht naiv gloſſierte. Es entſpricht das älteren Schilderungen Abrahams a Santa Clara von den frühreifen Mädchen. Der höfiſch Gebildete ging ſonſt den nackten Unanſtändigkeiten ebenſo wie den groben Worten aus dem Wege: an Verfänglichkeiten und obſzönen Andeutungen dagegen fanden dieſe Kreiſe Gefallen. Auch hier bekam aber der neue Ton vor allem den jungen Mädchen ſchlimm, die ohnedies durch das noch zu ſchildernde franzöſiſche galante Weſen jetzt zu „demütig bedienten" „ſchönen Gebieterinnen" (Weiſe) geworden waren und in der Konverſation von nichts als Liebe hörten. Daß bei den ſo beliebten Hochzeitsgedichten ein Haupteffekt die geſchlechtlichen Anſpielungen waren, iſt auch charakteriſtiſch; und niemand hörte dieſe wohl lieber als die Brautjungfern.

Moraliſch nicht viel beſſer erſcheint das damalige Geſchlecht in weiten Schichten nach der Seite des Charakters. Man huldigte der äußerlichſten Welt- und Lebensklugheit. Zum Teil hängt das mit einem allgemeinen Zuge dieſer nichts weniger als ſchwächlichen Zeit zuſammen. Das kräftige Vorwärtsſtreben äußerte ſich nicht nur in jenem mehr idealen Kultureifer, ſondern auch in ſehr praktiſcher, egoiſtiſcher Weiſe. Im Staatsleben tritt eine rückſichtsloſe, nur das Recht des Mächtigeren anerkennende realpolitiſche Richtung bezeichnend hervor. Im Grunde iſt es freilich die alte mittelalterliche ſelbſtherrliche Machtgier der Fürſten (vgl. Bd. I, S. 186f., 294f., 377), die aber unter dem Einfluß der Renaiſſance nun mehr machiavelliſtiſch gefärbt, anderſeits durch den großen Krieg wieder zu gewaltſamen Mitteln, durch den Abſolutismus zu größerem politiſchen Ehrgeiz, zur Setzung höherer Ziele geführt iſt. Der Große Kurfürſt iſt durchaus ein Typus des machtlüſternen, gewandten, rückſichtsloſen, aber auch kühnen und tatkräftigen Realpolitikers: ſeine ſtolzen nationalen Worte ſind zum Teil nur berechnet geweſen. Eine erſchreckende Skrupelloſigkeit findet ſich allgemein bei den harten, klugen, diplomatiſchen, ſich gegenſeitig an der Naſe herumführenden Staatsmännern der neuen Schule, den „machiavelliſtiſchen Räten", wie ſie eine Flugſchrift von 1678 nennt. Aber eine vom eigenen Vorteil geleitete, berechnende Klugheit iſt nun das Prinzip auch des privaten Lebens weiter Kreiſe geworden, zum Teil im Zuſammenhang mit der Verbreitung jenes Hofideals, jenem Drängen nach oben, jener Wertſchätzung von Rang und Titel. Mit unglaublicher Idealloſigkeit verband ſich völlige Charakterloſigkeit, jene infame, immer eigennützige Selbſterniedrigung vor jedem Hochſtehenden (vgl. S. 331). Der Grundzug der allgemeinen Lebensauffaſſung war jetzt die barſte Äußerlichkeit, der niedrigſte Nützlichkeitsſtandpunkt. Mit beinahe zyniſcher Offenheit wird in den ſyſtematiſchen Klugheitslehren, z. B. der ſehr bezeichnenden „Schmiede des politiſchen Glücks" von Beſſel (1672), das Fortkommen in der Welt nur auf eine niederträchtige Gunſtbuhlerei gegründet. Mit der Äußerung Beſſels, der junge Menſch müſſe „ſich möglichſten Fleißes bemühen, daß er bey Fürſten und Herrn bekannt werde, und bedacht ſeyn, wie er ihre Gnade erlangen möge", ſtimmen briefliche Urteile junger Nürnberger ſchon aus der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts überein, daß „an eines vornehmen Mannes guter Rekommandation und Beförderung [nach Empfehlungsſchreiben, die die heutigen Zeugniſſe vertraten, fand eine förmliche Jagd ſtatt] einem jungen Menſchen ſehr viel gelegen" ſein, daß man überhaupt „ſich bei jedermann inſinuieren" müſſe, daß man „heutigen Tages ſich

Bettelns nicht zu ſchämen habe“. Nicht anders lauten briefliche Ratſchläge des ſonſt trefflichen Hamburger Bürgermeiſters Johann Schulte an ſeinen Sohn, daß man „alles tun müſſe, um der Leute Gewogenheit beizubehalten“, nicht anders lautet Leibnizens Urteil: „Hochgeſtellter Männer Bekanntſchaft und Freundſchaft iſt heute die Grundlage des Vorwärtskommens.“ Wie ſehr man ſich dabei vom äußeren Rang imponieren ließ, zeigt dieſes geiſtig ſo hoch ſtehenden Mannes Befriedigung über „das Glück, wo er auch hinkomme, daß vornehme Leute ihn kennen lernen und an ſich zu ziehen getrachtet“.

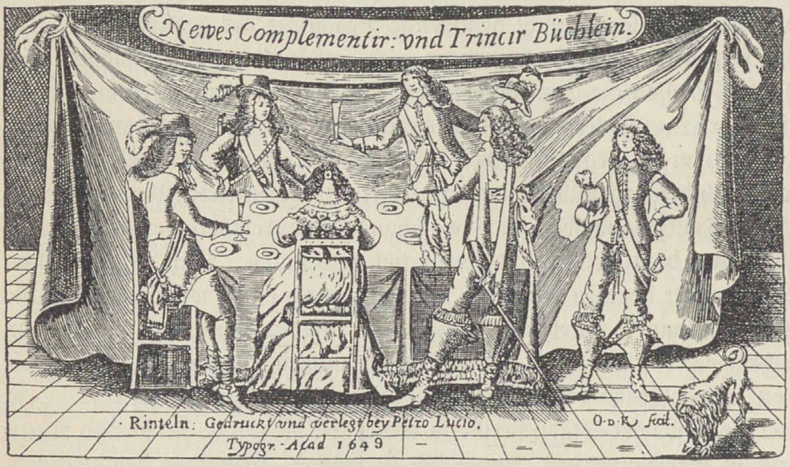
Die Unehrlichkeit und Eigennützigkeit dieſer devoten Geſinnung aber erhellt aus vielen Beiſpielen. Höchſt naiv ſchreibt einmal Luiſe von Degenfeld ihrem Sohn, Caprera könne in Wien beim Kaiſer etwas für ihn tun, „damit man auch vor die Devotion zu denſelben auch was Ergötzlichkeit hätte“. Solche Geſinnung negiert natürlich jede Überzeugungstreue. Sehr bezeichnend heißt es in dem „Bürgerlichen Complimentirbüchlein“ von Civilis Gratianus (1727): „Hänge den Mantel nach dem Winde, ſoweit es chriſtlich iſt“, und in einem älteren „Complementirbüchlein“ von P. Lucius: „Nun muß man auch riechen nach der Hof-Luft, woher dieſelb am meiſten wehet, dahin man ſich zu wenden hat, damit man immer Gnaden-Luft behalte.“ Der Zeit hat nun freilich das Auge für die Heuchelei, die hinter der Gunſtbuhlerei ſteckte, nicht gefehlt. Mit dem Ausdruck „Fuchsſchwanz“ ward dieſer Zug früh bezeichnet, und ſchon Satiriker wie Moſcheroſch eiferten gegen die „Fuchsſchwänzer“. In Sprichwörtern, in Hausinſchriften und ſonſt kehrte ſich auch das Volk zuweilen gegen die „Fuchsſchwänzerei“. Vor allem wurde das dieſe Art großziehende Hofleben ſatiriſch durchgenommen, beſonders von Logau, der ſelbſt am Hofe gelebt hatte. Für den redlichen und freimütigen Mann iſt nach ihm am Hofe keine Stätte. Als aufrechter Mann verachtet er das Buhlen der Schmeichler um „Hofegunſt“. Abraham a Santa Clara iſt von gleichem Freimut gegenüber dem Hofleben beſeelt. Riſt kehrt das Chriſtliche heraus und meint, „es ſei unmöglich, daß einer zu gleicher Zeit ein guter Chriſt und ein verſtändiger Hof- und Weltmann ſein könne“. Aber das rechte Kind der Zeit gewann aus jener Oppoſition gegen die Fuchsſchwänzerei nur die Mahnung zu größerer Vorſicht: ein Briefſteller empfiehlt, die Schreiben ſo einzurichten, daß „der Fuchsſchwanz nicht durchgucket“. Das Hauptmittel der Gunſtbuhlerei blieb die ödeſte Schmeichelei. Daher auch die Lobſucht unter den Gelehrten, daher die Häufung der höflichen Gratulations- und Dedikationsſchreiben, der höflichen „Beſuchsſchreiben“. Was man neben der Schmeichelei, die „vornehmlich an den Höfen im Schwange“, für Mittel anwandte, lehrt jenes Büchlein von Beſſel: da „ſucht man ſeine Beförderung durch Heyrathen vornehmer Bedienten [d. h. Beamten] Töchter oder Anverwantinnen“, weiter „durch Beſchenck- und Beſteckung vornehmer Bedienter“, was bezüglich des Erfolges als „zweifelhafte“ Art hingeſtellt, aber, „mit Maße und gutem Vorbedacht“ geſchehend, doch empfohlen wird. „Kluge Staatsmänner“ ſollen „die Gunſt“ des „Favoriten“ des Herrn zu erlangen ſuchen uſw.

Unendlich wuchs zugleich die Schätzung von Rang und Titel. Sie machten den Wert des Menſchen aus, der höhergeſtellte Mann war dieſer Zeit auch immer der beſſere. Die Fürſten, deren Sproſſen jetzt übrigens Prinz und Prinzeſſin und nicht mehr Junker und Fräulein hießen, gingen mit einem Streben nach Rangerhöhung voran: bei ihnen bedeutete der höhere Titel den Schein größerer Macht und damit zum Teil dieſe ſelbſt. Aber ähnliches Streben beſeelte alle Welt. Logau beklagte die zahlreichen Standeserhöhungen nach dem Kriege. Von der fieberhaften Sucht nach dem Adel ſodann ſprachen wir ſchon

(S. 329 f.). Von dem beglückenden Nimbus des Hofes ferner wollte nun ſelbſt der Handwerker profitieren. Erſt als „Hofbäcker“ und „Hofſchuhmacher“ glaubte er etwas Rechtes zu ſein. Die ſcheinſüchtigen Menſchen führten ein allgemeines, aber wegen ſeiner Allgemeinheit wieder unwirkſames „Avancement im Titel“ herbei. Die Titel der oberen Klaſſen wurden von den folgenden in Beſchlag genommen. Die Grafen nahmen den Titel der Fürſten: Hochgeboren, an; der Adel wollte nicht mehr edel, ſondern hochedelgeboren heißen; der Bürger nannte ſich edel und veſt, wohledel und geſtreng wie einſt der Ritter. „Der Titul Erbar und Ehrſam ſeyn“, heißt es bei Harsdörffer, „iſt nunmehr auff die Bauersleute gekommen.“ Übrigens hat ſich dieſe Aneignung höherer Prädikate bis zur Gegenwart fortgeſetzt, wofür das Hochwohlgeboren, im 17. Jahrhundert für Grafen neu erfunden, bezeichnend iſt. Das Ganze entſprach der von den Luxusordnungen vergeblich bekämpften Sucht, „um eingebildeten Anſehens willen“ den Luxus des höheren Ranges nachzuahmen. Eine tödliche Beleidigung war damals die nicht genügende Beachtung der gebührenden Titel. Bei Fürſten war das wegen mancher Konſequenzen noch verſtändlich. Die geplagten Sekretäre hatten für ſolche Fineſſen die Courtoiſiebücher, Nachfolger der alten Formelbücher. Nach Daniel Eremita, der einer florentiniſchen Geſandtſchaft angehörte, war der Landgraf von Heſſen z. B. über die ihm im Begleitſchreiben beigelegte Excellentia ſtatt Celsitudo ſehr böſe. Liſe Lotte freute ſich demgegenüber an der freien franzöſiſchen Art: „Man gibt ſelten tittel in Frankreich.“ In Deutſchland aber ging dieſe ſchon von Lauremberg verſpottete nunmehrige Übertreibung alter deutſcher Ehrſucht ſogar tief nach unten. Nach Weiſe wollten „auch geringe Leute dergeſtalt venerirt ſeyn, daß man offt durch einen winzigen Titul die beſte Inſinuation erhalten kann“. Titel- und Rangfragen führten daher nicht nur an den Höfen, auf den Reichstagen, bei feierlichen Akten, ſondern auch in kleinen Kreiſen zu ewigem Zank und Streit, etwa wegen der Reihenfolge beim Hochzeitszug zur Kirche — ein ſchroffes Beiſpiel, wo die Altdorfer Stadtſchreiberin deswegen die ganze Stadt und Nürnberger Patrizier dazu in Bewegung ſetzt, findet ſich in meiner „Geſchichte des deutſchen Briefes“. Bei dem ganzen Titelweſen waren im übrigen die allerfeinſten Einzelheiten zu beobachten: ein Doktor der Rechte hatte andere Anſprüche als einer der Medizin, ein graduierter Diakonus andere als ein nichtgraduierter uſw.

Ebenſo unfranzöſiſch war die ſervile Höflichkeit, die damals als ein ſo treffliches Beförderungsmittel angeſehen wurde. Feine Höflichkeit lag dem groben und zum Teil noch immer tölpelhaften Deutſchen im Grunde durchaus nicht; ſo kam man eben zur „Complimentierart“. Schon 1643 definierte der „Unartig teutſche Sprach-Verderber“ das nun „ſehr gemein gewordene“ Wort Kompliment als „Gepräng (gut teutſch Aufſchneiderey, Betrug, Heucheley). Wann iſt aber bei den Teutſchen jemahl mehr Prangens, Aufſchneidens und Betrugs geweſen, als eben jetzunder, da das Wort Complimente aufkommen iſt?“ Die Folge der Ungeeignetheit des Deutſchen für jene feine Höflichkeit war eben Künſtlichkeit, Übertreibung, Unnatur. Das fiel den Fremden früh auf. So unterſcheidet ſchon 1620 der Italiener Panfilo Perſico in ſeinem „Secretär“ von der einfachen, freien Weiſe der Franzoſen, denen Anmut und Grazie mehr ſei als alle Verbrämung, die demütige Umſtändlichkeit der Deutſchen, die ſich nicht genug tun könnten in Titeln und Zeremonien und der ängſtlichen Beobachtung der Formen. Das Abſtoßende lag einmal in jener ſchweifwedelnden Servilität und weiter in der nunmehr gerade von dem franzöſiſchen Klaſſizismus bekämpften ſchwülſtigen Ausdrucksweiſe. Dieſe bereits (vgl. S. 292) erörterte, das

Geſchraubte, Bombaſtiſche, „Geſchmückte“ liebende Art erſchien in Deutſchland beſonders lange als das Feine und hat gerade in der höfiſchen Konverſation und im Briefſtil, in dem nun, wie Harsdörffer einmal ſagt, „mehr flüſſende Beredſamkeit, ausgeſuchtere Wort und weitſchweiffigere Umſtände“ verlangt wurden, ihre Hauptpflege gefunden. Die Schmeichelei konnte in dieſer Sprache den Gipfel erklimmen. Die Konverſation, die man freilich nicht nach den karikierenden Komödien, auch nur zum Teil nach den Komplimentierbüchern beurteilen darf, zu beherrſchen, war ja ein Haupterfordernis für die „galante“ Welt und hatte nach Gracian „vielen mehr Nutzen gebracht als alle ſieben freye Künſte zuſammen“: ſie beſtand jetzt ſehr oft eben nur in ſchwülſtigen Komplimenten, wie z. B. Weiſe ausdrücklich beſtätigt. Daher mußte man ſich ſtändig darin üben: „dannenhero ein zukünfftiger Politicus Urſache hat, bey guter Zeit ſolcher Uebung nachzudenken“. Man bereitete ſich oft gewiſſenhaft vor. Komplimente ließ der Informator ſeine Zöglinge memorieren; die zahlreichen Komplimentierbücher (ſ. die nebenſtehende Abbildung) gaben vielen die erwünſchte Stütze. Weiſe hat ſogar als Lehrſtück für Schüler eine „Complimentierkomödie“ geſchrieben. Gewiß war das alles im Grunde eine Mode, aber eine von vielen ſehr ernſt genommene und allmächtige. Übrigens änderte der ſervile Geiſt der Zeit auch die Anrede. Statt des direkten Fürwortes brauchte man die unvertrauliche dritte Perſon Singularis (er; ſie) und noch lieber „der Herr“ uſw., auch im Familienverkehr (der Herr Vater wolle, Ihr wünſche ich, Demſelben berichte ich). Dann ging man noch weiter, machte den anderen zu einer Mehrheit und gebrauchte die dritte Perſon Pluralis, wie Talander ausdrücklich ſagt: in Anlehnung an den Hofſtil. Wenn nun auch, wie wir noch (S. 362 f.) ſehen werden, der franzöſiſche Einfluß — „in frantzöſchen brieffen macht man keine complimenten nicht“, ſchreibt einmal Liſe Lotte — eine größere Kürze der Komplimente herbeiführte, der Grundzug der deutſchen Höflichkeit blieb derſelbe. Man war nicht nur niedrig ſervil und gänzlich unaufrichtig — denn der wahre Geiſt der Zeit war ein höchſt unzufriedener, krittelnder, räſonierender, wie ihn die Flugſchriften oft zeigen —, ſondern vor allem auch ausgeſprochen künſtlich und unnatürlich.


Newes Complementir: vnd Trincir Büchlein.
Rinteln: Gedruckt vnd verlegt bey Petro Lucio.
Typogr. Acad 1649
O.D.K. fec.

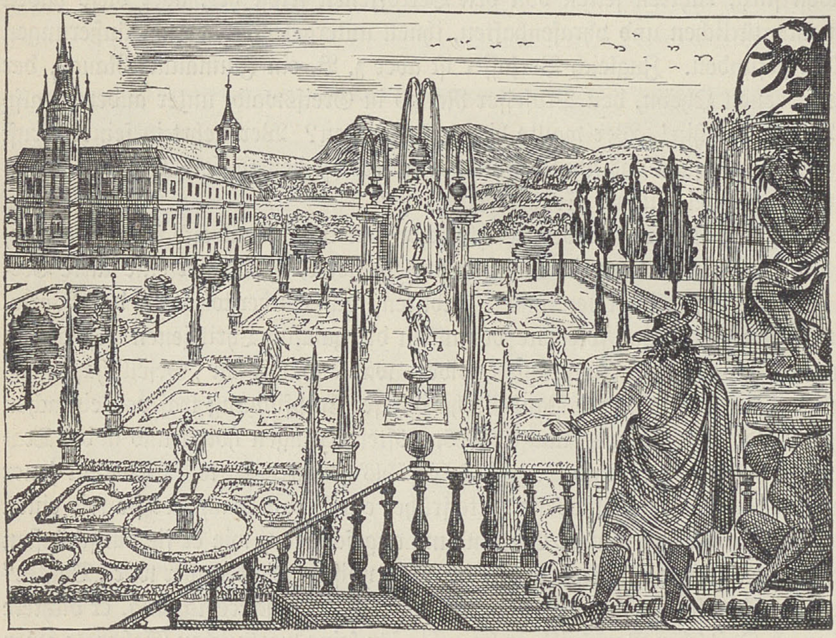
Titelblatt eines Komplimentierbüchleins des 17. Jahrhunderts. Nach den „Mitteilungen aus dem Germaniſchen Nationalmuſeum“ 1892.

Die neue Bildung bedeutete für den Deutſchen überhaupt eine totale Verbildung. Und dieſe Verbildung beeinflußte ſein ganzes Fühlen und Empfinden. Im Barock wollte man ja mit dem Schwulſt an ſich ſtarkes Fühlen zum Ausdruck bringen, aber das Überſchwengliche machte den Gefühlsausdruck eben zu einem manierierten, alſo unwahren und unechten. Im Deutſchen erhielt er aber zugleich bei der Unbeholfenheit und der Pedanterie des Deutſchen einen grotesken und lächerlichen Charakter. Gerade in Deutſchland fand nun aber der Schwulſt, wie eben betont, die liebevollſte und am längſten dauernde Pflege. Zahlreiche Beiſpiele für die Unnatur des Gefühlsausdrucks bieten die Briefe, vor allem die auf die Hofromane und Komplimentierbüchlein geſtützten Liebesbriefe. Beſonders bezeichnend ſind aber die geſchwollenen Äußerungen des Schmerzes. Zwar die Trauercarmina und Epicedia, die „Herzſchmerzlichen März-Trauer-Thränen“, „Doppelten Klagecypreſſen“ uſw., die ſich in der damaligen Blütezeit der äußerlichen, aus der Renaiſſance ſtammenden Gelegenheitsdichtung breit machten, und deren Überſchwenglichkeit mit dem Range des Leidtragenden ſtieg, rührten ſelten von den Betroffenen ſelbſt her, aber dieſe haben doch an ſolchen unnatürlichen und phraſenhaften, ihnen untergelegten Gefühlsäußerungen ſicherlich Gefallen gefunden. Zugleich Verfaſſer iſt aber z. B. ein Immanuel Rango, der 1700 ſeinen verſtorbenen Oheim, den Profeſſor Rango in Greifswald, unter anderem alſo beſingt: „Der Vater iſt dahin! Wer wollte hier nicht weinen? Wer nehrt in ſeiner Bruſt ein diamanten Hertz? Es geht das Bocks-Blut vor an Krafft den Kieſel-Steinen, Drum wirkt dis Thränen-Blut bei tauſend Seelen-Schmertz.“

In der eigentlichen Literatur verurſachte ſchon der von Frankreich übernommene, dem deutſchen Ausdruck von vornherein Steifheit verleihende Alexandriner eine ſtarke Verwendung von ſchmückenden Adjektiven und Attributen, ein Einherſtolzieren der Worte. Unter den literariſchen Gattungen ſpiegelte vor allem die galante Lyrik jenen Mangel an urſprünglichem Empfinden, jene Künſtlichkeit wider, während wir im „Geſellſchaftslied“ wie im Kirchenlied — insbeſondere hat Paul Gerhard tiefer Empfindung kraftvoll-einfachen und ergreifenden Ausdruck gegeben — innigere Töne öfter erklingen hören und in der Tragödie wenigſtens Gryphius Kraft und Tiefe des Gefühls verraten hatte. Selbſt in jener fabrikmäßig hergeſtellten Gelegenheitspoeſie hatte früher ein Simon Dach, der ſie wie einen Frondienſt übte, doch auch Töne inniger Empfindung angeſchlagen, wie er ſie am ſchönſten in ſeinem ſchlichten Lied „Anke von Tharau“ fand. Der typiſche Dichter aber war „Dichter“ noch immer im Sinne der ſchulmäßig erlernten lateiniſchen Renaiſſancedichtung, er dichtete nach der Regel, nach Opitzſcher Vorſchrift, er brauchte für ſeine wortreichen Elaborate zwar einige Phantaſie, aber keine Leidenſchaft, er „verfertigte“, wie Riehl gut betont, im Schweiße ſeines Angeſichts, wie wir hinzufügen können, ſeine Gedichte, und die Muſiker „verfertigten“ dazu die Muſik. Freilich ging in der kirchlichen Muſik gleichzeitig die Entwickelung von einem ſchon bedeutenden Meiſter wie Schütz zu dem unendlich viel größeren Bach (vgl. S. 403). Das „hölzerne Reim- und Tongeklapper“ ſuchten noch um 1740 nur die oben charakteriſierte Schlüpfrigkeit, obwohl daneben ſich damals ſchon eine lehrhafte Moral breit machte, und ein gequälter Witz weniger langweilig zu geſtalten. Gerade das Zurücktreten des früher ſo blühenden naiven Humors iſt ein weiteres Zeichen der Unnatur. Geſchwunden iſt er freilich nicht. Das zeigt auch in der Literatur die Linie von dem „Simpliciſſimus“ Grimmelshauſens und den Scherzſpielen des Gryphius zu dem volksbuchartigen ſatiriſchen Roman Reuters „Schelmuffskys Reiſebeſchreibung“. Und wenn der Humor auch ſonſt, vor allem bei vielen Frauen geſunder Art, wie Liſe Lotte, und beim niederen Volk noch ſeine Stätte und auf der Bühne der Hanswurſt ein großes Publikum hatte, ſo war er doch bei den „Gebildeten“ jener affektierten Witzelei, die das Unanſtändige bevorzugte oder ſich gelehrt ausſtaffierte und mit geiſtreich ſein ſollenden Wortſpielereien arbeitete, gewichen.

Das Wort „Schimpf“, eigentlich Scherz, erhielt nun, da man die volkstümliche Laune nicht mehr liebte, ſeine heutige Bedeutung, wie damals auch gemein (d. h. allgemein) erſt vollends „gemein“ in unſerem Sinne wurde (vgl. S. 266).

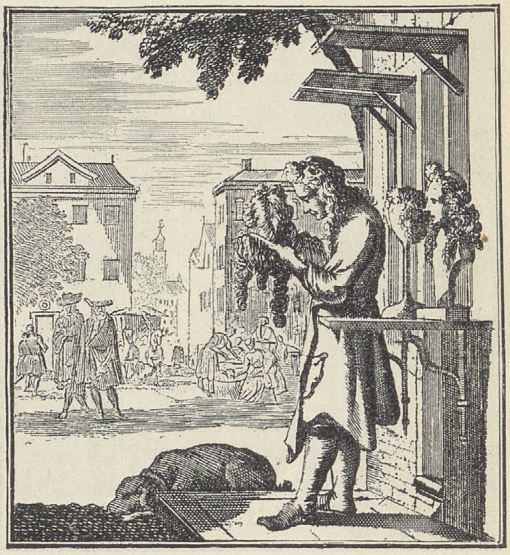
Verbildung zeigt weiter beſonders das Verhältnis zur umgebenden Natur. Das Naturgefühl war bis dahin jenes herzlich-naive geweſen, das noch Luther in ſo hervorragendem Maße beſaß (vgl. S. 122), keineswegs etwa, trotz der zackigen, wilden Hintergründe der Bilder, ein romantiſches, tieferes: die Alpen waren ein „gräulich und langweilig Gebirg“, und nur die fruchtbare Landſchaft galt als ſchön. Jetzt jedoch iſt man viel unempfänglicher für die einfachen Reize der Natur. Wieder darf man freilich nicht generaliſieren. Liſe Lotte wird „einen ſchönen Garten eher müde als einen wilden Wald oder Wieſen mit Weidenbäumen und Bächen“. Aber wenn ſich auch in der Literatur bei Grimmelshauſen naiver Naturſinn findet und ſpäter das Kirchenlied ähnliche Töne anſchlägt, wenn auch Riſt, freilich in lehrhafter Weiſe, die Freude an Blumen und Bäumen als ſchönſte hinſtellt, ſo laufen ſonſt die dichteriſchen Naturmalereien auf phraſenhaftes, ſchwulſtiges, ſpäter nüchternes Wortgepränge, auf künſtlich-gelehrte Verwendung eines antiken Apparats, auf Nachahmung des ſentimentalen Schäfergetändels des Auslandes hinaus. Dieſe aus der Renaiſſance ſtammende, in Italien und Spanien in Roman und Drama entwickelte Schäferdichtung, die aus der Hyperkultur hervorging und ein erſtes Flüchten zur Natur, freilich zu einer unnatürlich und konventionell geſtalteten, darſtellt, übertrug als reines Bildungsprodukt erſt Opitz nach Deutſchland. Allmählich gehörte das gezierte Schäfertum aber ſtändig zur galanten Geſellſchaft, unnatürliche Verkleidung der Sehnſucht nach der Natur. Naturfreude äußert ſich ſonſt in der geſteigerten Wertſchätzung des Gartens, der freilich mehr, wie ja ſchon früher (vgl. S. 99), ein Ort der Geſelligkeit iſt. Im 17. Jahrhundert werden Einladungen zu Gartenfeſten immer häufiger. Eine beliebte Verſammlungsſtätte des Königsberger Dichterkreiſes war Alberts Garten mit ſeiner „Kürbislaube“. Man freut ſich jetzt auch mehr am Spazierengehen und -fahren. Bei einem



Franzöſiſcher Garten. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687. Vgl. Text S. 345.

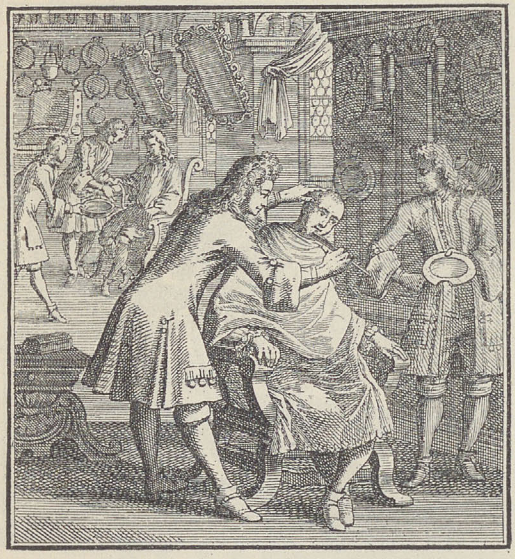
Aufenthalt Chriſtian Adolf von Anackers in Hamburg 1733 fährt man in einem Luſtſchiff auf der Alſter ſpazieren. Aber er wird auch mehrfach in Gärten geführt: „wir ſahen unterſchiedl. gärten, welche mit den ſchönſten alléen, ſtatuen, parterre, Waſſerkünſten und Caſcaden gezieret“. Hier ſieht man alsbald wieder die Verbildung: es iſt der ſchon (S. 7 und 18) geſchilderte franzöſiſche Garten (ſ. die Abbildung S. 344) mit ſeiner Zurechtſtutzung der Natur und ſeinem künſtlichen Beiwerk, der den Menſchen damals zuſagt.

Eine geſchmackloſe Vergewaltigung der Natur zeigte nun auch das Tragen der zuerſt am franzöſiſchen Hofe (um 1620) beliebt gewordenen Perücke (ſ. die untenſtehende Abbildung). Sie kam mit der franzöſiſchen Tracht, die nach dem erneuten Eindringen zu Anfang des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 293 und 303) nach deſſen Mitte zu dauernder Herrſchaft gelangt war und, von anderen Einzelheiten, der Weſte, dem kurzen Beinkleid, den ſeidenen Strümpfen, dem Galanteriedegen, abgeſehen, im Grunde den modernen, aus der Soldatentracht hervorgegangenen, in der Taille anliegenden, ſpäter offenen Rock mit Ärmelaufſchlägen uſw. brachte; die alamodiſche martialiſche Weiſe (vgl. S. 303 f.) trat aber jetzt zurück. Die „Staatsperücke“ entſprach dem pomphaften, ſchwülſtigen, geſpreizten Geiſt der Zeit. Sie zierte bezeichnenderweiſe auf den Denkmälern ſelbſt die Fürſten, die — auch bezeichnend — als römiſche Imperatoren dargeſtellt waren. Gemäß der noch zu ſchildernden Geſchmacksentwickelung überhaupt wurde ſie freilich nach anfänglich wilder Geſtaltung ſeit 1670 immer regelmäßiger, übrigens nach dem Stande differenziert. Sie machte die Haltung des Trägers durch den das beliebte Blond vortäuſchenden Puder immer gezierter; der jetzt dreieckige Hut mußte nunmehr unter dem Arm getragen werden. Mit infolge des Puders ſchwand auch die anfängliche Größe der Perücke. Die Lockenmaſſe zwang man ſchließlich wegen ihrer Läſtigkeit, nach dem Vorbild franzöſiſcher Offiziere, hinten in einen Haarbeutel, den dann wieder der militäriſche ſteife Zopf verdrängte. Schon 1663 ſchrieb Rango über die Geſchichte der Perücke, ein Stoff, der dann beliebt blieb. Charakteriſtiſch iſt noch die Beſeitigung des natürlichen Bartwuchſes (ſ. die Abbildung S. 346), der anfangs wenigſtens in winzigen Flecken am Kinn, unter der Unterlippe und zuletzt noch unter der Naſe geduldet war.



Perückenmacher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. I, Würzburg 1699.

Es iſt klar, daß das geſchilderte äußerliche Gebaren der Zeit zu keinem generell abſprechenden Urteil über die damaligen Menſchen führen darf. Daß überhaupt gegenüber der neuen feinen Bildung die alte volkstümliche Art nicht völlig ſchwand, werden wir ſpäter (S. 373 ff.) ſehen. Aber von dieſer Unterſtrömung abgeſehen, beobachteten wir doch eben ſchon (S. 344) gegenüber der herrſchenden Unnatur vereinzelte Züge natürlicher Empfindung. Deutſche Innerlichkeit lebte vor allem auf religiöſem Gebiet weiter, und vom Pietismus werden wir (S. 378) eine Reaktion gegen die höfiſche äußerliche Kultur ausgehen ſehen, ebenſo von einer myſtiſchen Richtung (S. 377f.) hören. Gegenüber der betonten Charakterloſigkeit iſt auf jene Oppoſition gegen die Fuchsſchwänzerei und das Hofleben (vgl. S. 340) zu verweiſen. Überhaupt hielt ſich doch ein gut Teil innerer Tüchtigkeit und ernſter Lebensauffaſſung bei hoch und niedrig. Sittliche, biedere und fromme Grundſätze tragen z. B. die Inſtruktion, die der Kanzler Wolff von und zu Totenwarth für ſeinen auf die Univerſität gehenden Sohn 1630 ausarbeitete, ſie kennzeichnen auch ſpätere ähnliche Anweiſungen ſchon modernerer Leute, ebenſo die väterlichen Briefe, wie etwa die des Hamburger Bürgermeiſters Schulte an ſeinen Sohn in Liſſabon um 1680. Vor allem blieb der alte Familiengeiſt in ſeiner Gemütswärme ziemlich unangetaſtet. Ein Fürſt, Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, ſchenkte 1674 ſeiner Gemahlin ein Gebetbuch mit der Widmung: „Bitte bey Leſung dißes Buches wolle Mein Aller Liebſtes Hertz deſſen nicht vergeſſen, welcher gewiß mit trewem beſtendigem Hertzen iſt vndt bleiben wirt Meines Allerliebſten Engelshertz treweſter gantz eigener gemahel bis in den thodt."



Der Barbier. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 345.

Eine erfreuliche Ergänzung zu jenen Schattenſeiten bietet weiter das Geiſtesleben, das freilich der Äußerlichkeit auch nicht ermangelte. Wir werden ſehen, wie ſich trotz aller Verfallserſcheinungen ein außerordentlicher Reformeifer verheißungsvoll geltend machte. Zunächſt ergab ſich trotz der Verknöcherung der humaniſtiſchen wie der proteſtantiſchen Ideen aus ihnen fortgeſetzt eine Stärkung des individualiſtiſchen Geiſtes. Eine perſönliche Überzeugung trat nun immer häufiger hervor, ihre Verteidigung wurde immer origineller. Freilich unſerem Blick erſcheint noch vieles über einen Kamm geſchoren: aber trotz aller Scheu vor dem Auflehnen gegen das Autoritativ-gemeinſame hegten zahlreiche Einzelne, wenigſtens im ſtillen, eigene Ideen und vertraten ſie oft begeiſterungsvoll, meiſt freilich auch in krauſem, verſchnörkeltem Gedankengang. Gerade das Phantaſtiſche des Barocks und die Willkür des Rokokos ſtimmen zu dem „eigenſinnigen Trotz auf die möglichſt barocke Perſönlichkeit", der „Neigung zur individuellen Karikatur", wie ſie Riehl hervorhebt, und ſo darf er auch „keine Zeit ſo reich an genrehaften humoriſtiſchen Originalen, die ſich eine Welt für ſich allein bauten", finden wie jene. Für die Betonung der Perſönlichkeit war uns ſchon früher (vgl. S. 196) die Pflege des Porträts bezeichnend. Immer zahlreicher wurden die Selbſtbiographien, die das Kleinſte bei dem werten Ich berückſichtigten; immer mehr ſuchte der Einzelne ſich in der Konverſation wie in Briefen hervorzutun, bis dann im ſpäteren 18. Jahrhundert die Perſönlichkeit auch im Stil völlig durchbrach.

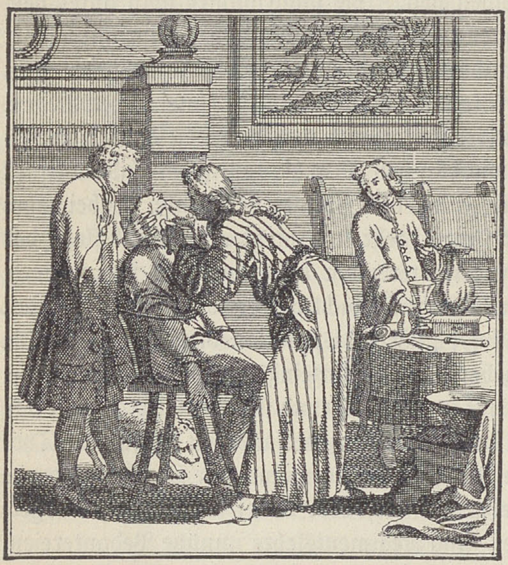
Ein weiteres charakteriſtiſches Moment im Geiſtesleben iſt der zunehmend intellektualiſtiſche Zug. Das rationaliſtiſche Element der Renaiſſance tritt nun mit ſtärkerer Wirkung hervor, in Deutſchland, wie wir noch ſehen werden, vor allem infolge fremder Einflüſſe, des holländiſchen und des franzöſiſchen. Der ſich anbahnenden Verſtandesherrſchaft kam die Äußerlichkeit der Zeit entgegen. Weiter aber macht ſich jetzt ein immer wieder die menſchliche Entwickelung beſtimmendes Moment geltend, das der Reaktion: gegenüber der erregten Stimmung des Barocks (vgl. S. 288), gegenüber dem übertriebenen Weſen, dem Schwulſt ſetzt eine Periode nüchterner Kälte ein, naturgemäß vom Verſtande geleitet. Hatte in dem bombaſtiſchen, effektreichen Wortgepränge trotz aller Manier immerhin einiges Feuer und Phantaſie geſteckt, ſo war doch die Scheinſucht (vgl. S. 289) immer mehr das Entſcheidende geworden. Die berechtigte Oppoſition gegen die Gekünſteltheit, die Unwahrſcheinlichkeit führte jetzt zur völligen Nüchternheit, zuerſt in Frankreich, dann auch in Deutſchland. In Frankreich, einer Hauptſtätte der Renaiſſancekultur, hatte ſich auch im Barock immer eine reinere und klarere Unterſtrömung der Renaiſſancebildung gehalten: ſie wuchs jetzt zum ſtrengen Klaſſizismus aus. Er unterwirft mit jenem ſchon (S. 336) erörterten, allgemein für Frankreich charakteriſtiſch gewordenen Zwang der Autorität das Geiſtesleben, insbeſondere die Literatur, der aus der Antike abgeleiteten Regel. Das formale Element wird erneut zur Hauptſache. Die formale Regel, die äußere Geſetzmäßigkeit, herrſcht, wie wir (S. 311) ſahen, nicht minder im geſellſchaftlichen Leben wie im Geſchmack (franzöſiſcher Garten). Das Ideal wird die Korrektheit (auch in der Sprache), womit die Perſönlichkeit, ſchließlich die Innerlichkeit überhaupt ausgeſchaltet, zugleich freilich auch jener Schwulſt wie alle Unnatur zurückgedrängt wird. Die Natürlichkeit wird nun zur Norm, aber eine eingeengte, dem franzöſiſchen Geſellſchaftsmenſchen angepaßte Natürlichkeit, die die rhetoriſche Phraſe keineswegs ausſchließt, ſondern ſogar kultiviert. Jedenfalls erwuchs aber in Frankreich unter dem Feldgeſchrei „Vernunft und Natürlichkeit“ eine hohe literariſche Blüte. In Deutſchland hat erſt Gottſched, mit Hilfe des franzöſiſchen Klaſſizismus, eine literariſche und allgemeingeiſtige Hebung verſucht (vgl. S. 385ff.): zunächſt waren hier vollſtändige Plattheit und nüchternſte Trivialität die Folge der neuen Strömung, die ſchließlich ebenſo geſchmacklos waren wie der Schwulſt, den in Deutſchland zuerſt Wernigke bekämpfte. Aber immerhin war dieſe Nüchternheit der erſte Schritt von der herrſchenden Unnatur und Gezwungenheit zurück zur Natur. In der Literatur iſt der typiſche Autor damals Chriſtian Weiſe (vgl. S. 356f.), der Rektor von Zittau, trotz gewiſſer volkstümlicher Züge (vgl. S. 374) durch und durch nüchtern und äußerlich, auf den Nutzen bedacht und lehrhaft, wie er denn auch die Poeſie als plattes Verſedrechſeln zum Lehrgegenſtand machte. Im gelehrten Leben iſt ein nüchterner Zug gleichfalls unverkennbar. Ihn förderte der Aufſchwung der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Diſziplinen, auf den noch (S. 353f.) zurückzukommen ſein wird. Die Neigung zur Mathematik (vgl. S. 350), dieſem Muſtergebiet der Herrſchaft von Geſetz und Regel, begünſtigte die Klarheit der Auffaſſung wie des Ausdrucks.

Derſelbe äußerliche, verſtandesmäßige Geiſt der Zeit zeigte ſich uns bereits in ihrem ausgeſprochenen Nützlichkeitsſtandpunkt, in dem realpolitiſchen Sinn der Staatsmänner, in der gemeinen Weltklugheit, die (vgl. S. 339f.) zum Prinzip der ganzen Lebensauffaſſung geworden war. Dieſer Standpunkt beherrſchte nun auch das geiſtige Leben. Rein auf den Nutzen, das Lernen, war z. B. das Reiſen (vgl. S. 326f.) angelegt. Indes hat dieſer Standpunkt doch zu einer Reviſion des bisherigen gelehrten Weſens geführt, das des wirklich Unnützen die Hülle und Fülle in ſich barg. Am meiſten kamen einer Nutzbarmachung des Wiſſens noch die polyhiſtoriſche Neigung und der außerordentliche gelehrte Sammeleifer ſchon des 16. Jahrhunderts entgegen. Urſprünglich um die ſeit der Humaniſtenzeit ſo geſchätzte Eloquenz inhaltlich raſch und bequem zu fundamentieren, entſtanden immer zahlreichere und immer umfangreichere Kompendien, die alle möglichen Wiſſensmaterien, jetzt meiſt ohne Krönung durch die Theologie, zuſammenfaßten. Es waren zum Teil wüſte Stoffſammlungen, nur ſelten ſyſtematiſch geordnet, wie es Theodor Zwingers „Theatrum humanae vitae“ war. Im 17. Jahrhundert kam in dieſe Enzyklopädien auch ein ſpezifiſch didaktiſch-techniſcher Zug, wie ihn die Sammelarbeiten des Comenius und Morhofs „Polyhiſtor“ zeigen. Morhof hat aber auch das Ideal des Polyhiſtors perſönlich verkörpert und es überhaupt zum Bildungsideal machen wollen. Die polyhiſtoriſche Neigung ging auch durch das ganze Zeitalter: überall ſtopfte man ſolchen meiſt ungeordneten, zuſammengerafften Wiſſensſtoff hinein. Manche der damals ſehr wichtigen Briefſteller z. B. tragen in ihren Muſterſammlungen völlig enzyklopädiſchen Charakter — wieder tritt hier jener Zuſammenhang mit der Rhetorik hervor —; ſo der „Teutſche Secretarius“ von Harsdörffer. Er hat Abteilungen wie dieſe: „Nachſinnige Juriſtiſche, Hiſtoriſche und Politiſche Briefe“, „aus der Sittenlehre“, „aus der Naturkündigung“ und behandelt Themata wie die folgenden: „Lob (Verachtung) des Landlebens, Vom Schachſpiel, Von einem Zweikampff, Erkundigung bey einem Arzt, woher die, ſo von der Spinne Tarantula geſtochen werden, zu tanzen pflegen.“ Die Zahl der polyhiſtoriſchen Kompendien, die polyhiſtoriſche Verbrämung des Unterrichts erklären auch das überall hervortretende Prunken mit allerlei Wiſſenstand, die gelehrten Anſpielungen in Briefen, Reden, Gedichten, namentlich in der ſo üppig wuchernden Gelegenheitspoeſie. So beglückwünſcht Paul Fleming den Komponiſten Heinrich Schütz zur Wiederherſtellung ſeiner Mutter unter anderem ſo:

„Iſt's nicht ſo, berühmter Schütze?
Deine Mutter war wie ſchon
An der ſchwarzen Lethenpfütze
Und dem bleichen Phlegethon.
Charon, der erblaßte Mann,
Schrie ſie ſchon ums Fährgeld an.“

Weit fruchtbarer als ſolche Verwendung gelehrten Vielwiſſens war jene ſchon früher (S. 250) erwähnte gelehrte Sammeltätigkeit. Dieſer Zug wuchs nun ungemein. Jetzt begann, mit Paulſen zu ſprechen, das „Zeitalter der Obſervationen und Theſauren, der Gronovius und Graevius, der Conring und Schurtzfleiſch, der Morhof und Fabritius. Das Altertum wurde Muſeumsobjekt.“ Es entſtanden große Sammlungen hiſtoriſchen Materials, von Urkunden und Chroniken. Derſelbe Sammeleifer zeigte ſich in der häufigeren Anlegung öffentlicher Bibliotheken wie in dem wachſenden Umfang der privaten. Es kam der Beruf des Bibliothekars auf, ebenſo der des Antiquars. Man ſammelte Handſchriften, Briefe berühmter Männer, wie Camerarius es tat, Münzen, Medaillen — Liſe Lotte hatte 1721: 957 Medaillen —, Kupferſtiche, Bilder, Porzellan; auch Privatleute legten jene ſchon (S. 281 ff.) berührten „Kunſtkammern“ und Naturalienkabinette immer häufiger an. J. D. Major meint 1674, daß auch „mittel- und niedrigere Stände ſich nicht mäßigen können, einen Verſuch zu tun, allerhand … Kunſt-, Antiquitäten-, Schatz- und fürnehmlich Naturalien-Kammern … aufzurichten“. Neben dem Unſyſtematiſchen und Kritikloſen bleibt dabei der Hang zum Kurioſen bezeichnend (vgl. S. 281 ff.), wieder eine Folge jener Wertſchätzung von Äußerlichkeiten. Daraus erklärt ſich auch die literariſche Behandlung mannigfacher entlegener Themata oder kleiner Gleichgültigkeiten des privaten Lebens. Die Anfänge kulturhiſtoriſcher Intereſſen tragen zunächſt dieſen „kuriöſen" Charakter.

Kamen dieſe Seiten des bisherigen Geiſteslebens der neuen Strömung entgegen, ſo hatte es andere, die es als im höchſten Grade reformbedürftig zeigten. Es waren alle jene Seiten, die die franzöſierten Leute unter dem Namen der „Schulfüchſerei", der „Pedanterie" zuſammenfaßten. Es war der ganze, auf das Formaliſtiſche gerichtete, unter der Herrſchaft des humaniſtiſchen Lateins ſtehende, immer noch theologiſch orientierte neuſcholaſtiſche Betrieb. Es war die mit lauter Äußerlichkeiten durchſetzte, eingebildete Gelahrtheit, deren beſte Seite ein emſiger, dicke Bände fabrizierender Fleiß, deren Kehrſeite die Abhängigkeit von den Vorgängern, das naive Abſchreiben war. Sie ſtand immer noch unter dem Zeichen der humaniſtiſchen lateiniſchen Eloquenz, der Phraſe: die ganze Einrichtung der Schulen wie der Univerſitäten, die Deklamationen und dramatiſchen Schulaufführungen, die Diſputationen und Kolloquien beförderten die Maſſenanwendung der lateiniſchen Reden, Carmina uſw., alles in widerwärtiger Schuldreſſur erlernt und von den Kundigen mit ſchwülſtiger Geſpreiztheit von ſich gegeben, wie es ſchon Gryphius im „Horribilicribrifax" durch den Schulmeiſter Sempronius mit ſeinen Zitaten und Phraſen verhöhnte. Dabei nahm die einſtige Wertſchätzung der Klaſſizität der Form mehr und mehr ab. Die Pflege des Griechiſchen wurde gegen das 16. Jahrhundert immer mehr beſchränkt und konzentrierte ſich weſentlich auf das Neue Teſtament. Um ſo mehr Gewicht wurde wieder, wie zur Zeit der Scholaſtik, auf den theologiſchen und philoſophiſchen Diſputationsbetrieb gelegt. Die Philologie, nunmehr mit einem Nimbus umgeben, blieb doch klein gegenüber der Theologie, bei der wie bisher die Dogmatik und die Polemik im Vordergrund ſtanden. So kam es, daß Leibniz vorſchlagen konnte, die Univerſitäten am beſten ganz verfallen zu laſſen, daß Thomaſius ſchrieb, es herrſche „zum Exempel in der Philoſophie anſtatt der Logik eine grobe Zankkunſt, anſtatt der natürlichen Gottes-Lehre dumme, aber dabei tollkühne und ketzermacheriſche Grillen, anſtatt einer echten Sitten- und Regimentslehre unnütze Pedantereien, damit man nicht einen Hund hätte aus dem Ofen locken können, oder handgreifliche jeſuitiſche Lehren". Die Kirche wieder ſtand unter der Herrſchaft eines erſtarrten orthodoxen Pfaffentums, das in alter Streitſucht und Verfolgungsleidenſchaft, wie ſie z. B. Calixtus erfuhr, aufging und das Gemüt einengte und abſtieß. Die Beſchränktheit und geiſtige Unfreiheit zeigte ſich ſodann nach wie vor in der wüſten Hexenverfolgung, harmloſer in den trotz der gemachten Fortſchritte (vgl. S. 251f.) weiterdauernden naturwiſſenſchaftlichen Wahnmeinungen zum Teil ergötzlichen Charakters. In der Medizin und erſt recht in der verbreiteten Quackſalberei (ſ. die Abbildung S. 350) ſpukte immer noch viel Abergläubiſches herum — abergläubiſch in unſerem Sinne, nicht in dem jener Zeit —, ganz abgeſehen von dem abergläubiſch verbrämten Aderlaß (vgl. S. 112). Die Kalender behielten übrigens noch bis ins 19. Jahrhundert die Tafeln für dieſen bei. Wie früher ſchädigten zunächſt auch jetzt noch das gelehrte Leben oft gewiſſe moraliſche Schwächen der Profeſſoren wie der Studenten. Bei jenen zeigten ſich oft Faulheit, Geldgier, zum Teil aus ihrem mangelhaften Einkommen erklärlich, und charakterloſe Liebedienerei, bei dieſen ein auf die Spitze getriebener Pennalismus und die alten rohen und wüſten Sitten, die Rauf-, Spiel- und Trunkſucht, die in der feineren Zeit immer abſtoßender wirkten, freilich auch ein Stück mittelalterlicher Kraft und Derbheit fortpflanzten, vermiſcht mit dem ſoldatiſchen, auch die Renommierſucht hinzufügenden Erbe des Dreißigjährigen Krieges — „Itzt ein Student, balde ein Soldatt" heißt es 1631 in einem Stammbuch. Unzucht und Zotigkeit herrſchten allgemein. Klagte ſchon 1631 ein Jenaer Student über das dortige „üble und bäuriſche“ Leben, ſo ſteigerte gerade Jena dieſe Seiten noch beſonders. Im Äußeren unſauber, ſelbſt vor Diebſtahl nicht zurückſcheuend, Branntweintrinker, war mancher Student geradezu ein Abſchaum. Den beſten Einblick in dieſes Treiben geben Dürrs „Geſchichte Tychanders“ von 1668 und Happels „Akademiſcher Roman“ (Ulm 1690). Daß erfreulichere Seiten aber vorhanden waren, wurde ſchon früher (S. 249) betont. Häuslicher Sinn ferner war bei den Gelehrten, die ſich oft eines großen Kinderſegens erfreuten, nicht ſelten. Anderſeits blieb ihnen eine große geſellſchaftliche Ungewandtheit eigen, wie ſie denn auch dem Franzoſentum in den Sitten am längſten widerſtanden.



Der Okuliſt (Augenarzt, Starſtecher, meiſt Quackſalber). Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 349.

Aber dieſelbe Zeit zeigt nun doch auch, zunächſt im Ausland, das Heraufziehen eines neuen Geiſtes, einer neuen geiſtigen Grundſtimmung. Das Entſcheidende iſt die Wendung auf das Leben, die Gegenwart, auf die Natur, daraus ergibt ſich immer mehr ein Zurücktreten der rein kirchlichen Orientierung des Geiſteslebens, d. h. des eigentlichen mittelalterlichen Charakteriſtikums, daraus ergibt ſich zum Teil aber auch ein Zurücktreten des Faktors, der bisher am meiſten im Sinne einer geiſtigen Säkulariſation gewirkt hatte, des von der Renaiſſance geprieſenen Altertums. Wir werden ſehen, wie hierin Bacon vorangegangen iſt. Bacon iſt aber auch ſonſt von entſcheidender Bedeutung, freilich nur in programmatiſcher Beziehung. Er bekämpft die Vorherrſchaft der reinen Spekulation ohne die Grundlage der Erfahrung. Die Erfahrung wieder ergibt ſich aus der eindringlichen Beobachtung der Natur, der Entdeckung ihrer Geheimniſſe. Mit deren Beherrſchung wird der Menſch zum Herrn der Natur, und damit iſt der Fortſchritt der Menſchheit gegeben. Dieſe neue Richtung auf die Natur ſollte für die Folgezeit von größter Bedeutung werden. Bacon hat im übrigen die Methode der Induktion, das fördernde Grundprinzip der neueren Naturwiſſenſchaft, nur ſchärfer betont als manche Vorgänger. Dieſes Prinzip drang anderſeits nur langſam durch und ſpielte in der Naturwiſſenſchaft eine gewiſſe Rolle erſt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Methode, die zunächſt und noch lange das ganze Denken beherrſchte, war die mathematiſche, die gerade den gegenſätzlichen, den deduktiven Charakter trägt. Die ſtärkere Betonung der Mathematik ſtammt ſchon aus der Renaiſſance (vgl. S. 253), in ihrer nunmehrigen Bedeutung — eine Vorbedingung dafür war ihre begriffliche Ausgeſtaltung — ſpiegelt ſich jenes Hervortreten des intellektualiſtiſchen Geiſtes, jene Hingabe an die Verſtandesarbeit und die Freude an glatten, mechaniſchen, geſetzmäßigen Ergebniſſen durchaus wider. Die ganze Welt wird zum Rechenexempel und zur einheitlichen mathematiſchen Konſtruktion; die Philoſophie löſt ſich vom theologiſchen Denken zunächſt eben durch das mathematiſche: alles läßt ſich nun vortrefflich ableiten und unumſtößlich geſtalten. Aus dieſer mathematiſchen Grundrichtung der Zeit zogen auch die Naturwiſſenſchaften, insbeſondere die Mechanik und die Aſtronomie, größten Gewinn. Gerade die Naturwiſſenſchaften befanden ſich damals (vgl. S. 353) in immer *größerem Aufſchwung*. In Zuſammenhang mit dieſem Drang nach Erkenntnis der Natur ſteht nun ein Zurückgehen *auf das Natürliche* überhaupt, eine Betonung des *Rechtes der menſchlichen Natur*, d. h. vor allem des natürlichen Lichtes (lumen naturale), der menſchlichen Vernunft, gegenüber der Kirche mit ihrem Offenbarungsglauben, gegenüber der irrationalen Geſtaltung von Staat und Geſellſchaft. Die umwälzenden Gedanken der *natürlichen Theologie* und des *Naturrechtes* gewinnen damals Macht über die Geiſter. Die Elemente des neuen „natürlichen" Syſtems, das ſich auf urſprünglich gegebene, eingeborene elementare Begriffe wie auf Naturtriebe ſtützt, darf man mit Dilthey auf die Antike, auf die Beeinfluſſung des Humanismus durch die Stoa, zurückführen. Melanchthon war in Deutſchland der Mann, der eben von der antiken, im Mittelalter fortgepflanzten Philoſophie zu dem neuen Geiſt hinüberleitete und die rationalen Elemente der Antike wie auch des Mittelalters in ſeiner freilich nur den Glauben ſtützenden Philoſophie vermittelte: tiefe innerliche Frömmigkeit und die Richtung auf eine natürliche Auffaſſung der Welt waren bei ihm noch ungeſchieden.

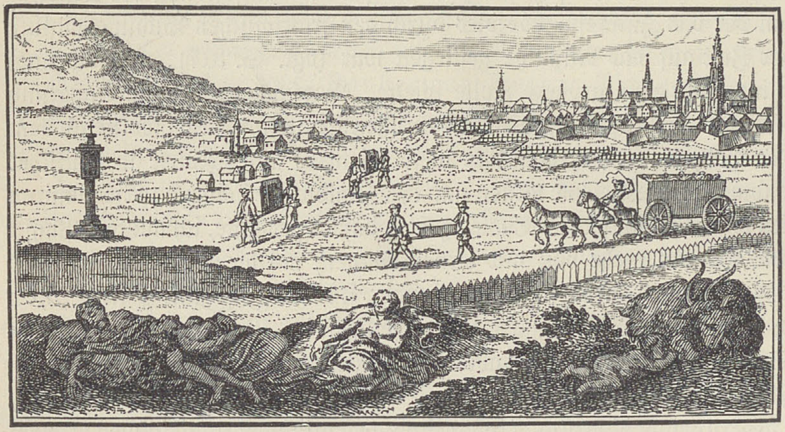
Entſcheidend wird nun aber die Weiterentwickelung des aus der Renaiſſance ſtammenden *rationaliſtiſchen Geiſtes* insbeſondere ſeit Erasmus in Holland. Der ſchon auf anderen Gebieten von uns (S. 318) beobachtete ſtarke *Einfluß Hollands* ſollte nun auch im Sinne der *geiſtigen Befreiung* wirken. Einen freieren Geiſt mußte ſchon der politiſche Freiheitskampf der Holländer fördern, ebenſo aber auch die blühende kaufmänniſche Kultur mit ihrem weiten Horizont. Dazu kam nun die Hingabe an die Renaiſſancebildung, teils an alte Traditionen (vgl. S. 185 f.) anknüpfend, teils von Frankreich, einer Hauptſtätte dieſer Bildung, her befruchtet (Berufung Scaligers nach Leiden). Ruhmvoll entwickelte ſich in Holland eine neue, lebendig erfaßte Philologie und Altertumswiſſenſchaft, aber auch eine eifrige Pflege humaniſtiſcher Bildung in weiten Kreiſen. Es erblühte eine nationale Dichtung im Renaiſſancegeiſt, die auch auf Deutſchland wirkte (Vondel auf Gryphius; ihre Theorie auf Opitz). Dieſe Bildung verband ſich nun in Arminius mit einer von dieſem vertretenen freieren theologiſchen Richtung, die eine ſchon von Coornheert angebahnte rationaliſtiſch-*natürliche Religionsauffaſſung* pflegte, freilich von dem Altcalvinismus heftig bekämpft wurde. Arminianer und humaniſtiſch gebildet zugleich war dann Hugo Grotius, an den ſich nicht ganz zutreffend der Ruhm der Begründung eines nicht mehr mittelalterlich-ſcholaſtiſchen *natürlichen Rechtes* knüpft. Immer ſchärfer wehte in Holland trotz aller Gegnerſchaft eine freie Luft, hierher flüchteten viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten, oft Träger freieren Geiſtes oder Beförderer humaniſtiſcher Bildung. Auch Bayle kam ſpäter hierher. Descartes ferner, der große Neuerer in der Philoſophie, freilich ein Katholik, lebte lange in Holland. So konnte hier ſchließlich der als Atheiſt verſchriene, ſcharfe und klare Denker Spinoza erſtehen, der auch eine natürliche Ethik begründete. Im übrigen entwickelten ſich in Holland zugleich wieder die Naturwiſſenſchaften immer höher, wichtige Inſtrumente wurden erfunden, die Medizin blühte auf. Immerhin trat Holland als geiſtig führendes Land allmählich vor dem gleichfalls proteſtantiſchen *England* zurück. Die natürliche Religion baute dort Herbert ſtreng rationaliſtiſch weiter aus, Hobbes begründete erſt recht eigentlich das rationaliſtiſche Naturrecht, Cumberland vertrat eine natürliche Sittlichkeit, Locke begründete den pſychologiſchen Empirismus und kämpfte zugleich für eine naturgemäße Erziehung.

So war denn ein neuer Geiſt über die europäiſche Kulturmenſchheit gekommen: Vernunft und Natur waren die großen Leitworte geworden, die Zeit der Aufklärung ſetzte ein. Man ſah nicht, daß das, was man für natürlich und urſprünglich hielt, doch erſt vom Verſtande als ſolches konſtruiert war, daß man mit der vernunftmäßigen Konſtruktion von Staat und Geſellſchaft der natürlichen Entwickelung vielfach Gewalt antat. Nichts war charakteriſtiſcher als die rationaliſtiſch-mechaniſche Auffaſſung, daß der Staat ein Produkt vernünftiger Überlegung von lauter ſelbſtändigen Individuen und durch einen Vertragsſchluß derſelben begründet ſei. Aber man hatte doch das berechtigte Gefühl, über das bisherige Geiſtesleben wirklich hinausgekommen zu ſein, man fühlte ſich bewußt modern und huldigte dem Fortſchritt. Jetzt beginnt die wirklich neue Zeit. Man war freilich zugleich, darin doch wieder den kirchlich befangenen Menſchen ähnlich, von einem innigen Glauben an die Kraft der neuen Wahrheiten und die Allmacht der Vernunft beſeelt. Faſt inbrünſtig erfaßte man vor allem jenes Zauberwort Natur. Nicht zufällig verbreitete gleichzeitig die franzöſiſche weltmänniſche Kultur das Ideal der Natürlichkeit in der Literatur und in der Geſellſchaftsſprache. Und das 18. Jahrhundert wandelte, wie wir noch ſehen werden, durchaus in dieſen Bahnen weiter. Von der äußeren Natürlichkeit der Franzoſen ſchritten Engländer und Deutſche zu einer tieferen, freilich zunächſt ſentimental erfaßten, dann ging man weiter zum ganz Urſprünglichen, empfand das Künſtliche der Kultur und pries die Volkspoeſie und Homer, bis der engliſch beeinflußte Rouſſeau das Evangelium „Zurück zur Natur!“ mit aufwühlender Wirkung verkündete. Schließlich drang der natürliche Standpunkt auch in der Wirtſchaft durch (Phyſiokraten).

Die Anfänge der ganzen Bewegung haben ſich auch in Deutſchland in einzelnen Köpfen früh geltend gemacht. Grotius hatte deutſche „Vorläufer“. Auf den Schultern von Grotius und Hobbes, über jenen hinausſchreitend und zwiſchen ihm und Hobbes vermittelnd, ſtand dann ein Deutſcher als einflußreicher Förderer des Naturrechts, neben Leibniz der erſte wirklich bedeutende Geiſt dieſer Zeit, Samuel Pufendorf. In ſeinem großen ſyſtematiſchen, über das engere Naturrecht hinausgehenden Werke „Über das Natur- und Völkerrecht“ (De jure naturae et gentium) wird das Joch der Theologie energiſch abgeſchüttelt und das durch die Vernunft aus der Natur der Menſchen herzuleitende natürliche Geſetz als beſtimmend hingeſtellt. Einem ſeiner heftigſten Gegner, dem Jenaer Profeſſor Veltheim, gegenüber hat Pufendorf einmal ſeine Meinung über die bisherige Weltanſchauung klargelegt. „Es iſt beſſer, nichts zu wiſſen, als nur Scholaſtik zu wiſſen.“ „Und wenn Velthemius mir entgegenhält, daß ohne Scholaſtik die proteſtantiſchen Theologen nicht mit den Päpſtlichen ſtreiten können, ſo erwidere ich, daß es mir gleichgültig iſt, mit was für einem ſchmutzigen Gewande die Theologen ihr Wiſſen umhüllen. Keinenfalls aber folgt daraus, daß das Naturrecht dieſelben Lappen zu brauchen hat; denn dieſe Wiſſenſchaft iſt nicht erfunden, um mit den Päpſtlichen zu ſtreiten, ſondern die Handlungen der Menſchen und Völker zu prüfen und zu erforſchen.“ Daß Pufendorf von Karl Ludwig von der Pfalz lange vor ſeinem Hauptwerk nach Heidelberg berufen, daß von dieſem Fürſten, freilich erfolglos, ſelbſt der „atheiſtiſche“ Spinoza begehrt wurde, zeigt bereits die geiſtige Freiheit gerade einzelner Fürſten (vgl. S. 318). Im ganzen freilich drang die neue Strömung gegenüber dem immer noch überwiegenden kirchlichen Geiſt wie dem religiöſen Sinn der Deutſchen nur langſam durch (vgl. jedoch S. 363), wie ja übrigens auch in Holland und England die Gegnerſchaft kirchlicher Kreiſe ſehr ſtark war.

Die große Maſſe ſelbſt der beſſeren Köpfe in Deutſchland blieb bei dem ſcholaſtiſch zurechtgeſtutzten Syſtem der Ariſtoteliſchen Naturphiloſophie, wie ſie an den ſtarren Dogmen der theologiſchen Orthodoxie feſthielt. Aber wenn die Weltanſchauung durch die neuen Ideen noch kaum beeinflußt wurde, ſo waren doch die erheblichen ſachlichen Fortſchritte, die man gerade auch in Deutſchland ſeit langem in der Naturwiſſenſchaft gemacht hatte, von Bedeutung. Sie hatten die Beobachtung geſchärft und das vernunftmäßige Erkennen gefördert. Bereits hatte ſich dem Italiener Galileo Galilei der Deutſche Johann Kepler, der freilich nicht von allen geiſtigen Nebeln frei war, ebenbürtig zur Seite geſtellt (vgl. S. 253). Die ſpekulative Naturbetrachtung trat auch in Deutſchland vor der Experimentalphyſik mehr und mehr zurück. Nicht minder machte ſich hier jener allgemeine Aufſchwung der Mathematik bemerkbar, an der das Intereſſe überdies durch den franzöſiſchen Bildungseinfluß und die Richtung der Zeit auf das Nützliche geſtiegen war (vgl. S. 317), und die auch im Unterrichtsweſen nunmehr eine größere Rolle ſpielte. Bezeichnend iſt eine Äußerung Balthaſar Schupps: „Wenn ich“, ſagt er, „Karls des Großen Reichthum hätte, wollte ich dem Mathematico 3000 Reichsthaler geben, damit er dieſe scientias alſo excolire in deutſcher Sprache, daß alle Handwerksleute dieſelbe lernen und ihre Handwerke dadurch perfectioniren könnten. Dem phyſico wollte ich auch 3000 Thaler geben, daß er gedächte, ich will die Phyſik alſo excoliren, daß die Bauern mehr von mir lernen können, als die Gelehrten aus des Ariſtotelis Phyſik bisher gelernt haben.“ Dieſer immer ſtärkere Zug zum Praktiſchen äußerte ſich nun auch in wichtigen Erfindungen, wie derjenigen der Luftpumpe durch den in Holland gebildeten Otto von Guericke, weiter aber ſeit langem in der Blüte und dem Fortſchritt der mechaniſchen Künſte. Die in Deutſchland erſchienenen mechaniſchen Schriften, wie etwa Zeiſings „Theatrum machinarum“ (1636), ſind weſentlich von italieniſchen Werken abhängig: aber die Leute der Praxis waren dafür um ſo originaler. Nürnberg war ihr Mittelpunkt. Dort, wo man ſchon im 14. Jahrhundert das Drahtziehen erfunden hatte, war der Sitz der bewunderten Taſchenuhrfabrikation, dort der Herſtellungsort allerlei kleiner mechaniſcher Künſteleien und Spielwerke; dort erfand Hans Hautſch, „ein inventiöſer und künſtlicher Mann“, Selbſtfahrer, eigenartige Feuerſpritzen und dergleichen. Solche Intereſſen ergriffen nun die weiteſten Kreiſe, hoch und niedrig. Dieſer zeichnete ſich nach einer Vorlage eine Sonnenuhr an ſein Haus, jener erfand eine kleine wirtſchaftliche Erleichterung oder eine kleine Vorrichtung im Hauſe. Sehr liebte man die Anwendung der Mechanik zu Überraſchungen und Geheimniſſen (verborgene Türen in den Wänden, Geheimfächer in Schränken). Der Regensburger Reichstag ſah 1651 mit lebhafteſtem Anteil den Verſuchen Guerickes mit ſeiner Luftpumpe zu, Fürſten und große Herren ließen ſich, freilich mehr aus Neigung zum „Kuriöſen“, in einem anatomiſchen Theater die Zerlegung eines Leichnams vorführen, wie der Jenaer Profeſſor Rolfinck dergleichen am Hofe zu Weimar zeigte. Die Anatomie wurde jetzt überhaupt nicht mehr mit Scheu angeſehen, und anatomiſche Schulen förderten eine auf Beobachtung beruhende Kenntnis. Freilich ſtand die Medizin noch lange auf niedriger Stufe: den großen Seuchen gegenüber (ſ. die Abbildung S. 354) war man noch immer machtlos (vgl. S. 110 f.). Der Botanik dienten die ſeit Ende des 16. Jahrhunderts immer häufiger, namentlich bei Univerſitäten angelegten botaniſchen Gärten; die botaniſchen Werke gewannen in ihren Abbildungen an Deutlichkeit durch die nun angewandten Kupferſtiche.

Aber mehr und mehr gingen die Fortſchrittsbeſtrebungen doch auch aus veränderter Grundanſchauung hervor. Schon der neben Kepler mit Ehren zu nennende und ſelbſt in England gefeierte Joachim Jungius, der 1622 in Roſtock eine naturforſchende Geſellſchaft (societas ereunetica) begründete, wollte wie Bacon „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung erforſchen ..., alle Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſich auf die Vernunft und Erfahrung ſtützen, von der Sophiſtik befreien, zu einer demonſtrativen Gewißheit zurückführen, durch eine richtige Unterweiſung fortpflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen vermehren". Jungius, deſſen Bedeutung Goethe ſpäter geprieſen hat, vertrat alſo eben den methodiſchen Fortſchritt. Um die Mitte des Jahrhunderts waren ähnliche Beſtrebungen dann weiter verbreitet. Entſprechend dem allgemeinen Kultureifer erblühten damals die gelehrten Geſellſchaften: Leibniz ſpricht einmal von den „vielen wackeren Leuten, ſo zu Societäten und Verſtändigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wiſſenſchaften und höheren Künſte Vorſchläge tun", und zählt ſolche Vorſchläge, die an ihn gelangten, auf. Unter dieſen Geſellſchaften gab es nun namentlich auch naturforſchende, wie das 1652 von J. L. Bauſch aus Schweinfurt gegründete Collegium naturae curiosorum, aus dem dann die Kaiſerlich Leopoldiniſche Akademie hervorging.

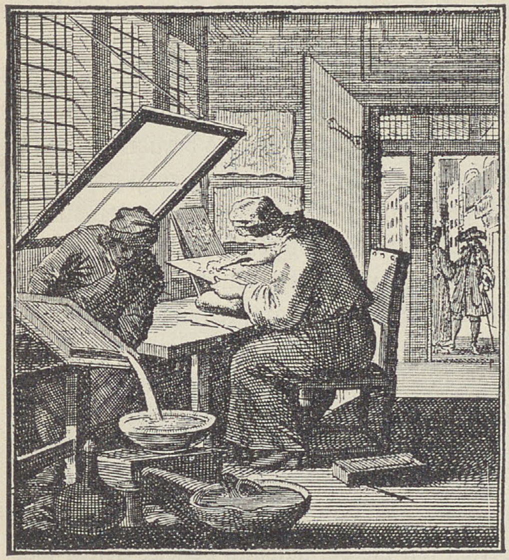


Beſtattung von Peſtleichen im Jahre 1679 zu Wien. Nach einem gleichzeitigen Kupferſtich, wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte", Bd. V. Vgl. Text S. 353.

Alle dieſe geiſtigen Strömungen drängten nun auch auf eine völlige Veränderung der Bildungsziele. Den leitenden Hauptgedanken hatte Bacon bereits angegeben. Es war die Wendung vom Wort zu der Sache, von unfruchtbarer Spekulation und der Dialektik zur Wirklichkeit und zum Leben, zum praktiſchen Fortſchritt. Dieſer Realismus, der vor allem den Unterricht und die Erziehung umgeſtalten ſollte, verband ſich bei Bacon folgerichtig mit einer Bekämpfung nicht nur der formalen und poſierenden humaniſtiſchen Bildung, ſondern auch der überragenden Autorität des Altertums ſelbſt. Er war nicht blind gegen die geiſtigen Leiſtungen der Alten, aber die beſſere Erfahrung und Naturkenntnis war bei den Neueren, und dieſe ſollten ihre Weltanſchauung und die Einrichtung ihres Daſeins danach und nicht nach den antiken Traditionen geſtalten. Solche Gedanken wirkten nun vor allem auf Wolfgang Ratichius (Ratke) und den von dieſem angeregten Comenius. Sie finden ſich auch ſchon vor Ratke bei anderen, z. B. Eilhard Lubinus in Roſtock. Späterhin iſt dann V. Andreä beſonders zu nennen. Sie alle ſprachen aus, was viele empfanden: der „ſchulfüchſiſche" Lateinunterricht müſſe gründlich reformiert werden; die Autoren nur zum Abpflücken von Phraſen und Sentenzen zu benutzen, die Grammatik zum A und O zu machen und doch nach vielen Jahren des Unterrichts nur ein wenig Latein ſtottern zu können, das könne nicht der richtige Weg ſein. Man empfahl den natürlichen, der Entwickelung des Kindes entſprechenden, auch kürzeren Weg, nach Analogie der Erlernung der modernen Sprachen, der Mutterſprache vor allem. „Omnia juxta methodum naturae“, ſagte Ratichius. Man ſchlug alſo wieder einen völligen Wandel der Methode vor, und weiter drängte man ganz in Bacons Sinne auf die Realien, auf den Sachunterricht. Solche Ideen verbreiteten ſich raſch, das zeigt das allgemeine Intereſſe, das die 1612 öffentlich vorgebrachten Reformvorſchläge des Ratichius fanden. Wichtig iſt auch die Betonung der vom Humanismus zurückgedrängten Mutterſprache: hier lag ein nationales Moment (vgl. S. 306). Daher unterſtützten auch die fürſtlichen Protektoren der puriſtiſchen Bewegung Ratichius' Pläne beſonders, ſo Ludwig von Anhalt, deſſen Förderungsverſuch freilich ſcheiterte. Comenius ſuchte vor allem durch Schulbücher, namentlich den „Orbis pictus“, zu erreichen, daß „die Jugend eher zu den Sachen, in deren Erkenntnis die Weisheit beſteht, komme und in der Folge beſſer für die Aufgabe des Lebens vorbereitet werden könne“. Das formale Element war bei ihm freilich noch ſtark genug. Auch als Gegner des klaſſiſchen Heidentums berührt er ſich mit Bacon, iſt aber nicht von deſſen modernen Motiven durchdrungen, ſondern zeigt ſich faſt als mittelalterlichen Eiferer. Er beklagt, daß jetzt die größten Gelehrten, ſelbſt Theologen, nur die Larve von Chriſtus, Blut und Geiſt von Ariſtoteles und dem übrigen heidniſchen Schwarm hätten, und ſpricht von heidniſchem Götzendienſt in den Schulen. Auch nicht einmal um der Sprache willen ſolle man die unreinen Klaſſiker, die elenden Paraſiten und Poſſenreißer, leſen, und auch die makelloſen, Cicero, Vergil, ſeien blinde Heiden, die vom wahren Gott ablenken. Wenn man die modernen Gedanken des Comenius damit zuſammengebracht hat, daß er auf calviniſtiſchen Univerſitäten ſich bildete, ſo vertritt er in religiöſer Beziehung jedenfalls keinen freien Geiſt, wie ja auch der Calvinismus ſelbſt doch überwiegend ein ſtarres Antlitz zeigt. Freilich iſt Comenius von Toleranz- und ausgeprägten Humanitätsideen beſeelt. Er ſtellt als das zu erſtrebende Hauptziel „das Heil der Menſchheit“ hin; „das Anſehen der Perſonen, der Sprachen, der Sekten ſoll hierbei gänzlich beiſeite geſetzt werden“. Gegen die Neuerer wurde nun naturgemäß die Autorität der Antike zornig verteidigt. Aber eine Depoſſedierung des Humanismus, für die auch das Verſchwinden der antikiſierten Namen bezeichnend iſt, war unausbleiblich. Die Renaiſſancebildung äußerte immerhin ihren Einfluß auf die moderner werdende Welt noch in vieler Beziehung und in bedeutendem Maße weiter. Am unbedingteſten beſtand die Autorität der Antike im Recht. Das römiſche Recht blieb noch lange ſakroſankt.

Der neue Realismus entſprach im übrigen all den beobachteten Zeitſtrömungen, der Nüchternheit und dem praktiſchen Nützlichkeitsſtandpunkt, der Weltklugheit und dem weltmänniſchen Grundzug der höfiſchen Bildung wie dem durch die Naturwiſſenſchaften und die mechaniſch-mathematiſche Richtung geſchärften Tatſachenſinn. Das Schlagwort der neuen Bildung, „Realia“, war ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aufgetaucht. Nach einer Klage des Philologen Fr. Taubmann wurden die feinen wortreichen Latiniſten von jüngeren Gelehrten ſpöttiſch die „verbales“ genannt, während dieſe ſich ſelbſt die „reales“ nannten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war dann das Wort allgemein verbreitet und überall das Stichwort des Bildungsfortſchrittes. Von dieſem Geiſt war eben auch die Kavaliererziehung durchdrungen mit ihrer (S. 327f. erwähnten) nun allgemein gewordenen Bevorzugung der modernen Sprachen, der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, der

Geographie, die Riehl in ſeiner Studie über den „Homanniſchen Atlas“, jenes Zeugnis der Begeiſterung für die „Landcharten“, mit Recht als ein „Lieblingsſtudium der gebildeten Welt“ jener Zeit bezeichnet, der neueren Geſchichte, der Exerzitien und Künſte. Unter den letzteren iſt noch die Kupferſtecherei (ſ. die untenſtehende Abbildung) als modiſche Beſchäftigung von Studenten, überhaupt der höheren Stände hervorzuheben. Friedrich I. von Preußen hat ſich z. B. als Kurprinz 1672 damit abgegeben. Es fehlte dieſer Kavaliererziehung ſogar jene Betonung der Mutterſprache nicht: die Hofmeiſterliteratur forderte nach dem Vorbilde der Franzoſen Übung in der heimiſchen Sprache, Talander „Profeſſoren der Teutſchen Eloquenz“. Charakteriſtiſch und ganz im Sinne Bacons war weiter die Abneigung gegen die Philoſophie, d. h. gegen die ſcholaſtiſche Logik und Metaphyſik. Wenn nach v. Rohr die Hofleute die Philoſophie überhaupt „vor ein nichtswürdiges und verächtliches Studium“, den Philoſophen für „einen Arlequin“ hielten, ſo war die Oppoſition gegen jenes neuſcholaſtiſche Weſen allgemein, gegen die „Definitionen und Diviſionen und andere ſterilen Speculationen“, gegen die „Ausbrütungen“ des Ariſtoteles — um deſſen Autorität tobte der Kampf beſonders — oder „eines faulen Münchs“. Allenfalls ließ man noch ein wenig Studium der Logik gelten. Groß war in ſolchen Angriffen der derbkräftige (vgl. S. 374), aber dennoch die höfiſch-weltliche Bildung ſchätzende Balthaſar Schupp. „Ein ehrlicher, gewiſſenhafter, in der Welt erfahrener und nicht im Schulſtaub aufgewachſener Politicus“, das war ſein Bildungsideal. Schupp bedauerte tief, ſeine Jugend mit dem logiſch-ſcholaſtiſchen Disputierkram verzettelt zu haben, wandte ſich auch wieder gegen die Wertſchätzung der Antike. In ſeiner Abneigung gegen alles unnütze Wiſſen, in der Verfechtung jenes praktiſchen Standpunktes ging Schupp übrigens bis zu törichter Übertreibung. So meint er, die Lahn ſchiffbar zu machen, habe mehr Wert, als durch das Teleſkop ferne Sterne zu ſuchen.



Der Kupferſtecher. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. I, Würzburg 1699.

Ziemlich ausgeſprochen iſt der neue Geiſt bei einem um die Bildung der Deutſchen verdienten Mann, den man meiſt nur als Dichter nennt, bei Chriſtian Weiſe. Wir hörten von ihm ſchon (S. 347) als Bekämpfer des Schwulſtes, aber was er der in künſtlicher Leidenſchaftlichkeit ſchwelgenden Unnatur entgegenſetzte, war nicht Natur, ſondern Plattheit. Er iſt der Mann der nüchternen Lehrhaftigkeit und des geſunden Menſchenverſtandes, ſeine Ideale ſind ganz die für die äußerliche Zeit typiſchen: das Hauptſchlagwort, das er, ein vergröbernder, ungewandter, aber auch ſpießbürgerlicher Vermittler Gracianſcher Lehren (vgl. S. 311f.), beſonders in Schwung brachte, war das freilich ſchon vor Gracian um 1610 in Deutſchland gebräuchliche Wort „politiſch“, das die von jenem Geſchlecht erſtrebte Weltklugheit in ſich begriff. Aber in dem Zittauer Rektor ſteckte überhaupt der moderne Zug.

Indem er, der einſtige Hofmeiſter, wie auch andere Schulmänner, durch Ausbau der Lateinſchulen (Gotha, Weißenfels) der neuen Kavalierbildung mehr als bisher Rechnung trug und eine gefällige Bildung für das Leben erſtrebte, beſchnitt er den hohlen und ſteifen Pedantismus jener Schulen. So hat er denn vor allem zur geiſtigen Hebung des Adels, insbeſondere des ihm zuſtrömenden ſächſiſchen, beigetragen. In der Einwirkung auf dieſen ähnelt er, wie in anderen Beziehungen, dem freilich ungleich einflußreicheren Gellert. Wie dieſer ſteckte er ſonſt ganz in der Sphäre des damals allerdings kulturell wichtigen „gebildeten" kurſächſiſchen Bürgertums (vgl. S. 390 f.), und wie dieſer war er nicht nur der große Schulmeiſter, ſondern auch der Berater weiter Kreiſe. Wie alle die Neuerer trat Weiſe für die Mutterſprache als Unterrichtsſprache ein, aber er hat die ſpätere Stellung des Deutſchen im Unterricht erſt recht eigentlich begründet: er verfaßte für die ja auch ſchon früher gepflegte „deutſche Oratorie", alſo den Unterricht im mündlichen Ausdruck wie insbeſondere im Briefſtil und im galanten Verſemachen, maßgebende Lehrbücher. Hier erinnert er an die lateiniſche Eloquenz der Humaniſten. Die Unterrichtsmethode im Sinne der pädagogiſchen Reformer hat er ſehr gefördert. Charakteriſtiſch iſt ferner wieder ſeine Schätzung des nützlichen Wiſſens: „wir lernen nicht darum, daß wir wollen in der Schule vor gelehrt angeſehen ſeyn, ſondern daß wir dem gemeinen Leben was nütze werden". Der „Admiration der Antiquität" tritt er daher ebenfalls gegenüber: „man kennet das ietzige Seculum wol, da unter den Gelehrten ſelbſt wenig darauf dencken, wer der Stürmer aus Odryſen, der Majen leichtes Kind, Latonen Sohn und andre geweſen ſeyn" — die antike Mythologie hatte ſeit Opitz auch die deutſche Dichtung völlig erobert —, ſolche „hohen Worte" verſtünde „kein Menſch". Dem entſpricht ſein entſchiedenes Eintreten für die „Realia" im Schulunterricht: „es iſt manches Ingenium", ſagt er einmal, „dabey verdorben oder zurücke geſetzt worden, weil es allzulange auf die realia hat warten müſſen". Die Anhänger des Alten fanden bei ihm natürlich mehr „vanität" als „solidität und Weisheit".

So iſt es denn völlig verkehrt, unſere Periode als eine Zeit trüben Verfalles anzuſehen. Überall finden ſich energiſches Vorwärtsſtreben, kräftiges Lebensgefühl, ſtarke geiſtige Arbeit, neue Anregungen, neue Ideen. Der entſchiedene, bewußte Fortſchrittsdrang, der gewaltige, oft noch in naive Formen gekleidete Eifer, die Kultur der Deutſchen zu heben, die reformeriſche, auf das wirklich Nutzbringende gerichtete und doch ſchwärmeriſche Geſinnung der Zeit verkörpern ſich vor allem in einzelnen univerſalen, ideenreichen Perſönlichkeiten. Da iſt einmal Johann Joachim Becher, bei dem die praktiſch-ökonomiſchen Ideen im Vordergrund ſtehen, und der zugleich Vertreter jener ins Weite gerichteten, mit den wirklichen Verhältniſſen zu wenig rechnenden Kolonialideen und Handelspläne war. Wirtſchaftliche Geſichtspunkte leiten auch die pädagogiſchen Reformabſichten, die er wie alle Welt hegt. Weit univerſaler noch iſt dann Leibniz. Ein Mann von ungeheurer Vielſeitigkeit, verkörpert er die ganze Fülle des Strebens der Zeit, freilich auch das Halbe, Wunderliche, Naiv-Utopiſche. In Charakter und Lebensanſchauung ein Typus der Hofkultur, zeigt Leibniz doch, wieviel Förderliches auch in dieſer Kultur ſteckte; völlig der franzöſiſchen Kultur zugetan, iſt er doch ein Gegner Frankreichs und verbindet mit Anregungen, die ihm das Ausland gab, großartige nationale Ziele, ſtrebt aber weiter hinaus in die Ferne der Welt- und Menſchenbeſſerung überhaupt. Das neue Bildungsideal vertritt er durchaus: ein Welt- und Hofmann ſoll der junge Deutſche werden; nicht auf Logik und Scholaſtik, ſondern auf realia iſt die Jugend zu leiten, und zwar in deutſcher Sprache; neben der lateiniſchen werden die modernen Sprachen betont; das Reiſen wird empfohlen und ſo fort. Ebenſo will Leibniz beſonders die modernen Wiſſenſchaften gegenüber der auch von ihm bekämpften humaniſtiſchen, überhaupt der zunftmäßigen Gelehrſamkeit heben und das allgemeine Intereſſe für die geſamten Naturwiſſenſchaften, für die mechaniſchen Künſte, für die Medizin, die „Agricultur“ noch vermehren. Trotzdem es ihn vor allem zu den vornehmen Kreiſen zieht, denkt er an Hebung der allgemeinen Bildung, an Populariſierung der Wiſſenſchaft; er berichtet gern, daß „unlängſt ein gelehrter Mann in Hamburg vor Kaufleute, Schiffleute, Künſtler und andere in Deutſch mathematiſche Lectionen gehalten“. Aber weiter drängt er nun immer wieder zu neuen Fortſchritten, wobei er freilich über Pläne und Entwürfe nicht hinauskommt: es ſollen techniſche Erfindungen gemacht werden; die Deutſchen ſollen, als für die realen Wiſſenſchaften und die „Erkenntnis der Natur“ beſonders begabt, die mechaniſchen Künſte zur Blüte bringen; da ſollen Kanäle und Bergwerke angelegt, „Feldbau, Manufacturen und Commerzien verbeſſert“, das Verſicherungsweſen gefördert, eine Kommiſſion „zur Verminderung des Elends und Beſchaffung von Nahrung für die Armen“ errichtet werden; da ſoll endlich die ſittliche Kultur gehoben werden und eine politiſche Reform Deutſchlands eintreten. Aber weiter dringt nun ſein internationaler Zug, ſein Kosmopolitismus hervor. Seine politiſchen Reformpläne richtet er auch auf Europa, er denkt ferner an die Förderung eines internationalen wiſſenſchaftlichen Verkehrs durch eine Zeichenſprache, an Verbreitung des Chriſtentums unter den Heiden uſw.

Bei ihm treten auch die zunächſt vor allem im Calvinismus erwachſenen Toleranzgedanken und die Unionsideen ſtark hervor, die überhaupt damals Europas edle Geiſter durchdrangen. Allerdings gewahrt man noch nach dem Weſtfäliſchen Frieden eine ſtarke Propaganda des Katholizismus, der z. B. erſt jetzt die habsburgiſchen Lande völlig wiedergewann; man lieſt in den Briefen der Zeit viel von Erfolgen der planvoll vorgehenden Jeſuiten, von „ſchändlichem Abfall“ eines Bruders, Vetters und dergleichen, namentlich von Übertritten vornehmer, von den Jeſuiten mit Vorliebe bearbeiteter Herren. Man meinte freilich, wie ein Konvertit, Herzog Johann Friedrich von Braunſchweig, entrüſtet anführt, bei letzteren gewöhnlich, ſie ſeien „aus einigem interesse catholiſch worden“, und in der Tat mochten die Biſchofsſtühle, die Pfründen und Verſorgungsmöglichkeiten der alten Kirche den hohen wie den armen niederen Adel oft genug reizen und auch Gelehrte locken. Der jetzt beſonders von der alten Kirche entfaltete Glanz, das Auftreten ihrer vornehmen Hierarchie waren in einer ſo äußerlichen Zeit auch wirkſam. Der Katholizismus des Barocks (vgl. S. 289) war dem Leben mehr zugewandt als der zum Teil öde Proteſtantismus. Inneren Drang zum Übertritt brauchen wir alſo ſelten anzunehmen, am wenigſten eben bei den Konvertiten aus proteſtantiſchen Fürſtenkreiſen, obgleich z. B. Ernſt von Heſſen-Rheinfels, der auch Leibniz zum Übertritt aufforderte, bei allen äußeren Rückſichten ſtark theologiſch gerichtet und der erwähnte Braunſchweiger ein überzeugter Mann, dabei kein Eiferer war. Bekannte Konvertiten ſind Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſowie der Romanſchreiber Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Aus der Maſſe der übergetretenen Staatsmänner, Gelehrten, ſelbſt Geiſtlichen ſeien Johann Chriſtian von Boyneburg und Angelus Sileſius, letzterer gemütlich durch die lutheriſche Orthodoxie nicht befriedigt, erwähnt. In Boyneburg lebten jene unioniſtiſchen Gedanken der beſten Geiſter. Sie waren überhaupt bei vielen Konvertiten von Einfluß, wie anderſeits der Katholizismus mit den Einheits- und Verſöhnungsideen Lockfang trieb.

Jene edlen Vermittelungsbeſtrebungen des Calixtus, die die orthodoxe lutheriſche Kirche ihrerſeits heftig bekämpfte, fanden ja gerade bei der proteſtantiſchen Laienwelt den beſten Boden, wie auch proteſtantiſche Fürſten die beiden getrennten proteſtantiſchen Kirchen zu vereinigen ſtrebten, ſo Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Große Kurfürſt. Viele Fürſten übten überhaupt Toleranz, vor allem die reformierten, ſo der freilich ganz weltmänniſch gerichtete Karl Ludwig von der Pfalz (vgl. S. 352), der in dem neugeſtalteten Mannheim einen Tempel der Eintracht für alle Konfeſſionen plante, ſo die Brandenburger. War auf deren Haus nach einer Äußerung ſchon von 1609 „alle Hoffnung und aller Troſt der Abtrünnigen geſtellt", ſo erklärte Johann Sigismund 1613 bei ſeinem Übertritt zur reformierten Kirche ausdrücklich, keinen Gewiſſenszwang ausüben zu wollen. Vom Großen Kurfürſten ſind mehrfache Äußerungen der Toleranz bekannt, er war auch kein Freund der eifernden und ſtreitenden Theologen und bekämpfte die Bevormundung der Univerſitätslehrer durch die Geiſtlichkeit. Jene ſchließlich vergeblichen Unionsverſuche hingen eben mit der toleranten Stimmung der Zeit zuſammen, die freilich vor allem durch die neuen aufkläreriſchen Ideen gefördert wurde. Inmitten dieſer ireniſchen Beſtrebungen, die vereinzelt auch bei Katholiken Beifall fanden, ſtand nun wieder Leibniz, der zuerſt durch die Boyneburgiſchen Verſuche darauf hingelenkt wurde. Wie viele Hof- und Staatsmänner religiös wenig intereſſiert, faßte er die Sache vom kulturell-politiſchen Standpunkt auf und wurde zum tätigen Unterhändler bei den bezüglichen, von den Fürſten freilich nur aus Machtrückſichten unternommenen, ſchließlich doch erfolgloſen Verhandlungen.

Immer lag ihm am allgemein-menſchlichen Gewinn, er gehörte, wie er an Peter den Großen ſchrieb, nicht zu denen, „die auf ihr Vaterland oder ſonſt eine gewiſſe Nation erpicht ſein, ſondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menſchlichen Geſchlechts". Anderſeits hat er ſich doch als kräftigen Patrioten gezeigt, freilich je nach den Neigungen ſeines fürſtlichen Herrn. Die Förderung ſeiner Ideen erwartete Leibniz im Sinne der Zeit einerſeits von geſellſchaftlichen Organiſationen, die ja damals (vgl. S. 354) eine allgemeine Erſcheinung waren — ſeine Gründungen ſind die Berliner und die Petersburger Akademie —, und weiter vor allem von den Höfen, von den großen Herren, zu denen er eifrig Beziehungen ſuchte (vgl. S. 340) und vielfach fand. Und das war ja auch damals der einzig praktiſche Weg. Leibniz zeigte gerade, daß der bis dahin öfter auch in der Politik eine Rolle ſpielende Gelehrte jetzt nur noch Einfluß hatte, wenn er den führenden Adel zum Muſter nahm und ein Weltmann wurde. An huldigenden Schmeicheleien hat es Leibniz dabei nie fehlen laſſen. Seine Endziele hat er freilich nie erreicht. Er war überhaupt vielfach ſeiner Zeit voraus, z. B. in ſeinen Gedanken über vergleichende Sprachforſchung, über internationale naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen, er ging anderſeits oft über die Grenzen des Möglichen weit hinaus, beſaß keine Ausdauer, war zu vielſeitig und vielgeſchäftig.

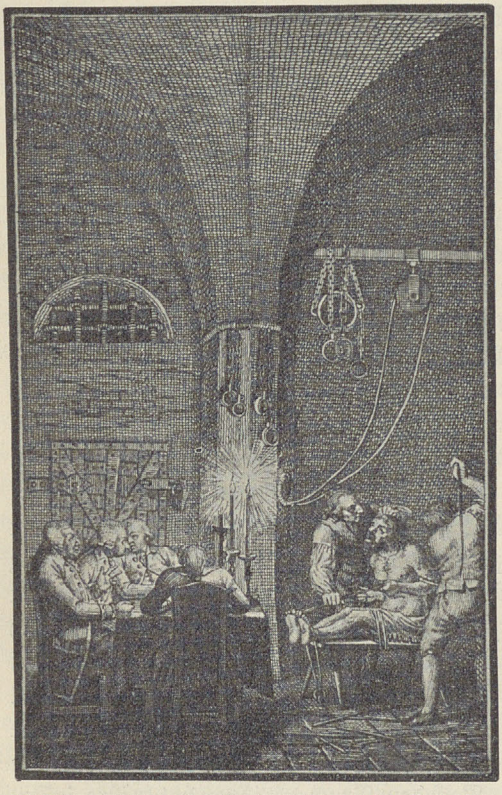
Seine größte Bedeutung für uns liegt aber darin, daß er zuerſt eine ſelbſtändige deutſche Philoſophie geſchaffen, als erſter Deutſcher nicht lange nach den ausländiſchen Begründern neuer philoſophiſcher Syſteme zu einer unabhängigen Weltanſchauung gekommen iſt und damit auch das Ausland, dem man ſonſt nacheiferte, zur Anerkennung zwang. Deutſch iſt in ſeiner Anſchauung der ſpezifiſch individualiſtiſche wie der idealiſtiſche Grundzug. In dieſer ſeiner erſt ſpäter durch Wolff, und zwar nicht auf Grund der weſentlichſten Elemente, ſyſtematiſierten und zur eigentlichen Philoſophie der deutſchen Aufklärung gewordenen Philoſophie bleibt die Religion in ihrer Bedeutung unangetaſtet. Aber wenn ihn das Volk mit ſeinem Inſtinkt Löwenix (Glaubenichts) nannte und ſeinem Sarge kein Geiſtlicher folgte, ſo deutet das darauf hin, daß die Keime einer kritiſchen Stellungnahme bei Leibniz doch vorhanden waren. Trotz aller Vermittelungsmerkmale bleibt das Weſentliche die geiſtige Erfaſſung des Seins und des Lebens wie der Moral mittels der Vernunft, mittels ſelbſtändigen Denkens. Aber die Geiſtesarbeit dieſes Deutſchen gipfelt gleichwohl in der Verſöhnung der moraliſchen und der natürlichen Welt, von Religion und Vernunft.

Es iſt unhiſtoriſch, in der Übernahme der fremden Bildung nur Schädigung und Erniedrigung zu ſehen. Vielmehr hat die deutſche Bildung dadurch die Bewegungs- und Entwickelungsmöglichkeit gewonnen, die zur Erreichung eigener höherer Ziele nötig war. In Deutſchland hat die allmähliche Befreiung von dem bisherigen theologiſch-ſcholaſtiſchen Joch zunächſt die Hingabe eben an die weltlich-höfiſche franzöſiſche Bildung herbeigeführt, freilich im Zuſammenhang mit dem ſtärkeren Eindringen jener naturrechtlichen Strömung. Es iſt ein vollſtändig franzöſierter Mann, der allgemeine Konſequenzen befreiender Art zuerſt in Deutſchland gezogen hat, der von den naturrechtlichen Ideen erfüllte Chriſtian Thomaſius. Auf ihn hat man auch zur Blütezeit der Aufklärung die Anfänge der deutſchen Aufklärung zurückgeführt, obwohl man als den eigentlichen Vater derſelben Chriſtian Wolff (vgl. S. 380) anzuſehen hat. „Thomaſius", ſchrieb Gedicke 1794 in der „Berliniſchen Monatsſchrift", „bewirkte nach Luther die zweite höchſt nötige und äußerſt glückliche Reformation; er ward ein Wohltäter ſeiner Zeit und der Nachkommenſchaft. Wir alle verdanken ihm einen großen Teil unſerer intellektuellen und moraliſchen Glückſeligkeit, verdanken ihm die Errettung aus den ſchmählichen Ketten der Vorurteile und des Aberglaubens." Ein ſolches Urteil hat Berechtigung, wenn wir die Wirkung des Thomaſius in die Breite berückſichtigen, die Beeinfluſſung der Geſamtbildung. Schon vor Thomaſius ſind befreiende Gedanken auch in Deutſchland ausgeſprochen worden, Schupp hatte gelegentlich die Trennung des status scholasticus vom status ecclesiasticus für die Vorbedingung guter Schulen erklärt, von Pufendorf iſt Thomaſius unmittelbar abhängig. Er ſteht ferner an Bedeutung für die allgemeine Geiſtesgeſchichte hinter dem älteren Leibniz durchaus zurück, aber in dem Punkt, worauf es damals ankam, hat dieſer vorſichtig zurückgehalten.

Thomaſius hat zunächſt mit vollem Nachdruck das neufranzöſiſche Bildungsideal des Weltmannes als heilſam für die Deutſchen (vgl. S. 337) anerkannt, nicht aus modiſcher Ausländerei, ſondern um nationaler Ziele willen. In ſeinem Programm „Von Nachahmung der Franzoſen" ſetzt er es bewußt dem pedantiſchen, „ſchulfüchſiſchen" bisherigen Bildungsideal gegenüber. Seine Forderung iſt, „daß man ſich auf honnêteté, Gelehrſamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und galanterie befleißige: denn wenn man dieſe Stücke alle zuſammenſetzt, wird endlich ein parfait homme Sâge oder ein vollkommener weiſer Mann daraus entſtehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kan". Der Gegenſatz gegen die theologiſche Fundamentierung der bisherigen Bildung tritt hier nur mittelbar hervor, indem eine freie weltliche Bildung geprieſen wird. Unmittelbar wird aber wieder die lateiniſch-ſcholaſtiſche Gelahrtheit bekämpft, die „den Kopff voll unnöthige Grillen und Sophiſtereien hat", ſich mit der lateiniſchen Sprache verpanzert und die „ſchönen" und „nützlichen" Wiſſenſchaften verachtet. Mußte der Inhalt eines ſolchen Programms Aufſehen machen, ſo war auch ſeine Form von großer Bedeutung. Es war das erſte Univerſitätsprogramm in deutſcher Sprache. Freilich hatte ſchon im 16. Jahrhundert in Deutſchland ein Tilemann Hevelingh, wiederholt ein Paracelſus (vgl. S. 252) deutſch geleſen, es ſcheint ferner, als ob zu Thomaſius’ Zeiten auch Buddeus in Jena deutſche Vorleſungen gehalten habe: aber wie dem auch ſei, des Thomaſius Schritt war ein außerordentlicher Bruch mit dem Herkommen und wurde als ſolcher von der Zunft empfunden. Man hielt, wie Thomaſius ſagt, „das ehrliche ſchwarze Brett“ für „beſchimpft“. „Ein ſolcher Greuel ſei nicht erhöret worden, weil [ſo lange] die Univerſität [Leipzig] geſtanden.“ Aber dieſe Einführung der Mutterſprache in die „Gelahrtheit“ war doch ebenſo wie die nunmehrige Hochſchätzung des geſunden Menſchenverſtandes im Grunde die Vorbedingung für alle populariſierende, aufkläreriſche Arbeit. Und wie Thomaſius ſo „der Ausbreitung der Gelehrſamkeit den Weg bahnen“ und derſelben auch „Leute, die ſonſten einen guten natürlichen Verſtand haben“, teilhaftig machen wollte, ſo diente ähnlichen Zielen noch ein weiterer, ebenſo wie jener andere wieder den Franzoſen nachgetaner Schritt, die Begründung einer wiſſenſchaftlichen, aber populär gerichteten Zeitſchrift in deutſcher Sprache, ſeiner 1688 zuerſt herausgekommenen, zwei Jahre mit öfter verändertem Titel erſchienenen monatlichen „Gedanken über allerhand Luſtige und Nützliche Bücher und Fragen“, die ſehr einſchlugen und bald Nachahmungen hervorriefen. Der Kampf gegen den Pedantismus wird hier vor dem großen Publikum wirkſam fortgeſetzt. Heftigſte Gegnerſchaft und Verfolgung blieben nunmehr nicht aus. Trotzdem hatte Thomaſius als Univerſitätslehrer, insbeſondere in Halle, wo ſeine Aufnahme den Anſtoß zur Eröffnung einer Univerſität gab, große Erfolge, namentlich wieder bei der vornehmen Jugend.

Von Thomaſius den Beginn der Aufklärung herzuleiten, dazu hat aber vor allem ſein Auftreten gegen die erſtickende Vorherrſchaft der Theologie und ſein Kampf gegen den damals noch ſehr maßgebende Schichten beherrſchenden Aberglauben geführt. Für den Geiſterglauben ſei etwa an Äußerungen Veit Ludwig von Seckendorffs im „Chriſtenſtaat“ erinnert. Indes man pflegt doch in beiden Beziehungen das Verdienſt des Thomaſius zu überſchätzen. Er iſt zwar in der Ausgeſtaltung des natürlichen Rechts und ſeiner Scheidung von der Moral über ſeinen Vorgänger Pufendorf (vgl. S. 352) hinausgekommen. Deſſen Schriften hatten zunächſt, wie Thomaſius ſagt, „die dunklen Wolken“, welche anfangs noch „ſeinen Verſtand verfinſterten“, verjagt. Er hat ſeine neugewonnenen Anſchauungen dann in Leipzig in Vorleſungen über Grotius und Pufendorf mit einer Kühnheit vorgetragen, die die Theologen zu ſeinen heftigſten Gegnern machte. Er ſchied Theologie und Philoſophie aufs ſchärfſte. Aber doch iſt er weit davon entfernt, ſo etwas wie ein Freidenker zu ſein. In Halle hat er es lange mit den Pietiſten gehalten. Nach dem Bruch mit ihnen hat er ihre äußerlichen Untugenden ebenſo ſcharf bekämpft wie den Druck der herrſchenden Orthodoxie. Den Glauben und die Schrift jedoch griff er nicht an. Wohl aber hat er immer die Gewiſſensfreiheit verfochten und aller Ketzerrichterei und Ketzerverfolgung gegenüber Toleranz verkündet. Mit noch größerer Wärme hat er ſich gegen die grauſamen Hexenprozeſſe gewandt, gegen die ja (vgl. S. 243) eine ſtille Gegenſtrömung längſt beſtand, ſelbſt in richterlichen und Regierungskreiſen. Die endliche Abſchaffung der „Malefizgerichte“ hat Friedrich der Große weſentlich als Verdienſt des Thomaſius geprieſen. Gleichwohl hat Thomaſius, der auch von des Holländers Bekker Werk „Te betoouerde Weereld“ (bezauberte Welt) weſentlich angeregt zu ſein bekannte, nur die ſchlimmen äußeren Begleiterſcheinungen des Wahns bekämpft, wie er denn auch für Abſchaffung — aber für eine allmähliche — der von Leibniz noch für unentbehrlich gehaltenen Folter in allen Kriminalprozeſſen (ſ. die Abbildung S. 362) eingetreten iſt. Den zugrunde liegenden Wahnglauben ſelbſt hat Thomaſius indeſſen durchaus geteilt.

Immerhin hat ſein Eifer wie ſpäter die Aufklärung überhaupt bewirkt, daß in den proteſtantiſchen Gebieten die Hexenverfolgung viel eher eingedämmt wurde als in den katholiſchen, wo insbeſondere in Bayern im erſten Drittel des 18. Jahrhunderts die Epidemie ſogar gewaltig anſchwoll. So iſt denn der Standpunkt des Thomaſius im ganzen doch ein beſchränkter, wenn er auch z. B. im Gegenſatz zu Leibniz nicht von den Höfen, ſondern von der Freiheit allen Fortſchritt erwartete. Seine aufkläreriſche Arbeit war eine ziemlich oberflächliche, ſein Geſchmack niedrig, ſeine Sprache ungewandt und mit Fremdwörtern geſpickt: er entſprach auch nur den Anforderungen ſeiner Zeit, der Blütezeit der franzöſiſchen Modebildung.



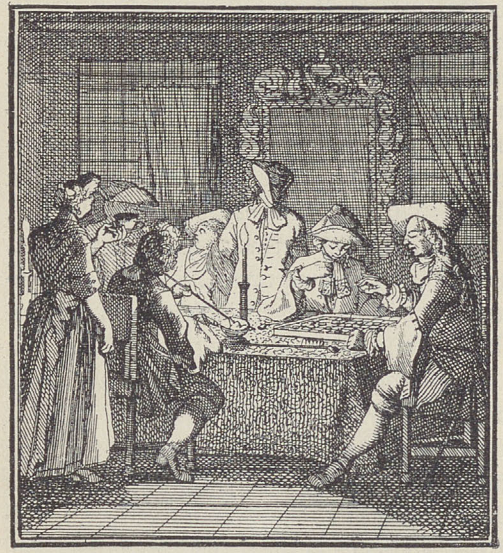
Folterungsſzene im 18. Jahrhundert. Nach einem Kupferſtich von Johann Michael Mettenleiter (geb. 1765) im Königl. Kupferſtichkabinett zu München. Vgl. Text S. 361.

Es war die Zeit, die ſich ſelbſt die „*galante*“ nannte. „Galant“ war damals ein Modewort: Thomaſius erklärt den Begriff als „etwas gemiſchtes, ſo aus dem je ne scay quoy, aus der guten Art, etwas zu thun, aus der manier zu leben, ſo am Hoffe gebräuchlich iſt, aus Verſtand, Gelehrſamkeit, einem guten judicio, Höfflichkeit und Freudigkeit zuſammengeſetzet werde und deme aller zwang, affectation und unanſtändige Plumpheit zuwieder ſey“. Eine mindere Schwerfälligkeit, eine größere Zierlichkeit, eine gewiſſe Natürlichkeit und größere geiſtige Freiheit zeichnen in der Tat dieſe franzöſierte Epoche aus. Dazu kam eine veränderte Rolle des weiblichen Geſchlechts. Der Deutſche war jetzt wirklich zum *Halbfranzoſen* geworden. Das Franzöſiſche war nun die eigentliche Geſellſchaftsſprache (vgl. jedoch S. 335). Wie in der Konverſation, galt auch im Brief entweder das Franzöſiſche ſchlechthin für anſtändig — ſo verſicherten die ſpätere Frau Gottſched ihre Lehrmeiſter, „es ſey nichts gemeiner als deutſche Briefe“ — oder allgemeiner, bis 1730 etwa, eine deutſch-franzöſiſche Miſchſprache, bei der die eingeſtreuten franzöſiſchen Wörter und Wendungen, die franzöſiſche Anrede, Grußformel, Adreſſe uſw. das Geſpräch oder den Brief eigentlich als franzöſiſch hinſtellen und das Deutſche entſchuldigend verſtecken. Dieſe völlige Hinneigung zum Franzöſiſchen hat nun im Laufe der Zeit auch die Einfachheit, Klarheit und Natürlichkeit der „netten“ franzöſiſchen Sprache wirken laſſen, wenngleich ſich viele nur mit den Äußerlichkeiten begnügten. Der Geſchmack der auch in Deutſchland geleſenen franzöſiſchen Klaſſiker wurde vorbildlich. Schließlich iſt ſo der deutſche Ausdruck ſelbſt geſchult worden. In der den Franzoſen widerſtrebenden Komplimentierart wurde man ebenfalls weniger geſchmacklos und kürzer. Thomaſius empfiehlt für Komplimente, ſie ſollen „ſo kurtz als immer möglich und hingegen deſto nervoſer ſeyn“.

Und Rohr meint: „Die kurtzen Complimens, wann ſie dabey manierlich abgefaſt, ſind heutiges Tags faſt mehr beliebter als die weitläufftigen.“

Das Weſentliche der galanten Bildung war ſodann der weltmänniſche und weltliche Zug. Im ganzen iſt ja, wie betont, ein frommer Geiſt für Deutſchland noch lange das Charakteriſtiſche. Moſcheroſch fürchtet von den Reiſen in fremde Lande beſonders eine Anſteckung von „der heydniſchen Abgötterei, ich ſage dem Wälſchen Atheismo“. Dieſes Wort wurde auch weiterhin leicht auf freiere Gedanken angewandt. Auch Leibniz warnt vor dem franzöſiſchen Atheismus. Aber gleichwohl hatte wenigſtens eine unkirchliche Stimmung zunächſt die feine Geſellſchaft immer ſtärker ergriffen. Um 1650 war der feinere Landedelmann zwar noch fromm, aber dem zelotiſchen und polemiſchen Weſen der Pfaffen abhold, tolerant gegen freigeiſtige Ausländer und Andersgläubige, als Evangeliſcher namentlich gegen Katholiken. Die Kavalierreiſe gerade brachte aber in den Adel, überhaupt in die beſſeren Kreiſe immer freiere Anſichten, die ſich bei dem lockeren Genußleben und bei der jetzigen Neigung, alles leicht zu nehmen oder zu verſpotten, dann beſonders raſch einbürgerten. 1680 ſchreibt Kortholt wieder den Reiſen den Import „jener törichten und ungeheuerlichen Religionsideen“ zu: „ſolche Menſchen pflegen dann einen Herbert, Hobbes und Spinoza, dieſe geſchwornen Religionsfeinde, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten mit prahleriſchem Eifer allen Freunden und Genoſſen zu empfehlen“. 1701 ſieht eine von Löſcher gegründete Zeitſchrift das Unheil ſchon fortgeſchritten: vor zwanzig Jahren habe noch nicht eine ſo ſchlimme Literatur alle Buchläden gefüllt, und damals habe man noch „mit Erſtaunen angehört, was vor Unheil das ungemeſſene Bücherſchreiben durch viel atheiſtiſche und fanatiſche Bücher im allzu freien Holland anrichtete“. Über die allmähliche Verbreitung der Schriften Spinozas hatte ſelbſt Thomaſius geklagt. Merkwürdigerweiſe drangen freie Anſichten auch ins niedere Volk, vielleicht durch die Dienerſchaft vornehmer Leute, aber auch ſchon ſeit langem infolge der Kriegsdienſte oder ſonſtigen Aufenthalts im Ausland wie der Berührung mit fremden Kriegsſcharen ſchon im Dreißigjährigen Kriege und ſpäter. Jedenfalls waren nach einem Zeitgenoſſen um 1700 einfache Bürger in Breslau religiös ganz indifferent, freigeiſtige Anſichten „unter dem gemeinen Volk faſt häufiger als unter den Gelehrten“ und „unter hundert Bürgern vielleicht nicht einer, der anders dachte“. Aber von alledem abgeſehen, für galante Leute war eine Mißachtung kirchlicher Formen — beim Beten falteten ſie z. B. die Hände nicht — oder ſogar Religionsſpötterei Mode geworden. Talander klagt einmal über die Einbildung, „daß ein junger Menſch denket, das ſtehe galant, wenn er in die Kirche kömmt, den Hut fein trotzig à la mort bleue nach dem linken Ohr drücket, kein Gebet thut und ſich an heiliger Stätte in Lachen, Reden und Gebehrden der größten Freiheiten gebrauchet“. Aufs ſchärfſte wurde weiter von den galanten Leuten jener Gegenſatz zur Schulfuchſerei betont: „So ſoll ein Galanthomme auch kein Pedante ſeyn.“ Überhaupt verbannte man nun alles Grübeln, auch alles melancholiſche Weſen. Man zog nach Thomaſius „eine vergnügliche Lebens-Art“ einer „verdrießlichen und pedantiſchen“ vor. Galante Leichtlebigkeit ſetzte ſich tändelnd über die Sorgen, den Ernſt des Lebens hinweg. Dieſes heiter und zierlich ſchön zu geſtalten, wurde das Ideal: die Dekoration des Lebens rückte ganz in den Vordergrund.

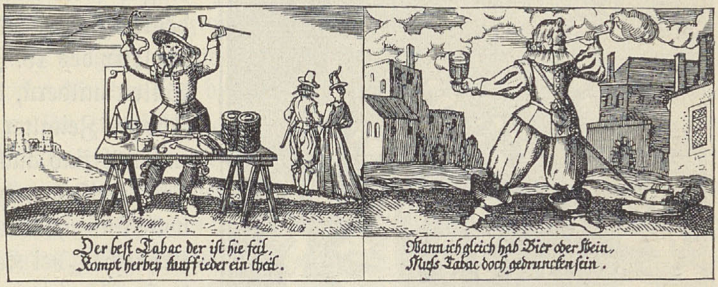
Jetzt gelangte jenes Streben nach Verfeinerung der Lebenshaltung (vgl. S. 336 f.) auf ſeinen Höhepunkt. Wie man ſich im Geſchmack äußerſt vorgeſchritten vorkam, wie man auf das Altfränkiſche ſpöttiſch herabſah, wie Thomaſius es lächerlich fand, wenn er „von dem Frantzöſiſchen Sprachmeiſter an des Schottelii teutſche Sprachen Schul, von dem Dantzmeiſter auff die Kirmeſſen, von unſern Mode Schneidern an einen Dorffſtörer oder von denen Köchen, ſo die Speiſen wohl zuzurichten wiſſen, auff die altväteriſchen Sudelköche, die einen guten Hirſenbrey mit Biere und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweiſen wolte", ſo war man in der Art, ſich zu geben, dem Grobianismus völlig entronnen, und auch die alte Völlerei kam immer mehr aus der Mode (vgl. ſchon S. 337). In einem Leipziger Kochbuch der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird z. B. der ſtärkere Verbrauch von Tee und Kaffee in „galanten Compagnien" mit der zunehmenden Enthaltſamkeit ſonſt zuſammengebracht. „Es fangen auch", heißt es weiter, „bereits die Deutſchen an, ſich des Vollſaufens zu ſchämen, wie denn in Leipzig anitzo gebräuchlich, daß auf Hochzeiten und Gaſtereyen beim Geſundheittrincken ein jedweder nach ſeinem Belieben ſich ſelbſt viel oder wenig einſchenken darf." Anderſeits kam jetzt von Frankreich auch der Schaumwein, erſt ſeit dem Feldzug von 1792 Champagner genannt.



„Das Coffehaus." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Aber jene gerade damals Deutſchland erobernden nicht alkoholiſchen Getränke hatten überhaupt große Bedeutung für die geſellige und geiſtige Kultur. Wie alles Neue und Feine kamen ſie, der Kaffee, der Tee und die Schokolade, nach Deutſchland vor allem über das bewunderte Frankreich, wo ſie gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Hofgeſellſchaft erobert hatten. Liſe Lotte, die Deutſche von guter, alter, derber Art am Pariſer Hofe, iſt entſetzt über „dießes zeug", das ſie auch für ungeſund hält: „ich nehme mein leben weder thé, caffé noch chocolatte" (was ihre Verwandten in Hannover und der Pfalz ſchon taten), „was ich aber wohl eßen mögte, wäre eine gute kalteſchal oder eine gute bierſub". So mochten den modiſchen Getränken gegenüber auch viele in Deutſchland ſelbſt denken, lernten ſie aber bald ſchätzen. Außerhalb der höfiſchen Kreiſe trugen zur Verbreitung des wichtigſten Getränkes, des Kaffees, vor allem die Kaffeehäuſer (ſ. die obenſtehende Abbildung) bei, deren erſtes 1671 in Marſeille errichtet worden zu ſein ſcheint. In Deutſchland verbreiteten ſie ſich aber auch unter engliſchem Einfluß: das norddeutſche „Coffee" (Koffi) weiſt auf England und Holland als Vermittler. 1680 wurde das erſte deutſche Kaffeehaus von Bontekoe, einem holländiſchen Arzt und Apoſtel des Kaffees und Tees, in Hamburg errichtet. Im Süden, in dem ſpäter der Kaffee aber nie ſo ſehr Boden gewann wie in Kurſachſen und im Norden — der Tee eroberte vor allem den Nordweſten —, folgten ſolche Kaffeehäuſer bald, ſo 1683 in Wien, 1687 in Nürnberg, 1692 in Frankfurt, wo 1698 bereits drei vorhanden waren. In Leipzig ſchritt 1697 der Rat gegen die „ungebührlich Thee- und Caffee-Stuben" wegen mancher zweifelhaften Dinge (weibliche Bedienung, Haſardſpiel) ein. Bald überwanden die Kaffeehäuſer jedoch dieſe Angriffsperiode. Die literariſche oder gar die politiſche Rolle, die ſie in Frankreich und England geſpielt haben —Michelet und Macaulay haben ſie geſchildert—, war ihnen in Deutſchland bei weitem nicht beſchieden. Aber auf die Hebung des geſelligen Verkehrs und die Erweiterung der Intereſſen wirkten ſie auch hier bedeutend. Statt des unflätigen Wirtshaustreibens früherer Zeit entfaltete ſich ein ganz anders geartetes Leben. Der „politiſche" Galanthomme las im Kaffeehaus die kuriöſen Zeitungen, woran ſich ein politiſches, ſich weſentlich mit dem allein intereſſanten Ausland beſchäftigendes Geſpräch knüpfte; man ſpielte weiter dort ſtundenlang Billard oder die neuen feinen Kartenſpiele, vor allem das geprieſene L'hombre, und vergnügte ſich an dem erſt jetzt recht in Blüte kommenden Tabakrauchen.

Der indianiſche Brauch des Rauchens kam ſchon im 16. Jahrhundert nach England, von dort nach Holland, wo bald die beſonders beliebten Tonpfeifen verfertigt wurden, und zu Anfang des 17. verbreitete er ſich auch, immer, wie noch lange, unter vielfältigen Angriffen und Verboten, in Frankreich. Engliſche Hilfstruppen des Winterkönigs, niederländiſch-ſpaniſche, überhaupt fremde Kriegsvölker brachten die Sitte, und zwar als „Trinken" (Rauchen), „Eſſen" (Kauen), „Schnupfen", nach Deutſchland, wo ſie aber in dem mit Holland und England verkehrenden Hamburg bereits Ende des 16. Jahrhunderts Fuß gefaßt hatte. Um 1650 rauchten ſchon die Bauern wie das niedere ſtädtiſche Volk. Gleichzeitig begriff man den Wert des Anbaues der Pflanze (vgl. S. 2f.) wegen ſeiner finanziellen Erträge. Anderſeits wurde das Rauchen und Schnupfen vielfach verboten, und Geiſtliche eiferten heftig von der Kanzel dagegen. Demgegenüber warben andere, ſo wieder jener Bontekoe, für „das nie ſatt geprieſene Rauch-Kraut": nichts ſei „dem Leben und der Geſundheit ſo nöthig und dienſtlich". Auch in Deutſchland änderte die Literatur den anfangs (ſchon bei Moſcheroſch) polemiſchen Ton (ſ. die obenſtehende Abbildung) in Lob und Preis des Tabaks. 1719 erſchien ein Sammelwerk: „Das beliebte und gelobte Kräutlein Toback", und unter den nun zahlreich auftretenden poetiſchen Apoſteln des Knaſters ragte Johann Chriſtian Günther mit ſeinem „Lob des Knaſter-Tobacks" hervor. Übrigens rauchten auch nicht wenig Frauen. Für ſie wie überhaupt für die vornehme Geſellſchaft war aber der Tabaksgenuß in der Form des Schnupfens beliebter: „Vergiß den Rauchtoback … und nimm dafür Rapee, wie ihn der Stutzer nimmt", mahnt die Göttin der Mode bei Zachariä. Die Doſe, bald auch ein Gegenſtand des Luxus, ward der galanten Welt, mit Einſchluß der weiblichen, unentbehrlich. Die Verbindung des Rauchens mit dem Kaffeegenuß — ſchon der Holländer Blancard bringt beides in ſeinem Werk: „Haustus Polychressti Oder: Zuverläſſige Gedancken vom Thée, Coffée, Chocolate Und Taback" (1705) zuſammen — wurde beſonders durch jene Kaffeehäuſer gefördert. Ebenſo machten im deutſchen Hauſe im ſpäteren 18. Jahrhundert das Kaffeeſchälchen und die Pfeife, mit denen bald Luxus getrieben wurde, die wahre Gemütlichkeit aus.

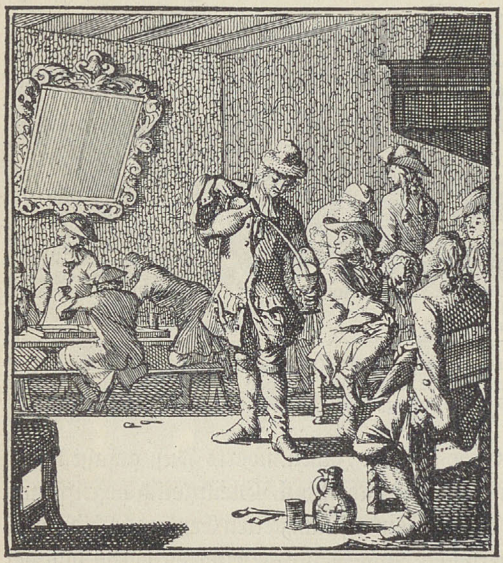

Der beſt Tabac der iſt hie feil,
Kompt herbey kaufft ieder ein theil.
Wann ich gleich hab Bier oder Wein,
Muſs Tabac doch gedruncken ſein.

Teil eines Spottbildes auf den Tabak (17. Jahrhundert): „Crafft, Tugent und würckung des hochnutzbarlichen Tabac durchs ABC gezogen", wiedergegeben bei Henne am Rhyn, „Deutſche Kulturgeſchichte", 2. Auflage, Bd. II.

Man denke an Voſſens Dichtungen! „Laßt die Grillen immer ſchwärmen, ſetzt ein Schälgen Kaffe drauf und ſteckt ein Pfeifgen an: ſo hört die Unruh auf" hieß es ſchon früher.

Verehrerinnen des Kaffees im Hauſe waren vor allem die Frauen, die ſich bald einer Kaffeeleidenſchaft hingaben, zum Morgenkaffee den am Nachmittag fügten und dem Genuß auch in den früh verſpotteten Kaffeekränzchen huldigten. (Geſellige, oft recht üppige Frauen- wie Männerkränzchen, natürlich ohne Kaffee, kennen wir ſchon aus dem 16. Jahrhundert. Wer das nächſte Mal bewirten mußte, erhielt dabei einen Kranz aufgeſetzt.)

Der Kaffee wie der Tee haben alſo den Bier- und Weingenuß, der ja natürlich nicht aufhörte (ſ. die untenſtehende Abbildung) — gerade um 1730 zählt ein Leipziger eine Unzahl von beliebten lokalen Bierſorten mit den alten humoriſtiſchen Namen auf —, ſtark zurückgedrängt. Der wie der Tabak von der Poeſie bis etwa 1730 hoch geprieſene Kaffee hatte weiter eine nicht geringe Bedeutung für die aufblühende geiſtige Kultur des 18. Jahrhunderts. Er hat die Sitten mildern, den Geiſt ſchärfen helfen. Für das Zeitalter der Literatur und der Humanität ſind auch der einſame Kaffee des Schöngeiſtes und Poeten oder die gefühlvolle Unterhaltung anregenden literariſchen Kränzchen bei Kaffee und Knaſter (Klopſtock, Ramler) mit Vorausſetzung. Und wenn man auch ſpäter gegen die Kaffeeſeuche loszog, gewährte doch noch gegen 1800 der Kaffeegarten mit ſeiner heiteren und gemütlichen Atmoſphäre ein erfreuendes Bild. In der galanten Zeit überwog aber die Bedeutung des Kaffees für die feine geſellſchaftliche Konverſation: der Kaffee- und Spieltiſch vereinigte die galanten Damen und Herren zu artiger Unterhaltung. Man brachte ſpäter auch die Einrichtung der Viſitenſtube mit dem von der Hausfrau häufig erwarteten Kaffeebeſuch in Zuſammenhang, obgleich die „Putzſtube", die „Prang- und Audienzſtube" wohl älter iſt.



„Der Wein- und Bierſchenk." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

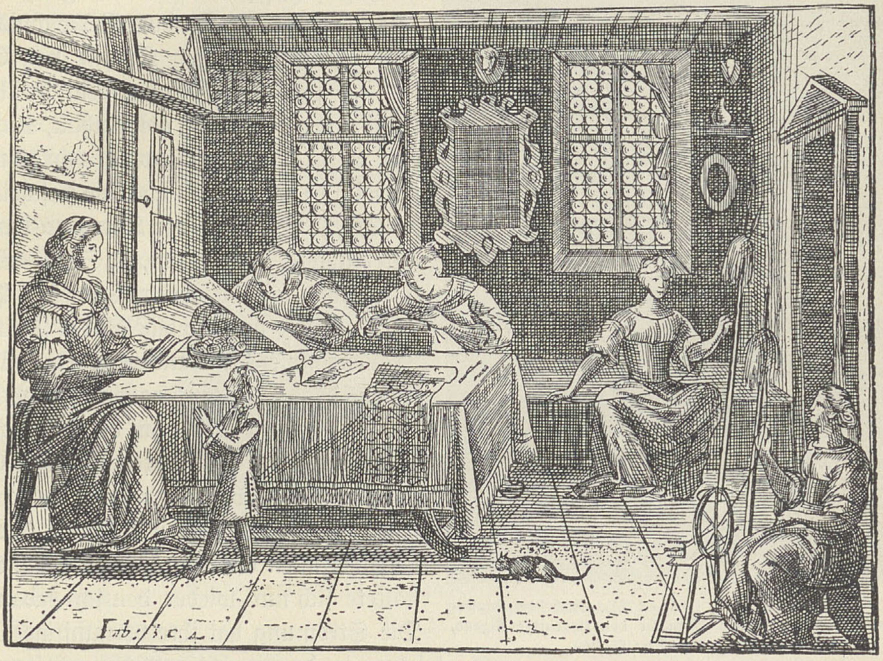
Überhaupt hat die feinere Zeit gerade die Wohnung nicht nur der Vornehmen, ſondern auch der beſſeren bürgerlichen Schichten eleganter und weniger einfach geſtaltet, als es, von patriziſchen Prunkhäuſern abgeſehen, im 17. Jahrhundert die Regel war. Neue Häuſer zeigten nach außen allerdings nüchterne Einfachheit, vor allem die franzöſiſche Regelmäßigkeit; ganze Reihen waren völlig gleichmäßig gebaut. Die erſte Etage erhielt bei feineren Häuſern den Hauptſchmuck (Ornamentrahmen der Fenſter, zwiſchen und unter den Fenſtern weiterer Zierat, insbeſondere über der Haustür). Das Palais der Vornehmen wurde auch ſonſt Muſter: überall breite Treppen, hohe Zimmer mit Flügeltüren, große, Licht einlaſſende Fenſter mit Tafelſcheiben anſtatt der vielen kleinen runden oder viereckigen Scheiben, parkettierte Fußböden, dekorative Decken (ſtatt Holz Stuck und Malerei), bemalte Tapeten — die Holztäfelung, hinter der ſich viel Ungeziefer verbarg, war ſchon im 16. Jahrhundert zum Teil wieder den Wandbehängen (nunmehr Ledertapeten, koſtbare Damaſt- und Samttapeten) gewichen, im 17. kamen die billigen Papiertapeten auf —, dazu die ſchon im 17. Jahrhundert allgemeiner verbreiteten Fenſtervorhänge, endlich ſchöne Kronleuchter, große Spiegel und Uhren — beides mit Vorliebe aus Frankreich bezogen wie ſo viele Induſtrieartikel —, Kamine und Nippesſchränke. Die feinere Ausſtattung entſprach der nun angenommenen höfiſchen Geſellſchaftstracht, dem Treſſenrock, den ſeidenen Hoſen und Strümpfen, der Stutzperücke, dem dreieckigen Hut und dem Degen der Herren — das Waffentragen war durch Ordnungen nunmehr dem Bürger, wie ſeit langem dem Bauern, verwehrt —, ebenſo dem noch (S. 372) zu ſchildernden Koſtüm der Damen. Die teure Seide wurde der bevorzugte Stoff, Spitzen wurden mehr als je verwendet, dazu Stickereien, goldene Treſſen uſw. Dieſe Welt bedurfte vor allem der Geſellſchaftszimmer, die die alte, alle verſammelnde große Familienſtube in den Hintergrund drängten, des Boudoirs für die Damen und eigener Putz- und Ankleidezimmer für ihre nun notwendige umſtändliche Toilette. In der eigentlich vornehmen Welt war das natürlich alles reicher und großartiger ausgebildet.

Dieſem Bedürfnis nach Eleganz entſprach nun jener weſentlich franzöſiſche Stil, den wir (S. 314) aus der Barockarchitektur nach der Seite des Einfacheren, weniger Pomphaften und weniger Weiträumigen ſich entwickeln ſahen — überhaupt hatten in Frankreich immer die einfacheren Formen der Renaiſſance das Barocke eingeſchränkt —, in dem auch die Räume für die eigentliche Geſelligkeit vor den Paradeſälen betont wurden, das Rokoko. In Deutſchland zeigen den Stil, der aber weniger ein Architekturſtil als ein Stil der Inneneinrichtung iſt, zahlreiche Paläſte (Würzburg, Nymphenburg, Bonn uſw.) ſowie kleine vornehme Gartenſchlößchen, die ſeinem Weſen noch mehr entſprechen (Sansſouci, Wilhelmstal uſw.). Feine Dekoration iſt ſein eigentliches Feld, entſprechend den Tendenzen der ganzen galanten Zeit. Ihre Zierlichkeit und feine Manier wie ihre Koketterie, Laune und Willkür prägen ſich auch in dieſem Stil aus, das dem Pathetiſchen Abholde, das Matte, Gedämpfte gleichermaßen. Die Eleganz liebt nicht das bisherige grelle Nebeneinander bunter Farben, dieſe ſelbſt auch nicht, ebenſowenig das früher gleichfalls beliebte feierliche ſpaniſche Schwarz, ſondern zarte, verwaſchene Farben, Roſa, Blaßgelb, Hellgrau, Waſſerblau. Das Rokoko iſt in Deutſchland der Stil der Blütezeit der franzöſierten Bildung und währte hier länger als in Frankreich ſelbſt, bis etwa 1770. Es war in Frankreich entſtanden aus einer Reaktion gegen den erſtarrten, langweiligen, prunkhaft-zeremoniellen Glanz des Hofes Ludwigs XIV. Die Periode der dekadenten Regentſchaft verſchmähte die Großartigkeit des Barocks und zog dem öffentlichen theatraliſchen Pomp in weiten Sälen den feinen Duft zierlichen Privatlebens in intimen Räumen, der monumentalen die kleine Kunſt, dem Zwange der Zeremonie, dem ausgeſtopften Heldentum und der verſchnörkelten, allegoriſchen Manier der geiſtigen oder künſtleriſchen Darbietungen eine ungenierte, freiere, einfachere, verſtändlichere, feinere Unterhaltung vor. Ja es kam ſchon ein Zug zur Natürlichkeit hinein, freilich noch in der älteren künſtlichen Form des Schäfertums (vgl. S. 344). Das Rokoko machte dabei auch den ländlichen, uralten, breitrandigen Strohhut, den Schäferhut, zum Gegenſtand der eleganten Mode. Charakteriſtiſch iſt aber jene Vorliebe für kleine Schlößchen in natürlicherer, in parkartiger Umgebung. In dieſem Zuge zur Natur (vgl. auch S. 344f.), ſo geſucht er meiſt ſcheint, klingt ſchon ein neuer Gefühlston an, wie ſich anderſeits in der neuen Rolle der Frau (vgl. S. 369ff.), überhaupt in dem femininen Charakter des Rokokos die Wendung zu einem weicheren Gefühlsleben zeigt.

Das erſt nachmals in verächtlichem Sinne als für einen abgetanen Stil angewandte Wort „Rokoko“ mag mit rocaille, dem zackigen, unregelmäßigen Stein- und Muſchelwerk, das, vielleicht von den Silberſchmieden zuerſt ausgebildet, ein weſentliches Element dieſes Stiles iſt, zuſammenhängen und zeigt dann gerade wieder die Wichtigkeit des Dekorativen. Der Hauptzweig des Rokokos war durchaus die kunſtgewerbliche Kleinkunſt. Sie bewährt ſich in der Plafonds- und Wändedekoration, bei den Möbeln und dem porzellanenen Kleingerät. Bei den Möbeln tritt an Stelle des Schnitzwerkes die Marketerie; neue koſtbare Holzarten, beſonders Mahagoni, werden verwendet, dazu Elfenbein, Schildkrot und anderes; die Möbel werden glänzend poliert und mit vergoldeter Bronze beſchlagen; vor allem erhalten ſie durch das neue Ornament und die Vorliebe für geſchweifte Linien eine Fülle neuer Formen. Die im Barock zu koloſſalen Dimenſionen gelangten Schränke werden jetzt überhaupt zierlicher, weiſen das Ornament auch nur in feiner Beſchränkung auf. Die aus Frankreich gekommene Kommode, für die die geſchwungenen Formen beſonders charakteriſtiſch ſind, bietet Erſatz für die jetzt endgültig verdrängte Truhe. Das leichte, zierliche, plaſtiſch ſo mannigfach zu geſtaltende Porzellan (vgl. S. 319) ſodann gibt erſt das rechte Gerät für die feine Welt und mit ſeinen puppenhaften Schäferinnen und Menuettfiguren — das graziöſe, zierliche Menuett war der charakteriſtiſche Tanz — den rechten Schmuck des Boudoirs. Alles wird mit liebenswürdiger Grazie behandelt, Stoffe wie Motive werden in freier Kompoſition verwendet. Die beliebte Kartuſche, das überall angebrachte Feld mit dekorativen Malereien, Stickereien uſw., wird völlig launenhaft umrandet. Die Symmetrie wird verbannt, auch bei den Möbeln; die Bank z. B. wird zum unregelmäßigen Polſterſitz. Alles Leere und Steife ſchwindet, wenn auch eine gewiſſe Kälte bleibt, die Flächen werden belebt durch leichte Dekorationen, verdeckt durch die zahlreicher gewordenen Möbel, und weiter füllt das Zimmer jenes zum galanten Weſen paſſende Kleingerät, Nippesſachen, Bronzegruppen, Uhren, Vaſen, Porzellanfiguren und weiche Paſtellbilder. Das Intimſte und Feinſte der Wohnung wird aber das Boudoir, in dem die nun zu ganz anderer Rolle gelangte Frau herrſcht, der Raum des tête-à-tête, der Cauſerie, vornehm, bequem, niedlich.

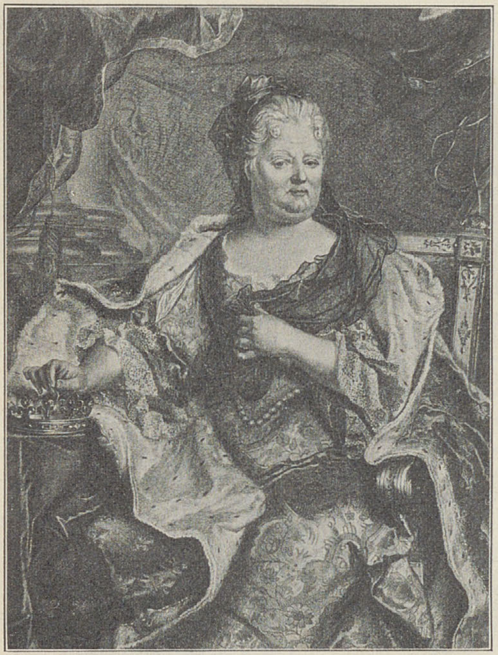
In grellem Widerſpruch zu der Feinheit des Rokokos, zu dem äſthetiſchen Weſen des galanten Menſchen, ſteht die mangelhafte Körperpflege, und gerade die Franzoſen haben den Rückgang der mittelalterlichen Reinlichkeit, der durch den Verfall des Badeweſens (vgl. S. 107) eintrat, am wenigſten aufgehalten. Schon in der Kammerordnung des Herzogs Wilhelm V. von Bayern von 1589 iſt beim „Ankleiden“ zwar vom Abreiben des Körpers mit Tüchern die Rede, ſonſt aber nur vom „Händwaſchen“ und „Mundwaſſernehmen“. Auch ſpäter wiſchte man wohl das Geſicht mit naſſen Tüchern ab, wuſch ſich aber ſonſt nicht. Nur die Hände wurden bei dem trotz der neuen Eßgeräte (vgl. S. 336) oft noch unſauberen Eſſen bei und nach Tiſche wie ſonſt öfter gewaſchen. Das Frauenzimmerlexikon von 1739 kennt daher nur ein Gießbecken und eine Gießkanne. Freilich erwähnt es die Badeſtube im Hauſe, die auch ſonſt beſtätigt wird, während die öffentlichen Badeſtuben für das niedere Volk beſtimmt waren, übrigens ſchon ſeit Beginn des 17. Jahrhunderts kaum noch vorkamen. Häufiger Wechſel der Leibwäſche ferner war keineswegs üblich, dieſe war auch oft zerriſſen, während man nach außen in Glanz ſtrahlte. Natürlich ergab ſich ſo — vom niederen Volk, das in Schmutz und Ungeziefer verkam, gar nicht zu reden — ein übler Körpergeruch ſelbſt bei feinen Leuten, und gerade deswegen kam das Parfümieren ſo in Flor. Alledem entſpricht die Unreinlichkeit der eigentlichen Wohnräume, in die man auch ſelten friſche Luft hereinließ. Dagegen machte man Fortſchritte in der dem Mittelalter ganz abgehenden Bequemlichkeit des Wohnens. Ein eigentlicher Komfort entwickelte ſich allerdings erſt im 19. Jahrhundert. Aber man wollte doch jetzt ſchon in den Wohnungen alles „commode“ haben, freilich nach den Begriffen der Zeit: wie eng und dumpf waren z. B. oft die Schlafräume etwa in kleinen Schlöſſern und Landhäuſern. Häufig noch mangelhaft genug, obwohl fortgeſchritten, waren die Heizeinrichtungen, was das Tragen des Pelzes im Hauſe erklärt.

Einen wichtigen Wandel hat, wie ſchon angedeutet, dieſe Zeit nach franzöſiſchem Vorbild in der Stellung der Frau herbeigeführt. Seit dem Ausgang des Mittelalters war die deutſche Frau auf das Haus beſchränkt geweſen (ſ. die untenſtehende Abbildung), durchaus zu ihrem Glück. Denn als ſeit dem Anfang des 17. Jahrhunderts der alamodiſche Ton in die Männerwelt fuhr, das Äußerliche, Unnatürliche, ſank die Frau zwar meiſt noch tiefer in den Augen der Herren der Schöpfung, weil ſie es ihnen an modiſcher Bildung nicht gleichtat — eine Nürnberger Bürgerin ſcheute ſich z. B., ihrem jungen Schwager mit ihrem „unformlichen Weiberſchreiben“ vor Augen zu kommen —, aber ſie bewahrte, wie gerade die Frauenbriefe zeigen, die alte gute Art, Natürlichkeit und Gemüt, auch wirklichen Humor. Neben der Suſanna Behaim um 1640, die in meiner „Geſchichte des deutſchen Briefes“ zu neuem Leben erweckt worden iſt, ſtehen andere bürgerliche ſowie adlige und fürſtliche Frauen, ſpäter iſt vor allem (vgl. S. 373) die volkstümlich derbe Liſe Lotte von der Pfalz (ſ. die Abbildung S. 370) zu nennen. Eine Änderung des weiblichen Niveaus trat im 17. Jahrhundert zum geringen Teil zunächſt durch die damals noch herrſchende gelehrte Bildung ein. Die Frage, ob Frauen ſich mit gelehrten Dingen beſchäftigen dürften, war ein beliebtes Thema der Humaniſten geweſen im Zuſammenhang mit jenen Erörterungen über die Inferiorität der



Frauenarbeit im 17. Jahrhundert. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa“, Nürnberg 1687.

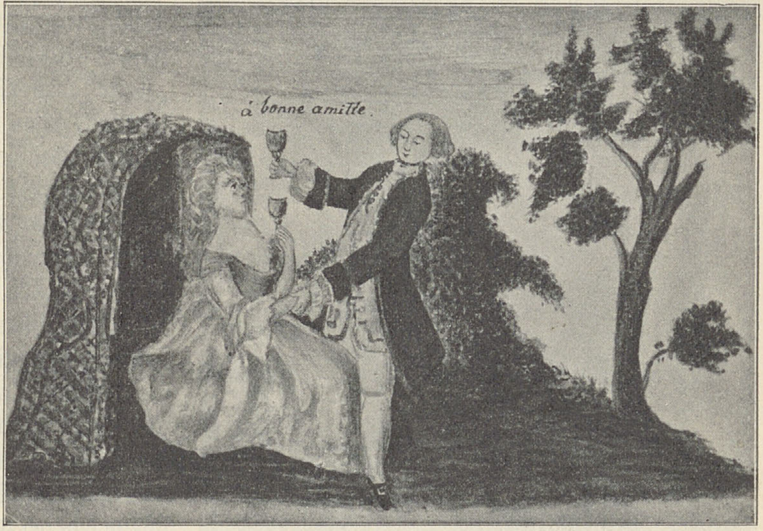
Frauen überhaupt, die aber ſchon Agrippa von Nettesheim (vgl. S. 164) und gegen 1600 Simon Gedicke und andere lebhaft beſtritten. Später trat eine ganze Reihe von Verfechtern der geiſtigen Befähigung der Frauen auf, z. B. Joh. Sauerbrei. Praktiſch war die Frage ſchon überflüſſig geworden durch die gelehrten Frauen, die ſeit Beginn des 17. Jahrhunderts zunächſt in dem Muſterland der humaniſtiſchen Gelehrſamkeit, in Holland, gezüchtet wurden, wie Anna Maria von Schurmann. Dieſe weiblichen Wunder wurden dann auch eine modiſche Erſcheinung in der deutſchen gelehrten Welt, und da die fürſtliche Erziehung zum Teil noch dem gelehrten Ideal des 16. Jahrhunderts huldigte — einen Einblick in die geiſtigen Intereſſen einer Fürſtin nach 1600 gewährt z. B. das Verzeichnis der Bücher der Kurfürſtin Sibylle von Sachſen —, finden ſie ſich ſogar in fürſtlichen Kreiſen (Luiſe Amöne von Anhalt, Antonia von Württemberg, Sophie von Braunſchweig). Gegen 1700 war die Erſcheinung ſo ſtark, daß eine ganze Literatur darüber unterrichtete (Meuſchen, „Schau-Bühne Durchläuchtigſt-Gelehrter Dames"; Paullini, „Hoch- und Wohlgelahrtes Teutſches Frauenzimmer" und andere Werke). Dieſer Kultus des „gelehrten Frauenzimmers", der 1707 ſogar zum Gedanken einer Jungfernakademie führte und ſpäter noch von Gottſched ſtark betrieben wurde, war im Grunde eine Folge der preziöſen Richtung der Beherrſcherinnen der franzöſiſchen Salons, geſtaltete ſich nur wieder deutſch-pedantiſch. Die Strömung hat ihre vernünftige Mäßigung in den noch (S. 384) zu beſprechenden ſpäteren Bemühungen um Hebung der Frauenbildung gefunden, hat aber die große Mehrheit der deutſchen Frauen überhaupt nicht berührt.



Liſe Lotte von der Pfalz (1652—1721). Nach dem Kupferſtich von Marie Horthemels (Gemälde von Hyacinthe Rigaud, 1659—1743). Vgl. Text S. 369.

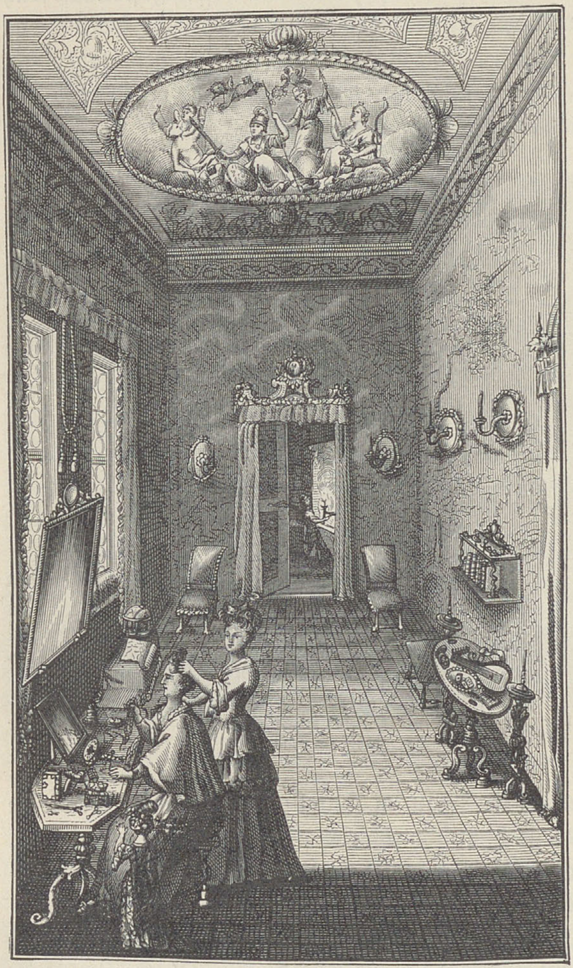
Viel mehr wirkte auf dieſe jetzt der Anreiz der „galanten" Bildung. Den Frauen Bildung, wenn auch eine enzyklopädiſche, auf leichte modiſche Weiſe beizubringen, hatte ſich bereits Harsdörffer nach italieniſchem Muſter in ſeinen „Frauenzimmergeſprechſpielen" mit Erfolg bemüht. Nun aber machte die neufranzöſiſche Kultur, die nach der geſellſchaftlichen Seite hin völlig von den Frauen beſtimmt wurde, ihre Anſprüche auch an die deutſchen Frauen, zunächſt der vornehmen Welt, geltend, die aber nur unvollkommen ſich wenigſtens der Äußerlichkeiten bemächtigten und, von Charme und Eſprit weit entfernt, die geiſtige Seite in der geſchilderten Komplimentierart erſchöpft glaubten. Gleichzeitig, das war die Hauptſignatur eben der galanten Zeit, umgab die franzöſierte Männerwelt die Frauen mit einem modiſchen Nimbus, wie ſich das ſchon in den ſchwülſtigen Huldigungen des 17. Jahrhunderts ankündigte. An höfiſchen Feſttafeln, wie 1700 zu Caſſel, ward nun „eine ſo genanndte bunte Reihe" innegehalten, die galante Konverſation mit Damen wurde der

Hauptzweck der Geſelligkeit und das Courmachen (ſ. die untenſtehende Abbildung) obligatoriſch. Und das ging in weite Kreiſe. „Was gehen nun da für galanterien vor?“ eifert Thomaſius. „Wie zutrampelt man ſich vor dem Fenſter, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer oder doch an deren ſtatt die Magd oder die Katze zu grüſſen?“ Er verſpottet die aus Romanen zuſammengeſuchten Liebesbriefe wie „die galanten Nachtmuſiken“. Der Liebesduft, der die Zeit erfüllte, hat zum Teil ziemlich bedenklich auf die durch das neue Geſellſchaftsleben früh verbildete Jugend gewirkt: der neben den frühreifen Mädchen auftretende Knabe, der in Liebe erglüht, oft zur reifen Frau, die Figur des Cherubin, iſt freilich im weſentlichen franzöſiſch. Damals ſtieg aber zugleich die Achtung vor der natürlichen Begabung der Frau. Thomaſius wollte ſeine moderne Bildung „einem Frauenzimmer“ wie einer „Mannsperſon“ beigebracht wiſſen und verſprach ſich bei den Frauen „mehr Succes“, weil ſie nicht wie die Männer von Jugend auf mit der pedantiſchen Gelehrſamkeit, dem Latein, „geplackt“ ſeien. Der (S. 367) erwähnte feminine Charakter des Rokokos prägt ſich im übrigen nicht nur in der nunmehr bedeutenden Rolle des weiblichen Geſchlechtes aus, er zeigt ſich auch in der Haltung der Männerwelt. Wenn man bei der Frau im Zeitalter des Barocks, ſoweit ſie überhaupt hervortrat, männliche Züge, gravitätiſche Würde uſw. gefunden hat, ſo hat man mit noch größerem Recht bei den Rokokoherren weibliche Züge feſtgeſtellt. Nicht kräftige Männlichkeit gilt etwas, ſondern feine Zierlichkeit des Benehmens. Und ganz wie in der franzöſierten Minnezeit (vgl. Bd. I, S. 335) erhält auch das Äußere der Männer etwas Weibiſches. Man trägt keinen Bart (vgl. S. 345), man ſchmückt ſich nach Kräften, verwendet z. B. Spitzen in ſtarkem Maße, man iſt auf eine enge Taille bedacht uſw. Freilich lag das alles den deutſchen Kavalieren viel weniger als den franzöſiſchen.



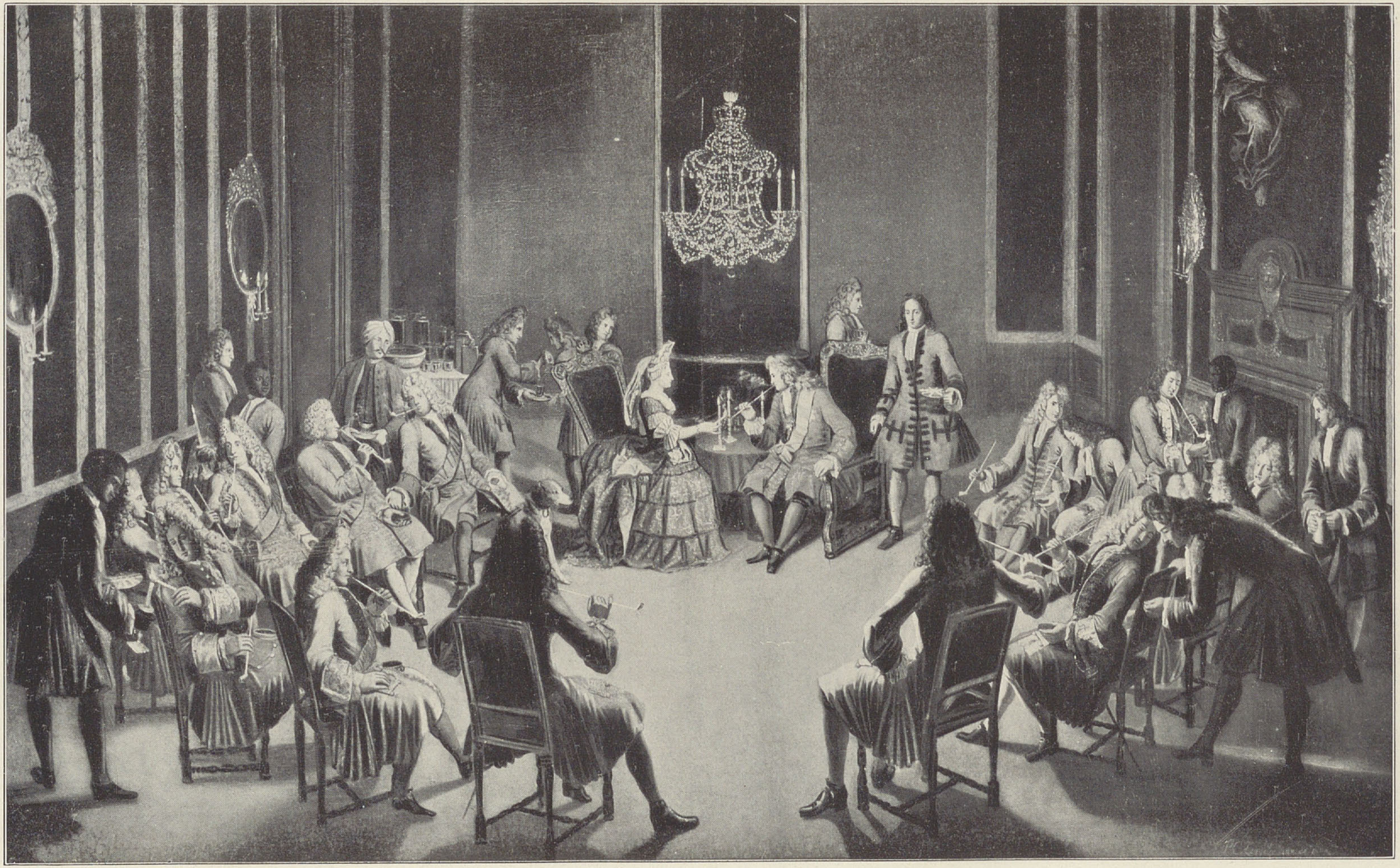
Studentenliebe in der „galanten“ Zeit. Aus einem Stammbuch (Martin Nr. 10) der Univerſitätsbibliothek zu Jena.

Das „galante Frauenzimmer“ ſeinerſeits kam in Deutſchland, wie geſagt, ſeinem franzöſiſchen Vorbild nicht entfernt nahe. Vor allem war das anziehendſte Moment der Rokokoart, die Grazie, den deutſchen Frauen und Mädchen meiſt verſagt. Das machte ſich ſchon in der äußeren Erſcheinung geltend, die ja damals von der größten Wichtigkeit war. Mühe genug haben ſich die deutſchen Frauen freilich mit ihrer modiſchen Toilette gegeben. Ein Hauptteil ihres Tagewerkes vollzog ſich am Putztiſch (ſ. die Abbildung S. 372), beſtand in dem Anziehen des komplizierten, nach vielfachem Wechſel im 17. Jahrhundert nunmehr ganz veränderten Koſtüms, im Schminken und dergleichen. Ein wichtiges Stück der Kleidung war der anfangs namentlich in Spanien beliebte Reifrock, den ſchon 1646 Moſcheroſch im „A la mode-Kehraus" verhöhnte, der aber dann eine Zeitlang zurückgetreten war; darüber kamen Seidenkleid und Schlepprobe. Der abſtehende Reifrock ließ die Enge der durch das Korſett eingeſchnürten Taille — den Leib drängte die Planchette, „das Marterholz", zurück — noch mehr zur Geltung gelangen. Das Mieder war, wie meiſt bei Schnürung, tief ausgeſchnitten. Auf dem Kopf thronte ein durch Drahtgeſtell und Wülſte hervorgebrachter hoher, gepuderter, mit Spitzen oder Schleifen gezierter Haaraufbau (Fontange). Geſicht, Nacken und Hals „zierte" das Schönpfläſterchen, die ebenfalls ſchon von Moſcheroſch verſpottete Mouche aus ſchwarzem Taft, deren richtige Anbringung zur Nuancierung des Ausdrucks eine feine Kunſt war; ihretwegen blickte die Schöne immer wieder in den Spiegel. So erſchien die Dame, auf engen Atlasſchuhen mit hohen Stöckeln einhertrippelnd, im Salon. Anderſeits iſt für das Rokoko die leichte, kokette Negligétracht mit dem Spitzenhäubchen charakteriſtiſch. Eine große Rolle ſpielte jetzt der Fächer. Der vor allem in Spanien ausgebildete Faltfächer hatte die Federbüſchel der Renaiſſance verdrängt, die indes ſchon weniger maſſig geworden waren, verlor aber nun das Spaniſch-Steife, wurde in durchbrochener oder eingelegter Arbeit oder mit Malereien geſchmückt höchſt zierlich und zart geſtaltet und diente dem koketten Spiel der Liebelei. Dem diente ebenſo die Tabaksdoſe, die man freilich vor allem auch zum wirklichen Schnupfen (vgl. S. 365) mit ſich führte. „Tabak, beliebte Koſt der Naſen, Galanter Hände Zeitvertreib", heißt es einmal. Gern brachte die modiſche Dame, wenn ſie nicht galante Romane las, ihre Zeit am Spieltiſch, am L'hombretiſch zu. In den Jahresrechnungen reicher Hamburger oder Leipziger ſpielten die Poſten für das Spielgeld der Frau eine große Rolle, ebenſo wie für fürſtliche Damen beſtimmte Summen dazu ausgeworfen wurden. Das Haſardſpiel blühte überhaupt in der ganzen Zeit (ſ. die Abbildung S. 373). Etwas Franzöſiſch parlieren, Spinettſpielen und Arienſingen



Ankleidezimmer eines „galanten Frauenzimmers". Titelbild zu Amaranthes' „Frauenzimmerlexikon", Leipzig 1715. Vgl. Text S. 371.

Stadt-
bücherei
Elbing

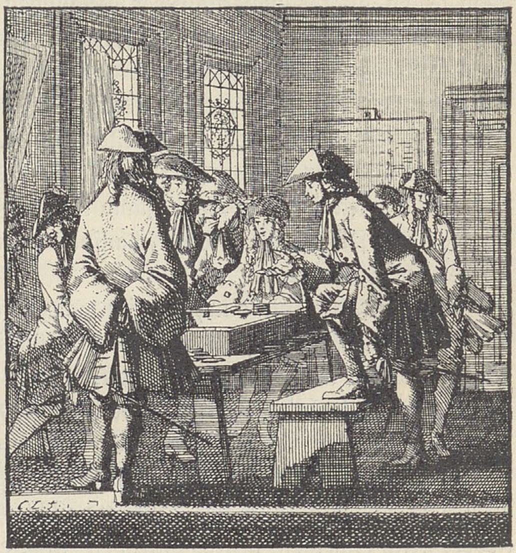


Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen in der heutigen Drap d'or-Kammer des Berliner Schlosses.

Nach dem Ölgemälde von P. K. Leygebe, im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

gehörten ſchließlich auch zu den Anforderungen an die rechte Dame. Gegen dies galante Frauenzimmer haben ſpäter die moraliſchen Wochenſchriften den Kampf eröffnet. Daß ſie Erfolg hatten, lag aber weſentlich daran, daß ein großer Teil der Frauen die galante Strömung nicht mitmachte, ſondern die alte geſunde Art in eine beſſere Zeit hinüberrettete.

Und das iſt nun ſchließlich überhaupt zu betonen, daß auch ſonſt, freilich zugleich in unerfreulichen Zügen, das alte deutſche Weſen in der galanten Zeit und über ſie hinaus vielfach weiterbeſtand. Ein kernhafter Mann wie Logau zog auch gegenüber der das Volkstum bedrängenden fremden modiſchen Verfeinerung die Schattenſeiten des alten Weſens vor: „Bleibt beym ſauffen! bleibt beym ſauffen! ſaufft ihr Deutſchen immerhin! Nur die Mode, nur die Mode laſt zu allen Teuffeln ziehn!“ Ein andermal heißt es bei ihm: „Um Deutſchland ſtand es noch ſo wohl, da Deutſchland nur war gerne voll, als da es Trügen, Buhlen, Beuten gelernet hat von fremden Leuten.“ In Wahrheit blieb auch trotz der (S. 364) erwähnten Zurückdrängung das „Vollſaufen“ noch in Übung und ſchwand ſogar von galanten Höfen nicht ganz, von dem biertrinkenden, oft berauſchten Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. von Preußen zu ſchweigen, das übrigens in feiner Form ſchon unter Friedrich I. (ſ. die beigeheftete Tafel „Tabakskollegium König Friedrichs I. von Preußen“) exiſtierte. So hielt ſich das Trinken an dem Hofe Auguſts des Starken, deſſen Kavaliere namentlich bei Anweſenheit von Polen ihre alte Zechkraft bewährten, ſo an dem zu Stuttgart, wo ein Würzburger Geheimrat Sieger im Kampf mit den dortigen Hofleuten blieb, ſo an dem zu Heidelberg, wo dem trunkfeindlichen Pöllnitz (vgl. S. 325) arg zugeſetzt wurde, ſo namentlich an den der Frauen ermangelnden geiſtlichen Höfen, wie zu Fulda und Würzburg und nach Cheſterfield noch um 1750 zu Mainz und Trier. Von den Univerſitäten wurde ſchon (S. 349 f.) geſprochen, und wenn auch ſpäter Studenten in die Kaffeehäuſer gingen, blühte doch vielerorten, wie es der 1744 erſchienene Zachariäſche „Renommiſt“ für Halle und Jena beweiſt, das alte Treiben weiter. Betrunkene waren ſelbſt in guten Kreiſen keine ſeltene Erſcheinung und „trunkene Weiber“ auch nicht. Daß ſodann volkstümliche Derbheit ſich bis in die höchſten Kreiſe erhielt, deuteten wir ſchon (S. 312) an, namentlich zeigt das aber das Beiſpiel Liſe Lottes (vgl. S. 369), aus deren Briefen köſtliche naturfriſche Beiſpiele angeführt werden könnten. Freilich ſucht ſie etwas in ſolchen Derbheiten, und die fürſtlichen Verwandten werden ſich wohl daran erfreut haben. Trotzdem ſie am franzöſiſchen Hofe gar nicht ungern weilt, iſt ſie ferner eine bewußte Anhängerin alten deutſchen Weſens gegenüber der modiſchen Franzöſelei und verſteht die „Fantaſei der ehrlichen Deutſchen“ nicht, die ihre Mutterſprache hintanſetzen und fremde Sitten und Unſitten nachahmen. Dabei weiß ſie (vgl. S. 341 f.) die guten Seiten der



Das Spielhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 372.

Franzoſen gegenüber der damaligen gezierten Art der Deutſchen wohl zu ſchätzen; anderſeits freut ſie ſich, daß das alte Trinklaſter abnimmt. Derbheit zeigt weiter der ehrlichdeutſche originelle und allem höheren geiſtigen Leben ebenſo wie dem ganzen franzöſierten und feinen Weſen abgeneigte, kleinbürgerlich-hausväterliche, einfach-fromme Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der ſogar bei einigen anderen Fürſten eine wenig glückliche Nachahmung fand. Es iſt die Art des Albrecht Achilles, wenn er bei der Geburt der fünften Tochter ſchreibt: „man muß ſie verſaufen oder zu Nonnen machen, Männer kriegen ſie nicht alle“. Ähnlich geartet war Rudolf Auguſt von Braunſchweig, der die franzöſiſche Modebildung haßte, gern Plattdeutſch ſprach, aber auch vor der Heirat mit einer Barbiertochter nicht zurückſcheute, wie Leopold von Deſſau nicht vor der mit einer Apothekertochter. Eine gewiſſe Bewahrung älterer volkstümlicher Neigungen zeigen übrigens die an den Höfen ſogar beſonders beliebten, ſchon im 16. Jahrhundert vorkommenden „Wirtſchaften“, bei denen der Hof Bauer oder Handwerker ſpielte und in die natürliche Welt flüchtete, ſich auch derb benahm. Ferner beſuchte wohl der Hof öfter noch volkstümliche Feſte, Schießen, Erntefeſte uſw. Die Hofnarren der Fürſten ferner, die freilich immer witzloſer wurden, verſchwanden auch nur langſam: der letzte ſtarb 1763. Voltaire nannte das Hofnarrentum „einen Reſt von Barbarei, die in Deutſchland länger gedauert hat als anderswo“. Der Hanswurſt, ein Überbleibſel des alten Volksſchauſpiels, wurde erſt durch Gottſched (vgl. S. 390) von der Bühne verbannt.

Auch in der Literatur, die im ganzen eine künſtliche Bildungsliteratur nach ausländiſchen Muſtern war, fehlte eine volkstümliche Richtung nicht. Freilich war ſie von den Gebildeten und Feinen mißachtet. Schon Th. Hock, der die „Kunſt des deutſchen Carmen“ zur Blüte bringen wollte, beklagte 1601 den Geſchmack an den kunſtloſen leeren Fabeln, d. h. den Volksbüchern, den Dichtungen Fiſcharts uſw. Aber die Volksbücher und Schwänke blieben die literariſche Nahrung des niederen Volkes noch lange, und ganz erſtarb ja ſchließlich auch das Volkslied nicht. Liſe Lotte denkt in Paris der alten Volkslieder: „Ach Scheiden, bittres Scheiden“ uſw. ebenſo wie des Märchens vom Däumling und anderer. Eine volkstümliche Schöpfung der Zeit ſelbſt war dann Grimmelshauſens „Simpliciſſimus“, der den Feinen wie den Gelehrten aber gleichfalls nicht zuſagte. Die Gattung der Schelmenromane überhaupt mit ihren „ärgerlichen Poſſen“ war z. B. Harsdörffer höchſt unſympathiſch. Volkstümliche Elemente finden ſich auch bei Riſt, etwa in ſeinen komiſchen Zwiſchenſpielen, weiter in der ſatiriſchen Dichtung, vor allem Laurembergs (vgl. S. 304), und ſpäter bei Reuter (vgl. S. 343), ſelbſt bei Chriſtian Weiſe, der gerade in den „Volks- und Rüpelſzenen“ noch am natürlichſten iſt, übrigens auch gelegentlich das Volkslied preiſt. Volkstümliche Neigungen zeigt aber beſonders ſtark Balthaſar Schupp, ſowohl als Satiriker wie vor allem als Prediger. Die Hamburger Amtsgenoſſen klagten, daß er „Schwänke, Fabeln, Satiren, lächerliche Geſchichten predige und in Druck gebe“. Gerade deshalb war er aber beim Volke ſehr beliebt, wie er ſich anderſeits um deſſen Hebung mühte. Auch in ſeiner Anſchauungsweiſe iſt Schupp oft volkstümlich-naiv. Immerhin unterſcheidet er ſich doch von dem gleichfalls höchſt volkstümlichen berühmten katholiſchen Prediger in Wien, dem Auguſtiner Abraham a Santa Clara, der es viel mehr auf draſtiſche Komik anlegte, im übrigen es aber ernſthaft genug mit ſeinen Strafpredigten meinte. Er pflanzt noch die Art der großen mittelalterlichen Volksprediger fort. Daß endlich in der Lyrik das deutſche Element der Innerlichkeit nicht ganz fehlt, ſahen wir ſchon (S. 343). Weit mehr zeigt dieſes freilich die damalige volkstümliche Dialektdichtung Süddeutſchlands, beſonders Öſterreichs, in die Hartmanns Sammlung uns jetzt einen Einblick gewährt. Bei den Bauern blühten auch noch die alten volkstümlichen geiſtlichen Spiele.

Wohl zu unterſcheiden von dieſer volkstümlichen Unterſtrömung — ſolche Unterſtrömungen werden von vielen zu ſehr generaliſierenden Geſchichtsſchreibern nur allzuoft überſehen — iſt der bewußt nationale Geiſt, der die Zeit beſeelt. Konnte das volkstümliche Weſen ſich nur ſchwer vor der neuen Kultur halten, ſo beſtimmt dieſer nationale Geiſt trotz aller Anlehnung an das fremde, vor allem das franzöſiſche Vorbild die neuen Kulturmenſchen oft ſehr ſtark. Daß in der ganzen Fremdſucht auch das Streben nach Hebung des eigenen Volkes, deſſen Rückſtändigkeit man empfand, ſteckt, ſahen wir ſchon (vgl. S. 286). Der brennende Kultureifer, der das fremde Vorbild zu erreichen ſtrebt, geht ebenſo aus nationalen Motiven hervor wie die warmherzige Oppoſition gegen die Fremdſucht. Immerhin ſtehen die Feinde des Fremden an nationalem Fühlen voran. Welche Liebe zum Deutſchtum zeigt z. B. das freilich überſchwengliche Wort des um die Hebung der deutſchen Sprache bemühten Riſt von der „teutſchen Heldenſprache, welche an reiner Vollkommenheit, Majeſtät und Pracht, Zierde und Lieblichkeit ihresgleichen unter der Sonne nicht findet". Aber dieſe keineswegs ganz erfolgloſen Bemühungen um die Reinheit der deutſchen Sprache und die Schaffung einer nationalen Literatur, wie ſie die Puriſten (vgl. S. 306) vertraten, wurzelten nicht im Volke: ſie waren einmal von Italien beeinflußt, anderſeits handelt es ſich weſentlich um eine gelehrte Bewegung nach dem Vorbild der ihre Mutterſprache pflegenden holländiſchen Gelehrten. Opitz, als Poet wie als Neubegründer einer nationalen Literatur durchaus Renaiſſancegelehrter und von Italienern, Franzoſen und Holländern abhängig, war es auch als eifriger Bekämpfer der „Verachtung der deutſchen Sprache" im „Aristarchus", einer lateiniſch geſchriebenen Abhandlung. Das politiſche wie das kulturelle Nationalbewußtſein hat ja gerade dem Humanismus viel zu verdanken. Auf Hutten (vgl. S. 193) geht auch der Arminiuskult zurück. Er entwickelt ſich recht erſt im 17. und 18. Jahrhundert. Im 16. war zunächſt der nationale Stolz das Grundmotiv, und Friſchlin ließ in ſeiner lateiniſchen Komödie „Julius redivivus" Hermann die techniſchen und gelehrten Leiſtungen der neuen Deutſchen preiſen. Weiterhin erſchienen dieſe aber als ihrer Vorfahren unwürdig. In Riſts „Friede wünſchendem Teutſchland" (1647) wie bei Moſcheroſch beklagt Arminius neben Arioviſt und anderen die jämmerlichen Zuſtände und die unnationale Geſinnung der Nachfahren. Aufs neue äußert ſich dann der nationale Stolz leidenſchaftlich, wenn auch in barocker Form, in Anknüpfung an die Geſtalt des Armin in Lohenſteins „dem Vaterlande zu Liebe" geſchriebener „ſinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeſchichte" „Großmüthiger Feldherr Arminius uſw." (1689/90). Steckt auch in dieſem Preis deutſchen Heldentums dieſelbe Künſtelei wie in dem puriſtiſchen Preis der „uralten teutſchen Heldenſprache", ſo hat doch erſt Lohenſtein den Arminius dauernd zum Nationalhelden gemacht und ſo zur Hebung des Nationalgefühls erheblich beigetragen. Auf ſeine Anregung geht noch Johann Elias Schlegels Drama, das die zahlreichen ſpäteren Arminiusſtücke eröffnete (1740), zurück, ohne freilich ſeinerſeits gleichſtark in nationalem Sinne zu wirken. Im 17. Jahrhundert hat die ſchöne Literatur überhaupt vielfach die deutſche Vergangenheit den Gebildeten näher gebracht und nationalen Geiſt gefördert. Dem entſpricht das Intereſſe der Gelehrten an der deutſchen Geſchichte und ihrer Aufhellung, ebenſo dasjenige an der alten deutſchen Literatur, das hin und wieder, z. B. bei Opitz, begegnet.

Daß auch das politiſche Nationalgefühl in jener ſo oft als unnational hingeſtellten Zeit wenigſtens theoretiſch ſehr lebendig war, wurde ſchon (S. 306) betont. Auch hier wirkt zum Teil das von den Gelehrten gepflegte Ideal der alten Deutſchen. So mahnt Hippolytus a Lapide einmal, „gut aufrichtig alte Teutſche“ zu ſein. Wenn die wirklichen Verhältniſſe die Fürſten ſo oft als rückſichtsloſe Sonderpolitiker, nicht nur als Feinde Habsburgs, ſondern auch als Verbündete oder Penſionäre Frankreichs zeigen, ſo iſt darüber nicht immer einfach abzuurteilen. Viele haben auch eine unabhängige Stellung gegenüber Frankreich bewahrt, ja es fehlt nicht an Franzoſenhaß und ebenſo nicht an ernſthafter Reichsgeſinnung. Nichts wurde eifriger in politiſchen Schriften ventiliert als das Heil des Vaterlandes. Über die Flut dieſer Schriften macht ſich Weiſe in den „Klügſten Leuten“ luſtig: „Mich dünckt, wenn man die Bücher nehme, welche pro salute Germaniae geſchrieben würden, und machte an der Polniſchen Gräntze einen Hauffen daraus, der Türcke ſollte [ihn] in ſechs Jahren nicht durchleſen, und alsdann möchte man die Scribenten Defensores Patriae nennen.“ Auch auf wirtſchaftlichem Gebiet ſuchte man ja im Sinne des Merkantilismus trotz der maſſenhaften Einfuhr franzöſiſcher Waren unabhängig vom Ausland zu werden (vgl. S. 319) und die begehrten Waren ſelbſt herzuſtellen.

Ähnliches gilt von der Kultur überhaupt. Die Einſichtigen unter den Bewunderern der vorgeſchrittenen franzöſiſchen, überhaupt der fremden Bildung wollten durch die Einbürgerung derſelben ihrem Vaterlande dienen. Leibniz und Thomaſius wollten mittels der Kultur des Auslandes, der ſie anhingen, eine höhere deutſche Kultur heraufführen, und darin zeigt ſich zugleich das in dieſer Zeit äußerer nationaler Schwäche noch immer lebendige deutſche Selbſtbewußtſein, das Deutſchland zu einer höheren Rolle berufen weiß. Seine nationalen Ziele hat Leibniz einmal ſo umſchrieben: „Die Luſt und Liebe zur Weisheit und Tugend bei den Teutſchen hefftiger zu machen, die Schlaffenden zu wecken und dem Feuer, das ſich bereits in vielen trefflichen Gemüthern, bey dem liebreichen Frauenzimmer und tapferen Männern entzündet, neue Nahrung zu ſchaffen.“ Leibniz war wegen ſeiner Charakterſchwächen nicht der Mann, dieſe Ziele zu erreichen. Und auch des Thomaſius praktiſcher angefaßte Kulturarbeit konnte einen entſcheidenden Umſchwung noch nicht herbeiführen. Aber neue Männer nahmen die Arbeit auf und gelangten zum Ziel, zur Begründung einer nationalen Kultur.

VI. Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelſtand. Geiſtige Vorherrſchaft Deutſchlands in Europa.

Erſtaunlich ſind die Fortſchritte, die der Deutſche in den letzten 160 Jahren gemacht hat. Unſere Generation hat das „Volk der Dichter und Denker" zu einer politiſch und wirtſchaftlich mächtig entwickelten Nation ſich auswachſen ſehen. Aber das Recht zu jener von einem Engländer den Deutſchen gegebenen, von anderen anfangs mehr ſpöttiſch verwendeten Bezeichnung Dichter und Denker, die ſelbſt Gebildete gern für eine von jeher den Deutſchen gebührende halten, iſt auch erſt jung erworben. Das Urteil Sebaſtian Francks im 16. Jahrhundert: „Ein Teutſchen kennt man bei ſeiner Thorheit, Unfleiß, Onſorg, Sauffen und Kriegen" begann erſt ſehr allmählich ſeine Geltung zu verlieren. Der Deutſche wuchs an der Hand des Fremden: aber er mußte zunächſt durch jene Epoche der Verbildung, in der freilich ſehr viele fruchtbare Keime gelegt wurden, hindurchgehen. Guſtav Freytag hat ſehr treffend die ganze Zeit bis 1848 die Periode der Sehnſucht genannt, und man kann jene Verbildung für eine erſte Form dieſer Sehnſucht nach etwas Fehlendem im deutſchen Leben anſehen. Aber daß man weiter, daß man aus der Verbildung wieder heraus mußte, dieſe Erkenntnis wurde allmählich allgemein. Immer ſchärfer zeigte ſich jene Sehnſucht nunmehr gegenüber der Äußerlichkeit gerade der neuen Bildung, von der hinweg man ſich ins Innere flüchtete.

Wir haben feſtgeſtellt, daß auch im 17. Jahrhundert eine innerliche Unterſtrömung, die deutſche Pflege des Gemüts, lebendig blieb (vgl. S. 343, 346). Auch in dem höheren geiſtigen Leben fehlt es nicht an Spuren der Reaktion gegen den zunächſt durch den Renaiſſancegeiſt geförderten rationaliſtiſchen Grundzug der Epoche. Sie ſind ſchon im 16. Jahrhundert — ganz abgeſehen von dem alten, auch mit der Renaiſſance ſich verbindenden okkultiſtiſchen Zuge (vgl. S. 201) — erkennbar in dem verfeinerten Empfindungsleben und der myſtiſchen Gedankenwelt einzelner Köpfe, die einer pandynamiſtiſchen, theoſophiſchen Naturphiloſophie huldigen. Man könnte in gewiſſer Beziehung ſchon Sebaſtian Franck nennen, in anderer Hinſicht wieder wegen ſeiner religiös-naturphiloſophiſchen Ideen den Paracelſus. Sie wirken zum Teil auf die eigentlichen Vertreter eines theoſophiſchen Pantheismus, auf den über alles Konfeſſionelle hinauskommenden, freilich unſyſtematiſchen Valentin Weigel (geſtorben 1588), deſſen Schriften zum Teil erſt ſpäter von anderen herausgegeben wurden, und auf den enthuſiaſtiſchen, „innerlich erleuchteten", Gott in der Wunderwelt der Natur erkennenden Jakob Böhme (geſtorben 1624), der zu einem wirklichen ſpekulativ-philoſophiſchen Syſtem gelangte. Es ſind Erſcheinungen tiefer ſeeliſcher Erregung. Indeſſen trat dieſe pandynamiſtiſche Strömung im 17. Jahrhundert gegenüber dem Rationalismus und dem neuen Realismus immer mehr zurück, wenn auch weiter begeiſterte Anhänger Böhmes, wie Gichtel, und ſchwärmeriſche Träger geheimen Wiſſens, wie Quirinus Kuhlmann, auftraten und der Chiliasmus dauernd Erregung verbreitete. Anderſeits flüchtete ſich der Myſtizismus vielfach in Geheimbündelei, wie die Roſenkreuzer und andere Formen einer immer wieder auftauchenden, an ſich viel älteren Strömung zeigen.

Wichtiger aber iſt die rein religiöſe Seite der innerlichen Strömung. Soweit das innere Chriſtentum und ſeine Bewährung im Leben und nicht die theoſophiſche Spekulation in Frage kommt, hat Weigel auf Arndt (vgl. S. 305) gewirkt. Arndt mit ſeiner ſtarken Betonung des inwendigen Gottesdienſtes als des einzig wahren läßt die Rolle des Herzens hervortreten, die ſpäter ſo bedeutſam wurde. In dieſer Beziehung wie in der Wendung auf wirkliche Seelſorge und praktiſches Chriſtentum iſt dann Spener der Schüler Arndts, deſſen myſtiſchen Neigungen er aber nicht folgte. Speners Wirkſamkeit wurde ſchon durch ein allgemeines Bedürfnis der Zeit begünſtigt, die von der Erſtarrung und Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, der zänkiſchen Polemik der Orthodoxen immer mehr abgeſtoßen wurde. Wir ſahen auch ſchon (S. 305), wie der Dreißigjährige Krieg den inneren Menſchen gewaltig erſchüttert und ihm an das Herz gerührt hatte. Indeſſen iſt die religiöſe Gefühlsſtrömung im 17. Jahrhundert doch nicht auf Deutſchland allein beſchränkt: es iſt an das engliſche Quäkertum, an die Bewegung von Port-Royal und an Pascal in Frankreich, vor allem an die durch Labadie hervorgerufene Bewegung in der niederländiſchen reformierten Kirche zu erinnern. Labadie hat den deutſchen Pietismus geradezu vorbereitet.

In Deutſchland war das Bedürfnis nach innerer Erhebung und Tröſtung, wie geſagt, immer mehr gewachſen, ohne daß ihm die offizielle Kirche gerecht wurde. Bei den Katholiken zeigte ſich die Stimme des Herzens, tiefer Empfindung ſchon bei Spee, trotz aller Verſchnörkelung und zeitgemäßen Überladung ſeiner geiſtlichen Minnelieder, ſpäter noch ſchärfer bei Angelus Sileſius, aber auch in der Erbauungsproſa, ſo in dem gefühlsreichen „Leben Chriſti“ des Paters von Cochem. Bei den Proteſtanten ging die Strömung immer mehr ins Breite und mündete im Pietismus. Es war eben die aufs Praktiſche gerichtete Perſönlichkeit Speners, die ſie aus dem Vereinzelten und Geheimen heraushob und ſie auf weite Laienkreiſe reformatoriſch wirken ließ. Das „Herz“ ward ausdrücklich von ihm betont; im kleinen Kreiſe häuslichen Charakters ſollte die Seele erhoben, der innere Menſch geweckt werden und die eifrige Lektüre und einfache Auslegung der Bibel das Hauptmittel dazu ſein. Nachdrücklich wurde das allgemeine Prieſtertum der Laien gefördert. Es bildeten ſich nach dem Muſter der collegia pietatis, die Spener ſeit 1670 in ſeinem Hauſe abhielt, bald überall Konventikel, die den Kultus des Inneren mit Inbrunſt pflegten. In den Kreiſen der Gelehrten mit dem Zentrum Halle und der Bürger, aber auch beim Adel — Seckendorff, Uffenbach, Canitz, Zinzendorf ſeien beſonders erwähnt — fand die neue Richtung guten Boden. Ihre Hauptträger wurden jedoch die Frauen, bei denen die ſonſt ſo arg zurückgeſetzten Gemütskräfte am meiſten lebendig geblieben waren: jetzt traten viele aus ihrem häuslichen Kreiſe nicht um äußeren geſellſchaftlichen Tands willen, wie ihre galanten Genoſſinnen, ſondern gleichſam als Trägerinnen einer innerlichen Miſſion wirkſam heraus. Bürgerliche und adlige Frauen, die von der galanten Welt nichts wiſſen mochten, namentlich ältere unverheiratete Damen, die ſich nicht wie ihre katholiſchen Schweſtern ins Kloſter zurückziehen konnten, fanden nun Entſchädigung für ihre bisherige Abgeſchloſſenheit in dem neuen Gefühlskultus, beſonders auch durch eine Art genoſſenſchaftlicher Organiſation. Der Brief, in der politiſchen und galanten Welt ſchon ein ſo wichtiges Mittel, förderliche Bekanntſchaft zu pflegen, wurde auch für den Austauſch der Gefühle, wofür ihn ſchon die mittelalterlichen Myſtiker und nach ihnen katholiſche Kloſterleute wohl immer, wenn auch in geringerem Maße, benutzt hatten, überaus wichtig: Spener und ſpäter Francke machten vor allem durch ihn Propaganda. „Erbauliche correspondence“ verband nun Vertriebene oder ſonſt entfernt Wohnende mit der Heimat, verband Frauen untereinander, Frauen und Männer. Man ſchrieb ſelbſt an perſönlich Unbekannte, auf deren anregende Korreſpondenz man durch andere aufmerkſam geworden war. Der Ton dieſes ſchriftlichen wie des Verkehrs der frommen Seelen überhaupt — man machte ſogar weite Reiſen, um Gleichgeſinnte aufzuſuchen, — iſt bald ein überſchwenglicher geworden. Die ſich aus dem Kultus des Inneren, aus der Beachtung aller Regungen, Gefühle, Einfälle ergebende Selbſtbeobachtung, im übrigen eine ſehr folgenreiche Erſcheinung, die auch gefühlvolle Tagebücher hervorbrachte, führte, namentlich bei den Frauen, zur Aufregung. Die Träne begann eine Rolle zu ſpielen. Überhaupt begleiteten die Strömung ſofort krankhafte Auswüchſe muckeriſcher, anderſeits oft ſinnlicher Natur. Man neigte auch etwas zur Wunderſucht, zu geheimnisvoller Traumdeuterei, glaubte an Eingebungen und dergleichen. In der Ausdrucksweiſe wurde zugleich jener von der galanten Welt ſchon bekämpfte Schwulſt konſerviert, nur ins Geiſtliche übertragen: aber er entſprach doch meiſt wirklicher Gefühlserregung. Freilich entwickelte ſich bei dem Durchſchnitt eine ſtarke Manieriertheit des Gefühlsausdrucks, der Redeweiſe und des Benehmens, zugleich eine hochmütige innere Überhebung über die Weltkinder. Zur galanten Welt befand man ſich überhaupt im ſcharfen Gegenſatz. Es war übertrieben, wenn man das Leben zur Betſtube machte, die Freuden der Welt gänzlich verwarf, den Luxus, die Feſte, den Tanz, die Muſik, das Theater: aber es war doch der Ausdruck einer Reaktion gegen das allzuſehr in Weltluſt aufgehende franzöſierte Treiben. Man ignorierte zum Teil ſogar die ſonſt ſo ängſtlich beachteten Standes- und Rangunterſchiede. Jetzt zuerſt kamen Adel und Bürgertum, letzteres freilich im ſervilen Gefühl ihm angetaner Ehre, einander näher. So liegen im Pietismus, der in allen Ständen und Gegenden Anhänger hatte, Elemente des Reformeriſchen. Insbeſondere wurde aber die von ihm herbeigeführte Verinnerlichung und Gefühlspflege durch ihre ſpätere Überleitung auf das weltliche Gebiet, zunächſt in der krankhaften Form der Empfindſamkeit (vgl. S. 392), außerordentlich folgenreich.

Aber der vorwärtsſtrebende Verſtandesmenſch jener Zeit bemerkte dieſe Keime einer inneren Wiedergeburt nicht. Obgleich der Kampf des Pietismus gegen die herrſchende orthodoxe Theologie nur eine andere Seite des Kampfes war, den die freiere geiſtige Richtung gegen das Pfaffentum führte — freilich widerſtrebte der Pietismus ſpäter ebenſo der Wolffſchen Philoſophie —, ſahen die modern Gebildeten im Pietismus bald nur das Überſchwengliche, Schwärmeriſche, das an den alten Schwulſt erinnerte, und weiter nur das Frömmelnde, den pietiſtiſchen Unfug. Das machte ſie den Pietiſten feind, trotz deren heftiger Befehdung durch die Orthodoxen, weswegen z. B. Thomaſius anfangs für ſie eintrat. Was welt- und fortſchrittsfreudig und in Siegeshoffnung eine beſſere Zukunft, eine höhere Kultur erſtrebte, das ſammelte ſich unter anderen Fahnen, unter denen der Aufklärung. Wir werden ſogleich ſehen, daß in der deutſchen Form dieſer europäiſchen Bewegung das religiöſe Moment keineswegs ausgeſchaltet iſt, und wenn ſich das durch den Pietismus geförderte religiöſe Gefühlsleben mit den Ideen der Aufklärung bei vielen verband, wenn anderſeits der Glaube an die geprieſene Vernunft vielfach faſt zum religiöſen Glauben ward, ſo zeigt ſich in dieſer Stärke des religiöſen Bedürfniſſes wieder die deutſche Innerlichkeit. Aber das Charakteriſtiſche ſind doch die Diesſeitigkeit und das verſtandesmäßige Moment, beides an ſich bereits im Renaiſſancegeiſt liegend. Der Verſtand war es, von dem man alles Heil erwartete. Verſtandesmäßig war zunächſt jene Betonung des Natürlichen, die Strömung des Naturrechtes und der natürlichen Religion (vgl. S. 351f.) wie die Forderung des natürlichen Denkens und Sprechens, das man mit dem Nüchternen und Platten beinahe gleich faßte (vgl. S. 347). Verſtandesmäßig war bis zu einem gewiſſen Grade aber auch das Streben der Aufklärer nach moraliſcher Beſſerung (vgl. S. 382), obwohl in ihm doch wieder der innerliche Zug überwiegt. Die Grundlage der geſamten Aufklärung war die totale Reformbedürftigkeit der Zeit. Aber man darf bei der deutſchen Aufklärung die Fortdauer jenes nationalen Eifers, die Kultur Deutſchlands zu heben (vgl. S. 376), nicht überſehen. Man erſtreckte dieſen Eifer, wie ebenfalls ſchon früher, auf die wirtſchaftliche Hebung des Vaterlandes, wobei man ſich mit der merkantiliſtiſchen Politik der Fürſten zum Teil berührte. Ein wichtiges Charakteriſtikum der Aufklärung iſt endlich, von der politiſchen Seite dabei noch abgeſehen, die Wendung zum Volk, d. h. damals zunächſt zum Bürgertum. Man will die allgemeine Bildung heben, geiſtige Fortſchritte des ganzen Volkes herbeiführen. Hier hatte in Deutſchland ſchon Thomaſius die Wege gewieſen.

Der große Apoſtel dieſes neuen Geiſtes wurde jetzt aber Chriſtian Wolff. Er, der in Halle, von Leibniz empfohlen, Profeſſor wurde, als Thomaſius nach den Zeiten der Verfolgung dort eine glänzende Stellung einnahm, zeigt, daß man über dieſen doch raſch hinausgekommen war. Die Bedeutung Wolffs als Philoſoph von Fach intereſſiert uns hier nicht: die größte Bedeutung hat er vor allem für ſeine Zeitgenoſſen gehabt. Er hat das große Publikum philoſophiſch, d. h. unabhängig von der Theologie, denken gelehrt — ſelbſt Bauern haben nach ſeiner Behauptung ſeine Logik geleſen. Er hat dadurch die Feſſeln der Theologie, in deren Bann doch bisher alles höhere Denken mehr oder weniger befangen war, mit gelöſt. Er, der Mann der trockenen Nüchternheit, war recht eigentlich der Mann der mittelmäßigen Geiſter; ſeine Klarheit, Glätte und Ordnung waren für ſie geſchaffen und beförderten die Lehrbarkeit ſeiner Anſchauungen. Der Gebrauch der Mutterſprache, für den ſchon Thomaſius gekämpft hatte, war nun ſelbſtverſtändlich. Das war die einfache Folge jener Berückſichtigung der breiten Maſſe. „Kaum hub man an“, dichtete ſpäter Gottſched, „auf deutſch zu lehren, zum Trotze der Lateiner-Zunft: gleich ſtieg der Wahrheit Glanz zu Ehren, der Pöbel ſelbſt bekam Vernunft!“ Aber wenn das Deutſch des Thomaſius ſich von dem modiſchen Sprachgemiſch nicht entfernte, ſo ſchrieb Wolff ein ganz reines, einfaches und leichtes Deutſch. Die Ziele der Aufklärung im eigentlichen Sinne traten bei Wolff auch in den Schlagworten ſcharf hervor: er wollte die Menſchen heben, erziehen durch die Bildung des Verſtandes und die Pflege der Tugend oder Moral. Überaus charakteriſtiſch iſt eine Äußerung Wolffs über ſeine Abſichten in den „Vernünfftigen Gedancken von Gott, der Welt uſw.“: „Wer die gegenwärtigen unglückſeelige Zeiten erweget“, heißt es da, „der ſiehet, wie ſie aus Mangel des Verſtandes und der Tugend herkommen. ... Da ich von Jugend auf eine groſſe Neigung gegen das Menſchliche Geſchlechte bey mir geſpüret, ſo daß ich alle glückſeelig machen wolte, wenn es bey mir ſtünde, habe ich auch mir niemahls etwas angelegener ſeyn laſſen, als alle meine Kräffte dahin anzuwenden, daß Verſtand und Tugend unter den Menſchen zunehmen möchten.“ Wolff gilt als Populariſator Leibnizens, ſchon ſein Schüler Bilfinger hat den Ausdruck „philosophia Leibnitio-Wolffiana“ eingeführt: aber erſt Wolffs ſyſtematiſche Behandlung der mehr aphoriſtiſch angedeuteten Anſchauungen Leibnizens hat doch eigentlich eine unabhängige Philoſophie in Deutſchland geſchaffen. Auch fehlt es durchaus nicht an erheblichen Abweichungen Wolffs von Leibniz. Wolff ſuchte zuerſt bewußt die „Vernunft“ in eine ſelbſtändige Stellung gegenüber der Religion zu bringen. Aber wie ſchon Leibniz mit ſeiner idealiſtiſchen Philoſophie gewißlich nicht auf dem Boden der materialiſtiſchen, mechaniſchen engliſch-franzöſiſchen Aufklärung ſtand, ſo hat auch noch Wolff dieſer gegenüber ſich durchaus ablehnend verhalten. Er hat weder von der „abgeſchmackten Freidenkerei der Engelländer“ noch von dem „einreißenden Deismus, Materialismus und Skepticismus der Franzoſen“ etwas wiſſen wollen. Er ſuchte die ganze Welt aus der Vernunft herzuleiten — „vernünftige Gedanken“ verkünden ſchon die Titel ſeiner Schriften faſt regelmäßig —, aber die „Hauptſätze der Religion“ darf die Philoſophie nicht antaſten. Mit den Wundern wie mit der Offenbarung fand er ſich durchaus ab. Vernunft und Glaubenswahrheiten laſſen ſich vereinigen.

Eben dieſe kompromißartigen Lehren entſprachen ſo recht der Stimmung des deutſchen Bürgertums, das mit Stolz vernünftig denken, aber doch den Glauben bewahren wollte. Sie haben auch dem Auslande über die Maßen zugeſagt: Wolff glaubte ſogar ſelbſt, in Frankreich durch ſeinen Einfluß den der Engländer zurückdrängen zu können. Und wenn dieſe Lehren ihn auch zu Anfang ſtarken Verfolgungen, nunmehr zumal von ſeiten der Pietiſten (Francke), ausſetzten, wenn ſogar Thomaſius, freilich mehr wegen der ihm unſympathiſchen methodiſchen Art Wolffs, gegen ihn agitierte, ſo ſind ſeine Anſichten doch überraſchend ſchnell an die Univerſitäten, überhaupt in den allgemeinen Bildungsſtand gedrungen. Wolff konnte ſich als Reformator der Menſchheit vorkommen. Seine Schriften wurden in alle Kulturſprachen überſetzt, er wurde Mitglied auswärtiger Akademien, wie er im Inlande mit Ehren überhäuft wurde. Fürſten wie Miniſter, proteſtantiſche Theologen wie Jeſuiten waren unter ſeinen Anhängern. Auf den Kathedern ſaßen bald überall Wolffianer; bis 1737 zählte Ludovici ſchon 107 ſchriftſtellernde Wolffianer. Es gab ganze Geſellſchaften ſeiner Anhänger, wie die von Manteuffel 1736 geſtiftete Geſellſchaft der Alethophilen; es wurde alles ſo wolffianiſch, daß er ſelbſt vor leeren Bänken las. So konnte 1740 Johann Chriſtian Edelmann ſpöttiſch ſchreiben: „Wer weiß nicht, daß die Wolffſche Philoſophie gegenwärtig die à la mode Philoſophie iſt, die ſchier unter allen Gelehrten, ja ſogar unter dem weiblichen Geſchlecht dergeſtalt beliebt worden, daß ich faſt glauben ſollte, es ſei eine wirkliche Lykanthropie (Wolfsmenſchheit) unter dieſen ſchwachen Werkzeugen eingeriſſen.“ Wolffs Weisheit war Schulweisheit geworden und blieb es lange. Zu tiefen Auffaſſungen waren die Menſchen dieſer Periode noch nicht reif: Wolffs aller Myſtik entbehrende Weltanſchauung ließ ſich ſo leicht erfaſſen. Alles war klar, einfach und der großen Maſſe verſtändlich.

Auch jener Nützlichkeitsſtandpunkt (vgl. S. 347), die früh hervorgetretene praktiſche Form rationaliſtiſchen Geiſtes, läßt ſich bei Wolff erkennen. Alles iſt vom gütigen Schöpfer zum Nutzen der Menſchen geſchaffen. Namentlich ſpätere Anhänger Wolffs ſuchten überall in der Natur nach dem Zweck, um ſo die göttliche Weisheit zu preiſen. Aber die Vernunft ſoll auch das ſittliche Handeln beherrſchen: ſie „lehret uns, was wir tun und laſſen ſollen“. Die Moral ſollte von der Theologie völlig unabhängig ſein. Es leuchtet freilich durch dieſe freie Auffaſſung die alte Äußerlichkeit doch noch hindurch: Wolff verkündete, wenn auch manche wertvollen Elemente in ſeiner Ethik ſtecken, nur eine ſehr hausbackene Sittenlehre. Gleichwohl war in dieſer „Moral“ ein ſehr wichtiger Gegenſatz zu der höfiſchen Periode gegeben. Nicht nur der Verſtand, auch die Tugend ſollte nach Wolff zunehmen: das war das allgemeine Ziel jener Generation. Eine neue Sittlichkeit, eine neue innere Bildung ſollten die Menſchen erlöſen aus der verderbten und charakterloſen Atmoſphäre der Perückenzeit. Die überall gepredigte „Klugheitslehre“, die allerdings auch Wolff im Grunde noch nicht ganz aufgibt, ſollte von einer tieferen „Sittenlehre“ verdrängt werden. Indem Wolff aber beſonders das Familienleben zu beſſern ſuchte und die bedenklichen modiſchen Anſchauungen über die Ehe bekämpfte, gegen Luxus und Verſchwendung eiferte, berührte ſich der Breslauer Rotgerbersſohn mit einer allgemeinen ſittlichen Reformbewegung, deren Wichtigkeit bisher nicht genügend betont worden iſt, und deren Träger das erſtarkende Bürgertum der Zeit war. Man faßt die „Aufklärung“ falſch auf, wenn man in ihr nur ein geiſtiges Vorwärtsſtreben ſieht: ebenſo wichtig iſt der durch ſie bedingte moraliſche Fortſchritt. Der geiſtige Fortſchritt konnte zum Teil mit Hilfe der neufranzöſiſchen Hofkultur errungen werden, der moraliſche nur, indem man dieſelbe Bildung, die für den inneren Menſchen ſo unheilvoll war, aufs ſchärfſte bekämpfte.

Aber der Anſtoß dazu kam doch zum guten Teil nicht aus nationaler Kraft, trotz der (S. 373 f.) betonten geſunden Unterſtrömung im Zeitalter der Perücke. Er kam vielmehr von England. Seit ſich dort namentlich unter franzöſiſchem Einfluß im 16. Jahrhundert eine reiche Renaiſſancekultur, jedoch in eigenartiger Form, entwickelt hatte, war die geiſtige, politiſche und wirtſchaftliche Kultur ſtändig fortgeſchritten. Die geiſtige Befreiung im 17. Jahrhundert, die Bewegung des Naturrechts und der natürlichen Religion, hat ebenſo wie der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in England einen ihrer Hauptausgangspunkte (vgl. S. 351 f.). Die empiriſtiſche Philoſophie Lockes, des typiſchen Vertreters der engliſchen Aufklärung, wirkte trotz Leibniz auch in Deutſchland, führte z. B. ſchon bei Thomaſius jene Abwendung von den Pietiſten herbei. Von den Einflüſſen des engliſchen Deismus und der Freidenkerei — Lockes Schüler Toland wurde zuerſt als Freidenker bezeichnet — wird noch (S. 408 f.) die Rede ſein. Sie wurden für Deutſchland zumeiſt durch die von England in ihren Hauptideen abhängige franzöſiſche Aufklärung vermittelt. Umgekehrt war in England eine Reaktion gegen die namentlich unter den Stuarts eingedrungene franzöſierte höfiſche Kultur und ihre bedenklichen Begleiterſcheinungen entſtanden. Sie wurde von dem frondierenden Adel, vor allem aber vom Bürgertum getragen. Sie führte eine Geſundung der Sitten, des Geſchmackes und eine Hebung des nationalen Selbſtgefühls herbei, ſie machte England ſelbſt zum gelobten Land der bürgerlichen Lebensanſchauung. Auf Deutſchland wirkte auch dieſe Strömung, bezeichnend genug, zunächſt wieder durch die franzöſiſche Literatur, die ſich dem engliſchen Einfluß früh geöffnet hatte und an dem höfiſchen, konventionellen Treiben nunmehr ſcharfe Kritik zu üben, Rückkehr zur Einfachheit und Natur zu predigen begann, zum Teil aber auch unmittelbar. Hamburg wurde durch ſeinen lebhaften Handelsverkehr, Niederſachſen durch den Umſtand, daß der Kurfürſt von Hannover zugleich König von England geworden war, engliſcher Einwirkung beſonders zugänglich.

Im Zuſammenhang mit der engliſchen Moralphiloſophie wie mit den auf die Vernunft gegründeten, aufs Praktiſche gerichteten Erziehungsideen Lockes war in England die Verbeſſerung der Sitten, der geſellſchaftlichen Zuſtände ein allgemein erſtrebtes Ziel geworden. Ihr dienten einmal Vereinigungen, die „Societies for the reformation of manners“, die man auch in einigen deutſchen Orten (z. B. Berlin, Nürnberg) nachzumachen ſuchte. Ihr dienten weiter die ſogenannten „moraliſchen Wochenſchriften“, von denen namentlich

Addiſons „Spectator“ eine ganz außerordentliche Bedeutung gewann. Auch ſie erweckten in dem reformbedürftigen Deutſchland bald Nachfolger. Es war eine Literatur für das Bürgertum, und ſo iſt es erklärlich, daß dort, wo bürgerliches Selbſtbewußtſein ſich noch am beſten erhalten hatte, die erſten Verſuche der Nachahmung gemacht wurden. Zunächſt eben in dem engliſch beeinflußten Hamburg, wo 1713 der „Vernünfftler“, 1718 die „Luſtige Fama“, ſeit 1724 aber der ſehr wichtige, in Einzelheiten oft ohne weiteres den „Spectator“ nachahmende „Patriot“ erſchien. Als eigentliche Begründer der Gattung in Deutſchland gelten aber die 1721 im Süden, außerhalb des Reiches, im freien Zürich erſchienenen „Diſcourſe der Mahlern“. Sie betonen ausdrücklich den Anſchluß an den „Spectator“, an den ſie folgende Widmung richten: „Nachdem das Gerücht von dem Nutzen und der Zierlichkeit, mit welchem Ihr Eure Entdeckungen über den Punkt der Sitten Eurer Inſel begleitet habt, ganz Europa durchgelaufen, haben ſich in einem Winkel desſelben Menſchen zuſammengefunden, welche von der ſtarken Begierde, ihrer Nation zu dienen, ſich haben verleiten laſſen, eben dasſelbe zu verſuchen, was Ihr bei der Eueren ſo glücklich ausgeführt habt.“ Die „Diſcourſe“ zündeten vor allem, und überaus zahlreich entſtanden in deutſchen Städten ähnliche Zeitſchriften, die nun nicht mehr die höfiſche Geſellſchaft, das Ausland und die großen Potentaten, ſondern das Bürgertum zum Gegenſtand, freilich auch der Kritik, hatten, ſeine Reform als wichtigſtes Ziel hinſtellten. Die meiſten erſchienen in Mittelpunkten wie Hamburg (bis zum Schluſſe des Jahrhunderts beinahe 100) und Leipzig, aber auch kleinere Städte, insbeſondere eben im Hannoverſchen, Hannover ſelbſt, Göttingen, Celle uſw., hatten ihre Wochenſchrift. Deutſchland brachte ſo weit mehr Wochenſchriften (über 500) hervor als England. Von den Leipzigern konnte 1727 bereits Gottſcheds „Biedermann“ äußern: „Ihr ſeid es etliche Jahre her gewohnt, liebe Landes-Leute, daß ihr wöchentlich ein paar moraliſche Blätter durchleſet.“ Die Hauptzeitſchriften fanden auch außerhalb ihrer Erſcheinungsorte außerordentliche Verbreitung. So meinte Gottſched: „Von den franzöſiſchen Grenzen bis nach Moskau ſind ohngefähr 300 deutſche Meilen; ſoweit wird der Patriot hochgeſchätzt.“ Ebenſo charakteriſtiſch für den weitverbreiteten Reformeifer iſt die allgemeine Mitarbeit an den Wochenſchriften. Hinter den „Diſcourſen“ ſteckte ein ganzer Kreis, hinter dem „Patrioten“ die Elite des Hamburger Bürgertums, die Patriotiſche Geſellſchaft. Kritiken, Reformvorſchläge, Bitten um Rat liefen von überallher ein. „Die Menge der Briefe wächſt täglich an“, heißt es einmal in Gottſcheds Frauenzeitſchrift, den „Vernünftigen Tadlerinnen“.

Das engliſche Muſter hat dieſe deutſche Literatur freilich nicht erreicht. Die freiheitliche Luft, das nationale Selbſtgefühl, die größere politiſche Reife, die altengliſche humoriſtiſche Laune gaben den engliſchen Schriften, die auch literariſch und ſtiliſtiſch auf einem viel höheren Niveau ſtanden, ſelbſt bei Betrachtung des häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens einen zunächſt nicht einzuholenden Vorſprung. Die Folge war ein ſimpler, nüchterner, breit-moraliſierender, ſpießbürgerlich beſchränkter, ſchablonenhafter Charakter der meiſten deutſchen Wochenſchriften, bei denen ſchon die große Zahl zur Verwäſſerung führte. Die Fernhaltung der Politik ließ bei ihnen auch von Anfang an die literariſchen Dinge zu ſehr im Vordergrund ſtehen. Aber ihr Ziel war doch ein großes, es war recht eigentlich die Umwandlung des deutſchen Menſchen. „Unſer Gegenſtand“, heißt es im „Maler der Sitten“ (1746), „iſt der Menſch mit allem, was zu dem Menſchen gehört.“ Vor allem richteten die Reformer, abgeſehen von der geiſtigen Aufklärung, der Bildung des Verſtandes, dem Kampf gegen den Aberglauben, Aufgaben, die auch ſie als die ihren anſahen, ihr Augenmerk auf die heranwachſende Generation, alſo auf die Erziehung, die nicht mehr von äußeren Rückſichten und Eitelkeiten, ſondern von Vernunft und Natur diktiert ſein ſollte. „Die faſt durchgehends bey uns verſäumte oder vielmehr ganz irrig angeſtellte Kinderzucht“, ſagt z. B. der „Patriot“, „iſt die erſte und mächtigſte Urſache unſers mannigfaltigen Unglücks.“ Hier Beſſerung durchzuſetzen, war nur mit Hilfe der Mütter möglich; immer und immer wieder wurde daher zunächſt auf eine Frauenerziehung hingearbeitet. Mit großem Eifer wurde das (S. 371 f.) geſchilderte modiſche „galante Frauenzimmer“ bekämpft und ganz richtig erkannt, daß mit dem Wachſen der galanten Strömung unter der noch geſunden deutſchen Frauenwelt Haus und Familie aufs ernſtlichſte gefährdet waren. Dem großen, der alten Art treu gebliebenen Teile der Frauen mangelten aber, wie die Reformer wohl einſahen, allzuſehr die geiſtigen Intereſſen. Der „Patriot“ klagte, daß man die Töchter „in der dickſten Unwiſſenheit aufwachſen laſſe“. So ergab ſich neben dem Kampf gegen die Modetorheiten, die Äußerlichkeiten und die Sittenloſigkeit der galanten Frau auch jene ſchon früher (vgl. S. 370) hervorgetretene, auf beſſere Frauenbildung gerichtete Bewegung; auch A. H. Francke, von Fénelon beeinflußt, hatte bereits auf eine Reform der Mädchenerziehung hingearbeitet. Man unterſchätzte die geſunde Art der meiſten Frauen dabei aber nicht: ihren „guten, natürlichen Verſtand“ erkannte der „Patriot“ ausdrücklich an. Dem entſprach der Widerhall, den die Reformzeitſchriften, ſo namentlich die „Vernünftigen Tadlerinnen“ Gottſcheds, in der deutſchen Frauenwelt fanden. Mit guten, aber auch gebildeten Hausfrauen, wie man ſie ſich wünſchte, war indeſſen das Familienleben noch nicht völlig gebeſſert: dazu gehörte neben ſittlicheren Anſchauungen über die Eheſchließung — ſo betonen ſchon die „Diſcourſe der Mahlern“ die freilich für die ganze Vergangenheit geltende Tatſache, daß „die meiſten Ehen nicht aus Liebe geſchloſſen werden“ — auch eine Reform der Männerwelt und damit die Abkehr von dem ganzen äußeren Treiben der galanten Leute. Scharf wurden die verſchiedenen Typen des galanthomme kritiſiert, ferner die allgemeine Modeſucht, die Leerheit der Komplimentierart wie die Rang- und Titelſucht.

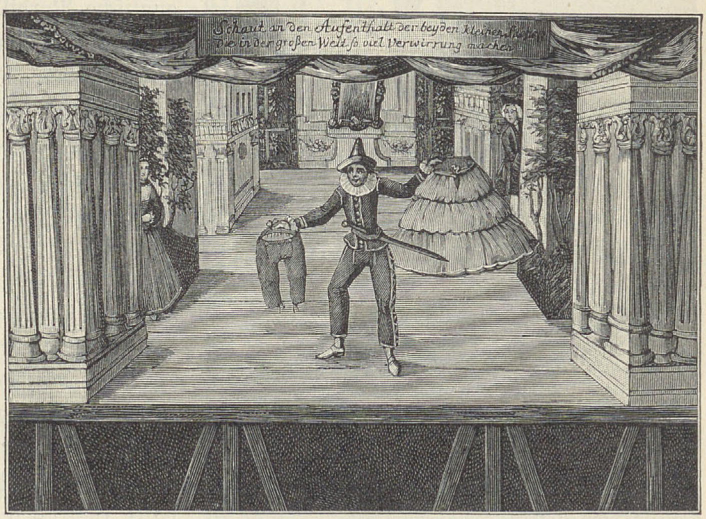
Die nationale Strömung des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 375 f.) ſetzte ſich in der entſchiedeneren Bekämpfung des Franzoſentums fort. Man wollte weder franzöſiſche Moden noch eine franzöſiſche Färbung der Sprache. Man drang eifrig auf deren Reinheit. Ganz im Sinne der Aufklärung war die Pflege einer allgemein verſtändlichen Sprache. Der „Patriot“ wollte ausdrücklich auch für Handwerker und Bauern ſchreiben. Daß man immer ſtärker auf Natürlichkeit des Ausdrucks hinarbeitete, hatte freilich wieder das Vorbild der Franzoſen (vgl. S. 362) bewirkt. Aber es war ein Proteſt gegen die herrſchende Unnatur überhaupt, wenn der „Patriot“ ſagt: „Wer unnatürlich denkt, muß auch notwendig unnatürlich ſchreiben.“ Er ſpricht auch ſchon nach Addiſons Vorgang (vgl. S. 395) von „unnatürlichen Künſteleien“ der Gärten. Noch wichtiger war die allerdings nur ſehr ſchwache Wendung auf die Charakterreform des Deutſchen. Wenn der „Patriot“ einmal ſagt: „Die Verdienſte der Perſon ſind's, die einen wahrhaft groß machen“, wenn er, wie auch einmal der „Biedermann“, den Adelshochmut kritiſiert und Zweifel andeutet, ob „der bloße Geburtsadel in ſich was vollkommenes ſey“, wenn er ſogar ausſpricht: „Ein Handels-Mann von Credit und Anſehen hat Zweifelsohne weit größere Ehre und beſitzet viel mehr vom wahren Adel als ein wilder, verſchwenderiſcher Junker“, ſo äußert ſich darin ſchon hamburgiſcher Bürgergeiſt. Aber weitere Konſequenzen wurden nicht gezogen, die bedenklichen Seiten der Hofgeſellſchaft als ſolcher, die öffentlichen Zuſtände wurden nicht berührt. Die eben erwähnte

Zeitſchrift Gottſcheds, „der Biedermann", wurde ſogar dem Hofpoeten König, dem „gelehrten Kenner aller gründlichen und galanten Wiſſenſchaften", dem „geſchickten und artigen Hofmann", zugeeignet. Trotz alledem bedeutete dieſe moraliſche Arbeit doch eine ſittliche Kräftigung des Bürgertums. Sie blieb auch keineswegs auf die Wochenſchriften beſchränkt. „Jedermann will heutiges Tages ein Moraliſte ſeyn", heißt es 1732 in Faramonds „Gedanken über die Eitelkeit der Welt".

Sehr beteiligt an der Arbeit der Wochenſchriften, Herausgeber der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des weit bedeutenderen „Biedermanns" war ein Mann, der um den Aufſchwung der damaligen Deutſchen überhaupt die größten Verdienſte hat und in letzter Linie auf eine Erneuerung der geſamten deutſchen Kultur wie des nationalen Lebens ausging, der aber ſeine Hauptarbeit weniger in den Dienſt der ſittlichen Reform als in den der geiſtigen Bildung unter dem Zeichen der Verſtandesherrſchaft geſtellt hat, Johann Chriſtoph Gottſched. Dieſer nüchterne und klare Oſtpreuße führte ſich zunächſt ganz im Geiſte der Zeit mit einer Abhandlung im Sinne der Wolffſchen Philoſophie ein, gründete dabei die Moral viel ſchärfer als Wolff, von dem er ſich ſpäter noch in vielen anderen Beziehungen unterſchied, auf den Verſtand und erwartete von der größeren Bildung auch die moraliſche Beſſerung. Dann folgte ſeine Beteiligung an den moraliſchen Wochenſchriften ebenſo zeitgemäß. Wie Thomaſius der zopfigen lateiniſchen Gelahrtheit feind, griff er aber nun weiter jenes von Wolff wie von den Wochenſchriften ſchon geförderte, ja man kann ſagen, vom ganzen Publikum als notwendiges Arbeitsfeld erkannte und faſt mit Begeiſterung gepflegte Gebiet als ſeine beſondere Domäne heraus, die Förderung der ſtark reformbedürftigen Mutterſprache nach der reinen und korrekten Seite hin. Vor allem mußte die ſprachliche Zerſplitterung beſeitigt, weiter auch eine beſtimmte Rechtſchreibung zur Geltung gebracht werden uſw. Wenn ſpäter die Leuchten unſerer Literatur auf den angeblichen ſteifen Pedanten herabſehen konnten, ſo durften ſie nicht vergeſſen, daß er vor allen ihnen die Möglichkeit, zu einer literariſchen Höhe zu klimmen, gegeben hat. Freilich darf man auch nicht die Vorarbeit des 17. Jahrhunderts, der Puriſten uſw., für die Hebung und Handhabung der deutſchen Sprache, für die Förderung der Ausdrucksfähigkeit überſehen. Thomaſius und Leibniz hatten dann ſchon erheblich zur Ausbildung der Proſa beigetragen. Daß freilich Gottſched das Deutſch des Thomaſius (vgl. S. 362) ebenſo wie das noch angreifbarere Pufendorfs anfangs gelobt hat, iſt ſchwer verſtändlich. Dagegen bedeutete Wolffs Proſa (vgl. S. 380) einen erheblichen Fortſchritt. Aber Gottſched vollendete doch erſt die Gewinnung einer wirklich reinen und geordneten deutſchen Sprache und war dabei zum Teil ein Führer zu Neuem. In der aus dem älteren collegium poeticum hervorgegangenen Leipziger „Deutſchübenden Geſellſchaft" wurde er bald das Haupt und machte die nunmehrige „erneuerte Deutſche Geſellſchaft" zu einem wichtigen Faktor des deutſchen Geiſteslebens überhaupt; weſentlich durch ihn breitete ſich ein Netz ähnlicher, von Leipzig beeinflußter „deutſcher Geſellſchaften" über Deutſchland aus, die übrigens doch auch wieder als Pflegeſtätten geiſtiger Kultur und allgemeine Reformbünde und ebenſo wie ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert, die Fruchtbringende Geſellſchaft z. B., nicht nur als Sprachgeſellſchaften aufzufaſſen ſind. Vor allem wirkte Gottſched auch durch ſeine ſprachlichen Schriften, durch Kritik, durch Aufſtellung von Muſterautoren und Regeln, ferner durch ſeinen eigenen, früh bewunderten Stil wie durch ſeinen ausgedehnten Briefwechſel. Er ſetzte die oberſächſiſche Sprache als maßgebend für die Schriftſprache und damit erſt völlig die ſprachliche Einheit durch. Seine Hauptforderung für die Korrektheit, zugleich freilich ein Zeichen der Abneigung des Vorkämpfers der Bildung und Kultur gegen das Urſprüngliche und Volkstümliche, war Freiheit vom Dialekt, von Provinzialismen, weiter Reinheit von Fremdwörtern und vor allem „Natürlichkeit und Vernünftigkeit“. Die von ihm bekämpften Schreibarten waren der galante Hofſtil und der unglaublich unnatürliche, formelle und verſchnörkelte Kanzleiſtil, den er mit Recht barbariſch nannte. Die Verbreitung einer neuen Schreibart war, wie er ſelbſt ſagt, „der gereinigten Weltweisheit [Wolff] und der dadurch ſehr beförderten Art, natürlich zu denken, mancherlei wöchentlichen Schriften [alſo den moraliſchen Wochenſchriften], die nicht minder die Verbeſſerung des Geſchmackes und der Schreibart als der Sitten zur Abſicht gehabt, nebſt den verſchiedenen Geſellſchaften, die zur Ausübung unſrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden“, zu verdanken. Man ſieht immer den Zuſammenhang aller Reformbeſtrebungen. Klar, logiſch und natürlich iſt ſo die Sprache geworden; ſie blieb freilich zunächſt noch immer unfrei und im Grunde ein gelehrtes Produkt: immer ſollte eben der Verſtand, nicht die Eigenart und das Gefühl herrſchen.

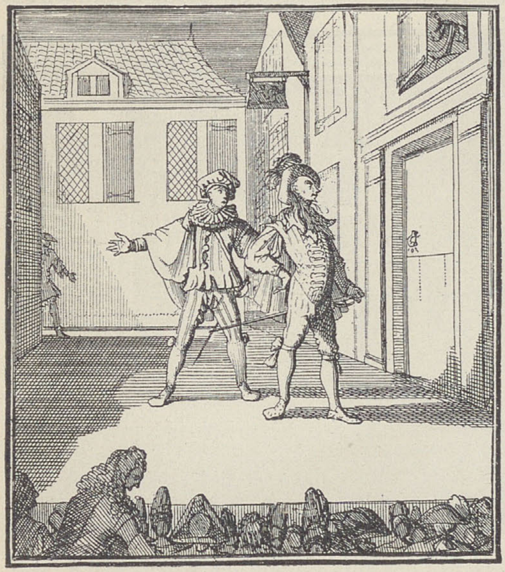
Und mit dieſem ſtarren, zeitgemäßen Rationalismus ſuchte nun der Sprachreformator auch eine neue deutſche Literatur ins Leben zu rufen. Die Herrſchaft des Rationalismus in der Literatur, die Opitz begründet hatte, die Verbannung alles Irrationalen, führte Gottſched zu den äußerſten Konſequenzen. Aber ſeine auf Vernunft und Natur, Ordnung und Regel gerichtete und am franzöſiſchen Klaſſizismus orientierte Arbeit geſchah doch ebenſo wie diejenige auf dem Gebiete der Sprache vor allem aus nationalem Fühlen und Streben heraus. Dieſe ſtarke nationale Ader zeigt ſich auch in ſeinem Intereſſe für die ältere deutſche Literatur. Er iſt es geweſen, der die Beſchäftigung mit dieſer aus einer gelehrt-antiquariſchen zu einer literariſchen Angelegenheit gemacht hat. Was man von altdeutſchen Denkmälern kannte, ging auf die Stücke zurück, die gleich nach Beginn des 17. Jahrhunderts Goldaſt, durch rechtsgeſchichtliche Studien darauf geleitet, ans Licht gezogen hatte. Das Intereſſe des 17. Jahrhunderts an der alten deutſchen „Heldenſprache“ hatte auch ſonſt die gelehrte Bekanntſchaft mit alten Literaturdenkmälern, damals weſentlich der vormittelhochdeutſchen Zeit, gefördert. Jetzt wandte ſich das Intereſſe der mittelhochdeutſchen Zeit zu, namentlich durch die Schweizer, d. h. Bodmer. Aber dieſer war eben von Gottſched mit angeregt worden, und wenn ſich nun Bodmer aus anfangs ſehr geringen Kenntniſſen heraus zum Herausgeber der Minnelieder, der „ſchwäbiſchen“ Poeſie, wie er ſie in altem Stammesgefühl benannte, ſpäter auch mittelhochdeutſcher Epen, unter anderem der Nibelungen, entwickelte, ſo zeichnete er ſich freilich durch große Begeiſterung und Erfolge aus, aber Gottſcheds Verſtändnis und Kennerſchaft waren größer. Den wahren Wert dieſer Poeſie ſchätzte Bodmer kaum, wie er auch der Volkspoeſie nicht das richtige Verſtändnis entgegenbrachte. Hingeleitet war er auf die ältere Poeſie weſentlich durch Addiſon (vgl. S. 398), der für die ältere engliſche Literatur und die Volkspoeſie Verſtändnis zu erwecken geſucht hatte. Übrigens blieben bei dem franzöſierten Zeitgeiſt und der Feindſchaft der Aufklärung gegen das Mittelalter Gottſcheds wie Bodmers Anregungen ohne weſentliche Folgen. Auch für Hans Sachs, den ſchon Thomaſius geſchätzt hatte, der aber ſonſt als Typus eines ungebildeten üblen Reimſchmieds galt, hatte Gottſched etwas übrig, wenigſtens ſtammt aus ſeiner Schule eine Biographie des Hans Sachs von Raniſch.

Die Verdienſte Gottſcheds um die neue deutſche Literatur nun ſind ſehr bedeutend. Er hat recht eigentlich erſt die hohe literariſche Kultur des 18. Jahrhunderts vorbereitet und ermöglicht. Es war im Grunde ein Renaiſſanceideal, das zunächſt Opitz in deutſcher Form hatte verwirklichen wollen. Wie bei den Humaniſten gewinnt die ſchöne Literatur die Bedeutung eines Brennpunktes der geiſtigen Intereſſen überhaupt, wie bei jenen iſt die Poeſie, nun die deutſche, zunächſt ein Produkt und ein Teil der gelehrten, dem Volkstümlichen abgewandten Bildung. Dieſe Gleichſetzung des Dichters und des Gelehrten werden wir noch im ſpäteren 18. Jahrhundert nachwirken ſehen (vgl. S. 402). Gottſched und Gellert blieben auch als Dichter Profeſſoren. Immerhin hatte ſich der bisherige gelehrte Charakter der ſchönen Literatur in der galanten Zeit einigermaßen verloren, aber ſie war durchaus äußerlich und künſtlich geblieben. Das Verſemachen wurde nach wie vor ſchulmäßig erlernt und geübt, zumal der Maſſenverbrauch von Gelegenheitsgedichten, über den ſchon Opitz und Dach (vgl. S. 343) klagten, andauernd ſtieg. Die Trauer- und Hochzeitscarmina, die Carmina bei Univerſitäts- und Schulfeiern, das gegenſeitige Sichanſingen bei Verſammlungen der deutſchen Geſellſchaften, vor allem auch die Huldigungsgedichte an Fürſten und große Herren ſetzten viele Federn in Bewegung. Das Hauptziel der galanten Zeit, ſich geſellſchaftlich beliebt zu machen und vor allem ſein äußeres Fortkommen zu fördern, konnte gerade durch huldigende Verſe gut erreicht werden, und ſo empfiehlt auch Chriſtian Weiſe den jungen Strebern, „etliche Nebenſtunden mit Verſeſchreiben zuzubringen“. Für viele wurde die Sache einfach Geſchäft: man wollte Geld oder eine Anſtellung erlangen oder ſonſt fortune machen. Und der Hofpoet Beſſer verſichert, daß „die Dichtkunſt nicht allein zu ſeinem Glück am meiſten beigetragen, ſondern ihm auch die meiſten Einkünfte gebracht habe“. Das war eben ein Hauptgrund der dichteriſchen Epidemie, die damals alle Welt ergriff. Der Gehalt dieſer Literatur entſprach ihrer Äußerlichkeit: eine gewiſſe Gewandtheit des Reimens, Effekthaſcherei mit Hilfe von klingenden Phraſen und frivolen, meiſt künſtlichen Witzeleien, noch immer einiger gelehrter Apparat, namentlich geſuchte Vergleiche aus der Antike, auch meiſt noch eine durch den „Hofſtilus“ gegebene hochtrabende Getragenheit — das ſind die bezeichnenden Merkmale. Anderſeits blühte die ſchon (S. 337 f.) berührte lüſterne Unterhaltungsliteratur, die zum Teil ſogar jenes moraliſch-reformeriſche Element zum Aufputz benutzte. Mit perſönlichem und lokalem Klatſch, mit dem Pasquill alſo, verbanden ſich ſchmutzige Obſzönitäten, ſo z. B. in Picanders Zeitſchriften, wie den „Nouvellen“, oder dem „Poetiſchen Poſt-Reuter“ von Neubert. Und wenn nun auch der durch die natürliche Strömung bekämpfte und unter anderem durch die Satiren Neukirchs lächerlich gemachte Schwulſt wich, ſo war die platteſte Nüchternheit (vgl. S. 347) die Kehrſeite. Nur ein Dichter


Schaut an den Aufenthalt der beyden kleinen
Die in der großen Welt ſo viel Verwirrung machen

Bühne zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Aus einem Stammbuch (Martin Nr. 10) der Univerſitätsbibliothek zu Jena. Vgl. Text S. 388.

dieſer Zeit fand natürliche, friſche Töne echter Empfindung, Johann Chriſtian Günther. Wenig erfreulich ſah es auch auf dem Theater (ſ. die Abbildung S. 387 und die untenſtehende) aus, das ja im 17. Jahrhundert allmählich aus den Händen der fremden „Comödianten" (vgl. S. 286) in die deutſcher Wandertruppen übergegangen war. Vor der italieniſchen und franzöſiſchen, auch der deutſchen Oper trat überdies das Schauſpiel ſehr zurück. Es bot neben den ſchwülſtigen hiſtoriſchen oder bibliſchen „Hauptaktionen" den Zuſchauern als begehrte Nachkoſt derbe Poſſen, „luſtige Nachkomödien", bei denen der in Roheiten und Gemeinheiten ſowie in faden Wortwitzen exzellierende „Pickelhering", der Hanswurſt, die wichtigſte Perſon war; er beteiligte ſich auch bei den Hauptaktionen.



„Der Comödiant." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. III, Würzburg 1711.

Bei ſeinen nationalen literariſchen Reformbeſtrebungen hatte nun Gottſched doch wieder, ebenſo wie die Wochenſchriften das engliſche Vorbild, ein fremdes Muſter im Auge, die hochſtehende, freilich ganz jenem autoritativen Regelzwang (vgl. S. 336) unterworfene franzöſiſche Literatur. Frankreich war nun einmal das führende Kulturland. Auch Thomaſius hatte zum Zweck der Hebung der deutſchen Kultur die Franzoſen als Vorbilder hingeſtellt. Und ähnlich dachte jetzt der von einem feinen Bildungsideal erfüllte Bewunderer der franzöſiſchen Kultur, der Preußenkönig Friedrich, der Gottſcheds Abſichten pries und ihn, den ſächſiſchen Schwan, le cygne Saxon, ermunterte, der Führer Deutſchlands zu literariſcher Kultur zu werden. Seinerſeits hatte Gottſched einſt an den Kronprinzen Friedrich als den künftigen Schützer der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland appelliert, ohne aber beſonderen Eindruck zu machen. Gottſched war im übrigen nichts weniger als ein Franzöſling, vielmehr ein deutſchgeſinnter Mann. Wenn er die Franzoſen als Muſter empfahl, ſo war das ein Mittel zu höherem Zweck. Er gerade hat ſpäter davor gewarnt, „ewig bey unſern Nachbarn in die Schule zu gehen und ſich unaufhörlich auf eine ſclaviſche Nachtretung ihrer Fusſtapfen zu befleiſſen: ſo glaube ich, daß es nunmehr Zeit ſey, unſere eigene Kräfte zu verſuchen und die freyen deutſchen Geiſter anzuſtrengen, deren Kraft gewiß, wie in andern Künſten und Wiſſenſchaften, alſo auch in der theatraliſchen Dichtkunſt unſern Nachbarn gewachſen, ja überlegen ſeyn wird". Gottſched durfte aber zunächſt um ſo mehr an die franzöſiſche Literatur anknüpfen, als dieſe in Deutſchland allgemein geleſen, die franzöſiſche Sprache von vielen geſprochen wurde. „Ich befinde mich hier in Frankreich", konnte Voltaire ſpäter aus Potsdam ſchreiben, „man ſpricht nur unſere Sprache." Daß aber dieſe Literatur nicht das geeignete Vorbild für Deutſchland ſein konnte, das überſah Gottſched wie der große Friedrich. Beide bemerkten und prieſen nur die formalen Vorzüge und verkannten die dem Formalen widerſtreitende Eigenart des Deutſchen ebenſo wie die Unmöglichkeit formaler Vollendung für eine erſt aufſtrebende Kultur.

Der Erfolg konnte nur ein äußerlicher ſein: eine allerdings notwendige und heilſame formale Schulung. Gottſched wollte die Poeſie zu einem Klaſſizismus führen, wie es Boileau in Frankreich getan hatte. Mit theoretiſchen, aus der Antike abgeleiteten Regeln wollte er eine nationale Literatur ſchaffen und ſah nicht, wieviel ſchädlicher als auf franzöſiſche Geiſter der autoritative Zwang auf deutſche wirken mußte. Aus der Vernunft ſollten wieder dieſe Regeln begründet werden. Die Poeſie ward zu einem Teil der rationaliſtiſchen Wolffſchen Philoſophie. Es war zwar anzuerkennen, daß Gottſched den noch immer herrſchenden Lohenſteinſchen und Hofmannſchen Schwulſt (vgl. S. 292, 338, 343) ſcharf bekämpfte, aber er ſah dieſen Schwulſt, wie ſchon Weiſe und andere, überall, wo Phantaſie und ſtarkes Gefühl zum Ausdruck drängten, er fand ihn auch bei dem von dem Schweizer Bodmer überſetzten Milton.

Mit Bodmer und Breitinger geriet er dann in den bekannten äſthetiſch-literariſchen Streit. Die Geltung des Irrationalen, des Wunderbaren war der Kernpunkt. Für Gottſched war das Wunderbare bei den Alten, bei Homer, oder bei Arioſt als „unwahrſcheinlich" verwerflich, und gleichermaßen bekämpfte er es eben bei dem jetzt geprieſenen Milton, zu dem Bodmer wieder durch Addiſon (vgl. S. 386) geleitet worden war, und deſſen Engels- und Teufelswelt die Schweizer zur Verteidigung des Wunderbaren geführt hatte. Als Bewunderer Miltons überhaupt auf die engliſche Literatur gelenkt, hatte Bodmer gelegentlich auch deſſen großen Landsmann, den „engelländiſchen Saſper" (Shakeſpeare), und ſeinen „ſommernächtigen Traum" gelobt und ihn gleichſam für Deutſchland entdeckt, ohne ihn aber wirklich zu kennen. Auf Shakeſpeare war ſchon die von Frankreich abhängige deutſche Bildungswelt ein wenig durch das anfängliche, ſpäter völlig widerrufene Lob desſelben ſeitens Voltaires, der ihn auch gelegentlich nachahmte, hingelenkt worden. 1741 erſchien nun eine dilettantiſche Überſetzung des „Julius Cäſar" durch den preußiſchen Geſandten in London, v. Borck, natürlich ganz in klaſſiziſtiſchem Gewand, in Alexandrinern. Eben dieſes Stück, das einzige, das ihm von Shakeſpeare auf dieſe Weiſe bekannt wurde, erregte Gottſcheds heftigen Zorn. Ein Dichter, der den klaſſiziſtiſchen Regeln ſo ins Geſicht ſchlug, war für ihn völlig verdammenswert. Freilich brachten 1742 ſeine eigenen „Beiträge" eine Kritik jener Überſetzung durch Johann Elias Schlegel, der bei allem Tadel doch ein Gefühl für die Wucht Shakeſpeareſcher Kunſt erkennen ließ und vor allem auf die Wahrheit ſeiner Charaktere hinwies, die ſpäter von Nicolai beſonders betont wurde. Gottſched, der ſeit etwa 1730 der Beherrſcher des deutſchen Geiſteslebens geworden war, freilich zugleich immer mehr Gegner und Feinde fand, geriet mit den jüngeren Zeitgenoſſen allmählich vollends in Widerſpruch. Der an den Streit mit den Schweizern knüpfende Kampf kam auf ſeinen Höhepunkt, als ein neues, einheimiſches Genie, der für Milton begeiſterte junge Verfaſſer des „Meſſias", erſtand und von Gottſched heftig befehdet wurde. Im übrigen iſt Gottſcheds Auffaſſung der Dichtkunſt durchaus keine niedrige. Ein Feind der öden Reimerei und ſchulmäßigen Nachahmung, ſucht auch er nach den inneren Geſetzen der Poeſie, und die große Lehrmeiſterin iſt auch ihm die Natur. Daß Gottſched bis zu einem gewiſſen Grad echte dichteriſche Qualitäten würdigte, zeigt ſein Urteil über Günther (vgl. S. 388), deſſen „natürliche Fähigkeit zur Dichtkunſt unſtreitig eine der allerbeſten geweſen ſei, die jemals ein Deutſcher gehabt habe". Aber Gottſcheds vernunftmäßige Auffaſſung der Poeſie konnte doch nur zur Herrſchaft der Mittelmäßigkeit führen, mußte jedem höheren Schwung im Wege ſtehen.

Kurzſichtig war ſeine bildungsſtolze Abneigung gegen das Volkstümliche. Das „Märchen von D. Fauſten", das „lange genug den Pöbel beluſtiget", ſah er als „Alfanzerei" an. Von der Bühne gelang es ihm den Hanswurſt zu verdrängen. Aber wenn Möſer und Leſſing das, gewiß mit Recht, beklagt haben, ſo iſt doch an die Pöbelhaftigkeit zu erinnern, die (vgl. S. 388) dieſe Figur damals kennzeichnete. Mit dem von der Neuberin inſzenierten Theaterſpektakel gegen den Hanswurſt hat Gottſched übrigens nichts zu tun. Anderſeits war Gottſched von einer tiefen Liebe zum deutſchen Volke beſeelt. Wie er mit ſeiner Arbeit für die deutſche Sprache und Literatur ſeinem Volke dienen wollte, ſo waren auch ſeine eifrigen Bemühungen um die dringend notwendige Reform der Bühne in letzter Linie von den edelſten volkserzieheriſchen Abſichten geleitet. Es iſt bei den damaligen Zuſtänden der Bühne außerordentlich viel, wenn Gottſched die hohe Aufgabe ins Auge faßte, die „Schaubühne" zu „einer Schule des Volkes" zu machen. Freilich war er ganz von jenem klaſſiziſtiſchen Ideal beherrſcht: er wollte „den Geſchmack, der in den griechiſchen und römiſchen Schauſpielen herrſchet, wieder herſtellen". Aus der Gegenwart konnte er aber für dieſes immerhin hohe und edle Ziel keine anderen Muſter nehmen als die franzöſiſchen Stücke: wir ſahen ſchon (S. 388), warum das franzöſiſche Muſter überhaupt nahelag. Seiner Energie gelang es auch, die franzöſiſchen Trauerſpiele und Luſtſpiele durchzuſetzen, die ſich von Leipzig aus bald im ganzen Norden verbreiteten. Gerade Leipzig, wo ſich, abgeſehen von Wien und Berlin, das deutſche Schauſpiel gegenüber der von Gottſched bekämpften prunkvollen, gänzlich äußerlichen, fremden Oper noch am beſten gehalten hatte, wo man in der Neuberin ſogar eine höchſt brauchbare Leiterin beſaß, bot ihm ein vortreffliches Feld für ſeine Arbeit.

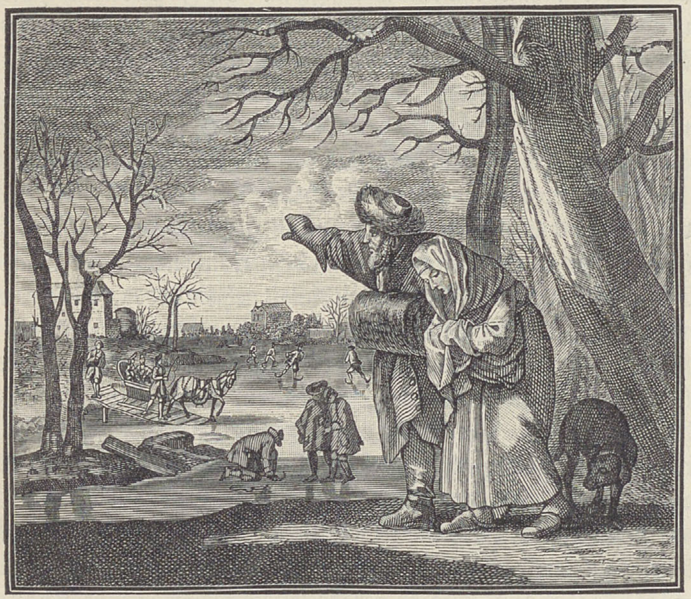
Leipzig war überhaupt ein Zentrum Deutſchlands und hätte am eheſten auf die Bezeichnung einer deutſchen Hauptſtadt Anſpruch gehabt. Wirtſchaftlich war es durch ſeine Meſſen, als Vermittelungspunkt für den Handel mit dem geſamten Oſten, auch als Vertriebsort der Erzeugniſſe der ſächſiſchen Induſtrie zu größter Bedeutung gelangt, literariſch außerordentlich wichtig geworden als Hauptſitz des Buchhandels, der immer mehr auch die literariſche Produktion, zumal die der Zeitſchriften, dorthin zog. Dazu kam ſeine vielbeſuchte Univerſität, die die Mitglieder zu literariſchen Geſellſchaften ſtellte. Es war endlich ein Brennpunkt der feinen geſellſchaftlichen Kultur der galanten Zeit, nicht nur ein „Pleiß-Athen", ſondern auch ein „Klein-Paris": „Du fällſt mir", dichtete Hunold, „ſchöner Ort, vor allen andern ein, So offt nur mein Gemüth an was Galantes denkt." In der „kurtzen Nachricht von der Stadt Leipzig" (1709) heißt es: „Höffligkeit und guter Verſtand haben bey einem Leipziger gleichſam ihre beſtändige Wohnung genommen." In dem Hamburger Luſtſpiel „Der Bookesbeutel" von Borkenſtein wird die ſächſiſche feine Kultur ausdrücklich dem groben Hamburgertum gegenübergeſtellt. Die feine Welt gab ſich gern, namentlich zur Zeit der Meſſen, dort ein Stelldichein; und ſelbſt die damals rohe Studentenwelt nahm im galanten Leipzig feine Manieren an und bildete ſich etwas darauf ein. Zachariä läßt in ſeinem „Renommiſt" dem wüſten Jenaer Raufbold die Göttin der Mode erſcheinen und alſo zu ihm ſprechen: „Sey nur ein Leipziger; verwirf die ſchlechte Tracht, die dich hier lächerlich und Schönen ſchrecklich macht..., verabſcheu' von nun an die ungezog'nen Händel, ſprich zierlich und galant und rieche nach Lavendel.... Dann will ich feſtlich Dich zum Petitmaitre ſchlagen. Du ſollſt, ein neuer Held, Dich vor die Schöne wagen." Für die Entfaltung des geſellſchaftlichen Luxus bot wieder der Wohlſtand des Bürgertums die Grundlage, anderſeits hatte die Leichtlebigkeit und Vergnügungsſucht doch in der Arbeitſamkeit und Tüchtigkeit des Bürgerſtandes ein Gegengewicht, ſo daß gerade in Leipzig ſich auch ein guter Boden für jene moraliſche Reformarbeit (vgl. S. 383) bot. Man muß nun aber überhaupt die Bedeutung Kurſachſens (vgl. S. 308) für die Kultur der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſtark betonen. Induſtriell ſtand es z. B. an der Spitze. Neben Leipzig blühte ferner Dresden, das „Elbflorenz", das in der galanten Zeit auch als Wirkungsort des führenden Hofpoeten König eine gewiſſe literariſche Rolle ſpielte, weiter als Sitz des prachtliebenden Hofes die höfiſche Kultur der Zeit am glänzendſten darſtellte, vor allem aber auch das künſtleriſche Leben durch ſeine Prunkbauten, wie den Zwinger, und durch jene hervorragenden Sammlungen (vgl. S. 315) weit über Sachſen hinaus befruchtete. Dieſer künſtleriſche Einfluß zeigte ſich ſpäter in der Anziehungskraft Dresdens auf tüchtige Maler (Mengs, Öſer, Graff), ſelbſt auf ſolche aus Frankreich und Italien (Silveſtre, Hutin, Canaletto), wie in der Wirkung auf Winckelmann. Für die Geſtaltung Leipzigs hinwiederum zum literariſchen Zentrum hat nun aber, trotz aller Vorerſcheinungen ähnlicher Art, niemand mehr Bedeutung gehabt als Gottſched, der ſelbſt Leipzig als „der Muſen erſten Sitz" gefeiert hat. Er hat von dort aus eine wirkliche literariſche Organiſation geſchaffen, es zum maßgebenden Ort für die hochdeutſche Sprache, zum Orakelort der Kritik, zum Ausgangspunkt nationaler geiſtiger Beſtrebungen gemacht. Indeſſen, es kam eine Zeit, wo in Leipzig und damit in Deutſchland ein anderer als der einſt allmächtige Gottſched geprieſen und geſucht und dieſer ignoriert, ſogar verhöhnt wurde, bis ihn ein größerer Kritiker, Leſſing, vollends tot machte. Es war natürlich, daß Friedrich der Große, als er ſich über die von ihm mißachtete deutſche Literatur orientieren wollte, dies in Leipzig tat. So beſchied er 1757 den großen, von ihm ſelbſt (vgl. S. 388) beſungenen Gottſched zu ſich. Drei Jahre darauf ließ er aber den Profeſſor Gellert kommen, den er dann noch öfter ſah. Sein Urteil: „das iſt ein ganz anderer Mann als Gottſched", war ſchon das Urteil der Zeit überhaupt, freilich kein ganz gerechtes.

Der Übergang von Gottſched zu Gellert bedeutete erſt den völligen Bruch mit einer weſentlich auf das Äußerliche gerichteten Zeit. In dieſem äußerlichen Geiſt war noch das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, trotz aller ſeiner Fortſchritte, mit dem galanten erſten Viertel verwandt geweſen. Dabei ſei von der höfiſch-geſchmeidigen Art, die auch Gottſched wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen trotz einiger gegenteiliger Anwandlungen erkennen läßt, ganz abgeſehen: ſeine Verbindung mit den Höfen, ſein an Leibniz erinnernder Verkehr mit vornehmen Adligen kann ſogar als Zeichen der Annäherung zwiſchen Adel und Bürgertum auf geiſtigem Gebiet, wie ſie der Pietismus auf religiöſem herbeiführte, angeſehen werden, anderſeits ließ auch noch Gellert an Devotheit nach oben nichts zu wünſchen übrig. Die Verwandtſchaft der Zeiten zeigt ſich vielmehr in der andauernden einſeitigen Schätzung der äußeren Verſtandeskultur. Man kann dieſen einſeitig rationaliſtiſchen Zug in alle Gebiete hinein verfolgen, ſelbſt bis in die Kriegskunſt, bei der es z. B. nach dem kurſächſiſchen Dienſtreglement von 1753 darauf ankam, die Bataille zu meiden und den Kriegszweck durch klug erſonnenes „ſcharfſinniges" Manövrieren zu erreichen. Bei Gottſched (nicht bei allen Moralreformern) war, wie wir (S. 385) ſahen, ſogar die Erziehung zur Tugend nur auf intellektuelle Bildung gegründet. In die Tiefe ging die allgemeine Gegenbewegung zunächſt noch nicht: aber breit und bald krankhaft und ohne Halt und Schranken ſetzte gegenüber jener bloßen Verſtandeskultur die Vorherrſchaft einer Gewalt ein, die Gottſched kaum ſchätzte, die des Herzens. Das vom Verſtand nie ganz unterdrückte Gefühlsleben trat nun immer ungeſtümer hervor. Wir haben oben (S. 377 f.) die ältere innerliche Strömung verfolgt. Auf die Spuren einer eigentlichen Sentimentalität im 17. Jahrhundert ſei hier nicht näher eingegangen, auf die künſtliche Sentimentalität der Schäferpoeſie iſt ſchon früher (S. 344) hingedeutet worden. Eine gewiſſe Gefühlsweichheit und Empfindelei liegt dann auch ſonſt über der Welt des Rokokos (vgl. S. 367). Gleichzeitig aber hatte das religiöſe Gefühlsleben im Pietismus (vgl. S. 378f.) eine ſtarke, bald übertriebene Pflege gefunden. Jetzt kam nun die große Wendung des Gefühlslebens vom religiöſen auf das weltliche Gebiet, auf das Leben und die Natur: damit ſetzte die Zeit der Empfindſamkeit ein. Ein wenig Sentimentalität trug bereits die Arbeit der moraliſchen Wochenſchriften, denn die notwendige Beſchränkung auf die privaten Dinge, der Mangel an öffentlichen großen Intereſſen wandte den Blick bald ſtärker auf die Innenwelt und ließ die Sehnſucht des Herzens zuweilen laut werden. Der ausgeſprochene Apoſtel des „Herzens“ aber, der Hauptträger eines mehr weltlichen Empfindungslebens, wurde der Mann, der die Arbeit der Wochenſchriften fortſetzte, der gefühlvolle Erzieher zur Tugend und Moral, Gellert. Sehr bezeichnend ſind die erſten Worte der „moraliſchen Vorleſungen“, die er an der Univerſität Leipzig hielt: „Die Abſicht... geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo ſie den Verſtand als eine Wiſſenſchaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt..., ſondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo ſie das Herz rührt, bildet und beſſert.... Ich will es alſo verſuchen, ob ich Ihnen die vornehmſten Teile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweiſe der Vernunft, ſondern zugleich durch die Anſprüche des Herzens und die Stimme der innerlichen Empfindung und des Gewiſſens... vortragen und erläutern kann.“ Unzweifelhaft war auch Gellerts Gefühlspflege, ſeine ſanfte, oft hypochondriſche Rührſeligkeit zunächſt religiös begründet und berührte ſich mit den Einflüſſen des Pietismus. Er war Pfarrersſohn und eigentlich ſelbſt Theolog, blieb auch trotz aller Aufklärung, die er durchaus vertrat, trotz ſeiner Anerkennung der Weltlichkeit, trotz ſeines Luſtſpieles „Die Betſchweſter“ immer tief religiös. Seine geiſtlichen Lieder waren zum Teil Oden für das Herz, die freilich nicht durch urſprüngliche Kraft wirkten, ſondern mit Hilfe erbaulicher Betrachtung das Gefühl wecken wollten. Gerade die große Rolle des religiöſen Bedürfniſſes, die trotz der Abwendung von der orthodoxen Kirche in dieſer aufkläreriſch-reformeriſchen Zeit immer wieder zu betonen iſt, erklärt zum Teil den außerordentlichen Einfluß Gellerts. „An Gellert“, urteilte man einmal, „die Tugend und die Religion glauben, iſt bei unſerem Publico beinahe eins.“ Daß man dabei aber nicht dogmatiſch gebunden war, zeigt Gellerts Anſehen ſelbſt im katholiſchen Deutſchland.

Gellert förderte nun weiter auch ſeinerſeits die nationale Bildungsarbeit, die ſich mehr und mehr auf jene Pflege einer reinen und natürlichen Sprache und Schreibart konzentrierte, nach beſten Kräften und ward durch ſeinen graziöſen, leichten, behaglichen, aber korrekten Stil ein allgemein verehrtes Vorbild. Auch für ſeinen Einfluß war es höchſt wichtig, daß er ſeinen Sitz zu Leipzig hatte. Erſt dadurch wurde er der populärſte Schriftſteller Deutſchlands oder, wie ihn die Nachrufe bei ſeinem Tode prieſen, „ein Lehrer Deutſchlands, ein Lehrer für ganz Europa, ein Lehrer des menſchlichen Geſchlechts“. Die Verehrungsausbrüche bei ſeinem Tode gingen ſelbſt ſeinem begeiſterten Biographen Cramer zu weit. Sein außerordentlicher Briefwechſel mit hoch und niedrig, alt und jung, Mann und Weib gibt Kunde von der Bedeutung dieſes Typus der Harmloſigkeit, Kindlichkeit und tugendhaften Lebensfreude in der deutſchen Kulturgeſchichte und zeugt zugleich von dem freilich nicht ſehr tief gehenden allgemeinen Drang, ſich zu bilden und ſich zu beſſern. Gellerts Arbeit galt in erſter Linie wieder dem Bürgertum, er war aber auch dem niederen Volke ein Freund und diente, nach Rabener, „einem geringen Manne mit größern Freuden als einem vornehmen“: anderſeits zeigte er doch ſchon, und noch mehr als Gottſched, den Einfluß des geiſtig regen Bürgertums auf den Adel. Fürſten und Herren wetteiferten, ihm Geſchenke zu machen; adlige Studenten ſuchten ihn beſonders häufig auf; adlige Miniſter, Offiziere, Damen begehrten ſeine Korreſpondenz. Wie geſagt, fand er auch eine große Gemeinde unter den Katholiken. Überhaupt war ſeine Popularität ganz ungeheuer, und Gegner hatte er gar nicht: erklärt wurde das ſchon bald nach ſeinem Tode eben durch ſeine Mittelmäßigkeit. Namentlich der Jugend und den Frauen, für die und unter deren eifriger Mitwirkung auch Gottſcheds „Vernünftige Tadlerinnen“ geſchrieben waren, hatte er es angetan. „Die Verehrung und Liebe“, ſagt Goethe, „welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich.“ „Vater Gellert“ nannte ihn eine Leipzigerin. Die Frauenwelt, die er gern in ihren Schwächen, aber immer anmutig und liebenswürdig ſchilderte, war aber auch ein Hauptobjekt ſeiner Tätigkeit, und wenn ihn Danzel darum den Frauenzimmerlichen genannt hat, ſo iſt vielmehr der richtige Blick Gellerts dafür anzuerkennen, daß die beſte Stütze aller inneren Reform das einfache, nicht verbildete Gemütsleben der Frauen war. Ihr Herz und ihre Natürlichkeit ſchätzte er noch viel höher als ſchon einzelne Wochenſchriften. Den Brief einer „niedrigen Mutter“ empfahl er einmal vornehmen Damen als Muſter: die Frauen hielt er als ſolche von vornherein für befähigt, natürlich zu ſchreiben.

Die Frauen und Mädchen waren es nun auch, die an dem weiteren Durchdringen eines weichen und „empfindlichen“ Gefühlslebens den größten Anteil gehabt haben. Zündeten Gellerts Oden gerade bei ihnen, ſo fand auch die erhabene, in die Tiefe gehende, fortreißende Dichtung des jungen Klopſtock beſonders bei ihnen begeiſterten Widerhall. Wie ſich die Schweizer für Milton vor allem als religiöſen Dichter begeiſtert hatten, ſo wurzelte der ebenfalls für Milton ſchwärmende Klopſtock in den religiöſen Gefühlsſtimmungen, die auf den Pietismus zurückgingen, und die Begeiſterung für ſeinen „Meſſias“ hatte neben dem nationalen vor allem einen religiöſen Untergrund. Aber das Feuer ſeiner Schwärmerei und der lyriſche Schwung des Gefühlsausdruckes, die Kunſt, tiefe Stimmung zu erwecken, gingen über die Gellertſche Rührſeligkeit weit hinaus. Klopſtock bedeutete eine große Etappe in der Entwickelung des Gefühlslebens, und er gerade leitete die eigentliche Überſchwenglichkeit durch ſeine Oden vom religiöſen auf das weltliche Gebiet oder, wie die Gottſchedianer meinten, „die herrnhutiſche Schwärmerei“ von der Religion auf die Poeſie hinüber, ſo ſehr das Überſinnliche das Grundelement auch ſeiner weltlichen Dichtungen blieb. Dem Fluge ſeiner hohen, idealen Phantaſie und der überſtrömenden Gefühlsfülle, die ſich um die klare Geſtaltung der Gedanken nicht weiter kümmerte, ſuchte auch die ſtaunende Menge zu folgen. Die literariſche Welt begann ihn nachzuahmen — ſein Schwung wirkt bis zu den eigentlichen Klaſſikern nach —, und die „Seraphiker“ machten ſich bald unangenehm bemerkbar. Selbſt im Verkehr kam bereits die neue gefühlvolle Art zum Vorſchein. Statt ſich ſteif zu begrüßen, begannen ſelbſt Männer ſich zu umarmen und zu küſſen, wie die Leipziger Gründer der ſich von Gottſched emanzipierenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes“, die Gellert anhingen, und zu deren Mitarbeitern Klopſtock gehörte. Echte Klopſtockſche Jünger waren ſpäter die jugendlichen Mitglieder des Göttinger Hainbundes mit ihrem „Bundesgelübde“: „Religion, Tugend, Empfindung!“; bei ihnen geſellten ſich dann unklare Freiheitsſchwärmerei und Deutſchtümelei wieder nach Klopſtocks Muſter hinzu.

Bei Klopſtock trat nun weiter beſonders in den Oden in ſchöner Form ein ſtimmungerregendes Element hervor, das für die Entwickelung des neuen Innenlebens in weltlicher Richtung von größter Bedeutung war, ein ſtarkes Naturgefühl, eine wirkliche Naturbegeiſterung. Ihn, der in körperlichen Übungen und freiem Naturleben von Jugend auf groß geworden war, kennzeichnete ein tiefes Mitleben mit der Natur: ſie gewährte ihm die höchſte Freude. Bekannt iſt ſeine Begeiſterung für den Eislauf (ſ. die untenſtehende Abbildung). „Eislauf", ſagt ſein Freund Cramer, „predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers ... eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter." Den Winter, den man einſt nur von der unwirtlichen Seite anſah, pries er auch in Gedichten; doch findet ſich eine dichteriſche Verherrlichung des Winters und ſeiner landſchaftlichen Reize ſchon früher bei Brockes wie bei den Engländern (Thomſon). Einem Manne wie Gottſched war dergleichen fremd, aber es iſt bezeichnend, daß dieſer ſchon ſeiner Frau ihre Naturſchwärmerei gelegentlich vorhalten mußte. Gerade ſie zeigte, wie wohl manche Frauen ihrer Zeit, bereits eine hohe Empfänglichkeit für Eindrücke der Natur, war dabei freilich noch ein wenig ſteif: ihr „Geiſt ergötzt ſich an den vortrefflichen Werken der Natur".



Schlittſchuhlauf. Aus Abraham a Santa Clara, „Huy und Pfuy der Welt", Würzburg 1710.

Aber jener allgemeine Drang zum Natürlichen (vgl. S. 352) machte ſich jetzt auch im Landſchaftsgefühl immer mehr bemerkbar. Mehr verſtandesmäßig iſt noch die Art von Brockes. Seine detaillierte Beſchreibung der Landſchaft zeigt die Zunahme des Intereſſes an ihr, zugleich aber die noch herrſchende pedantiſche Äußerlichkeit. Brockes, der auch ein feineres Farbenempfinden bewährt, ſteht übrigens ſchon unter dem Einfluß der holländiſchen Malerei wie der engliſchen Dichtung. Anderſeits bleibt er im Bann der linearen franzöſiſchen Gartenkunſt (vgl. S. 7 und 18). Das bisherige höhere Landſchaftsgefühl, längſt entwickelt, knüpfte ſich für die von der Renaiſſancebildung ausgegangenen Menſchen eben zunächſt an eine künſtliche Formung, eine Stiliſierung der Natur, an den Garten. Wir haben (S. 344 f.) von der älteren Gartenfreude, die zum Teil auch einfache, beſcheidene Seiten zeigt, ſchon geſprochen. Überhaupt fehlte ja auch der Verſtandeszeit nicht die einfache Naturfreude, die zu allen Zeiten lebendig war. Die Vorliebe für den damaligen Garten mit ſeinen geometriſchen Linien und Figuren entſprach dem rationaliſtiſchen Geiſt der Zeit, die Freude an ſeinem Ertrag jenem ausgeprägten Sinn für die Nützlichkeit (vgl. S. 347), der ſich weiter in der Gleichſetzung von fruchtbar und ſchön (die wir auch bei Italienern des 16. Jahrhunderts finden), in der Schätzung der Felder, der Wieſen, überhaupt der Kulturlandſchaft, vor allem der wohlangebauten Ebene, etwa der Lombardiſchen, äußerte. Die Holländiſche Landſchaft wurde entſprechend dem allgemeinen Einfluß Hollands (vgl. S. 318f.) die Modelandſchaft. Man übertrug überhaupt, wie Kammerer nachgewieſen hat, das Gartenideal auf die freie Landſchaft. Der Reiz der „perſpektiviſchen Verkürzung der geraden Linien" — die Perſpektive im Garten durch lange gerade Wege auf ferne Punkte (vgl. S. 18) ſoll freilich, wie Walzel betont, jene nur im Ausſchnitt ſichtbare Ferne gleichſam in den Garten einbeziehen — ergab jene Freude an den Alleen (vgl. S. 20) und den von Bäumen begleiteten Kanälen, die man gerade Holland gern nachmachte. Auch als man ſpäter der Bergwelt näherkam (vgl. S. 396), legte man an dieſe zunächſt Gartenmaßſtäbe, bewunderte vor allem die Waſſerfälle, weil man in ihnen die Waſſerkünſte der Gärten wiederfand, verglich die Berge mit Pyramiden uſw.

Wie man anfangs die Berge durchaus nicht ſchätzte, ſo hatte man überhaupt keinen Sinn für das Große und Erhabene in der Natur, ſo auch noch viel ſpäter nicht für die See, ja für das Gewaltige der eigentlichen weiten Ebene ebenfalls nicht. In der bevorzugten „ebenen" Gartenlandſchaft war doch immer der anmutige Wechſel das Weſentliche, und mehr als die völlige Ebene wird die wellige Landſchaft, die Unterbrechung der Fläche durch kleine Hügel geſchätzt. Das Stichwort der Zeit für die erwünſchte Landſchaft iſt „angenehm"; daneben ſpricht man von „feiner und luſtiger" Gegend. Dieſes idylliſche Empfinden, immer, wie geſagt, mit dem Sinn für das Nützliche von Garten und Feld verbunden, hatte nun in der Welt der Bildung ſeit langem eine ſtark konventionelle Färbung durch jenes auf die Renaiſſance, d. h. in letzter Linie auf die Kulturüberreiztheit der Antike zurückgehende Schäferideal der Ariſtokratie (vgl. S. 344) erhalten. Die grüne Flur, der grüne Hain, der bunte Frühling, die kühle Quelle und der hüpfende Bach ſind neben dem ſchäferlichen Koſtüm und dem antiken Apparat die dazugehörigen Requiſiten in Kunſt und Dichtung. Im Rokoko, da man eine Art jener Kulturüberreiztheit nicht mehr nur in der Einbildung empfand, verriet das Ganze wirklich eine ſentimentale Sehnſucht nach der freien Natur. Der immer ſtärkere Gefallen an der freien Landſchaft, freilich einer ſolchen idylliſchen, „zierlichen" Charakters, ließ dann eine Abneigung gegen den ſteifen franzöſiſchen Garten entſtehen. Sie zeigt ſich (unter engliſchem Einfluß) deutlich bei Hagedorn, deſſen Landſchaftsgefühl aber noch durchaus das ſchäferlich-konventionelle iſt. „Die Reizung freyer Felder beſchämt der Gärten Pracht", heißt es bei ihm. So ſucht man den Garten, die ſtiliſierte Landſchaft, ſelbſt zur freien Landſchaft zu geſtalten. Schon gegen 1720 beginnt ſich der nach der landſchaftsgeſchichtlichen Seite bereits (S. 19) geſchilderte engliſche Garten in ſeinen erſten Etappen zu verbreiten. Addiſon vor allem hatte ihm in England den Boden bereitet. In Frankreich trat dann Rouſſeau für ihn ein. In Deutſchland ſetzte er ſich gegen den franzöſiſchen Garten, deſſen gerade Linien Salomon Geßner bereits verwirft, nur langſam durch; erſt in den ſiebziger Jahren iſt das völlig gelungen. Seine theoretiſchen Hauptverfechter waren hier J. G. Sulzer und Hirſchfeld. Man leitete ihn früher irrtümlich zum Teil von dem ebenfalls unregelmäßigen, aber maleriſcheren chineſiſchen Garten her, von dem man durch Miſſionare Kunde erhielt, und den ſpäter Chambers näher ſchilderte und auch einzubürgern ſuchte. Aber ſchon vor Chambers hatte Kent (vgl. S. 19) als maßgebender praktiſcher Vertreter des engliſchen Gartenſtils gewirkt. Freilich blieben auf dieſen die Chinoiſerien bei der ſchon vom Rokoko herſtammenden Bewunderung chineſiſcher Einrichtungen nicht ohne Einfluß.

Weiter erhielt nun das Gebirge ſeine Stelle im landſchaftlichen Empfinden. Man ſchätzte zwar die „ebene“, mit Alleen durchzogene Gegend, die man früher auch zur Anlage von Luſtſchlöſſern, wie Nymphenburg oder Schwetzingen (obgleich Heidelberg ſo nahe war), wählte, noch lange, aber man fand den Harz oder den Schwarzwald nicht mehr „betrübt“, die Sächſiſche Schweiz nicht mehr „furchtbar“, wie 1716 Lady Montague, der dann Dresden „wunderbar anmutig in einem ſchönen großen Platze“ erſchien. Schon 1696 gab es in der Schneekoppenbaude ein Fremdenbuch. Brockes erklärte die „rauhen Höhen“ des Harzes für ſchön, und bald beſtieg man den Brocken, „um die Sonne aufgehen zu ſehen“. Ja man nannte auch das Hochgebirge allmählich nicht mehr „greulich und langweilig“ wie im 16. Jahrhundert. Freilich hatte es ſchon unter hochgeſtimmten Italienern der Renaiſſance und dann im 16. Jahrhundert unter den Schweizern ſelbſt begeiſterte Bewunderer desſelben gegeben, wie Conrad Gesner oder Aretius. Anderſeits verrät das Alpengedicht H. R. Rebmanns (Räbmans), das „poetiſch Gaſtmal und Geſpräch zweyer Bergen, nemlich deß Nieſen vnd Stockhorns“ (1606), nichts von landſchaftlichem Empfinden. Sinn für die Schönheit der Alpen zeigt aber Johann Jakob Graſſer und ſpäter, nach 1700, Johann Jakob Scheuchzer. Langſam kam man alſo ſeit dem 17. Jahrhundert der Bergwelt näher, die Höhe imponierte zunächſt, man ſtaunte (vgl. S. 395) die Waſſerfälle an. Aber auch der Dichter der vielgeleſenen „Alpen“ (1729), Haller, iſt keineswegs in die weſentliche Schönheit der Alpen ſeeliſch eingedrungen, obwohl er ſpäter über die bloße Beſchreibung hinaus ihre Eindrücke zum Inneren in Beziehung ſetzte, behandelte ſie vielmehr idylliſch und moraliſierend. Aber er hat doch die Alpennatur einem allgemeinen, geradezu europäiſchen Publikum näher gebracht und erſt recht eigentlich den Wandel von dem an den Garten geknüpften Landſchaftsgefühl zu einem erhabeneren herbeigeführt; er rief faſt eine Begeiſterung für das Gebirge, die ſich auch in einer ausgiebigen Gebirgspoeſie äußerte, hervor. Reiſebeſchreibungen um 1750, wie die J. G. Altmanns, enthalten häufiger bewundernde Äußerungen über die Pracht der Gletſcher und anderes. Haller wurde noch viel geprieſen, als er ſchon lange überholt war. Das geſchah durch den wahren Entdecker der Hochgebirgsromantik, Rouſſeau (vgl. S. 415).

Im ganzen iſt zunächſt das Naturgefühl noch nicht völlig rein und frei, oft künſtlich und immer noch mit gelehrtem Apparat verquickt. Der Wald, in der Perückenzeit nicht geſchätzt, iſt auch in der Zopfzeit noch kaum wieder entdeckt, die Waldlyrik ſteht der wahren Natur des Waldes noch fremd gegenüber. Der Einfluß jener ſchäferlich-idylliſchen Richtung äußert ſich noch in der phantaſtiſchen Auffaſſung ferner fremder Landſchaften, etwa der Südſeeinſeln, deren wilde Bewohner wie freundliche Kinder, roſengeſchmückt in arkadiſchem Frieden dahinlebend, in Kalendern und ſonſt dem nun ſchwärmeriſch gewordenen Publikum vorgeführt werden. Für dieſe idylliſche Richtung, die Beſcheidenheit des Ganzen wie für das Nachwirken des alten Nützlichkeitsſtandpunktes iſt auch die Schätzung des Landlebens bezeichnend, wie ſie bei Gleim, überhaupt den Anakreontikern, bei Ewald von Kleiſt, der ſonſt, den Engländern folgend, einen weiteren Fortſchritt zu innigerem Naturgefühl herbeiführt und einen großen Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen ausübt, hervortritt. Das Sanfte, „Angenehme“, ſteht noch lange im Vordergrund, bis eben Klopſtock kräftigere, aber auch ſtark überſchwengliche Töne anſchlägt. Vor allem iſt die Naturſchwärmerei wieder religiös gefärbt; das zeigen Gellert, Gleim, auch Kleiſt und wieder Klopſtock. Die „weiſe“, die „unfehlbare“ Natur wird wie eine Göttin angeſehen: mit religiöſer Inbrunſt glaubt man an ihre Vollkommenheit. Die Allmacht des Schöpfers wird bewundert, man beginnt bei einer Harzausſicht um 1750

Gellerts Lied „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" anzuſtimmen. Es ſteckt zugleich immer noch das lehrhafte Element, die Naturbetrachtung darin: wirkliche Stimmung, von gewaltiger Empfindung getragen, aber die Schilderung auch wieder unbeſtimmt, neblig und allgemeiner machend, kommt, wie betont, weſentlich erſt bei Klopſtock zum Vorſchein.

Indeſſen wird allmählich für das Naturgefühl eben jener Zug der wichtigſte, der überhaupt für das neuerwachte Gefühlsleben, ähnlich wie bei demjenigen der dem Kindesalter entwachſenen Jugend, vor allem bezeichnend iſt, die Empfindſamkeit. Das Idylliſche kehrt das negative Element, das in ihm ſteckt, ſtärker heraus, die Flucht in die friedliche Einſamkeit vor der Kultur, der Geſellſchaft, vor dem Hof und der Stadt. Der innerlich Kranke ſucht Geneſung am reinen Buſen der Natur, er ſucht Beruhigung, Erlöſung in ſtillen Tränen, verſunken etwa in den Anblick des ſanften magiſchen Mondlichtes. Geßners Idyllen tragen ſolchen Charakter. Überhaupt miſcht ſich in die Wonne der Natur die Sehnſucht, das Weh, das im Menſchen bei ihrer Betrachtung nunmehr erweckt wird, ſo bei Ewald von Kleiſt. Das Weſentliche iſt die innigere Inbeziehungſetzung der eigenen Seele zur umgebenden Landſchaft; Klopſtock bedeutet auch hier eine Etappe. Namentlich düſtere Naturbilder wirken nun ſtark, die Nacht, ihre „Todesſtille", der Sang des Wächters: „Leiſer, dumpfer tönt es hier in der bangen Seele mir, nimmt den Strahl der Hoffnung fort, wie den Mond die Wolke dort" (Jacobi). Man wird durch die Gefühle, die die Natur erweckt, zum Weinen gebracht. Klopſtock wandelt nach Cramer „am Bache und weint", er „geht aus im Lenze auf den Blütengefilden, und ſein Auge fließt von Tränen über". Woher dieſe Stimmung? Wurde ſie durch die wachſende Naturliebe gefördert, ſo war ſie doch nicht von ihr verurſacht. Warum weinten die Leſer bei der Lektüre des „Meſſias", bei der Lektüre des Homer? Warum vergoß man Tränen, wenn man am ſeligſten war? Schon der Pietismus war immer mehr in krankhafte Gemütserregung ausgeartet: indem man ſich, wie z. B. Hallers Tagebuch zeigt, fortwährend ſelbſtquäleriſche Vorwürfe machte, Sündhaftigkeit in ſeinem Leben überall fand, geriet man in melancholiſche Stimmung, die ſogar, wie z. B. bei dem jungen Buddeus in Jena, zum Selbſtmord führte. Auch Gellert hatte namentlich ſpäter aus religiöſen Gründen ſtarke Beunruhigungen über ſein „Elend und ſeine Strafwürdigkeit". Aber wenn bei ihm ſonſt das Weltliche ſein Recht fand, wenn er einer ſchwermütigen Korreſpondentin ſogar empfahl, ſich vorzuhalten: „Deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du ſündigſt an dir ſelbſt", ſo gibt uns doch gerade ſein Briefwechſel Zeugnis von der weiten Verbreitung der Melancholie, namentlich auch im weiblichen Geſchlecht. Oft wird ihm die Frage vorgelegt, ob man ſich dem Hange zur Schwermut überlaſſen dürfe; er muß die Meinung eines Mädchens, deren „allzu empfindliches Herz" von der Ehe nichts wiſſen will, bekämpfen. Aber eben ſeine Betonung des „guten, empfindlichen Herzens" förderte doch die ganze Stimmung: er ſelbſt ſpricht einmal von einer freundſchaftlichen Stelle eines Rabenerſchen Briefes an ihn, „die ihn beinahe vor Empfindung getötet habe". Es war der natürliche Überſchwang eines neuen, anfangs ungewohnten Innenlebens, zum Teil, wie auch bei Gellert ſelbſt, verſetzt mit einem unreifen, ſelbſtgefälligen Prunken mit den neuen Empfindungen, ja mit Scheinſucht und Unnatur (vgl. S. 401). Vortrefflich ſpiegelt ſich die Stimmung in dem Briefe eines jungen Mädchens an Gellert wider: „Mein Herz iſt von Natur weich, zu der feurigſten, zärtlichſten und beſtändigſten Freundſchaft aufgelegt, ſtets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber ſo ſehr zur Schwermut geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Tränen nehmen muß, um dasſelbe zu erleichtern.“ Weiter aber preiſt ſie die Lektüre als ihren „liebſten Zeitvertreib“ und zeigt, daß gerade die wachſende Beſchäftigung mit der Literatur das Gefühlsleben noch ſteigerte: „Ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopſtocks würde mir das Leben eine Laſt ſein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich als alle Güter und Freuden dieſer Welt; aber eben dieſe rührenden Stellen, eben dieſe Empfindungen erweichen mich ſo ſehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder faſſen kann.“

Die Empfindſamkeit iſt allein aus der Entwickelung des deutſchen Menſchen heraus nicht zu verſtehen: wieder wirkte auch ein fremdes Vorbild und tat recht viel zu der Weichheit der deutſchen Seele hinzu. Es kommt hier der ſchon (S. 382) berührte Einfluß Englands in Betracht. Mehr und mehr griff eine Anglomanie um ſich, unter deren Bann auch Rouſſeau ſteht, und die, von Frankreich weiter verbreitet, gerade der kulturellen Hegemonie Frankreichs in Europa ein Ende machen ſollte. Die ganze Geiſteshaltung der Engländer ſchien der franzöſiſchen überlegen. Schon 1725 ſtellte B. L. v. Muralt in ſeinen „Lettres sur les Anglois et les François“ den bon sens der Engländer über den bel esprit der Franzoſen. Bereits ſahen wir (S. 382 f.) auf ſittlich-geſellſchaftlichem Gebiet jene vom engliſchen Bürgertum getragene Reformbewegung für Deutſchland maßgebend werden, vor allem durch den einflußreichen „Spectator“ Addiſons. Aber Addiſons Anregungen erſtreckten ſich auch auf das Gebiet des Geſchmacks (Umgeſtaltung des Gartens, vgl. S. 395) und der Literatur. Die Miltonbegeiſterung der Schweizer (vgl. S. 389) ſtammte von ihm, und ebenſo verdankten dieſe ihm jene Hinleitung auf die mittelalterliche Literatur und die Volkspoeſie (bei Addiſon natürlich Englands). In letzterer Beziehung hat er auch auf Klopſtock gewirkt. Es ſteckte in alledem ein Zug zu größerer Urſprünglichkeit, zu wahrer und natürlicher Empfindung, eine Abwendung von den Idealen der franzöſierten Geſellſchaftskultur. Eine ähnliche Strömung vertritt Defoes „Robinſon“, der ungemein zündete und eine gewaltige europäiſche Robinſonliteratur hervorrief. Der Einfluß der engliſchen Literatur nach der Seite des Empfindungslebens äußerte ſich zunächſt ſtärker in jener idylliſchen Richtung. Noch herrſchte auch in England ſelbſt die verſtandesmäßige Art und der franzöſierte klaſſiziſtiſche Geſchmack durchaus vor. Pope war der große Literaturbeherrſcher. Aber er wirkte auf Deutſchland nicht nur als philoſophiſcher Lehrdichter, ſo auf Haller, der auch ſelbſt in England geweilt hat, ſondern vor allem eben als idylliſcher Naturſchilderer, ſo auf Brockes und Hagedorn in Hamburg, das ja durch ſeine alten Handelsbeziehungen zu England ſtändig engliſche Einflüſſe erfuhr (vgl. S. 382). Hagedorn, der auch in ſeiner heiteren Dichtungsart von den Dichtern Prior und Gay beeinflußt wurde, war ebenfalls in dem „glückſeligen England“ geweſen. Auch Thomſon, immer noch klaſſiziſtiſch gerichtet, aber durch ſeine friſchen, freilich allzu eingehenden Naturſchilderungen dem idylliſchen Zuge der Zeit aufs glücklichſte entgegenkommend, hat ſpäter Brockes beeinflußt. Dieſer hat auch ſeine „Jahreszeiten“ überſetzt. In dieſer Form haben ſie dann Ewald von Kleiſt angeregt und gefördert. Der Zug zu einfacher Natürlichkeit, zur idylliſchen Natur war dem franzöſiſchen Geiſt, wie er ſich im Rokoko darſtellte, durchaus nicht fremd (vgl. S. 367): aber wie England mehr und mehr in einen politiſchen Gegenſatz zu Frankreich geriet, ſo drängte ſeine Weſensart auch zu einer inneren Reaktion gegen den in der franzöſiſchen Kultur vorwaltenden Geiſt der Äußerlichkeit. Herz und Empfindung wurden die Stichworte der engliſchen Literatur, und wie ſie dadurch anfangs ſelbſt auf Frankreich wirkte, ſo mußte ſie viel mehr auf das innerlich verwandte und nicht minder auf jene notwendige Reaktion hindrängende Deutſchland wirken. Man hat nun freilich darauf aufmerkſam gemacht, daß die Empfindſamkeit doch auch in Frankreich ſelbſt einen ihrer Ausgangspunkte habe. Sterne, von deſſen Bedeutung für die Entwickelung der Empfindſamkeit wir noch hören werden, hat gelegentlich geäußert: „ich führe meine Sache ganz à la française" und damit das Sentimentale gemeint. v. Waldberg hebt ferner als empfindſamen franzöſiſchen Autor Baculard d'Arnaud hervor („Épreuves du sentiment", 1742) und weiſt auf ſonſtige entſprechende literariſche Erſcheinungen hin.

Jedenfalls war für Deutſchland der engliſche Einfluß in erſter Linie beſtimmend. Richardſon mit ſeinen bürgerlichen Tugend- und Laſterromanen war der zeitgemäße weltberühmte Vertreter der neuen weichen Stimmung, die immer mehr zum Rührſeligen führte. Gellerts Korreſpondenz beſtätigt den Einfluß Richardſons (und des gleich zu erwähnenden Young) auf ihn ſelbſt und zeigt deſſen Verbreitung im ſonſtigen Publikum. Unter Richardſons Einfluß ſteht Gellerts „Leben der ſchwediſchen Gräfin von G." und manches Werk anderer Autoren bis zu Hermes' „Miß Fanny Wilkes". Aber er äußert ſich auch bei Leſſing (in dem bürgerlichen Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon", das freilich mehr von Lillo abhängig iſt), gelegentlich (in einem Drama) bei Wieland, ſelbſt bei Goethe. Auch der letzte Roman Richardſons, „Grandiſon", wurde zur Lieblingslektüre der leſewütigen Deutſchen. Nachahmungen Richardſons finden noch viel ſpäter ihr Publikum. Aber ebenſo hat die geſunde Reaktion gegen ihn, die der humorvolle Wirklichkeitsſchilderer Fielding vertrat, in Deutſchland ihren Einfluß geübt. Wieland folgte dieſem Muſter, und auch bei dem erwähnten Hermes wirkte es. Anderſeits ſchrieb ſich nun wieder jene Verdüſterung der Stimmung zum Teil von England her, von Young. Klopſtock hatte (vgl. S. 393) die Anregung zu ſeinem „Meſſias" nicht zum wenigſten jenem älteren gewaltigen Engländer, Milton, deſſen „Verlorenes Paradies" ihn ebenſo „natürlich wie voll Majeſtät" dünkte, verdankt. Aber ſeine Schwermut und ſeine Todesgedanken, die ſich ſpäter immer mehr mit ſeinen friſchen Naturgefühlen eigenartig miſchten, ſind wohl mit den „Nachtgedanken" Youngs, mit dem er in freundſchaftlicher Korreſpondenz ſtand, zuſammenzubringen, wenn auch beide vielleicht an ſich denſelben Weg wandelten. Dieſe „Nachtgedanken", freilich erſt 1760 überſetzt, hatten in Deutſchland überhaupt ein größeres Publikum als in England ſelbſt, wenigſtens nach Anſicht des engliſchen Geſandten in Berlin. Vor allem begann aber damals Sterne zu wirken, und gerade die eigentliche Periode der Empfindſamkeit, die der Gellertſchen Rührſeligkeit folgte und zum Sturm und Drang leitete, wird auf ihn zurückgeführt, wie auch das Wort „ſentimental", auf Leſſings Vorſchlag mit „empfindſam" überſetzt, von ſeiner „sentimental journey" ſtammte. Es war, wie Sterne ſagt, „eine ruhige Reiſe des Herzens nach der Natur und nach ſolchen Regungen, welche aus ihr entſpringen", in ihrer von den üblichen belehrenden Reiſebeſchreibungen ganz abweichenden ſubjektiven, amüſanten Art nicht ohne franzöſiſche Vorläufer. Aber anders als jene wirkte ſie vor allem durch die Herzenstöne des weichen Empfindens, freilich in einer für Sterne charakteriſtiſchen Miſchung mit weltmänniſcher Lebensluſt. Sternes Buch wurde in Deutſchland auch ſtark nachgeahmt (J. G. Jacobi, Schummel, Knigge, M. A. v. Thümmel). Goethe meint, da er von dem krankhaften Fieber ſpricht, das er mit dem „Werther" nicht erregt, ſondern aufgedeckt habe, Sternes Einfluß auf den „Urſprung und Fortgang" einer „gewiſſen Sentimentalität", die ſich zu der ſchönen äſthetiſch-literariſchen Entwickelung geſellt habe, „weil der Bezug nur auf's Innere ging", dürfe man nicht verkennen. „Wenn auch ſein Geiſt nicht über den Deutſchen ſchwebte, ſo teilte ſich ſein Gefühl um deſto lebhafter mit. Es entſtand eine Art zärtlich leidenſchaftlicher Aſcetik, welche, da uns die humoriſtiſche Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbſtquälerei gewöhnlich ausarten mußte.“ In der Tat gab z. B. Sternes Mönch Lorenzo Anlaß zur Verbreitung der Lorenzodoſen, die gleichſam das Ordenszeichen eines ſanften Tugendbundes waren. Und Lichtenberg beſtätigt, daß Sternes „warmes, gefühlvolles Herz... unter uns Deutſchen zum Sprichwort geworden“ ſei. Die zunehmende Rührſeligkeit zeigte ſich nun auch in jenen ſentimentalen Zutaten des engliſchen Gartens (vgl. S. 19), die weſentlich zu ſeiner Schätzung beitrugen: mit Gewalt ſollte der Wandelnde Stimmung empfinden und weich werden. Anderſeits ſei noch an die Wirkungen des idylliſchen „Vicar of Wakefield“ auf das deutſche Gefühlsleben (Goethe) erinnert. Vor allem kommt aber gerade für die Entwickelung der Empfindſamkeit der von Macpherſon angeblich nur herausgegebene, in Wahrheit unter Verwertung gäliſcher Gedichte ſelbſt erſonnene „Oſſian“ in Betracht, der ungeheuer einſchlug. Herder wünſchte ihn als „Lieblingsdichter junger epiſcher Genies“, Werther lieſt Lotten kurz vor der Kataſtrophe aus ihm, dem „Herrlichen“, vor. Neben den tiefen Herzenstönen wirkte hier wieder die Anregung des Naturgefühls, die Schilderung einer nebelhaften, durch Starrheit und Öde Schwermut weckenden Natur. Gerade die Wirkung des „Oſſian“ verſtärkte jene melancholiſche Naturbetrachtung, die aus der Natur nicht Heiterkeit und Friede, ſondern Wehmut und Seelenſchmerz ſchöpfte.

So zog denn wie eine anſteckende Seuche durch die Gemüter der Menſchen jene immer zunehmende empfindſame Strömung; ſie wuchs ſich zu einer modiſchen Plage aus, ging freilich bei vielen nicht tiefer als die galanten Allüren der abgelaufenen Periode. Insbeſondere ergaben ſich ihr die Frauen völlig. „Unſere heutigen Mädchen“, urteilte Wieland, „ſind, Gott ſei's geklagt, faſt durchgängig auf Schwermut und Empfindſamkeit geſtellt.“ Die Frauen, denen die galante Zeit wieder geſellſchaftlichen Nimbus, der Pietismus einen größeren gemütlichen Einfluß gegeben hatte, waren ſchon bei den moraliſchen Reformern wie bei Gellert und den „Bremer Beiträgnern“ der bevorzugte Teil des Publikums geworden. Die Hebung ihrer Bildung war ein Hauptziel der Schriftſteller. Mit dem immer engeren Verhältnis der Frauen zur Literatur ſtieg auch dieſe Bildung, zugleich jedoch mit der Empfindſamkeit der Gefühlskult und weiter der Einfluß des Weiblichen überhaupt, unter dem noch die Klaſſiker und Romantiker ſtanden. Vor allem erhielt aber eben die empfindſame Epoche einen vorwiegend weiblichen, unmännlichen Charakter. Mit dem Leben wurde man nicht mehr fertig; auf ſeine unangenehmen Seiten reagierte man immer empfindlicher. Der Selbſtmord griff ſeitdem graſſierend um ſich. Auch dieſe Manie ſchrieb Goethe zum Teil jener Lebensüberdruß verbreitenden ernſten, moraliſch-didaktiſchen engliſchen Poeſie zu; „allem dieſem Trübſinn“ habe dann Oſſian „ein vollkommen paſſendes Lokal“ gegeben. Aber immer wirkte doch auch das Unbefriedigende der damaligen Zuſtände: das Innere iſt geweckt, ſtrömt über, die Wirklichkeit drückt, engt ein, tötet. „Von Außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Ausſicht, uns in einem ſchleppenden, geiſtloſen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müſſen“ — da mochte nach Goethe mancher zum Lebensüberdruß kommen. Sein „Werther“, in dem er ſich ſelbſt von ſolcher Stimmung befreite, ſchlug ungeheuer ein. „Die Exploſion“ war „deßhalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deßwegen ſo groß, weil ein jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam“. Solche Stimmung, die wir hier ſchon etwas vorgreifend ſchildern, obwohl ſie einer erſt ſpäter (S. 416) zu beobachtenden neuen Phaſe des Gefühlslebens entſprang, ging denn auch über die bisherige bloße Tränenſeligkeit weit hinaus. Allerdings wuchs dieſe ihrerſeits zum völligen Kultus der Tränen aus. Man weinte ſchon bei der Lektüre freundſchaftlicher Briefe, beim Wiederſehen, beim zärtlichen tête-à-tête. Man fand am Weinen geradezu Genuß. Der junge Claudius wünſchte von Gerſtenberg anſtatt ſüßer Tändeleien „lieber ein Trauerſpiel oder ſonſt tragiſche Stücke, dabei man ſo recht weinen muß. Wie unausſprechlich ſüß iſt die Träne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück ſeines Freundes weint, und wer wird uns die Tränen beſſer herauslocken können als Sie?“

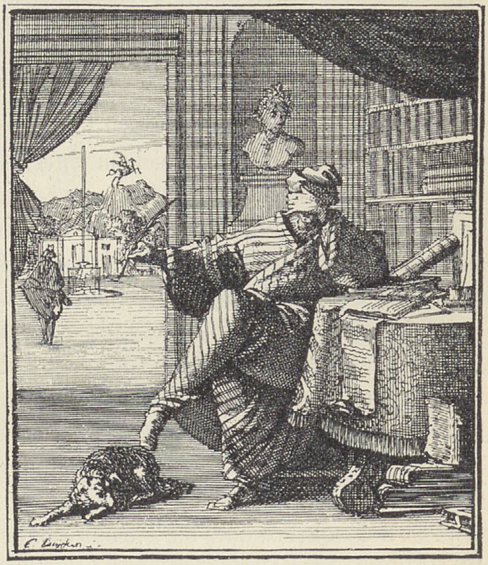
Sehr bald hatte ſich freilich bei der Gefühlsſeligkeit das Unwahre und Unnatürliche jedes Überſchwanges gezeigt; es zeigte ſich um ſo ſtärker, je mehr die Sache Mode wurde. Schon bei der moraliſchen Bewegung war viel Unwahrheit hervorgetreten. Die „Tugend“ wurde mehr im Munde geführt als geübt: die äußerliche Weltklugheit blieb immer noch Hauptmaxime, und die Sittlichkeit gewann wenig. Wie „kläglich“ und niedrig iſt etwa die Liebes- und Heiratsgeſchichte Johann Salomo Semlers, die Guſtav Freytag uns wieder vorgeführt hat! Wie ſittlich anſtößig iſt der Inhalt der „Schwediſchen Gräfin“ von Gellert trotz aller „tugendhaften“ Umhüllung! Ganz ähnlich war es von Anfang an mit der Rührſeligkeit beſtellt. Schon die Pietiſten hatten einen eigenen gefühlsmäßigen Apparat, bei deſſen Anwendung man ſchwerlich das Entſprechende immer fühlte. Und ſo gab es auch im Kultus des Herzens eine ſtereotype Ausdrucksweiſe, die genau ſo modiſch war wie vorher die galanten Redensarten und Gebärden. Die Träne und der freundſchaftliche Kuß waren dabei zwei Hauptrequiſiten. Die Tränen kamen nur allzu leicht; anderſeits brauchen die Tränen, von denen man ſchrieb, nicht immer gefloſſen zu ſein. Die exaltierten Beteuerungen zärtlicher Freundſchaft und Liebe waren auch häufig nur Phraſen. Man trieb Effekthaſcherei, vor allem auch mit den gefühlsſeligen Briefen und Tagebüchern, für die man nichts ſehnlicher wünſchte als recht viele Leſer. Entſprechend drängte ſich auch in jenen natürlich ſein ſollenden engliſchen Garten viel Künſtlichkeit und theatermäßige Spielerei durch mancherlei Zutaten (vgl. S. 19). Und als das Gefühlsleben nun immer tiefer und wühlender wurde, als man, wie wir noch (S. 415 f., 419) ſehen werden, in der Sehnſucht nach Urſprünglichkeit und Natur im Banne Rouſſeaus den ſubjektiven Wallungen freieſten Lauf ließ, in der Zeit der Stürmer und Dränger, da war wieder in dem genialiſchen Gebaren der jungen Titanen mit den vielen O's und Ha's nur allzuviel Hohles und Nachgemachtes.

Noch eine bedenkliche Seite hatte der Gefühlsüberſchwang: er ſtärkte den alten, durch die Verſtandeskultur nur zurückgedrängten und noch jetzt durch die Aufklärer heftig befehdeten Zug zum Geheimnisvollen und Wunderbaren. Es erwuchſen nun über die älteren Myſtiker hinaus das ins Geniale gedrehte Prophetentum eines Lavater, dem viele begeiſtert anhingen, die Geiſterkunde eines Jung-Stilling; es erhob ſich der „große Magus des Nordens“, der tiefgründige Hamann (vgl. S. 413). Aber es trat zugleich das alte Magier- und Schwarzkünſtlertum wieder in die Erſcheinung. In der Schweiz wallfahrtete man zu dem wundertätigen Teufelsbanner Pfarrer Gaßner in Klöſterle und dem Harnſchauer Michael Schuppach in Langenau. Theoſophie ferner und Viſionarismus, namentlich auf Grund der Lehre Swedenborgs, Magnetismus (Mesmer) und Hellſeherei ſtanden in Blüte. Noch immer glaubte man an die Goldmacherkunſt, ſelbſt Männer wie Georg Forſter und Semler. Die vornehme Welt lag im Banne des geheimnisvollen Grafen Saint-Germain und ganz Europa in dem des großen „ägyptiſchen“ Schwindlers Caglioſtro, zu dem übrigens auch Lavater,

„dem ſcharfklugen und ſcharfurteilenden Genius Saeculi" zum Trotz, zeitweiſe bewundernd aufſchaute, ebenſo wie er für Gaßner und Mesmer eintrat. In der feinen Geſellſchaft war bei dieſem Treiben auch ein gewiſſes genußſüchtiges Raffinement mit im Spiel. Wenn ſeit längerem (vgl. S. 378) myſtiſche Strömungen ſchwärmeriſche Geiſter zu Geheimbünden trieben, ſo mußten dieſe nunmehr ſtark zunehmen, und die Unterdrückung verdächtiger Meinungen durch den Abſolutismus tat auch das ihre dazu. „Nie hat ſich der Sectengeiſt tätiger gezeigt", heißt es in den achtziger Jahren in der „Reichstagszeitung", „als in unſeren Tagen, welche man die aufgeklärten nennt." Dieſe geheimen Geſellſchaften gediehen beſonders im rheiniſchen Weſten und in Bayern (Regensburg). Aber dieſe Geheimbündelei lief zum Teil auf Befriedigung von Ehrgeiz und Eitelkeit oder einfach auf Schwindel und Betrug hinaus. „Erſcheinungen" und dergleichen ſpielten dabei wieder die Hauptrolle.

Aber wenn man für dieſe ganze Strömung, die auch die Verbreitung der ſpäter (S. 409) zu beſprechenden Freimaurerei begünſtigte, zum Teil das aufgeregte Gefühlsleben verantwortlich machen kann, ſo muß man die ſegensreichen Wirkungen des neuen Innenlebens auf die mit ihm in enger Wechſelwirkung (vgl. S. 398) ſtehende literariſche Entwickelung um ſo höher einſchätzen. Auf der einen Seite erwuchs gerade aus dem neuen Gefühlsleben eine innere Hebung dieſer Literatur, auf der anderen aus dem allgemeinen Bedürfnis nach Anregung des Gefühls eine vermehrte literariſche Produktion. Jene äußerliche Verſemacherei (vgl. S. 387) wurde als „nützliche" Tätigkeit noch lange eifrig betrieben, qualitativ freilich an Wert ſteigend: die Gelegenheitsdichtung galt für das ganze Leben nach wie vor als unentbehrlich; noch Goethe hat bekanntlich reichlich Gelegenheitsgedichte gemacht. Aber zum Dichten trieb immer ſtärker der innere Drang, anderſeits nahm in den höheren Intereſſen des ganzen Volkes bei dem Mangel an öffentlicher Arbeit, an politiſcher und ſozialer Betätigung die Literatur immer mehr den Hauptplatz ein. Bezeichnend ſind die damaligen Vornamen. Hatte der Pietismus die künſtlichen Fürchtegott, Gotthelf, Traugott gebracht, ſo begannen nun immer mehr Namen literariſchen Urſprungs ſich zu verbreiten, namentlich fremde, Charlotte, Babette, Fanny, Mary, Nelly. Dem Oſſian iſt Malwine entnommen. Die Einſeitigkeit und die Allgemeinheit des literariſchen Intereſſes haben eben die Schnelligkeit, den ſchönen Flug der Entwickelung unſerer Literatur weſentlich mit hervorgerufen. Vor den ſich an den Verſtand wendenden Wiſſenſchaften, welche die Vorherrſchaft der Theologie im geiſtigen Leben gebrochen hatten, trat nun die gefühlsmäßige Richtung geiſtiger Betätigung in den Vordergrund, d. h. die ſchöne Literatur, in deren Gewand zum Teil ſchon die moraliſchen Reformer zu wirken geſucht hatten. Alle Welt verlangte von der Literatur eben Anregung des Gefühls, und die Dichter wieder wetteiferten, Gefühl zu zeigen. Jenen Stich ins Gelehrte (vgl. S. 387) behielt die Literaturpflege freilich noch lange (ſ. die Abbildung S. 403). Die Bücherliebhaberei, der Eifer, eine Bibliothek zu ſammeln, das beliebte Aufſuchen der Buchläden (ſ. die Abbildung S. 405) beim Eintreffen der Novitäten von der Meſſe, richtete ſich auf gelehrte Zeitſchriften, philoſophiſche, theologiſche, geſchichtliche Werke, auch die ſehr populäre naturwiſſenſchaftliche und praktiſch-ökonomiſche Literatur einerſeits und die ſchöngeiſtige wie poetiſche Produktion anderſeits gleichermaßen und ohne ſie irgendwie zu trennen. Es iſt bezeichnend, wenn noch Sulzer in ſeinem Tagebuch über eine 1775 getane Reiſe von einem Beſuch Goethes berichtet: „Dieſer junge Gelehrte iſt ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken ſowohl über politiſche als gelehrte Angelegenheiten.“ Allmählich zeigte ſich aber ein Gegenſatz zwiſchen dem gelehrten und dem ſchöngeiſtigen Weſen. Das begeiſterte Deklamieren, das Herumtragen von Dichtwerken in der Taſche zeigte die neue Macht des Gefühls. Die ſchöne Literatur wurde nun zur „Herzensſache“ der Nation, ſie wurde es vollends in der ſpäteren Zeit. Von dem Deutſchen um 1785 konnte Freytag ſagen: „Faſt alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der ſich ſo oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erſchien, in dem goldenen Reiche der Poeſie und Kunſt; was wirklich um ihn war, das erſchien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgültig.“

Noch auf ein anderes wichtiges Gebiet äußerte das neue Gefühlsleben höchſt fruchtbare Einflüſſe, das war die Muſik. Die Muſik iſt das eigentliche Kunſtgebiet der Deutſchen. Auf ihm kann ſich die Innerlichkeit in ihrer ganzen Fülle ausgeben, hier hat auch die Einfachheit und Schlichtheit des Gefühls ihre Stätte. Charakteriſtiſch iſt, daß wieder (vgl. S. 392 f.) das religiöſe Gefühlsleben zuerſt zu innigem muſikaliſchen Ausdruck drängte. Höchſt wirkſam hatte ſich die Frömmigkeit des Proteſtantismus in den heute wie damals lebendigen Melodien der Kirchenlieder zum Ausdruck gebracht. Und auch im 17. Jahrhundert diente ſo die Muſik innigem religiöſen Fühlen. Bereits hatte ſich auch in höheren muſikaliſchen Kunſtformen Heinrich Schütz als Meiſter religiös beſeelter Muſik bewährt (vgl. S. 314), bis dann im 18. Jahrhundert die Kraft religiöſen Gefühls zu den innigen und tiefen Schöpfungen Johann Sebaſtian Bachs führte. Wir wiſſen heute dieſen Gewaltigen zu ſchätzen, nachdem er lange Zeit nicht genug gewürdigt war. Seine ſeeliſche Tiefe und Innerlichkeit, ſeine Charakteriſierungskunſt wie ſeine Phantaſtik, aber auch der Humor, der in ſeiner neben der kirchlichen nicht zu vergeſſenden weltlichen Muſik hervortritt (Kaffeekantate), ſind vor allem Zeichen der hier zum edelſten Ausdruck gelangenden deutſchen Art. Bach gegenüber ſteht der damals weit mehr anerkannte Händel zurück, aber ſeine Oratorien, großartig-prächtige, dramatiſch bewegte Tonſchöpfungen, behalten ihre außerordentliche Bedeutung. Allmählich kam nun auch die deutſche weltliche Muſik auf eine größere Höhe. Freilich erfreute ſich das galante Muſizieren, das um 1700 in der vornehmen Welt trotz einer bei den Verſtandesmenſchen, z. B. bei Locke, hervortretenden Herabſetzung der Muſik als Kunſt ſtark Mode war, noch lange beſonderer Pflege in dilettantiſchen Vereinen (collegia musica), etwa in ſtudentiſchen und kaufmänniſchen Kreiſen, namentlich um die Mitte des Jahrhunderts, übrigens unter Vermeidung des ſchweren konzertierenden Stils und unter Bevorzugung der italieniſchen Symphonie. Noch blühte die italieniſche Oper, die in Dresden unter Auguſt III., auch von Deutſchen wie Haſſe gepflegt, einen Mittelpunkt fand. Zunächſt errang ſich neben ihr das deutſche Singſpiel einen Platz, gerade in Leipzig, wo Gottſched die Muſik

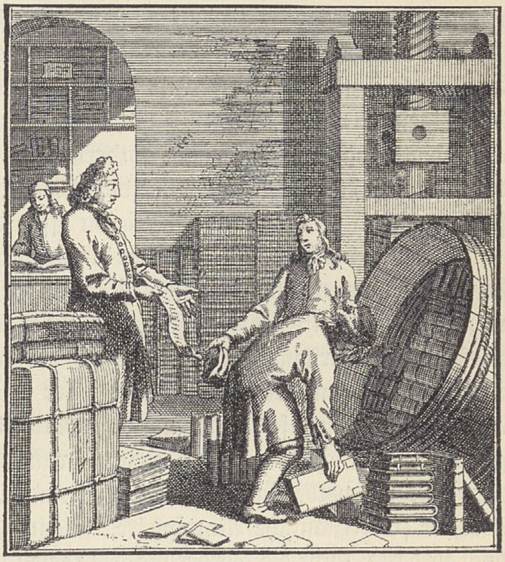


„Der Poete.“ Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 402.

eben erſt von der Bühne gejagt hatte, und fand, immer noch ein Stück Rokokomuſik, alsbald vor allem durch Hiller erfolgreiche Pflege. Dann aber eroberte ſich die deutſche Muſik auch die große Oper. Der bis dahin italieniſche Opern komponierende Gluck brach 1767 durch ſeine „Alceſte" gründlich mit dem verſchnörkelten, durch verſtandesmäßige Regeln verkünſtelten und auf Kunſtſtücke der Sänger berechneten italieniſchen Stil und erſtrebte neben „edler Einfachheit" — damit ein muſikaliſcher Vorgänger unſerer klaſſiſchen Dichtung — vor allem den Ausdruck des Gefühls. Wieder beobachten wir ſo die Säkulariſierung urſprünglich religiöſen Gefühlslebens. Auf dieſen noch herben Meiſter, der ſeine Verwandtſchaft mit Klopſtock unter anderem in tiefempfundenen Kompoſitionen von deſſen Oden zeigte, konnte Mozart (vgl. S. 426) folgen. Und ſchon hatte in Wien, dem Mittelpunkt eines neuen Muſiklebens, Haydn auch die Inſtrumentalmuſik vertieft. Seine Sonaten und Symphonien hoben ſich nach ſteifen und ſpröden Anfängen zu ſchwungvoller Erhabenheit, zeigten aber zugleich friſche, volkstümliche Naivität. In dieſem friſchen Ausdruck der Empfindungen, insbeſondere jenes idylliſchen Naturgefühls (vgl. S. 395 f.), erhebt er ſich weit über die damalige Dichtung. Bei ihm erhält auch die harmloſe, weltlich gewandte Frömmigkeit des deutſchen Rationalismus (vgl. S. 408) ihren ſchönſten Ausdruck.

Auf Haydn ſollen die viel im Elternhauſe geſungenen Volkslieder beſonders gewirkt haben, und das Lied vor allem war es auch, das ſich unter dem Einfluß des neuen Gefühlslebens als Ausdrucksmittel der Stimmung und Empfindung ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts einer beſonderen Schätzung erfreute. Das ſeit langem im Hauſe gepflegte Lied hatte ſich von dem polyphonen, kunſtvoll aufgebauten kontrapunktiſchen Kirchengeſang allmählich emanzipiert: der urſprünglich einſtimmige, dann mehrſtimmige Geſang gründete ſich ſchon auf eine melodietragende Stimme unter harmoniſcher Begleitung anderer Stimmen. Gern ſangen namentlich die Frauen aus ihrem Arienbuch, begleitet vom Spinett oder Klavier, doch auch zur Flöte und Laute. Längſt beliebt waren die „Geſellſchaftslieder", nicht immer anſtändigen Charakters. Aber im Zeitalter der Perücke überwog beim Kunſtlied zunächſt doch jene allzu nüchterne und das Weſen der Muſik verkennende Handhabung: wie die Verſe (vgl. S. 343) wurden auch die Melodien dazu in äußerlichſter Weiſe „verfertigt", vor allem in Nachahmung der italieniſchen Arien. Jetzt verſchwand dieſes äußerliche Treiben vor einem gefühlsmäßigen, im Grunde an das innige Volkslied anknüpfenden neuen Liede, das, vor allem zum Klavier geſungen, zärtliche Freundſchaft und Liebe kündend, das deutſche Haus beherrſchte. Jenes ſo beliebt gewordene Singſpiel war im Grunde auch nur eine Aneinanderreihung ſchnell volkstümlich werdender Lieder. Wieder aber zeigt ſich die Steigerung des Gefühlslebens: dem weichlichen Geiſt der Zeit entſprachen nach Riehls gutem Ausdruck die „butterweichen Adagios der Tageskomponiſten", die „alle ſchönen Seelen in Rührung ſchmelzen" ließen.

Hatte nun das neue Empfindungsleben die ältere Verſtandesrichtung gänzlich beiſeite gedrängt? Keineswegs. Zwar die Entdeckung des Herzens galt für das ganze Geſchlecht, aber die von Wolff beeinflußte Richtung der nüchternen Vernünftigkeit, immer eng mit reformeriſchen Ideen verknüpft, ließ ſich doch ihr Recht nicht nehmen: ſie entwickelte ſich zur eigentlichen Aufklärung, zum Teil in unbefangener Miſchung mit dem empfindſamen Geiſt der Zeit, zum Teil in direktem Gegenſatz dazu, ſpäter freilich von dem Genieweſen der Sturm- und Drangperiode arg bedrängt. Ausſchließlich hatte der Überſchwang überhaupt nie geherrſcht. Einmal blieb der alte epikureiſche, teilweiſe frivole Zug ſtark lebendig und fand nach den Anakreontikern einen großen literariſchen Vertreter in Wieland, der ſich von dem überſchwenglichen, ſeraphiſchen Weſen Klopſtocks, in dem er ſich ſchon mit Eifer verſucht hatte, abwandte und leichte Lebensluſt als Ideal proklamierte. Hatte er einſt Uz und Genoſſen als „Rotte ſchwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus“ und „Bande epicureiſcher Heiden“ angeſchwärzt, ſo ſchrieb er 1762 an Zimmermann: „Ich habe aufgehört, Schwärmer, Aſcet, Prophet und Myſtiker zu ſein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen.“ Er, der Verfaſſer des „Don Sylvio“ und der „Komiſchen Erzählungen“, war nun Epikureer aus Prinzip, und bald fand er Nachfolger, die wie Heinſe weit über ihn hinausgingen. Überhaupt iſt der ſinnlich-frivole Zug in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dauernd erkennbar. Der feine und weltmänniſch-gewandte Wieland, der, ein letzter Vermittler, am meiſten von allen Deutſchen ſich dem Geiſt und Geſchmack der Franzoſen näherte, hatte gerade durch dieſen Zug auch im deutſchen Adel Gefallen an deutſcher Dichtung verbreitet. Aber Wieland hatte überhaupt ein ſehr großes Publikum, und er, der heute Vergeſſene, hat noch lange als der eigentliche deutſche Klaſſiker gegolten. Denn mit jenem weltmänniſchen Zuge iſt ſeine Bedeutung nicht entfernt erſchöpft. Er nähert ſich nicht nur in ſeinem Geſchmack den Franzoſen, ſondern auch in ſeiner leichten, klaren und graziöſen Sprache. Eben durch ſie verdrängte er aber gerade die franzöſiſche Geſellſchafts- und Literaturſprache erſt völlig. Die deutſche Sprache erfuhr durch ihn eine künſtleriſche Durchbildung und erhielt zugleich eine Ausdrucksfähigkeit, die ſie erſt für die Handhabung durch Goethe geſchickt machte.



Der Buchhändler. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle“, Bd. III, Würzburg 1711. Vgl. Text S. 402.

Wichtig und folgenreich war ſodann gegenüber dem Gefühlskult ein mit der Aufklärung zuſammenhängender nüchterner Realitätsſinn, deſſen größter Vertreter Leſſing wurde. Überhaupt kam in das deutſche Leben gegenüber dem einengenden Mangel an öffentlichen Intereſſen, der den Kultus des Inneren weſentlich mit hervorrief, gegenüber dem Druck und der Miſere der politiſchen und ſozialen Zuſtände, auch gegenüber der abſtrakt vaterländiſchen Begeiſterung Klopſtocks, der einen Friedrich II. nicht verſtand, vor allem mit Hermann und den Cheruskern operierte, die Wirklichkeit mit idealen Bildern verdeckte und allzu hohen Wert auf die geiſtige Höhe der damaligen Deutſchen legte, ein reales Moment durch die mächtige politiſche Perſönlichkeit eben Friedrichs des Großen. Es galt das auch für die Literatur, in welche nach dem bekannten Ausſpruch Goethes „der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges kam“. Übrigens kannten Dichter wie Gleim und Leſſing Friedrichs Heer aus eigener Erfahrung, wenn ſie auch nur als Sekretäre von Generälen dabei waren. Die Frage, ob überhaupt ein Krieg in neuerer Zeit geeignet iſt, das literariſche Leben nachhaltiger zu befruchten, ſei nebenher als eine keineswegs ſogleich zu bejahende hingeſtellt. Man hat den friderizianiſchen Einfluß auf das geſamte Empfinden der Deutſchen wie auf die Kräftigung freieren Geiſtes insbeſondere wohl überſchätzt: immerhin war Friedrichs Auftreten für viele die Löſung von einem Bann, und ſeine Manneskraft, die alle Gegner überwand, wurde zum allgemein bewunderten Ideal, das gegenüber den ſonſt geprieſenen den Vorzug realer Exiſtenz hatte. Es waren nicht nur ſeine Preußen, die opferfreudig für ihn kämpften und ſtarben oder daheim darbten und litten, nicht nur die Proteſtanten, die den König ſchon früh als Schützer der Bedrängten anſahen: auch viele Ausländer jubelten über jeden Sieg des Helden und trauerten über ſeine Niederlagen. Vor allem befriedigte es aber doch das ſich ſeit langem theoretiſch geltend machende nationale Streben, daß hier ein Deutſcher ſo gewaltig gegenüber dem ſich in jeder Beziehung überlegen fühlenden und auch immer noch bewunderten Frankreich triumphierte. Viel hatte Deutſchland von den Franzoſen gelernt: aber die nach der galanten Zeit als notwendig erkannte Emanzipation von der franzöſiſchen Kultur, die ſich in den ſprachlichen Beſtrebungen, in der Arbeit der moraliſchen Wochenſchriften und ebenſo in derjenigen des von den Franzoſen innerlich durchaus nicht abhängigen Gottſched (vgl. S. 388) ankündigte, war allmählich eine Forderung der Beſten des Volkes geworden. Klopſtock hatte bereits mit ſeinem „Meſſias", der die dichteriſche Leiſtungsfähigkeit der Deutſchen beweiſen ſollte, zugleich im Namen der Religion offen das Franzoſentum bekämpft.

Freilich derſelbe Friedrich, der die Franzoſen bei Roßbach ſchlug, ſtand ganz im Banne der franzöſiſchen Philoſophie und Literatur (vgl. S. 407): aber auch ohne ihn ſchritt die Abwendung von den Franzoſen fort, und am meiſten half dazu Leſſing, der gerade mit den Waffen des Verſtandes die Herrſchaft des franzöſiſchen klaſſiziſtiſchen Regelzwanges in Deutſchland vernichtete. Die Vorzüge der franzöſiſchen Komödie ließ er mit Recht gelten, aber er zeigte durch ſeine „Minna von Barnhelm" praktiſch, daß jetzt auch ein Deutſcher ein gutes Luſtſpiel ſchaffen konnte, nicht mehr nur eine plumpe Poſſe, ſondern ein feines Kunſtwerk, zugleich voll Leben und Wahrheit und von nationaler Luft erfüllt. Dieſe letztere war aber die friderizianiſche Atmoſphäre. Wenn Friedrich alſo mittelbar den nationalen Geiſt doch förderte, ſo iſt die Förderung des realen durch ihn von den Zeitgenoſſen ſelbſt erkannt worden. Aus der Berliner Luft konnte Sulzer an Gleim ſchreiben: „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe, deſto unſchmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantaſie Klopſtocks ihren Urſprung verdankt." Und ſelbſt Bodmer nannte ſpäter Friedrich „den Geſandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt". Realer Geiſt iſt unter den Eindrücken der Zeit und der Umgebung vor allem eben in Leſſing, dem Träger einer mit Recht als realiſtiſch bezeichneten Poeſie, lebendig geworden. Eine ganz andere Natur als Klopſtock, der pietiſtiſch-religiöſen Strömung unzugänglich, kritiſch veranlagt, eine eifrige und nach Freiheit dürſtende Kampfnatur, ernſt-verſtändig und doch dem Leben offen, war Leſſing nach Scherers Ausdruck „ein Mann in einer weiblichen Epoche". So wenig bei Friedrich dem Großen Spuren der allgemeinen Sentimentalität, etwa im Ausdruck des Schmerzes beim Verluſt eines geliebten Freundes, fehlen, ſo wenig hat ſich Leſſing der Rührſeligkeit der Zeit ganz entziehen können, wie das vor allem jene engliſch beeinflußte „Miß Sara Sampſon" zeigt, aber ſeine Gefühle erſcheinen ſelbſt in dieſer bald überwundenen Epoche doch ſchon tiefer, leidenſchaftlicher, und das Tragiſche hebt ſich bei ihm weit über die bloße Rührſtimmung empor. Er war auch der erſte wirklich freie Schriftſteller, er iſt es vor allem in Berlin geworden. Er hat am edelſten das neue Berlin verkörpert.

Berlin war zunächſt unter Friedrich Wilhelm I. merkwürdig geworden. Das war ein König, ſo gar nicht im Sinn der prunkvollen Zeit und der feinen franzöſierten Bildung (vgl. S. 374), ganz wie ein bürgerlicher Hausvater um ſeinen Staat beſorgt, ſich um jedes Detail kümmernd, äußerſt ſparſam, von früh bis ſpät arbeitend, ſchroff und energiſch, ein Tyrann, mit dem Allheilmittel Diſziplin den Staat regierend und der Schöpfer der beſten damaligen Verwaltung bei aller Feindſchaft gegen das „Schreiberkrop“, vor allem aber ein Soldatenkönig durch und durch. Militäriſcher Geiſt war ſeit dem Großen Kurfürſten in Brandenburg heimiſch, jetzt wurde er zum ſoldatiſchen Fanatismus. Und vom einſeitigen König ging er auf die Hauptſtadt über, deren Bevölkerung zum großen Teil auch aus Soldaten beſtand. In einem franzöſiſch geſchriebenen Bericht von 1723 heißt es: „Auch die gewöhnliche Unterhaltung unſerer Gelehrten, Geiſtlichen, Bürger und ſelbſt unſerer Damen dreht ſich nur um militäriſche Dinge.“ In dieſer Militärſtadt nun, dem Sitze der Nüchternheit und Ordnung, in der aber auch ſeit langem ein wirklich proteſtantiſcher und in konfeſſionellen Dingen toleranter Geiſt durch die Herrſcher gepflegt wurde (vgl. S. 359), war nun der Feuerkopf Friedrich König geworden, der, ganz Anhänger der franzöſiſchen Bildung und Aufklärung, den von ihm noch für Barbaren gehaltenen Deutſchen durch dieſes Muſter zu einer feinen Kultur verhelfen wollte (vgl. S. 388) und allen geiſtigen Dingen und freien Regungen größtes Intereſſe entgegenbrachte, dabei ſelbſt eifrig literariſch produzierte. Gewaltig wandelte ſich die Atmoſphäre des Hofes und allmählich auch die der Hauptſtadt, der mehr als die an den Hof gezogenen Ausländer (Maupertuis, d'Argens, La Mettrie und vor allem Voltaire) einige geiſtig bedeutende jüngere deutſche Kräfte, nach Berlin berufen oder freiwillig gekommen, ein Relief gaben. Aber die Nüchternheit des Milieus, der ſcharfſinnige, kühle, kritiſche Geiſt und die Spottluſt der Norddeutſchen im Verein mit der ausſchließlich franzöſiſchen Richtung des Königs und ſeiner Ignorierung der deutſchen Literatur ließen das neue geiſtige Leben eben mehr im Sinne der aufkläreriſchen Verſtandesarbeit ſich entwickeln. Für Empfindſamkeit war hier zunächſt kein Ort, wie anderſeits dem empfindſamen Geiſt der Zeit gerade die kriegeriſche Ader des preußiſchen Herrſchers und Volkes anfangs (vgl. jedoch S. 406) nur Entſetzen verurſacht hat. Berlin wurde nun der gegebene Sitz der Aufklärung und löſte in dieſer Beziehung Leipzig ab, dem es ſchon unter Friedrich I. durch Heranziehung von dort vertriebener Kräfte Konkurrenz gemacht hatte, wie Preußen Kurſachſen politiſch zurückdrängte. Einſt das Zentrum des gelehrten wie des galanten Weſens (vgl. S. 390), war Leipzig jetzt dem modiſchen Kultus des Herzens zugetan, und der Gegenſatz zwiſchen ſächſiſchem und preußiſchem Weſen war ſo bezeichnend, daß er, häufiger behandelt, in feiner Form auch in Leſſings „Minna von Barnhelm“ wiederkehrt. In Berlin erblühte ein neues kritiſch-literariſches Leben: es begannen literariſche Zeitſchriften, freilich immer nur wenige Jahre hindurch, zu erſcheinen; in der Akademie wetteiferte franzöſiſcher und deutſcher Geiſt; Schriftſteller wie Mendelsſohn, Nicolai, Leſſing begannen ſich zu verbinden und organiſierten Einfluß zu üben; vor allem hat Leſſing Berlin geiſtig ſelbſtändig gemacht. Zu alledem hat der König ohne Zweifel einen gewiſſen Anſtoß gegeben. Als Nicolai die „Litteraturbriefe“, den neuen Mittelpunkt der Berliner kritiſchen Kräfte, insbeſondere Leſſings Organ, gründete, hat er, wie er ſpäter ſchrieb, an den König gedacht: „Der König ſpannte Alles mit Enthuſiasmus an, und ſo glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen.“ Als Leſſing nach Berlin zurückkehrte, freute er ſich, nunmehr offen und nicht nur den Bekannten ins Ohr ſagen zu können, „daß der König von Preußen dennoch ein großer König iſt“.

Hier in Berlin erlebte die Aufklärung nunmehr ihre eigentliche Blüte. Die Zeit ſtand ſeit langem unter dem Zeichen des Rationalismus. Chriſtian Wolff war in Deutſchland ſein eigentlicher Begründer geweſen, aber deſſen Stellung zum Glauben war doch noch ſehr verſöhnlich und vorſichtig geweſen (vgl. S. 381). Unter ſeinen Anhängern gab es nun bald erhebliche Meinungsverſchiedenheiten, und über das Verhältnis von Philoſophie und Theologie wurde hier kühner, dort zurückhaltender geurteilt. Durchgängig aber dachte man zunächſt Glauben und Wiſſen verſöhnen zu können, und wenn ſich die einen bemühten, durch philoſophiſche Deduktionen alle Dogmen, wie etwa das von der Dreieinigkeit, als vernunftgemäß zu erweiſen, ſo gaben andere zwar den Widerſpruch zwiſchen einzelnen Glaubensſätzen und der Vernunft zu, verſtanden aber Vernunft und Offenbarung zu vereinigen. Dieſe beruhigende Mittelſtellung wurde von der großen Mehrzahl der Gebildeten gegenüber den freidenkeriſchen Einflüſſen des Auslandes, die ſich in Deutſchland auszubreiten begannen, mit Eifer feſtgehalten. Eine „vernünftige“ Frömmigkeit, die ſich in erbaulichen Betrachtungen darüber erging, wie weiſe alles vom gütigen Schöpfer eingerichtet ſei, die beim Anblick der Natur, bei einer „angenehmen“ Ausſicht vom Bergesabhang, bei Gängen durch Feld und Wald in „ſanfter“ Abendſtimmung ſich innig in religiöſe Empfindung verſenkte, die in den Schulen oder im Hauſe an die Erſcheinungen in der Natur und ihre Gaben lehrhafte Hinweiſe auf Gott und an die Vorgänge des menſchlichen Lebens Ermahnungen zur Ausübung der Tugend knüpfte, eine Frömmigkeit alſo, die mit Empfindelei und ſanftem Herzen eine im Grunde weltliche, auf den Nutzen und die „Glückſeligkeit“ der Menſchen gerichtete Denkart und eine verſtandesmäßige Befriedigung über die zweckvolle mechaniſche Konſtruktion der Welt verband, ſie war das Ideal dieſer Generation. Entſprechend geſtaltete ſich zum Teil die Aufgabe der Dichter, auf ſolche Empfindungen war oft die Wirkung berechnet. Heinrich Brockes ſchon hatte in dieſem Geiſt ſein „Irdiſches Vergnügen in Gott“ verfaßt, in dem er Gott pries, „der auf ſolche weiſe Weiſe alle Welt ſo herrlich ſchmückt“. Gellert, der Liebling des ganzen Volkes, gewährte in ſeinen geiſtlichen Liedern andächtige Erbauung ohne dogmatiſche Färbung. Gellert wie Klopſtock nahmen eben die erwünſchte Mittelſtellung ein; frei vom Zwang der Dogmen, frei von pietiſtiſcher Frömmelei und Heuchelei, aber auch frei von der gefürchteten Freigeiſterei, frei von Kaltherzigkeit, galten ſie als Herolde der Empfindungen ihrer in der Mehrzahl religiös geſinnten Zeitgenoſſen. Die Begeiſterung für Klopſtocks „Meſſias“ war ein Proteſt gegen die Freidenkerei des Auslandes, und bei Klopſtock ſelbſt traten die poetiſchen und nationalen Ziele faſt vor dem der Befriedigung „chriſtlicher Gemüter“ zurück. Aber jene Freidenkerei zog gleichwohl über die ſchon (S. 382) geſchilderten Anſätze hinaus ihre Kreiſe in Deutſchland bereits ſtärker. Ein abenteuerlicher Gelehrter wie Dippel, der, urſprünglich orthodox, dann pietiſtiſch, ſpäter ſcharf über die Pfaffen herzog und zum Teil weiter ging als die Rationaliſten, wurde in der Sache durch ſeinen anfangs ebenfalls pietiſtiſchen Schüler Edelmann übertroffen, der die abſolute Autorität der Bibel wie die Gottesſohnſchaft Jeſu im eigentlichen Sinne anzweifelte. Bei ihm wirkten ſchon engliſche Einflüſſe, wenn er auch ſpäter über dieſe hinauskam und zu Spinoza gelangte. Aber die Anſichten der engliſchen Freidenker, der Toland, Collins uſw., mit denen ſich die gelehrte Welt, teils referierend, teils polemiſierend, mehr und mehr beſchäftigte, wurden durch Überſetzungen allmählich auch weiteren Kreiſen bekannt. Die ſchon im 17. Jahrhundert begonnenen Verſuche der akademiſchen Theologen, die deiſtiſchen Glaubensfeinde zu widerlegen, hatten ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer häufiger die gegenteilige Wirkung. Nach

Thorſchmids Klage fanden freigeiſtige Schriften an den Höfen, im Bürgertum und unter den Offizieren immer eifrigere Leſer. Auf Wolffianer, wie auf Siegmund Jakob Baumgarten, begannen die engliſchen Deiſten ſtärkeren Einfluß zu üben, wenn ſie auch gerade Baumgarten über ſeinen zahmen Rationalismus nicht hinausbrachten. Aber andere kamen weiter, und der große Wolff, dem ſie, wie der ſpätere Oberhofprediger Sack, immer zunächſt anhingen, mußte den Engländern das Feld räumen.

Und nun kam der Bewegung ein höchſt wichtiger Faktor zu Hilfe: eben in Friedrich, dem Könige von Preußen, fanden die neuen Gedanken einen mächtigen Anhänger und Förderer auf dem Throne. Auch er hatte urſprünglich unter dem Banne Wolffs geſtanden; er hatte deſſen glänzende Rehabilitierung in Halle bewirkt. Aber Wolffs Stern verblaßte bald, wie bei vielen ſonſt, vor anderen Geſtirnen, vor Locke, Newton, Bayle und namentlich vor Voltaire, der bekanntlich den unmittelbarſten Einfluß auf Friedrich gewann, wie er ja auch in Leſſings erſter Periode eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Voltaire war der Hauptverkünder der neuen engliſchen Anſchauungen (Lockes, Shaftesburys, Newtons), die er in dreijährigem Aufenthalt in England in ſich aufgenommen hatte, für Frankreich geweſen, deſſen offizielle Kreiſe freilich bei der engen Verbindung von Kirche und Staat und der bereits eintretenden Wendung der freien Köpfe auf die Politik ſolchen Regungen ſcharf entgegentraten. An Kühnheit und literariſcher Gewandtheit ging er allerdings erheblich über ſeine Vorbilder hinaus. Er wirkte ebenſo auf Deutſchland, zumal perſönlich während ſeines Aufenthalts in dieſem Lande. Goethe beſtätigt den ungeheuren Einfluß, den in ſeiner Jugend Voltaire auf Deutſchland hatte. Voltaires Einwirkung auf Friedrich den Großen zeigt aufs neue, wie es vor allem die franzöſierte Bildung der vornehmen deutſchen Geſellſchaft war, die freidenkeriſche Anſchauungen einbürgerte. Mit Friedrich war der typiſche Herrſcher der Aufklärungszeit auf den Thron gekommen, und wie er im Staatsleben und in der Wirtſchaft ſich als ſolcher zeigte (vgl. S. 442 ff.), ſo zog er, wenigſtens theoretiſch, auch alle Konſequenzen auf dem Gebiete des Denkens. Seine Gewährung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit mußte der Aufklärung in Preußen eine Heimſtätte geben; begeiſtert hat ihn Kant deswegen geprieſen als den, „der zuerſt das menſchliche Geſchlecht der Unmündigkeit wenigſtens von ſeiten der Regierung entſchlug". Derſelbe Kant nannte (1784) ſeine Zeit auch „das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs". Eine ſolche Benennung hat freilich ſchon 1761 Thomas Abbt vorausgeſagt, anderſeits hat Leſſing, der die gleiche Möglichkeit vorausſah, eine ſolche Bezeichnung (wenigſtens ſoweit die Literatur in Frage kommt) als Schmeichelei hingeſtellt. Friedrich war es ferner, der der Freimaurerei durch ſeinen Beitritt (1738) zu größerem Einfluß in Deutſchland verhalf. Es war dieſe wieder ein Produkt engliſcher Einwirkung, wie denn auch in dem engliſch beeinflußten Hamburg 1733 zuerſt eine Loge in Deutſchland gegründet wurde. Sie huldigte naturgemäß dem engliſchen Deismus. Indeſſen verbanden ſich in Deutſchland mit den ſich nun verbreitenden Logen überhaupt alle vorhandenen Tendenzen der Aufklärung und der allgemeinen Reformbewegung; ſo ſcheinen die „deutſchen Geſellſchaften" mit ihnen Fühlung gehabt zu haben. Menſchenerziehung, Volksbildung, Verbreitung von Toleranz und Humanität waren Hauptgegenſtände des freimaureriſchen Strebens: neben Leſſing, der der Freimaurerei hohe ideale Aufgaben zuwies, waren die beſten Männer Logenbrüder, ſo Klopſtock, ſo ſpäter Goethe. Viele freilich beſtimmte nur jener ſchon (S. 401 f.) beobachtete Zug zum Geheimnisvollen. Im ganzen aber waren die Logen echte Organe der Aufklärung.

In Friedrichs Hauptſtadt nun, in Berlin, lebte Nicolai, in Berlin lebten auch die Theologen Sack und Spalding, Oberhofprediger und Oberkonſiſtorialrat, Hauptvertreter des Rationalismus. Gerade ſie zeigten ihn jetzt in der Form völliger Annäherung an die engliſchen Freidenker. Aber die Richtung einer gemäßigten Vernunftreligion wurde nun überhaupt in Deutſchland allgemeiner: das Dogmatiſche wurde abgeſtreift, das Moraliſche ſtand im Vordergrund. „Gott, Unſterblichkeit, Tugend" waren die großen Begriffe, an denen man ſich genügen ließ. Von Friedrichs Religionsſpötterei blieb man meiſt (ſiehe jedoch unten) entfernt, wie man anderſeits eifrig den franzöſiſchen Atheismus und Materialismus bekämpfte, z. B. der Naturforſcher Haller und der Mathematiker Euler. Auch an der Offenbarung rüttelte man nicht. Aber die Leſſingſche Erkenntnis, daß dieſe Richtung die „Leute unter dem Vorwande, ſie zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen mache", führte eine Reihe von Köpfen weiter. Man kam zur Kritik der Offenbarung ſelbſt: am ſchärfſten trat dieſer Standpunkt in den von Leſſing 1774 bis 1778 herausgegebenen Wolfenbütteler „Fragmenten" hervor, deren verſtorbener, nicht genannter Verfaſſer Hermann Samuel Reimarus war, und die auf die gebildete Welt aufregendſten Einfluß übten. Auf ihren Inhalt — die Apoſtel ſind nach dem letzten Fragment Betrüger, Erfinder der ganzen Auferſtehungsgeſchichte — iſt hier ſo wenig näher einzugehen wie auf das ſpäter veröffentlichte Ganze der Reimarusſchen Schrift. Zumeiſt wurden ſie doch abgelehnt, und der unerſchrockene Kämpfer für Wahrheit und geiſtige Freiheit, Leſſing, der freilich ſelbſt nicht allem zuſtimmte, ſtand ziemlich iſoliert und wurde heftig angefeindet.

Indeſſen ging man in anderer Beziehung weiter: es breitete ſich im Volk ein förmlicher Haß gegen die Kirche und ihre Glieder aus. Die Bezeichnung „Pfaffe" erhielt beſonders damals den verächtlichen Unterton; den „Pfaffen" ſchrieb man auch alles Üble zu und machte ſie für viele unerfreuliche Erſcheinungen in der damaligen Geſellſchaft verantwortlich. Freilich war die proteſtantiſche Geiſtlichkeit wie der katholiſche Klerus jener Zeit wenigſtens zu einem Teile ſo geartet, daß auch ein Herder über ſie ſcharf urteilte. Dazu kam, daß ſich die Orthodoxen hartnäckig dem freien Zuge der Zeit verſchloſſen und kraſſer Intoleranz huldigten. Campe ſah es als „Schuld der Geiſtlichkeit mit ihrem Buchſtabenglauben und ihrer veralteten Form des Gottesdienſtes" an, daß „ein Dritteil der ſogenannten ‚verfeinerten Geſellſchaft' gar kein Chriſtentum mehr habe, ja teilweiſe nicht einmal eine natürliche Religion, während zwei Dritteile des Volkes in Aberglauben und Unwiſſenheit beharren". Dieſes Urteil war nicht ganz unzutreffend. Dem Könige von Preußen ſtanden ſeine Offiziere an freigeiſtigen Äußerungen nicht nach; für die gebildeten Kreiſe des Adels war Helvetius, wie Feder 1764 aus Erlangen berichtet, ein klaſſiſcher Autor; in dem höheren Bürgertum war man über kirchlich befangene Anſchauungen längſt erhaben; und nicht wenige unter den Geiſtlichen ſelbſt waren völlig ungläubig. Bedenklich war, daß die Religionsſpötterei noch mehr als früher (vgl. S. 363) ein modiſches Element der Unterhaltung geworden war. In der Vorrede zu ſeinen „Räubern" konnte Schiller 1781 das Folgende ſchreiben: „Auch iſt jetzt der große Geſchmack, ſeinen Witz auf Koſten der Religion ſpielen zu laſſen, daß man beinahe für kein Genie mehr paſſirt, wenn man nicht ſeinen gottloſen Satyr auf ihren heiligſten Wahrheiten ſich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß ſich in alltäglichen Aſſembleen von den ſogenannten witzigen Köpfen mißhandeln und ins Lächerliche verzerren laſſen."

Eine ſolche Stimmung hatte indeſſen für das kirchliche Leben ſelbſt auch eine gute Seite. Die konfeſſionellen Streitigkeiten traten, da ſich niemand mehr für ſie intereſſierte, völlig in den Hintergrund. „Man hat endlich aufgehört", ſchreibt einmal Georg Forſter, „in guter Geſellſchaft von den Zänkereien der Pfäfflein zu ſprechen, und nun hören ſie auch auf, ſich zu zanken." Es kam vielmehr infolge der Bedrängung ſeitens der Aufklärer zu Annäherungsverſuchen der gläubigen Anhänger verſchiedener Konfeſſionen, wie zwiſchen Lavater und dem Biſchof Sailer in Dillingen, wie in dem Kreiſe der Fürſtin Galitzin. Nun lebten auch die alten unitariſchen Beſtrebungen des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 358f.) wieder auf: auf katholiſcher wie auf proteſtantiſcher Seite dachte man an eine Wiedervereinigung der Konfeſſionen. Auf katholiſcher Seite iſt beſonders der Name des Paters Beda zu nennen; der Biſchof von Fulda gab die Idee zu einer Geſellſchaft „zur Verbindung der chriſtlichen Religionsparteien". Über die theoretiſche Erörterung kam man freilich nicht hinaus. Eine Folge ſolcher Annäherung war anderſeits, daß gläubige Proteſtanten ſich jetzt nicht ſelten in den Schoß der gefeſteter erſcheinenden „alleinſeligmachenden" Kirche, wie ſchon im 17. Jahrhundert, flüchteten. Am meiſten Aufſehen erregte der Übertritt des Grafen Fritz Stolberg und der Winckelmanns. Doch entrannen auch jener Kirche einzelne Angehörige, ſogar Mönche, wie Schad und Feßler, und ſpäter ein Biſchof, der Graf Sedlnitzky.

Den Charakter gänzlicher Auflöſung, den nach alledem das religiöſe Leben zu tragen ſcheint, hat es trotz der angeführten Erſcheinungen in Wirklichkeit doch nicht getragen. Viel Religioſität blieb beſtehen, namentlich in den Pfarrhäuſern, bei Landwirten, bei Handwerkern und anderen. Der Hauptzug der religiöſen Anſchauung der Gebildeten aber war immer noch die von Wolff auf Grund der idealiſtiſchen Leibnizſchen Philoſophie inaugurierte Vermittelung. Die „neumodiſchen" Geiſtlichen („Neologen"), über deren „Flickwerk" Leſſing klagte, bildeten doch die Mehrzahl. Die Inkonſequenzen erklären ſich vor allem daraus, daß gerade die Theologen ſelbſt die Hauptträger der Aufklärung in Deutſchland waren. In wunderlicher Miſchung von Unklarheit und Kritik herrſchte die „Vernunftreligion" unentwegt und iſt in ihrer deutſchen, dem engliſchen Deismus durchaus nicht entſprechenden Form weiten Kreiſen des Volkes noch lange teuer geblieben. In Deutſchland wurzelte ja im Gegenſatz zu England und Frankreich die Aufklärung im Bürgertum, das hinderte allen Radikalismus. Auch das myſtiſche Element der deutſchen Religioſität ſchwand in dieſem Stadium keineswegs. Man fand ſich in der Regel freilich mit den Übernatürlichkeiten, den Wundern auf irgendeine Weiſe ab, legte das Hauptgewicht auf den erhabenen Menſchen Jeſus und ſeine moraliſche Wirkſamkeit, wie überhaupt beim Ganzen des Chriſtentums der moraliſche Inhalt die Hauptſache wurde. Die Dogmen mußten ſich der Vernunft anpaſſen; man ſäuberte nach „vernünftigen" Anſchauungen Gottesdienſt und geiſtliche Lieder, wobei bekanntlich oft die unglaublichſten Geſchmackloſigkeiten herauskamen, und ſuchte im Geiſte praktiſchen Chriſtentums die Predigt für die Beſſerung der Menſchen und der Zuſtände, für die Volkserziehung nutzbar zu machen, ſelbſt in ökonomiſcher Hinſicht.

Denn die weitere, nicht minder wichtige Seite der Aufklärung war (vgl. S. 380) immer die nationale Kulturarbeit, verbunden mit einer Populariſierung der Bildung, waren die volkserzieheriſchen Beſtrebungen, Kenntniſſe und Geſittung zu verbreiten, kurz jene Arbeit, die bereits Thomaſius, die Wochenſchriften, Gottſched, Gellert und andere, ja ſchon Comenius und Leibniz wirkſam begonnen hatten. Moraliſche Wochenſchriften erſchienen zwar noch lange, ſie fanden aber immer mehr Anfeindung wegen ihres niedrigen Niveaus. Nicolai beklagte im „Sebaldus Nothanker", daß das Amt, für Ungelehrte zu ſchreiben, in Deutſchland den Verfaſſern der „Inſel Felſenburg" (einer Robinſonade), den

Poſtillenſchreibern und den moraliſchen Wochenſchriften überlaſſen ſei; es ſei das eine Folge davon, daß bei uns die Sachkundigen im Gegenſatze zu denen Frankreichs und Englands nicht populär zu ſchreiben verſtünden: „ſehr ſelten iſt bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres“. Man ſieht, die Anſprüche ſtiegen allmählich: gerade Nicolai hat ihnen gerecht zu werden geſucht. Es entſtand jetzt eine Gruppe von Schriftſtellern, die in ihren Beſtrebungen, namentlich aber in ihrem Sinn für das Leben und die Wirklichkeit, über die Wochenſchriften hinauswuchſen, die etwas deſpektierlich ſo genannten Popularphiloſophen, die Abbt, Garve, Engel, Mendelsſohn uſw., von denen Mendelsſohn der bedeutendſte und am meiſten eigentlicher Philoſoph war. Ihr Ziel war vor allem Hebung der allgemeinen Bildung, Befreiung von Vorurteilen und rückſtändigen Einrichtungen. Die religiöſe Aufklärung, der Kampf gegen das pfäffiſche Kirchentum, das dem neuen Geiſt immer noch widerſtand, war zwar mit der Bewegung eng verbunden, aber keineswegs das charakteriſtiſche Moment. Überdies vertraten dieſe ſehr nüchternen Denker auch gegenüber der leichtfertigen Religionsſpötterei und dem Unglauben der franzöſierten Geſellſchaft nur jenen zahmen Deismus und platten Rationalismus, der weit hinter dem Standpunkt eines Reimarus zurückblieb.

Im übrigen aber ſtand das Programm ſchon der moraliſchen Wochenſchriften, die Reform der deutſchen Menſchheit, nur mit tüchtigeren Kräften und unter größeren Geſichtspunkten erſtrebt, durchaus im Vordergrund der Bewegung. Die Richtſchnur gab immer der „geſunde Menſchenverſtand“, der, wie Goethe ſagte, „es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen“. Auch jetzt blieb das Hauptmittel, auf das Publikum zu wirken, die Zeitſchrift. Es war insbeſondere die von Nicolai, dem Gründer mehrerer literariſcher Zeitſchriften, 1765 ins Leben gerufene „Allgemeine Deutſche Bibliothek“, die in der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trotz heftiger Gegnerſchaft einen dominierenden Einfluß ausübte. Das Hauptziel, Bildung in weite Schichten zu tragen, die Gelehrſamkeit „nutzbar“ zu machen, wurde von dem großen Kreiſe bedeutender Mitarbeiter aus allen Fächern, die hier über literariſche Erſcheinungen orientierten, eifrig hochgehalten. Noch mehr dem Volke zugewandt waren dann Sammlungen wie Johann Jakob Engels „Philoſoph für die Welt“, an dem auch Garve und Mendelsſohn mitarbeiteten, vor allem aber die von Gedike und Bieſter gegründete „Berliniſche Monatsſchrift“, die über die literariſchen Anzeigen hinaus in das Leben hineingriff, dabei nicht nur Mendelsſohn, ſondern auch Möſer und Kant zu ihren Mitarbeitern zählte. Ein Mann wie Nicolai freilich, der ſich in höherem Alter wie ein Papſt vorkam, ſtarr an ſeinem nüchternen, vom Leſſingſchen Geiſt immer mehr entfernten Standpunkt feſthielt und nicht nur dem Genieweſen und dem ungebärdigen Sturm und Drang, ſondern auch der ſpäteren großen Blütezeit unſerer Literatur verſtändnislos gegenüberſtand, mußte ſchließlich dem Spott anheimfallen. Das Tiefe und das wahrhaft Schöne konnte der Seichte nicht erfaſſen. An Goethe und Schiller übte er die ohnmächtige Kritik eines eitlen Mannes, der, einſt berühmt, durchaus rückſtändig geworden war. Die „Xenien“ machten den „plumpen Geſellen“ völlig lächerlich. Auch Bieſter wurde nachmals von den Romantikern verhöhnt. Aber unvergeſſen ſollten darum doch die Verdienſte bleiben, die alle dieſe Männer um ihre Zeit gehabt haben. Und welchen ſittlichen Fonds gerade Nicolai beſaß, das zeigt ein beſonderer Fall. In der Franzoſenzeit hatte man ihn verſehentlich ſeitens der Stadt nicht zu der auferlegten Kontribution herangezogen: da brachte er freiwillig eine große Summe, den Reſt ſeines Vermögens, aufs Rathaus.

Der eben erwähnte Möſer, der am meiſten aus dem wirklichen Leben ſchöpfte, den nicht nur die „Berliniſche Monatsſchrift“, ſondern auch Goethe mit Franklin verglich, iſt nun freilich mit der „Aufklärung“ nicht in einem Atem zu nennen. Er, eine einſame Erſcheinung, war vielmehr ihr größter Feind, ſoweit ſie mit dem Verſtand alles löſen und begreifen zu können glaubte, war auch all dem konſtruierten, regelmäßigen und „vernünftigen“ Weſen von Herzen abhold, opponierte dem aufgeklärten Staat und ſeiner zentraliſierenden weiſen Bureaukratie und glaubte nicht an die beglückende Fortſchrittstheorie der Aufklärung. Konſervativ, volkstümlich geſinnt und praktiſch, betonte er die Wirklichkeit und die wahren Mächte der Entwickelung, erkannte vor allem, geſchult durch die bunten Zuſtände ſeiner osnabrückiſchen Heimat, die Menſchen und Verhältniſſe der Gegenwart als etwas geſchichtlich Gewordenes, ſtellte Bauerntum und Grundbeſitz als wichtigſte Faktoren hin und ſuchte zuerſt Verſtändnis für unſer eigentliches Volkstum zu verbreiten. In ſeiner Würdigung der von ihm freilich allzu hoch eingeſchätzten germaniſchen Urzeit kam er über die unklare Klopſtockſche teutoniſche Begeiſterung weit hinaus, wie er ſeinen Patriotismus auf die praktiſchen Bedürfniſſe des lebendigen Volkes und nicht auf abſtrakte Theorien gründete. Er allein hatte auch Sinn für ein öffentliches Leben, polemiſierte gegen die „ewige Sittenlehre“ der Wochenſchriften und verwies auf England, wo auch dem geringſten Manne das öffentliche Wohl am Herzen liege. Die Bewunderung der Verfaſſung Englands und ſeines freien, aber geſetzmäßigen politiſchen Lebens hatte ſich im Zuſammenhang mit jener Anglomanie (vgl. S. 398) zunächſt in Frankreich verbreitet, vor allem durch Montesquieu und Voltaire, erklärt ſich aber bei Möſer aus einem längeren Aufenthalt in England ſelbſt. Jedenfalls iſt es verſtändlich, daß ein ſolcher Mann der jüngeren Generation, in der ſich eine neue Reaktion gegen die Verſtandeskultur vorbereitete, als Bundesgenoſſe erſcheinen mußte. 1773 ließ Herder ein Büchlein „Von deutſcher Art und Kunſt“ erſcheinen, das neben einer eigenen Abhandlung über die Notwendigkeit einer deutſchen Volksliederſammlung und über die lebensvolle Größe eines wahren Dichters wie Shakeſpeare eine begeiſterte, im Lob des Straßburger Münſters gipfelnde Apologie der gotiſchen Kunſt von dem jungen Goethe enthielt, dazu aber auch Abſchnitte aus Möſers „Osnabrückiſcher Geſchichte“ fügte. (Die vorromantiſche Vorliebe für die Gotik ſtammt übrigens wohl wieder aus England, das ſo vieles aus dem Mittelalter und ſo auch die Gotik nie ganz untergehen ließ; damals verbreiteten ſich auch die gotiſchen Häuſer in den Gärten.) Das Wehen eines neuen Geiſtes kündigte ſich in dieſem Büchlein an. Mehr als der ſeiner Zeit opponierende Möſer verſtand der raſch entflammte und entflammende Herder in die Weite zu wirken, ſelbſt wieder nachhaltig beeinflußt von dem kraus und verworren aus der Fülle ſeiner Gefühlsglut auf die Ziele der Urſprünglichkeit, der Natur, der Leidenſchaft weiſenden „Magus des Nordens“, dem großen Feinde der Vernunft, dem Herausgeber der „Sibylliniſchen Blätter“, von Hamann. Dieſer, der 1774 im „Deutſchen Merkur“ ausdrücklich als Urheber der neuen Strömung hingeſtellt wurde, muß auch durchaus als ſolcher gelten. Auch bei ihm, dem Erwecker einer neuen Gefühlsphaſe, iſt wieder (vgl. S. 392 f.) das religiöſe Moment der Ausgangspunkt. Aber Herder war es, der das unklar Gefühlte auch vernünftig aufzuhellen und auseinanderzulegen wußte, der die neuen Ideen kritiſch und zielbewußt erſt wirklich faßte und lenkte.

Die Ideale der neuen Bewegung verbanden ſich zum großen Teil mit dem Namen des eben erwähnten Meiſters, der, einer anderen Nation angehörig, für die Deutſchen ſeitdem faſt zu einem ihrer Geiſtesheroen geworden iſt, mit demjenigen Shakeſpeares. Sein Name war neben der Antike auch Hamanns Stichwort: er hatte es wiederum auf Herder vererbt. Als „unſern Vater und Lehrer" hat Goethe den Engländer bezeichnet. Von Shakeſpeare, deſſen erſte Spuren in Deutſchland wir bereits (S. 389) verfolgt haben, wußte man hier, wie angedeutet, noch am meiſten durch Voltaires engliſche Briefe über die Tragödie. Deſſen halbes Eintreten für Shakeſpeare war in ſpäterer Zeit einer heftigen Verurteilung desſelben vom klaſſiziſtiſchen Standpunkt aus gewichen. Aber in Deutſchland war nicht mehr Gottſched maßgebend. In den Berliner Literaturbriefen fand Shakeſpeare einen Vorkämpfer in Leſſing, der ſeine Anſchauungen freilich erſt ſpäter in der „Hamburgiſchen Dramaturgie" näher darlegte. Nicht die klaſſiziſtiſche franzöſiſche Tragödie, ſondern Shakeſpeare ſei das richtige Muſter für die Deutſchen. Und was Leſſing anfänglich Gottſched gegenüber ſagte, das richtete er ſpäter an Voltaires Adreſſe. Aber für ihn blieb doch das Muſter der Alten maßgebend: er rechtfertigt Shakeſpeare vor Ariſtoteles. Auch Shakeſpeare gehorche der Regel, aber ſie entſpringe ſeinem „Genie": er habe ſich ſelbſt die Form geſchaffen. Inzwiſchen hatte Wieland, in der Hauptſache wieder von Voltaire angeregt und vor allem empfänglich für die zierlichen, launig-phantaſtiſchen Elemente bei Shakeſpeare, eine Shakeſpeareüberſetzung (1762 bis 1766) erſcheinen laſſen: ſie gab erſt die Grundlage für die nähere Kenntnis des großen Engländers. Freilich war dieſe Überſetzung ihrer Form wie ihrem Geiſte nach dem franzöſierten Geſchmack ihres Urhebers gemäß ſo unſhakeſpeariſch wie möglich, und in ſeinen „Noten" wahrte Wieland Shakeſpeare gegenüber die franzöſiſchen Kunſtregeln. Aber je näher die junge Generation gerade durch Wieland, auch durch das Eindringen engliſcher Schriften über Shakeſpeare, mit dieſem bekannt wurde, um ſo mehr empfand ſie die Unzulänglichkeit Wielands. Gerſtenbergs Kritik in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766) war der maßgebende Ausdruck dieſer Empfindungen. Er will Shakeſpeares Stücke nicht nach den Regeln der Tragödie, ſondern als „Abbildungen der ſittlichen Natur" beurteilt haben. Regeln gibt es für ihn ſo wenig wie für Homer. Denn beide ſind „Genies". Das war das neue Stichwort, Gerſtenberg hat es zuerſt ausgegeben. Als „Genie" war Shakeſpeare freilich auch von Leſſing gewürdigt worden, und, wie man meinen konnte, ganz im Geiſt der Neuerer als ein ſolches, „das alles bloß der Natur zu dancken zu haben ſcheinet und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket". Aber der Geniebegriff Leſſings war nicht der der neuen Generation. Für dieſe gab es überhaupt keine Regel. Das Formloſe ſchien ihr gerade an Shakeſpeare das Charakteriſtiſche und Nachahmenswerte, die Regelloſigkeit hatte Gerſtenberg als Ideal aufgeſtellt. Das war es: nicht Regel, ſondern urſprüngliches Genie, nicht Vernunft, ſondern Leidenſchaft, nicht Kunſt, ſondern Natur. Der Führer der Jungen freilich, Herder, war ihnen an Verſtändnis für ihren gefeierten Heros weit überlegen. Erſt ſein umfaſſender Geiſt hat mit empfänglichſtem Gefühl das wahre Weſen Shakeſpeares, in das auch Leſſing nicht gedrungen war, erſchaut und offenbart, den eigentlich dichteriſchen Gehalt ſeiner Werke begriffen.

Es kam für die Neuerer darauf an, auch durch die eigene Produktion ſich als wahre Jünger Shakeſpeares zu zeigen. Gerſtenberg war das mit ſeinem „Ugolino" nur mäßig gelungen. Aber Herders Gedanken ſuchte der junge Goethe, ſein Schüler, in die Tat umzuſetzen, indem er den revolutionären „Götz" in die aufgeklärte Welt hineinpraſſeln ließ. Der „Götz" bedeutete, wie Schiller ſpäter anerkannte, den völligen Bruch mit der Regel. Er begeiſterte die Jugend durch ſeine Sprache, die man in ihrer Naturwüchſigkeit als echt ſhakeſpeariſch empfand. In ihm kamen aber auch jene nationalen Tendenzen Möſers und

Herders, die neue Schätzung der deutſchen Vergangenheit, deutſchen Volkstums und deutſcher Art, zum Ausdruck, die Forderung der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, daß „deutſcher Geſchmack, deutſches Gefühl“ in der deutſchen Dichtung herrſchen müſſe, zur vollen Geltung. Es war ein nationales Stück. Einem Manne wie Leſſing konnte der völlig regelloſe „Götz“ freilich nicht als Ideal erſcheinen, ſelbſt Herder fand allzuviel Nachgemachtes darin, aber die junge Welt ſchwor darauf und noch mehr jetzt auf Shakeſpeare ſelbſt. Vor allem in jener ungehemmt, in Wahrheit geſucht natürlichen, derben und formloſen Sprache glaubten ſie das Weſen der Sache erſchöpft. Wieder war es alſo das Vorbild der Engländer, das die Deutſchen anregte. Aber der für die damalige deutſche Kultur von uns ſchon wiederholt (vgl. S. 382 f. und 398 ff.) als befruchtend erkannte engliſche Einfluß war auch ſonſt für die neue, auf Urſprünglichkeit gerichtete Strömung von größter Bedeutung. Oſſian, deſſen Wirkung auf das Gefühlsleben ſchon (S. 400) erwähnt wurde, aber noch mehr Percys Sammlung „Reliques of ancient English poetry“ (1765) erweckten bei Herder, wohl wieder unter Hamanns Einfluß, jenen Sinn für das Volkslied (vgl. S. 413), in dem er die wahre Poeſie des natürlichen Menſchen, die Urpoeſie ſah. Auf den jungen Goethe übertrug er dann ähnliche Neigungen, wie ſie ſich in dem Sammeln elſäſſiſcher Volkslieder ausſprachen. Auch die deutſche volkstümliche Ballade geht auf dies neue Intereſſe zurück. Ebenſo war die Begeiſterung für Homer, in deſſen Dichtungen man über eine mit der älteren idylliſchen Neigung zuſammenhängende Odyſſeeſchwärmerei hinaus die urſprünglichſte Naturpoeſie zu ſehen glaubte, von England beeinflußt. 1759 hatte Young in ſeinen bald zweimal überſetzten „Gedanken über die Originalwerke“ (Conjectures on original composition) Homer als „originalen Genius“, als reine Natur hingeſtellt: wie er nur nach der Natur gedichtet habe, ſo müſſe jeder wahre Dichter nicht nach Regeln, ſondern nach ſeinem „Genie“ ſchaffen. Weiter kommt dann noch eine Schrift von Wood („Essay on the original genius and the writing of Homer“) von 1769 in Betracht. Übrigens wurde Oſſian von Haller, Voß und anderen höher als Homer geſchätzt, jener, der „Kaledonier“, galt ja vielen, die Klopſtock folgten, auch als echt „deutſcher“ Dichter.

Natur — das war ein weiteres, zum Teil übrigens mit „Genie“ gleichbedeutendes Hauptſtichwort der „Geniezeit“, wie ſie ſich ſelbſt, des „Sturmes und Dranges“, wie man ſie ſpäter nannte (vgl. S. 416). Die längſt vorhandene Richtung auf die Natur (vgl. S. 352) kam nun über die Forderung der Natürlichkeit, die gerade auch von den Franzoſen vertreten wurde, hinaus zu einem ganz anderen, inbrünſtigen Naturbegriff. Und das verdankte man in erſter Linie wieder einem Franzoſen oder vielmehr einem franzöſiſchen Schweizer, Rouſſeau. Aber nicht der franzöſiſche Geiſt iſt für ihn bezeichnend (wie für Voltaire), ſondern eben ſein Schweizertum und weiter ſeine Beeinfluſſung wiederum durch die Engländer. In ſeiner Gefühlsrichtung ſtand er z. B. unter dem Einfluß Richardſons, wenn er auch weit mehr verinnerlichte und tiefer ging; auch ſein Grundgedanke, die Rückkehr zur Natur, iſt engliſch beeinflußt. Die von dieſem Gedanken ausgehende Umwälzung der Erziehung, die er im „Émile“ predigte, war ſchon durch Locke vorbereitet: aber auch hier kam Rouſſeau viel weiter. Rouſſeau hatte durch ſeine „Neue Héloiſe“ zu Beginn der ſechziger Jahre in die Empfindſamkeit jene größere Leidenſchaftlichkeit und Aufgeregtheit hineingebracht, zugleich das ſentimentale Naturgefühl (vgl. S. 394 ff.) durch ſeine ſtimmungsreiche Schilderung des Genfer Sees und der Alpenlandſchaft unendlich vertieft und zum romantiſchen entwickelt, wieder dabei Schätzung des Wilden, Urſprünglichen gelehrt. Unendlich wirkte er nun auf das junge Geſchlecht. Jenes mit zündender Leidenſchaft vorgetragene Evangelium von der Rückkehr zur Natur, die Abwendung von einer verdorbenen Ziviliſation — als ſolche konnte die dekadente höfiſche Kultur namentlich in Frankreich wohl erſcheinen — wurde mit Jubel begrüßt. Tief drangen ſeine Erziehungsideen, die den Menſchen nicht planvoll abrichten, ſondern ihn ſich frei nach allen ſeinen Anlagen entwickeln laſſen wollten, ein. Auch in der Lebenshaltung huldigten die jungen „Kraft-Genies“ dem von Rouſſeau geforderten Naturmenſchentum, trugen ſich loſer, ließen das Haar wallen und ſchwärmten für kalte Bäder im Freien. Rouſſeaus Evangelium, die Bewunderung des Volksliedes, Shakeſpeares, Oſſians, Homers — auch der griechiſchen Kunſt kam man damals durch Winckelmann näher (vgl. S. 422 f.) und ſah in ihr wieder kein Produkt von techniſchen Regeln, ſondern eine freie Schöpfung des Volksgeiſtes —, eine entſprechende Auffaſſung des Alten Teſtaments, alles lief auf dasſelbe hinaus: nichts Gemachtes mehr, ſondern Natur, Original. Der Zug zur Urnatur ging nicht nur, wie ſich von ſelbſt verſteht, weit über die Schäferſpiele und „Wirtſchaften“ hinaus, in denen ſich die höfiſche Geſellſchaft auf Augenblicke von ihrer Steifheit befreit hatte (vgl. S. 367 und 374), ſondern auch über die idylliſche, von Theokrit wie der Odyſſee genährte Hirtenſtimmung, die Salomon Geßner poetiſch wiedergab. Die durch Rouſſeau geſteigerte Innenſucht und Gefühlspflege anderſeits ließ auch die Gellertſche Empfindſamkeit wie die ſeraphiſche Stimmung Klopſtocks, ſelbſt die allgemeine Melancholie und Tränenſucht weit hinter ſich: es kam zu jenen Exploſionen, wie der (S. 400) erwähnten Selbſtmordmanie; tiefer und tiefer geriet man eben durch Rouſſeau in ein aufgewühltes, zerriſſenes Seelenleben. Schärfer als je ging man nun aufs Innere und lehnte die Außenwelt ab, verlor zugleich wieder den kaum erlangten Wirklichkeitsſinn (vgl. S. 405 f.). Anderſeits zeigte der neue Geiſt doch wieder eine Steigerung realiſtiſchen Sinnes zum Naturalismus, wie die Reformgedanken der Aufklärung zu Revolutionsgelüſten wurden.

Zunächſt konnte die neue Richtung, deren Träger ſich auch noch ſehr abſurd gebärdeten, das Alltäglichſte mit den kraftvollſten Übertreibungen ausdrückten, ſich immer als vulkaniſche, Ungeheuerliches wälzende Naturen gaben und daher (vgl. S. 401) wieder affektiert und unnatürlich wurden, auf den herrſchenden Geiſt nur abſtoßend wirken. Entrüſtet über die neuen „Genies“, in deren Tun und Reden ſich übrigens ein gut Teil Studentiſch-Burſchikoſes, alſo weniger Aufſehen Verdienendes miſchte, waren nicht nur die Nicolai und Genoſſen, gegen deren Nörglertum die zukunftsſichere Jugend ſich kräftig wehrte, nicht nur Wieland, ſondern auch Leſſing, der klare Kopf, der Bekämpfer der Gefühlsſeichtigkeit und Schilderer wahrer Menſchen. Er, der eigentliche Vernichter des franzöſiſchen Klaſſizismus, der, mit ſcharfem Verſtande künſtleriſches Gefühl verbindend, die theoretiſchen Grundlagen des künſtleriſchen Schaffens zu finden und durch ſcharfe kritiſche Sichtung die Bahn für eine neue freie künſtleriſche Kultur freizumachen geſucht, in ſeiner „Emilia Galotti“ der Welt auch ein Beiſpiel des neuen deutſchen Kunſtdramas vor Augen geführt hatte, ſah alle ſeine Arbeit ignoriert und klagte: „Die jungen Genies verſcherzen mutwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit.“ Zu jenem Muſter der Regelloſigkeit, dem „Götz“, dem deſſen Verfaſſer, von Shakeſpeare zu Rouſſeau wandelnd, alsbald den Leſſing erſt recht abſtoßenden „Werther“ als Ausfluß jener exploſiven Gemütsſtimmung zur Seite ſetzte, kamen die Produkte des hohl deklamierenden Klinger, nach deſſen kraftgenialem Drama „Sturm und Drang“ die ganze Richtung benannt worden iſt, weiter der Wagner, Lenz uſw. Nicht zu den eigentlichen Stürmern und Drängern gehörte der junge Verfaſſer der ſonſt von ähnlichen Ideen erfüllten „Räuber“. Ebenſo wirkte jene Richtung nur zum Teil auf eine norddeutſche freiheitsbegeiſterte Schule, den Göttinger „Hain“ (vgl. S. 393), unter deſſen „bardiſchen“ Mitgliedern Bürger, der bedeutendſte, dem Einfluß des „Götz“ ſich öffnete und, wieder durch die engliſche Ballade angeregt (vgl. S. 415), volksmäßige Töne eindrucksvoll anzuſchlagen wußte, ein anderer, Miller, den „Werther“ durch den „Siegwart“ überwertherte und ſtark verwäſſerte. Auch die Schwärmerei für die deutſche Vergangenheit fand hier guten Boden. Die Hainbündler begeiſterten ſich auch erſt wieder (vgl. S. 386) für die Minneſänger und die Nibelungen, die Klopſtock und Wieland kühl gelaſſen und nur bei Herder warmes Intereſſe geweckt hatten, den Stürmern und Drängern aber nach Goethes Zeugnis wegen ihrer Sprache „zu weit ablagen“ und bei ihnen vor Hans Sachs, „dem wirklich meiſterlichen Dichter“, zurücktreten mußten. Jetzt kamen die Minneſänger ſogar in Mode. Die neue Bewegung ſympathiſierte endlich mit der dem Verſtandesmäßigen abgewandten ſchwärmeriſch-myſtiſchen Richtung (vgl. S. 401), wie ſie ſchon Hamann vertreten hatte, wie ſie vor allem durch Lavater, dem der junge Goethe begeiſtert zugetan war, Ausdruck fand. Auch bei Lavater ſpielte das „Genie“, inſofern als die göttliche Eingebung auch den Dichter erfüllt, eine Rolle. Den ſpäteren Goethe hat die Unwahrheit und Selbſtgefälligkeit des Lavaterſchen Überſchwangs freilich wieder abgeſtoßen. Ein wichtiges Moment war bei dieſen Schwärmern die Pflege der Religioſität, die ja überhaupt, wie (S. 392 f.) betont, die Pflege des Gefühls immer erſt hervorrief und förderte. Hier war wieder Hamann von Wichtigkeit, und ſein Schüler Herder ſuchte in begeiſtertem Enthuſiasmus der Aufklärung durch Belebung der Religion Abbruch zu tun und den Glauben gegenüber der Vernunft neu zu feſtigen.

War die neue Bewegung in dieſem Kampf, in dem die Aufklärung übrigens ſiegreich blieb, wie in dem gegen die verſtandesmäßige Kultur überhaupt zum Teil rückwärts gewandt, ſo waren ihre vereinzelten revolutionären Anſätze auf ſozialem und politiſchem Gebiet eher im Geiſte der vorwärts gerichteten Zeit. Die von Rouſſeau befruchtete Empörung über die ſozialen Vorurteile und Mißſtände rief ſo etwas wie ein ſoziales Drama hervor, zum Teil in ungeheuerlichſter Form, wie Schillers „Räuber“. Auch in politiſcher Beziehung kam man über die zahmen Andeutungen der Aufklärung gegenüber der fürſtlichen Willkür und der Überhebung der Vornehmen erheblich hinaus. Weſentlich von Klopſtocks an ältere Strömungen (vgl. S. 375) anknüpfendem idealen Deutſchgefühl und unklar demokratiſchem Freiheitsgefühl ging ein trotziges Aufbäumen gegen den Druck der Gegenwart aus. Der überaus ſtarke Tatendurſt, der ſich viel lieber im Leben als in der Literatur ausgewirkt hätte, ſah keine Möglichkeit der Befriedigung. Die politiſche Welt bot auch kein Tatenbild mehr, die Begeiſterung für Friedrichs Siege war dahin, und dem genialen Kraftgefühl konnte das „tintenkleksende Saeculum“ nur Ekel einflößen. So ließ man ſeinem Drange wenigſtens in Worten freien Lauf: die Klopſtockſchen Hainbündler lechzten nach Tyrannenblut; die klaſſiſche Bildung erzeugte jetzt die Begeiſterung für die Republik und Römertugend, wie ja das antike Freiheitsideal ſchließlich auch in der franzöſiſchen Revolution nachwirkte; Geſtalten, die frei und ungebunden der Geſellſchaft Trotz boten, wurden, idealiſiert, zu romantiſchen Vorbildern, erſt der längſt dahingegangene Raubritter, dann der Räuber. Auch ein Mann wie Leſſing gab durch ſeine „Emilia Galotti“ der Stimmung neues Feuer. Äußerer deſpotiſcher Zwang förderte ſie, ſo in Württemberg. Schiller, der Zögling der Karlsſchule, der von Karl Eugen gegründeten Militärakademie, ſetzte auf das Titelblatt ſeiner „Räuber“: „in tyrannos“. Und den Hintergrund von „Kabale und Liebe“ bildeten die beklagenswerten Zuſtände Württembergs.

Hier wurden auch der Sohn Johann Jakob Moſers, des tapferen Verfechters der ſtändiſchen Rechte, Karl Friedrich, für ſeine Angriffe auf den fürſtlichen Deſpotismus und der Stürmer und Dränger Schubart, von klopſtockſchem Patriotismus und Begeiſterung für Friedrich den Großen zugleich erfüllt, für ſeine „Fürſtengruft" lange Jahre auf dem Hohenaſperg eingekerkert. Das ganze ſtürmiſche Drängen blieb indes völlig ergebnislos, man beruhigte ſich auch allmählich. Daß ſich tiefere politiſche Intereſſen gleichwohl ausbreiteten, werden wir noch (S. 437f.) ſehen. Eine ähnliche Beruhigung folgte der damals wichtigeren Gärung auf literariſchem Gebiete. Man erkannte ſchließlich doch das Unmögliche der Regelloſigkeit. Man lenkte zum Teil wieder in die alten Bahnen ein. Überdies ſteckten in der Bewegung trotz des Gegenſatzes zur Aufklärung wieder dieſer verwandte, ſie fortführende Elemente genug, ſo daß z. B. Karl Hillebrand den Sturm und Drang als Fortſetzung der Aufklärung bezeichnet hat, wie denn die wunderliche Miſchung des Ganzen das Charakteriſtiſche iſt. Eines ſtellte ſich doch heraus, nachdem man zur Ruhe gekommen war: man hatte an innerer Kraft bedeutend gewonnen.

Es war wirklich eine große „Gärung" geweſen, „eine Gärung aller Begriffe", wie Goethe ſagte, ſie war aber nur die letzte Etappe der „Gärung des Geſchmacks" (Leſſing), die mit der Empfindſamkeit, mit der Wendung zum Herzen, zum Gefühl begonnen hatte, weiter und weiter gediehen war und ſelbſt durch einen Leſſing nicht zum Stillſtand kommen durfte, um die höchſte Entfaltung der Innerlichkeit zu bewirken. Keine Zeit drang tiefer in das Innere und keine hob ſchönere Schätze aus deſſen Tiefe. Der Verſtand war dem Gefühl gewichen, aber dieſes Fühlen vertiefte ſich, und zugleich ward die Anſchauung wichtiger als die Reflexion. Der Hauptgewinn war der Durchbruch des Subjektivismus. Seit dem 16. Jahrhundert war der Individualismus, ohne aber eine neue ſeeliſche Stufe zu bedeuten, fortdauernd gewachſen (vgl. S. 346), der Einzelne innerlich beſtändig freier geworden: aber wenn es der traditionellen geiſtigen Bindungen auch jetzt noch genug gab, ſo hatten die äußeren ſogar zugenommen. Am wenigſten vermochte der Einzelne ſich den ſozialen Feſſeln der ſchroffen ſtändiſchen Gliederung zu entziehen. Aber gerade die äußere Zwangswelt förderte eine ſtärkere Betonung und ein bewußtes Herauskehren des inneren Menſchen. Schon die Pietiſten pflegten die Beobachtung des eigenen Inneren und ſuchten mit ihrer Seele im Verkehr mit anderen Seelen zu glänzen. Mit der (S. 391ff.) geſchilderten Rolle des Herzens wuchs dann die Selbſtbeobachtung, die Selbſtzergliederung und damit die Wertſchätzung des eigenen Inneren: das Tagebuch ward wichtig als Dokument der Gefühle, des Herzens. Daher auch der Wandel der ſchon durch die bisherige Entwickelung ſtiliſtiſch gehobenen Briefe zu Stätten der Gefühls- und Empfindungsmalerei. Daher anderſeits die Fortſchritte der Charakteriſierungskunſt bei den Schriftſtellern, bis ſie bei Leſſing auf ihre Höhe gelangte. Daher jene von Lavater gepflegte Phyſiognomik: ſeine „Phyſiognomiſchen Fragmente" ſollten, wie der Titel betont, „zur Beförderung der Menſchenkenntnis und Menſchenliebe" dienen. Aber je mächtiger man das Seelenleben kultivierte, um ſo ſtärker wurde der Drang, das eigene anderen zu enthüllen. Es war nicht allein die modiſche Effekthaſcherei, die Sucht, mit der Fülle der Gefühle zu glänzen, es war auch ein Drang zur Beichte, der Wunſch, anderen ſein Inneres zu zeigen. Der Brief gerade wurde ein Hauptmittel; man gab dem anderen jetzt „Herzblut in Briefen", „Abdrücke der Seele"; der Brief galt als „Seelenbeſuch". Nun ergab ſich eine außerordentliche Steigerung des Briefverkehrs, zugleich wuchs der Umfang der Briefe ungeheuer. Auch das Tagebuch hielt man nicht mehr geheim, ſondern ließ es gern liegen. Aus demſelben Bedürfnis ging der große Wandel der Selbſtbiographie hervor. Rouſſeau hatte ihn eingeleitet: es kam nun auf die pſychologiſche Analyſe, die Zerfaſerung des eigenen Inneren an; es war die Form der Beichte vor der vollſten Öffentlichkeit. Daher auch die „allgemeine Offenherzigkeit", von der Goethe ſpricht, die ſo groß war, „daß man mit keinem Einzelnen ſprechen oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten". Daher die Berichte vom eigenen Inneren, von Seelenkämpfen ſeitens des Predigers auf der Kanzel, des Lehrers in der Schule.

Daher endlich der Freundſchaftskultus der Zeit. Wenn man im Perückenzeitalter fortwährend „Bekanntſchaften", „Korreſpondenten" ſuchte, um äußere Förderung zu erlangen, ſo trieb jetzt die Sehnſucht nach Gefühlsaustauſch zu einer wahren Freundſchaftsmanie. Wie der Briefkultus war auch der Freundſchaftskultus ſchon mit der empfindſamen Gellertſchen Zeit erwachſen. Der Freund galt mit einem Ausdruck aus Richardſons „Grandiſon" als „zweites Gewiſſen". Die geſchwätzige Freundſchaftsverſicherung dieſer Zeit erfuhr eine Verinnerlichung durch Klopſtock und wurde zum Freundſchaftsenthuſiasmus. Höchſt affektiert und daher doch wieder äußerlich trotz allen Überſchwangs waren dann die Zärtlichkeit, die Küſſerei und ſonſtigen Läppiſchkeiten des Gleimſchen Kreiſes: Herder nannte mit Recht dieſe ewigen Liebeserklärungen in Briefen zwiſchen Männern „faden Unſinn". Jetzt, im Sturm und Drang, wurde die Freundſchaft wieder ſeelenvoller, die Exaltation nahm aber nicht ab. Die „Genies" warfen ſich im Nu Gleichgeſtimmten als Freunde an die Bruſt. Die Hainbündler ſchloſſen ihren Bund bei Nacht im Mondenſchein und tanzten dabei um eine Eiche herum. Exaltation überall: nannte Stolberg Bürger ſeinen „liebſten Mitadler", ſo Hamann Jacobi ſeinen „Seelen-Jonathan". Am ſchlimmſten gebärdete ſich Lavater. Man liebte es, ſchon bei einigermaßen freundſchaftlicher Annäherung die Bezeichnungen der Blutsverwandtſchaft Bruder, Schweſter, Vater, Mutter anzuwenden. Wie raſch war man mit dem „Du" bei der Hand. Briefe zwiſchen Frauen und Männern, die freundſchaftliche Empfindung ausdrücken ſollen, nehmen ſich zum Teil aus wie die ſchwärmeriſchſten Liebesbriefe. Bei einer erſten Begegnung geraten zwei gleichgeſtimmte Seelen vor Überfülle der Empfindung oft in Verwirrung wie zwei Liebende. Viele Einzelheiten über dieſe Strömung findet man in meiner „Geſchichte des deutſchen Briefes". Zwei charakteriſtiſche Szenen mag man auch bei Freytag nachleſen: wie Fritz Jacobi und ſein Bruder bei einer Rheinreiſe ſich gelegentlich um den Hals fallen und die Gegend mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft ſegnen, und wie Wieland ſeine alte Freundin Sophie Laroche und ihren Gatten mit allem Aufwand von Gebärden und Tränen begrüßt.

Aber das Weſentlichſte bei all ſolcher eigenen und wechſelſeitigen Erregung war doch eben die Entfeſſelung des eigenen Ichs, deſſen Wertſchätzung gerade in der Sturm- und Drangperiode auf ihren Höhepunkt kam. Wie man ſich mit ungeheurem Selbſtgefühl als „Originalgenie" hinſtellte, wie man denredneriſchen Kraftaufwand nur trieb, weil man jedes Wort für höchſt bedeutend hielt, und wie mit den großen Worten wieder die Hochachtung der „Titanen" vor ſich ſelber wuchs, ſo ſtellte man überhaupt das eigene Ich als ſouverän hin und verwarf, wenigſtens theoretiſch, jede Autorität und jede Feſſel. Aber wenn nach der Genieperiode auch die Überſchwenglichkeiten ſchwanden oder ſich milderten, wenn man, geſunder geworden und geiſtig gewachſen, „mit Lächeln" darauf zurückſah: das Reſultat, der Subjektivismus, war doch dauernd gewonnen. Die Natur z. B. blieb vor allem das Spiegelbild des eigenen Inneren. Die Schranken der Welt aber ignorierte man nach wie vor.

Immerhin konnte doch ſolche Stimmung nicht ohne jeden Einfluß auf das wirkliche ſoziale Leben bleiben. Vor dem Gefühlsdrang, vor dem Freundſchaftsenthuſiasmus fielen zum Teil deſſen Schranken. Die Wertſchätzung der ſchönen Bildung, das literariſche Intereſſe, war der Faktor, der die Annäherung vermittelte. Schon die gelehrten, namentlich die naturwiſſenſchaftlichen Intereſſen (vgl. S. 353) hatten Fürſten und Adel dem Bürgertum zum Teil näher gebracht, auch ſchon die ſprachlich-literariſchen (vgl. S. 306). Stärker wurde die Annäherung durch den Pietismus, aber auch durch die aufkläreriſche philoſophiſch-literariſche Bewegung, z. B. die deutſchen Geſellſchaften. Mit Gottſched ſtand der ehemalige Miniſter Graf Manteuffel, der überhaupt gern mit Gelehrten Umgang hatte, in engem Verkehr und vertrautem Briefwechſel; er war ferner der Stifter jener wolffianiſchen Geſellſchaft der Alethophilen (vgl. S. 381), beeinflußte übrigens auch den Kronprinzen Friedrich. Dann kam Gellert, der mit ſeinem ehrerbietigen, beſcheidenen Weſen bei dem mitteldeutſchen Adel einen großen Einfluß hatte (vgl. S. 393), mit und nach ihm die empfindſame Zeit, die aller Herzen aufſchloß, vor allem eben durch die Poeſie. Zwar blieb der vornehme Adel in ſeiner ganzen Lebenshaltung, in der Konverſation wie im Geſchmack durchaus franzöſiert. Neben den geſellſchaftlichen Intereſſen, d. h. oft bloßer Genußſucht, ſtanden bei ihm politiſche und wirtſchaftliche im Vordergrund. Es gab auch jetzt noch im Adel bildungsfeindliche Teile, und ſelbſt in der Lebensart erreichten nur wenige das bewunderte franzöſiſche Muſter. Der alte Mozart ſpricht 1778 in einem Brief an ſeinen Sohn von der „ſchönen Lebensart" in Paris, „die ganz erſtaunlich abſticht gegen die Grobheit unſerer deutſchen Kavaliers und Damen". Ein ſehr ſcharfes Urteil fällt über ſeine Standesgenoſſen ein aufgeklärter deutſcher Edelmann ſelbſt, Johann Michael von Loen, der 1752 ein Buch „Der Adel" ſchrieb. Bereits 1740 hatte er ſeinem Roman „Der Redliche Mann am Hofe" „Freye Gedancken von der Verbeſſerung des Staats" hinzugefügt. Darin heißt es: „Wenn man den heutigen Adel beſchreiben wolte, ſo würde es vielleicht ein Geſpötte heißen; man müſte ihn lächerlich abmahlen, und die Wahrheit würde manchen allzu natürlich treffen: Wir wollen lieber ſchweigen, unſere Schande bedecken, uns rathen laſſen und uns beſſern." Seine eigene Anſchauung kennzeichnen die Sätze: „Der iſt der beſte Edelmann, den Treu und Muth und Witz zum Ritter ſchlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel ſich brüſtet, iſt Wind und Wahn und Einbildung." „Die Handlung ins Große hat … nichts, das dem Adel zuwider iſt." Freilich gönnten den großen Kaufleuten „das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den unterſten Grad des Adels". Indeſſen wurde der Adel, freilich nach den Landſchaften in verſchiedenem Maße, den neuen Einflüſſen allmählich zugänglich. Gerade bei dem Teil, der feinere franzöſiſche Bildung pflegte, hatte ſchon der elegante Wieland (vgl. S. 405) zahlreiche Leſer gefunden, und auch zu Leſſing war der Schritt nicht allzu groß. Weiter kam man nur in beſtimmten Gegenden, während der oſtdeutſche Adel überhaupt zurückblieb. Der holſteiniſche Adel freilich hat wie ſeine Fürſten (vgl. S. 421) früh viel literariſches Intereſſe bewieſen. Für den märkiſchen Adel kann ein Wilhelm von Humboldt nicht als typiſch gelten: dieſer Adel hat dagegen ſpäter in der Zeit der Romantik ſich ſtark in der Literatur betätigt. Zum Teil ſehr empfänglich zeigte ſich der thüringiſche Adel. In Öſterreich war es vor allem die Muſik, die Adel und Künſtler eng verband. Um noch einzelne adlige Anhänger der neuen Bildung zu nennen, ſo nahmen z. B. an der Klopſtockverehrung beſonders jene Grafen Stolberg teil, die überhaupt als Hainbündler mit den bürgerlichen Genoſſen aufs intimſte verkehrten. Namen wie Knebel und Thümmel ferner ſind bekannt genug.

Unter den Fürſten gab es aufgeklärte Köpfe ſeit längerer Zeit, aber ſie hingen durchaus der franzöſiſchen Aufklärung an. Man war tolerant, geiſtig empfänglich; in der Lebenshaltung verſchmähte man vielfach den Prunk; der große „Philoſoph auf dem Throne" teilte anderſeits im Gegenſatz zu ſeinem Vater nicht einmal die althergebrachten Jagdneigungen ſeiner Herren Confrères, verabſcheute ſie ſogar. Aber ſelbſt mehr der früheren Art zuneigende Fürſten, wie Karl Theodor von der Pfalz, begannen lebhaft höhere Intereſſen zu fördern, ſtifteten Kunſtakademien und gelehrte Geſellſchaften, Karl Theodor gründete ſogar ein Nationaltheater. Eine perſönliche Annäherung an die deutſchen bürgerlichen Geiſtesgrößen zeigte nun vor allem Karl Auguſt von Weimar, der mit dem von Anna Amalie nach Weimar berufenen Wieland auf einem Leiterwagen fuhr und ſich, von dem genialiſchen Treiben entzückt, mit Goethe in tollen Streichen gefiel. Aber wichtiger war, daß die Freundſchaft mit dieſem über die enthuſiaſtiſchen Jugendjahre hinaus ſtandhielt, und daß des Herzogs Reſidenz ein Mittelpunkt der größten deutſchen Geiſter überhaupt wurde. Auch andere kleine Fürſten verhielten ſich ähnlich: am Darmſtädter Hof pflegte man ſchöngeiſtige Intereſſen, Graf Wilhelm von Bückeburg und Fürſtin Pauline zu Lippe waren ihnen ebenfalls zugewandt, Georg von Meiningen verkehrte vertraut mit Merck und Sömmering, Peter von Oldenburg, ſonſt gerade kein Schwärmer, ſchätzte den Umgang mit Voß und Klopſtock ſehr, Karl Friedrich von Baden huldigte letzterem, wo er konnte, und korreſpondierte eifrig mit Lavater. Herzog Friedrich Chriſtian von Schleswig-Holſtein war J. Baggeſen in Freundſchaft zugetan. An Schiller ſchrieben er und Graf Schimmelmann, bereit, ihm in der Not zu helfen, einen zartfühlenden Brief; er begann alſo: „Zwey Freunde, durch Weltbürgerſinn mit einander verbunden, erlaſſen dieſes Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde ſind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie." Der Erbprinz von Braunſchweig pflegte mit einem Juden, mit Mendelsſohn, freundſchaftlichen Briefwechſel. Überſchätzen darf man die Erſcheinung, der auch (vgl. S. 444) entgegengeſetzte gegenüberſtehen, nicht: dauernd ſind die Geiſtesheroen keineswegs der Stellung für würdig erachtet worden, die der Geburts- und der Schwertadel an den Höfen einnimmt.

Die ſchöne Bildung war es, die die Menſchen einander näherte, ſie, in deren Pflege die Zeit immer mehr aufging, die die einengende Wirklichkeit überall vergeſſen ließ. Ein Wetteifer, Schönes und geiſtig Bedeutendes zu ſchaffen, erfüllte die Geiſter; die größten unter ihnen, Goethe und Schiller, nun geläutert und gewachſen, lebten wie in einem idealen Reich, für das die politiſche Miſere, der pfäffiſche Zelotismus, das deutſche Spießbürgertum und ſpäter das franzöſiſche Jakobinertum gleichermaßen nicht exiſtierten: es war eine „Periode, wo man durch ſchöne Gelehrſamkeit und ſubtile Gefühle die Privilegien der Ariſtokratie erhielt, das Recht, über dem gemeinen Leben des Volkes in reiner Höhe zu ſtehen und ſich anſtaunen zu laſſen" (Freytag). Als „das höchſte Gut und das allein Nützliche" konnte damals Friedrich Schlegel „die Bildung" preiſen. Sie war denn auch das Hauptelement jener Richtung, die ſich nach der leidenſchaftlichen Gärung abgeklärt unter Herders Führung durchſetzte, und deren Leitgedanke die Humanität war. In der Schätzung der Bildung war dieſe Richtung durchaus Tochter der Aufklärung, wie ſie es in den für ſie charakteriſtiſchen Ideen der Toleranz war, und wie ſie ſich mit den älteren naturrechtlichen Ideen in der Betonung der natürlichen Rechte des Menſchen berührte. Schon Gellert hatte die Keime menſchenfreundlicher und toleranter Anſchauungen in vieler Herzen geſenkt. Gegen den Druck, der auf den

Juden laſtete, war Leſſing ſchon 1749 in dem Luſtſpiel „Die Juden“ aufgetreten. Aber die neue „Humanität“ näherte ſich auch ſonſt der Aufklärung, zumal dieſe ſich höher denn je hob und in Kants kritiſcher Philoſophie die Stimme des reinen Verſtandes aufs eindrucksvollſte laut wurde. Herder, der auch in ſeiner Abneigung gegen die Aufklärung nachließ, weniger enthuſiaſtiſch und erregt fühlen und ſprechen lernte, ſich, wie Goethe, an Spinoza zu bilden begann und die Theologie ein „liberales Studium“ nannte, pries Leſſing nach deſſen Tode als den „edlen Wahrheitſucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter“. Und doch betonte derſelbe Herder den großen Unterſchied ſeiner Ideen von jener Weltanſchauung: „Aufklären heißt nicht bilden; alle Aufklärungsanſtalten verfehlen nicht allein, ſie vernichten den letzten Zweck aller Bildung: Menſchheit und Glückſeligkeit.“ Er ſah alſo einen völligen Gegenſatz zu der von ihm gepredigten „Humanität“. Der Gegenſatz ging auf die im „Sturm und Drang“ gewonnene und in der Humanität feſtgehaltene Erkenntnis zurück, daß es auf das Innere, auf das Urſprüngliche, auf die organiſche Entwickelung und nicht auf das Äußerliche, verſtandesmäßig Erdachte und Geforderte, nicht auf die mechaniſche Konſtruktion ankomme. Bildung iſt auch nicht Verſtandesſchulung, äußere Aneignung nützlicher Kenntniſſe, ſondern volle und freie Entwickelung aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten des ganzen Menſchen. Rouſſeaus Evangelium wirkte in geläuterter Form weiter nach: das Ideal hieß aber nicht mehr nur Natur, ſondern edle Kultur auf Grund der Natur. Die „ſchöne Individualität“, die „ſchöne Seele“ waren Zielworte für das neue Bildungsideal der Humanität, das in Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität“ ſyſtematiſiert wurde, das auch die klaſſiſche Dichtung damals begeiſtert kündete. Es war ein ariſtokratiſches, zugleich aber von vollſtem Idealismus getragenes Ideal: nicht ein vollkommener Gelehrter, nicht ein vollkommener Hofmann — ein vollkommener Menſch ſollte man werden. „Zur Nation euch zu bilden“, rief Goethe, „ihr hoffet es, Deutſche, vergebens. Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menſchen euch aus.“

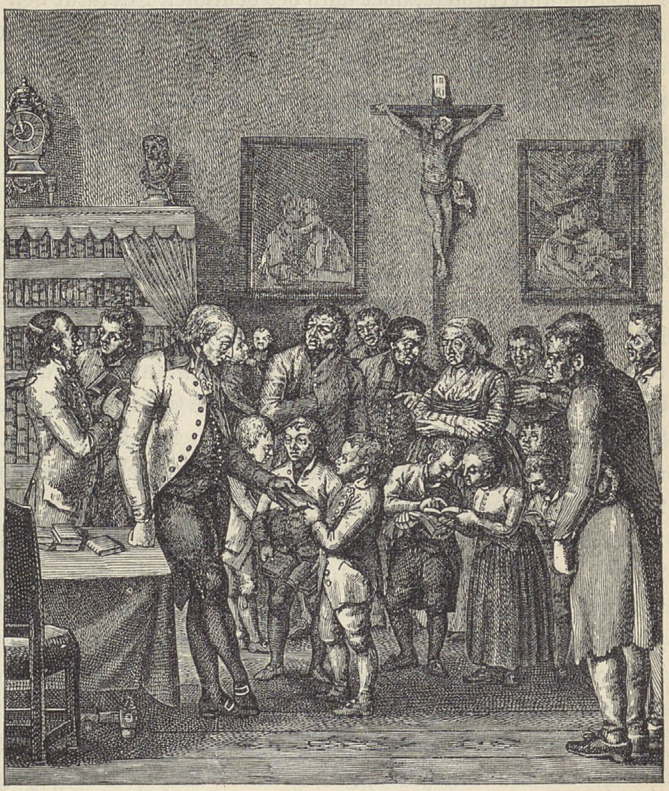
Es war ein Ideal, das ſchon vorzeiten von den ſchönheitsdurſtigen Griechen zum Teil ins Leben übertragen worden war. Das Griechentum wurde nun bewußt als das echte Menſchentum den über geiſtige, konfeſſionelle, berufliche, ſoziale Feſſeln hinausſtrebenden Jüngern verkündet. Schon längere Zeit war neben der maßgebenden humaniſtiſch-lateiniſchen Imitationsbildung den Griechen mehr Beachtung geſchenkt worden, in den ſächſiſchen Fürſtenſchulen, in Berliner Schulen wie an den Univerſitäten zu Leipzig, Halle und Göttingen. Herder nannte als um die Bekanntmachung der Griechen verdient vor allem „den unſterblichen Geßner, Erneſti und Klotz“. Weiter wäre Heyne in Göttingen zu nennen. Nicht minder ſpielte in der Literatur das Griechentum ſchon eine Rolle, bei den Anakreontikern, bei Wieland, deſſen Griechen aber nach Scherers treffender Bemerkung eher den damaligen Franzoſen glichen, auch bei Klopſtock, der mit Erfolg griechiſche Versmaße anwandte, dem jedoch ſonſt die „bardiſchen“ Deutſchen mehr am Herzen lagen. Leſſing, von Johann Elias Schlegels und Pyras Beſtrebungen zu ſchweigen, förderte mit bewußter Gründlichkeit das Studium der echten Griechen und ſuchte von ihnen Gewinn zu ziehen. Dazu kam jene ſchon bei Breitinger hervortretende, vor allem aber von den Engländern auf die Genieperiode (vgl. S. 415) übergehende Bewunderung Homers, der immer häufiger überſetzt wurde. Und endlich hatte, zunächſt auf Öſer fußend, Winckelmann epochemachend gewirkt und gelehrt, in die „edle Einfalt und ſtille Größe“ der griechiſchen Kunſt einzudringen. Wieder zeigt ſich jene Läuterung des Rouſſeauſchen Evangeliums. An Stelle der Urnatur des unziviliſierten Menſchen ſetzte man eine in Harmonie mit der Natur erwachſene Kultur eines Idealvolkes. Die bisherige franzöſiſche Vermittelung zertrümmernd und unmittelbar ins Land der Griechen „mit der Seele“ dringend, pries Winckelmann die Schöpfungen der Griechen als ſchöne Natur und erklärte ihre Kunſtleiſtungen aus natürlichen Bedingungen, vor allem aus der Freiheit. So kam man denn eigentlich erſt jetzt der wahren Antike näher, deren ſchöpferiſches Element doch nicht die Römer, ſondern die Griechen ſind. Man wandte ſich auch bewußt von der bisherigen, weſentlich äußerlichen Nachahmung, von der lateiniſchen Dreſſur ab. Herder, der Führer zu der neuen Bildung, zog die altdeutſche Barbarei der äußerlichen Romaniſierung durch Karl den Großen wie durch die Renaiſſance vor; er beklagte die Feſſelung unſerer Bildung durch die lateiniſche Sprache, die lateiniſche Schule: „Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos lateiniſchen Erziehung! o könntet ihr Alle laut klagen!“ Die von ihm bekämpfte „unleidliche“ Nachahmung ſoll nun aber ſogar den Griechen gegenüber nicht ſtatthaben, wie es teilweiſe noch Leſſing und Winckelmann, ja anfangs er ſelbſt ſich dachten. Ein Klopſtock werde nie einem Homer gleichen. Führer zum wahren Menſchentum vielmehr ſollten die Griechen, eine „Schule der Humanität“ ihre „Kultur der Seele“ ſein: was ein wahrer Menſch ſei, ſollte man von ihnen lernen und ſich aus eigenem Volkstum frei dazu entwickeln. Von der griechiſchen Geſamtkultur galt für ihn, was er von der griechiſchen Kunſt ſagte: „wir wollen nicht ſie, ſondern ſie ſoll uns beſitzen“.

So wurde das Griechentum zum Ideal: man trieb einen wahren Kultus mit ihm und wandte ſich in anderem Sinne als die Aufklärung vom Chriſtentum ab. Schon der einſt von der pietiſtiſchen Erziehung abgeſtoßene Winckelmann hatte ſich „einen gründlich geborenen Heiden“ genannt. Dem „decidirten Nichtchriſten“ Goethe ſtand nun das Griechentum ſelbſt über dem Altdeutſchen, die Antike allein ließ er jetzt neben der Natur als Lehrerin der Schönheit gelten, und Schiller, von den Freiheitsphraſen der römiſchen Antike herkommend, huldigte dem neuen Ideal der Schönheit begeiſtert in den „Göttern Griechenlands“ und den „Künſtlern“. Hölderlin in Jena, das wie Weimar Hauptſtätte des neuen Kultus war, trieb dieſen bis zum religiöſen Wahn und fühlte ſich ſogar in verzehrender Sehnſucht nach dem Ideal von dem barbariſchen Deutſchtum angewidert. Ein kritiſcher Kopf wie Schiller fand immerhin die Übertreibung der Strömung heraus („Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen, bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus“) und mahnte, eine „würdige Sache“ nicht zu kompromittieren. Die Gräkomanie beſchränkte ſich übrigens wiederum keineswegs auf Deutſchland. In der Mode bereitete ſich z. B. in Paris die ſpätere Robe à la grecque früh vor. Einer der überzeugteſten und ernſteſten „Griechen“ war Wilhelm von Humboldt, der theoretiſch das neue Ideal nach der äſthetiſchen Seite — dieſe war jetzt überhaupt die Hauptſache bei der neuen Renaiſſance — ausbaute und es im vertrauten Briefwechſel mit dem Philologen Wolf begeiſtert pflegte. Er hat dann ſpäter auch als Unterrichtschef in Preußen bewirkt, daß es auf die preußiſchen Univerſitäten wie die Gelehrtenſchulen überging. Letztere eroberte es aber auch ſonſt, und zwar auf lange Zeit: „Wir ſahen“, ſagt noch Riehl von ſeinem Weilburger Gymnaſium, „Griechenland als unſere zweite Heimat an; denn es war der Stammſitz der Kalokagathie, es war die Heimat des harmoniſchen Menſchentums.“

Dieſes ariſtokratiſche Ideal der Ausbildung der edelſten Seiten des Menſchen in ausgeglichener, ſchöner Harmonie, das nun in die Erziehung einzog, blieb freilich in der Hauptſache bloßes Ideal: die Praxis blieb vielfach in den alten Zuſtänden ſtecken. Wie in dem Ideal auch neuere Ideen ſteckten, etwa diejenigen des im 18. Jahrhundert überhaupt einflußreichen

Shaftesbury, ſei hier nicht ausgeführt. Betont ſei nur, wie ſich auch mit dieſem Ideal wieder deutſche Innerlichkeit verbindet. Überhaupt ſtellte der deutſche Klaſſizismus des 18. Jahrhunderts erſt die eigentliche Verbindung der längſt wirkſamen Renaiſſancebewegung mit dem deutſchen Geiſte dar, wie der franzöſiſche Klaſſizismus bereits früher deren Verbindung mit dem franzöſiſchen. Die im 16. Jahrhundert ſelbſtverſtändlich gewordene äußere Renaiſſancebildung hatte überhaupt ſchließlich auch innerlich von den Menſchen Beſitz ergriffen. Der Renaiſſancegeiſt, urſprünglich von dem ihm im Grunde durchaus entgegengeſetzten Proteſtantismus weit mehr als vom Katholizismus geknebelt (vgl. S. 216) und in der Hauptſache nur in ſeinen formalen Elementen wirkend, war in der Aufklärung, ſo wenig dieſe als bloße Fortbildung der Renaiſſance aufzufaſſen iſt (vgl. S. 380), über den altkirchlichen Proteſtantismus Herr geworden und hatte ihn ſelbſt innerlich umgeſtaltet. Der asketiſche Geiſt wird erſt jetzt völlig von dem auf hohe innerweltliche Ideale gerichteten, von beglückendem Optimismus und freudigem Fortſchrittsdrang getragenen Geiſt edler Weltlichkeit verdrängt: vor den alles beherrſchenden Faktoren der Natur und der Vernunft war das Tranſzendentale mehr und mehr zurückgewichen, und die geiſtige Freiheit wird das Lebenselement der höheren Menſchen, das Streben nach menſchlicher Vollkommenheit ihr Leitſtern. Aber man ſucht nun die befreienden und humanen Ideen auch aus dem jetzt anders angeſehenen Proteſtantismus herzuleiten, und die moderneren prinzipiellen Keime, die in der Tat in dieſem lagen (vgl. S. 218), kommen nun erſt zur Geltung. Jetzt wird der proteſtantiſche Geiſt erſt eigentlich als der Geiſt freien Denkens und freier Forſchung aufgefaßt. Nunmehr verbinden ſich im Grunde Reformation und Renaiſſance.

Keineswegs war nun aber die Bewunderung der Antike damals allgemein, wie ja ſchon früher nicht (vgl. S. 354 f.). Auf eine Preisfrage der Berliner Akademie für 1797, welche Vorteile die Gegenwart aus der Kenntnis des Zuſtandes der Wiſſenſchaften bei den Alten ziehen könne, antwortete D. Jeniſch, der ſolche Vorteile ſonſt anerkennt, unter anderem: „Das Anſehen der Alten beſonders in allem, was Wiſſenſchaft betrifft, ſinkt und ſinkt für immer — zum Heil der Wahrheit und Kultur. Denn mit mutigeren Schritten eilt nun das vorurteilsfreie Genie dem glorreichen Ziel der Wahrheit entgegen.“ Hier äußert ſich das moderne Bewußtſein der geiſtigen Selbſtändigkeit auch gegenüber der Antike, die ſeit der Renaiſſance die große Führerin zu geiſtiger Befreiung geweſen war. Zu dem „Neuhumanismus“ geriet ſpäter auch die mit der Aufklärung zuſammenhängende praktiſche Richtung auf die Realien (vgl. S. 355 f.) — 1708 hatte Semler in Halle auch realiſtiſche Kurſe, 1747 Hecker in Berlin zuerſt eine eigentliche Realſchule gegründet — in einen entſchiedenen Gegenſatz, während noch griechiſch geſinnte Leute wie Heyne und Geßner die „nützlichen Bürgerſchulen“ vermehrt wünſchten und in der Bekämpfung der pedantiſchen Lateindreſſur und der Beherrſchung der Schule durch die Kirche mit den Aufklärern übereinſtimmten. Die ebenfalls für den „bürgerlichen Unterricht“ eintretenden und die natürliche Religion predigenden ſogenannten „Philanthropen“ ferner waren durchaus aufkläreriſch und trotz ihres Namens der auf die Griechen geſtützten Humanität bei ihrer Abneigung gegen die Alten nicht verwandt. Sie waren in Anlehnung an die revolutionären Ideen Rouſſeaus zur Verwerfung aller äußerlichen Erziehung gekommen und prieſen ſtatt einer verweichlichenden und entſittlichenden Kultur ebenfalls die Natur, auf die auch alle Erziehung ſich gründen ſollte. In ihrer Wertſchätzung der Leibesübungen, die übrigens nach Lockes Vorgang ſchon Sulzer 1746 betont hatte, kamen ſie freilich wieder griechiſchen Idealen nahe. Auch ſie wollten Vollmenſchen erziehen. Ihrer energiſchen Agitation gelang es nun, nicht nur ihre, Rouſſeaus Gedanken ſyſtematiſierenden Lehren in weite Kreiſe zu tragen, zumal durch Lehrbücher, wie ſie vor allem Baſedows, an Comenius erinnerndes „Elementarwerk“ vertritt, ſondern auch Lehranſtalten zur Verwirklichung ihrer Erziehungsideale zu gründen. So errichtete Baſedow 1774 das vom Deſſauer Fürſten unterſtützte und bei den beſten Köpfen Deutſchlands Intereſſe weckende Philanthropin in Deſſau, ſo gründeten Campe und Salzmann ähnliche Anſtalten in Hamburg und Schnepfenthal. Daß man anderſeits Irrtum und Scheinſucht in den Beſtrebungen der Philanthropen fand, lehrt Schummels „Spitzbart, eine komitragiſche Geſchichte für unſer pädagogiſches Jahrhundert“ von 1779.



Preisverteilung. Nach einem Kupferſtich von J. Mettenleiter (1760—1825) im Königl. Kupferſtichkabinett zu München, wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte“, Bd. V.

„Pädagogiſches Jahrhundert“ war nun freilich eine durchaus zutreffende Bezeichnung. Seit jenen Reformern (vgl. S. 384) war das Intereſſe für die Erziehung nicht erloſchen, und wenn die neuen Ideen ſo viele Literaten, Philoſophen und Theologen ſich unausgeſetzt mit der Höherentwickelung des Menſchengeſchlechts beſchäftigen ließen, ſo war für die Reform der Menſchheit doch immer die Hauptvorausſetzung die Erziehung der Jugend. Sie blieb daher dauernd im Vordergrund der Erörterung. Zog in die gelehrten Schulen jenes neue Bildungsideal, ſo ging ein menſchenfreundlicher, auf Menſchenbildung gerichteter Zug, wie er ſich etwa in der obenſtehenden Abbildung ausdrückt, auch durch die übrigen Schulen, die einſt den Charakter von Prügelanſtalten getragen hatten. Um die Hebung der Volksſchulen bemühte ſich der aufgeklärte Staat unter Friedrich II., Maria Thereſia uſw., zeitweiſe unter Max Joſeph auch in Bayern, durch gründlichere Vorbildung der Lehrer auf Seminarien, weniger kärgliche Beſoldung der Lehrer, Vermehrung der Schulen, Durchführung der Schulpflicht, Druck auf die Edelleute behufs Beſſerung der ländlichen Schulverhältniſſe, wobei freilich bei dem ſtarken Widerſtand praktiſch nicht allzuviel erreicht wurde. Weiter traten aber begeiſterte Reformer auf, ſo der treffliche märkiſche Edelmann Eberhard von Rochow, der ſeine philanthropiſchen Anſichten 1772 in dem „Verſuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute“ niederlegte und auf ſeinem Rittergute Reckahn und anderen Gütern vielbewunderte Muſterſchulen einrichtete. Später kam dann der edle, wieder auf Rouſſeau zurückgehende Peſtalozzi, deſſen Ideen eine Reform des geſamten Volksſchulweſens einleiteten.

Es war eine herrlich ſtrebende, von Idealen erfüllte Zeit, aber ſie hat für die Geiſteskultur der Deutſchen auch Außerordentliches erreicht. Überraſchend ſchnell waren die Deutſchen ſeit dem erſten Drittel des Jahrhunderts fortgeſchritten. 1781 ſchrieb Melchior Grimm, der Halbfranzoſe, der deutſche Vornehme über die zeitgenöſſiſche franzöſiſche Literatur durch Bulletins unterrichtete, aber auch der deutſchen Literatur den Boden in Frankreich bereitete, an Friedrich den Großen, es müſſe ſich in Deutſchland ein großer Wandel vollzogen haben: es gebe jetzt gute deutſche Bücher, und von der alten rauhen, weitſchweifigen Redeweiſe, wie ſie vor 50—60 Jahren geherrſcht habe, ſei keine Rede mehr. Zur Zeit der Ausbreitung des Humanitätsideals kam die literariſche Entwickelung auf ihren Höhepunkt. Die deutſche Dichtung, einſt von fremden Muſtern abhängig, wurde zur klaſſiſchen, wenn auch die Zeitgenoſſen, wie immer, die Mittelmäßigkeit der Höhe der klaſſiſchen Schöpfungen vorzogen. Eine neue, reife äſthetiſche Kultur, wie ſie vor allem dem Freunde Schillers und Goethes, Wilhelm von Humboldt, vorſchwebte, war in der Tat durch jene beiden Großen verwirklicht.

Auf dem Gebiete der bildenden Künſte, für deren Pflege beide begeiſtert waren, und die namentlich Goethe immer aufs neue beſchäftigten, hat die Zeit bei weitem nicht das gleiche erreicht. Hier machte ſich noch immer, in Baukunſt, Porträtmalerei und Plaſtik, viel höfiſcher Einfluß geltend. Es überwog der franzöſiſche Geſchmack; es blieb viel Konvention, äußerliches Weſen oder Ausgeklügeltheit und Allegorie. Auf der anderen Seite wurden aber auch gute alte Traditionen in der Technik wie in der Formgebung bewahrt. Die hohe Baukunſt brachte recht Bedeutendes kaum hervor. In der Malerei wurde mehr geleiſtet, aber eine Höhe ſtellte weder der vielbewunderte, in Italien an großen Muſtern geſchulte, kosmopolitiſche Raphael Mengs noch der ſelbſt in Frankreich anerkannte Johann Heinrich Tiſchbein dar. Einen ſtärkeren Umſchwung zeigte erſt Carſtens unter dem belebenden Einfluß Winckelmannſcher Ideen. In dem durch Winckelmann herrſchend gewordenen Klaſſizismus ſteckte indeſſen doch auch ſehr viel Äußerlichkeit und innere Unwahrheit. Dieſer Kunſt fehlte das warme, friſche Leben. Und die Muſter ſelbſt waren im Original oder im Bilde auch nicht ſo zugänglich wie ſpäter: man machte ſich trotz Winckelmann zum Teil ein der Wahrheit gar nicht entſprechendes Altertum zurecht. Gegenüber der hohen Kunſt zeigte ſich natürlich und lebensvoll im Kleinen der Radierer und Kupferſtecher Chodowiecki.

In den bildenden Künſten und ſelbſt in der ſo hoch ſtehenden Literatur iſt echtes Künſtlertum nicht ſo ſehr Wirklichkeit geworden wie damals in der Muſik (vgl. S. 403 f.). In Mozart hat Goethe ſelbſt die Perſonifikation des wahren Künſtlers erblickt, und Beethoven wieder repräſentiert das künſtleriſche Genie in ſeiner einſamen Größe: er verkörpert am höchſten deutſche Innerlichkeit, deutſche Geiſtigkeit in der Kunſt. Erſtaunlich, welche Größen die Deutſchen gerade auf dem Gebiet der Muſik hervorbrachten, nachdem eben erſt die deutſche Muſik in Bach einen Höhepunkt erreicht hatte. Mozart hat ſich übrigens bewußt als Vorkämpfer deutſcher Art gefühlt — des ſtrebſamen Jünglings Gebet war: „daß ich mir und der ganzen deutſchen Nation Ehre mache“. Von demſelben Kultureifer wie ſo viele andere Deutſche ſeit langem auf dem Gebiet des Geiſteslebens, der Dichtung uſw. beſeelt, wollte er eine wirklich deutſche Oper ſchaffen. Er hat es getan: vor allem die „Zauberflöte“ und der „Don Juan“, die für Goethe Muſter des Kunſtſchaffens waren, laſſen die auch für Mozart zunächſt charakteriſtiſche, aber von ihm auf die Höhe der Schönheit geführte heitere Rokokomuſik weit hinter ſich und zeigen ihn als echtes Kind der Epoche idealer Humanität und klaſſiſcher Harmonie.

Hat der reifere Goethe der Muſik eines Mozart volles Verſtändnis entgegengebracht, ſo war das Verhältnis Goethes und Schillers zur damaligen Wiſſenſchaft ganz eng, vor allem zur Philoſophie. Sie waren Dichter und forſchende Denker zugleich, wie ſchon Leſſing. Jener oben (S. 387, 402) betonte Zuſammenhang zwiſchen Dichtung und Wiſſenſchaft iſt nun ein anderer, förderlicherer geworden: gewann die letztere in Form und Geſchmack durch die Befreiung vom Pedantismus, ſo jene in ihrem geiſtigen Inhalt und Niveau. Die Vereinigung beider Intereſſen bedeutete eben die deutſche Bildung. Bereits die Aufklärung hatte einen Aufſchwung des Geiſteslebens und ein freudiges Fortſchreiten in den Wiſſenſchaften herbeigeführt. Das ſetzt ſich nun fort. Das früher (vgl. S. 353) ſo ſtarke mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Intereſſe trat jetzt erheblich zurück, war aber, wie Goethes Neigung zeigt, immerhin nicht verſchwunden. Man wetteiferte hier nach wie vor mit dem Ausland. Die Namen des Mathematikers Euler, des Anatomen und Botanikers Albrecht von Haller, des Anatomen Blumenbach, des Mineralogen Werner beweiſen die Bedeutung der Deutſchen auch auf dieſen Gebieten. Umwälzende Erfindungen und Entdeckungen, wie ſie damals von Galvani, Volta, Franklin, Prieſtley ausgingen, fehlten freilich, obgleich einzelne Erfindungen (Blitzableiter, Telegraph) doch zuerſt von Deutſchen und dann von Ausländern noch einmal gemacht worden ſind. Auf praktiſch-ökonomiſchem Gebiet zeigten ſich Fortſchritte, die freilich die der Engländer im Maſchinenweſen nicht erreichten. Im Vordergrund ſtanden in Deutſchland aber jetzt überhaupt mehr die idealen Zweige des Geiſteslebens. Gerade das Zeitalter der Humanität brachte naturgemäß eine innere Hebung der nun erſt zur ſelbſtändigen Wiſſenſchaft erwachſenden klaſſiſchen Philologie, die vor allem von dem Manne, der ſich zuerſt als „Philolog" an einer Univerſität inſkribieren ließ, von Friedrich Auguſt Wolf, dem Begründer einer „Altertumswiſſenſchaft", ausging.

Aber wichtiger war noch die Philoſophie. Durch ſie, die ſeit Chriſtian Wolff ſelbſt in das große Publikum gedrungen und an dem geiſtigen Aufſchwung des Bürgertums weſentlich beteiligt war, war die Theologie zurückgedrängt worden, und gegenüber der Aufklärung konnte dieſe trotz jener religiöſen Reaktion (vgl. S. 417) auch weiterhin kein Terrain gewinnen, ſo wenig wie gegenüber dem „Heidentum" unſerer klaſſiſchen Dichter (vgl. S. 423). Der Drang ins Innere fand ſeine Befriedigung eben in der Philoſophie. Sie galt nun als die erſte Wiſſenſchaft. Das „philoſophiſche Jahrhundert" wollte das Säkulum genannt ſein, das nach Herder „ſich den Namen Philoſophie mit Scheidewaſſer vor die Stirn gezeichnet" hatte. Und nun war ein deutſcher Philoſoph aufgetreten, gründlich und ſchwer und darum wieder deutſch, ein Großer wie die Fürſten der Dichtung und der Muſik, der die neuere Philoſophie wahrhaft begründete, der kritiſche, Herderſchem Ideenſchwung abgeneigte Kant, der endgültige Vernichter des theologiſchen Dogmenglaubens, der den ſubjektiven Menſchen auch theoretiſch zum Maß aller Dinge machte, der aber, echt deutſch, auch dem Irrationalen ſein Recht ließ. Und wie in der Aufklärung neben der Vernunft immer die Moral eine Rolle geſpielt hatte, ſo kam ähnlich Kant ſeiner ſittlich ſchwankend gewordenen Zeit durch ein neues inneres, in ſeiner philoſophiſchen Konſtruktion freilich angreifbares „Sittengeſetz" zu Hilfe, durch den kategoriſchen Imperativ, das gewaltige „Du ſollſt" der Pflicht. Dieſem Kantianismus waren viele wie einer Religion ergeben. Aber es drangen die Begriffe und Ausdrücke der kantiſchen Philoſophie nun auch in die Sprache der Bildung, in die ſchöne Literatur, ſelbſt in den Elementarunterricht und die ländliche Predigt. Jene Vorherrſchaft der Philoſophie iſt überhaupt für dieſe Zeit kaum zu überſchätzen. Sogar in der Unterhaltung wollte man ſie nicht miſſen und las philoſophiſche Romane. Aber philoſophiſche Gedanken griffen auch ins Leben hinein: auf Rouſſeaus Ideen wie auf die Gedanken des Naturrechts und der Aufklärung ging die franzöſiſche Revolution mit zurück; ein unpraktiſcher Philoſoph, Fichte, konnte ſpäter durch ſeine „Reden an die deutſche Nation“ zur Wiedererweckung Preußens beitragen. Fruchtbar mußte dieſer philoſophiſche Zug endlich die übrigen Wiſſenſchaften durchdringen, und gerade dadurch gewannen die Deutſchen einen Vorrang (vgl. S. 430): man ging den Geſetzen und Bedingungen der Poeſie, der Kunſt nach und ſchwelgte in äſthetiſchen Erörterungen; man ſpürte dem Leben der Sprache nach und gelangte ſchließlich zu dem großen Bau einer neuen Sprachwiſſenſchaft.

Man ſah auch mit philoſophiſchen Augen auf die Vergangenheit der Menſchen und kam zu einer ganz anderen Auffaſſung der Geſchichte, deren eigentlichen Aufſchwung freilich erſt das 19. Jahrhundert ſah. Früher hatte im Zuſammenhang mit dem theologiſchen Geiſt die Kirchengeſchichte eine große Rolle geſpielt, daneben die dem politiſch-juriſtiſchen Intereſſe des 17. Jahrhunderts entſprechende Staats- und Rechtsgeſchichte, die zugleich der ewigen Gier nach Mehr, den Erb- und ſonſtigen Anſprüchen der Dynaſten diente und in der Erforſchung höchſt verzwickter Rechtsverhältniſſe auch zur Urkundenbenutzung und Urkundenkritik kam. Letztere zog übrigens wieder von der Entwickelung der humaniſtiſch-philologiſchen Textkritik und der in den konfeſſionellen Kämpfen ausgebildeten Bibelinterpretation Nutzen. Dieſe bis ins 18. Jahrhundert meiſt von Juriſten geſchriebene und gelehrte Staatsgeſchichte wurde nun weiter unter dem Einfluß höfiſchen Geiſtes zur lobhudelnden Regentengeſchichte, ſie wurde anderſeits im Zuſammenhang mit jenem nationalen Zuge des 17. Jahrhunderts (vgl. S. 375) zur Reichsgeſchichte. Auch ein Juriſt, aber ein von hiſtoriſchem Geiſt beſeelter, war Johann Jakob Mascov (geſt. 1761), in gewiſſem Sinne der Begründer einer wirklich deutſchen Geſchichtsſchreibung und ganz von jenem nationalen Kultureifer erfüllt, den wir ſeit Ende des 17. Jahrhunderts ſich ausbreiten ſahen. Der eigentliche Wandel in der Geſchichtsſchreibung — wir folgen hier zum Teil Dilthey — hängt indeſſen mit der Aufklärung zuſammen. Es iſt durchaus nicht richtig, ihr geſchichtlichen Sinn abzuſprechen, wenngleich ihr wirkliche hiſtoriſche Kritik fehlte; ihr entſtammte auch der Begriff einer Kulturgeſchichte. Zunächſt entwickelte ſich eine neue Geſchichtsſchreibung im tonangebenden Auslande. Voltaire, Montesquieu, auch Turgot zeigten die neuen Ziele; Engländer, namentlich Hume und Gibbon, gaben die Muſter der praktiſchen Ausführung. Die theologiſche Betrachtung ſchied ganz aus; rückſichtslos herrſchte die Kritik der Erfahrung und der Vernunft. Jene Grundidee des „Natürlichen“ kam auch in die Geſchichte, der mit dem Aufſchwung von Mathematik, Naturwiſſenſchaften und Philoſophie entwickelte Sinn für Geſetzmäßigkeit, kauſale Verknüpfung und den großen Zuſammenhang aller Dinge nicht minder. Weiter gewann man aus der lebendigen Gegenwart die großen Zielgedanken der Kultur und des Fortſchritts. Wieder vor allem in Frankreich, Holland und England mit ihrer ſtaatlichen Machtentwickelung, ihrem wachſenden Reichtum, der Blüte ihrer äußeren Kultur konnte ſich ein ſtolzes Gefühl der erreichten Höhe entwickeln; man ſonnte ſich zugleich an der erlangten Geſittung, an der international geltenden feinen geſellſchaftlichen Bildung und weiter an dem großen Aufſchwung der europäiſchen Gelehrſamkeit, die unter dem Banner der Vernunft zu immer neuen Wahrheiten ſiegreich vordrang. Man hatte nun eben „Kultur“, man empfand den „Fortſchritt" gegenüber der Vergangenheit. So gewann man die Richtgedanken für die Beſchreibung der früheren Zuſtände von der Unkultur aufwärts. Ganz natürlich ergab ſich durch die Aufſtellung großer Zuſammenhänge eine ſchon im 17. Jahrhundert wurzelnde univerſaliſtiſche Auffaſſung und weiter bei der immer ſtärkeren Rolle der geiſtigen Intereſſen die z. B. bei Voltaire hervortretende Betonung des menſchlichen Geiſtes. Montesquieu ſprach auch ſchon den Gedanken des Einfluſſes der natürlichen Umgebung, der Bedingtheit der eben deshalb überall verſchiedenen Zuſtände durch Boden, Klima uſw. aus.

Er wie auch Hume haben nun jenen Mann beeinflußt, der im übrigen über die doch durchaus von rationaliſtiſcher Konſtruktion getragene Auffaſſung der Aufklärung hinauskam, Herder. Schon vor ihm hatte Möſer (vgl. S. 413) dem verſtandesmäßig poſtulierten Fortſchritt der Kultur die bereits von Leibniz erſchaute organiſche Entwickelung, den allgemeinen Abſtraktionen die Fülle der Beſonderheiten des geſchichtlichen Lebens, die ihm in ſeiner Heimat klar geworden war, den Idealen der aufgeklärten Gegenwart die Berechtigung der mannigfaltigen, ganz anderen Verhältniſſe der Vergangenheit, den äußeren Faktoren der Geſchichte die Wichtigkeit des lebendigen Volkstums gegenübergeſetzt und die verſchiedenen Erſcheinungen der menſchlichen Kultur als natürliche, immer beſonders geartete Erzeugniſſe innerer urſprünglicher Kräfte und (ähnlich wie Montesquieu) des geographiſchen Milieus gefaßt. Syſtematiſcher betont nun Herder den großen Zuſammenhang von Natur und Geſchichte: von der Bildung der Erde und ihrer niederen Geſchöpfe an ſieht auch er organiſche Entwickelung bis zum letzten Glied, dem Menſchen, deſſen Geſchichte ebenſo von natürlichen Kräften bedingt iſt. Die Auffaſſung des Menſchen als organiſches Weſen hatte wieder ſchon Hamann ausgeſprochen. Aber wenn nun ſo ein wertbeſtimmender Endzweck geleugnet wird und jede Stufe ihre natürliche Berechtigung hat, ſo ſieht doch auch Herder ebenſo wie die Aufklärung einen Fortſchritt ſich vollziehen: es iſt wieder die ihn und ſeine Zeit beglückende Idee der Humanität, zu der die Menſchheit erzogen wird. Und ihre großen natürlichen Gruppen, die Nationen, ſtellen die verſchiedenen Formen dieſer Entwickelung zur Humanität — die idealen Betätigungen ſtehen naturgemäß bei Herder im Vordergrund — dar, eine der anderen im großen Bunde der Menſchheit dienend. Herders Auffaſſung war — und daran ändert Kants kühle Kritik, der ſeinerſeits alles auf die realen Intereſſen zurückführte, nichts — eine echte Frucht dieſer großen Zeit deutſcher Bildung.

Außerordentlich viel hat die Geſamterſcheinung dieſer neuen Bildung für Deutſchland bedeutet. Sie ſtellte ein erſtes die zerriſſene Nation zuſammenfaſſendes Band dar. Vor allem freilich die Dichtung, in der jetzt die ſeit langem begeiſtert gepflegte Mutterſprache zu höchſter Ausbildung und ſo wieder als ein nationales Gut höchſten Ranges zur Geltung kam. Dieſe Bildung war aber weiter die erſte volle Blüte einer eigenen Kultur. Was war das Charakteriſtiſche dieſes neuen Geiſteslebens? Einmal ſeine Autonomie. Die kirchlich-religiöſe Beeinfluſſung und Bindung der Geiſter, von der man ſich im 17. Jahrhundert langſam zu emanzipieren begonnen hatte, war jetzt völlig abgeſtreift. Aber auch in dem neuen weltlichen Geiſtesleben blieb gleichſam ein religiöſer Schwung. Dieſer Schwung äußert ſich vor allem in dem Idealismus, dem zweiten Charakteriſtikum, zugleich dem eigentlich Deutſchen der damaligen hohen Geiſteskultur. Und in der Tat iſt dieſer Idealismus, ſo wenig man auch bei ihm wie in den geiſtigen Bewegungen des 18. Jahrhunderts überhaupt (wie erſt recht der früheren Zeit), im Pietismus wie in der Empfindſamkeit wie im Geniewеſen, in der Gräkomanie und ſpäter in der Romantik, eine große internationale

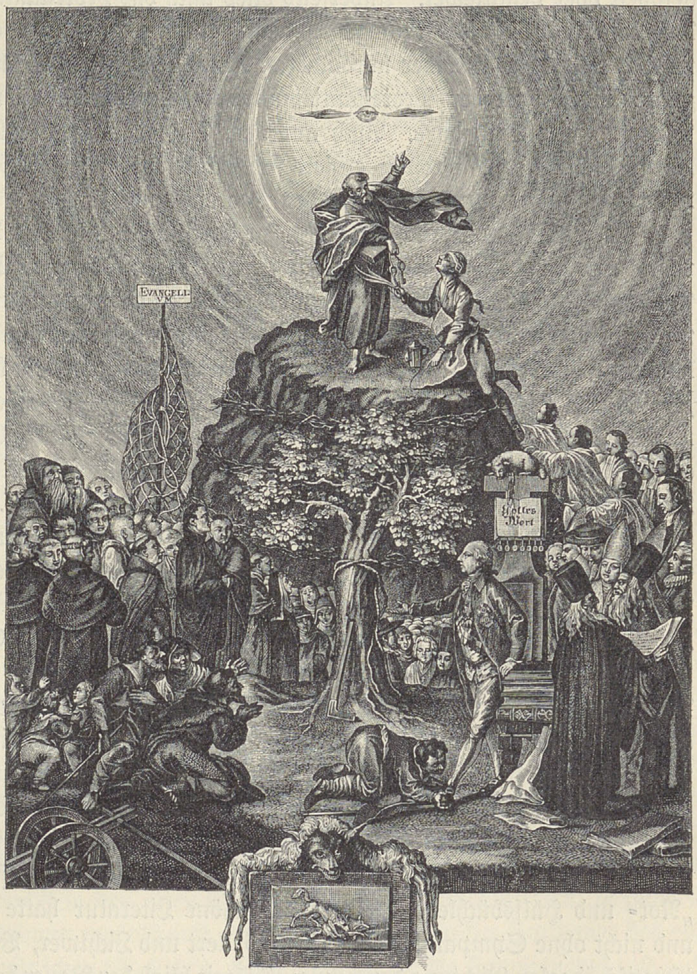
Strömung verkennen darf, etwas ausgeprägt Deutſches, und niemals ſind aus dieſer alten deutſchen Anlage höhere Schöpfungen erblüht als gerade damals. Ohne Zweifel trug dazu die durch die einengende Wirklichkeit bedingte, anderſeits durch das Stilleben der kleinen deutſchen Geiſteszentren geförderte einſeitige Hingabe an die Gebiete idealer Betätigung (vgl. S. 427) weſentlich bei, wie anderſeits die bereits in der Verſtandeskultur hervortretende Ignorierung der Wirklichkeit und die Freude an Abſtraktionen dauernd für die Deutſchen gefährlich geblieben ſind. Ein weſentlicher Zug des deutſchen Idealismus iſt der Univerſalismus, der Drang ins Allgemeine. Er gewann ſeine edelſte Form in jener Humanität (vgl. S. 422 f.). Aus ſolchem idealen Geiſt erwuchs auch der vielgeſchmähte Kosmopolitismus (vgl. S. 436 f.), leicht zu verdammen vom Standpunkt ſpäterer Zeit aus. Politiſch gewandt verderblich, hat der Drang ins Allgemeine ſeine fruchtbarſten Seiten in der Bereicherung der deutſchen Bildung, beſonders aber auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft gezeigt. Ein Franzoſe, Taine, hat gerade „das Vermögen, allgemeine Ideen zu entdecken", als „moderne und deutſche Geiſtesform" geprieſen: „Von 1780 bis 1830 hat Deutſchland alle Ideen unſeres Zeitalters hervorgebracht." „Keine Nation und keine Zeit haben jenes Vermögen in einem ſo hohen Grade beſeſſen wie die Deutſchen." In der Tat wurzelt in jener Zeit der idealen Bildung die mächtige Entwickelung, die die deutſche Wiſſenſchaft im 19. Jahrhundert nahm, mochte ſie ſich auch ſpäter beſonders auf das naturwiſſenſchaftliche Gebiet wenden. Die an fremden Muſtern erwachſene Bildung war ſo eine durchaus nationale geworden. Hatten die Deutſchen bisher bewundert, ſo galt die Bewunderung des Auslandes jetzt immer mehr ihnen. Erſt ſeit dieſer Zeit konnten die Deutſchen das Volk der Dichter und Denker heißen (vgl. S. 377). Die bisher führenden Franzoſen waren anfangs der Entwickelung mit Intereſſe gefolgt und hatten zum Teil, wie Fréron 1760, die „Kraft des Herzens" bei Engländern (vgl. S. 398) und Deutſchen als einen Faktor gewürdigt, der über den eigenen bel esprit den Sieg davontragen müſſe. Von Haller bis zu Geßner und weiter bis zu Klopſtock, ſelbſt bis zum „Werther" gingen die Franzoſen mit, aber der „Götz" und die „Räuber" mußten ihnen unverſtändlich ſein, und die dichteriſchen Schöpfungen, die dann nach der Klärung des Moſtes folgten, waren ihnen zu tief. Ganz ähnlich war es auf dem Gebiet der Muſik, wo ſie Gluck und Haydn ſchnell würdigten, Mozart und gar Beethoven aber nur langſam begriffen.

Der Träger der neuen deutſchen Kultur war die im Laufe der geiſtigen Bewegung des 18. Jahrhunderts entſtandene, in der Schule der Philoſophie gebildete, vom Gefühlskultus zu ſchönen Empfindungen geleitete Schicht des „gebildeten Mittelſtandes", des Standes, in den nach Hegel „die gebildete Intelligenz und das rechtliche Bewußtſein des Volkes fällt", der das eigentliche Publikum darſtellte, deſſen geiſtiges Ferment aber der ſeit dem 15. und 16. Jahrhundert aufgekommene, auf Univerſitäten gebildete Gelehrtenſtand war. Dieſem vor allem gehörten überall die Honoratioren der Städte an, Geiſtliche, Juriſten, Ärzte, Lehrer; weſentlich aus den Gelehrten, den Beamten, den Geiſtlichen rekrutierten ſich die Schaffenden, Schreibenden, Reformierenden. Zu ihnen kamen noch die wohlhabenden Kaufleute und Fabrikanten, überhaupt beſſer ſituierte Leute, z. B. Landwirte. Damit ſchwand einigermaßen die bisherige Exkluſivität der Bildung, die auch als literariſche Bildung zunächſt jenen gelehrten Nimbus (vgl. S. 387, 402) getragen hatte. Im Gegenſatz zu Frankreich und England war die Bildung ein Vorrecht beſtimmter Kreiſe geweſen und blieb es zum Teil auch weiterhin. Anderſeits kamen, wie denn überhaupt von einer feſten Begrenzung dieſes in anderem als im heutigen Sinne aufzufaſſenden Mittelſtandes keine Rede iſt, Teile des Adels hinzu, deſſen im Grunde freilich nur geringe Annäherung an das geiſtig führende Bürgertum wir ſchon (S. 420) beobachteten. Dieſe weſentlich bürgerliche Schicht alſo, die indes in manchen Zügen das Gedrückte des nachmittelalterlichen Bürgertums nicht abſtreifen konnte und die damalige Literatur zum Teil entſprechend gefärbt hat, fühlte ſich jetzt als Träger des Fortſchrittes und der Kultur. „Wo käm die ſchönſte Bildung her", ſagt Goethe, „wenn ſie nicht vom Bürger wär?" Dieſe Schicht, in der die klaſſiſche Dichtung empfängliche Seelen ſuchte und fand, deren Elite ſich an den Schöpfungen der großen Muſiker erhob, auf Kant ſchwor, dem Humanitätsideal anhing, die aber auch ſtolz auf ihre aufgeklärten Anſchauungen und auf das ökonomiſche Gedeihen des Bürgers war, ſie war von einem außerordentlichen Optimismus erfüllt, der die Schwächen der Zeit gern überſah und die häufigen reſignierten Stimmungen raſch überwand. Der beſonders der Aufklärung eigene Stolz darauf, wie weit man es gebracht habe — die Taten des aufgeklärten Staates werden uns noch (S. 442 ff.) beſchäftigen —, ſpricht deutlich aus einer Gedenkurkunde von 1784, die ſich 1856 in dem Turmknopf der Gothaer Margaretenkirche fand: „Unſere Tage", heißt es da, „füllen den glücklichſten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiſer, Könige, Fürſten ſteigen von ihrer gefürchteten Höhe menſchenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Rieſenſchritten. Tauſende unſerer Brüder und Schweſtern, die in geheiligter Untätigkeit lebten, werden dem Staate geſchenkt, Glaubenshaß und Gewiſſenszwang ſinken dahin. Menſchenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künſte und Wiſſenſchaften blühen, und tief dringen unſere Blicke in die Werkſtatt der Natur. Handwerker nähern ſich gleich den Künſtlern der Vollkommenheit; nützliche Kenntniſſe keimen in allen Ständen. Hier habt ihr eine getreue Schilderung unſerer Zeit."

Man kann nun freilich den beſprochenen Charakter der deutſchen Bildung dieſer Blütezeit nicht als für alle deutſchen Volksteile gültig hinſtellen, von den franzöſierten wie von den niederen Schichten ganz abgeſehen. Die landſchaftliche Verſchiedenheit ſpielte auch jetzt wieder eine große Rolle. Wichtig für die eigenartige Geſchichte der deutſchen Bildung iſt namentlich gegenüber der Bedeutung Nord-, vor allem aber Mitteldeutſchlands eine gewiſſe Rückſtändigkeit des katholiſchen Südens, der einſt kulturell die Führung gehabt hatte. Hamburg, Leipzig, Berlin, Göttingen und manche kleine nord- und mitteldeutſche Reſidenz waren ſchon längere Zeit die Brennpunkte der Kultur, alle durchaus proteſtantiſcher Färbung. Und die Proteſtanten fühlten ſich jetzt auch als Träger geiſtigen Fortſchritts (vgl. S. 424). Auch der Katholik Sonnenfels in Wien ſchrieb 1782 den Vorſprung des Nordens ausdrücklich der Reformation zu. „Mit unſeren Katholiken", ſeufzte ein evangeliſcher Pfarrer 1753 in Augsburg, „iſt wenig anzufangen; die meiſten bleiben dumm und grob." Das Zurücktreten der katholiſchen Länder im Geiſtesleben iſt jetzt überhaupt allgemein zu beobachten. Die geiſtige Rolle Hollands und Englands überragte ſelbſt diejenige Frankreichs, das nunmehr weſentlich durch engliſche Einflüſſe, wie Voltaire und Rouſſeau zeigten, weiterkam. Spanien trat ganz in den Hintergrund, Polens Verfall war unaufhaltſam. Der Katholizismus hat zum Teil freilich der Aufklärung durchaus nicht feindlich gegenübergeſtanden. Jeſuiten als Anhänger Wolffs lernten wir ſchon (S. 381) kennen; Wolff hat ſogar ſelbſt einmal dem Grafen Manteuffel gegenüber erklärt, daß die Wichtigkeit ſeiner Philoſophie „bisher faſt niemand begreifen wolle außer verſchiedenen Katholiken“. Aber hier mochte, zum Teil wenigſtens, den Ausſchlag geben, daß man mit den Waffen Wolffs gegen die engliſchen Freidenker gut ſtreiten zu können hoffte. Wie für Frankreich, hat Wolff ſelbſt ſeiner Philoſophie eine ſolche Aufgabe auch für Italien zugedacht. Gegen den dort eingeriſſenen engliſchen „Materialismus und Skeptizismus“ habe man mit der „ſcholaſtiſchen Philoſophie“ nichts machen können. „Daher hätte man ſich mit Macht“, ſchreibt er 1739 an Manteuffel, „auf meine Philoſophie legen müſſen, weil man darinnen die Waffen gefunden, dadurch man dieſe Monſtra beſtreiten und beſiegen kann.“

Indeſſen gibt es ſpäter doch auch wirkliche Einflüſſe der Aufklärung auf den Katholizismus. Sie ſtanden zum Teil im Zuſammenhang mit den Machtbeſtrebungen des Abſolutismus, mit der Staatsomnipotenz, die auf eine Beſchränkung der päpſtlichen Allgewalt hinarbeitete. Aus den Kreiſen des Klerus ſelbſt gingen derartig gerichtete Schriften hervor. In der Emſer Punktation von 1786 proklamierten ſogar geiſtliche Fürſten, die Erzbiſchöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg, freilich ohne dauernden Erfolg, die Verweiſung des Papſtes nur auf ſeine allerurſprünglichſten Rechte. Im Joſefiniſchen Öſterreich anderſeits zog der aufgeklärte Herrſcher durch Aufhebung von 700 Klöſtern (ſ. die Abbildung S. 433), Vereinfachung des Gottesdienſtes, Einſchränkung der Prozeſſionen uſw. auch praktiſche Konſequenzen aus ſeinen Anſchauungen. Immer ſtärker wurden katholiſche Kreiſe innerlich, wenngleich meiſt nicht in dogmatiſcher Beziehung, von der Aufklärung angehaucht, wie es bei einer ſo allmächtigen Zeitſtrömung auch gar nicht anders ſein konnte. Einmal gab es natürlich heimliche Freidenker, namentlich unter hohen Prälaten. Ferner las mancher katholiſche Geiſtliche bei dem damaligen Zurücktreten der konfeſſionellen Gegenſätze (vgl. S. 411) auch die rationaliſtiſchen Schriften proteſtantiſcher Theologen häufig und gern. Kritiſche Anſichten, die ſich offen hervorwagten, wurden freilich ſofort unterdrückt. Aber ein freierer Zug war gleichwohl zu ſpüren. Hier empfahl man die Lektüre der Bibel oder verbeſſerte die Schulen nach philanthropiſchem Muſter, dort berief man proteſtantiſche oder freigerichtete Profeſſoren oder empfahl den Beſuch der Univerſität Göttingen. Dieſe vorurteilsloſe Duldung war ein Ruhmesblatt insbeſondere der geiſtlichen Fürſten des letzten Drittels des Jahrhunderts, der Erthals in Mainz und Würzburg, Dalbergs in Mainz uſw. Übrigens war auch das Mönchstum ſelbſt in ſeinem Hauptland Bayern nicht von jeder Anſteckung durch die Aufklärung frei geblieben. Schriften von Voltaire, Mosheim, Jeruſalem, Baumgarten, die Wolfenbütteler Fragmente fanden, wie Bronners und Feßlers Beiſpiel zeigt, ſelbſt in die Klöſter Eingang. Bezeichnend iſt endlich, daß die Gründung des der Aufklärung dienenden, durch die Jeſuiten bald wieder geſprengten Illuminatenordens, der, nach dem Muſter der Geſellſchaft Jeſu organiſiert, ſeine geheimnisvollen Zeremonien der Freimaurerei entlehnte, überhaupt einen Ableger derſelben darſtellte, von einem früheren Jeſuitenſchüler, dem Kirchenrechtslehrer Weishaupt in Ingolſtadt, ausging (1776).

Ganz anders war aber die Mehrheit des zum großen Teil wenig gebildeten niederen Klerus Süddeutſchlands, insbeſondere Bayerns, geartet. Er, der im engſten Zuſammenhang mit dem Volke ſtand, der in dieſer Zeit der Bekämpfung alter Volksſitte treu an ihr feſthielt und darum volkstümlich war, hat es auch verſtanden, die Aufklärung mehr oder weniger von der mittleren und niederen Bevölkerung fernzuhalten. Wir dürfen hier Riehls treffende Worte gebrauchen: „Dieſen Prieſtern aus der guten alten Zeit machte die Wiſſenſchaft in der Regel nicht viel Beſchwerde, ſie waren kapuzinerhaft volkstümlich, Bauern, die geiſtlich ſtudiert hatten, und deren höchſt handfeſte Auffaſſung des prieſterlichen Berufes vortrefflich zu der handfeſten Natur ihrer Beichtkinder paßte. Dieſe merkwürdigen Leute waren es, welche [man kann hinzuſetzen: mit Hilfe eines ignoranten Beamtentums] zumeiſt dafür ſorgten, daß das bayeriſche Volk vom 17. Jahrhundert ins 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben.“ Und dieſe Rückſtändigkeit beſchränkte ſich keineswegs auf das niedere Volk, die Bauern und Kleinbürger, die ja übrigens im Süden für die Haltung des Ganzen viel charakteriſtiſcher als im Norden und vielfach für die Sitte, namentlich die geſellſchaftliche, maßgebend ſind. Es hat vielmehr auch die gebildeten Schichten der große Wandel im deutſchen Geiſtesleben, die nationale Blütezeit der Literatur nur zu einem geringen Teil berührt: Bayern, das noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts politiſch und kulturell ein führendes Land geweſen war, iſt im 18. Jahrhundert geiſtig iſoliert und erſtarrt. Die geſellſchaftliche Kultur der galanten Zeit war hier auch nicht weit eingedrungen, der Verkehrston ſehr derb. Gottſcheds Beſtrebungen ſodann gewannen erſt ſpät in Bayern Einfluß, ebenſo diejenigen Gellerts — von den nachmaligen geiſtigen Führern Mittel- und Norddeutſchlands nicht zu reden. Es hat freilich nicht an Verſuchen gefehlt, das geiſtige Leben Bayerns zu heben. Dahin gehören die Beſtrebungen der „Geſellſchaft der Vertrauten Nachbarn am Iſarſtrom“. 1759 wurde die bayeriſche Akademie der Wiſſenſchaften geſtiftet, die ſich aber zunächſt weſentlich auf die Erforſchung der bayeriſchen Geſchichte beſchränkte.



Allegorie auf die Aufhebung der Klöſter in Öſterreich. Nach einem Kupferſtich des 18. Jahrhunderts im k. k. Kupferſtichkabinett zu Wien. Vgl. Text S. 432.

Selbſt in Öſterreich, das zwar in der Pflege der Muſik ſich auszeichnete, hat man trotz der Mühen Maria Thereſias um die Beſſerung des Unterrichts, trotz Joſephs radikalen Aufklärungsſtrebens bei dem Fehlen eines einflußreichen Bürgertums weder dem franzöſierten oder italiſierten Adel noch dem rückſtändigen Klerus dauernd Terrain abgewinnen können. Auch in Wien hielt man Gottſched noch um 1770 für einen großen Mann, und ebenſo wurde hier Gellert noch geleſen und geſchätzt, als er längſt überwunden war. Zu Joſephs II. Zeit zwar galt gerade Öſterreich als Hauptſitz der Aufklärung, der Herrſcher wurde ſelbſt in Norddeutſchland bewundert, bald freilich beim Nachlaſſen und Scheitern der Reformen getadelt oder bemitleidet. Anderſeits blieb auch das proteſtantiſche Württemberg, obgleich das Vaterland Schillers und Hegels, einigermaßen zurück. Wer von ſeinen Söhnen groß wurde, wurde es in einer nördlicheren Atmoſphäre. In Schwaben wie in der Schweiz zeigte im übrigen der Proteſtantismus überhaupt einen bildungsfeindlichen Geiſt: dort Pietiſten, hier Orthodoxe. Auch aus dem Südweſten war nun das frühere rege Geiſtesleben geſchwunden. Freilich erhielt ſich dafür hier wie im Süden überhaupt eine ſtarke Volkstümlichkeit und Originalität des Denkens und Fühlens.

Dieſe paßte nun auch gar nicht zur damaligen Bildung, die wenig volkstümlich gerichtet und im ganzen daher durchaus unvolkstümlich war. Das niedere Volk iſt von der früheren Mißachtung trotz der populariſierenden Beſtrebungen der Aufklärung auch jetzt wenig befreit worden. Von einem ſozialen Empfinden kann man eigentlich erſt im 19. Jahrhundert reden. Aber ſelbſt das kleine Bürgertum war von dem höheren, den bildungsſtolzen „Gebildeten", ſcharf geſchieden. Am allerwenigſten hat die eigentliche klaſſiſche Produktion unſerer Dichter ein breites Publikum gehabt, wie ſie ja ſelbſt die Gebildeten nur ſehr langſam erobert hat, während die Aufklärung allmählich wirklich in weite Schichten gedrungen war. Jenes Publikum war zur idealen Humanitätsbildung nicht reif. Jedenfalls ſchuf das neue geiſtige Leben der höheren Schicht eine immer größere innere Kluft zwiſchen dieſer und jenem Spießertum, das nur ſehr langſam folgte, aus ſeinen Kalendern die Weisheit von zwei Menſchenaltern vorher ſchöpfte, in kleinlichen privaten Intereſſen aufging, vom öffentlichen Leben ausgeſchloſſen, von Beamten geſchurigelt war, an alter Steifheit und unbehilflichen Verkehrsformen feſthielt, grobe Genüſſe liebte und in gehäſſigem Klatſch Befriedigung ſuchte. Mißachtung der praktiſchen, der Handarbeit ſeitens der Gebildeten kam hinzu. Darunter litt auch der Bauer. Anderſeits ſuchte der aufgeklärte Staat gerade ihn als „nützlichen Untertan" wirtſchaftlich zu heben. Für ihn waren ferner ſchon Volksfreunde und ökonomiſche Reformer in einer bauernfreundlichen Literatur eingetreten, wie vor allem wieder Möſer, der in den Bauern überhaupt den Kern des Volkes ſah, wie Hirzel 1761 in ſeiner „Wirtſchaft eines philoſophiſchen Bauers", ſpäter Peſtalozzi in „Lienhardt und Gertrud", Rudolf Zacharias Becker in ſeinem „Not- und Hülfsbüchlein". Sogar die ſchöne Literatur hatte ſich ſeiner wieder häufiger und nicht ohne Sympathie erinnert, ſo Gellert und Lichtwer, Voß und Claudius. Aber der äſthetiſch-idealen Richtung der Humanitätszeit blieb der Bauer doch ein gleichgültiger Gegenſtand. Und ſelbſt die Aufklärer haben ihn zum Teil wegen ſeiner Dummheit verſpottet. Soweit die Aufklärung ſich aber um ſeine geiſtige Hebung mühte, hat ſie kaum auf ihn gewirkt, zumal jene Beſſerung des Volksſchulweſens (vgl. S. 425) oft nur theoretiſch, der Lehrer ein untauglicher Handwerker oder alter Soldat war. Der Bauer bewahrte vielmehr die alte äußere Frömmigkeit, ja nicht ſelten die Empfänglichkeit für religiöſe Myſtik. Die pietiſtiſchen Landpfarrer hatten anders als die exkluſiven Orthodoxen inneren Verkehr mit ihren Gemeindemitgliedern geſucht. Die rationaliſtiſchen Prediger ihrerſeits ſtrebten eifrig danach, die Bauern durch belehrenden Umgang moraliſch zu beſſern und geiſtig zu fördern. Aber von dem Vernunftglauben mochte der Bauer nichts wiſſen. Anderſeits hat man mit Recht darauf hingewieſen, daß wie von alters her, ſo noch bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts die Religion des Bauern vor allem in katholiſchen Gegenden mit dem agrariſchen Daſein aufs innigſte verknüpft iſt, alſo eine ſtark weltlich-praktiſche Seite hat. Ganz verhaßt war dem Bauern der aufgeklärte Staat mit ſeiner Bevormundung und Reglementierung trotz allen Wohlwollens. Wo dieſe aufgeklärte Obrigkeit der „Völlerei" und der Feſtesfreude gegenübertrat, bewahrte ſie in proteſtantiſchen Gegenden noch immer die theologiſch-moraliſierende Weiſe des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 234). Der Bauer hat trotzdem an ſeinen Sitten feſtgehalten, auch ſeine Bräuche, ſeine Sagen trotz der Aufklärung bewahrt, wie ihm anderſeits der Staat das von ihm als unerheblich angeſehene Gemeindeleben ließ. Der Bauer hinkte im übrigen der äußeren ſtädtiſchen Kultur nach, nicht ſelten um Jahrzehnte, ſo in der oft eigenartig-ſchönen Hauseinrichtung. Im freien Dithmarſchen zeigte der Peſel, das Feſtgemach, meiſt wundervolles Schnitzwerk und Getäfel, zum Teil noch aus der Renaiſſance. Die Tracht des Bauern konſervierte häufig nur längſt entſchwundene ſtädtiſche Moden. Sein nicht immer ſympathiſcher Charakter, über den damals Garve Treffendes geſchrieben hat, blieb der alte. Ebenſo fand ſich noch viel Roheit und wie noch bis in die Gegenwart nicht ſelten Unſittlichkeit. Die günſtigen Schilderungen Möſers vom weſtfäliſchen oder andere von dem Oldenburger Bauern uſw. treffen nur für die freieren Bauern zu. Meiſt beſtand Herrendruck wie früher, namentlich in Mecklenburg und Vorpommern, wo, wie nach E. M. Arndt auf Rügen, das Bauernlegen (vgl. S. 266 f.) noch im ſpäteren 18. Jahrhundert in unerhörter Weiſe betrieben wurde.

Spielte im ganzen das niedere Volk trotz aller Theorie kaum eine beſſere Rolle als unter der Hofgeſellſchaft, ſo haben die Anhänger der neuen idealen Bildung mit jener trotz aller moraliſchen Reformen auch im Punkte der Sittlichkeit manche Ähnlichkeit behalten. Zwar das mittlere Bürgertum und noch mehr der kleine Mann zeigten die Wirkung des Pietismus und der moraliſchen Reformbewegung in einer durchſchnittlichen Hebung der ſittlichen Haltung. Noch beſſer war dieſe in den Pfarrhäuſern auf dem Lande oder in Pächterfamilien; ebenſo blieben große Teile der gefeſtigteren Bauernſchaft bei alter Ehrbarkeit. Wieſen aber anderſeits um 1800 die bei den hohen Kornpreiſen und offenem Kredit oft ſehr verſchwenderiſchen Landjunker nicht ſelten ein Übermaß der früheren rohen Genußſucht und eine gewiſſe Freude an Laſzivitäten auf, zeigte ſich ſogar eine ſtarke ſittliche Lockerheit in den reichen Kreiſen mancher Handelsſtädte, wie Hamburgs und Leipzigs, in genußfreudigen Hauptſtädten wie Wien, wo die „Keuſchheitskommiſſion" Maria Thereſias nur eine äußere Verdeckung ſündigen Treibens erreichte, oder in Bädern, wie den ſchleſiſchen, blieb endlich die vornehme Hofgeſellſchaft meiſt in den alten Geleiſen flatterhafter Galanterien, ſo ſtand es mit der Ariſtokratie der Bildung nur allzuoft am ſchlimmſten. Von der Fortdauer des epikureiſchen Zuges ſprachen wir ſchon (S. 404 f.). Noch mehr wurde die Familiengeiſt und gute Sitte fördernde Arbeit der Reformer durch die Genieperiode mit ihrer ſubjektiven, Herkommen und ehrbare Sitte verachtenden Haltung beeinträchtigt. Aber auch in die klaſſiſche Zeit ging das geniale Waltenlaſſen der Leidenſchaften hinüber. Weimar und Jena zeigten manch düſteres Bild, namentlich nach den eigentlichen „goldenen" Tagen. Goethes Freund, Karl Auguſt, gehörte zwar nicht ſelbſt zu den ſchaffenden Geiſtern, aber ſein Verhalten beweiſt doch, womit ſich jene abzufinden wußten. Briefe Karl von Brühls an Seckendorff ſprechen von dem „alten Sünder" und „den Krallen des Raubvogels". Und 1802 ſchrieb die allerdings verbitterte Karoline Herder aus Weimar: „den Baum ſeines Lebens ſich hier zu pflanzen, dafür behüte Gott jeden Rechtſchaffenen". Nach Jean Paul gab es in Weimar „keine Ehen";

„Gattinnen gelten nichts". Das traf noch mehr auf die Jenaer Romantiker zu: Friedrich Schlegel lebte mit der geſchiedenen Dorothea Veit in „freier Liebe", Auguſt Wilhelm Schlegels geniale, wandelbare Gattin Karoline verließ dieſen, um Schelling zu heiraten. Noch ſchlimmer war es in den geiſtig führenden, mit jüdiſchen Frauen eng liierten Kreiſen Berlins, deren erſchreckender Frivolität erſt die große Kataſtrophe von 1806 den Garaus machte. Vom Miniſter Hardenberg bis zu dem großen Prediger Schleiermacher war die ſittliche Laxheit allgemein, und ein frivoler Genußmenſch wie Gentz, der ſich ſelbſt gelegentlich als „Gottverlaſſenen" bezeichnet hat, ſpielte bei den genialen Leuten eine bevorzugte Rolle. Wie allgemein der ungeſunde Geiſt, der heute angeblich viel verbreiteter ſein ſoll, damals war, zeigt eine Klage der „Zeitung für die elegante Welt" von 1805 über die Zunahme der Eheſcheidungen, der Selbſtmorde, des Tollwerdens. „Die neuen Grundſätze, welche alle Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens für Albernheiten erklären, die nur gemeine Seelen binden, und über die ſich Geiſter höherer Art wegſetzen müſſen, … bewirken dieſe traurigen Ereigniſſe."

Der undeutſcheſte Zug dieſer Gebildeten war ihr Mangel an Familienſinn. Wenn Reinbeck 1807 „ſeit einigen Jahrzehnten" eine „Abnahme" von „Häuslichkeit und Familienſinn" feſtſtellt, ſo galt das gewiß nicht vom Bürgertum im ganzen, das gerade dieſe „Nationaltugend" rettete, ſich an den familienhaften Ifflandſchen Stücken vor der Schaubühne erbaute und die Hausmuſik pflegte, galt auch im Gegenſatz zu früher nicht von der höchſten Geſellſchaftsſchicht, der fürſtlichen, die, wie ſpäter Pückler hervorhob, in neuerer Zeit am häufigſten „das Bild glücklicher Häuslichkeit" bietet, ſondern eben von jenen Kreiſen der Bildung. Übrigens hat der Zeit für das Kind und ſeine Art, trotzdem vor allem ſchon Rouſſeau das Recht des Kindes vertreten, übrigens auch Hamann ähnliche Gedanken ausgeſprochen hatte, trotzdem dann Peſtalozzi auftrat, das rechte Verſtändnis zum Teil gefehlt, freilich mehr in der franzöſierten Schicht. „Ich ließ mir", ſchreibt die Gräfin Voß, „von meiner kleinen Karoline, welche ja nun bald ſechs Jahre alt wird, die Tragödie Pénélope vorleſen, um ihr von früh auf Geſchmack für dieſe Art von Lektüre zu geben." Ein Möſer hatte gewiß Verſtändnis für Haus- und Familienſitte gehabt, und zwar ein tieferes als die moraliſierenden Aufklärer Garve, Mendelsſohn uſw.; Voß gab traute Schilderungen des häuslichen Lebens: aber Riehl hat recht, wenn er trotz Goethes treffender Charakteriſtik der Hausfrau, der Familie in „Hermann und Dorothea" die Familie „nicht recht hoffähig bei unſeren großen Litteratoren" nennt. Und das gilt von den Romantikern noch mehr.

Dieſelbe Gleichgültigkeit hat die Humanitätszeit nun weiter im Gegenſatz wieder zu Möſer auch dem Vaterlande entgegengebracht, trotz Herders Intereſſe für das Volkstum, das bei Goethe ſpäter zurücktrat und erſt von den Romantikern wieder aufgenommen wurde. Schon Leſſing hat einmal „die Liebe des Vaterlandes" „aufs höchſte" für „eine heroiſche Schwachheit" erklärt. Die Humanität war hierin der Aufklärung durchaus verwandt; anderſeits fehlte es in beiden Lagern nicht an edlem Ausdruck nationaler Gefühle, die aber die Wirklichkeit ignorierten. Wollten die Philanthropen die Knaben zu „Menſchen im allgemeinen" erziehen, ſo waren die Träger des Humanitätsgedankens für ein ideales Weltbürgertum begeiſtert, in dem ſich die edlen und großen Geiſter aller Nationen vereinigen konnten. Gegen Ende des Jahrhunderts gab Chr. D. Voß in Halle eine Monatsſchrift „Der Kosmopolit" „zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität" heraus. Freilich erklärte ſich gerade bei feinfühligen Menſchen ſolche Haltung auch aus der reſignierten Stimmung, zu der ſie die Zuſtände des Vaterlandes zwangen. Dem ſtarken Unbehagen über den

Widerſpruch zwiſchen ihrem hehren Ideal und der politiſchen und ſozialen Wirklichkeit, der die große Unklarheit der Humanitätszeit mit verſchuldet, konnten ſie ſich nur entziehen durch die Flucht in höhere geiſtige Regionen. Die Aufgabe, ideale Ziele praktiſch durchzuführen, das theoretiſche nationale Fühlen im Dienſte des Vaterlandes zu bewähren, wurde kaum in Erwägung gezogen. Tatkräftig waren die Menſchen damals nicht, ſo wenig wie die ſchwankenden Helden unſerer klaſſiſchen Schauſpieldichtung. Wie man ſich an großen Worten freute, mit ſchwärmeriſchen Gelübden und heißen Tränen alles getan glaubte, ſo zog man auch ſonſt den Schein der Wirklichkeit vor. Die politiſche Zerſplitterung, der Druck des Abſolutismus, die Quengeleien des Polizeiſtaates, die Qual ſpießrutenlaufender Soldaten, das Elend zahlloſer Bettler, das dumpfe Dahinleben vieler von Frondienſten geplagter Bauern — alles das nahmen die meiſten hin, als ob es ſo ſein müßte, verſchloſſen davor möglichſt die Augen, und die großen Geiſter flüchteten eben — vielleicht doch weiſer, als die politiſch begeiſterten Kritiker des ſpäteren 19. Jahrhunderts meinten — aus dem Gemeinen in ihr Reich des Wahren und Schönen. Bis zu welchem Grade der Geringſchätzung vaterländiſcher Intereſſen man allerdings kam, zeigt der Eintrag Goethes in ſein Tagebuch bei ſeiner Abreiſe von Karlsbad, nachdem eben die Gründung des Rheinbundes bekanntgeworden war: „Zwieſpalt des Bedienten und Kutſchers auf dem Bock, welcher uns mehr in Leidenſchaft verſetzte als die Spaltung des römiſchen Reiches.“ Ein Mitarbeiten etwa in der Gemeinde war eines Gebildeten noch lange unwürdig, aber auch der ehrenbringende Staatsdienſt befriedigte die wenigſten. Das Individuum ſteht dem Staat überhaupt feindlich oder verſtändnislos gegenüber. Nur den Preußen wurde allmählich, zunächſt etwas gewaltſam, eine Staatsgeſinnung, ein ſpezifiſch preußiſcher, jedoch keineswegs irgendwie in einem Gefühl völkiſcher Zuſammengehörigkeit wurzelnder Patriotismus anerzogen. Aber im Grunde herrſchte ſelbſt der aufgeklärte Friedrich nur über „Sklaven“.

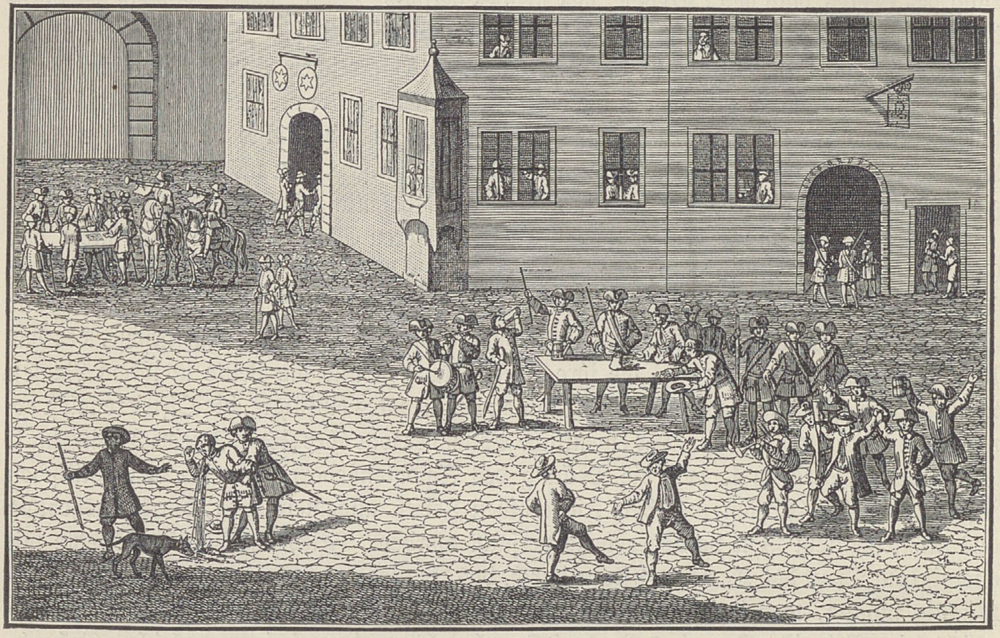
Man darf indeſſen das politiſche Intereſſe, ganz abgeſehen von dem (S. 417) erwähnten Tyrannenhaß und dem revolutionären Gebaren der Genieperiode, unter den Gebildeten nicht ganz ausſchalten. Es war doch ſchon im 17. Jahrhundert ſtark geweſen (vgl. S. 328, 376); durch die neuen geiſtigen Strömungen zurückgedrängt, war es durch die Aufklärung zum Teil auch wieder neu angeregt, in der friderizianiſchen Zeit zudem vorübergehend mit realem Gehalt erfüllt worden. Das Ausland mit ſeinem entwickelten politiſchen Leben und die große europäiſche Politik blieben allerdings im Vordergrund des Intereſſes, und die dürftigen deutſchen Zeitungen, die in kurzen Briefnotizen äußere Tatſachen und höfiſche Nachrichten brachten, ſtanden den ausländiſchen weit nach. Ja ſie traten als politiſche Organe der Deutſchen ſelbſt geradezu vor den franzöſiſch geſchriebenen holländiſchen Zeitungen, die auch von deutſchen Diplomaten zu ihren Preßmanövern namentlich gegen Preußen benutzt wurden, zurück. Zwar erklärte der junge Preußenkönig, die Gazetten nicht genieren zu wollen, obgleich er in Wahrheit bald einen harten Druck auf ſie übte; zwar entſtanden in Berlin neben der nun reichhaltigeren Rüdigerſchen, ſpäter Voſſiſchen, zwei andere Zeitungen, vor allem die Spenerſche; zwar entwickelten ſich in dem Verkehrszentrum Frankfurt a. M. günſtigere Zeitungsverhältniſſe, noch beſſere, wirklich Niveau verratende in Hamburg: aber doch blieben die Zeitungen, die allerorten aufſchoſſen, im ganzen, wie betont, dürftig, zumal nach Friedrichs Tode in Preußen noch härterer, ſyſtematiſcher Druck einſetzte und in Öſterreich, deſſen Zeitungen am meiſten rückſtändig waren, die unter Joſeph II. gewährte größere

Freiheit nur epiſodiſche Bedeutung hatte. Bezeichnend für die Kläglichkeit der Zeitungen iſt das Weiterexiſtieren geſchriebener „Bulletins“. Immerhin war das Intereſſe an den Zeitungen ein großes, gerade auch vom politiſchen Standpunkt aus, und von dieſem Standpunkt aus hat auch Schlözer in Göttingen ein „Zeitungs-Collegium“ geleſen oder zu leſen geplant, um ſeine Hörer zu kritiſchen Leſern der (heimiſchen und ausländiſchen) Zeitungen zu erziehen. Der Helmſtedter Profeſſor Biſchoff meinte 1792: „Zahlloſe Tagblätter und Monatsſchriften befrachten poſttäglich die Felleiſen, ſind auf Toilette- und Arbeitstiſchen, in Klubſälen, Gaſthöfen und Dorfſchenken verbreitet.“ Er zieht hier auch die Zeitſchriften heran, die ja ſeit langem blühten. Sie waren im 18. Jahrhundert zunächſt auf das Moraliſche gerichtet geweſen (vgl. S. 382f.), dann war das Literariſche in den Vordergrund getreten. Es gab aber auch politiſche Zeitſchriften, die, wichtiger als die Zeitungen, ſich von den hiſtoriſch-politiſchen Journalen ſchon der höfiſchen Zeit (z. B. der „Europäiſchen Fama“) nunmehr durch einen neuen, freiheitlichen Charakter unterſcheiden. Es waren vor allem Schubarts „Deutſche Chronik“, die die inneren Zuſtände verſpottenden Zeitſchriften Weckherlins und als einflußreichſte Organe diejenigen des Profeſſors Schlözer, ſein „Briefwechſel“ und ſeine ſchließlich unterdrückten „Staatsanzeigen“, von Wielands zugleich literariſchem, nach Frankreich ſchielendem, aber ſehr verbreitetem „Teutſchen Merkur“, Moſers „Patriotiſchem Archiv“, Göckingks „Journal von und für Deutſchland“ zu ſchweigen. Gegen die öffentlichen Gebrechen und Mißſtände, gegen Untertanenbedrückung und Fürſtenwillkür, gegen Adelsprivilegien und Judenmißhandlung, gegen die Leibeigenſchaft, aber auch gegen pfäffiſche Unduldſamkeit ging namentlich Schlözer, die „bête noire der Großen“, vor, freilich mehr im allgemeinen und ziemlich vorſichtig. Scharf war er nur gegenüber den Zuſtänden in den Kleinſtaaten und Reichsſtädten. Seine Kritik war bei den Fürſten gefürchtet, aber auch geachtet. „Ihr ‚Briefwechſel‘“, ſchrieb ihm 1781 Herzog Karl von Meiningen, „wird überall geleſen und iſt jetzt das einzige Buch, das ſo allgemeinen Nutzen ſtiftet und ſo manche gute Idee in dem Herzen eines wohldenkenden Regenten erweckt.“ Die patriotiſche und nationale Begeiſterung, die vor allem bei Schubart (vgl. S. 418) hervortrat, konnte ſich weniger praktiſch betätigen und nur zur Hebung nationalen Sinnes im allgemeinen beitragen.

Denn wo gab es in Wirklichkeit eine deutſche Nation, ein deutſches Vaterland? Aus faſt 300 ſouveränen Einzelterritorien war das deutſche Reich zuſammengeſetzt. Schon Hippolytus a Lapide hatte 1640, wie ſpäter Pufendorf und Leibniz, den wirklichen Zuſtand, daß das Reich nicht auf dem Kaiſer, ſondern auf den Ständen beruhte, auch theoretiſch vertreten. Alles politiſche Leben ſpielte ſich denn auch nur in den Einzelſtaaten ab. Die Verfaſſung des Reiches nannte ſchon Oxenſtierna eine nur von der göttlichen Vorſehung erhaltene Konfuſion (confusio divinitus conservata). Die Machtſtellung der Kurfürſten war ſeit langem durch die Wahlkapitulationen nicht allein beſtätigt, ſondern ihr Einfluß auf die Angelegenheiten des Reiches auch dauernd erweitert worden, ſo daß der Kaiſer ohne ſie faſt nichts ſelbſtändig unternehmen konnte. Die Rechte des Kaiſers beſchränkten ſich auf Verleihung des Adels und gewiſſer Pfründen ſowie den Bezug der Judenſchutzgelder; dazu kamen einige Leiſtungen der Reichsſtädte. Er war zwar der oberſte Lehnsherr der Fürſten, aber die geringe praktiſche Bedeutung der Belehnung zeigten ihre jetzige dürftige Form und die Vertretung des zu Belehnenden durch einen Geſandten. Wir ſahen ſchon (S. 321), wie der Kaiſer ſonſt an den Reichstag gebunden war, gegen deſſen Beſchlüſſe ihm freilich ein Veto zuſtand. Der Reichstag war indes ſelbſt immer mehr zu einem Faktor ohne Bedeutung geworden. Nunmehr nicht aus den Ständen ſelbſt, ſondern aus den Geſandten und Räten zuſammengeſetzt, war er ein Bild der Zopfigkeit und Umſtändlichkeit, ſeine ſchleppenden Beratungen erſchöpften ſich in Rangfragen und dergleichen, und die Geſetzgebung des Reiches trat nun vollends hinter der der Einzelſtaaten zurück. Von den Reichsorganen, die in einer kräftigeren Zeit entwickelt waren, wurde ſelbſt das Reichskammergericht, deſſen Räte überdies von den Ständen ernannt wurden, nicht immer reſpektiert, noch weniger der Reichshofrat, eine wirklich kaiſerliche Inſtanz, die vor allem auch Recht ſprach; die bunt zuſammengeſetzte Reichsarmee war einfach lächerlich. Eine gewiſſe Reform hinſichtlich der überlebten Grundlagen des Lehnsheeres hatte man freilich durch die Gliederung des Heeres nach den „Kreiſen“ des Reiches verſucht. Zum „Reich“ rechnete der norddeutſche Sprachgebrauch überhaupt nur den Südweſten und Süden. „Deutſch“ nannten ſich etwa die Bürger der Reichsſtädte, die anderen waren Öſterreicher, Bayern, Sachſen, Preußen. Die Einzelſtaaten alſo waren die eigentlichen Machtfaktoren, auch der Kaiſer beſagte wirklich etwas nur als Herr ſeines Hausſtaates, der zugleich der führende katholiſche Staat war, Öſterreichs; mit ihm wetteiferte nur das proteſtantiſche, nun mächtig gehobene, aber ziemlich iſolierte Preußen, nach dem in Haß oder Nachahmungsſucht alle Welt ſah.

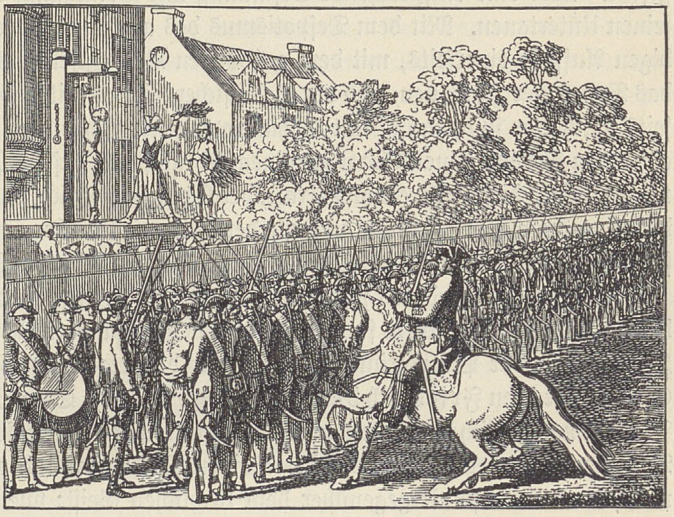
Nach preußiſchem Muſter gewannen die anderen Staaten auch immer mehr den Charakter von Militärſtaaten, wie denn jetzt die von Moſer angegriffene Gewohnheit der Fürſten aufkam, Uniform zu tragen. Die fürſtlichen Söldner waren zum ſtehenden Heer geworden (vgl. S. 320), in Preußen insbeſondere durch den Großen Kurfürſten, der das Unternehmertum der Oberſten, die ihre Stellen kauften und die Leute in ihrem Namen warben, abſchaffte und die Werbung im Namen des Staates einführte, die Offiziere ſelbſt ernannte und ſich verpflichtete. Der eigentliche Vollender war aber König Friedrich Wilhelm I. Schon unter Friedrich I. war die Deckung des Soldatenbedarfs, der bei den politiſchen Aſpirationen der Fürſten und den kriegeriſchen Zeiten allgemein ſtieg, durch Aushebung aus nichtſeßhaftem Volk vorübergehend verſucht worden. Friedrich Wilhelm I. ſetzte mit energiſchem Druck das Kantonſyſtem durch, das die niederen Bürger und Bauern militärpflichtig machte, wobei aber von einem bewußten Hinarbeiten auf eine allgemeine Wehrpflicht keine Rede iſt. Denn das Kantonſyſtem beruht gerade auf einer ungleichen Behandlung der Stände. Aber dieſe Rekrutierung, die z. B. Sachſen erſt gegen Ende des Jahrhunderts einführen konnte, deckte bei der Verhaßtheit des Militärdienſtes, dem man ſich auf alle Weiſe entzog, den Bedarf bei weitem nicht, ſie galt auch als Schädigung der „nützlichen Untertanen“, und die Werbung, namentlich im Ausland, mußte ſelbſt für Preußen, erſt recht für die anderen Staaten, noch lange die Soldaten liefern. Man darf die damaligen Heere nicht vom heutigen Standpunkt aus anſehen: vor allem fehlte das nationale Moment durchaus. So international wie die Soldateska des großen Krieges waren die ſpäteren Heere nicht mehr, aber fremde Elemente waren maſſenhaft vertreten. Der eigentliche Berufsſoldat, der Offizier, betrachtete ſein Metier bisher wie der damalige Künſtler oder Gelehrte: er folgte jedem, der ihn rief. Der berühmte Heerführer Marſchall Friedrich von Schomberg war nacheinander in niederländiſchen, ſchwediſchen, franzöſiſchen, portugieſiſchen, brandenburgiſchen und engliſchen Dienſten. So gab es auch die verſchiedenſten Nationalitäten unter den Mannſchaften, wenn auch die Landeskinder jetzt überwogen. Man betrieb die Werbung mit den unerlaubteſten Mitteln, ſelbſt mit Gewalt. Führte die Jagd Friedrich Wilhelms nach „langen Kerlen“, die ihm andere norddeutſche Fürſten nachmachten, zum Aufgreifen von

Studenten, ſo wurden während der Kriegsnöte Friedrichs ſelbſt Schüler zu Soldaten gepreßt. Im Auslande, wo man zur Werbung der Erlaubnis des Landesherrn bedurfte, lockte man die Leute durch Liſt, machte ſie betrunken uſw. (ſ. die untenſtehende Abbildung). Den Hauptfang tat man in den Reichsſtädten. Dabei nahm man die ſchlechteſten Elemente unbeſehen. Ein ſo zuſammengebrachtes Heer konnte nur durch äußerſt ſtrenge Zucht bei der Fahne gehalten und dreſſiert werden: die harten Strafen, wie das Gaſſenlaufen (ſ. die Abbildung S. 441), ſchreckten viele doch nicht von der Deſertion ab. Soldat zu werden, war außer dem diſziplinierten und nunmehr (vgl. S. 407) auch militäriſch fühlenden Brandenburger dem ehrbaren Bürger etwas Undenkbares. Die rohen Sitten jener ſchlechten Elemente vermehrten die Mißachtung der Truppe und den Gegenſatz zwiſchen Soldaten und Bürgern. Ein ſolcher Gegenſatz beſtand aber auch zwiſchen den letzteren und dem Offizierſtand. Dieſer ergänzte ſich in Preußen, von der wenig geachteten Artillerie, den Huſaren und den Füſilieren abgeſehen, nur aus dem Adel, namentlich dem armen, deſſen Söhne als Kadetten auf Koſten des Königs erzogen wurden, der aber auch viele Opfer für den König brachte. Nur langſam legte der Offizier ſeine ſchlechten Sitten ab, zeigte ſeinen Übermut gelegentlich durch das Prügeln von Bürgern, galt jedoch in Preußen wie in Öſterreich immer als erſter Stand. Muſterhaft war in Preußen die Ausbildung, der Drill: die Fremden betrachteten die Potsdamer Wachtparade als Sehenswürdigkeit. Kleinere Fürſten ahmten die Äußerlichkeiten gern nach, gingen aber zum Teil über die bloße Spielerei doch hinaus, wie denn die gräflich lippe-ſchaumburgiſche Kriegsſchule, die eigenartige Schöpfung des Grafen Wilhelm, einen Offizier wie Scharnhorſt erzogen hat. Preußens Heer war allgemein bewundertes Vorbild, zugleich aber durch ſeine Zahl allen anderen überlegen. Friedrich der Große hat in Kriegszeiten ein Heer von 200000 Mann zuſammengebracht.



Soldatenwerbung. Aus v. Fleming, „Der vollkommene Teutſche Soldat“ (Leipzig 1726), wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte“, Bd. I.

Aber die Unterhaltung des Heeres koſtete Geld. Man wurde dieſer Koſten wegen, z. B. in Preußen, auf anderen Gebieten, unter Friedrich Wilhelm I. auch im Hofweſen, ſparſam, oft knauſerig. Sie vermehrten den Steuerdruck, der überdies durch Privilegien und ungleiche Verteilung härter als heute war; ſie führten zu einer Sucht, die Staatseinnahmen auch ſonſt zu ſteigern, ſei es durch Monopole und Regalien, ſei es durch Münzmanöver, ſei es durch die ſehr üble und viel beklagte Einnahmequelle des Lottos, ſei es, daß man das Heer ſelbſt als Einnahmequelle benutzte und für Subſidiengelder dem Ausland beiſprang. Mit Recht hebt Heigel als bezeichnend hervor, daß die Subſidiengelder von den Nationalökonomen als regelrechte Einnahmen berückſichtigt wurden. Nur wenige Staaten, wie Preußen, Sachſen, auch Gotha, beſonders Baden, hatten indes geordnete Finanzen, während in Bayern, Württemberg, der Pfalz uſw. die Kalamitäten noch durch die alte verſchwenderiſche Hofwirtſchaft geſteigert wurden und weiter auch zu ſchlechter und unregelmäßiger Beſoldung der gerade in den Kleinſtaaten unglaublich zahlreichen Beamten, zum Verkauf der Ämter, die man ſich anderſeits durch Gunſtbuhlerei verſchaffte, führten. Das hatte wieder ein neues Übel, eine Ausnutzung der Beamtenſtellen durch Annahme von Beſtechungen, Hinterziehung von Staatseinnahmen — von $7^1/_2$ Millionen Gulden Einnahmen aus Steuern, Gefällen uſw. in Bayern gingen faſt zwei auf die „Erhebung“ derſelben darauf —, kurz, eine ſchlimme, zugleich mit umſtändlichem Formalismus, Faulheit und Tyrannei nach unten verbundene Beamtenwirtſchaft zur Folge, wie ſie für Bayern der Ritter von Lang in ihrer ganzen Gemeinheit und Perfidie abſchreckend geſchildert hat, von deren Gegenbild wir aber alsbald hören werden.



Stäupung und Gaſſenlaufen. Nach einem Kupferſtich von Daniel Chodowiecki (1726—1801), wiedergegeben in den „Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte“, Bd. I. Vgl. Text S. 440.

War in Preußen der Militärſtaat mit ſeiner ganzen Härte und Diſzipliniertheit aufs vollkommenſte ausgebildet und als ſolcher ein Gegenſtand des Abſcheus für den hochgeſteigerten Individualismus des geiſtigen Deutſchlands wie für den Schlendrian und die „Freiheit“ namentlich der kleinſten Glieder des „Reiches“, ſo war der militäriſche Faktor nirgends ſo ſehr in den Dienſt des politiſchen Machtſtrebens geſtellt wie eben in Preußen. Seit dem Großen Kurfürſten arbeiteten die Herrſcher zielbewußt an der Größe ihres Staates. Die Vorbedingung war eben ein ſtarkes Heer als Machtmittel, eine andere die Konſolidierung und Zentraliſierung des Staatsweſens durch eine einheitliche Verwaltungsorganiſation mit Hilfe eines zuverläſſigen Beamtentums wie durch die innere Zuſammenſchweißung der auseinanderliegenden, gänzlich disparaten und einander fremden einzelnen Landesteile unter

Beſeitigung alles ſtändiſchen Einfluſſes, ſoweit er ſtörend wirken konnte. Eine letzte Vorbedingung war aber die Leiſtungsfähigkeit der Untertanen: daher die unabläſſige Sorge der Herrſcher um die innere Hebung des Landes, um das Wohl der einzelnen Stände, um gute Wirtſchaft, wie ſie hervorragend ſchon Friedrich Wilhelm I. zeigt. In Friedrichs, ſeines Sohnes, Hand wurde dieſer Militär- und Beamtenſtaat neben dem von ſeinem Vater geſammelten, für Kriegs-, d. h. Machtzwecke beſtimmten Schatz dann zu dem wirkſamen Inſtrument, um in der Tat eine größere Machtfülle zu erringen. Aber es galt auch, zumal bei der übergroßen Anſpannung und der drohenden Erſchöpfung der Kräfte, dauernd den preußiſchen Staat auf ſeiner Höhe zu erhalten und weitere Fortſchritte zu ermöglichen. An dieſer Aufgabe hing Friedrich mit ſeinem ganzen Sein, für den Staat lebte und arbeitete er unausgeſetzt. Aber eine entſprechende Geſinnung und Betätigung verlangte und erzwang er von ſeinen Untertanen. Mit dem Deſpotismus des abſoluten Herrſchers und mittels einer ſtändigen Aufſicht einerſeits, mit dem gehobenen Bewußtſein des Anhängers der Aufklärung, das Beſte aller zu wollen, und der Selbſtſicherheit des zeitgenöſſiſchen Rationalismus anderſeits machte er ſyſtematiſch mit wohlabgewogener Verteilung der Rechte und Pflichten der einzelnen Stände ſeinen Staat zu einem Pflichtſtaat, deſſen Mechanismus freilich verſagen mußte, ſobald die alles treibende Kraft, der König ſelbſt, nicht das Vorausgeſetzte leiſtete. Eben dieſes mechaniſche Syſtem imponierte der Zeit, weiter aber genoß Preußen unter allen Umſtänden den Ruhm einer vortrefflichen Verwaltung und der Rechtsſicherheit ſeiner Untertanen.

Vor allem wurde es jetzt zum Muſter des „aufgeklärten Staates“. Den Typus des aufgeklärten Herrſchers finden wir im 17. Jahrhundert ſchon vorbereitet — es ſei an Karl Ludwig von der Pfalz erinnert. Aber als der eigentliche Bahnbrecher des aufgeklärten Staates gilt eben Friedrich der Große (vgl. S. 409). Sein Beiſpiel hat auf manche andere Fürſten, namentlich die proteſtantiſchen, unmittelbar gewirkt, ſogar auf ſeine Gegnerin Maria Thereſia, noch mehr auf Joſeph II. Seinen Ruhm verdankt er einmal ſeinem aufgeklärten und freien Standpunkt gegenüber dem kirchlichen Geiſt: wie die Aufklärung durch die von ihr vertretene geiſtige Emanzipation von der Kirche zwar durchaus nicht, wie wir ſahen, ausſchließlich, aber doch ganz weſentlich charakteriſiert iſt, ſo bildet dieſes Moment auch einen wichtigen Zug bei den aufgeklärten Herrſchern, und gerade hierin eiferten Friedrich andere Fürſten nach. Aber es war gerade auch bei ihm mit dieſer freien und toleranten Haltung doch wieder Intoleranz verbunden, nunmehr gegenüber der Kirche und den „Pfaffen“. Jedenfalls war es mit der früheren Beeinfluſſung des Staates durch die Kirche vorbei. In politiſcher Beziehung vertrat Friedrich durchaus die naturrechtlichen Ideen der älteren Aufklärung, wenn auch nur theoretiſch. Auch für ihn beruhte die Gewalt des Fürſten auf einem (angenommenen) Vertrag (vgl. S. 352): aber dieſer Vertrag erſchien ihm unwiderruflich und hemmte in keiner Weiſe ſeinen Abſolutismus. Von einem Mitwirken der Untertanen iſt keine Rede, ſo wenig wie von ihrer Anerkennung als freie Individuen. Er, der König, regiert allein. Auch ſonſt harmonierten Friedrichs Ideen nicht immer mit ſeinen Handlungen (vgl. S. 437 bezüglich der Zeitungen): die bürgerlichen Bewunderer der engliſchen Verfaſſung haben ja ebenſo eine Übertragung derſelben auf Deutſchland praktiſch niemals für möglich gehalten. Aber — und hier liegt das weitere Moment, das Friedrich zum Muſter des aufgeklärten Herrſchers macht, alles geſchieht bei ihm zum Wohle des Ganzen, wobei freilich jenes ſtaatliche Machtſtreben entſcheidend mitſpricht. Anderſeits wird gerade durch ein ſolches Ziel bei einem von ſeinem edlen Wollen und ſeiner beſſeren Einſicht überzeugten Herrſcher das deſpotiſche

Regiment nur noch verſchärft. Im ganzen bleibt für die aufgeklärte Haltung der Fürſten der allgemeine Zug der Zeit, die europäiſche Herrſchaft der franzöſiſchen Bildung und Philoſophie maßgebend. Katholiſche Fürſten mochten auch in der Begünſtigung der Aufklärung eine Waffe gegen hierarchiſche Übergriffe und Machtgelüſte ihrer Kirche ſehen. Jedenfalls wurde der Typus des aufgeklärten Herrſchers immer allgemeiner, im Ausland wie in Deutſchland. Von weltlichen Fürſten ſind zu nennen: Max III. Joſeph von Bayern — ſpäter unter einem anderen Max Joſeph ſuchte der Miniſter Montgelas das „finſtere" Bayern in ſich überſtürzendem Eifer wirklich zum aufgeklärten Land zu machen —, Friedrich Auguſt der Gerechte von Sachſen, Karl Friedrich von Baden, Ernſt Ludwig von Gotha uſw.; von geiſtlichen die Erzbiſchöfe von Köln, Mainz und Bamberg. Selbſt die Anhänger des früheren Treibens, gegen die Stücke wie „Emilia Galotti" und noch ſchärfer „Kabale und Liebe" heftige Anklagen ſchleuderten, fanden ſich nicht mehr modern. Karl Eugen von Württemberg (vgl. S. 316) zog mit ſeinem 50. Geburtstag einen anderen Menſchen an, wurde ſparſam und ſorgte für ſein Land. Immerhin gab es auch ſpäter noch ſchlimme Exemplare von Fürſten. Der Nachfolger des trefflichen, kunſtbegeiſterten Herzogs Chriſtian IV. von Pfalz-Zweibrücken, der Herzog Karl Auguſt, war ein ſittenloſer Verſchwender ſchlimmſter Art; für das von ihm errichtete Schloß Karlsberg, deſſen luxuriöſe Pracht es zum „achten Wunder der Welt" machte, brauchte er 14 Millionen Gulden. Sein kleines Ländchen ſtürzte er in Armut und Schulden; und es war wie eine Strafe des Himmels, als er durch die franzöſiſche Revolutionsarmee ſeines Landes beraubt wurde und alle ſeine Prunkbauten der Verwüſtung und dem Feuer anheimfielen. Das Hofleben ſelbſt behielt anderſeits auch jetzt allgemein die alten Züge, den Stempel der Charakter- und der franzöſiſchen Sittenloſigkeit. Sogar der Hof Friedrichs II. war darin nicht anders als die übrigen.

Der extremſte und begeiſtertſte aufgeklärte Herrſcher war der für alles Edle und Humane empfängliche Joſeph II. Schon ſeine Mutter war trotz übergroßer Frömmigkeit für Abſtellung mancher kirchlichen Mißbräuche, z. B. für Beſchränkung der Feiertage, eingetreten, hatte aufklärungsfreundliche Männer wie Sonnenfels begünſtigt und vieles im ſtaatlichen und wirtſchaftlichen Leben zu reformieren geſucht. Ihr Sohn aber, von Rouſſeau herkommend, begierig, Friedrich zu übertreffen, ſcheiterte an der Höhe ſeiner Ziele wie an ſeiner Voreiligkeit, ſeinem Übereifer und dem Mangel an Menſchenkenntnis. Gegenüber dem Wühlen und Anſtürmen der aus dem früheren Schlendrian geriſſenen Beamten, des ſeiner Sonderrechte beraubten Adels, des Klerus konnte der auch in der äußeren Politik wenig erfolgreiche Kaiſer ſein Werk ſchließlich ſelbſt nicht ungeändert behaupten. Er ſtarb als „der Unglücklichſte unter den Lebenden", wie er ſich ſchon 1789 bezeichnete. Bei ihm war übrigens das auch dem aufgeklärten Herrſcher vom Abſolutismus überkommene Moment der Willkür beſonders hervorgetreten, das ja ebenſowenig bei Friedrich dem Großen fehlte.

Das Weſentliche der neuen Auffaſſung war das Zurücktreten der perſönlichen Vorteile und Liebhabereien des Herrſchers, die Anerkennung der Pflicht, für das allgemeine Wohl zu ſorgen. Wie ſich Friedrich als den erſten Diener des Staates bezeichnete, ſo nannte Joſeph II. ſich ähnlich den „erſten Verwalter des Staates". Der Biſchof von Würzburg meinte, der Fürſt ſei für das Volk da. Die Staatskaſſe war erſt ſeit Friedrich nicht mehr vorwiegend für die perſönlichen Bedürfniſſe der Fürſten beſtimmt. Entſprechend mußte ſich gegenüber jenem häufigen gewiſſenloſen Treiben der Beamten (vgl. S. 441) die Auffaſſung des Beamtentums ändern. Die Beamten wandelten ſich in mehreren Staaten aus fürſtlicher

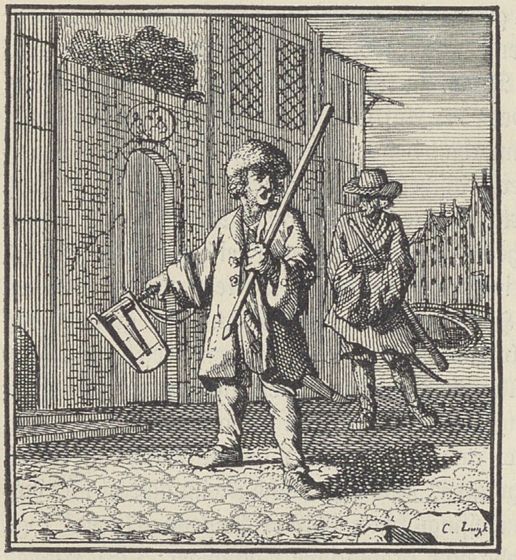
Willkür preisgegebenen „Bedienten“, wie ſie anfangs hießen, zu den eigentlichen Trägern des aufgeklärten Staates. Es gab gute Köpfe unter ihnen, die an dem Problem, Aufklärung und Humanität auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, eifrig arbeiteten, freilich in glücklichem Optimismus oft allzu raſch mit der Löſung fertig waren. Nominell ging freilich alles von dem Fürſten aus. Das war in einer Zeit, wo auch die Vertreter der Kirche wie der gelehrten Bildung vor Sereniſſimus immer ſubmiſſeſt erſtarben, wo auch der Reformer ſich alle Fortſchritte, der Induſtrielle und Kaufmann ſich alle Förderung nur vom Fürſten ausgehend dachte, nur natürlich. Ernſthafte Fürſorge für die Regierten und Voranſtellung des allgemeinen Wohles gegenüber dem Vorteil der Fürſten oder (vgl. S. 441) dem eigenen hat anderſeits den preußiſchen Beamten Friedrich II. meiſt erſt beigebracht, nachdem ſein Vater, der ſie freilich noch als willenloſe Werkzeuge behandelte, ihnen Pflichttreue, Gehorſam, Diſziplin, aber auch Korpsgeiſt eingeimpft und ihr äußeres Anſehen wie ihre äußeren Verhältniſſe gehoben hatte. Auch andere Beamtenſchaften in Nord- und Mitteldeutſchland, ſo die heſſiſche, kamen auf eine Stufe, die ſie von dem ſüddeutſchen Durchſchnitt höchſt vorteilhaft unterſchied. Hannover und Braunſchweig zeichneten ſich übrigens ſchon im 17. Jahrhundert durch ihre Verwaltung und ihre Beamten aus. Beſonders war der neue Staat auf beſſeren Rechtsſchutz und die perſönliche Sicherheit der Untertanen bedacht. Die Richter wurden zur Unparteilichkeit und Unbeeinflußbarkeit erzogen, die Unabhängigkeit der Gerichte geſichert, die Strafen gemildert, die Tortur beſeitigt. Die Juſtizgeſetze ſollten überhaupt im Sinne der Vernunft erneuert werden. Friedrich hat das neue, ganz im Geiſt der Aufklärung und der Humanität gehaltene preußiſche Landrecht, das erſt nach ſeinem Tode fertig wurde, wenigſtens angeregt. Wichtig war ſodann die Aufhebung perſönlich drückender Verhältniſſe, vor allem auf dem Lande. Der Bauer war überdies für den Erſatz des Heeres wie als Hauptzahler der Kontribution, die im weſentlichen die Steuerform für das Land darſtellte wie die Akziſe die für die Stadt, dem Staat unentbehrlich: deshalb ſchützte man ihn vor allem (vgl. S. 449). Hier gelang bei dem Widerſtand der Herren freilich nichts Ordentliches.

In ſozialer Beziehung blieb es überhaupt ziemlich beim alten. Der Fürſtenſtaat hatte nur die politiſchen Aſpirationen der Stände gebrochen, ſonſt an den geſellſchaftlichen Unterſchieden, an der ſozialen Gliederung durchaus feſtgehalten. Den Adel entſchädigte er gerade durch die geſellſchaftliche Bevorzugung, die dann auch eine ſolche im Staatsdienſt mit ſich brachte. Der Adel bewahrte daher um ſo leichter und noch im Beginn des 19. Jahrhunderts im ganzen die alte Exkluſivität. Jene Annäherung an das Bürgertum durch die neuen geiſtigen Intereſſen (vgl. S. 420) hatte ſehr wenig praktiſche, allgemeinere Konſequenzen. In den öffentlichen Anzeigen unterſchied man noch lange zwiſchen einem „hohen Adel und verehrtem Publikum“. Im Theater trennte eine Schranke oder Schnur noch häufig die feine Geſellſchaft von der Rotüre. Auch jetzt wehrte ſich anderſeits der alte Adel mit allen Mitteln gegen Eindringlinge. Wie der hohe Adel die vom Kaiſer ernannten Fürſten und Grafen, wie die Reichsfreiherren die Freiherren von Kaiſers Gnaden nur unter beſtimmten Vorausſetzungen als Genoſſen anſahen, ſo verſchloß ſich die Ritterſchaft mit ihren Domkapiteln uſw. den Neuadligen. Außer in der Geſellſchaft behauptete der Adel auch im Staatsdienſt, wie geſagt, meiſt noch die alten Vorrechte und okkupierte die höchſten Verwaltungsſtellen, ſo beſonders in Hannover, während in Preußen ſchon ſeit dem Großen Kurfürſten Bürgerliche nicht ſelten Miniſter und ſonſt höhere Beamte wurden. Friedrich Wilhelm I. mißtraute überhaupt dem Adel, wie er ja auch noch deſſen ſtändiſche Machtanſprüche energiſch bekämpfte („ich ruiniere die

Junkers ihre Autorität"), hat den Adel aber zum Offiziersdienſt bekehrt. Friedrich der Große wieder betonte deſſen Privilegien wie überhaupt die Abſtufung der Stände nach Rechten und Pflichten und brachte in die höchſten Beamtenſtellen auch nur ausnahmsweiſe einen Bürgerlichen. Dafür verlangte er aber vom Adel beſondere Leiſtungen für den Staat.

Eine beſondere Bedeutung hat dieſe Zeit für die Stellung der Juden gehabt. Seit dem 16. Jahrhundert, in dem noch Luther heftig gegen ſie aufgetreten war, hatte man ihre Zinsgeſchäfte weniger durch Gewalttaten als mit Ordnungen, auch von Reichs wegen, bekämpft. Eine ſpäte Verfolgung fand noch 1614 in Frankfurt a. M. ſtatt. Eine neue Quelle der Bereicherung erwuchs den Juden anderſeits in den Heereslieferungen, ſchon im 16. Jahrhundert, vor allem aber ſeit dem Dreißigjährigen Krieg. Weiter dienten ſie nun den viel brauchenden Fürſten als Geldgeber, wurden daher immer häufiger von den Fürſten gut behandelt: es kam gegen 1700 oft vor, daß den glänzenden jüdiſchen Hochzeiten fürſtliche Gäſte zuſahen. In Berlin, wo die Juden unter den Chriſten wohnten, erhielt der Vorſteher ihrer Gemeinde von Friedrich I. das Recht, einen Degen zu tragen. In den Kreiſen der Bildung aber bewirkten dann mehr und mehr die Ideen der Aufklärung eine freundlichere Haltung. Dafür war wichtig, daß im Judentum ſelbſt, innerhalb deſſen die öſtlichen Elemente im Gegenſatz zu denjenigen ſpaniſch-portugieſiſch-niederländiſchen Urſprungs ſehr tief ſtanden, ſich trotz des Widerſtandes des talmudiſchen Rabbinertums eine an den Namen Moſes Mendelsſohns knüpfende Bewegung ausbreitete, die deutſche Sprache und Bildung bei den Juden heimiſch zu machen ſuchte. Mendelsſohn ſtand auch in freundſchaftlichem Verkehr mit bedeutenden Chriſten, mit Leſſing vor allem, ferner mit Hamann, Herder und Kant. Der große König dagegen konnte erſt durch den Marquis d'Argens bewogen werden, dem trefflichen Mann ein Schutzprivilegium zu verleihen. Er wollte die Zahl der Juden nicht vermehrt wiſſen. Praktiſch hielt er eben an der alten Ordnung, ſoweit ſie ihm im Staatsintereſſe zu liegen ſchien, ſehr häufig feſt. Aber in vielen Staaten und Städten ließ man doch immer mehr von den alten Beſchränkungen in Vergeſſenheit geraten. Die öffentliche Meinung trat überdies immer lebhafter für deren Aufhebung ein. Leſſings ſchon 1749 erſchienene „Juden" (vgl. S. 422) fanden in den achtziger Jahren zahlreiche dramatiſche Nachfolger; 1781 erſchien von Dohms eindrucksvolle Schrift „Über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden". Gleichzeitig gewährte Joſeph II. in praktiſcher Beziehung erhebliche Befreiungen und Rechte, wollte die Juden dafür freilich in den öffentlichen Schulen erzogen und dem Heere eingereiht wiſſen, behielt überdies das Schutzgeld bei. Am wirkungsvollſten war dann die Zeit der franzöſiſchen Revolution und Napoleons, in der die in Frankreich durchgeſetzte bürgerliche Emanzipation der Juden auch in den Rheinbundſtaaten, im Königreich Weſtfalen uſw. durchdrang. Allgemein war ſonſt die Toleranz in Glaubensſachen. Nur gegen die Kirche ſelbſt war man oft intolerant, ſo bei der Aufhebung der Klöſter. Hier war dem Staate die Stimmung der Aufklärung ſehr willkommen, um in ein ſeinen Einflüſſen noch am meiſten entzogenes Gebiet ſchärfer einzugreifen, weiter aber von der gut bewahrten wirtſchaftlichen Macht der Orden durch Säkulariſation für Staatszwecke zu profitieren. Er konnte dabei die Nutzbarmachung dieſes Beſitzes für das allgemeine Wohl als Motiv anführen.

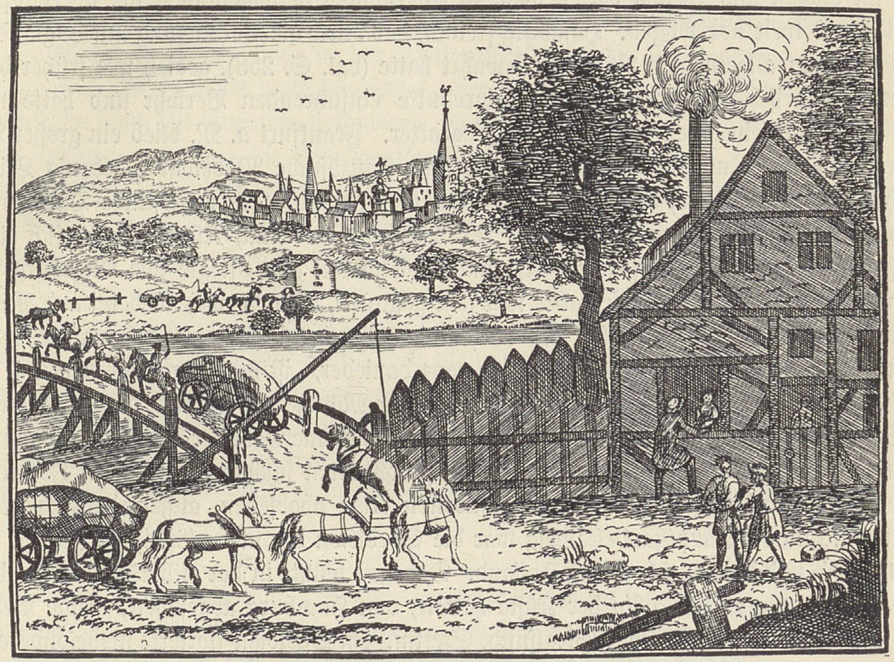
Gerade in wirtſchaftlicher Beziehung war auch die Fürſorge des aufgeklärten Staates ſehr ausgedehnt. Hier ſetzte man aber nur die Traditionen der älteren Periode des abſoluten Fürſtentums (vgl. S. 317ff.) fort, hatte jetzt freilich immer zugleich das Glück des einzelnen Individuums im Auge. Eben zum Zweck der Beglückung äußerte ſich daher auf wirtſchaftlichem Gebiet jene überall bevormundende und die Vorſehung ſpielende Vielregiererei, die ebenfalls ſchon aus jener Zeit ſtammte, beſonders ſtark. Reglements wurden in Hülle und Fülle erlaſſen; überall traf man Maßnahmen, hier zur Beſchränkung, dort zur Hebung. Aber man blieb doch immer vor allem vom Staatsintereſſe geleitet: die Hauptſache war, daß der Staat auf die Untertanen, die Steuerzahler, angewieſen, deren Wohlſtand alſo eine Staatsnotwendigkeit war. Dies übertrieben planmäßige Verwaltungsſyſtem ſcheute ferner nirgends vor künſtlichen Mitteln zurück, hat aber doch, zumal unter dem Einfluß beſſerer theoretiſcher Kenntniſſe, viel Segensreiches geſchaffen und den Grund zu neuem Aufſchwung gelegt. Das deutſche wirtſchaftliche Leben wandte ſich aber auch jetzt nur langſam von den mittelalterlichen Formen ab. Wie man in Haus und Geſellſchaft um 1750 noch an viel altem Brauch, an zeremoniellen Verkehrsformen, an ſtrenger Regelung des Haushalts, an der alten Art der Geſundheitspflege, z. B. hinſichtlich beſtimmter Aderlaßtage, feſthielt, wie aber daneben oft ein freierer Geiſt an alledem zu rütteln begann oder ſich in der Zeit der Originalgenies kühn darüber hinwegſetzte, wie weiter in den auch am Tage verſchlafenen Städten, deren ſtille Straßen zur Nachtzeit der Nachtwächter (ſ. die nebenſtehende Abbildung) hütete, die Mauern und Tore, die Kirchen und manche öffentlichen und privaten Gebäude des Mittelalters meiſt noch daſtanden, aber ohne Anteil betrachtet, vernachläſſigt, auch abgebrochen oder nüchtern verändert (vgl. S. 454) wurden: ſo war es auch auf wirtſchaftlichem Gebiet.



„Die Rädelwacht." Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Das Gewerbe, krampfhaft an der verknöcherten Zunftverfaſſung und alten, nun nicht mehr verſtandenen Bräuchen und Formen feſthaltend, immer kleinlicher und fanatiſcher ſich zugunſten weniger abſchließend, war doch eben wegen ſolcher Rückſtändigkeit bereits ſeit längerem den Eingriffen und mildernden Maßnahmen der Landesherren (vgl. S. 263) ausgeſetzt, wie es an den Gerichten keine Stütze für ſeine Intoleranz fand und ſeine alten Bräuche und Feſte dem „aufgeklärten" Geſchmack nicht behagten. Die Leiſtungen wurden auch kritiſcher angeſehen. Möſer, der ſich ſonſt an dem Fortbeſtehen der alten Grundlage des Handwerks, der Zunft, freute, fand an „faſt aller deutſcher Arbeit" der Zeit „etwas Unvollendetes". Immerhin muß man eine gewiſſe gute Tradition auch damals noch anerkennen. Die fremden Manufakturiſten anderſeits, deren Einwanderung die Fürſten auch jetzt (vgl. S. 318f.) auf alle Weiſe begünſtigten, Karl VI. und Maria Thereſia wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., verfeinerten den Geſchmack und trugen durch ihre Fabriken zugleich zur Weiterbildung der vom Zunftweſen emanzipierten großinduſtriellen Gewerbsformen bei. Die merkantiliſtiſchen Fürſten, die Induſtrie und Handel ſtaatlicherſeits oft in

Treibhauskultur züchteten, aber auch durch ihre eigenen Bedürfniſſe beſonders die Luxusinduſtrie förderten, kamen der privaten Großinduſtrie, wenigſtens in den größeren Staaten und in beſtimmten Grenzen, entgegen und ſahen wie Friedrich II. die Anlage von „Fabriquen" als „eine ſehr gute Sache" an. Aber das Ganze war doch, wie von Below betont, immer noch eine „Abweichung vom normalen Zuſtand der Dinge". Dieſer blieb der Handwerksbetrieb, die Kundenproduktion, wie denn überhaupt der Merkantilismus im ganzen nur die Formen der mittelalterlichen Stadtwirtſchaft weiterbildete (vgl. S. 272, 319). Auch die eigentliche alte, von den Zünften diktierte geſchloſſene Stadtwirtſchaft iſt in manchen Städten bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bewahrt worden. Der induſtrielle Betrieb — größere Bedeutung hatten damals noch die Leinenmanufaktur, wie die ganze Textilinduſtrie überwiegend Hausinduſtrie, und die Metallinduſtrie — behielt daher meiſt einen künſtlichen Charakter. Am wenigſten noch in Sachſen mit ſeinen natürlichen Vorteilen, den Bodenſchätzen und ſeiner den Handel, damit alſo den Abſatz der Induſtrieerzeugniſſe begünſtigenden Lage. Der ſächſiſche Handel verſorgte den ſlawiſchen Oſten, vermittelte aber auch zwiſchen Norden und Süden.



Maut. Aus v. Hohberg, „Georgica curiosa", Nürnberg 1687.

Auch der Handel ging nur langſam zu moderneren Formen über. Man ſchätzte zwar den Handel im merkantiliſtiſchen Zeitalter hoch, man erörterte auch theoretiſch immer eifriger ſeine Förderung. Im ganzen beſtanden aber noch immer die alten, ihn hemmenden Verhältniſſe, die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel und Straßen (vgl. S. 450) wie deren Unſicherheit (vgl. S. 451) — mit Vorliebe bediente man ſich daher auch der Waſſerſtraßen, an denen Deutſchland ja keinen Mangel hat, —, die Zerſplitterung des Münz-, Maß- und Gewichtsweſens wie die arge Münzverſchlechterung, weiter vor allem das raffiniert ausgebildete Zollweſen (ſiehe die obenſtehende Abbildung); auch jene mittelalterlichen Bindungen des

Stapelrechts und des Gäſterechts dauerten in letzten Spuren noch bis ins 19. Jahrhundert fort. Die Landesherren ſuchten freilich die Reſte dieſer Rechte ſchon zu beſeitigen, arbeiteten ferner nachdrücklich auf die Minderung der Zölle in fremden Territorien hin, führten auch Zollkriege, aber innerhalb ihres eigenen Gebietes ließen ſie die Zölle ruhig beſtehen. Den Großhandel förderten ſie wohl durch Begünſtigung der Meſſen, aber er blieb im ganzen auf die eigene Kraft angewieſen und wuchs nur langſam, war auch von dem ausländiſchen Handel mit ſeinen Kolonialwaren und den franzöſiſchen Luxuswaren durchaus abhängig und im ganzen reiner Zwiſchenhandel. Allzuſehr unterſchätzen darf man ihn gleichwohl nicht. Natürlich konnte die alte Handelstüchtigkeit der Städte nicht wieder zurückgerufen werden; beſonders im Süden und Weſten waren viele zu Ackerſtädten herabgeſunken, die überhaupt in Deutſchland weit überwogen. Hamburg freilich, das durch die Verbindung mit England ſich einſt vor dem allgemeinen Rückgang bewahrt hatte (vgl. S. 258), gedieh wie früher durch ſeinen überſeeiſchen, beſonders Kolonialprodukte einführenden Verkehr und hatte wohl auch ziemlich allein einen großſtädtiſchen Charakter. Frankfurt a. M. blieb ein großer Vermittelungs- und Umſchlagsort, insbeſondere für franzöſiſche Modewaren, ebenſo Leipzig (auch Breslau) im Oſten, beide durch ihre Meſſen florierend. Der weſtöſtliche Durchgangshandel war überhaupt der weſentlichſte Teil des Handels. Auch Nürnberg hob ſich etwas durch den lebhaften Abſatz ſeiner Kurz- und Spielwaren und pflegte wie Augsburg noch den italieniſchen Handel. Dieſes aber war ſehr geſunken, obwohl noch Weberei und Metallgewerbe betrieben wurden. Ulm, das noch einigen Handel in Leinwand bewahrte, wollte ſchon ſein Landgebiet verkaufen. Köln lag ganz danieder, „iſt heruntergekommen und verfällt", ſchrieb 1748 Hume; es war ein Mittelpunkt für Mönche und Bettler, die zu Tauſenden die Straßen belagerten. Zum Teil hatte hier der unduldſame Geiſt der katholiſchen Majorität gegenüber den wirtſchaftlich leiſtungsfähigen Proteſtanten ſchädigend gewirkt. Jedenfalls waren die Manufakturen, von den Bandfabriken etwa abgeſehen, außerordentlich zurückgegangen, und der Haupthandelszweig war die Spedition der niederländiſchen Waren nach Deutſchland und der deutſchen nach Holland. Dagegen blühte in der altberühmten Handelsſtadt jetzt der Gartenbau. An der Küſte hatten, von Hamburg abgeſehen, einige Bedeutung Emden, Bremen, Roſtock, Stralſund, Stettin. In Oſtelbien florierte insbeſondere der Handel mit Getreide, auch Holz und anderen Rohſtoffen.

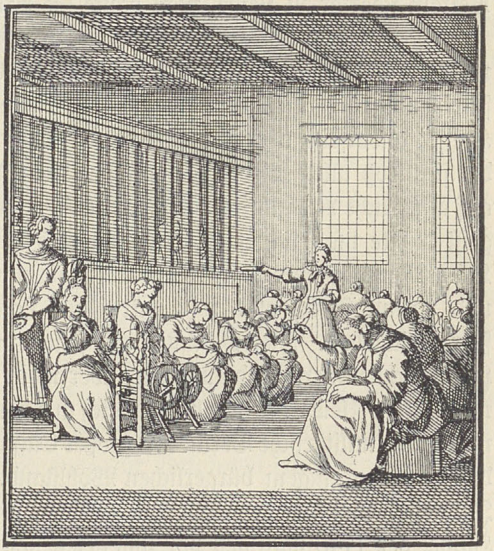
In der Landwirtſchaft war erſt recht alles beim alten: trotz Beſſerung im einzelnen hatte ſie ganz den früheren, d. h. mittelalterlichen Charakter. Den rechten Anhängern des Merkantilismus galt anderſeits die Landwirtſchaft nicht mehr als die wirtſchaftliche Hauptgrundlage: ihr Sinnen war auf die Induſtrie gerichtet. Aber tatſächlich war die Landwirtſchaft noch durchaus dieſe Hauptgrundlage — einſeitig theoretiſch wird ſie als ſolche dann von den Phyſiokraten hingeſtellt —, und die Geſamthaltung Deutſchlands war überwiegend agrariſch; von der Zahl der Ackerſtädte war eben die Rede. Noch war auch der Adel in ſeiner überwiegenden Mehrheit im Gegenſatz zum franzöſiſchen landſäſſig, und ein erheblicher Teil der adligen großen Beſitzer trieb Eigenwirtſchaft, ein anderer führte freilich lediglich das Herrenleben im Stil des ancien régime, im Schutze ſeiner Privilegien. Im Betriebe machte man bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts keinerlei erhebliche Fortſchritte: die Dreifelderwirtſchaft herrſchte, ſoweit nicht gar noch primitive Feldgraswirtſchaft in einzelnen Gebieten beſtand, ungebrochen; die bäuerlichen Abhängigkeitsverhältniſſe und Laſten, oft noch verſchärft, dauerten weiter, bis herab zu den drückenden Jagdfronden; der Flurzwang hielt noch immer die ſtumpfe

Bevölkerung zu den Arbeiten an. Auch die ſchon länger betätigte landesherrliche Fürſorge (vgl. S. 333 und unten) bewegte ſich innerhalb der Schranken der alten Agrarverfaſſung. Immerhin gewannen gewiſſe Maßnahmen der Fürſten doch einige Bedeutung, auch in dem vom adligen Großgrundbeſitzer beherrſchten Oſten. Aber man rüttelte wie auf gewerblichem Gebiet allmählich doch ſtärker an den alten Zuſtänden. Man erkannte jetzt die Fronden und die perſönliche Abhängigkeit der Bauern als grundſätzliches Übel. Es war in dieſer Beziehung in Weſtdeutſchland mit ſeinen meiſt nicht großen Grundherrſchaften, die von ihren auf Herrenland ſitzenden Bauern nur beſtimmte Lieferungen und Dienſte beanſpruchten, beſſer als im Oſten mit ſeinen Gutsherren (vgl. S. 332), die mit ihren perſönlich abhängigen Bauern die ausgedehnten Flächen des Herrengutes bewirtſchafteten und noch immer (vgl. S. 435) den eigenen Beſitz durch „Bauernlegen" vergrößerten. Entſetzlich waren die ländlichen Zuſtände überhaupt noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beſonders in Mecklenburg. In Preußen hatte der Staat, der die Bauern (vgl. S. 444) brauchte, das Bauernlegen ſchon ſeit längerem verhindert. Für die Domänen in Oſtpreußen hatte ſodann bereits Friedrich Wilhelm I. die Leibeigenſchaft aufgehoben, d. h. ſoweit damals ſolche überhaupt beſtand — es handelt ſich um nicht erblich angeſetzte Abhängige, die zu allen Dienſten bereit ſein mußten. Friedrich der Große dekretierte in ganz Pommern die Aufhebung der Leibeigenſchaft, freilich ohne Erfolg. Ebenſo dachte Maria Thereſia an Reformen, und Joſeph II. kam gleichfalls zur Aufhebung der Leibeigenſchaft, zunächſt in einigen Kronländern, dann allgemein. Andere Fürſten, wie der Oldenburger Herzog und Karl Friedrich von Baden — dieſer unter dem Einfluß der phyſiokratiſchen Lehre Quesnays, die auch Befreiung der Bauern als Hauptträger der Wirtſchaft von allen Laſten forderte, im übrigen zunächſt wenig Einfluß übte —, hoben die Fronden für ihre eigenen Güter auf, worin indeſſen einzelne Edelleute, wie ſchon 1688 ein Graf Rantzau, nach 1750 der Graf Stolberg, vorangegangen waren. Selbſt in Mecklenburg dachte die Regierung an Reformen, und einige mecklenburgiſche Gutsherren haben 1783 und 1790 ihre Leibeigenen zu Zinsbauern mit feſtem Zins gemacht. Überhaupt verbreitete ſich nun die theoretiſche Überzeugung von der Notwendigkeit einer Änderung der agrarrechtlichen Verhältniſſe immer mehr. Die Befreiung der ländlichen Bevölkerung von ihren Laſten und Dienſten, daneben die Schädlichkeit der Latifundienwirtſchaft an ſich, wurde ein immer häufiger behandeltes Thema. 1775 veröffentlichte die Hamburger Patriotiſche Geſellſchaft ein „Schreiben eines vornehmen holſteiniſchen Gutsherrn, darin die Abſchaffung der Hofdienſte auf ſeinem Gut und die Folgen dieſer Veränderung nach einer 20jährigen Erfahrung beſchrieben werden". 1793 ging v. Münchhauſens Schrift „Vom Lehnherrn und Dienſtmann" dem ganzen Syſtem zu Leibe.

Eben die Abhängigkeitsverhältniſſe ſowie der Flurzwang hinderten bei den Bauern auch zunächſt die Durchführung einer theoretiſch geforderten rationelleren Wirtſchaft — darüber ſpäter (S. 478) mehr —, während die großen Güter leichter dazu übergingen: die geringen Wirtſchaftserträge und die Fortſchrittsunluſt der Bauern hatten nach Thaer ihren Grund nur in jener Verfaſſung, „die den Bauern immer ärmer, ſtumpfſinniger und träger werden läßt". Immerhin wurden die ökonomiſchen Fortſchritte allmählich größer. Eben in reinwirtſchaftlicher Beziehung war doch auch jene Fürſorge des Staates von Bedeutung. Man empfahl neue Kulturen (Tabak, Maulbeerbäume, Kartoffeln; vgl. S. 16 f.), kümmerte ſich um die kleinſten Betriebseinrichtungen, zog wieder, namentlich wegen der Entvölkerung durch die Kriege, fremde Koloniſten heran, nahm Meliorationen und Trockenlegungen vor (vgl. S. 9 f.). Da das Weiderecht auf der Brache den namentlich auf kleinen Gütern betriebenen Anbau von Gemüſen und Handelsgewächſen, aber auch den beſonders erwünſchten Anbau der Futterpflanzen (vgl. S. 16) erſchwerte, ſuchte man von oben jenes abzuſchaffen. Immerhin nahm der letztere doch zunächſt mehr auf großen Gütern als bei bäuerlichen Betrieben zu. Damit hob ſich die Viehzucht, und es wurde eine intenſivere Düngung der Äcker ermöglicht, damit wieder ein wirklicher Fortſchritt der Landwirtſchaft eingeleitet. Wegen des Wollabſatzes hatte ſich zudem die Schafzucht ſehr gehoben, und die Pferdezucht blühte. Übrigens war der Export von Getreide bei dem ſtarken Getreidebau namentlich der großen Güter im Oſten damals ſehr erheblich. Endlich war man ſchon in der vergangenen Periode zu lebhafterer Pflege der Landwirtſchaftslehre, ſogar an den Univerſitäten (Thomaſius), gekommen. Seitdem war die landwirtſchaftlich-ökonomiſche Literatur ſehr gewachſen; es entſtanden auch landwirtſchaftliche Zeitſchriften, gegen Ende des Jahrhunderts ſchon landwirtſchaftliche Vereine.

Wenig nur änderten ſich die Verkehrsverhältniſſe. Die Landſtraßen waren vielfach noch in bedenklichem Zuſtand, auch die wichtigeren, ſo daß der Frachtfuhrmann, der damals ſeine Blütezeit hatte (vgl. S. 21), das Fahren auf ihnen in Kenntnis ihrer „Eigenarten“ als ſeine beſondere Kunſt betrachtete. Daher wollte er auch anfangs von den neuen glatten Chauſſeen (vgl. S. 20f.) nichts wiſſen. Die Reiſeluſt war übrigens keineswegs gering. Sie ging aber, wie ſchon früher (vgl. S. 327), in erſter Linie, ſoweit nicht praktiſche Zwecke in Frage kamen, aus dem allgemeinen Kultur- und Bildungseifer hervor, wie denn auch den Handwerker nach wie vor der Eifer, etwas Rechtes zu lernen, auf die Wanderſchaft trieb. Die Reiſen der Höherſtehenden ſind noch immer nicht Vergnügungs- und am wenigſten Erholungsreiſen, ſondern Bildungsreiſen. Der Kreis der Intereſſen iſt dabei ein ſehr weiter. Sammlungen und Bibliotheken, Sehenswürdigkeiten aller Art werden nach genügender Vorbereitung mit großem Eifer beſichtigt, man ſtudiert die politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſe, auch ſchon Land und Leute und tritt mit dem Volk in Berührung. Gegen Ausgang des Jahrhunderts gefällt man ſich dabei immer mehr in der Kritik. Der Landſchaft ſchenkt dann die Romantik ſtärkere Beachtung. Ein nicht immer erfreuliches Kapitel einer Reiſe bildeten, wie ſchon früher (S. 327) betont, neben den Straßen die Wirtshäuſer, dazu kam die gleich zu erwähnende Unſicherheit, endlich die Schererei durch den Polizeiſtaat mit ſeinem Paßweſen uſw. Recht mangelhaft war das Poſtweſen, deſſen Schwerfälligkeit bekanntlich noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Börne verſpottet wurde. Die ordinäre Poſt ohne Seitentüren diente mehr dem Transport von Gütern als von Reiſenden, die dadurch äußerſt drangſaliert wurden, fuhr langſam und machte viele Stationen. Die beſſeren Reiſenden nahmen daher Extrapoſt, deren freie Plätze man dann gern mit anderen Reiſenden zu beſetzen ſuchte, oder benutzten einen eigenen Wagen. Bei ſtärkerem Verkehr zwiſchen zwei Punkten hatte man auch für das gewöhnliche Volk Landkutſchen, die etwa alle zwei Wochen verkehrten. Fuhr der Reiſende nur langſam, ſo war auch der Brief lange unterwegs, von Frankfurt a. M. bis Berlin z. B. neun Tage, koſtete auch erhebliches Porto, zumal er oft auf Umwegen ging, um möglichſt lange in dem Gebiet der betreffenden territorialen Poſt zu bleiben.

In hygieniſcher Beziehung wie hinſichtlich der allgemeinen Fürſorge, die das Zuſammenleben der Menſchen erfordert, kam man auch nur langſam aus dem Mittelalter heraus, obgleich die Obrigkeiten in polizeilichen Erlaſſen jenes noch übertrafen. In den meiſten Städten herrſchte der alte Schmutz, auch machte ſich der agrariſche Charakter vieler derſelben — in Berlin hatte erſt der Große Kurfürſt die Schweine von den Straßen verbannt, und nicht einmal endgültig — noch immer geltend. Ebenſo griff der gewerbliche Betrieb noch oft auf die Straße über. Die Feuersgefahr war wie früher überaus groß, und den Bürgern wurde immer wieder Vorſicht eingeſchärft. Die Mittel der Bekämpfung des Feuers waren durch die Feuerſpritzen und deren Vervollkommnung beſſer geworden. Noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein mußte freilich das Waſſer durch die ledernen Feuereimer, die in der langen Kette der Bürger von Hand zu Hand gingen, herzugebracht werden. Einen großen Fortſchritt machte das 18. Jahrhundert mit der Durchführung der Feuerverſicherung (Feuerſozietäten). Die öffentliche Beleuchtung, die in den Reſidenzen und den großen Handelsſtädten ſchon länger, wenigſtens für die Hauptſtraßen, in Berlin wieder ſeit dem Großen Kurfürſten, eingeführt war, war doch auch jetzt in den mittleren Städten nicht allgemein, beſtand zudem nur in trübe brennenden Öllaternen. Der von Frankreich beeinflußte Sinn der Aufklärung für das Regelmäßige, Mechaniſche, Zahlenmäßige ſowie die beſſere Ordnung der Verwaltung führten im ſpäteren 18. Jahrhundert zur Numerierung der Häuſer (erſt nach Bezirken, dann im 19. Jahrhundert früher oder ſpäter ſtraßenweiſe). Damit verſchwanden außer z. B. in der Schweiz die Hausnamen und (außer an Wirtshäuſern und Apotheken) die Hauszeichen, ſoweit ſolche überhaupt üblich geweſen waren. In Erfurt war man übrigens ſchon 1690 zur Hausnumerierung gekommen.



Das Spinnhaus. Aus Abraham a Santa Clara, „Etwas für Alle", Bd. II, Würzburg 1711.

Stark gefährdet war noch immer die öffentliche Sicherheit durch ein ausgedehntes Verbrecher- und Räubertum, das durch die ſtaatliche Zerſplitterung überdies gefördert wurde, und das man vergebens durch Maßregeln und Strafen ſowie durch Errichtung von Gefängniſſen und Zuchthäuſern einzudämmen ſuchte. Letztere hatten urſprünglich mehr einen erziehlichen Zweck, waren aber ſchon zum Teil mit den eigentlich für die ſchweren Verbrecher, vor allem weiblichen Geſchlechts, beſtimmten Spinnhäuſern (ſ. die obenſtehende Abbildung) zuſammengefallen. Die Räuber rekrutierten ſich vornehmlich aus den unzähligen Bettlern und Vagabunden, die noch wie im Mittelalter die Straßen belagerten, die ländliche Bevölkerung, namentlich die Pfarrer, tribulierten und oft auch durch Drohung mit Brandſtiftung zu Gaben zwangen. Wie mangelhaft die öffentliche Sicherheit war, wie maſſenhaft die Bettler und fahrenden Leute das platte Land heimſuchten, hat für Mecklenburg neuerdings H. Witte gezeigt. Solche Plage gedieh aber beſonders wieder in dem zerſplitterten reichsritterlich-reichsſtädtiſch-ſtiftiſchen Südweſten; vor der Polizei rettete ſich das Bettlervolk durch Übertritt in andere Gebiete. Anfangs waren in ihm ſogar noch verarmte Adlige, Pfarrer, Lehrer und Studenten vertreten, wie 1747 die Baden-Durlachſche Regierung angibt. Groß blieb die Zahl der abgedankten Soldaten, auch der ein frommes Mäntelchen umnehmenden Gauner. 1784 nennen die ſchwäbiſchen Stände unter den auswärtigen Bettlern „Convertiten, Sieche, Waldbrüder, angeblich italieniſche Geiſtliche, Prinzen vom Berge Libanon, Officiers mit ihren

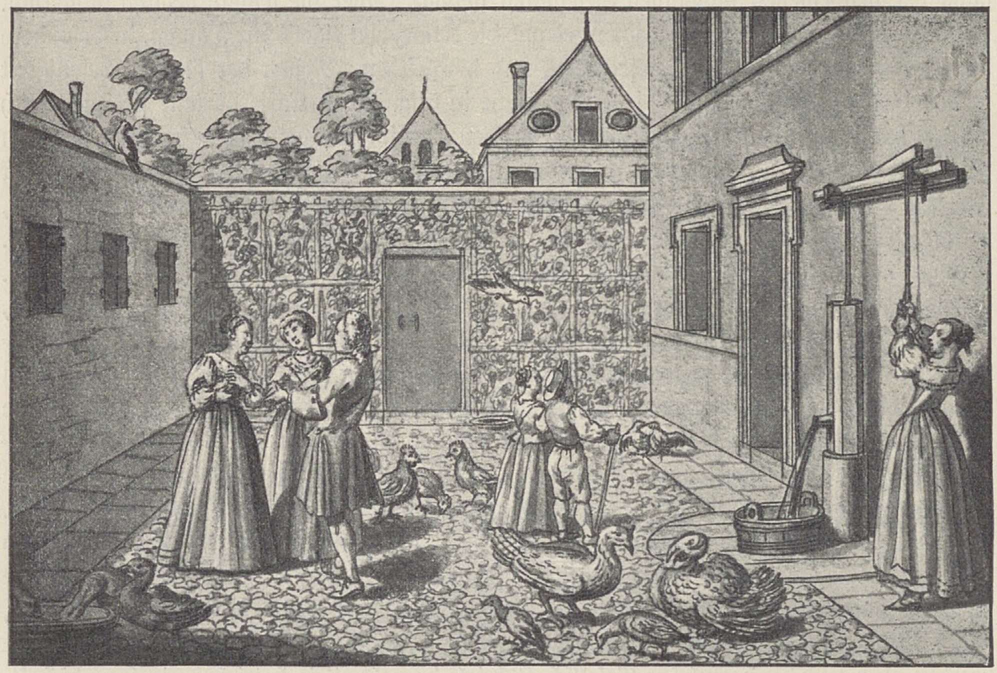
Frauen und Töchtern, Kammerdiener, Kutſcher, Schreiber, Brandcollectanten, polniſche Betteljuden“. Bei den damaligen Zuſtänden, den Kriegsnöten, der häufigen Rechtsunſicherheit für die Schwächeren, dem auf dem niederen Volke laſtenden Steuerdruck, den geringen Löhnen, herrſchte aber auch vielfach eine tiefe unverſchuldete Armut, die durch faſt periodiſche, den Hungertyphus mit ſich bringende Teuerungen, wie in den ſiebziger und achtziger Jahren, noch verſtärkt wurde. Gerade dieſe Verhältniſſe haben aber die Notwendigkeit einer Reform der Armenpflege, ungeachtet der großen allgemeinen Wohltätigkeit, erkennen helfen. Man erörterte dieſelbe literariſch, wie Garve und Baſedow; es bildeten ſich „Armengeſellſchaften“; die private Wohltätigkeit wurde zentraliſiert und obrigkeitlich geleitet, während wieder Private ſich in den praktiſchen Dienſt dieſer Armenpflege ſtellten. Die Regierung ging dem Betteln ſchärfer zu Leibe, man baute die Arbeitshäuſer weiter aus uſf.

Neben dem ſtarken, mit den heutigen Zuſtänden nicht zu vergleichenden Elend in den niederen Schichten, die ſich aber bei beſſerem Einkommen häufig der Unmäßigkeit und leichtſinniger Vergnügungsſucht hingaben, herrſchte Kärglichkeit genug auch im Leben der anderen Kreiſe, anderſeits aber der alte grelle, mehr als heute nach außen hervortretende Luxus, der ſich trotz allen Niederganges ſchon deshalb erhalten hatte, weil alle Klaſſen krampfhaft auf äußerliche Reputation hielten. Bei dem gerade auch im Bürgertum herrſchenden Kaſtengeiſt durfte man ſich im Auftreten nichts vergeben. Oft mochte dabei der Eindruck, den Lady Montague zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte, daß hinter der Eleganz Schmutz und Armut ſtecke, auch jetzt zutreffen. Lokal war die Art der Lebenshaltung natürlich ſehr verſchieden. Hier München mit ſeiner maſſiven Genußſucht, dort Wien mit ſeiner üppigen Schlemmerei und äußerem, aber meiſt falſchem und unſolidem Glanz, hier Dresden mit ſtarkem Kleiderprunk, aber zugleich mit häuslicher, kleinbürgerlicher Sparſamkeit, dort das nüchterne, militäriſche Berlin mit großer Einfachheit auch der ſehr exkluſiven oberſten Klaſſen, dabei nicht geringem bürgerlichen Wohlſtand, allgemeiner Arbeitſamkeit und viel geiſtigem Intereſſe. Bei den größeren Reichsſtädten fand die Montague noch alte ſolide Behäbigkeit. Hume, der 1748 nach den von ihm geſehenen weſtlichen und ſüdlichen Landſchaften Deutſchland überhaupt ſehr günſtig beurteilte („es gibt kein ſchöneres Land in der Welt“; „voll von gewerbfleißigen, rechtſchaffenen Menſchen“), hatte von Nürnberg „den Eindruck, daß Gewerbfleiß und Zufriedenheit vorherrſchen“ (vgl. S. 448). Gleichwohl hatten dieſe Städte meiſt an innerer Solidität des Wohlſtandes ſtark verloren, und das machte den Luxus zum Teil ungeſund. Beobachter um 1730 heben Vergnügungsſucht für Augsburg und Protzenhaftigkeit der Patrizier für Nürnberg hervor. Wieder anders waren die norddeutſchen Handelsſtädte, deren Frauen und Jugend ſchon die „moraliſchen Wochenſchriften“ Verſchwendung vorwarfen, die im ganzen aber zu ihren Tafelfreuden und dem z. B. für Danzig erwähnten „behaglichen Komfort“ das nötige Geld hatten. Endlich gab es die höfiſch gefärbten kleinen Reſidenzen und die vielen ſpießbürgerlichen Mittel- und Landſtädte. Im ganzen war aber das alltägliche Leben ziemlich überall auf einen einfachen Ton geſtimmt, und der Luxus drängte ſich wie früher meiſt nur bei großen Feſtlichkeiten, Hochzeiten, Taufen uſw., hervor. Der grobe Aufwand bei dieſen wie ihre Ausdehnung waren indes jetzt ſchon bedeutend eingeſchränkt, wie anderſeits mit der Aufklärung, wenigſtens aus der Stadt, viele alte Hochzeits-, Tauf- und Begräbnisſitten ſchwanden, ebenſo die ſchwülſtigen „Carmina“ (vgl. S. 343). „Stille“ Hochzeiten galten nun als fein. In der Nahrungsweiſe waren die vornehmen Kreiſe ganz von der franzöſiſchen Küche abhängig, während die mittleren an ihrer landſchaftlichen Küche feſthielten. Letztere war äußerſt differenziert. Hamburg und das ewig ſchleckende Wien waren mit Mitteldeutſchland oder mit Berlin nicht zu vergleichen.

Die üppige Geſelligkeit des Bürgertums des 16. Jahrhunderts (vgl. S. 227) war in den gedrückten Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts ſtark zurückgegangen, aber in reichen Kaufmannshäuſern etwa keineswegs erſtorben. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Neigung zu Prunkgeſellſchaften mehr moderner Art im Bürgertum ſtark zu, und um 1800 wird z. B. in Schleſien, aber auch ſonſt, über die luxuriöſen „Abfütterungen", bei denen man zunächſt am Spieltiſch ſaß und dann üppig tafelte, und gleichzeitig über den Rückgang der beſcheidenen häuslichen Geſelligkeit geklagt. Aber die letztere beſtand immerhin. Es gab wie früher Familienkränzchen, es gab die Kränzchen eigens für Damen, insbeſondere die Kaffees, ferner jetzt auch Leſeabende und dergleichen. Neben der älteren Geſelligkeit in den eigenen Gärten gab es jetzt eine ſolche in öffentlichen Kaffeegärten; ſie ſpielte ſich äußerſt harmlos an den einzelnen Familientiſchen oder im Luſtwandeln in ſchmalen Gängen bei Muſik ab. Im 19. Jahrhundert wurden aus den Kaffeegärten Biergärten. Sehr ſtark war jetzt überhaupt die öffentliche Geſelligkeit entwickelt. Bälle für die beſſere Geſellſchaft, meiſt Maskenbälle und Redouten, gab es um 1800 auch in kleineren Städten in großer Zahl. Damals wie noch ſpäter blühten auch die Kaſinos, die Harmonien, Sozietäten, Reſſourcen. Große Gartenfeſte, etwa in den zum Teil recht luxuriöſen Badeorten, waren ſehr beliebt, ebenſo Schlittenpartien. In den immer noch ängſtlich bewahrten ſteifen Formen, in der übertriebenen Komplimentierart nach franzöſiſchem, in Wahrheit freilich ganz anders geartetem Muſter zeigte ſich nach wie vor der ausſchlaggebende Einfluß der eigentlich allein eine feinere Geſellſchaftskultur pflegenden höfiſchen Kreiſe auf das Bürgertum. Eine ſchlimme Begleiterſcheinung der Geſellſchaften war noch lange die ſtark entwickelte Spielleidenſchaft, die in alle Kreiſe gedrungen war und für die verſchiedenſten Orte immer wieder hervorgehoben wird. Wir haben ſchon von der Spielſucht, auch der Damen, zur Rokokozeit (S. 372) gehört, und auch jetzt huldigten dem Spiel nicht am wenigſten wieder die Frauen. Der Spieltiſch gehörte zu jeder feinen Geſellſchaft, und aus den Kartenſpielen mit mäßigem Gewinn (L'hombre, Whiſt, Pikett, Tarock, Boſton) wurde bei hohem Spiel leicht Haſard. Auf der anderen Seite wurden aber auch die harmloſen Geſellſchaftsſpiele damals eifrig betrieben: in freundſchaftlichem und im Familienkreiſe ſang man wohl auch noch bei Tiſch oder nachher nach alter Weiſe einen Rundgeſang. Freilich kam der leichte Grundzug der Zeit auch bei den Geſellſchafts-(Pfänder-)Spielen wie bei ihren Vorläufern, den Schäferſpielen, zum Vorſchein. Die Hauptſache war das Küſſen. Das tadelte die Zeit auch gar nicht. Wohl aber waren die ſittenſtrengeren Elemente damals über die gegen 1800 einreißenden neuen „wilden" Tänze, den Walzer und den Galopp, entrüſtet. Zu den würdigen bisherigen Tänzen und dem zierlichen Menuett boten ſie allerdings einen argen Gegenſatz, aber ihr Siegeslauf war nicht aufzuhalten. Im übrigen gewann die geſellſchaftliche Unterhaltung mit der zunehmenden Entfaltung unſerer literariſchen Kultur in feingeiſtigen Kreiſen allmählich einen anderen Charakter, in Weimar etwa. Auch das ſchon ältere „Theaterſpielen" als geſellſchaftliche Unterhaltung erhielt zum Teil einen höheren, literariſchen Anſtrich.

Wo Wohlſtand vorhanden war, prägte er ſich naturgemäß auch in der Wohnung und der häuslichen Einrichtung aus, aber weniger als heute. Soweit man neue Häuſer baute, waren ſie geräumiger und bequemer als früher, äußerlich allerdings meiſt nüchtern und wegen ihres hellen Kalkanſtriches langweilig. Gegen den maleriſchen Schmuck mittelalterlicher

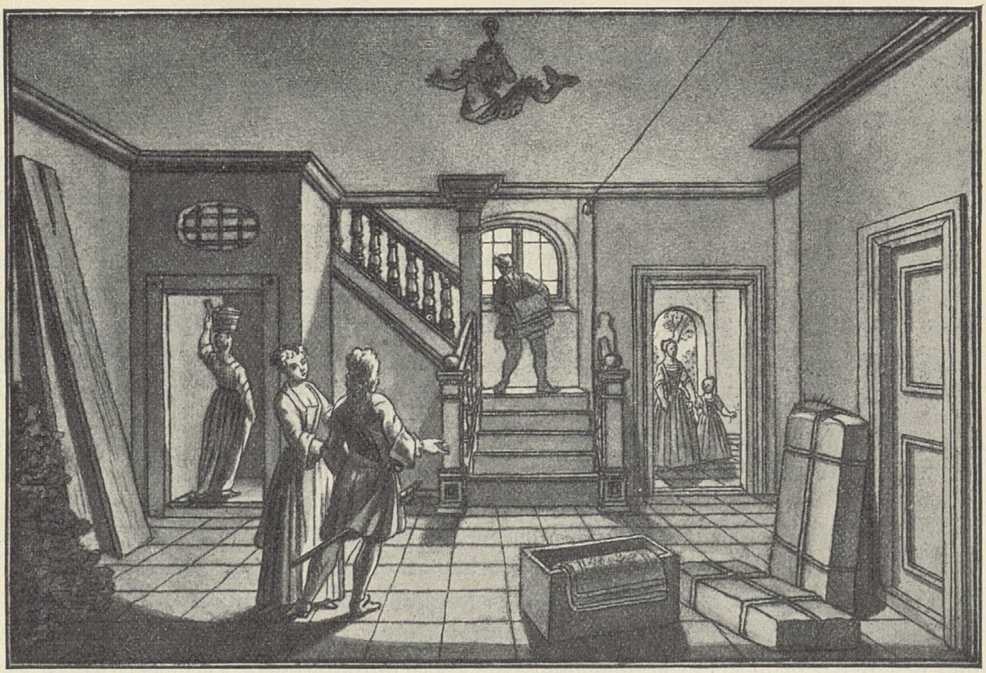
Häuſer (gemalte Hauszeichen uſw.) war man durchaus. Man übertünchte alles. 1770 befahl die Regierung der Stadt Freiburg i. B., zu Ehren der einziehenden Maria Antoinette „die vorigen Mahlereien" den Blicken zu entziehen „und insgeſamt friſch weis anzuweiſeln". Auch die Zimmerwände waren meiſt getüncht, doch zog man immer mehr die freilich ſehr geſchmacklos gemuſterten Papiertapeten oder in reichen Häuſern die ſchon älteren Ledertapeten (vgl. S. 367) vor, ebenſo wie man ſtatt des meiſt vorkommenden ſandbeſtreuten, unangeſtrichenen Bretterfußbodens z. B. in Wien Parkettböden hatte. Das Bild, das wir aus der untenſtehenden und den Abbildungen der Seiten 455, 458, 459, 462 und 463 von dem beſſeren bürgerlichen Hauſe und ſeinen Räumen um 1740 gewinnen, wird im ganzen auch noch für ſpätere Jahrzehnte zutreffen. Gegen den Komfort der Engländer, Holländer und Franzoſen ſtand der deutſche allerdings zurück, am wenigſten noch in Patrizierkreiſen der Handelsſtädte. Dort gab es anderſeits unter Möbeln und Gerät manches hiſtoriſche Prachtſtück. Sonſt waren die jetzt meiſt geradlinigen Möbel einfach, aber ſolid; gegen 1800 wurde Mahagoni (vgl. S. 368) allgemeiner; beliebt blieb die Verzierung der Möbel mit Bronze. Vorhänge, jedoch aus einfachem Mull, wurden allmählich üblich; Teppiche, auch kleinere, waren noch ſelten; die Wandſpiegel waren, ſoweit ſie vorkamen, aus einzelnen Stücken zuſammengeſetzt. Die „gute" Stube hatte gepolſterte Stühle; hier ſtand auch auf Tiſchen oder Kommoden das noch immer ſehr beliebte, oft koſtbare Porzellanzeug (Figuren und Taſſen), oder man hatte die Servante mit Glas-, Porzellan-, Silberſachen. Stolz war man auf viel gutes Küchengeſchirr aus Kupfer oder Zinn ſowie auf viel feines Leinenzeug. Mäßig blieb die Beleuchtung, von feſtlicher Kerzenbeleuchtung abgeſehen. Die Lampe ſchwelte und roch unangenehm. Ein brauchbarer Docht kam erſt gegen Ende des Jahrhunderts auf, allmählich auch der Glaszylinder. Ein Zeichen der Vornehmen



Hof eines bürgerlichen Wohnhauſes. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg.

war wie in Frankreich der Beſitz einer Equipage. Eben dies Moment hielt jene ab, mit dem damals ſich ſtärker verbreitenden Parapluie — der urſprünglich ſehr unförmliche Regenſchirm hatte ſchon eine längere Geſchichte — einherzugehen. Man wollte nicht mit den gewöhnlichen Menſchen verwechſelt werden. Dem Vornehmen geziemte im übrigen eine zahlreiche Dienerſchaft, wie ſeit alters. Zum einzelnen Kavalier aber gehörte mindeſtens der Lakai.

Ähnlich wie mit der ſonſtigen Lebenshaltung war es auch mit der Tracht. Während man beim äußeren Auftreten oft Luxus trieb, der Herr in der Geſellſchaft in bordiertem und galoniertem Rock aus feinem Stoff, mit ſeidenen Strümpfen, mit feingeſtickter Wäſche, mit ſteifer Friſur, die Dame noch bis gegen Ende des Jahrhunderts in Reifrock und Seidenkleid, auf Stelzſchuhen und mit dem gepuderten hochragenden Haaraufbau erſchien, trug man ſich im Hauſe einfach und ungezwungen und ging mit Vorliebe im „Schlafrock" umher. Anderſeits war die Tracht von den Einflüſſen des vernünftigen und geſunderen Zeitgeiſtes nicht unberührt geblieben. Hatte der Pietismus für ſeine Anhänger die dunklen Farben gebracht, bewirkte der preußiſch-militäriſche Geiſt bei empfänglichen Gemütern eine Vorliebe für den einfachen Rock und ſoldatiſche Stiefel wenigſtens im alltäglichen Leben und bei der jungen Welt für den Zopf, während die alte an der Perücke feſthielt, ſo geſtaltete die Genieperiode die Tracht freier, man ließ das Haar wallen oder ſchränkte den Zopf zum Miniaturzöpfchen ein. Das neue Griechentum endlich führte eine geſucht natürliche Mode vor allem bei den Damen herbei: die hoch unter dem Buſen gegürtete, viel von der Büſte freilaſſende, faltige Tunika und die freie Haartracht, die den Chignon verdrängte; man band das Haar hinten ſtraff in den Knoten à la grecque zuſammen. Doch kam dieſe griechiſche Tracht — die Weſpentaille



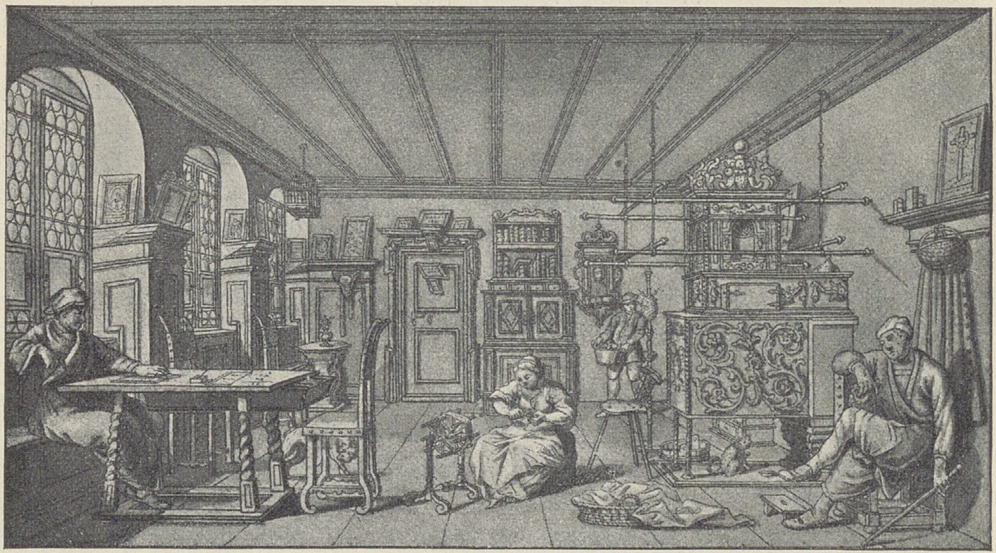
Flur eines bürgerlichen Wohnhauſes. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

war ſchon vorher mit einigem Erfolg bekämpft worden — erſt auf dem Umwege über Frankreich (vgl. S. 423), wo ſie eine Zeitlang die Mode der Revolution war. Auch bei den Männern führte dieſe eine freiere, demokratiſche, aber unſchöne Tracht, weiten Rock, lange Hoſe, unförmliches Halstuch, ſowie eine wilde Haartracht ein. Die lange Hoſe iſt ſeitdem geblieben, ebenſo die kurze Weſte und der Frack, während die im 19. Jahrhundert ſtark wechſelnde Frauentracht bald wieder die ältere ſchädliche Sitte des Schnürens, ſpäter die hohen Schuhabſätze, auch eine Art Reifrock (Krinoline) aufnahm. Seit der Revolution blieben ferner die bunten Farben bei der männlichen Tracht verbannt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich die Wirkungen der franzöſiſchen Revolution nicht nur in ſolchen Dingen äußerten. Das politiſche Intereſſe war, wie wir (S. 437) ſahen, ſchon bedeutend gewachſen und wurde durch die Vorgänge in Frankreich erſt recht geſteigert, ebenſo wie die politiſchen Schriftſteller kühner wurden. Es ſtanden auch nicht nur Schlözer, der aber ſchon 1790 zum allgemeinen Erſtaunen wieder „abfiel“, nicht nur der für die „Neufranken“ ſchwärmende Schubart und der exaltierte Weckherlin, nicht nur der alte freiheitsbegeiſterte Klopſtock, wenigſtens anfangs, auf ſeiten der Revolution, ſondern faſt die geſamte deutſche Bildung, während z. B. die Kaufmannswelt zunächſt geſchäftliche Nachteile von der Unordnung fürchtete. Goethe hat den Enthuſiasmus geſchildert, den die Anfänge der Befreiung, die Verkündung der Menſchenrechte vor allem, hervorriefen; „die franzöſiſche Revolution“, meinte Archenholtz in der „Minerva“ entſprechend, „verdrängt durch ihr gewaltiges Intereſſe alles“. Goethe ſelbſt ſtand wie Schiller, ſeinen äſthetiſchen Idealen treu, abſeits. Aber Bürger, Voß, Kant (in aufrichtiger und feſtbleibender Überzeugung), Fichte, die beiden Jacobi, Wieland, Herder (der ſich zum Ärger Goethes höchſt unvorſichtig äußerte), Hölderlin, Jean Paul und viele andere waren begeiſtert, die Führer der Aufklärung vor allem, zumal Campe; gegneriſche Stimmen, wie die des Arztes Zimmermann, verſchwanden. Der Aufklärung, in weiteſtem Sinne gefaßt, mußte die Revolution als Erfüllung ihrer Ideale erſcheinen, wie dieſe denn in der Tat in ihren Ideen durchaus in der bisherigen, insbeſondere von England ausgehenden, zuletzt durch die Amerikaner praktiſch geſtalteten geiſtigen Bewegung wurzelte. Die aufkläreriſchen Theologen waren am meiſten enthuſiasmiert. „So viel ich alte und junge Theologen nach modernem Schnitt habe kennen lernen“, meint Reichard, „ſo viel Demokraten und Verteidiger der franzöſiſchen Revolution habe ich kennen lernen.“ Große Begeiſterung herrſchte ferner namentlich in den Univerſitätskreiſen. Weiter ging die Bewegung in das mittlere Bürgertum, zumal im Weſten, wo man ſich über die Ausſchreitungen der adligen Emigranten empörte. Anderſeits ſchwärmten auch Adlige, von denen ein Teil trotz jener Exkluſivität ſchon länger eine Freiheit von ſozialen und geiſtigen Vorurteilen (vgl. S. 420) zur Schau zu tragen liebte, für die Revolution. Ariſtokratiſche Damen trugen z. B. dreifarbige Bänder. Ebenſo gab es Anhänger der Revolution an den Höfen, wie zu Düſſeldorf oder Gotha, wo die Herzogin die Büſten der Revolutionshelden in ihren Gemächern hatte. Aber wenn die Muſik der Potsdamer Gardes du Corps das „Ça ira“ blaſen konnte, wenn der Miniſter Graf Hertzberg dem Rektor des Joachimsthalſchen Gymnaſiums, der an Königs Geburtstag die Revolution pries, lebhaft applaudierte, übrigens nach ſeiner Verabſchiedung ſelbſt in einer Rede in der Berliner Akademie 1791 die Revolution ſympathiſch beurteilte, ſo ſah man die vollendete Harmloſigkeit dieſer ganzen Begeiſterung. Sie war rein theoretiſch und lebte vor allem in dem geiſtigen Deutſchland. Zu einer revolutionären Volksbewegung waren die Deutſchen weder ihrer Anlage nach geneigt noch bei ihrer Religioſität und ihrem tief eingewurzelten Reſpekt vor Fürſt und Adel bereit. Überdies war der Druck der Zuſtände bei weitem nicht ſo ſchlimm wie in Frankreich. Zwar gab es, von dem eigenartigen Schickſal Georg Forſters abgeſehen, manche Anſätze zu ernſterer Bewegung, etwa an Univerſitäten, auch in Hamburg; radikale Draufgänger drängten in zahlreichen Brandſchriften zu Taten; hie und da verſuchten die Bauern die Steuern zu verweigern, oder es kam ſonſt zu bäuerlichen Unruhen gegen die adligen Herren: aber das waren Epiſoden, und jene Macher waren meiſt jugendliche oder zweifelhafte Elemente, die ehrbaren Bürger und die Gebildeten wollten von Gewalt nichts wiſſen. Ja, mit den aufſteigenden Greueln der Revolution ſchlug bei vielen die anfängliche Begeiſterung in das Gegenteil um, wie bei Klopſtock, Herder, Wieland, Johann Georg Jacobi. Die Anſchauung der Führer unſerer Humanitätsbildung aber ſpiegelten Schillers Worte in der Einleitung zu den „Horen" wider: „Je mehr das beſchränkte Intereſſe der Gegenwart die Gemüter in Spannung ſetzt, einengt und unterjocht, deſto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Intereſſe an dem, was rein menſchlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben iſt, ſie wieder in Freiheit zu ſetzen und die politiſch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

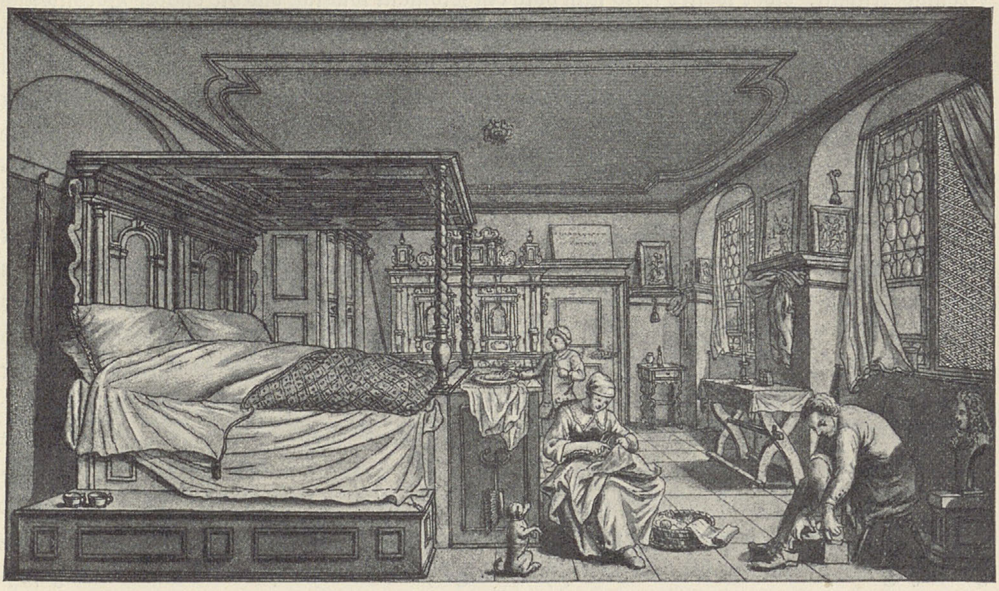
Die Stimmung Schillers, ſoweit ſie Abkehr vom öffentlichen Leben ausdrückte, war aber auch, freilich ins völlig Philiſterhafte gewendet, die Stimmung weiter, beſonders mittlerer Schichten. Ganz allgemeine oder ſehr kleine private Intereſſen waren da allein mächtig: die Schaubühne mit bürgerlichen Rührſtücken war dieſen Menſchen die Welt in derſelben Zeit, da die Stürme der Revolution und dann der bedrohliche Aufſtieg Napoleons Europa erſchütterten. Der Traum vom ewigen Frieden konnte gerade damals anderſeits ſelbſt einen ſo ſcharfen Kopf wie Kant lebhaft beſchäftigen. Ein Mann wie Napoleon ſodann feſſelte unſere äſthetiſch gerichteten Dichterfürſten durch ſeine gewaltige Größe. Im Süden und Weſten aber, in den Rheinbundſtaaten ſah die Aufklärung mit Befriedigung die Hand einer zentraliſierenden, beſſernden, nach der Vernunft verfahrenden, das Beſtehende mißachtenden Verwaltung: an Napoleon dachten dieſe Kreiſe, insbeſondere auch die durch ihn befreiten Juden, noch lange mit Bewunderung zurück. Und dieſelbe Zeit erlebte den Höhepunkt unſerer klaſſiſchen Dichtung, deren edelſte Erzeugniſſe gerade damals einander folgten, unberührt von all den Erſchütterungen der Gegenwart. Mit dem Philiſtertum freilich war dieſe Welt nur in der Teilnahmloſigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben zuſammenzubringen, ſonſt blieb ſie ihm abſolut feindlich: „von Philiſternetzen" zu befreien, war gerade Goethes Drang.

Aber eben durch Napoleon ſollten nun doch andere Zeiten über Deutſchland kommen. Er wurde wider Willen der große Aufrüttler der Deutſchen, vor allem der vor ihm zuſammengebrochenen Preußen. Der Staat Friedrichs hatte nach deſſen Tode ſeinen militäriſchen Nimbus vorerſt behalten. Zunächſt wurde aber ſein Ruhm als Muſter des aufgeklärten Staates erſchüttert: 1788 kam das Wöllnerſche Religionsedikt, das freilich noch einer gewaltigen Oppoſition begegnete. Von oben her wurde in Preußen jetzt eine Strömung protegiert, die ſich in das gleiche geheimnisvolle Gewand (vgl. S. 402) kleidete wie die von ihr bekämpften Freimaurer und Illuminaten. Es waren die „Roſenkreuzer", die Vertreter einer myſtiſch-gläubigen Richtung, die auch mit okkultiſtiſchen Mitteln (Geiſtererſcheinungen uſw.) arbeitete. Aber die Wöllner und Biſchofswerder waren nicht allein unfriderizianiſche Erſcheinungen: dieſer preußiſche Staat, der 1795 in der Abwendung vom Kriege ſein Heil ſuchte, ging überhaupt ſeinem Verfall entgegen, bis er eben 1806 mit einer unerhörten Raſchheit zuſammenbrach. Man hatte trotz mancher Beſſerungen im einzelnen allzuſehr an den Formen feſtgehalten, die für Friedrich II. paßten, aber nicht ohne weiteres für alle Staatsleiter. Wie weit ſonſt innere Sünden, Pflichtvergeſſenheit höherer, trotz aller Aufklärung charakterloſer Beamten, wie ſie in bitterer Form öffentlich der Oberzollrat v. Held angriff, wie weit Rückſtändigkeit des Heerweſens, Überſchätzung des Drills, Konſervierung abſtändiger Generäle, hochmütige Überhebung des Offizierkorps, wie ſie etwa Berghaus für Münſter in ſcharfer Weiſe bloßſtellt, zum Verfall beigetragen haben, iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen. Das alte Preußen, der harte Pflichtſtaat, hatte ſich überhaupt gerade in ſeinem dem rationaliſtiſchen Syſtem entſprechenden mechaniſchen Aufbau überlebt. Die neue idealiſtiſche Geiſteskultur der klaſſiſchen Zeit pochte an ſeine Pforten und hatte auch ſchon manche Köpfe für ſich gewonnen. Für Goethe erweckte die Romantik Verſtändnis, die Berlin ſeit Auguſt Wilhelm von Schlegels Vorleſungen über Literatur und Kunſt im Winter 1801/02 erobert hatte. Freilich wirkte eben die Romantik viel ſtärker auf Berlin als der Klaſſizismus; ihr erſchloß ſich auch, wie wir (S. 420) ſahen, zum Teil der märkiſche Adel; es bildete ſich bald ein Bund romantiſcher Dichter, der Nordſternbund uſw. Aber es handelt ſich hier weniger um die literariſchen Richtungen als um die idealiſtiſche Weltanſchauung, wie ſie die Humanitätsbildung vertrat, und wie ſie die Romantik zum Teil vermittelte. Die Anhänger jener Bildung teilten mit den Aufklärern die Neigung, die Wirklichkeit zu ignorieren. Man war zu großen Geiſtesſchöpfungen, zu univerſalen, die Menſchheit umſpannenden Ideen aus der Enge und Beſchränktheit kleinſter Verhältniſſe heraus gekommen. Man ſetzte und ordnete autonom, unbekümmert um die reale Welt und ohne praktiſche Wirkung. Da gab die franzöſiſche Revolution ein unerwartetes Bild von der Umſetzung umwälzender Ideen in die Wirklichkeit: aber von ihm ſahen wir die geiſtige Welt ſich erſchreckt abwenden. Auf Haltung und Richtung des öffentlichen Lebens blieb die Humanitätsbildung nach wie vor ohne Einfluß.



Bürgerliches Wohnzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

Nun kam die Napoleoniſche Zeit der ſchweren Not. Dieſe Not gerade machte die höheren Kräfte Preußens frei. Jetzt bot ſich den Anhängern der Humanitätsbildung in Preußen, die zum Teil hoch genug ſtanden, ein verheißungsvolles Betätigungsfeld, und mit der Möglichkeit der praktiſchen Durchführung großer ſittlicher und kultureller Ideen gewann der bisher unpraktiſche Idealismus einen ernſthaften Charakter. Wilhelm von Humboldt zeigt es vor allem, wie nun auch die regierenden Gewalten mit dem neuen Geiſt erfüllt wurden: die Frucht ſeiner Beſtrebungen iſt die Univerſität Berlin. An ihrer Gründung hatte auch Schleiermacher mitgeholfen, der ſchon früher in Berlin durch ſeine Predigten und durch ſeine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" auf eine Verinnerlichung und ſittliche Vertiefung des Lebens hingearbeitet hatte und nun aufs neue in ſolchem Sinne auf weite Kreiſe wirkte. Aber bei dem Wiederaufbau Preußens darf man doch auch die Einflüſſe der ebenfalls praktiſcher gewordenen Aufklärung nicht vergeſſen. In den Neuſchöpfern von Staat und Heer wie in der beteiligten Bureaukratie lebte neben Kantiſchem Geiſt der Drang der Aufklärung zu moraliſcher wie ökonomiſcher Beſſerung. Ebenſo iſt eine Haupttendenz der Reformer, die größere Berückſichtigung des Volkes, der Untertanen, die nun, aus paſſiver Stellung gehoben, vor allem in den Gemeinden zur Selbſtverwaltung ſtärker herangezogen wurden — den Städten gab dieſe die Städteordnung vom 19. November 1808 —, zwar erſt durch die franzöſiſche Revolution denkbar geworden, die mit der Gewohnheit, alle Initiative von oben zu erwarten, aufgeräumt hatte, aber gleichwohl durchaus im Geiſte der Aufklärung. Aufkläreriſch waren auch die Löſung perſönlicher Feſſeln, die Aufhebung der bäuerlichen Erbuntertänigkeit in dem Edikt vom 9. Oktober 1807, die Abſchaffung adliger Privilegien wie die Begabung der Juden mit dem Bürgerrecht durch die Städteordnung und die Erklärung Friedrich Wilhelms III., daß ſie „für preußiſche Staatsbürger zu achten" ſeien. Nach Hardenbergs Wort ſollte eben „dasſelbe von oben her" gemacht werden,



Bürgerliches Schlafzimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

„was die Franzoſen von unten auf gemacht haben". Die Reformen Steins und Hardenbergs — der feurige Stein war der eigentlich treibende Geiſt — haben freilich bei dem Widerſtand der Privilegierten doch nicht ganz durchgeführt werden können: dazu kam es, und teilweiſe in anderer Form, erſt nach 1848. Am erfolgreichſten war zunächſt die Beſeitigung der Mißſtände in der Armee, die Schaffung eines Heeres aus Landeskindern, eines Volkes in Waffen, die Aufhebung des Gegenſatzes zwiſchen Bürgertum und Militär.

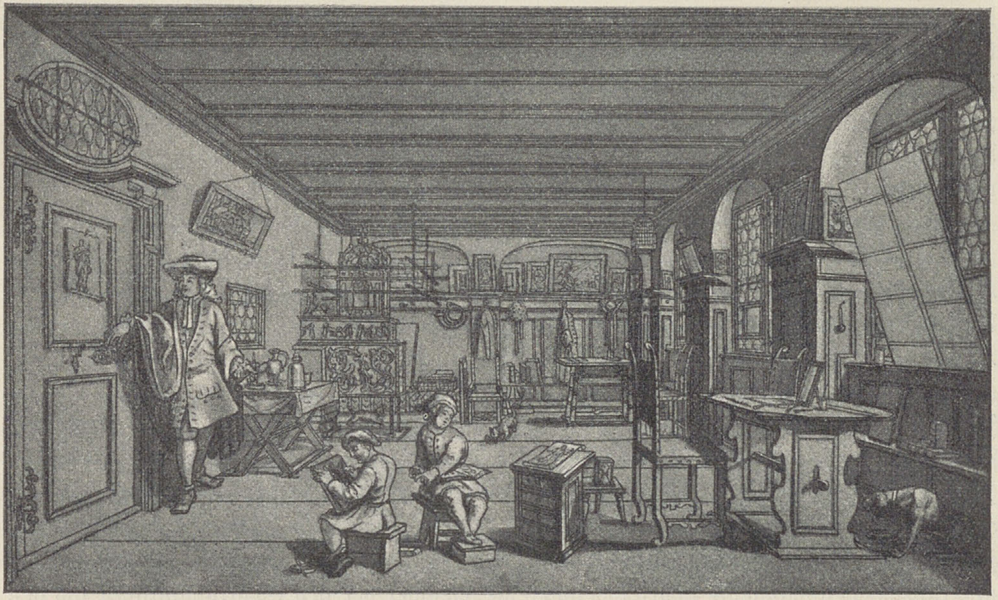
Was die führenden Männer in Adel und Bürgertum und auch im Bauernſtande vorwärtstrieb, das war in erſter Linie der ſeit Friedrich gewonnene, eigentümlich preußiſche, ſtark militäriſch durchſetzte Patriotismus (vgl. S. 437), jetzt entflammt durch den Haß gegen die Fremdherrſchaft. Aber weiter wird nun doch ein Moment wichtig, das die engere Verbindung des vielgehaßten Preußens mit dem übrigen Deutſchland nicht nur auf geiſtigem, ſondern auch auf politiſchem Gebiete erkennen läßt, die Erfüllung mit deutſchem Geiſt. Wenn E. M. Arndt noch 1804 behaupten konnte, daß der preußiſche Staat „allem, was teutſch heißt, fremd war und noch iſt", ſo änderte ſich das ſehr. Daß ein Deutſcher aus dem „Reich" und ein für deutſche Art begeiſterter Mann wie der Freiherr vom Stein Einfluß auf die Geſchicke Preußens gewann — Hardenberg war ebenfalls kein geborener Preuße wie auch Scharnhorſt und andere nicht —, war ein bedeutſames Moment. Zur inneren Wendung auf das Nationale trug aber vor allem die Wirkſamkeit Fichtes bei, des einſtigen Kosmopoliten, der noch 1804/05 in ſeinen Vorleſungen in Berlin dieſen Standpunkt vertreten hatte, bald darauf aber anderen Sinnes geworden war und 1807 in ſeinen „Reden an die deutſche Nation" das Nationalitätsprinzip recht eigentlich theoretiſch begründete. Es waren ideale Gedanken, die er vortrug, aber der praktiſche Zweck war doch zunächſt die Beförderung der Vaterlandsliebe in dem niedergeworfenen Preußen. Fichtes Bezeichnung „Deutſchheit" weiſt im übrigen ſchon auf die Wichtigkeit, die bei ihm, dem doch ſo individualiſtiſch Geſinnten, der Begriff des „Volkstums" — das Wort ſelbſt prägte erſt Ludwig Jahn 1810 —, des Volkscharakters, überhaupt des Volkes hatte: niemals ſind einem Volke ſo edle, aus ſeiner Eigenart erwachſende Aufgaben zugewieſen worden wie den Deutſchen von Fichte. Wie anderſeits das Vaterlandsgefühl vor dem kosmopolitiſchen Humanitätsideal bisher noch zurückſtand, zeigt eine Äußerung ſelbſt von Ernſt Moritz Arndt aus dem Jahre 1805: „Es iſt ſchön, ſein Vaterland lieben und alles für dasſelbe tun, aber ſchöner doch, unendlich ſchöner, ein Menſch zu ſein und alles Menſchliche höher achten als das Vaterländiſche." Im nichtpreußiſchen Deutſchland wurde der bedeutſame Wiederaufbau kaum recht bemerkt; in der Rheinbundſphäre hatte ſelbſt der Fall Preußens nicht ſonderlich beunruhigt. Anderſeits breitete ſich in Deutſchland überhaupt eine ſtärkere nationale Stimmung aus: aber mit praktiſchen Zielen hatte dieſe nichts zu tun, ſie war mittelalterlich verbrämt, ſie war, wie ja in Preußen zum Teil auch, romantiſch.

Die Romantik iſt eine um 1800 einſetzende Bewegung, eine Umwälzung, die gerade vom Standpunkt der deutſchen Kulturgeſchichte aus eine beſondere Wichtigkeit hat. Sie wächſt ſich im 19. Jahrhundert zu einer internationalen Strömung aus, wie es vorher der Klaſſizismus in ſtärkerem Maße geweſen iſt: aber repräſentiert dieſer das die nördlichen Völker erobernde römiſch-romaniſche formal-äſthetiſche und rationaliſtiſche Element, ſo jene das ſelbſt von den Romanen, insbeſondere den Franzoſen, ſchließlich erſehnte befreiende Element der Innerlichkeit, das als ſpezifiſch germaniſch angeſehen werden darf. Die zunächſt nur eine literariſche Richtung bedeutende Romantik leitet einen neuen Kulturabſchnitt in geiſtiger und künſtleriſcher Beziehung ein, eben als germaniſche Reaktion gegen die Renaiſſance und deren von der Aufklärung aufgenommene, freilich mit anderen Elementen gemiſchte und teilweiſe national modifizierte Grundtendenzen. Dieſe Reaktion iſt nicht nur auf die Formel „Gefühl gegen Verſtand" zu bringen, ſo ſehr wir noch das Gefühlselement, übrigens mit gewiſſen Einſchränkungen, zu betonen haben werden. Es handelt ſich vielmehr auch um einen anderen Begriff der Freiheit. Die geiſtige Befreiung, das große Hauptziel der Aufklärung, hatte man nicht zuletzt, wenn auch nicht allein, mit den durch die Renaiſſance gewonnenen geiſtigen Waffen der Antike gegen den kirchlichen Geiſt des Mittelalters zu erſtreiten geſucht, weiter hatte ſich allmählich das antike politiſche Freiheitsgefühl in den Köpfen mehr und mehr feſtgeſetzt und, mit neuen Elementen gemiſcht, ſchon zu praktiſchen Konſequenzen geführt. Aber alles ſtand auf rationaliſtiſcher Grundlage, es waren Abſtraktionen und Konſtruktionen, die meiſt weder dem Leben noch der menſchlichen Natur gerecht wurden. Die mechaniſche, trotz aller Betonung des Individuums gleichmacheriſche Art aber widerſtrebte dem germaniſchen Freiheits- und Perſönlichkeitsgefühl. So kam der Gegenſatz: deutſches Mittelalter gegen Antike (und Moderne) zuſtande. In der Betonung der Religion vereinigte ſich dieſe Reaktion mit jener Gefühlsreaktion. Dem Konſtruierten aber ſetzte man, wie einſt Möſer und Herder (vgl. S. 429) und auch der Klaſſizismus, das Organiſche gegenüber.

Es waren überhaupt Tendenzen, die in anderer Form ſchon im „Sturm und Drang" (vgl. S. 415 ff.) aufgetreten und von den Klaſſikern zum Teil wieder aufgegeben waren. Die Reaktion der Innerlichkeit, die doch ſchon die Grundlage der ganzen deutſchen Höherentwickelung im 18. Jahrhundert war, geht, wie wir (S. 391 ff.) ſahen, überhaupt weit zurück, von der Belebung des Sinnes für das Wunderbare nicht zu reden. Aber wenn wir dabei ſchon ſtarke engliſche Einflüſſe beobachten konnten (vgl. S. 398 ff.), ſo hat man neuerdings auch für die ſpezifiſch mittelalterliche Seite der Romantik die engliſchen Vorgänger beſſer gewürdigt, Richard Hurd („Letters on Chivalry and Romance", 1759), der auch zuerſt das „Gotiſche" (vgl. auch S. 413) dem „Klaſſiſchen" gegenüberſtellte, und vor allem Thomas Warton („Observations on the Faerie Queene of Spenser", 1752). Könnte die Romantik als eine Fortſetzung des „Sturmes und Dranges" erſcheinen, ſo haben Ricarda Huch und Walzel die unterſcheidenden Momente ſchärfer betont, die weniger bei den Spätromantikern als den eigentlich richtunggebenden Frühromantikern hervortreten. Dieſe ſelbſt haben auch gar nicht von den „Stürmern und Drängern", ſondern von Goethe angeregt zu ſein behauptet. Es handelt ſich um die verſchiedene Stellung zur Vernunft. Bei den temperamentvollen „Stürmern und Drängern" iſt alles Gefühl, Enthuſiasmus, Leidenſchaft, die Vernunft wird verſpottet: ein Mann aber wie Friedrich Schlegel iſt denkender Gefühlsmenſch, er reflektiert über ſeine Gefühle, er analyſiert ſie. Indeſſen darf man nicht überſehen, daß dieſer Unterſchied doch ſchon in abgeſchwächterem Maße zwiſchen Hamann und Herder beſteht, der auch ſchon (vgl. S. 413) beſtrebt iſt, das bloß Gefühlte mittels der Vernunft zu klären. Die ſtändige Gefühlsanalyſe bei den Romantikern iſt, wie Walzel mit Recht hervorhebt, vor allem der Kunſtbetrachtung und der tieferen Erfaſſung der Religion zugute gekommen.

Auf jeden Fall bleibt das Gefühlsmoment für die Romantik beſonders charakteriſtiſch; hier liegt eben ihr eigentlich deutſcher Zug. Freilich handelt es ſich um ein ſehr verfeinertes Gefühlsleben, um eine nur dem fortgeſchrittenen Kulturmenſchen eigene ſtarke Senſibilität (man denke etwa an das feine Klang- und Farbenempfinden einzelner Romantiker). Dafür tritt natürlich der Wille erheblich zurück, trotzdem die Subjektivität ins

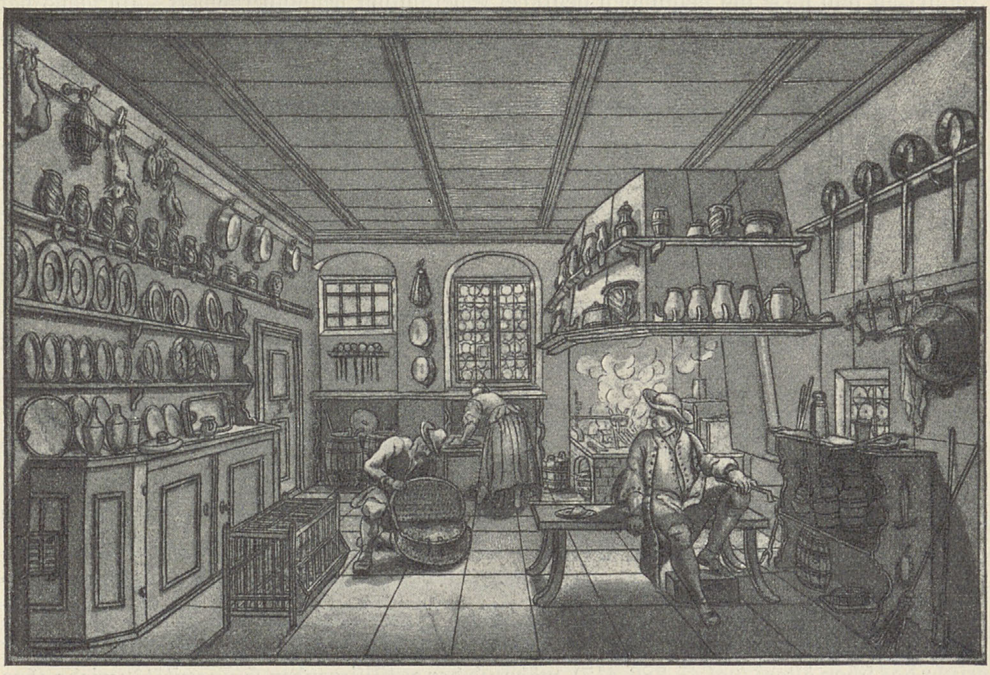
Maßloſe geht und das Ich keine Schranken kennt. Ungehemmt waltet die Phantaſie und läßt den Geiſt ungebunden ins Weite ſchweifen. Dieſer Drang hängt mit der von Walzel als Weſenszug der Romantiker hingeſtellten „Sehnſucht nach dem Unendlichen" zuſammen. Man kann auch ſchlechthin die Sehnſucht, das Reſultat der Disharmonie zwiſchen einem überſchwenglichen Gefühlsleben und der unbefriedigenden Wirklichkeit, als das gefühlsmäßige Charakteriſtikum der Romantiker anſehen; fremd war ſie wieder ſchon den „Stürmern und Drängern" nicht. Dieſe Sehnſucht, das unbehagliche Gefühl der „Leere, die Ausfüllung ſucht" (Fichte), dieſes Suchen nach der „blauen Blume", aus einem ſtarken Gefühlsleben hervorgehend, ſteigert dasſelbe wieder ſtändig. Sie führt zugleich zur Ignorierung der Wirklichkeit, des Lebens und ſetzt alles in Poeſie um. Dieſe wird das allein Wahre und Wirkliche. Daher denn auch die große Wichtigkeit der Mythologie, die nicht mehr, wie bisher, einen bloßen äußeren Apparat bedeutet, ſondern zu einem inneren Hauptelement wird, das poetiſche und das philoſophiſche Sehnen zugleich befriedigt. Das Poetiſche beſteht nun beſonders im Traumhaften, Phantaſtiſchen, Tollen, Geheimnisvollen, Unbeſtimmten, Ahnungsvollen. Man hat neuerdings das myſtiſche, bis zum Okkultiſtiſchen gehende Element der Romantik und damit ein gut Teil der Wendung zum Mittelalter auf unmittelbare oder mittelbare Einflüſſe der geheimen Geſellſchaften des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgeführt, und gewiß iſt der Faden der myſtiſchen Tradition ſeit dem Mittelalter niemals ganz abgeriſſen. Jene Sehnſucht treibt weiter von der Gegenwart fort zur Vergangenheit, eben zum Mittelalter, ſowie zur fernen Fremde, zum Orient, nach Indien, d. h. wieder auch zum Wunderbaren, Phantaſtiſchen. Hat die Wunderwelt an ſich eigentlich Tieck mit ſeinen vor allem den Zauber des Waldes heraufführenden Naturmärchen entdeckt — die „mondbeglänzte Zaubernacht" deutet auch auf die neue Stimmung, die die Romantik in das Naturgefühl brachte —, ſo geht jene



Bürgerliches Wohn- und Arbeitszimmer. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

folgenreiche Wendung zu dem von der Aufklärung und den Griechenbewunderern verachteten Mittelalter, deſſen Schätzung ſpäter als der bezeichnendſte Zug der Romantik erſchien, auf den gemütsreichen Wackenroder zurück, der, weſentlich wieder an Herder anknüpfend, von künſtleriſchen Intereſſen geleitet, ſich in ein Idealbild vom Mittelalter hineinlebte und dieſes durch Tieck den übrigen Romantikern, Schlegel und Novalis vornehmlich, vermittelte.

Jene Sehnſucht iſt es endlich, die die Romantiker geiſtig ſo beweglich macht, ſie von einem Extrem ins andere fallen läßt. So kommt es, daß die Romantik ſo mannigfaltige und oft einander widerſprechende Züge trägt, und auch theoretiſch iſt das bewußte Betonen der Widerſprüche, das Pendeln zwiſchen Gegenſätzen eine Art Grundſatz der Romantik. Auch ſie will, wie ſchon der „Sturm und Drang" und wie auch der Klaſſizismus, allſeitige Menſchen, aber ſie findet die Ganzheit des Menſchen nicht in der von den Klaſſikern erſtrebten Harmonie, einem unerreichbaren Ideal, ſondern eben in der Differenziertheit. Dieſe von Walzel hervorgehobene proteusartige Beweglichkeit ſichert auch die größte geiſtige Freiheit, bewirkt das unbekümmerte Sicherheben über die Regel, die Norm, das im Leben zur Nichtachtung der Anſchauungen der „Philiſter" führt. Gegenüber ſittlicher Zucht und geſellſchaftlichem Zwang, freilich zugleich gegenüber der hausbackenen, oft nur äußerlichen Moral der Aufklärer pries man, wie Schlegel in der berüchtigten „Lucinde", die „Freiheit von Vorurteilen". Auch in dieſem Sichausleben berührte man ſich wieder mit dem „Sturm und Drang", aber wenn man zum Teil, wie jene Jenaer und Berliner Kreiſe (vgl. S. 435 f.) zeigen, in genialer Liederlichkeit lebte, ſo haben die Anſchauungen der Romantiker gegenüber etwa denjenigen Heinſes doch Maß und Grenze. Man erhebt ſich weiter auch über das eigene Ich, deſſen Unzulänglichkeit man trotz allem Subjektivismus erkennt, wie über jene idealen Süchte, von



Bürgerliche Küche. Nach einer Zeichnung von 1736 im Germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg. Vgl. Text S. 454.

denen man weiß, daß ſie nie Wirklichkeit werden. Das iſt die angeblich befreiende romantiſche Ironie, die kundtut, daß alles relativ iſt, daß die Errungenſchaften des Menſchengeiſtes von ihm ſelbſt wieder in Frage geſtellt werden können. So ſtörte man auch in einer dichteriſchen Schöpfung gelegentlich plötzlich die Illuſion. Für den pathetiſchen Schiller hatte man nur Hohn. Der frei ſchweifende, phantaſtiſche Geiſt der Romantik ergriff nun bei dem (S. 427) beobachteten befruchtenden Zuſammenhang zwiſchen Wiſſenſchaft und Dichtung allzuſehr auch die erſtere, ſtellte die Intuition über die Unterſuchung und führte zu „verwegenen Begriffsdichtungen“, wie Scherer die den kritiſchen Geiſt Kants beiſeite ſchiebenden, hier die Natur, dort alles geiſtige Leben begreifenden konſtruktiven Syſteme Schellings und Hegels nennt. Immerhin ſind dieſe als Leiſtungen deutſcher Spekulation bewundernswert. Übrigens hat Schelling jenen Begriff des Organismus erſt eigentlich ausgebaut. Wieder mit den Tendenzen des „Sturmes und Dranges“ berührte man ſich in dem von neuem aufgenommenen Kampf gegen die platte Vernunftreligion: aus anfänglich unkirchlichem Geiſt kam man zu einer religiöſen Wiedererweckung, deren edelſte Frucht Schleiermachers Gefühlsreligion war. Freilich wandte man im Zuſammenhang mit dieſer religiöſen Stimmung und der Vorliebe für das Mittelalter dem Katholizismus oft ſtarke Sympathien zu. Daß man, wiederum in Herders Geiſt, im gefühlsmäßigen Drang zum Naiven Sinn für das Volkstümliche hatte und ihn in für alle Zukunft fruchtbarer Weiſe pflegte, war der beſte Gewinn und bedeutete auch die Abkehr vom Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts.

Dieſe wichtige bewußte Wendung zum Volkstum, überhaupt zum nationalen Geiſt trat bald nach Beginn des neuen Jahrhunderts ein, vor allem ſeit der Pariſer Reiſe Friedrich Schlegels (1802/3), auf den damals der Rhein mächtigen Eindruck machte. Mit demſelben Zeitpunkt beginnt recht eigentlich die Rheinromantik, nachdem man im 17. Jahrhundert den Rhein freilich ſchon als königlichen Fluß und deutſchen Strom in Ehren gehalten, im 18. aber ihn faſt nur als Ort, wo unſere Reben wachſen, geprieſen hatte. Jetzt verband ſich in der Rheinverherrlichung mittelalterliche Burgenromantik und vaterländiſche Begeiſterung. Die Hingabe an das Mittelalter im allgemeinen, an das „Romantiſche“ (Romaniſch-chriſtlich-germaniſche) überhaupt, wurde immer mehr zur ausſchließlichen Betonung des Germaniſchen. Jetzt begann das bewußte Streben, eine germaniſche Renaiſſance herbeizuführen. Jetzt erfuhr das ſchon ältere (vgl. S. 386, 417), während der antikiſierenden Humanitätsperiode aber zurückgetretene Intereſſe an der altdeutſchen Literatur eine gewaltige Neubelebung. Hatte Myllers „Sammlung deutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhunderte“ (1782—84) nur noch die Beachtung einiger Gelehrten gefunden, ſo wurde jetzt dieſe Literatur, für die die Romantiker zunächſt nur als für etwas Fernes und Fremdes, wie ſonſt für entlegene Literaturen, ſich intereſſierten, der Minneſang, die Nibelungen und weiter die Edda, als Mittel zur Erweckung der Vaterlandsliebe, ja der Erneuerung der deutſchen Kultur angeſehen. Wie A. W. Schlegel ſchon 1797 empfahl, gab man daher die „alten Gedichte“ nicht einfach heraus, ſondern moderniſierte und adaptierte ſie einigermaßen, ſo der von Wackenroder auf die altdeutſche Literatur gelenkte Tieck 1803 die „Minnelieder aus der ſchwäbiſchen Vorzeit“, die großen Erfolg hatten, ſo 1807 v. d. Hagen das Nibelungenlied. Friedrich Schlegel begründete 1812 ſein „Deutſches Muſeum“, um „die vielfachen Schätze unſrer alten Sprache, Geſchichte und Kunſt immer mehr zutage zu fördern zu helfen“: ſie „nicht bloß für die Gelehrten und einige Liebhaber, ſondern allgemein zugänglich und verſtändlich für alle“ zu machen, „damit eine neue Belebung der geſamten deutſchen Sprache, Kunſt und Erkenntnis aus der urſprünglichen Quelle erfolge“. Mit dem nationalen Intereſſe verband ſich das äſthetiſche, und auch die zeitgenöſſiſche Dichtung wurde beeinflußt. Das geſchah aber vor allem durch die nunmehrige Schätzung volkstümlicher Poeſie, die übrigens ganz jenem romantiſchen Begriff des „Poetiſchen“ entſprach. Die Anfänge eines Intereſſes für das Volkslied liegen ja weiter zurück (vgl. S. 415): auch hier ſchieden ſich die Geiſter des „Sturmes und Dranges“ und der Aufklärung, wie denn Friedrich Nicolai jenes Intereſſe durch einen „feynen, kleynen Almanach“ uſw. parodierte. Überhaupt waren Herders wie Möſers Beſtrebungen ſpäter von der unvolkstümlichen und mittelalterfeindlichen Denkart der Aufklärung, wie ſie etwa Adelung z. B. in ſeinem Urteil über jene Sammlung Myllers erkennen ließ, wieder ſehr zurückgedrängt worden. In Herders Sammlung waren nun gerade die deutſchen Volkslieder nur wenig vertreten. Sie wieder ans Licht zu ziehen, mühte man ſich ſeitdem mehrfach. Die Erfüllung brachte jetzt die Romantik in der Sammlung von Arnim und Brentano: „Des Knaben Wunderhorn“ (1805). Es war eine recht ſonderbare Auffaſſung vom Volkslied, die ſich hier offenbarte; willkürliche Umgeſtaltung, eigene Dichtung, Unvolksmäßiges war mit echtem Volksgut unkritiſch verbunden, die romantiſchen Tendenzen (katholiſches Mittelalter uſw.) traten ſtark zutage, und die wahre Grundlage für die Kenntnis des deutſchen Volksliedes bot erſt Uhlands Sammlung: aber den gewaltigen Anſtoß zu allem Späteren gab doch eben dieſes „Wunderhorn“. Zugleich wirkte es, wie geſagt, ſtark auf die damalige Dichtung. Die ſchwäbiſche Dichterſchule (Uhland und Kerner) und weiter Eichendorff, Heine waren in ihrem volkstümlichen Sang wie in ihrer altdeutſch-romantiſchen Färbung weſentlich durch jene Sammlung beſtimmt.

Keineswegs iſt dieſer ſiegreichen, aber oft unwahren und anempfundenen, in Widerſprüchen ſich erſchöpfenden, in Übertreibungen ſich gefallenden romantiſchen Strömung die Aufklärung völlig erlegen. Nicolai zwar ſtarb (1811) verhöhnt und mißachtet, aber wie der Rationalismus ſich in geiſtlichen Kreiſen noch Jahrzehnte hindurch hielt, ſo hat vor allem das Bürgertum ſich noch lange in den Bahnen der Aufklärung bewegt, und gerade ſeine immer entſchiedener durchgeſetzte Geltung, ſein politiſcher und wirtſchaftlicher Aufſchwung um die Mitte des 19. Jahrhunderts haben auch auf moraliſchem Gebiet eine ſtärkere Wertſchätzung bürgerlicher Ehrbarkeit und eine Hebung des Familienſinnes bewirkt, d. h. wichtiger Züge der älteren Aufklärung. Romantik und Aufklärung haben ſich in gewiſſer Weiſe auch gemiſcht. An dem Geiſte, mit dem das deutſche Volk in die Freiheitskriege ging, hatten ſie beide Anteil, freilich auch andere Strömungen, die Kantiſche moraliſche Zucht, der edle Schwung der Griechenbegeiſterung und Schillerſcher Idealismus.

Die Freiheitskriege waren das große Ereignis, welches zu einer völligen Läuterung der Nation, zu einer endlichen allgemeinen Hinwendung zum nationalen Leben, zur geſunden Bewährung der politiſchen Kräfte und zu einer weniger einſeitigen Pflege geiſtiger Intereſſen zu führen ſchien. In Preußen war ſchon eine rein politiſche Bewegung entſtanden: in Bünden und Vereinen, wie dem Tugendbund, wurde über die Befreiung des Vaterlandes debattiert. Aber über die ſchwärmeriſchen und unklaren Schwätzer wurden kräftigere Geiſter ſchon unwillig: Kleiſt nahm ſie in der „Hermannsſchlacht“ ein wenig mit, in jenem gewaltigen dramatiſchen Aufruf zur Abwerfung des Fremdenjochs, zur Rache. Dann kam der Krieg, und das geſamte, ſeit Jahrhunderten in öffentlichen Dingen ſich paſſiv verhaltende Volk brach nun in lodernder, alle Schranken überſpringender Begeiſterung los. Auch der Süden, der anfänglich noch von „dem Krieg im Norden“ reden mochte, wurde ſchließlich mitgeriſſen. Das gewaltige Erlebnis der Freiheitskriege hatte nicht jenen wohl zu erwartenden Erfolg: das mündig gewordene Volk wurde für das öffentliche Leben, für das es nun, im Kriege gereift, ſeine Wünſche vorbrachte, nicht als urteilsfähig angeſehen. Die nationalen, jetzt durch eine öffentliche Meinung vertretenen Ideale galten bald vom Standpunkt gerade der kräftigeren Einzelſtaaten als gefährlich. Die politiſchen Intereſſen und Forderungen des Volkes, denen in Süddeutſchland bereits der Erlaß von Verfaſſungen entgegengekommen war, wurden zurückgedrängt. In Preußen wurde Hardenbergs Einfluß gebrochen, wenn dieſer auch im ſtillen in manchem preußiſchen Beamten nachwirkte; andere kehrten wieder den herrſchſüchtigen bevormundenden Geiſt von ehedem hervor. Das preußiſche Wehrgeſetz vom September 1814, das mit der allgemeinen Wehrpflicht, einem übrigens ſchon in ältere Zeiten zurückzuverfolgenden und praktiſch zuerſt von Graf Wilhelm zu Lippe durchgeführten Gedanken, und der Organiſation der Landwehr die volkstümliche Umgeſtaltung der preußiſchen militäriſchen Tradition dauernd feſtlegte, hatte auch noch außerhalb Preußens Eindruck gemacht. Aber nicht lange nach dieſer großen geſetzgeberiſchen Handlung ſchwand der Geiſt der großzügigen, auf das Wohl des Ganzen gerichteten Reformen. Im Süden aber wurden Verſuche gemacht, jene Verfaſſungen wieder abzuſchaffen. Ruhe und Ordnung, die man, wie natürlich, nach der durchlebten Periode der Erſchütterungen und Stürme allgemein erſehnte, meinte man im Schutze des alten abſolutiſtiſchen Regiments im Bunde mit der gläubigen Kirche am beſten geſichert und ſah durch alle freiheitlichen Regungen und die Forderung der politiſchen Betätigung des Volkes die Schrecken der Revolution aufs neue heraufbeſchworen. Eine Reaktion von oben, die namentlich Metternich, der Lenker des gänzlich in Stickluft gehaltenen Öſterreichs, förderte, drängte die freien Köpfe in eine unfruchtbare und verſteckte oder verdeckte Oppoſition, tat aber das ihre, um die Verſtimmung und Kritik immer ſtärker werden zu laſſen. Von Klarheit der neuen, gefährlich erſcheinenden politiſchen Ideale war freilich keine Rede: Aufklärung, Revolutionsſtimmung, Myſtik und Romantik wirbelten dabei durcheinander, die Freundſchaftsbegeiſterung der Kriegskameraden miſchte ſich mit den Verbrüderungsideen der Humanität, das neue Teutſchtum und der Welſchenhaß hatten noch etwas von Klopſtockſcher Art in ſich. Von einem Sinn für die Wirklichkeit war auch wenig zu ſpüren. Man war durch die Vergangenheit an hohe ideale Gedankenflüge gewöhnt, und ohne Rückſicht auf die realen Verhältniſſe von der unbeſchränkten Vernunft diktierte Forderungen grundſtürzenden Charakters zu erheben, hatte die Aufklärung gelehrt. Dazu kam das Stürmiſche, Unreife jeder neuen Bewegung, wie ſie jetzt die Wendung zum öffentlichen, zum politiſchen Leben darſtellte. Immerhin war der romantiſche Beiſatz zunächſt der bezeichnendſte: ihn zeigten vor allem die Jünglinge mit ihren altteutſchen chriſtlichen Gefühlen und ihrem altteutſchen keuſchen Äußeren.

Eben in der Jugend, obgleich ſie durch die Kriegszeit reifer geworden war, herrſchte auch die ſtärkſte Unklarheit der Begriffe. Sie, vor allem die ſtudentiſche Jugend, war nun Hauptträgerin der neuen Freiheitsideale, durch die Neigung zu großen Geſten und lärmendem Gebaren zugleich aber Gegenſtand bedrohlicher Fürſorge ſeitens der Regierungen. Sie war das freilich ſchon geraume Zeit geweſen. Neben einem ſtärkeren Auftreten landsmannſchaftlicher Verbindungen, des „Nationalismus", gegen den die Behörden ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts ſchärfer einſchritten, war für dieſe Zeit das ſtudentiſche Ordensweſen, das mit jenem ſchon älteren Zuge zu geheimen Geſellſchaften, ſpäter auch mit der Freimaurerei zuſammenhing, charakteriſtiſch geworden: die verfolgten Landsmannſchaften gingen zum Teil ebenfalls in dieſen Orden auf. Gegen das Ordensweſen kämpften die Behörden indes gerade am meiſten: es wurde ſchließlich ein Gutachten einer Reichskommiſſion eingeholt, zumal auf jenes auch die damaligen franzöſiſchen revolutionären Ideen merkbaren Einfluß gewannen. Eben dieſer Umſtand führte nun aber wieder zur Emanzipation der Landsmannſchaften von den Orden und zu einer Stärkung ihres partikulariſtiſchen kleinlichen Weſens. Da ſetzte die nationale Richtung zur Zeit des Napoleoniſchen Joches ein. Von dem ſogenannten „Deutſchen Bunde“ wurde unter Anteilnahme Jahns und Fichtes ſchon 1810 der Gedanke einer allgemeinen „Burſchenſchaft“ erwogen, 1814 kamen ſelbſt in die Landsmannſchaften deutſch-volkstümliche Regungen, es traten patriotiſche Bünde auf, wie die Jenaer Wehrſchaft, die Gießener deutſche Leſegeſellſchaft, die Tübinger Teutonia, bis dann am 12. Juni 1815 in Jena, das ſchon in der Entwickelung des bisherigen ſtudentiſchen Lebens eine führende Rolle gehabt hatte, unter Auflöſung der Landsmannſchaften die deutſche Burſchenſchaft mit den Farben der Lützower Jäger gegründet wurde. Es war eine rein patriotiſche, dabei von chriſtlichem Geiſt und ſittlichen Reformideen wie von der Sehnſucht nach der blauen Blume durchdrungene Bewegung, die zwar manche Torheiten und Fehler im Gefolge hatte, auch ernſter als einſt die Tiraden der Kraftgenies zu nehmen war, der jedoch ſtaatsumſtürzende Tendenzen durchaus nicht lagen. Radikale Elemente waren vorhanden, aber ihrer Propaganda bereitete gerade erſt die mißtrauiſche Haltung der Regierungen den Boden, bis dann nach der dieſen erwünſcht kommenden Tat Sands die Karlsbader Beſchlüſſe gefaßt wurden, die Burſchenſchaft aufgelöſt wurde und Männer wie Jahn, Arndt, Görres, deſſen „Rheiniſchen Merkur“ ſchon Napoleon als fünfte Großmacht bezeichnet hatte, gehäſſiger Verfolgung anheimfielen. Es begann die Demagogenhetze. Drängte dieſe Reaktion unabhängige Naturen völlig in zürnende Reſignation, viele Jünglinge in radikale, geheime Bünde, ſo bewirkte das Vorgehen der Regierungen poſitiv wieder ein Übergewicht der alten unpolitiſchen Paſſivität. Die Frage der politiſchen Betätigung brachte ſchon in die burſchenſchaftlich geſinnten Studenten eine Spaltung: ausdrücklich unpolitiſche Tendenz proklamierten die neuen „Korps“. Entſprechend geſtaltete ſich überhaupt die Stimmung weiter Kreiſe. Nur keine Politik: die wurde nicht einmal von den Regierungen gemacht, Deutſchland war wieder in die Hand der großen europäiſchen Kabinette gegeben, der neue „Deutſche Bund“ ein haltloſes Produkt. Zugleich ſchwand der warmherzige Ton des Verkehrs, der noch einige Zeit nach den Kriegen geherrſcht hatte, dahin.

So unbehaglich war es ſonſt gar nicht nach 1815 in Deutſchland. Es iſt die Zeit, der man den Namen der Biedermeierzeit gegeben hat: es wurde viel gearbeitet, munter geſungen und gedichtet, freilich auch geſchwärmt und geweint oder blaſiert gewitzelt. Tüchtige Leute fehlten nicht. Zwar das Leben wurde einfacher und ärmlicher als vorher. Die Kriegslaſten und Kontributionen, die Wunden, die die Kontinentalſperre ſchlug, hatten Handel und Wandel gelähmt, das Land entvölkert, viel Wohlſtand ruiniert und manchen Beſitzenden zu kleinen Entſagungen geführt, wie denn Ludwig von Vincke Huflattich ſtatt Tabak rauchte. 1816 auf 1817 hatte es auch eine große Hungersnot gegeben, und die Bettlerplage ſchwoll noch einmal gewaltig an. Aber demgegenüber fehlte es nicht an Gegenbildern. Die Seehandelsſtädte hatten von der Kontinentalſperre auf ihre Art Gewinn gezogen. Es gab ferner Leute, die als Kriegslieferanten oder als Finanziers reich geworden waren. Die Kriegsentſchädigungen nach dem Frieden brachten viel Geld ins Land, nach Preußen 100 Millionen

Frank. Sehr lohnend war jetzt die Landwirtſchaft, die aus der immer ſtärkeren Ausfuhr (vgl. S. 450) Gewinn zog. Es kam ſogar zu einer Spekulation in Gütern, deren Preiſe raſch ſtiegen, worauf dann allerdings in den zwanziger Jahren nicht ohne Nachwirkung der Änderung der gutsherrlichen Verhältniſſe (vgl. S. 449, 459) und unter dem Einfluß der vermehrten Koſtſpieligkeit des Betriebes wie des Sinkens der Getreidepreiſe eine landwirtſchaftliche Kriſis folgte. Um dieſe Zeit ebbte überhaupt alles wieder ab. England überſchüttete ſchon lange Deutſchland mit ſeinen Waren, Frankreich erholte ſich raſch und konkurrierte ebenfalls. Die landwirtſchaftliche Ausfuhr ging wieder zurück, das Geld wurde knapper, der Verdienſt ſank überall. So kam man auch wirtſchaftlich zu einer reſignierten, unfriſchen Stimmung. Beſchränktheit der Verhältniſſe, die an der Kraft des Einzelnen zehrte, war die Signatur der Zeit. Noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts herrſchte durchaus das Stilleben der letztvergangenen Jahrhunderte. Noch gab es keine Induſtrieviertel in den Städten, keinen lebhaften Geſchäftsverkehr, keinen Straßenlärm. Nur aus den Häuſern und Höfen von Handwerkern, wie der Schmiede oder der Böttcher, ſchallte zuweilen lautes Hämmern und Klopfen. In kleinen Städten lagen Markt und Straßen auch am Tage verſchlafen da. Die Stadt als Ganzes war wenig gegen das Mittelalter verändert: der einſtige Drang zu monumentalen Bauten, zu großen Kirchen und prächtigen Rathäuſern war den Bürgern längſt vergangen. Häufig verfiel und verkam altes ſchönes Gut, noch immer hatte man an mittelalterlichen Reſten meiſt keine Freude (vgl. S. 453f.). Die älteren Häuſer waren anderſeits zum Teil durch neue, regelmäßige Bauten in franzöſiſcher Art erſetzt (vgl. S. 24). In der öffentlichen Hygiene hatte man noch immer wenig Fortſchritte gemacht. In die Rinnſteine der ſchlecht gepflaſterten und noch ſchlechter beleuchteten Straßen wurde ſelbſt in Berlin noch ſchlimmer Unrat ausgeleert. In einigen Städten hatte regeres Leben zur Erweiterung unter Niederlegung der Mauern geführt (vgl. S. 24). Meiſt war aber der Umfang der Stadt noch auf den alten, von Mauern umgürteten Raum beſchränkt, und der Turmwächter (Stadtkure) konnte ſie bequem in ſeiner Obhut halten. An den Toren achteten die Wächter auf Zollpflichtiges und ſonſt Verdächtiges und unterſuchten mißtrauiſch die Päſſe der Fremden, deren Ankunft im übrigen regelmäßig ein Ereignis war. Nachts wurden die Tore geſchloſſen, und in den Straßen waltete der Nachtwächter. Vor den Toren hatte man wie früher ſeinen Garten, in dem man Erholung ſuchte (vgl. S. 24).

Die erwähnte dürftige Einfachheit gerade der Biedermeierjahre zeigt auch die Wohnung. Wie es damals im Hauſe ausſah, kann noch heute ein Blick in das Weimarer Goethehaus lehren: als Beſitz eines gutſituierten berühmten Mannes weiſt es wohl in ſeiner Einrichtung viel Schönes und von künſtleriſchem Geſchmack Zeugendes auf, aber Goethes Arbeits- und Schlafzimmer würden heute kaum dem kleinen Manne genügen. Auch ſonſt zeigten die Möbel damals meiſt große Einfachheit, auf Schmuck und Zierat, von kleinen Kranzgewinden und dergleichen abgeſehen, wurde verzichtet, die zugeſpitzten Tiſch- und Stuhlbeine erſcheinen ärmlich. Die geradlinigen, ſteifen, immerhin klaren Formen des Empire, aus der antikiſierenden Richtung des ausgehenden 18. Jahrhunderts geboren und von dem antik-republikaniſchen Geiſt der Revolution ausgebildet, kamen ſolcher Einfachheit entgegen. Sie blieben auch in der Mittelſchicht bewahrt, als die feine Welt ſich nach 1815 dem neuen franzöſiſchen Geſchmack zuwandte, der nun das Rokoko mit ſeiner zur Zeitſtimmung paſſenden Gedämpftheit und Schnörkelhaftigkeit (aber ohne ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften) zurückbrachte. Im ganzen iſt die Biedermeierkunſt nicht ohne volkstümliche Tendenzen. Die notgedrungene Einfachheit des Lebenszuſchnittes hatte ein ſtärkeres Hervortreten der ſchlichten bürgerlichen kunſtgewerblichen Aufgaben gegenüber der monumentalen Kunſt zur Folge, eine gleichmäßige, beſcheidene künſtleriſche Betätigung der Handwerker, bei denen ältere gute Traditionen zudem von der Kleinkunſt des Rokokos her durchaus nicht ausgeſtorben waren. Die Handwerker haben damals ſogar ſehr feine Dinge geſchaffen. Es ergab ſich ein deutſchbürgerlicher, weſentlich von Kunſthandwerkern getragener Stil, eben der Biedermeierſtil. Alles war auf jene einfachen, billigen Formen eingearbeitet, und daher hatte man gerade Stil. Gute, alte, freilich internationale Traditionen der Technik wie des Geſchmackes herrſchten auch noch in der Malerei, die fremde Einflüſſe zwar auch jetzt zeigte, ſie aber gut zu verarbeiten wußte. Der beſſere Bürgerſtand wie der Adel gaben noch in großem Umfange Porträtaufträge, und ſo blieb eine dauernde Schulung der Maler und ein Konnex mit dem Leben beſtehen. Die Porträts ſelbſt aber atmen die traulich familienhafte Stimmung, den würdigen Ernſt der Biedermeierzeit wie oft auch das Zarte, Innige und Gefühlsmäßige romantiſchen Weſens. Echte Zeitſtimmung verraten auch die Interieurs. Von den romantiſch beeinflußten, oft wundervollen Landſchaften wird noch (S. 470) die Rede ſein. Die Schönheit der Kunſt der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts iſt uns erſt wieder durch die deutſche Jahrhundertausſtellung klar geworden.

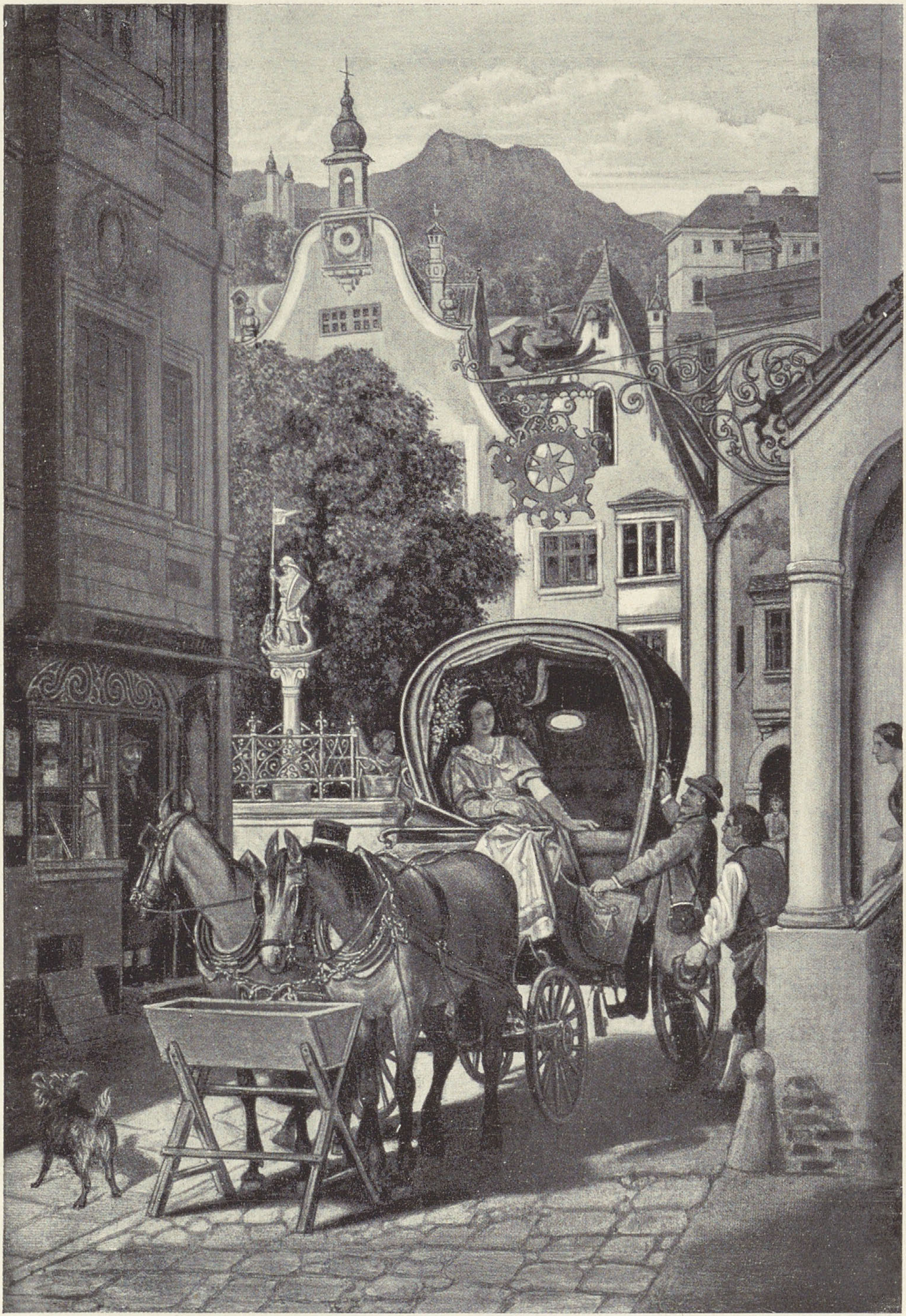
Die Zeit charakteriſiert nun freilich ein Anwachſen jener ſchon (S. 434, 457) berührten Philiſterhaftigkeit, die nur für das kleine eigene Wohl beſorgt war: ſolches Stilleben wurde von der herrſchenden Reaktion auch am liebſten geſehen. Man ſpann ſich — eine romantiſierende, in die Ferne ſchweifende großzügige Richtung ging indeſſen, von den nationalen Ideen ganz abgeſehen, immer daneben her — wieder völlig in ſeine beſchränkte Umwelt ein. Die kleine Reſidenz oder Univerſität und die deutſche Kleinſtadt überhaupt mit ihrer verſchlafenen Atmoſphäre, aber auch mit ihrer Behaglichkeit, anderſeits wieder mit ihrem niedrigen Klatſch bedeutete noch immer vielen die Welt. Die Originale waren aber auch nicht ausgeſtorben, ebenſo nicht die Eigenbrötler. Dazu kam der Individualismus der einzelnen Gruppen und Kreiſe, der einzelnen Orte, der Stämme. Wie die bisherige deutſche Geſchichte, die äußere wie die innere, viel mehr von den Stammeseigentümlichkeiten beeinflußt iſt, als man meint, ſo war auch jetzt noch trotz der nationalen Bewegung die Stammesart das Charakteriſtiſche und wurde liebevoll gehegt. Die beſte Seite war die freilich nicht durchweg herrſchende Familienhaftigkeit, die beſondere Pflege jenes echtdeutſchen gemütlichen Zuges, die ja freilich auch wieder zum Teil eine beſchränkte Lebensauffaſſung und Lebensführung bedingte. Aber aus dieſem Geiſte ſog doch der Einzelne die rechte Kraft; in ihm wurzelte die Arbeitſamkeit, die dieſe Generation auszeichnet. Der Familiengeiſt, durch die Reformer des 18. Jahrhunderts geſtärkt (vgl. S. 384), in unſerer literariſchen Blütezeit wieder mannigfach beeinträchtigt (vgl. S. 436), war kräftig genug, um ſich auch durch die ähnlichen Tendenzen der Romantik und ſpäter der revolutionierenden politiſchen Köpfe nicht zurückdrängen zu laſſen. In der Geſelligkeit hielten ſich freilich vielfach die für die Zeit um 1800 (S. 453) hervorgehobenen unſoliden Züge. Wir können die behagliche Sphäre der deutſchen Familie, wie für das 18. Jahrhundert durch die Stiche Chodowieckis, ſo für das 19. Jahrhundert noch durch die gemütvoll ſchildernden Zeichnungen Ludwig Richters uns wieder vor Augen führen. Jenen Geiſt verrät auch die Beliebtheit der Ifflandſchen moraliſierenden Stücke. Sonſt war der literariſche Geſchmack der breiten Schichten höchſt mittelmäßig. Kotzebue und Lafontaine wurden durch Raupach und Clauren bei dem entzückten Publikum abgelöſt.

Dem Philiſtertum war nun zwar die Romantik todfeind, aber echte Menſchen konnte doch keine Richtung weniger erziehen als ſie. Gewiß hatte die Kriegszeit kernhaftere Züge in ſie hineingebracht: hell klangen die patriotiſchen Dichtungen Körners und des tüchtigen Arndt. Die Schwäbiſche Dichterſchule bedeutete einen Ruck zum Geſunden, Uhland „gewann“ der Romantik auch „die Formſtrenge zurück“ (Scherer). Dem großen Einfluß der Romantik hat ſich ſelbſt Goethe zeitweiſe nicht entziehen können: der zweite Teil des „Fauſt“ wie der „Weſtöſtliche Diwan“ ſind dafür Zeugen. Aus der Romantik gewann auch die Wiſſenſchaft immer neue, fruchtbare Anregungen. Die Univerſität Berlin wurde der Mittelpunkt dieſer romantiſch gerichteten Wiſſenſchaft: es erblühte vor allem die Germaniſtik, die deutſche Altertumswiſſenſchaft, die Jakob Grimm zu ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit führte, während die romantiſchen Bemühungen vorher (vgl. S. 464) aus der Wiedererweckung der altdeutſchen Kunſt und Literatur vor allem Gewinn für das nationale Leben ziehen wollten; aus Schlegels indiſchen Studien, aus dem tiefen Eindruck dieſer neuentdeckten Welt erwuchs das Intereſſe für das Sanskrit, und Bopp begründete die vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Wie ſich ferner von der Begeiſterung der Romantiker für das Mittelalter und die alte Kaiſerherrlichkeit, die ſich z. B. in den nunmehrigen Stauferdramen ſpiegelte, wohl verbindende Fäden zur ſpäteren Reichsbegeiſterung ziehen laſſen, ſo hat auch die Geſchichtswiſſenſchaft der Romantik viel zu verdanken. Ihr entſtammt das Sichhineinverſetzen in die Seele der Vergangenheit, die objektive Behandlung derſelben. Höchſt fruchtbar erwies ſich die nunmehrige geſchichtliche Auffaſſung der Dinge anſtatt der rationaliſtiſchen: überall wurde das Werden verfolgt, im Recht wie in der Sprache wie in der Religion. Der Kunſt iſt die Romantik weniger zugute gekommen. Zwar die Muſik zog aus dem ſtarken Gefühlsleben Nahrung — das zeigen die Schöpfungen Karl Maria von Webers, die zugleich Zeugniſſe der romantiſchen Richtung auf das Myſtiſche, Zauberhafte wie auf das Volkstümliche ſind. Anders ſteht es aber mit dem Einfluß der Romantik auf die bildende Kunſt, ſo tiefe Einblicke man durch ſie in das Weſen der Kunſt gewann (vgl. S. 461). Die Richtung auf die deutſche Vorzeit, auf die altdeutſche chriſtliche Kunſt und die Erfüllung mit deutſchem, freilich idealiſiert-deutſchem Gehalt war in nationalem Sinne ein Gewinn. Das Ziel, zu einer wirklich deutſchen Kunſt zu kommen, ſich nicht nur von dem ſeit langem herrſchenden franzöſiſch-italieniſchen Einfluß, ſondern von dem noch immer nachwirkenden Renaiſſancegeiſt, von der neuen klaſſiziſtiſchen Mode zu befreien, war groß. Aber man verlor je länger je mehr den immerhin durch jene Einflüſſe geſchulten Formenſinn und zerſtörte die gute techniſche Tradition des Kunſtſchaffens, das infolge der Bedürfniſſe der Vornehmen wie des Bürgertums noch im Leben wurzelte. Jene allzu ſtarke Gefühlspflege, die Unkörperlichkeit wie die phantaſtiſche Sehnſucht nach dem Unbeſtimmten konnten der Formgebung vorwiegend nur ſchaden. Und wenn auch durch die Romantik die Überwindung einer rein höfiſchen und der Zug zu einer volkstümlichen Kunſt tatſächlich erheblich gefördert worden ſind, wenn ferner das feine landſchaftliche Empfinden der Romantik zu dem bedeutenden Aufſchwung der Landſchaftsmalerei unzweifelhaft beigetragen hat und die nie ganz erſtorbene bürgerlich-deutſche Kunſt, wie wir eben ſahen, in der Biedermeierzeit eine gewiſſe Blüte erlebte, ſo hat doch die romantiſche Richtung als ſolche eher auflöſend und zerſtörend gewirkt. Denn ihre deutſch-chriſtlichen Tendenzen waren ſelbſt ein Produkt der Bildung und nicht des Lebens, und an die Stelle der älteren Tradition wußte ſie nichts Feſtes, Erreichbares zu ſetzen.

Es beſtätigte ſich überhaupt zum Teil Goethes Wort, daß im Gegenſatz zum Klaſſiſch-Geſunden „das Romantiſche das Kranke“ ſei. Die Ungeſundheit zeigte ſich in der auch von der neuen hiſtoriſchen Rechtsſchule unterſtützten, die Reaktion fördernden Staatslehre der Romantik. Sie zeigte ſich auch im religiöſen Leben, deſſen neue Erweckung (vgl. S. 464) ſpäter nicht zu einem Weiterwandeln auf den Wegen Schleiermachers, ſondern zu muckeriſchen und orthodoxen Velleitäten und zu katholiſierenden Tendenzen führte. Sie zeigte ſich vor allem in der Unfähigkeit, das Leben mit den geprieſenen Anſchauungen in Einklang zu bringen. Daher der häufige Mangel an Willenskraft und Energie, daher die praktiſche Unbeholfenheit bei aller Bildung, Humanität und Toleranz, daher überall Reſignation, daher aber zugleich Charakterloſigkeit und leichtes Beugen unter die Macht der Verhältniſſe. Das laſſen nicht nur die Staatsmänner und Beamten erkennen, die in Preußen übrigens zum Teil ihre Tüchtigkeit aufs neue glänzend bewährten, ſondern ebenſo die Gelehrten, die noch ſyſtematiſch bewieſen, daß das Mangelhafte ſo ſein müſſe, Philoſophen wie Hegel, Juriſten wie Savigny, auch die Hiſtoriker. Daher ſchließlich wieder trotz jener Deutſchtümelei das Vergeſſen eigener Art und die Bewunderung alles Fremden. Sehr bald verbreitete ſich unter dieſen Umſtänden, namentlich in Berlin, eine Dekadenzſtimmung, „eine Flucht vor allem Heiligen, Großherzigen und Schönen", wie Menzel ſagte, verbunden mit Frivolität, Effekthaſcherei, Geiſtreichigkeit und Blaſiertheit. In moraliſcher Beziehung ſtand die Zeit noch immer wenig hoch, und das gilt von der ganzen vormärzlichen Periode. Nicht völlig unzutreffend iſt ein Urteil Theodor Fontanes über die „gute alte Zeit": „Die Scheidung in echt und unecht, in reell und unreell, in anſtändig und unanſtändig hatte damals noch nicht ſtattgefunden; alles, mit verſchwindenden Ausnahmen, war angeſteckt und angekränkelt." Aber auch die Kritik hatte wenig Geſundes, nichts Reinigendes und hatte überdies einen ganz unfreien Charakter. Das Fehlen einer freien Preſſe brachte das Verſteckte, Gequälte, die Anſpielung hoch.

Dazu kam nun weiter das durch die Zurückdrängung der politiſchen Ideen wiederhergeſtellte Übergewicht der äſthetiſchen und literariſchen Intereſſen, die ja freilich auch während der Napoleoniſchen Zeit und während der Befreiungskriege nicht abgenommen hatten, wie ſich denn auch die patriotiſche Begeiſterung wieder in einer überaus reichen dichteriſchen Produktion äußerte. Für die abermalige literariſche Einſeitigkeit war überdies wie früher die geringe Entwickelung der materiellen Kultur, die Dürftigkeit der Zeit, die von ſelbſt auf geiſtige Freuden hindrängte, die eben auch aus dem Mangel erklärliche Unempfänglichkeit für den Reichtum des äußeren Lebens in erſter Linie von Bedeutung. Man wurde jetzt aber unkörperlicher als früher: die Idee ſaß nach Heine auf dem Throne, und Schattenküſſe und Düfte der blauen Blume waren Gegenſtand des Sehnens. Mächtig blühten die literariſchen Zeitſchriften wie die ſchöngeiſtigen „Almanache" uſw. Überhaupt dichtete und ſchrieb alle Welt, bei der ſtark verbreiteten literariſchen Kultur auch gar nicht übel und unter gewandter Handhabung aller möglichen Formen. Es gab ferner eine ganze Reihe wirklich beachtenswerter Dichter und Literaten, aber doch wurde nach Goethes 1831 geſprochenem richtigen Wort „in höherem Sinne wenig geleiſtet". Oberflächlichkeit und Seichtigkeit waren oft das Charakteriſtiſche. Es rächte ſich eben, daß dieſe ganze Literaturpflege nicht mit dem Leben verbunden war. Heine ſuchte in den deutſchen Blättern vergeblich „die Momente eines Volkslebens" und fand „nichts als litterariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche". Die Theaterleidenſchaft wuchs ungeheuer, von der Opernſängerin Sontag wurde in Berlin bis zum Überdruß geträtſcht, theatraliſche Aufführungen wurden noch mehr als im 18. Jahrhundert (vgl. S. 453) geſellſchaftliche Lieblingsunterhaltung. Ebenſo wurde überall vorgeleſen und deklamiert, in der Geſellſchaft wie zu Hauſe, auch in niederen Kreiſen, und für ſich verſchlang man noch viel mehr, bis herab zu den romantiſchen Ritter- und Räubergeſchichten. Die geſellige Unterhaltung kam zum Teil, wie ſchon in den geiſtig hochſtehenden Kreiſen des 18. Jahrhunderts, auf ein ſehr hohes Niveau. Es gab in Berlin ſo etwas wie Salons, in denen geiſtreiches Weſen eine freilich vielfach künſtliche Pflege fand. Dieſer ſchöngeiſtige Charakter der Zeit rief gerade auch in Berlin eine eigene breitere geſellſchaftliche Unterhaltungsform hervor, die „äſthetiſchen Tees". Bei alledem ſpielte das Gefühl eine weſentliche Rolle: es wurde jetzt überhaupt mehr als je gepflegt. Auch die Träne hatte ihre Herrſchaft noch nicht verloren. Das „Entſagen und Flennen" war noch immer in Übung, wenn auch Heine bereits darüber ſpottete.

Aber mählich wandelte ſich doch die Stimmung. Eben Heine, ganz Romantiker, wird zum Gegner der Schule, er, der „letzte und abgedankte Fabelkönig". Mit jenem charakteriſtiſchen Zuge der Romantik, der Ironie, wendet er ſich gegen ſie ſelbſt; die ſeelenvolle Stimmung zerſtört er plötzlich durch einen ſchneidenden Mißton, durch ein grinſendes Hineinſehen häßlicher Wirklichkeit. Die Welt tritt in ihre Rechte, aber zunächſt ſieht er nur Unerfreuliches, das Spott, Hohn, witzige Kritik herausfordert. Die innere, ganz ſubjektive Stimmung aber ſteht unter dem Zeichen völliger Unbefriedigtheit und Zerriſſenheit: der Byronſche Weltſchmerz geht auf Heine über. Um dieſelbe Zeit nimmt aber die Kritik auch ſchon realiſtiſche Formen an. Börne beginnt mit ätzender Feder zu ſchreiben; lebendig und klar, läßt er nur noch politiſches Denken und Tun gelten. An Heine und Börne knüpfte dann ſpäter das „Junge Deutſchland" (vgl. S. 474) an, das dem Rückſchlage eines kräftiger gewordenen politiſchen Lebens, überhaupt eines realeren Sinnes gegen Reaktion und Romantik zu literariſchem ſymptomatiſchen Ausdruck verhalf. Dieſe Schriftſteller waren, ſogar wo ſie dichteten, immer politiſch gerichtet. Sie wandten ſich aber eben auch gegen die poetiſche, jedoch unnatürliche und unkörperliche bisherige Atmoſphäre, ſchlugen freilich im Preiſe natürlicher Sinnlichkeit, wie das meiſt geſchieht, auch gleich über die Stränge. Aber dieſe Richtung war nur die Begleiterſcheinung eines allgemeinen Umſchwunges, der viel tiefer gehen ſollte als irgendeiner vorher. Nicht nur die Romantik ſchwand dahin, ſondern die ganzen Bildungsverhältniſſe der alten Zeit. 1841 ſah Friederike Krickeberg in einem Briefe an Tieck bereits auf „jene ſchöne Zeit" zurück: „Welch ein geiſtreiches Treiben war damals unter der jungen Welt." Es ſchwand aber überhaupt das alte Leben, die patriarchaliſche Geſchloſſenheit des Daſeins; es ſchwanden die feinen Züge rückſichtsvoller Höflichkeit, die freilich oft mehr äußerlich als innerlich war, es ſchwand die Zierlichkeit der Formen, es ſchwand die dem Inneren wohltuende Gemütlichkeit und Behaglichkeit des Lebens, wie ſie etwa ein Bild wie die Schwindſche „Hochzeitsreiſe" (ſiehe die beigeheftete Tafel) uns als etwas längſt Verlorenes vor die Seele führt. Es ging überhaupt das in edelſter Weiſe mit dem Namen Goethes bezeichnete Zeitalter der idealen Kultur, der Poeſie und der Philoſophie, dahin, und ein neues, reales, freilich (vgl. S. 473) gerade von Goethe erſehntes Zeitalter, in dem Wirtſchaft und Politik die beſtimmenden Mächte waren, brach an. Die Führer zur neuen Zeit ſind zunächſt noch innerlich mit der älteren Periode verbunden und ſchöpfen aus dieſer geiſtige Kraft und innere Kultur: aber mit der fortſchreitenden Entwickelung ſteigt die Wertſchätzung der äußerlichen Faktoren, gegen die erſt neuerdings die notwendige Reaktion langſam einzuſetzen beginnt.



Die Hochzeitsreise.

Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind, in der Schackschen Gemäldegalerie zu München, wiedergegeben in der „Schwind-Mappe“ des „Kunstwarts“ (München, Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag).

Stadt-
bücherei
Elbing

VII. Der Beginn eines völlig neuen, auf naturwiſſenſchaftlich-techniſche Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.

Eine Reaktion gegen die bisherige „Ideologie“ war vonnöten. Goethe mit ſeinem weitſchauenden Blick hat bereits auf dieſe Notwendigkeit hingewieſen. Er bezeichnete Eckermann gegenüber ſeine Zeit als „eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Inneren heraus auf die Welt. ... Könnte man nur den Deutſchen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philoſophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung [aus den damaligen Verhältniſſen] zuteil werden.“ Die Deutſchen haben dieſen Schritt zur Welt getan: zum Staunen des Auslandes, das ſich gewöhnt hatte, die einſtigen „Barbaren“ als Träger einer hohen geiſtigen Kultur, politiſch und wirtſchaftlich aber als quantité négligeable anzuſehen, zeigten ſie ihre Kraft nun auch auf praktiſchem Gebiet und vollendeten den kulturell längſt begonnenen nationalen Aufſtieg durch die Erringung der politiſchen Einheit und einer gewaltigen militäriſchen Machtſtellung wie durch außerordentliche wirtſchaftliche Leiſtungen. Bereits 1844 ſah ein Franzoſe, Burat, die Wendung: „Es iſt nicht mehr das träumeriſche, tiefſinnige Deutſchland. ... Es iſt ans Werk gegangen.“ Im Zuſammenhang mit einer allgemeinen wirtſchaftlichen Umwälzung änderte ſich das deutſche Leben von Grund aus: an Stelle der Innerlichkeit trat eine neue blendende Epoche der Äußerlichkeit, des äußeren Fortſchrittes, die zunächſt freilich, wie eben (S. 472) angedeutet, noch mit ideellen Momenten durchſetzt war.

Der Umſchwung begann mit dem mächtigen Hervortreten der unterdrückten politiſchen Ideale, wozu weſentlich das Vorbild des wieder maßgebenden Auslandes, Frankreichs und Englands, beitrug. Die Julirevolution war der entſcheidende äußere Anſtoß. Hegel ſah ſchon im Dezember mit Scharfblick die über das Politiſche hinausgehenden Konſequenzen: „Gegenwärtig hat das ungeheure politiſche Intereſſe alle anderen verſchlungen — eine Kriſe, in der alles, was ſonſt gegolten, problematiſch gemacht zu werden ſcheint.“ Der Liberalismus mit dem von Spanien geholten Namen war in Süddeutſchland ſchon bald nach den Freiheitskriegen als Partei in die Erſcheinung getreten, und gerade der Süden hatte wieder eine Zeitlang die führende Rolle im deutſchen Leben übernommen. Hier war man, wie (S. 466) erwähnt, bald zu Verfaſſungen gekommen, ganz entſprechend dem franzöſierten Charakter dieſer Staaten als einſtiger Rheinbundſtaaten: nur in Württemberg war altes Volksrecht bei den Kämpfen die Parole, und hier ſtand auch ein Romantiker wie Uhland im Kampf um die Freiheit. In den neuen Kammern trat dann jener Liberalismus auf, der, im letzten Grunde ein Kind der Aufklärung und des aufſtrebenden bürgerlichen Geiſtes, lehrhaft wie jene, oft philiſterhaft wie dieſer war, mit ſeinem ausgeſprochenen Partikularismus gegenüber dem „rückſtändigen“ Norden auch wieder im Volke wurzelte und zunächſt nicht eigentlich national, wie damals die Romantik, fühlte, vielmehr den Kern ſeiner mit ſtarkem Aufwand von Phraſen und in ſchwärmeriſcher Art vorgetragenen Anſchauungen eben Frankreich entlehnte. Es war der weſentlich romaniſche rationaliſtiſche Geiſt, die auf ihr Recht auch im Staat pochende Vernunft, aber mit Gefühl vertreten. Dieſe Gefühlspolitik blieb noch lange charakteriſtiſch. Immerhin fehlte dieſen warmherzigen und formloſen Süddeutſchen die blaſierte Geiſtreichigkeit vieler damaligen Norddeutſchen, bei denen liberale Ideen anfangs in geringerem Maße eine Stätte fanden. Daher hielt man den ſüddeutſchen Liberalismus für weniger künſtlich, als er war, während doch gerade Preußen mit ſeinen Reformen nach 1806 viel früher einen, freilich nicht weiter verfolgten Weg zu einer organiſchen modernen Entwickelung betreten hatte. Nach 1830 wurden nun dieſe ſüddeutſchen Kammerführer, wie Rotteck in Baden, überall gefeiert. Heftige Kämpfe entbrannten in den Kammern. Auch in Hannover, Kurheſſen, Sachſen gab es jetzt eine Verfaſſung. Nun wirkte auch jenes ganz franzöſiſch denkende, im Grunde kosmopolitiſche „Junge Deutſchland“ mit ſeinem Witz, ſeiner ſcharfen Kritik, und die Gärung verbreitete ſich auch im Norden mehr und mehr. Die Kammerdebatten in Frankreich ſchienen jetzt intereſſanter als Theater und Romane, die Zeitungen wuchſen über das kleine Quartformat hinaus, erſchienen häufiger und füllten ſich mit Politik, ſoweit es die drückende Zenſur zuließ. Wie radikal im Süden aber auch ſchon die Maſſe geworden war, zeigten die drohenden und wilden Reden beim Hambacher Feſt von 1832. Die durch ſolche Ausbrüche noch geförderten Reaktionsbeſtrebungen Öſterreichs und Preußens — der Deutſche Bund, in dem die Vorwärtsdrängenden alles Rückſtändige verkörpert ſahen, war nur ihr Organ —, die eben erwähnte, noch verſchärfte Zenſur und ſonſtige Polizeimaßregeln brachten zwar eine allgemeine Stagnation zuwege, dem „Jungen Deutſchland“ trat man mit Bundesverboten entgegen, die ſüddeutſchen Parteiführer wurden beſeitigt, aber vernichtet konnte die neue Bewegung nicht mehr werden.

Auch die ſeit den Freiheitskriegen mehr geträumten *nationalen Einheitsbeſtrebungen* ſpielten nun eine größere Rolle, jetzt mehr und mehr in Verbindung mit den liberalen und demokratiſchen Ideen, und gewannen zugleich an Klarheit, obwohl wieder das Gefühl noch ſtark mitwirkte. In Baden hatte ſchon Welcker den Antrag geſtellt, daß man ſich für eine deutſche Nationalvertretung verwenden ſolle; beim Hambacher Feſt redete Wirth auf die vereinigten Freiſtaaten Deutſchlands, Paul Pfizer wies anderſeits bereits weitblickend auf die preußiſche Hegemonie als auf die einzige Löſung der „deutſchen Frage“ hin, ſuchte aber zunächſt das Nationalbewußtſein überhaupt zu ſchärfen; die Rheingelüſte Frankreichs zeitigten 1840 einen nationalen Sturm. Große Verſammlungen brachten jetzt die Gelehrten aus allen deutſchen Gauen, die Naturforſcher ſchon ſeit 1822, einander näher. Mächtiger wirkte auf die Beſeitigung trennender Schranken noch der einſetzende wirtſchaftliche Aufſchwung und die Hebung des Verkehrs; am meiſten hatte das geſchmähte Preußen durch die mit maßvoller Klugheit bewerkſtelligte Gründung des Zollvereins getan. Dazu kam endlich eine tiefe nationale Erregung durch die ſchleswig-holſteiniſche Frage. Die freiheitlichen Ideen aber drangen in derſelben Zeit aus den geiſtigen Kreiſen einerſeits immer mehr in die eigentlich bürgerlichen, je mehr infolge jenes noch zu erörternden wirtſchaftlichen Aufſchwunges deren Wohlſtand und ſoziale Bedeutung und damit ihr Selbſtbewußtſein ſtieg, anderſeits gewannen ſie mehr Reſonanz durch die jetzt entſtandene Maſſe der Arbeiter. Es mußte um ſo ſicherer zu einer gewaltſamen Entladung kommen, je ſtarrer die Regierungen in der Knebelung der Bewegung das Heil ſuchten. So brach, wieder durch den Anſtoß von Frankreich her, die Revolution von 1848 herein. Mit ihr wurde die alte Zeit endgültig begraben. Auf den begeiſterten brüderlichen Rauſch, auf die ideale, trotz „narrenhafter“ Züge tiefernſte und beglückende Schwärmerei dieſes „Völkerfrühlings“ folgte zwar alsbald der Gegenſchlag der alten Gewalten: das freie und einige Deutſchland blieb wieder ein Traum, aber der Sieg des realen politiſchen Lebens über die einſeitig literariſch-äſthetiſchen Neigungen und Betätigungen ſowie die Wandlung des abſoluten Staates in den Verfaſſungsſtaat waren dennoch entſchieden.

Indeſſen mit der politiſchen Bewegung iſt der Umſchwung bei weitem nicht erſchöpft. Auch auf anderen Gebieten war man dem romantiſchen Geiſt und der Gefühlsherrſchaft zu Leibe gegangen, ſo auf religiöſem. Das religiöſe Leben, durch die Romantiker, wie wir ſahen, neu erweckt und in ſeiner Bedeutung für das Innere des Menſchen wieder ſtark betont, hatte durch die ernſte Zeit der ſchweren Not und der Freiheitskriege eine neue Kräftigung hinſichtlich des Glaubensbedürfniſſes wie der die Gefühlsſeite ergänzenden ſittlichen Grundierung erfahren, aber wir beobachteten bereits (S. 471) die ſchädliche Richtung, die die religiöſe Entwickelung genommen hatte, ſo daß ſpäter Schleiermacher ſelbſt, der Mann der Verſöhnung von Dogma und freier Forſchung, dagegen auftrat. Eine immer unduldſamere proteſtantiſche Orthodoxie übte ihre Herrſchaft im Bunde mit der ſie begünſtigenden politiſchen Reaktion, ebenſo wie gegenüber aufkläreriſchen und toleranten Strömungen die gläubige Richtung im Katholizismus neu erſtarkt war, deſſen äußeres Anſehen als legitimſte Kirche überhaupt durch die Reaktion mächtig wuchs. Da erhob ſich der kritiſche Verſtand aufs neue. Von der Hegelſchen Schule her kamen die Köpfe, die wieder an die im 18. Jahrhundert begonnene kritiſche Unterſuchung der Heiligen Schrift herangingen, vor allem Strauß, der zuerſt ſelbſt ganz in Myſtik und Romantik befangen geweſen war. Sein „Leben Jeſu“ (1835) prüfte von der Hegelſchen Auffaſſung des Mythus her die bibliſche Überlieferung und wollte in den Hauptteilen der Schrift Produkte eines mythenbildenden Geſamtgeiſtes erweiſen, während man bisher trotz aller Umdeutung immer noch an der geſchichtlichen Wahrheit der Wunder feſtgehalten hatte. Das Buch erregte nicht nur die Theologen, deren ganze Schriftſtellerei ſich faſt nur noch darum drehte, ſondern auch das große Publikum. Wenngleich die Hauptſtimme die des Entſetzens war, ſo war doch in all den rationaliſtiſchen, romantiſchen und orthodoxen Nebel ein ſcharfer Luftzug gekommen, zumal Straußens Angriff ſpäter in bezug auf die Quellenkritik durch Baur und die Tübinger Schule wirkungsvoll ergänzt wurde. Es kam zur Bildung einer radikalen Hegelſchen Linken, deren Organ die „Halliſchen Jahrbücher“ waren. In ſchärfſter Weiſe ging das „Junge Deutſchland“ mit allen Waffen des Witzes und der Leidenſchaft gegen die Religion vor. Über den im Grunde gar nicht radikalen Strauß ſchritt dann Bruno Bauer weit hinaus, ebenſo die anthropologiſche Religionsphiloſophie Feuerbachs, deſſen „Weſen des Chriſtentums“ 1841 erſchien.

Der Geiſt des Realismus, der bei Feuerbach bereits zum Materialismus wurde, der Wirklichkeitsſinn, war ſchon ſeit langem am meiſten auf einem Gebiete mächtig geweſen, das ihn auch am nötigſten brauchte, auf dem der Naturwiſſenſchaften. Unter dem metaphyſiſch-ſpekulativ-phantaſtiſch-äſthetiſchen Geiſte hatten ſie am meiſten gelitten: eine Emanzipation von der Naturphiloſophie wurde zum Bedürfnis. Während um 1800 in Deutſchland auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete — außer in der Erdkunde vor allem durch Alexander von Humboldt — kaum noch Fortſchritte gemacht wurden, begann ſeit den zwanziger Jahren ein außerordentlicher Aufſchwung der Mathematik, auf deren Gebiet erſt jetzt die Größe eines Gauß verſtanden wurde, wie der Phyſik, der Chemie, der Biologie uſw. gerade in Deutſchland. Fraunhofer, Robert Mayer, Liebig und andere trugen zu ihm bei, aber auch alle Fortſchritte des Auslandes wurden verſtändnisvoll begrüßt und benutzt. Im ganzen war es eine internationale Bewegung, die ſchon zu Ausgang des 18. Jahrhunderts — es ſei an Lavoiſier, den Vater der neueren Chemie, Prieſtley, Cavendiſh uſw. erinnert — begann, die in letzter Linie aber doch auf jenen Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften im 17. Jahrhundert (vgl. S. 353f.) zurückging. Und wie damals in der Verſtandeszeit die Naturwiſſenſchaften im Vordergrunde des Intereſſes auch der Höfe ſtanden, ſo begünſtigten auch jetzt die Machthaber gern dieſe unpolitiſche Betätigung, wie Fürſt Metternich, wie Napoleon. Noch um 1840 gab es bei Hofe zuweilen naturwiſſenſchaftliche Vorträge zum Nachtiſch, und die Experimente erfreuten die Herrſchaften wie im 17. Jahrhundert. Man ahnte noch gar nicht den Umſchwung, den dieſe als Harmloſigkeiten angeſehenen Dinge im ganzen materiellen, geiſtigen und ſozialen Leben hervorbringen ſollten. Und wenn ſich in jener leſewütigen Zeit auch der „Kosmos" von Humboldt einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute, ſo war das zwar immerhin ein Zeichen ſtärkeren naturwiſſenſchaftlichen Intereſſes, aber geleſen wurde das Werk vor allem, weil es zugleich ein literariſches Buch war, in Form und Inhalt noch den Stempel der philoſophiſch-äſthetiſchen Bildung der Humanitätszeit trug. Des einſetzenden Umſchwunges der Zeit war ſich auch das kosmosleſende Publikum nicht bewußt.

Die mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts beginnende Anwendung der exakten Wiſſenſchaften in der Praxis, die Gewinnung einer wiſſenſchaftlichen Grundlage für dieſe anſtatt einer empiriſchen und damit des Weges zu methodiſchem, nicht mehr zufälligem Fortſchreiten, iſt die erſte und wichtigſte Baſis der modernen materiellen Kultur geworden: nur die theoretiſchen Errungenſchaften der Naturwiſſenſchaften haben dieſe noch nicht dageweſene Beherrſchung der Natur durch den Menſchen ermöglicht. Aber die Forſcher arbeiten jetzt auch weniger als Jünger reiner Wiſſenſchaft, ſondern mehr im Bunde mit der Praxis und in ihrem Dienſte. Auf der anderen Seite kommt weſentlich von den Naturwiſſenſchaften her die auch die übrigen Wiſſenſchaften wie das Geiſtesleben überhaupt beeinfluſſende und befruchtende Idee der Entwickelung, deren Geltung durch die rapiden Fortſchritte der äußeren Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beſonders befördert wurde. Auf jenen Errungenſchaften nun beruht das neue große internationale Zeitalter der Technik, das, wie Sombart gut betont, die Maſchine wie das chemiſche künſtliche Verfahren bewußt an Stelle des Perſönlichen, des Menſchen, überhaupt des Organiſchen, des Tieres uſw. ſetzte, die Verkehrsmittel dadurch ebenſo wie die Bedingungen der Produktion von Grund aus änderte und eine gewaltige Ära der Induſtrie ins Leben rief. Gerade die Technik machte erſt naturwiſſenſchaftliche Entdeckungen wie auf dem Gebiete der Chemie (vgl. S. 479) recht nutzbar. Es begann damit eine neue, überaus raſch vorſchreitende Lebensepoche für alle Völker, deren weitere Entwickelung nicht abzuſehen iſt. Die Plötzlichkeit und Rapidität der Wandlung iſt es auch vornehmlich, die die Unruhe und Unerquicklichkeit der modernen Kultur hervorgebracht hat.

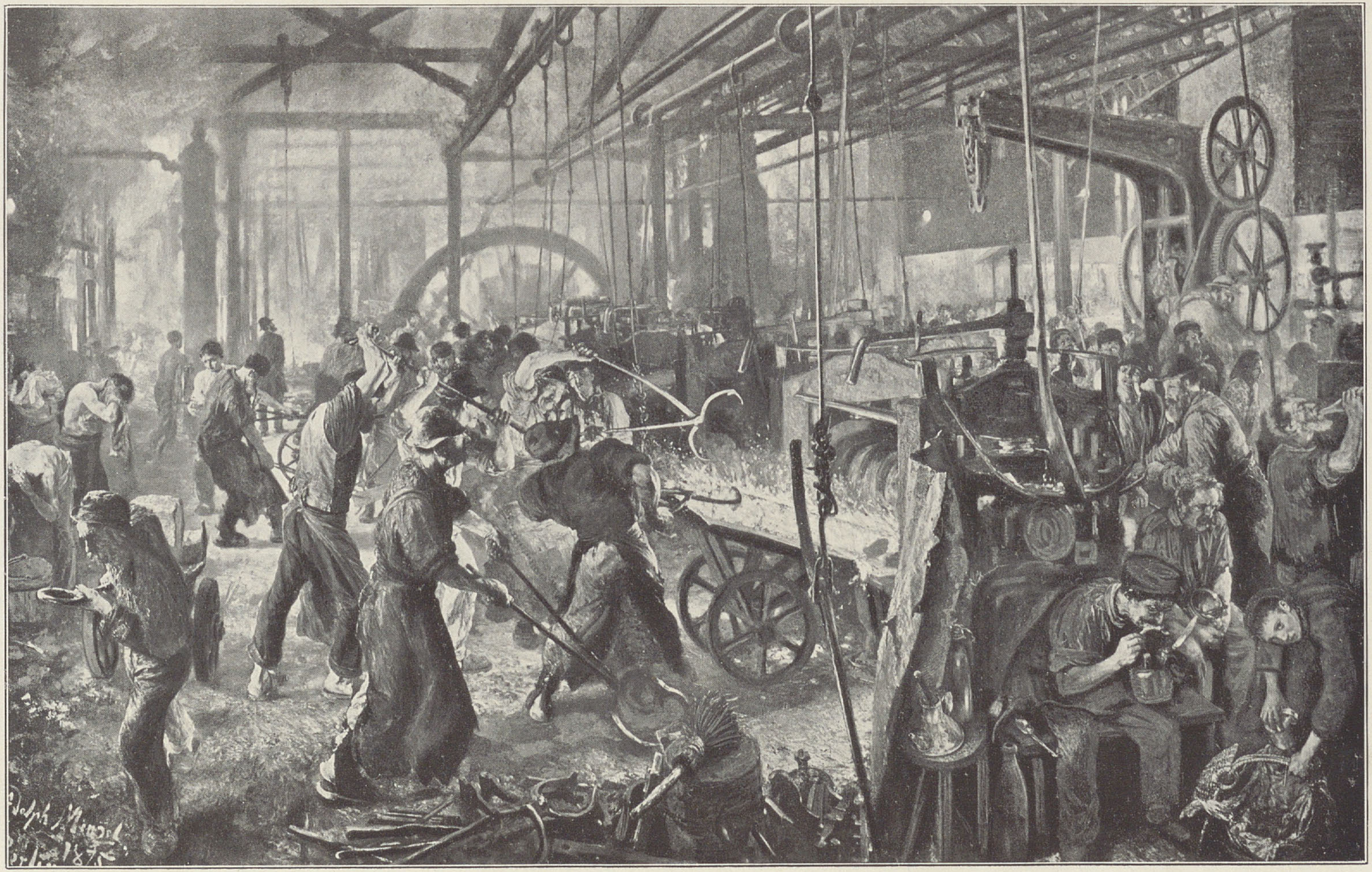
In erſter Linie auf wirtſchaftlichem Gebiete hat vielfach ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Umwälzung ſtattgefunden, wie ſie bisher ganze Jahrtauſende nicht größer geſehen haben. Erſt damit erfolgte der definitive Bruch mit der alten Zeit, ja man kann zum Teil ſagen, mit dem Mittelalter. Das Land, das allen anderen voraus war, und dem insbeſondere Deutſchland zunächſt langſam nachhinkte, war England. Hier erblühte ſchon im 18. Jahrhundert eine mehr moderne Textilinduſtrie, hier, auf der von den Kriegen der Revolution und der Napoleoniſchen Zeit nicht unmittelbar berührten Inſel, konnte man ſich auf den Ausbau der Induſtrie und die Ausdehnung zumal der überſeeiſchen Handelsbeziehungen legen, während die anderen europäiſchen Länder von Kämpfen widerhallten. Insbeſondere nutzte man gerade damals die neue Kraft des Dampfes aus: ſchon 1810 gab es 5000 Dampfmaſchinen. Der lange Friede nach 1815 ſicherte dann den gewonnenen Vorſprung: mächtig hob ſich der Bergbau, Kohle und Eiſen wurden zuerſt in England zu Zeichen der neuen Zeit, hier kamen die Eiſenbahnen auf, hier erſtand zuerſt der moderne Großunternehmer, hier entwickelte ſich zuerſt der Induſtrieſtaat. Erſt am engliſchen Muſter ſchulten ſich die Deutſchen: es war ja ein Volk, das ſchon vorzeiten ſeine Kräfte auch auf realem, praktiſchem, wirtſchaftlichem Gebiet in glänzender Weiſe bewährt hatte, bei dem jetzt nach der intenſiven Richtung auf das geiſtige, abſtrakte Gebiet überdies eine gewiſſe Reaktion, eine Wendung zum Praktiſchen, Konkreten nur natürlich war. Wir werden ſehen, wie Deutſchland, ebenfalls zum Induſtrieſtaat geworden, ſchließlich ſeit Ausgang des 19. Jahrhunderts dem Lehrmeiſter ganz nahekam und ihn zum Teil überflügelte, nicht nur in der Fabrikation des Stahls oder der Eiſenbahnſchienen, worin England einſt voranſtand, oder in anderen Induſtrien, ſondern auch im Schiffbau und weiter vor allem in der Organiſation der Schiffahrt, die wieder mit der außerordentlich zunehmenden und England beeinträchtigenden Beteiligung Deutſchlands am Welthandel und dem Überſeegeſchäft in Zuſammenhang ſtand.

Von alledem war um 1830 noch nichts zu ſpüren. Damals ſah es in Deutſchland wirtſchaftlich noch faſt ebenſo aus wie zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Noch immer war Deutſchland weſentlich agrariſch: auf dem Lande wohnten gut drei Viertel der geſamten Bevölkerung, der landwirtſchaftliche Beruf zählte weitaus die meiſten Angehörigen. In den Städten wurde von Ackerbürgern, aber ebenſo von Gewerbsleuten nach wie vor viel Landwirtſchaft getrieben. Die landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe überſtiegen noch den heimiſchen Bedarf, ſo daß ſie neben den Rohſtoffen in der Ausfuhr (vgl. S. 468) weit voranſtanden, während die Induſtrie dank den billigen Arbeitslöhnen zwar eine Reihe von „Fertigfabrikaten" (wie Leinwand, Woll- und Baumwollwaren, Holz- und Kurzwaren) ausführte, Deutſchland ſonſt aber „in zwei der bedeutendſten Induſtriezweige (Garn- und Eiſengewinnung) noch durchaus vom Auslande (mit ſeiner vorgeſchrittenen Herſtellungsweiſe) abhängig" war (Sombart). Die noch am meiſten blühende Textilinduſtrie war wie früher (vgl. S. 447) in der Hauptſache Hausinduſtrie. Es wurde überhaupt noch viel im Hauſe produziert. Die Spinnſtube ſpielte noch eine Rolle. Anderſeits befriedigten Störarbeiter den Bedarf der Bauern an Schuhen und Gewändern; auf dem Gute kam man mit den notgedrungen ſehr vielſeitigen Gutshandwerkern aus. Selbſt in der Stadt ward noch viel im Hauſe gebacken, geſchlachtet (geſalzen, geräuchert), geſponnen und geſchneidert: es wurden Lichte gegoſſen oder gezogen und Seife gekocht. Die in ſolcher Weiſe wirtſchaftende, ſparſame Hausfrau ſtammte wie die ſpinnenden Töchter noch ganz aus dem Mittelalter und iſt heute, in dieſer Form wenigſtens, verſchwunden. Handel und Verkehr waren immer noch auf keiner hohen Stufe; die Großinduſtrie war noch immer ſpärlich. In den Städten überwogen die Handwerker, die, trotz der bisherigen Eingriffe im ganzen in alter Weiſe organiſiert, auf zahlreiche Spezialgewerbe verteilt, monopolberechtigt daſaßen, vor den übrigens ebenfalls handwerksmäßig gearteten Kaufleuten und Händlern ganz außerordentlich. In einer Straße einer mittleren

Stadt gibt es heute oft mehr Materialwarenhändler als damals in der ganzen Stadt. Die geringe Entwickelung des Verkehrsweſens (vgl. S. 450), die Schwerfälligkeit der Perſonenpoſt, die Umſtändlichkeit des Gütertransportes, die Langſamkeit der Briefbeförderung, die immer noch mangelhaften Wege — die Chauſſeen waren nicht viel zahlreicher geworden —, die alten Zollplackereien, die Münzzerſplitterung ſollen hier nicht aufs neue geſchildert werden.

Und nun der große wirtſchaftliche Umſchwung. Auch die damals im Vordergrund ſtehende Landwirtſchaft hat, wie von der Goltz beſtätigt, „in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts größere Veränderungen durchgemacht als in dem ganzen Jahrtauſend vorher“. Ein großer Reformator war zunächſt der Hannoveraner Albrecht Thaer (geboren 1752) geweſen, der, vielfach an die entwickeltere engliſche Landwirtſchaft anknüpfend, den Übergang von dem rein erfahrungsmäßigen traditionellen Betrieb zu einem ſyſtematiſchen, theoretiſch begründeten „rationellen“ herbeiführte. Vor allem wirkte er durch die praktiſchen Erfolge ſeiner Muſterwirtſchaft weithin, auf große Güter wie ſpäter auch auf bäuerliche. Gegenüber der Dreifelderwirtſchaft betonte er den rationellen Fruchtwechſel (vgl. S. 14), ſtudierte auch bereits die künſtliche Düngung uſw. Hatte er ſchon die Wichtigkeit des Studiums der Naturwiſſenſchaften, der Chemie für den Landwirt erkannt, trotzdem er immerhin nicht ganz von der bloßen Empirie loskam und gewiſſe praktiſche Errungenſchaften ohne wiſſenſchaftliche Begründung blieben, ſo wurde die eigentliche Umwälzung dadurch herbeigeführt, daß die Landwirtſchaft ganz unter den Einfluß der Naturwiſſenſchaften geriet. Liebig vor allem ſchuf für die Bodendüngung und die Viehfütterung eine auf der chemiſchen Unterſuchung der Pflanzen beruhende feſte Grundlage; der künſtliche Dünger machte auch geringere Böden ertragreicher. Die landwirtſchaftliche Technik nahm, naturgemäß unter Voranſchreiten der größeren Beſitzer, einen außerordentlichen Aufſchwung; die Erzeugniſſe mehrten ſich und wurden gleichzeitig beſſer. Eine weſentliche Vorbedingung der modernen Wirtſchaftsweiſe waren aber jene übrigens auch von Thaer geförderten, meiſt allerdings erſt nach 1848 durchgeführten Agrarreformen, die perſönliche Befreiung der abhängigen Bauern (vgl. S. 449), die Auflöſung des Gemeinbeſitzes und die Zuſammenlegung der Äcker (vgl. S. 14f.). Freilich wurde damit zugleich die Klaſſe beweglicher ländlicher Arbeiter geſchaffen, zumal viele Bauern die ſich nach ihrer Befreiung aus der nunmehr ſelbſtändigen Wirtſchaftsführung und dem geänderten Betriebe ergebenden Schwierigkeiten, wozu noch niedrige Kornpreiſe kamen, nicht beſtehen konnten. Ein Gegenſatz der Arbeiter zu den ſich in ihrer großen Mehrzahl behauptenden Bauern entwickelte ſich nur allmählich; je ſchneller ſich die letzteren aber hoben und mit Selbſtbewußtſein erfüllten, ſeit 1830 etwa, um ſo ſchärfer wurde er und war um die Mitte des Jahrhunderts völlig ausgebildet. Indeſſen gibt es naturgemäß verſchiedengeſtellte Gruppen ländlicher Lohnarbeiter; überdies ſind ſie weſentlich auf den Oſten mit den großen Gütern beſchränkt. Im Weſten iſt die Scheidung zwiſchen Bauern und Arbeitern nicht vorhanden. Eine Kriſe hatte übrigens auch der ländliche Herrenſtand durchzumachen. Ganz abgeſehen von den Folgen jenes Niederganges der zwanziger Jahre (vgl. S. 468), war es ſchwer, den Fortſchritten der Betriebsweiſe zu folgen, weil zunächſt dazu Geld nötig war: aber es gelang doch, und bis 1850 hoben ſich die großen Gutsbeſitzer, die meiſt erſt jetzt wirkliche Landwirte geworden waren, bei dem erneuten Steigen der Getreidepreiſe, bei den hohen Einkünften beſonders aus der verbeſſerten Schafzucht (Wollgeld) ſtetig. Die Fortſchritte der Rübenzuckerfabrikation (vgl. S. 17), die ſich in Deutſchland erſt ſeit den zwanziger Jahren recht belebte, ließen große Gebiete zum Rübenanbau

Stadt-
bücherei
Elbing


Adolph Menzel
Berlin 1875

Eisenwalzwerk.

Nach dem Gemälde (1875) von Adolf Menzel, in der Nationalgalerie zu Berlin (Photographie der Photographischen Gesellschaft ebendaselbst).

übergehen und ſo zu Wohlſtand gelangen. Immerhin kamen ſeit geraumer Zeit bei dem Geldmangel des Adels doch auch viele Güter in bürgerliche Hände. Obgleich die Landwirtſchaft nach alledem in der allgemeinen Umwälzung beinahe voranging, auch in ihrem techniſchen Betriebe die Maſchine immer mehr Eingang fand, obgleich namentlich in jüngerer Zeit weitgreifende Organiſationen geſchaffen, ferner das Ausſtellungsweſen und der landwirtſchaftliche Unterricht gepflegt wurden und ſo neue Ideen ſich immer weiter verbreiteten, iſt ſie ſchließlich doch dasjenige Gebiet geblieben, auf dem das Alte ſich noch am meiſten behauptet hat. Die Gründe liegen in letzter Linie in der Natur der Landwirtſchaft überhaupt.

Für den Umſchwung auf den anderen Gebieten ſind zunächſt die äußeren Momente desſelben kurz zu charakteriſieren. Das Weſentlichſte iſt die maſſenhafte Verwendung der Maſchine. Sie iſt es, die recht eigentlich den geſamten Umſchwung hervorgerufen, die Fabrikinduſtrie zu ihrer heutigen Bedeutung gehoben und die Erzeugung billiger Maſſenware ermöglicht, den Verkehr und auch das ſoziale Leben umgeſtaltet hat. Dampfmaſchinen kannte freilich ſchon das 18. Jahrhundert, ſie wurden ſeit 1785 ſogar ſchon in Deutſchland ſelbſt gebaut, waren gleichwohl noch in der ganzen erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Gegenſatz zu England (vgl. S. 477) hier nur in beſchränktem Maße in Gebrauch. Das Königreich Sachſen hatte 1846: 197 Dampfmaſchinen. Man mußte vor allem im Maſchinenbau erſt über die bloße Überlieferung der Technik hinauskommen, man mußte in der Eiſengewinnung und Eiſenbearbeitung (ſiehe die beigeheftete Tafel „Eiſenwalzwerk") Fortſchritte machen. Dazu kam allmählich eine Erſetzung der bei ſteigender Eiſenbearbeitung immer teuereren Holzkohle durch Kokes als Schmelzmaterial und des immer knapperen Holzes durch die Kohle als Heizmaterial. Kohle und Eiſen wurden die Stichworte der neuen Zeit. Zum induſtriellen Umſchwung hat weiter ganz weſentlich die Entwickelung der chemiſchen Wiſſenſchaft beigetragen, die auch eine eigene, ganz neue chemiſche Induſtrie in allen möglichen Arten hervorrief. Dieſe ſchafft wahre Wunder: ſie verſteht teuere und begehrte Dinge, wie Seide oder Edelſteine, künſtlich herzuſtellen; ſie zaubert aus Abfallſtoffen neue Produkte hervor. Aus den Kokesgaſen bei der Leuchtgasfabrikation wird Teer gewonnen und weiter die Menge der wichtigen Teerfarben. Außerordentliche Bedeutung hat dieſe Herſtellung künſtlicher Farben erlangt. Der natürliche Indigo wird mehr und mehr verdrängt, wie ſchon der Krappbau dahin iſt. Die Chemie trug ferner zu den zum Teil gleichfalls enormen Wandlungen des Beleuchtungsweſens bei, die aber ebenſo phyſikaliſchen Errungenſchaften zu danken ſind. Gasbeleuchtung war zwar ſchon vor 1800 verſuchsweiſe eingeführt worden, und Gaslaternen brannten ſchon 1828 in Berlin, dieſe Beleuchtungsart dehnte ſich jedoch nur langſam aus. Die häusliche Beleuchtung aber machte erſt in den dreißiger Jahren Fortſchritte, zunächſt nur durch verbeſſerte Kerzenfabrikation (Stearin ſtatt Unſchlitt), anderſeits durch die Erfindung der Phosphorzündhölzchen; ſeit 1859 erſetzte das Petroleum das Öl der Lampe. Dann begann das ſchon 1822 entdeckte elektriſche Licht mit den der Dynamomaſchine verdankten Fortſchritten der Elektrotechnik ſich mächtig zu entwickeln.

Es ſei davon abgeſehen, den techniſchen Aufſchwung aller möglichen Induſtrien, die raſche Entwickelung neuer Induſtrien — die deutſche Automobilinduſtrie z. B., die 1901: 1809 Fahrzeuge und Zubehörteile herſtellte, brachte 1910: 30984 Fahrzeuge und Zubehörteile hervor — zu ſchildern: wir greifen vielmehr auf die Dampfmaſchine zurück und wenden uns zu ihrem Einfluß auf den Verkehr. Von England ging die Dampfeiſenbahn aus, deren allgemeine Bedeutung kaum zu überſchätzen iſt. Schon 1845 wurden in Deutſchland 2131 km befahren, bald entwickelte ſich, auch im Zuſammenhang mit jenem Aufſchwung der Eiſeninduſtrie, das neue Verkehrsmittel in ungeahnter Weiſe. Weniger raſch drang das Dampfſchiff vor, obgleich ſchon 1818 ein ſolches auf der Weſer fuhr. Über das Segelſchiff hat es erſt um 1890 das Übergewicht erlangt. Jenes hatte dank der neuen Technik bis gegen 1870 ſogar eine bedeutende Entwickelung. Eine Menge techniſcher Verbeſſerungen, Maſchinenbetrieb für allerlei Vorrichtungen uſw., kommen dabei in Betracht; auch die Verdrängung des Holzes als Baumaterial durch das Eiſen, wieder infolge der neuen Rolle desſelben, gilt für Segel- wie für Dampfſchiffe. Letztere machten dann den Fortſchritt vom Rade zur Schraube. Der ſteigende Verkehr und die immer vollendetere Technik des Schiffbaues führten anderſeits auch zu immer größeren Schiffen, wie ſie die Vergangenheit nie geſehen hat. Die Gegenwart erlebt eine außerordentliche Blüte der deutſchen Seegeltung, die die großen Zeiten der Hanſa weit hinter ſich läßt. Die Engländer, die ſich gewöhnt hatten, in dem Deutſchen einen harmloſen Binnenländer zu ſehen, und die noch 1861, wie es damals wenigſtens Palmerſtons Organ, die „Morning Post“, tat, den Deutſchen „das Genie, das Weltmeer zu durchqueren“, ein für allemal abſprachen, glaubten Zeichen und Wunder zu ſehen. Gerade für die Seeſchiffahrt gilt wieder, daß die neue Technik in kurzer Zeit eine größere Umwälzung hervorbrachte als die ganzen Jahrtauſende vorher. Es gilt aber überhaupt vom ganzen Verkehrsweſen, vor allem eben wegen der Eiſenbahnen. Doch wurden auch die älteren Verkehrswege, die Chauſſeen und Kanäle, vermehrt und erfuhren zahlreiche techniſche Verbeſſerungen; die Flüſſe wurden reguliert. Einen außerordentlichen Fortſchritt brachte nach Entdeckung des Elektromagnetismus ſodann für den Nachrichtenverkehr der elektriſche Telegraph, der ſeinen Vorgänger zu Anfang des Jahrhunderts, den optiſchen Armtelegraphen, weit übertraf. Einem deutſchen Phyſiker, Reis, wird die anfangs vernachläſſigte Idee des Telephons verdankt, das, 1876 von Bell erfunden, gegen Schluß des Jahrhunderts eine außerordentliche Entwickelung nahm. Um dieſe Zeit hat dann ſchließlich die Elektrizität auch als bewegende Kraft für die Verkehrsmittel ihren Siegeslauf begonnen.

Wie hat das alles das äußere Leben umgeſtaltet! Wenn Induſtrie und Technik eine Menge Genußmittel und Güter verbeſſerten und verbilligten, Wohnung, Kleidung, Beleuchtung, die äußeren Lebensbedingungen der Städte und vieles andere vervollkommneten, ſo griff die Umwälzung der Verkehrsmittel durch Heraufführung eines neuen, ſchwärmeriſch geprieſenen Zeitalters des Verkehrs aufs einſchneidendſte in das wirtſchaftliche und öffentliche wie in das private Leben ein. Die Eiſenbahnen haben übrigens ſelbſt auf das Frachtfuhrweſen und die Binnenſchiffahrt nicht ſchädigend, ſondern belebend gewirkt, ebenſo den Chauſſeebau nur gefördert. Die Verkehrsumwälzung vor allem hat die raſche Steigerung der modernen Ziviliſation herbeigeführt. Enorm iſt der Reiſe- und Briefverkehr gewachſen. Der geſamte Verkehr wurde nicht nur außerordentlich beſchleunigt, vielmehr auch namentlich für die Güter verbilligt, und die Verkehrsorganiſation wurde gerade in Deutſchland, deſſen militäriſcher Geiſt ſie überhaupt zur beſten in der Welt machte, immer zuverläſſiger. Erſt jetzt konnte die Poſt, zu deren Reform zuerſt Rowland Hill 1840 den Anſtoß gab, auf die gewaltige Höhe ihrer gegenwärtigen Organiſation für den Nachrichten-, Paket- und Geldverkehr gebracht werden und die Maſſe ihrer Anſtalten den Segen der Schnelligkeit und Billigkeit überallhin verbreiten. Mit ihrer Hilfe iſt dann wieder die „Preſſe“ zu ihrem jetzigen Einfluß wie zu ihren techniſchen Fortſchritten gekommen. Die Entwickelung der Zeitungen kam beſonders auch dem Handel zugute, vor allem weil damit die gewaltige Ausdehnung der heute unentbehrlichen Reklame möglich wurde. Für den Handel hatte übrigens bereits die Gründung des Zollvereins eine Erlöſung bedeutet und ihm wie der Induſtrie den Segen eines großen einheitlichen Wirtſchaftsgebietes zuteil werden laſſen. Von den Vorteilen, die dem Handel aus der Entwickelung der Verkehrsmittel erwuchſen, der Erleichterung der Korreſpondenz, der Proben- und Warenverſendung, braucht nicht erſt geſprochen zu werden. Anderſeits erfuhren die Geſchäftsformen des Handels tiefen Wandel. Meſſe und Markt verloren an Bedeutung, mit den Meſſen auch ein Teil des binnenländiſchen vermittelnden Großhandels: dafür wurde nun der Geſchäftsreiſende ein wichtiger Faktor. Auch die Induſtrie gewann unmittelbar von der Umwälzung des Verkehrs durch den mächtig ſteigenden Bedarf, namentlich der Eiſenbahn, an Maſchinen, Wagen und Baumaterial, weiter aber durch die Möglichkeit raſcheren und vermehrten Abſatzes. Kulturell am wichtigſten jedoch iſt die ausgleichende, verbindende, Kultur verbreitende Wirkung des keine Fernen mehr kennenden Verkehrs. „Er treibt und hebt unſere Kultur“, ſagt Riehl, „in früher nie geahnter Weiſe.“

Das Zeitalter der Technik, der Kohle, des Eiſens, des Verkehrs iſt nun aber vor allem ein Zeitalter der Arbeit, der praktiſchen, techniſchen Arbeit. Die Induſtrie zog immer mehr Menſchen aus der landwirtſchaftlichen Sphäre in ihren Bann, die Zahl der auf induſtriellem Gebiet Tätigen ſtieg außerordentlich. Es bildeten ſich ganze Induſtriegebiete, vor allem in den durch ihre Bodenſchätze begünſtigten Gegenden, die ſchon früher eine freilich ungleich geringere induſtrielle Betätigung hervorgerufen hatten; da etwa, „wo der Märker Eiſen reckt“, oder in Oberſchleſien, wo ſich gegenüber dem älteren Berg- und Hüttenweſen bereits unter Führung des Staates ſeit Ende des 18. Jahrhunderts, insbeſondere aber wieder ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine gewaltige Montaninduſtrie entwickelte. Der wohlmeinende Erwecker der oberſchleſiſchen Montaninduſtrie, der Freiherr von Reden, erhoffte 1787 für die zurückgebliebenen halbſlawiſchen oberſchleſiſchen Gebiete, daß „belebte Induſtrie, ſchnellere Zirkulation und Kultur dieſen ungeachteten Winkel zur Perle der preußiſchen Krone und deſſen Bewohner aus armen, gedrückten Sklaven zu gebildeten und glücklichen Menſchen umſchaffen werden“. Für die Entſtehung der Induſtriegebiete wurden in neuerer Zeit natürlich neben den bekannten Erzlagerſtätten uſw. die zum Teil neu erſchloſſenen mächtigen Kohlenlager von Wichtigkeit. Und immer ſchneller ſollte produziert werden, die Arbeit wurde härter, für Unternehmer und Angeſtellte aufreibender. Die Betätigung auf dem neuen Arbeitsfelde erleichterte das Prinzip der Freiheit des Individuums, das ſich auf wirtſchaftlichem Gebiet eher Bahn brach als auf politiſchem. Die Befreiung von zünftiſchen Schranken, vom monopoliſtiſchen Syſtem ſetzte ſich, von Adam Smith bereits theoretiſch gefordert, zuerſt in Frankreich zur Zeit der Revolution durch, wurde dann in den Rheinbundſtaaten durchgeführt, weiter auch bei den großen Reformen 1810 und 1811 in Preußen, während andere deutſche Länder zum Teil noch recht lange das Alte konſervierten. Jedenfalls war die Gewerbefreiheit, das Prinzip der freien Konkurrenz, für die mächtig einſetzende induſtrielle Betätigung unerläßlich und förderte ſie unzweifelhaft. Der fähige Mann hatte jetzt freies Feld. Anfangs freilich blieb immer noch der Staat der leitende und die Großinduſtrie fördernde Faktor, erſt allmählich regte ſich der private Unternehmungsgeiſt.

Aber dadurch wurde auch der Einfluß eines neuen Faktors auf die Arbeit rege, des Kapitals, deſſen vorheriges Anwachſen in Deutſchland hier nicht weiter verfolgt ſei. Das „kapitaliſtiſche Unternehmertum“, das Charakteriſtikum der modernen Induſtrie, müſſen wir mit Sombart, dem wir hier zum Teil folgen, als treibende Kraft der neuen wirtſchaftlichen Entwickelung anſehen. Das Kapital begünſtigte zunächſt den charakteriſtiſchen Zug des neuen Wirtſchaftslebens zur Vereinheitlichung und Vereinfachung, den maſchinellen Großbetrieb; es drängte aber weiter die perſönlichen und techniſchen Faktoren immer mehr zurück: nur ein Intereſſe, das rein kapitaliſtiſche, begann in den Vordergrund zu treten. Ermöglichte das Kapital einerſeits die neue Entwickelung, ſo erfuhr es anderſeits mit ihr immer weitere Vermehrung. Eben durch den wirtſchaftlichen Aufſchwung, durch die Umwandlung Deutſchlands in einen Induſtrieſtaat war nicht nur der Wohlſtand weiter Kreiſe bedeutend geſtiegen — das beweiſt unter anderem die gewaltige Höhe der Sparkaſſeneinlagen —, ſondern es erwuchs auch eine große Schicht reicher, zum Teil ſehr reicher Leute — man denke an die Montaninduſtriellen. Dieſe Anhäufung von Geldbeſitz trug auch in ſich ſchon eine Tendenz zu immer größerer Vermehrung. Aber dieſes kapitaliſtiſche Unternehmertum war nur denkbar, wenn es eine immer ſteigende Maſſe von Arbeitern zur Verfügung hatte. Die Vorbedingung dafür war die ſtarke Zunahme der Bevölkerung ſeit den dreißiger Jahren, die überhaupt die in einem aufſteigenden Zeitalter nötigen friſchen Kräfte hergab, ſich im übrigen aus der neuen großen wirtſchaftlichen Bewegung ſelbſt, aus dem langen Frieden nach 1815, aus der Abnahme großer Epidemien und anderen Gründen erklärt. Eine weitere Vorbedingung war die Mobiliſierung größerer Teile der ländlichen Bevölkerung infolge jener Exiſtenzſchwierigkeiten, die (vgl. S. 478) gerade die Agrarreformen herbeiführten, zum Teil auch infolge ſchlechter Ernten. Die ländliche Hausinduſtrie ferner wurde durch die Fabriken geſchädigt. Durch dieſe ländliche Not wurde freilich auch die ſchon früher im Gange befindliche Auswanderung ſtark geſteigert, die nach der Mitte des Jahrhunderts überhaupt allgemeiner um ſich griff. Aber jene Bevölkerungszunahme machte ſolche Minderung wieder wett. Das kapitaliſtiſche Syſtem — die Organiſation des Kapitals in „unperſönlichen" Aktiengeſellſchaften uſw. ſei nur geſtreift — zeigt ſich nicht nur in der Montan-, Maſchinen- und chemiſchen Induſtrie, überhaupt auf gewerblichem Gebiet, auf dem es, mit beſtimmten notwendigen Ausnahmen, das Handwerk ſtark zurückdrängt und die Fabrik als Organiſation des maſchinellen Großbetriebes immer mehr in den Vordergrund ſtellt, es zeigt ſich am ſchärfſten in dem neuerlichen Zuſammenſchluß der einzelnen induſtriellen Unternehmungen zu Kartellen, Ringen, Truſts; nicht minder aber im Verkehrsweſen, ſo ſchon früh bei den Eiſenbahnen, die weniger der Staat als das Kapital baute und entwickelte, bei der Seeſchiffahrt in der Umwandlung der Reederei, aber ebenſo bei der Binnenſchiffahrt wie beim Fracht- und Perſonentransportweſen in geſellſchaftlichen Organiſationen, ſelbſtverſtändlich auch im Handel, ſelbſt im Detailhandel, wie die Warenhäuſer beweiſen. Daß mit dem Siegeszuge des Kapitalismus endlich die Stätten, in denen alle Fäden des neuen Syſtems zuſammenlaufen, die Großbanken, eine völlige Umgeſtaltung erfuhren und eine ſelbſtändige, ganz neue hochſtrebende Entwickelung nahmen, ſoll hier nicht weiter ausgeführt werden, ebenſo nicht die entſprechende Wandlung des Effektenbörſenweſens. Betont ſei nur noch, daß all das Moderne in der Wirtſchaft die alten Formen zwar zurückgedrängt, aber doch nicht ganz vernichtet hat.

Eine intereſſante Erſcheinung in dem neuen Wirtſchaftsleben iſt die, daß ſich, in Deutſchland zunächſt ſeit 1870, trotz mancher empfindlicher Rückſchläge das Tempo der Entwickelung immer mehr ſteigerte, insbeſondere ſeit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Für die außerordentliche Entwickelung gerade der deutſchen Induſtrie kommen ſchließlich noch einige beſondere Momente in Betracht. Ohne Zweifel hat das wirtſchaftliche Leben von der militäriſchen Erziehung der Nation durch die allgemeine Wehrpflicht, insbeſondere aber von dem oft ſo unangenehm empfundenen ſtärkeren Einfluß des militäriſchen Preußentums großen Vorteil gehabt. Schon für das Verkehrsweſen hoben wir die Wichtigkeit der ſtraffen Ordnung und der Pünktlichkeit hervor. Vor allem zeichnet aber das außerordentliche Organiſierungsvermögen, das der Deutſche jetzt mehr als je zeigt, gerade unſere Induſtrie vor der ausländiſchen aus. Und auch die geiſtige Hebung der unteren Klaſſen, die große Fürſorge für die Volksſchule hat der Induſtrie ein intelligenteres Arbeitermaterial verſchafft, als es andere Nationen beſitzen.

Das neue Wirtſchaftsleben, insbeſondere die neue kapitaliſtiſche Produktionsweiſe, hat naturgemäß große Wirkungen auf das ſoziale Leben ausgeübt. Die fortſchreitende Umwandlung Deutſchlands in einen Induſtrieſtaat brachte zunächſt eine räumliche Umſchichtung der Bevölkerung hervor und bewirkte durch die Feſtſetzung der Induſtrie in Verkehrsmittelpunkten, wozu dann auch andere Faktoren traten, einen vermehrten Zug in die Städte: im Jahre 1871 belief ſich die ländliche Bevölkerung auf 63,9 Prozent, die ſtädtiſche auf 36,1 Prozent, die Städte von 2000 Einwohnern an aufwärts gerechnet; im Jahre 1910 aber ſind die betreffenden Zahlen 39,98 und 60,02. Dieſe Zunahme der ſtädtiſchen Bevölkerung, die ſchon nach 1850 einſetzte, ging eben Hand in Hand mit einem Übertritt immer zahlreicherer Arbeitskräfte von der landwirtſchaftlichen zur (Handels- und) gewerblichen Tätigkeit, welch letztere ſich ihrerſeits immer mehr differenzierte. Jener Bedarf der Induſtrie an Arbeitern und der Anreiz ſtädtiſcher Vergnügungen wurden in ihrer Wirkung noch verſtärkt durch die (S. 482) berührte Armut auf dem Lande. Beſonders befördert wurde die Wandlung zudem durch die Entwickelung der Verkehrsmittel und die Freizügigkeit. Die Mehrzahl der Deutſchen wurde alſo zu Städtern, eine ganz neue und für die kulturelle Geſamthaltung höchſt wichtige Erſcheinung. Die eigentlichen Zentren der neuen materiellen Kultur wurden nun aber, wieder ein kulturgeſchichtlich höchſt bedeutſames Moment, die Großſtädte, die auf Koſten des Landes und der kleinen Städte wie große Beulen am Volkskörper beſonders ſeit 1870 immer mehr anſchwollen. Die Städte über 100 000 Einwohner ſind von acht im Jahre 1871 auf 48 im Jahre 1910 geſtiegen, die großſtädtiſche Bevölkerung von 4,8 Prozent der Geſamtbevölkerung im Jahre 1871 auf faſt 21 Prozent im Jahre 1910. Weder die phyſiſche Volksgeſundheit iſt, wie die Rekrutierungsergebniſſe zeigen, dadurch gewachſen, noch die innere Geſundheit. Viele Großſtädter ſind z. B. der Natur völlig entfremdet (vgl. S. 496). Man iſt heute auf ſolche Gefahren aufmerkſam geworden und hat vor allem den Wohnungsverhältniſſen die notwendige Beachtung zugewandt. Das Bedenkliche iſt eben, daß der Zuwachs ſich weſentlich aus der wenig oder nichts beſitzenden Maſſe rekrutiert. Bei ihr kann man in der Tat faſt von einem „modernen Nomadentum“ reden. Heute ſieht man die Notwendigkeit ein, eine größere Seßhaftigkeit wieder herbeizuführen. In der beteiligten Maſſe ſelbſt macht ſich ein innerer Drang zu ihr bereits geltend.

Auch des Proletariats Wachstum iſt ein Produkt der neuen Entwickelung, und das führt uns auf deren Einfluß auf die innere ſoziale Struktur des Volkes überhaupt. Das ſeit dem 18. Jahrhundert zunächſt auf geiſtigem und ein wenig ſchon auf wirtſchaftlichem Gebiet aufſteigende Bürgertum hatte mit dem Jahr 1848 ſich auch politiſch zur Geltung gebracht, und obwohl wieder eine rachſüchtige Reaktion einſetzte, an der politiſchen Emanzipation des Bürgertums, deſſen wirtſchaftliche Macht zudem gerade in dieſen nach außen hin friedlichen Jahren gewaltig ſtieg, war nicht zu rütteln. Politiſche und rechtliche Privilegien des Adels gab es theoretiſch nicht mehr, die ſtändiſchen Unterſchiede ſollten in dem Begriff des allgemeinen Staatsbürgertums aufgehen, die Mitwirkung des Volkes im Staatsleben war durch eine Verfaſſung geſichert. Weniger zunächſt dem niederen Volk als eben dem damals gern als Demokratie bezeichneten Bürgertum kam der Konſtitutionalismus zugute. Die Macht des Bürgertums ſtieg nun weiter mit der kulturellen Rolle ſeiner Sitze, der Städte, die die Höfe als Kulturzentren wieder ganz zurückdrängten, vor allem aber mit der dieſe Rolle bedingenden neuen wirtſchaftlichen Entwickelung. „Unſere ganze Zeit", konnte Riehl ſagen, „trägt einen bürgerlichen Charakter." Weiter hat ſich nun aber eben durch den Kapitalismus eine entſprechend gefärbte Klaſſe als charakteriſtiſch moderne Form des Bürgertums herausgebildet, die namentlich von der gegneriſchen Klaſſe des Proletariats als Bourgeoiſie bezeichnet wird. Den eigentlich kapitaliſtiſchen Typus repräſentieren jene großen Unternehmer, die mit der neuen Entwickelung zahlreich aufgetretenen Großinduſtriellen, Großhändler und Bankiers. Sie ſuchen als neue Ariſtokratie des Geldes neben die der Geburt zu treten, ſtreben nach Einfluß im Staat, auch beim Herrſcher, laſſen ihre Söhne als Kavaliere erziehen, glänzen mit ihrem Reichtum nach außen und geben ſich exkluſiv, ahmen mit einem Wort dem alten Adel vollkommen nach, wie ſie auch zum Teil die Nobilitierung erreichen. In bedenklicher Weiſe beeinflußt dieſe an ſich gar nicht große Klaſſe auch die Haltung der ſonſtigen höheren bürgerlichen Schichten: die kapitaliſtiſche Färbung der Univerſitätslehrer beginnt ſchon beklagt zu werden, wie auch bei höheren Beamten, Offizieren uſw. immer mehr Wert auf „Vermögen" gelegt wird. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, daß ſelbſt in Berlin die Lebenshaltung der Gebildeten verhältnismäßig einfach war und man auf das Protzentum der Börſianer mit einer gewiſſen Verachtung ſah: heute ſind weite Kreiſe davon angeſteckt. Jene reiche Schicht unterſcheidet ſich theoretiſch von der übrigen „guten Geſellſchaft", deren Grenzen ſeit der geiſtigen Emanzipation des Bürgertums viel weiter nach unten gerückt ſind, und die alle Gebildeten, höheren Beamten uſw. mit umfaßt, nicht, wenn ſie auch durch ihren Reichtum faktiſch ſich heraushebt. Wohl aber iſt es ihrem Drängen nach oben zuzuſchreiben, daß der Begriff des Mittelſtandes, der einſt auf das höhere, namentlich das gebildete Bürgertum ging (vgl. S. 430), mehr und mehr herabgedrückt wurde. Jetzt beanſprucht das kaufmänniſche und gewerbliche Kleinbürgertum für ſich ausſchließlich dieſe Bezeichnung, bedenkt mit ihr aber auch den Bauern. Lebt ſchon in den gebildeten Berufen, beim nicht begüterten Adel eine erhebliche Abneigung gegen die kleine, aber mächtige Schicht des reichen Bürgertums, ſo iſt ſolche Abneigung eben in dieſem unkapitaliſtiſchen, an den handwerksmäßigen Formen der bisherigen Wirtſchaft hängenden „Mittelſtand" noch viel ausgeprägter. Es ſind die alten Klaſſen, die immer noch ihre Bedeutung haben, die Handwerker und kleinen Kaufleute, die mittleren Bauern. Freilich gehören zu dieſem Mittelſtand auch reicher gewordene Elemente (Hausbeſitzer, Wirte uſw.).

Wenig hat die neue Ariſtokratie der alten Herrenklaſſe, dem Adel, ſchaden können. Trotz der Miſchung mit dem Bürgertum überhaupt, trotz der Aufhebung der Privilegien iſt ſein ſoziales Übergewicht wie die gefeſtigte äußere Stellung wenigſtens des grundbeſitzenden Adels geblieben, ebenſo ſeine politiſche Macht infolge der Okkupierung eines großen Teiles der Regierungsſtellen. Mit der neuen Geldariſtokratie hat er ſich ſo weit verbunden, als es zur Auffriſchung der Vermögen durch gute Heiraten nötig ſchien. Jene iſt nicht imſtande geweſen, ſich als ſelbſtändige Herrenſchicht auszubilden, und richtet nun ihr ganzes Streben darauf, in die alten ariſtokratiſchen Kreiſe hineinzukommen: dieſe ziehen daraus nur den Vorteil ſtändiger finanzieller Stärkung. Vor der brutalen Macht einer Geldariſtokratie, wie ſie in Amerika herrſcht, hat zunächſt die Stellung des alten Adels Deutſchland geſchützt.

Hat die neue kapitaliſtiſche Bürgerſchicht, insbeſondere die international gefärbte Haute Finance, immerhin einen großen, wenn auch mehr im ſtillen wirkenden Einfluß auf das öffentliche Leben, ſo hat eine ſtarke äußere Bedeutung ſchon durch ihre Maſſe die ebenfalls infolge der kapitaliſtiſchen Entwickelung entſtandene entgegengeſetzte Schicht gewonnen, die ſich auch bewußt als geſonderte Klaſſe in Gegenſatz zu der ganzen, wie wir ſahen, keineswegs einheitlicher gewordenen übrigen Geſellſchaft ſtellt, das anfangs „vierter Stand“ genannte Proletariat. Es iſt der Hauptteil von dem, was die Maſſe heißt, aber durchaus nicht dasſelbe. Das heutige Auftreten der Maſſe an ſich geht zunächſt auf jene außerordentliche Zunahme der Bevölkerung (vgl. S. 482), die jetzt mehr als doppelt ſo groß iſt wie vor hundert Jahren, zurück und beruht auf der wirtſchaftlichen Hebung weiter Kreiſe und dem Wachſen ihrer Lebensanſprüche. Die Maſſe wurde bedeutungsvoll durch die politiſchen Errungenſchaften des Volkes, die Abſchaffung der Privilegien, die allgemeinen ſtaatsbürgerlichen Rechte, insbeſondere das im neuen Reich demokratiſch geſtaltete Wahlrecht, wie durch die volksfreundliche Grundſtimmung des in der Aufklärung und der Humanität wurzelnden bürgerlichen Liberalismus und der Kreiſe der Bildung. Dieſe Bedeutung der Maſſe, die alſo nicht nur die niederen, ſondern auch große Teile der mittleren Schichten umfaßt, ergab die Demokratiſierung unſeres öffentlichen Lebens, freilich bei weitem nicht in dem Maße wie bei anderen Völkern, die Demokratiſierung des Verkehrslebens (Eiſenbahnen, Straßenbahnen), der Tracht, die wenigſtens bei den Männern nüchtern und farblos geworden iſt und die Standesunterſchiede nicht mehr ausprägt, auch, trotz jener neuen ariſtokratiſchen Anſätze, des geſellſchaftlichen Lebens ſowie der Bildung. Dieſe Demokratiſierung der Bildung, auch der künſtleriſchen, durch Zehnpfennigliteratur und billigſte Kunſtreproduktionen, durch Zeitungen und Journale bedeutet zugleich eine Nivellierung des inneren Menſchen. Für das Volksganze wird dieſe, ebenſo wie die Angleichung der Sitten, der Trachten uſw., durch das Übergewicht der Stadt über das Land herbeigeführt, wodurch trotz allen neuerwachten Intereſſes für das Volkstum dieſes wie das echte Bauerntum ſtark bedrängt werden.

Während alſo die Erſcheinung der „Maſſe“ für die moderne Kultur überhaupt charakteriſtiſch iſt, iſt das Proletariat, an das ſich jene Bezeichnung leicht heftet, ein beſtimmter Sonderbegriff. Es ſetzt ſich vor allem aus den im Dienſt der kapitaliſtiſchen Unternehmer ſtehenden Lohnarbeitern zuſammen, wozu dann ſonſtige Lohnarbeiter, kleinſte Händler und Handwerker, kleine Ackerbauer — ſchon Riehl hat das Bauernproletariat eingehend behandelt — ſowie deklaſſierte Elemente aus allen anderen Schichten kommen. Das eigentliche Proletariat iſt erſt nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft erwachſen. Es gab zunächſt die nötige Maſſe für die Revolution von 1848, überhaupt für den bürgerlichen Liberalismus her, von dem es ſich nur allmählich emanzipierte. Zwar hatte ſchon um 1840 das tatſächlich vorhandene ſoziale Elend (vgl. die Schilderung Liſts S. 486) manchem Veranlaſſung gegeben, ſich theoretiſch mit dem „Pauperismus“ ſtärker zu beſchäftigen, und die Not der durch die engliſchen Fabriken bedrängten Hausarbeiter, insbeſondere der Weber, rief erſt recht Teilnahme hervor. Aber das Volk ſelbſt blieb mehr paſſiv: zu einer breiteren ſozialiſtiſchen Strömung kam es nicht. Wie die Verſuche Heines und dann Lorenz von Steins vor 1848, die Deutſchen mit dem franzöſiſchen Sozialismus bekanntzumachen, auf die niedere Bevölkerung überhaupt nicht wirken wollten, übrigens auch ſonſt außerhalb beſtimmter, von Stein immerhin bereits ſtark beeinflußter Kreiſe meiſt gleichgültige Leſer fanden, wie ferner das von Friedrich Engels, dem Sekretär des internationalen Kommuniſtenbundes, verfaßte „Manifeſt der kommuniſtiſchen Partei" im Volk keineswegs zündete, ſo war noch zu Anfang der ſechziger Jahre, obgleich nun der „Fabrikarbeiter" immer mehr geworden waren und über Ausſaugung und Druck ſchon ſtark geklagt wurde, das Auftreten des urſprünglich zur Fortſchrittspartei gehörigen Laſſalle doch keineswegs von beſonderen Maſſenerfolgen begleitet. Aber aufgerüttelt waren die Arbeiter nun doch. Erſt jetzt konnten die längſt ausgeſprochenen Ideen des revolutionären Theoretikers Marx ſtärker eindringen. Es ſetzte eine immer mächtigere kollektiviſtiſche Reaktion gegen den bisher herrſchenden Individualismus, der ſich wirtſchaftlich zum brutalen Egoismus geſteigert hatte, ein, es entſtand die Sozialdemokratie als Partei. Ihr eigentlicher Aufſchwung kam erſt nach 1873, nach dem großen Krach, der erſten Mahnung an die kapitaliſtiſche Wirtſchaft, ſie erlangte dann mittels des Reichstagswahlrechts und der ſtraffen Disziplinierung ihrer Anhänger eine immer größere politiſche Bedeutung und ſchließlich verblüffende Erfolge. Es iſt eine ausgeſprochene Partei des Kampfes. Sie vertritt zwar, unter Aufnahme älterer utopiſtiſcher Ideale und zum Teil auf den politiſchen Forderungen ſowie der Aufgeklärtheit des früheren demokratiſchen Bürgertums fußend, doktrinär wie dieſes, neben ihren kollektiviſtiſchen Anſchauungen einen politiſchen Radikalismus, zugleich alles, was man für moderne Weltanſchauung ausgibt: ſie ſtreitet aber vor allem für die wirtſchaftliche und ſoziale Emanzipation des arbeitenden Proletariats und erſtrebt die Vernichtung der „kapitaliſtiſchen Geſellſchaft". Die marxiſtiſche Theorie ſelbſt ſpielt nur bei den Führern eine Rolle, bei der Menge wirken neben utopiſchen, unklaren, oft freilich mit religiöſer Inbrunſt gepflegten Idealen meiſt rein materielle Triebe, der alte Haß gegen die Reichen uſw. Für das „ſoziale Elend" des vierten Standes wird jedenfalls allein der Kapitalismus verantwortlich gemacht.

Dieſes übertrieben geſchilderte ſoziale Elend iſt im neueren Deutſchland nie ſo groß geworden wie in den Ländern mit älterer Induſtrie; das heutige reicht überdies an das Elend der niederen Klaſſen in vormärzlicher Zeit nicht heran. 1844 hat Friedrich Liſt in der „Allgemeinen Zeitung" eine (von Ehrenberg zitierte) freilich zu ſchwarz gemalte Schilderung der Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung entworfen. Unter „notwendigſten Lebensbedürfniſſen" verſtehe man „in vielen Gegenden Deutſchlands Kartoffeln ohne Salz, eine Suppe mit Schwarzbrot, zur höchſten Notdurft geſchmälzt, Haferbrei, hier und da ſchwarze Klöße. Die, welche ſich ſchon beſſer ſtehen, ſehen kaum in der Woche einmal ein beſcheidenes Stück friſches oder geräuchertes Fleiſch auf ihrem Tiſch, und Braten kennen die meiſten nur vom Hörenſagen. Ich habe Reviere geſehen, wo ein Hering, an einem an der Zimmerdecke befeſtigten Faden mitten über dem Tiſche hängend, unter den Kartoffeleſſern von Hand zu Hand herumging, um jeden zu befähigen, durch Reiben an dem gemeinſamen Tafelgut ſeiner Kartoffel Würze und Geſchmack zu verleihen." Man kann manches zur Beſtätigung ſolcher Darſtellung anführen. Fr. J. Neumann hat vor längerer Zeit die Lage der unteren, beſonders der ländlichen Klaſſen in Preußen bis 1848 geſchildert, und es ergibt ſich ein abſchreckendes Bild. Nach dem Statiſtiker Schubert (1847) war „in der Provinz Preußen ein Drittel der ländlichen Bevölkerung nur auf die Kartoffeln angewieſen, und ſie hat auf Brot als gewöhnliche Tagesnahrung verzichtet". In der Kaſſubei kannten 1852 „unter 80 Schulkindern nur drei Brot aus eigenem Genuſſe". Dazu kam die Branntweinpeſt, die übrigens bis in die höheren

Stände hinaufreichte. Eine ſtarke Verbeſſerung der Lebenshaltung der unteren Klaſſen iſt alledem gegenüber unleugbar, ſie iſt durch das Steigen der Löhne ermöglicht worden, die ſich im Durchſchnitt ſeit jener Zeit etwa verdreifacht haben. Die Preiſe ſind zwar auch erheblich, namentlich neuerdings, geſtiegen, aber verdreifacht haben ſie ſich nicht. Es iſt ja überhaupt nicht das Elend an ſich, ſondern der Widerſpruch der Lage mit den geprieſenen Idealen der neuen Zeit, das *bewußte Empfinden dieſes Widerſpruches*, das die ſozialiſtiſche Bewegung ſo ſtark werden ließ. Der Glaube, daß die Freiheit der Menſchen auch auf wirtſchaftlichem Gebiete das möglichſte Glück bringen und jedenfalls keine anderen Unterſchiede als die der verſchiedenen Tüchtigkeit entſprechenden ergeben würde, iſt erſchüttert worden. Der wirtſchaftlich Starke wird immer ſtärker, die Großbetriebe werden immer zahlreicher. Nicht größere Gleichheit, ſondern ſchroffere Gegenſätze zwiſchen reich und arm, zwiſchen Unternehmer und Arbeiter, nicht größere Freiheit, ſondern beinahe Knechtſchaft, zwar nicht rechtlich, aber tatſächlich, nicht beſſere geiſtige Betätigung des Individuums, ſondern Ertötung des geiſtigen Lebens durch mechaniſche Maſchinenarbeit; dabei aber fortwährendes Verkünden von Humanität und Gerechtigkeit, prinzipielle Verpönung der Bevormundung des Individuums, eifrige Populariſierung der Bildung und Bemühung um beſſere Volksbildung, ſtarke Pflege der Kritik durch die Zeitungen, die zugleich Stoff zum Vergleichen bieten, — das Empfinden ſolcher Widerſprüche, das reizt die Leute vor allem zum Kampf. Kampfgerüſtet ſteht nun aber auch der Kapitalismus da. Überall iſt aber Organiſation für den Kampf notwendig, den der Einzelne nicht durchfechten kann. Das iſt es überhaupt: der Individualismus hat zwar durch einzelne ſtarke Perſönlichkeiten auch in der neuen Entwickelung ſeine Rolle behaupten können, die wirtſchaftliche Freiheit hat geradezu autokratiſche Bank- und Induſtriekönige heraufkommen laſſen, aber auch ſie ſind heute nur mächtig als Beherrſcher großer Organiſationen gleicher Intereſſen. Und dieſer *Zuſammenſchluß der gleich Intereſſierten* in freien Verbänden, ihre Solidarität iſt überhaupt die Signatur des ſozialen und wirtſchaftlichen Lebens geworden, nicht nur ein Charakteriſtikum der Arbeiterklaſſe (Gewerkſchaften). Der Wille und das Intereſſe der Einzelnen werden gewaltig zurückgedrängt.

Der Sozialismus und ſein Einfluß auf die Maſſe, ein Ergebnis der modernen wirtſchaftlichen Umwälzung, iſt eine Erſcheinung, die bei allen Kulturvölkern wiederkehrt. Dieſen *internationalen* Charakter trägt aber überhaupt die moderne techniſch-induſtrielle Entwickelung. International iſt auch die Konzentration der Bevölkerung in den Großſtädten, international nicht minder die moderne Ziviliſation überhaupt (nicht Kultur — die iſt immer etwas Nationales). Ob man in Indien oder in Madeira oder in Berlin oder in Neuyork iſt, ein bis zur Monotonie gleiches Drum und Dran des äußeren Lebenszuſchnittes kann der Hotel-„Kulturmenſch" überall finden. Der exotiſche Gentleman befolgt die raſch wechſelnde Parole der Mode gerade ſo gut oder ſo ſchlecht wie der Parvenü in Berlin. Aber auch über dieſe gleichgültigen, rein äußerlichen Dinge hinaus iſt doch durch den modernen Weltverkehr und die ſtändig geſteigerte gegenſeitige Beeinfluſſung der Kulturvölker eine ſtarke Angleichung der Kulturverhältniſſe zu beobachten, die denn auch bereits zu erfolgreicher Propaganda für eine Weltſprache geführt hat. Es gibt heute, von der immer vorhanden geweſenen Internationalität der Wiſſenſchaft ganz abgeſehen, wirklich eine Art Weltkultur. Aber ſolche Tendenzen hindern weder die Reibungen unter den Völkern, noch können ſie die Bedeutung der nationalen Kultur ernſtlich zurückdrängen. Von dem ſtarken Anwachſen des nationalen Zuges gerade in Deutſchland werden wir noch hören. Auf der anderen Seite hat jene

Weltkultur nichts mit der geſinnungsloſen Ausländerei zu tun, die ſich neuerdings namentlich in deutſchen Großſtädten mit ihrem aus „Geſchäftsrückſichten“ entſpringenden Kriechen vor den Fremden breitmacht. Heutzutage iſt namentlich Engliſch oder Amerikaniſch Trumpf.

Noch eins iſt für die Sozialdemokratie charakteriſtiſch und zugleich wieder ein freilich nicht durchweg gültiges Charakteriſtikum des modernen Geiſtes überhaupt: ihre völlig rationaliſtiſche Haltung. Sie teilt dieſen Zug mit ihrem Todfeind, dem Kapitalismus, der Welt und Menſchen überhaupt nur als ein kaltblütig zu löſendes Rechenexempel anſieht. Daß derſelbe Geiſt die Welt der Technik beſeelt, iſt klar. Von ihm ſind ebenſo die Naturwiſſenſchaften beherrſcht, und ohne Zweifel haben ſie ihm allein die immenſen Fortſchritte zu danken, die ſie gemacht haben. Mit der Vernunft meinen manche heute die Welträtſel gelöſt zu haben. Dieſer Geiſt iſt es geweſen, an deſſen Durchdringen wir überhaupt den Beginn der eigentlichen Neuzeit knüpfen mußten. Und wie auf das Gefühl von der Allmacht der menſchlichen Vernunft die ſubjektive Haltung des modernen Einzelmenſchen zurückgeht, ebenſo wie die vor keiner Autorität Halt machende Kritik, ſo iſt dieſem Gefühl ebenſo die die moderne Zeit wie ſchon die Aufklärung (vgl. S. 428 f.) charakteriſierende Idee der immer höheren Entwickelung der Menſchheit aus eigener Kraft zuzuſchreiben, die ſo viele beglückende und treibende Idee des Fortſchritts. Er ſoll das Ziel der Wiſſenſchaft ſein, die ja bereits ſo viel zu ihm beigetragen hat, ihm ſoll der Staat, die Gemeinde, der Einzelne dienen. Das Bewußtſein des Fortſchritts gegenüber der Vergangenheit iſt gerade in unſerer Zeit mit ihren glänzenden Errungenſchaften, wie ſie oben geſchildert worden ſind, beſonders lebendig. Aber immer wieder muß betont werden, daß dieſe Errungenſchaften doch im weſentlichen äußere ſind. Von einer geiſtigen Größe unſerer Zeit kann trotz ihrer Selbſtgefälligkeit keine Rede ſein.

Ohne Zweifel iſt aber mit dem gewaltigen wirtſchaftlichen Aufſchwung Deutſchlands und dem größeren und allgemeineren Wohlſtand eine außerordentliche Steigerung der Lebenshaltung verbunden geweſen, ganz abgeſehen von dem immer zunehmenden Luxus der Reichen; gerade die niederen Klaſſen haben, wie wir eben ſahen, an dieſer Steigerung ihren erheblichen Anteil. Freilich hat die neue Zeit auch viele Nachteile in dieſer Beziehung im Gefolge gehabt — es ſei etwa auf die durch äußeren Prunk nicht behobenen Unannehmlichkeiten vieler großſtädtiſchen Mietswohnungen verwieſen. Die Vorfahren hatten doch trotz dürftigerer Verhältniſſe manches, was wir heute entbehren, und erhielten anderes leichter und billiger. Man darf endlich den Wert der Einfachheit an ſich nicht vergeſſen. Es iſt falſch, auf das früher im höheren Bürgerſtande verbreitete Streben nach möglichſter Billigkeit mitleidig herabzuſehen. Es fragt ſich, ob der kapitaliſtiſch erzogene und geſinnte Teil der heutigen Beamten und Offiziere dasſelbe leiſtet und leiſten kann wie die einfache und ſparſame frühere Generation.

Das führt uns auf die Schattenſeiten der neuen materiellen Kultur, die ſchon in den ſozialen Verhältniſſen hervortraten, wozu man weiter noch die geringere Sicherheit der wirtſchaftlichen Exiſtenz vieler Menſchen fügen könnte. Man kann aus der Induſtrie- und Verkehrskultur aber auch unmittelbare Schädigungen herleiten: die Zerſtörung der Naturſchönheit (vgl. S. 22), die Verpeſtung der Luft durch giftige oder widerliche Ausdünſtungen, die allgemeine Rauchplage, die Verunreinigung der Flüſſe und Bäche durch Abwäſſer, den Lärm der Maſchinen, der die Nerven ruiniert, dazu Tod und Verderben, wie ſie der geprieſene Verkehr bringt. Immer kühnere Leiſtungen und Erfindungen, aber auch größere Gefährdung von Menſchenleben, immer maſſenhaftere Ausnutzung der Verkehrsmittel und immer geſteigerte Schnelligkeit, aber gleichzeitig Häufung von Kataſtrophen. Welche Opfer fordert die Eiſenbahn, das Dampfſchiff und ſelbſt die Straßenbahn! Automobile, mit echt moderner Herzenshärte oft rückſichtslos geführt, bringen Unheil den Unbeteiligten wie den Beteiligten. Mit der Gewalt der ausgenutzten Kräfte hebt ſich die Schwere der Kataſtrophen, wenn die Beherrſchung jener verſagt oder gehemmt wird. Auf der anderen Seite iſt die Kühnheit und Todesverachtung der Menſchen, wo es die Erreichung neuer Ziele gilt, wahrhaft bewundernswert — das zeigt die Eroberung der Luft durch Luftſchiffe und Flieger. Die Maſſe der Unfälle hat überdies ein eifriges Streben hervorgerufen, die immer weiter fortſchreitende Technik auch zur Verhütung derſelben zu benutzen, wie man ebenſo jenen anderen Plagen wohl mehr und mehr zu Leibe gehen wird. Ferner ſtehen den Schädigungen durch die erwähnten Begleiterſcheinungen der modernen Kultur ihre ſegensreichen Errungenſchaften auf dem Gebiet gerade der öffentlichen Hygiene gegenüber. Überhaupt ſcheint ſchon der Kulturfortſchritt an ſich, wie man neuerdings ſtatiſtiſch nachzuweiſen verſucht hat, eine längere Lebensdauer zu verbürgen.

Vorzugsweiſe nach der Schattenſeite liegen die Einflüſſe, die die neue Kultur auf den inneren Menſchen ausgeübt hat. Die hochentwickelte Ziviliſation gefährdet die Kultur. Zunächſt äußerte ſich der neu einſetzende Realitätsſinn, insbeſondere auch wieder der Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in jener geſunden Reaktion gegen das ältere ſchemenhafte, teilweiſe krankhafte literariſch-äſthetiſche Getriebe, weiter aber auch in einer Reaktion gegen alles Spekulative und auf das Allgemeine Gerichtete. Das traf namentlich die metaphyſiſche Philoſophie, die ſeitdem dauernd im Anſehen geſunken iſt. Keineswegs kam aber die deutſche Philoſophie um allen Einfluß. Anders freilich als der das ganze deutſche Geiſtesleben der vormärzlichen und teilweiſe auch noch der ſpäteren Zeit philoſophiſch beſtimmende Hegel wirkte der Philoſoph für Weltleute, Artur Schopenhauer, der Feind der Univerſitätsphiloſophie, der Vertreter einer peſſimiſtiſchen Weltanſchauung. Eben dieſe ſchlug ein, durch die Zeitumſtände, die unerquickliche Stimmung eines Übergangszeitalters begünſtigt, nicht das philoſophiſche Syſtem Schopenhauers, das in der Fachphiloſophie aber ſchließlich doch nachwirkte. In ähnlicher Weiſe kam dann die Weltanſchauung Nietzſches, der, urſprünglich von Schopenhauer beeinflußt, ſpäter gerade eine optimiſtiſche Reaktion gegen den Peſſimismus darſtellte, offenen und latenten Regungen und Empfindungen vieler entgegen. Der Mann von Geiſt und ariſtokratiſchem Gefühl erhob ſich gegen die gleichmacheriſche demokratiſche Zeitgeſinnung. Aber der Verfechter des unbedingten Herrenſtandpunktes im geiſtigen Gewande des modernſten Subjektivismus kam nicht nur zum enthuſiaſtiſchen Preiſe des Rechts des heroiſchen Individuums zur Macht, ſondern auch zur völligen Negierung der alten zwingenden Autorität der Menſchheit, des Chriſtentums und ſeiner Sklavenmoral.

Mit jener Mißachtung der tranſzendentalen Philoſophie ging eine einſeitige Betonung des Wertes der exakten Wiſſenſchaften parallel. Man kam vielfach zu rein materialiſtiſchen Anſchauungen, was ja wieder zu dem Aufſchwung der materiellen Kultur paßte. Gegenüber der Entwickelung der Geologie, Phyſiologie und Biologie wie den Erfolgen der Phyſik und Chemie erſchienen die Geiſteswiſſenſchaften rückſtändig, vor allem auch die klaſſiſche Philologie, während man der aufblühenden modernen Philologie immerhin praktiſchen Wert beimaß. Die Antike, bisher bei allen Wandlungen ihrer Auffaſſung und trotz ihrer wiederholten Bekämpfung ein Hauptelement des Geiſteslebens, ward mehr und mehr zum reinen Objekt hiſtoriſcher Forſchung und Betrachtung. Dahin ſchwand nun das neugriechiſche harmoniſche Humanitätsideal, das noch in der Zeit der preußiſchen Erhebung im Anſchluß an ſeine Adoption durch die Univerſitäten zur Reorganiſation des „Gymnaſiums" geführt hatte. Gegen das Übergewicht der klaſſiſchen Sprachen im Unterricht erhob ſich eine immer ſtärkere Oppoſition; die Betonung der „Realien", die ſchon im 17. Jahrhundert eingeſetzt hatte (vgl. S. 355), gewann in den Anforderungen der neuen Zeit einen ganz anderen Rückhalt. Der Kapitalismus wie die Technik förderten nicht nur den einſeitigen Intellektualismus und Rationalismus (vgl. S. 488), ſondern auch den Amerikanismus, den Utilitarismus. Aber Induſtrie und Technik ziehen nun durch ihre Bedeutung überhaupt die Intereſſen der geiſtig Begabten ſtark an und entfremden ſie den idealen Zweigen des Geiſteslebens: es ſind nicht immer mehr die beſten Köpfe, die dieſen ihr Leben weihen, und das erklärt die neuerdings geringere Höhe der Leiſtungen auf dieſen Gebieten. Dazu trägt aber auch die moderne, an ſich vielfach förderliche Spezialiſierung der Wiſſenſchaften bei, das Zurücktreten der allgemeinen Ideen und Ziele. Es iſt auch eine Art Einfluß des techniſchen Geiſtes, der ſich in dieſer Entwickelung äußert. Der Gelehrte iſt heute nur allzuoft ein Techniker, ſtolz auf ſeine Methode und Routine, die auch vulgäre Geiſter zu Anſehen und Ehren bringt. Dem entſpricht die übertriebene Wertſchätzung des Formalen. Dazu kommt nun eine äußere Beeinträchtigung der alten Rolle der Univerſitäten durch die berechtigten Anſprüche der Technik auf eigene Bildungsorganiſationen. Man kam weiter überhaupt zur Degradierung deſſen, was man früher Bildung nannte. Der Glaube an die Allmacht der Wiſſenſchaft iſt freilich groß, aber das Jagen der Theorien, der raſche Wechſel der wiſſenſchaftlichen Moden haben auch wieder zu Mißtrauen und Zweifel, zur Intereſſeloſigkeit geführt. Gelehrte Bildung gilt jedenfalls vielen als durchaus unfruchtbar. Die alten akademiſchen Würden ſind heute auch ſtark entwertet.

Anderſeits geht nun aber die Zeit, wie erwähnt, darauf aus, „Bildung" in Maſſe durch Vorträge, Büchereien, billige Literatur zu verbreiten. Unendlich iſt die Zahl der Schriftſteller, auch der ſchriftſtellernden Gelehrten gewachſen. Vor allem iſt die Zeitung ihre Domäne. Aus ihr ſtrömt denn auch eine Fülle von Belehrung oder geiſtiger Unterhaltung tagtäglich in das alles verſchlingende Publikum. Aber iſt damit wirklich für den inneren Menſchen viel gewonnen? Die Bildungsverbreitung, ſoweit ſie nicht nur Geſchäft iſt, verfolgt auch zum guten Teil lediglich jene weſentlich praktiſchen, heute in der theoretiſch demokratiſchen Zeit viel ſtärker geförderten Ziele der einſtigen Aufklärung. Dieſen Zielen iſt heute vor allem das niedere Volk zugetan, das ja überhaupt Strömungen, die von den oberen Schichten ſpäter zu ihm durchſickern, länger bewahrt, wie lange z. B. die Sentimentalität. Auch die jetzt in der Maſſe verbreitete Unkirchlichkeit iſt nur ein verflachter und verallgemeinerter Abklatſch der einſt bei den Gebildeten überwiegenden Stimmung, die ihrerſeits neuerdings zum guten Teil einer wiedererwachten, manchmal freilich nur modiſchen Religioſität gewichen iſt. So iſt die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, ſchon im Bürgertum zur Halbbildung verflacht, in noch oberflächlicherer Form in die Maſſe eingedrungen. Keineswegs fehlt es dieſer aber an wirklichem inneren Bildungsdrang, dem jene neueren Volksbildungsbeſtrebungen doch auch wieder entgegenkommen. Freilich iſt dieſes im niederen ſtädtiſchen Volk zum Teil durch die Sozialdemokratie verbreitete Streben nach höherer Bildung durchaus nicht volkstümlich gefärbt. Im Sinne des echten Volkstums iſt ja die Sozialdemokratie überhaupt keine Volkspartei, ſondern eine radikale moderne ſtädtiſche Kulturpartei rationaliſtiſch-dogmatiſchen Charakters. Ihre „Kultur" iſt die techniſch-wirtſchaftliche

Kultur, und ſo geht auch die Intereſſenwelt der ſtädtiſchen Maſſe ihrer Betätigung entſprechend meiſt, nicht immer, in der techniſch-induſtriellen und in der materiellen Sphäre auf. Der intellektualiſtiſche Charakter der modernen Kultur im Zuſammenhang mit den imponierenden Erfolgen der Naturwiſſenſchaft hat anderſeits jenen überhaupt für die moderne Zeit bezeichnenden Glauben an die Allmacht des Wiſſens beſonders auch in den niederen Klaſſen nach anfänglicher Verſtändnisloſigkeit lebendig werden laſſen und ſie vor allem mit einem unbegrenzten Reſpekt vor dem Wiſſen und mit gewaltigem Eifer, es zu erringen, erfüllt. Freilich herrſcht auch im Volke meiſt die heute in den oberen Klaſſen überwiegende praktiſche Auffaſſung der zu erlangenden Bildung, des äußeren Könnens als Mittel guten Fortkommens wie die Schätzung nur der „nützlichen“ Wiſſenſchaften. Die Mißachtung z. B. der hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe iſt ſehr bezeichnend. Die Abneigung gegen tiefere Geiſtesbildung entſpricht im übrigen der herrſchenden materiellen Kultur, die, wie einſt im 15. und 16. Jahrhundert, weit eher künſtleriſche Intereſſen fördert, wie auch die Muſik, zumal nachdem ſie ſinnlichere Formen angenommen hat, zur Lieblingskunſt geworden iſt.

Freilich die große Zeit der deutſchen Muſik iſt dahin. Auch im 19. Jahrhundert war wiederum ein gewaltiger, in der Größe ſeines Stils unerreichter Meiſter dieſer echt deutſchen Kunſt aufgetreten, Richard Wagner, in gewiſſem Sinne noch von der Romantik beeinflußt, anderſeits der Vater der „modernen“ Muſik, inſofern wieder der Genius, der ſeiner Zeit zu künſtleriſchem Ausdruck verhalf, aber dennoch kein Freund der modernen Kultur, dieſer „Lügengeburt der mißleiteten Menſchheit“, einer Kultur, von der er für die von ihm erſehnte wahre deutſche Kunſt kein Heil erwartete. Auch für die bildenden Künſte hat ſie nicht das Heil bedeutet. Sie erfuhren vielmehr ſtark ſchädigende Einflüſſe des modernen Zeitgeiſtes. Die in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus achtbare Kunſtpflege (vgl. S. 469) wurzelte noch im Leben; man beſaß ferner einen ererbten Geſchmack und immer noch gute techniſche Tradition. Bereits hatte eine wirklich deutſche Kunſt zu erblühen und zu erſtarken begonnen, war indes durch die kalte, fremde, neoklaſſiziſtiſche Richtung, die zur „offiziellen Kunſt“ wurde, zurückgedrängt worden. Dann aber kam das Zeitalter der Induſtrie, der Maſſenfabrikation, des Erſatzes echten Materials durch Surrogate, der Scheinſucht, die mit billigem Talmi Echtes vortäuſchen wollte. Die fortſchrittsbegeiſterte Zeit verurſachte Unruhe und Neuſucht und dieſe wieder ein Abſchneiden auch der letzten ſpärlichen Tradition. Bei dem Mangel an ſchöpferiſcher Kraft kam man ſo zu einem Durchhetzen durch alle Stile der Vergangenheit. Das mit dem wirtſchaftlichen Aufſchwung und dem oft raſch erworbenen Reichtum ſich einſtellende Protzentum führte zugleich zu einer widerlichen und geſchmackloſen Prunkſucht, der dann eben gewiſſe frühere Stile beſonders willkommen waren. Heute iſt man wieder, trotz allen Strebens nach einem neuen Stil immer noch nicht eigenartig geworden, bei dem Punkt, bei dem voreilig die Entwickelung unterbrochen wurde, angelangt, beim Biedermeierſtil, wenigſtens kein ungeſundes Zeichen. Man ſucht dieſen Stil auch, dem neuen Reichtum gemäß, gediegener zu geſtalten; ſeine Einfachheit kommt anderſeits dem Streben nach kühler Sachlichkeit, in dem Baukunſt und Kunſtgewerbe neuerdings in Reaktion gegen die übliche unſolide Aufmachung das Heil ſuchen, entgegen. Jener moderne Geiſt der Technik ſchließlich kann gerade dem Künſtler nichts ſchaden. Große Künſtler ſind ſelten zugleich Menſchen von großer geiſtiger Bedeutung geweſen: ſie waren vor allem gute Techniker. Der Deutſche iſt im übrigen für die bildende Kunſt im ganzen zu wenig formal begabt, zu geiſtig, zu innerlich.

Nichts hat nun unter dem rationaliſtiſchen, techniſchen Geiſt unſerer Zeit mehr gelitten als eben das Innenleben. Eine neue Periode der Äußerlichkeit iſt angebrochen: man hat mit Recht von einer Verödung des Gemüts geſprochen, zu der die an ſich berechtigte Reaktion der realen Kräfte gegen den einſeitigen Idealismus, gegen das übertrieben gepflegte Gefühlsleben geführt hat. Der Rückſchlag bedeutete eben auch ein neues Ausſchalten des Gemütes, des Herzens. Der praktiſch-induſtrielle Erwerbsgeiſt der Zeit arbeitete in gleicher Richtung. Rückſichtsloſigkeit und Brutalität brachte der wirtſchaftliche Konkurrenzkampf, die Haſt des neuen Erwerbslebens mit ſich. Der ſmarte Geſchäftsmann nennt ſich Realpolitiker. Denn Realpolitik iſt auch ſonſt das Ideal geworden. Die kriegeriſchen Großtaten Preußens und Deutſchlands ließen viele unter Geringſchätzung von Ideenkram und Sentimentalität die äußeren Erfolge als allein wichtig anſehen. Nun ſtanden die Doktrinäre und Profeſſoren von 1848 als Schwätzer da. Auf den gewaltigen Bismarck beruft ſich eine neue Schule von kleinen Machtpolitikern, die in ihrer Weltenſtürmerei doch wieder nichts weniger als Realpolitiker, ſondern echte, idealiſtiſch geſinnte Deutſche ſind. Machtpolitik ſoll auch im Leben gelten. Die heute als erwünſcht bezeichnete korpsſtudentiſche Erziehung, die ſich überhebende, an beſtimmte Formen ſich klammernde, kühle Menſchen erzieht, iſt ſo äußerlich wie möglich. Zum Beherrſcher der wirklichen Welt, zum feſt und ſicher auftretenden Manne ſoll der früher ſchüchterne und linkiſche Deutſche nach engliſchem und amerikaniſchem Muſter werden: aber das Streben nach äußerem Schneid verdeckt nur allzuoft den inneren Unwert, und das neue Leben erzieht immer häufiger nicht Charaktere, ſondern charakterloſe Streber, denen das äußere Fortkommen mit bewährten Mitteln das einzige Ziel iſt. Eine Scheinſucht, gleich der im Zeitalter der Perücke, iſt aufs neue über die Menſchen gekommen. Aus deren Verkehr miteinander iſt anderſeits die frühere Höflichkeit und Rückſicht mehr und mehr geſchwunden (vgl. S. 472). Treibt dazu gleich der heutige Maſſenverkehr mit ſeinem Drängen und Haſten, ſo hält doch auch innerlich der moderne Menſch jene Formen für überwunden und rückſtändig. „Man“ iſt heute nur höflich gegen Leute, die einem nützen können, gegen alle anderen rückſichtslos. Aber die allgemeine Ellbogenpolitik geht weiter, man achtet auch der Freundſchaft und Kameradſchaft nicht, wenn es das Fortkommen gilt, man ignoriert neidvoll auch das hohe Verdienſt — das Geld nie — und ſchätzt nur Leute von eigenem Kaliber. Eine berechnende Lebensauffaſſung iſt allgemein geworden. Geradezu ängſtlich wird zumeiſt die charaktervolle Perſönlichkeit gefürchtet und gemieden.

Zu alledem trägt die einſeitige Wertſchätzung der wirtſchaftlichen Intereſſen und ihre alles beherrſchende Rolle bei. Muſik und Theater werden da häufig nur als ſinnliche Zerſtreuung nach haſtiger Arbeit angeſehen, von höherer Geiſteskoſt will man oft gar nichts wiſſen (vgl. S. 491). Aber dieſelbe Strömung hat dann auch zur Zurückdrängung der früheren rein politiſchen Ideale, deren Pflege man jetzt vielfach lächerlich findet, geführt. Dieſe politiſchen Intereſſen, die einſt die ſchöngeiſtigen verdrängten, und deren drohendes Übergewicht Schiller ſchmerzlich beklagte, ſind nun den noch viel ſtärker aufregenden, viel häßlichere Leidenſchaften weckenden wirtſchaftlichen Intereſſen gewichen, deren Verquickung mit der Politik dann wieder die wahrhaft Gebildeten von dieſer abſtößt, weil ſie nunmehr die großen Gedanken und Ideen vermiſſen läßt. Noch viel vergeblicher möchte heute ein Schiller die betörte Menſchheit von dem „beſchränkten Intereſſe der Gegenwart“, jetzt dem wirtſchaftlichen, zur „Fahne der Wahrheit und Schönheit“ zurückzurufen ſuchen. Eine wirklich politiſche Kultur ſcheint ſich aber in Deutſchland trotz der großen politiſchen

Errungenſchaften des 19. Jahrhunderts und der Gewinnung eines regen politiſchen Lebens überhaupt nicht entwickeln zu können. Wenn man die Abwendung von der Politik nicht nur, wie die Materialiſten, mit der wirtſchaftlichen Sättigung der Bourgeoiſie (während die Arbeiterklaſſe infolge ihres Drängens nach politiſcher Macht noch von einem lebhaften politiſchen Intereſſe beſeelt iſt), ſondern auch mit den letzten Konſequenzen des Liberalismus und Individualismus erklärt, die zur Negierung des Staates, ebenſo wie die Nietzſcheſche Philoſophie, führen, ſo überſieht man, daß die gleiche Wirkung in England und Frankreich doch nicht ſtatt hat: es muß doch an Deutſchland liegen. Einmal denkt die „Geſellſchaft" noch heute in Deutſchland vielfach unkonſtitutionell. Die Anſchauung von den „Kerls" im Reichstag iſt verbreiteter, als man denkt. Der deutſche Philiſter aber kennt überhaupt kein wirkliches Intereſſe am Staat, er weiß nichts Genaues von der Verfaſſung uſw.

Eine erfreuliche Erſcheinung bietet demgegenüber die Zunahme und kräftige Pflege des Nationalgefühls, die ja freilich der bei allen Völkern im 19. Jahrhundert erkennbaren Steigerung des Nationalitätsprinzips entſpricht, aber ſich doch zunächſt durch die kriegeriſchen Erfolge Preußen-Deutſchlands, durch die Begründung eines mächtigen Deutſchen Reiches erklärt. Das neue Nationalgefühl iſt nicht immer ſehr tief, aber es wurzelt jetzt wirklich im Volke, und wenn auch jene Pflege des nationalen Gedankens nur allzuoft reichlich äußerlich iſt, auch wohl mit ihm zuweilen politiſcher Mißbrauch getrieben wird, ſo hat ſich doch die Lebendigkeit der nationalen Idee oft genug in erhebender Weiſe gezeigt. Daß es auch bei uns zu chauviniſtiſchen Auswüchſen gekommen iſt, darf, wenn man die allgemein geſteigerte nationale Empfindlichkeit der heutigen Völker bedenkt, nicht wundernehmen. Auch die erfreulich gewachſene Schätzung des deutſchen Weſens, des Volkstums hat zu einer gewiſſen Überſpannung der germaniſchen Idee geführt. Außerordentlich feſt wurzelt heute der nationale Gedanke übrigens gerade auch bei den Fürſten. Es zeigt ſich, daß der Bundesſtaat, wie er 1871 geſtaltet wurde, die rechte deutſche Staatsform iſt, daß die völlige Unifizierung für Deutſchland nichts taugt und die deutſche Einheit durch den ſtaatlichen Individualismus nicht ohne weiteres gefährdet zu ſein braucht.

Man kann nicht ſagen, daß die neue wirtſchaftliche Kultur aller höheren, veredelnden Momente entbehrt. So hat die Arbeit, die jetzt zum Teil ja im Übermaß geleiſtet wird, einen noch moraliſcheren Charakter erhalten als früher. Das Bewußtſein des Schaffens und Arbeitens an ſich iſt jetzt für viele das erhebendſte Gefühl. Aber es wird teilweiſe wieder beeinträchtigt durch die Haſt, mit der viele Arbeit geleiſtet wird. Die Ruhe und die Behaglichkeit früherer Zeiten ſind dahin. Eben jener fieberhafte Erwerbsſinn, die heiße Konkurrenz, die Sorge um den kommenden Tag und die Unſicherheit des Daſeins im wirtſchaftlichen Leben, in dem häufig äußerſte Tätigkeit, fieberhafte Aufmerkſamkeit, größte Ausnutzung der Zeit vonnöten ſind, hetzen die Menſchen dahin. Und dieſe Haſt teilt ſich auch vielen mit, bei denen kein äußerer Zwang vorliegt. Selbſt das Vergnügen, die Unterhaltung wird zur haſtigen Arbeit, zum techniſchen Spezialiſtentum, zum Sport. Deſſen Pflege iſt im übrigen ein Zeichen des ſtark wachſenden engliſchen Einfluſſes, der auch unſere geſellſchaftlichen Sitten (Five o'clock tea) und Spiele (Football, Lawntennis) färbt und aus unſerer edlen Jagd eine ſportsmäßige Schießerei macht.

Jene Haſt des ganzen Lebens aber, die am meiſten bei den Amerikanern, den typiſchen Vertretern der modernen materiell-induſtriellen Kultur, ausgeprägt iſt, hat, verbunden mit dem Verkehrs- und Maſchinenlärm, dem Pfeifen, Ziſchen, Hämmern, mit der Schnelligkeit und dem vermehrten Gebrauch der Verkehrsmittel, mit der häufigen Änderung der Wohnung und auch des Wohnſitzes, mit jenem Kampf ums Daſein, endlich mit der ſtarken Genußſucht und der ewigen Jagd nach Neuem, auch das Nervenleben, vor allem bei der großſtädtiſchen Bevölkerung, außerordentlich beeinflußt, zum Teil ſicherlich ſchädlich, zum Hauptteil aber in der Richtung einer ſteigenden Anpaſſung der Nerven. Man kommt, wie man treffend bemerkt hat, von der Neuraſthenie allmählich zur Neuroſthenie. Immerhin ergibt ſich eine ſtarke Reizbarkeit und Empfindlichkeit, anderſeits ein Bedürfnis nach Anreiz der Nerven, das auch das geiſtige und künſtleriſche Schaffen und Genießen beeinflußt. Das muſikaliſche Ohr z. B. liebt nicht mehr das Schlichte, Ruhige, Getragene, ſondern das Komplizierte, techniſch Raffinierte, dabei den äußerſten Lärm der Inſtrumente ſowie eine das Innere gewaltſam erregende Stimmung.

Noch einen beſonderen Zug der modernen Kultur müſſen wir erwähnen, das ſtärkere Hervortreten der Frau. Um die Frauen und ihre geiſtige Hebung hatte ſich bereits das 18. Jahrhundert lebhaft bemüht (vgl. S. 384, 393), und ihr Einfluß ging bereits weit über das geſellſchaftliche Gebiet hinaus: gegenüber der einſtigen Mißachtung (vgl. S. 163f.) kam es zu einer Art geiſtiger Frauenherrſchaft (vgl. S. 400). In Frankreich gelangte man zur Zeit der Revolution zu grundſätzlichen Forderungen, zur Aufſtellung von Frauenrechten, und auch in Deutſchland trat damals als Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Frauen Theodor von Hippel auf. Dergleichen hatte zunächſt keine Folgen. Aber die tatſächliche Rolle der Frau blieb auch im 19. Jahrhundert ſehr groß. Sie äußerte ſich um 1820 in enthuſiaſtiſcher Anbetung von Sängerinnen und Tänzerinnen, dann im Kultus geiſtreicher Frauen, wie Bettinas und der Rahel, weiter in der Menge der Schriftſtellerinnen der dreißiger Jahre wie in der ſich damals leicht ergebenden Beteiligung von Frauen an der Politik, aber auch in dem Gebaren der Emanzipierten der vierziger Jahre, die in Männertracht umhergingen, Zigarren rauchten und in Bierhäuſern kneipten. Das waren noch keine eigentlichen Frauenrechtlerinnen. Sie ſuchten nach dem Muſter der George Sand vielmehr die perſönliche Beſchränkung der Frau in Leben und Geſellſchaft zu bekämpfen. Aus der Gegenwart mit ihren wirtſchaftlichen und ſozialen Nöten heraus iſt aber die heutige Frauenbewegung erwachſen, vor allem aus den Nöten der Frauen der mittleren, zumal der gebildeten Schichten. Die einſtige ſtarke hauswirtſchaftliche Betätigung der Hausfrau wie der Töchter (vgl. S. 477) war dahin. Die Töchter waren berufslos. Die Schwierigkeiten der Exiſtenzſicherung wie die wachſenden Anſprüche in geſellſchaftlicher Beziehung minderten die Heiratsluſt der Männer. So mußten ſich die unbemittelten Töchter aus jenen Schichten ſelbſt Erwerbsmöglichkeiten erobern — in den unteren war die Frauenarbeit längſt hergebracht. Die Vorbedingung war eine geeignete Ausbildung, und hierfür geſchah ſeit der Mitte der ſechziger Jahre Bedeutendes durch eigene Organiſationen der Frauen. Weiter erſtrebte man mit Erfolg eine beſſere wiſſenſchaftliche Bildung der Mädchen und entſprechende Berechtigungen, um auch in die bisher den Männern vorbehaltenen höheren Berufe eintreten zu können. Gleichzeitig ging die Bewegung immer mehr auf das Grundſätzliche: man forderte die völlige Gleichberechtigung mit den Männern. Mit dem zunehmenden Drängen der Frauen in die Berufsarbeit wie mit der Betonung ihrer Selbſtändigkeit in der Welt erhielt aber das weibliche Geſchlecht zum Teil härtere, männliche Züge. Ganz äußerlich zeigt ſich das z. B. in der ſteilen und großen Schrift heutiger junger Mädchen gegenüber der früheren zierlichen, liegenden Frauenſchrift. Im ganzen trug die Bewegung ein ideales, aber auch ein allzu abſtraktes, wieder mit jenem einſeitig rationaliſtiſchen Zuge der Zeit zuſammenhängendes Gepräge. Daneben traten manche unerfreuliche und unerquickliche Erſcheinungen auf. Heute dringt die Erkenntnis durch, daß die bisherige Bewegung allzuſehr die weibliche Eigenart und damit die deutſche Familie, die ohne die Frau nichts iſt, gefährdete, und daß das rechte Ziel in der richtigen Abmeſſung der männlichen und weiblichen Arbeitsgebiete liegt.

Das Bild, das ſo von den Grundrichtungen der modernen Kultur entworfen iſt, möchte manchem in dieſem oder jenem Zuge heute bereits nicht mehr zutreffend erſcheinen: ſchon bereiten ſich Strömungen vor, die uns einer neuen Kultur zuzuführen ſcheinen. Aber auch an ſich bedarf dieſes Bild noch mancher Ergänzung. Man darf niemals einen beſtimmten Zeitcharakter zu einſeitig betonen. Immer gibt es Gegen- oder ſtille Unterſtrömungen. Alte, ſelbſt älteſte Elemente exiſtieren weiter, und ein plötzliches Zerreißen des Vorhangs zeigt oft, daß die alten Mächte keineswegs tot ſind. Es gibt z. B. trotz der Unraſt der Gegenwart auch noch idylliſche Menſchen, die ſehr viel Zeit haben. Das Neue ſiegt oft nur ſcheinbar. Das zeigt ſich ſelbſt im wirtſchaftlichen (vgl. S. 482), noch mehr im ſozialen Leben; weiter im geiſtigen Leben, wo naturwiſſenſchaftlicher Materialismus, Monismus, ſtärkere Kirchlichkeit, myſtiſcher Aberglaube (Spiritismus) nebeneinander gedeihen, in der Politik, wo Polizei- und Knebelgeiſt, intenſiver Reformdrang, Indifferenz und fanatiſcher Revolutionsgeiſt gleichermaßen bezeichnend ſind. Trotz der widerwärtigen Erſcheinungen ſittlicher Verwilderung namentlich in den Großſtädten bei hoch und niedrig iſt vielleicht doch von einer moraliſcheren Lebensauffaſſung weiter Kreiſe zu ſprechen als früher (vgl. S. 471). Auf dem Gebiete des Charakters haben wir neben der typiſchen Streberei und Grundſatzloſigkeit, neben dem Opportunismus der Politiker ſcharfe Betonung der eigenen Überzeugung, die freilich oft nicht lange vorhält, oft auch zum Unheil gereicht. Neben jener Herzenshärte gedeiht noch mit Doktrinarismus verſetzte Gefühlsweichheit, die die Verbrecher als Kranke ſchonen möchte und vom ewigen Frieden träumt. Sie ſteckt auch zum Teil in dem ſozialen Verſöhnungs- und Reformgeiſt, der im übrigen aber die natürliche Reaktion gegen jene ſozialen Schattenſeiten darſtellt und aus wirklichem ſozialen Empfinden der überzeugten chriſtlichen Kreiſe um 1840 herum geboren iſt. Die ſoziale Reformbewegung hat jetzt ſowohl den Staat wie weite Privatkreiſe ergriffen, und wenn ſie anfänglich zum Teil auch aus Furcht hervorgerufen worden iſt, wenn die ſoziale Betätigung zum Teil nur von äußeren Rückſichten (Orden- und Titelſucht) geleitet oder einfach Mode iſt, ſich anderſeits wieder überſchlägt, ſo zeugt das Ganze doch auch von einem unmodernen inneren Zug der Güte.

Aber die Mächte der Innerlichkeit erheben auch ſonſt wieder ihr Haupt. Wie wir es in der deutſchen Entwickelung immer wieder beobachten konnten, fordert jede herrſchende allgemeine Strömung nach einiger Zeit eine Reaktion heraus. Der Materialismus der Gegenwart weicht langſam einem neuen Idealismus. Schon glaubt man dieſem gegenüber mahnen zu müſſen, bei aller berechtigten Zurückdrängung der allzu ſtarken Erwerbsintereſſen die materiellen Güter nicht zu ſehr zu unterſchätzen. Gegenüber dem nivellierenden Maſſengeiſt, der Herrſchaft der Technik, Methode und Routine, kurz gegenüber der Zerſtörung des Perſönlichen gibt ſich das brennende Sehnen nach einer Perſönlichkeitskultur immer deutlicher kund. Gegenüber dem Spezialiſtentum regt ſich wieder der deutſche Drang nach Univerſalität. Gegenüber dem allzu ſelbſtbewußten Intellektualismus wird man ſich wieder der Unerklärlichkeit der „Welträtſel" bewußt. Das Irrationale gewinnt wieder an Geltung. Das von der materiellen Kultur unbefriedigte innere Bedürfnis hat ſchon längſt eine

Wiederbelebung des religiöſen Geiſtes hervorgerufen, wenn auch das ſtarre Feſthalten der Kirche am Dogma eine Verſöhnung vieler notgedrungen ungläubigen oder ſkeptiſchen Gebildeten mit ihr unmöglich macht. Für andere wieder wird die Kunſt zum Quell höherer beglückender Empfindung — davon wird noch die Rede ſein. Zu alledem kommt nun die kulturmüde Stimmung, die eine hochentwickelte Ziviliſation regelmäßig erzeugt, wie ſchon im Rom der Kaiſerzeit. Die Schattenſeiten, die wir oben an unſerem geprieſenen Zeitalter der Technik und Induſtrie objektiv kritiſch hervorgehoben, brachten manchen ſchon früh zu einer ſubjektiven feindlichen Gemütsſtimmung. Wie ſchon Wagner von „dem Induſtriepeſtgeruch ſtädtiſcher Ziviliſation" ſprach, ſo war Bismarck „am wohlſten" „weit weg von der Ziviliſation". Man empfindet heute jene Nachteile der techniſch-induſtriell-großſtädtiſchen Kultur immer allgemeiner. Man ſieht keine wirkliche Verbeſſerung, keine Verſchönerung des Daſeins, ſondern nur Einbuße. Man findet, daß dieſe Kultur trotz aller ihrer wunderbaren Leiſtungen dem Inneren keine befriedigenden Werte bietet, daß mit ihr eine innere Leere, ein Mangel an Freude und echtem Leben, auch an Freiheit verbunden iſt. Man ſehnt ſich nach der innerlich geſichert erſcheinenden Welt der Vorfahren. Insbeſondere die Zeit unmittelbar vor dem Hereinbrechen der modernen Kultur, die, vom Glanz der Klaſſiker und Romantiker noch beſtrahlt, anſcheinend harmoniſche Menſchen in altväteriſcher Ruhe das Leben genießen und zierlich geſtalten ſah, erſcheint vielen in freilich falſchem idealen Licht.

Aber vor allem iſt für dieſe Strömung der zumeiſt aus der inneren Bedrückung hervorgehende Zug zur Natur charakteriſtiſch, der im Grunde die Abſage an die moderne Kultur bedeutet. Gewiß beruht er zum Teil auf jener Überſättigung, auf der Blaſiertheit reicher Kreiſe, die immer neue Reize ſuchen muß, um die innere Leere auszufüllen. Gewiß iſt er anderſeits eben durch die modernen Mittel des Verkehrs begünſtigt worden, die das Reiſen, die Sommerfriſche weiteſten Kreiſen ermöglicht haben, und gewiß zeigt auch die damit gegebene demokratiſch-plebejiſche Färbung des Ganzen nur die Fortſetzung des ſonſtigen Stumpfſinnes auch auf Reiſen (Trinken, Skatſpielen, Anſichtskartenſchreiben): aber er bleibt trotz alledem ein Zeugnis des Wandels. Man empfindet vor allem immer ſtärker, wie die Großſtadt, die ihre Bewohner wegen des teuren, zum Spekulationsobjekt gewordenen Grund und Bodens in hohen Steinhäuſern zuſammenpfercht, die Menſchen der Natur entfremdet. Zuerſt in dem induſtrieſtaatlichen England lernte man wieder die Ruhe des Landes, die Geſundheit der Landluft, die wohltätigen inneren Einflüſſe der ländlichen Umgebung, die feinere, auch den künſtleriſchen Sinn fördernde Kultur des eigenen Hauſes, des Landhauſes ſchätzen. Dieſe immer ſtärkere, dem bisherigen Zuge in die ſteinerne Stadt entgegengeſetzte Flucht aufs Land, die Freude auch des kleinen Mannes an irgendeinem Stück Acker oder Garten, die Betonung des Heimatlichen, der Bodenſtändigkeit in Kunſt und Literatur, die Reformbewegung in der Tracht, die oft freilich mißverſtandene, meiſt von Laien gepredigte naturgemäße Lebensweiſe, dies und anderes zeugt von der Sehnſucht nach der Natur. Mit ihr hängt auch die neuere Bewegung gegen die Zerſtörung der Natur durch die techniſch-induſtrielle Kultur (vgl. S. 26) zuſammen. Wieder in England hat man zuerſt danach geſtrebt, die Schönheiten der heimiſchen Natur vor weiterer Minderung zu bewahren. Dieſe beinahe international gewordene Forderung des Heimatſchutzes hat nun beſonders in unſerem Vaterland gezündet. Aber die Bewegung erſtreckt ſich nicht nur auf die Erhaltung der Naturdenkmäler, etwa charakteriſtiſcher Baſaltkuppen oder Felsbildungen, die durch Steinbrüche gefährdet werden, oder der Reſte beſtimmter Landſchaftsformen (Bruch, Heide uſw.), nicht nur auf die Wiederbelebung der durch die Verkoppelung und die „rationelle“ Wirtſchaft nüchtern geſtalteten ländlichen Fluren (vgl. S. 15) durch Buſch und Hecke, nicht nur auf den Schutz des ebenfalls unter dem Nützlichkeitsprinzip leidenden Waldes, ſondern auch auf den Schutz der geſchichtlichen Heimat, auf die möglichſte Erhaltung des alten Stadtbildes, das moderne Verkehrsrückſichten arg geſchädigt haben, der alten Tore, Mauern, Bauten, die früher allzu eilfertig niedergeriſſen wurden, ebenſo auf die Erhaltung und Erneuerung des deutſchen Dorfes mit ſeinen landſchaftlich charakteriſtiſchen, alſo naturgemäßen Häuſern, die zum Teil ſchon vor der kahlen, einförmigen ſtädtiſchen Proletarierbauweiſe zurückgetreten waren. So verbindet ſich in der Bewegung mit der Sehnſucht des Kulturmenſchen nach der Natur ein neuerwachter Sinn für unſere Vergangenheit, der zum Teil wieder romantiſche Züge annimmt, aber auch jener überall zu ſpürende Aufſchwung nationalen Fühlens (vgl. S. 493), der hier die alte Liebe zur deutſchen Heimat, zum deutſchen Boden neubelebt, endlich ein Erſtarken künſtleriſchen Geiſtes, der unſeren Vorfahren in höherem Grade zu eigen war.

Nimmt man hinzu, daß der Zug zur Natur ſelbſt auf ein äſthetiſches Empfinden mit zurückgeht, ſo könnte die Meinung mancher, daß ein neues äſthetiſches Zeitalter anbreche, an Wahrſcheinlichkeit gewinnen. Ohne Zweifel durchdringt z. B. der Sinn für Form und Farbe jetzt mehr und mehr die kunſtgewerbliche Tätigkeit bis zum Reklamebild herab. Es iſt nicht mehr ganz ſo wie zu Riehls Zeiten, der meinte, daß wir nicht in einem künſtleriſchen, ſondern in einem kunſtgelehrten Zeitalter lebten. Aber es iſt alles doch nur vereinzelt. Jene Erſcheinung im Kunſtgewerbe iſt zum guten Teil äußerlich, künſtlich gefördert. Vor allem, die heutige Kunſt hat trotz all ihres Strebens keinen wirklichen Boden in der Nation. Sie entbehrt des Stils, weil die ganze Nation eines gemeinſamen höheren Fluidums entbehrt, das nach entſprechender ſelbſtverſtändlicher Formgebung drängt. Der modernen Kunſt, dem Produkt der modernen Nervenkultur, die feiner, raffinierter empfindet, feiner, zugeſpitzter ſieht, die zugleich eine durchaus aus dem materiellen ſtädtiſchen Milieu erwachſene nervöſe Sinnlichkeit zeigt, mangelt es auch, was ſich ebenſo in der Muſik, in der Literatur kundgibt, an urſprünglicher Kraft zu wirklich großen Schöpfungen. Immerhin geht durch die neue, im Gegenſatz zu den rechnenden und weltzufriedenen induſtriellen, beamteten und gelehrten Banauſen ideal fühlende, durch und durch ſubjektiviſtiſche, ariſtokratiſch angehauchte Generation ein Drang, aus dem modernen Leben und Empfinden auf Grundlage einer verfeinerten Auffaſſung der Natur, in voller Würdigung einer höheren geiſtigen Bildung, in eifrigem Konnex mit dem wiſſenſchaftlichen Streben, überall auf die organiſchen Kräfte zu gehen, ein neues, äſthetiſch gerichtetes Menſchengeſchlecht erſtehen zu laſſen.

Aber werden wir ſo eine wirklich deutſche Kultur gewinnen? Sie iſt die Sehnſucht vieler heutigen Deutſchen, wie von einer ſolchen ſchon Richard Wagner erfüllt war. Neben jener Kulturmüdigkeit einerſeits, dem kurzſichtigen Kulturſtolz, wie herrlich weit man es gebracht habe, anderſeits gibt es heute einen regen Kultureifer, hervorgegangen aus dem Empfinden, daß den Deutſchen an einer wirklichen nationalen Kultur noch manches fehle. Zu ihrer Gewinnung genügen nicht die wirtſchaftlichen und materiellen Errungenſchaften, nicht die Höhe der Technik und Induſtrie: dazu gehören innere Faktoren. Die großen Kulturtaten werden immer nur von einzelnen Genies vollbracht, und nicht gering iſt die Zahl der deutſchen Kulturheroen. Durch ſie iſt der einſtige Ruf der Deutſchen als Barbaren der Bewunderung gewichen, die das Ausland den Leiſtungen der Deutſchen in Muſik, Dichtung und Wiſſenſchaft und nun auch auf den realen Gebieten des Lebens hat zuteil werden laſſen müſſen. Aber die Höhe eines Kulturvolkes iſt auch nach der Geſamtkultur zu beurteilen, nach dem Maße, wie weit die Kultur auf der Eigenart des Volkes beruht, und wie weit ſie das Volk durchdringt. Kein Zweifel, daß höhere Kultur immer nur auf einen Teil des Volkes beſchränkt bleiben wird, bei Franzoſen und Engländern ſo gut wie bei uns Deutſchen, kein Zweifel, daß bildungsfeindliche und bildungsunzugängliche Elemente in jedem Kulturvolk in großer Zahl vorhanden ſind, nicht nur in den niederen Schichten, kein Zweifel anderſeits, daß in der allgemeinen elementaren Volksbildung Deutſchland jenen ihm einſt überlegenen großen Kulturnationen ſogar voranſteht, was freilich für eine wirkliche Volkskultur nicht allzuviel beſagen will: aber in einer Beziehung zeigt das deutſche Volk gegenüber den Franzoſen und Engländern und ſelbſt den Holländern oder Dänen ein entſchiedenes Manko. Ihm mangelt ein höherer Lebensſtil. Mag ſein, daß die in dieſem Buch oft hervorgehobene Innerlichkeit der Deutſchen und die oft allzu einſeitige Pflege der idealen, der geiſtigen Kultur der Pflege einer Lebenskultur widerſtreben. Ohne Zweifel iſt auch, wovon in dieſem Buche ebenfalls oft die Rede war, die künſtleriſche Ader des Deutſchen, ſein äſthetiſches, ſein Formempfinden — von der echt deutſchen Kunſt der Muſik iſt hier nicht die Rede — nicht ſo ausgebildet wie bei anderen Völkern, was übrigens gegen jene äſthetiſchen Kulturpolitiker ſpricht. Und drittens widerſtrebt der Individualismus der Deutſchen der „ſoziablen" Art der Franzoſen und der Gleichförmigkeit der Engländer, läßt ihn in der geſellſchaftlichen Kultur meiſt nur den läſtigen Zwang ſehen. Jedenfalls geht den Deutſchen von jeher die Grazie ab; die Vernachläſſigung der Formen auch im Äußeren, in der Kleidung, iſt beinahe Tradition bei den Deutſchen, und gerade deshalb ſtehen ſie auch heute noch bei jenen Völkern wenigſtens im Rufe halber Barbaren. Die Erkenntnis dieſes Mangels hat die Deutſchen wiederholt zur Anpaſſung an den Lebensſtil jener feiner geſitteten Nationen mit ihrer älteren, wirklich national gewordenen Kultur geführt, auch zur bloßen Nachahmung, vor allem der franzöſiſchen Geſellſchaftskultur, während man ſich heute mehr der engliſchen nähert. Das iſt ein falſcher Weg: aus der Eigenart eines Volkes kann allein ſein Lebensſtil herauswachſen. Einen gewiſſen traditionellen Lebensſtil hat freilich der Deutſche, aber er iſt nicht der feinſte und weſentlich aufs Materielle und „Gemütliche" gerichtet. Vielleicht mag ein deutſcher Lebensſtil aus dem heute ſtark überwiegenden militäriſchen Geiſt der Nation einigen Nutzen ziehen: aber die Hauptſache muß doch die innerliche Art der Deutſchen bleiben. Der höhere deutſche Lebensſtil wird kommen, wenn wir ein dem ganzen Volk gemeinſames Kulturideal beſitzen werden. Möge es eine nahe Zukunft erſtehen laſſen.

Regiſter.

II = Band II; Ziffern **ohne** Zuſatz einer römiſchen Zahl bezeichnen Band I. Hauptſtellen in längeren Zahlenreihen ſind **fett** gedruckt.

Aachen 90. 119. 148. 153. 168f. 215. 411; II 35. 90.
Abälard 355. 357. 359. 361; II 194.
Abbt, Thomas II 409. 412.
Abendmahl 259.
Aberglaube 193f. 303. 423f.; II 349. 410.
— Kampf gegen den II 361. 383.
Abgaben 108. 122. 138. 142. 165f. 174f. 180. 389ff.; II 68. 141ff. 158. 267. 322. 332; ſ. auch Lieferungen.
— fixierte 273f. 276. 278.
Abhängige Leute 102. 106. 122f. 161ff. 166. 177. 180. 186f. 212f. 267. 388.
Abhängigkeitsverhältniſſe 76. 85. 95f. 100. 105. 138; II 141ff.
— freiere 277. [448f. 459.
Ablaß 373; II 195. 207. 211.
Abort 181. [374.
Abraham a Santa Clara II 339f.
Abſchluß, wirtſchaftlicher, der Stadt 157. 170; II 32. 55. 69f. 74.
Abſchreibetätigkeit 239f.; II 171ff.
Abſolutismus II 9. 194. 272. 311. 321. 339. 402. 432. 437. 442f. 466.
Abſtraktionen, Freude an II 430.
Abt, Äbte 136. 204f. 250f. 272. 309. 416.
Abwanderung nach Oſten 388f.; II 1.
— vom Lande 277; II 142.
Ackerbau 3. 5. 7. 12. 15f. 28. 32. 38f. 54. 59. 68. 72f. 75. 80. 86. 138f.; II 25; ſ. auch Landwirtſchaft.
Ackerbauſtädte II 130. 448. 477.
Ackerfläche 11. 29.
— Wechſel der 9. 38.
Ackergeräte 39. 68. 141.
Addiſon II 383f. 386. 389. 395. 398.
Adel 24f. **52.** 206. 211. 251f. **267ff.** 277. 295f. 309. 318. 349. 374. 377. 394. 416. 418; II 79f. 87f. 93. 97f. 101. 127f. 132. **135ff.** 146. 149. 154. 162. 164. 177. 190. 224. 227. 230. 257. 261. 265. **268ff.** 306f. 314. 321. **324ff.** 341. 358. 363. 378. 410. **420.** 443. 458. 469. 484f.; ſ. auch Ariſtokratie, Hofadel, Landadel, Ritter.
Adel, Abſonderung ſeiner Wohnſitze 23f. 138. 148.
— Annäherung an das Bürgertum II 379. 391. 393. 420.
— Aufwand und Prunk 341ff.; II 267ff. 324ff.
— Beſetzung der Kirchenämter durch den II 205; ſ. auch Pfründen.
— Beſuch der Univerſitäten II 171. 248. 269. 325.
— Bevorzugung II 444f.
— Bildungsfeindlichkeit II 269.
— Eigenwirtſchaft II 139. 143; ſ. auch Eigenbetrieb, grundherrlicher.
— Einfluß des ritterlichen 382.
— Entſchuldung II 302f. 324.
— Erziehung, ſ. Kavaliererziehung.
— Exkluſivität 271; II 137. 268. 297. 330f. 444.
— Franzöſierung II 295. 420. 433.
— Frauen II 232. 329.
— Fürſtendienſt 319; II 136. 270.
— geiſtige Hebung II 357.
— — und literariſche Intereſſen II 172. 176. 325. 405. 420.
— Geldmangel II 479. [431.
— Gewalttätigkeit II 270.
— Handelsbetätigung, ſ. Handel.
— Hebung II 160. 222. 268.
— Herrenleben II 448.
— Hofdienſt, ſ. Hofdienſt.
— hoher 124.
— Italiſierung II 434.
— kriegeriſche Betätigung, Rückgang II 268f.
— Kriegsdienſte in der Fremde II 180. 293. 295. 328.
Adel, Kritik am II 384. 420.
— landwirtſchaftliche Betätigung II 139. 143. 269. 329. 448.
— Mangel an Lebensart II 420.
— Offiziersdienſt II 321. 324f. 440. [484.
— Privilegien II 324. 330. 438.
— Raubluſt 353; ſ. auch Raubritter.
— Kaufluſt II 328.
— ſoziales Übergewicht II 218. 303. 484.
— Staatsdienſt II 271. 325. 444f.
— ſtädtiſcher 405f.
— Tatenloſigkeit 354; II 269.
— Überhebung II 322. 329. 332. 384. 420. [329.
— Unbildung 237; II 163. 297.
— und Bauer, ſ. Gegenſatz von Adel und Bauer.
— und Bürger II 132. 137ff.
— und Fürſten II 132.
— und Kaufmann II 137. 420.
— und Kirche II 208f.
— verkommene Elemente II 328f.
— Verſchuldung, ſ. Verſchuldung.
— Vorurteilsfreiheit II 420. 456.
— wilde Sitten II 98. 139. 269.
— wirtſchaftliche Stärkung II 266.
Adelsſtolz II 328.
Adelsſucht der Bürger II 266. 329ff. 340.
Adelsverleihung II 438; ſ. auch Briefadel.
Aderlaß 249. 254; II 107. 112. 349. 446.
Affektiertheit II 401. 416. 419.
Agnus Dei II 198.
Agrariſche Geſamthaltung, ſ. Agrariſche Kultur.
— Haltung der Städte 159. 279; II 31. 48f. 450.
— Intereſſen 203.
— Kultur 12. 80. 86. 122. 137f. 145. 149. 160. 177. 186. 266. 405; II 156. 448. 477; ſ. auch Bauernkultur.

Agrarrechtliche Verhältniſſe, Reform der II 444. 449. 468. 478. 482.
Agricola, Rudolf II 164. 186ff.
Agrippa von Nettesheim II 164. 203. 232. 252. 370.
Akademie II 359. 407. 433.
Akziſe II 321. 444.
Alamodeſatire II 304. 335.
Alamodiſches Weſen II 303f. 369.
Albertus Magnus 330. 337. 355. 358. 362f. 368. 375; II 170. 202. 251.
Albrecht Achilles II 85. 125. 130f. 136. 184. 194. 270. 276. 315. 374.
— V. von Bayern II 229. 239. 256. 267. 281. 283. 289. 295.
— von Preußen II 230. 318.
Alchimie 367; II 203. 235. 251f. 279.
Alemannen 11f. 21. 42. 60. 68. 71ff. 77. 84ff. 118.
Alexander de Villa Dei II 162. 177. 190.
Alexandriner II 335. 343. 389.
Alkuin 90ff. 96. 228. 233f. 236. 239. 243.
Alleen II 20. 395f.
Allgemeine Ideen, Fähigkeit zu II 430.
Allgemeines Wohl, Betonung des II 443ff.
Alliteration 48. 112.
Allmende 11. 39. 80. 105. 141. 143f. 159. 277. 387; II 49. 142. 478.
Almoſen 260.
Almwirtſchaft 86.
Alpen 34; II 72. 396.
Alpengebiet II 1. 16. 200.
Altartafeln 221.
Amadisroman II 292. 294f. 325.
Ambras II 281.
Amerika II 485. 493.
Ammenwirtſchaft 348.
Amſterdam II 258. 260.
Amt 108; ſ. auch Erblichkeit.
Ämterkauf 260; II 441.
— kirchlicher 250f.; II 207.
Amtmann II 130. 136. 142. 267. 271.
Amtsfürſt 268.
Amtslehen 267ff.
Amulett II 198.
Anakreontiker II 396. 405. 422.
Anatomie II 252. 317. 327. 353.
Andreae, Val. II 224. 305. 354.
Äneas Silvius II 47f. 182ff. 192.
Angelſachſen 66. 72. 87f. 90. 93. 114. 126. 212. 224. 227. 242.
Angelus Sileſius II 358. 378.
Angenehm, Bezeichnung der erwünſchten Landſchaftsform II 395f.
Anger 22. 399. 413.
Anglomanie II 398. 413; ſ. auch Engliſche Kultureinflüſſe.
Ankleidezimmer II 367.
Anna von Sachſen II 277.
Annäherung der Stände II 379. 391. 393. 420f.
Anrede II 166. 342. 419.
Anſchauung II 418. 464.
Anſchauungsunterricht, kirchlicher, durch die Kunſt 370.
Anſelm von Canterbury 357. 359.
Anſpielung, gelehrte II 348. 357. 387.
Anſtand II 232.
Anſtandsbüchlein II 336.
Anſtandsgefühl, Schwinden 414; ſ. auch Grobianismus.
Anſtandslehren II 98f. 163.
Anſtandsregeln 248. 315. 317. 338. 349; II 166. 337.
Antike 111. 131. 136. 223. 248; II 171. 195. 221. 250. 351. 389. 395. 414. 417.
— Abwendung von der 369; II 252. 350. 354ff. 424.
— Auffaſſung der 257; II 423. 489.
— Kultus der II 182.
— Stellung des Mittelalters zur 93. 224ff. 257f. 357; II 178.
Antike Autoren 214f. 217. 232ff. 241ff. 246. 256ff.; II 170.
— Kultureinflüſſe 296f. 300. 302f. 306. 320. 324. 364f.; II 131. 468; ſ. auch Humanismus, Renaiſſance.
— Literatur 357f. 364.
Antikirchliche Stimmungen 262. 304ff.; ſ. auch Unkirchlicher Geiſt.
Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel II 323. 358.
Antwerpen II 66. 70. 259f. 263.
Apfel 5. 7. 16. 67f. 75. 140.
Apotheke II 113. 451.
Apotheker 284; II 89.
Araber 122; II 105.
Arabeske 299. 302.
Arabiſche Kultur 225.
— Kultureinflüſſe 136. 236. **296ff.** 356. 358. 364. 420; II 166. 198. 202f. 290.
— Münzen 171.
Arbeit 59. 74. 80. 99. 117. 279. 372; II 50. 119. 153. 155. 215. 481. 493.
— des Mannes 41; ſ. auch Arbeitsteilung zwiſchen Mann und Frau.
— landwirtſchaftliche und dergleichen, mißachtet 269. 271. 345.
— perſönliche II 54.
— Qualität 282.
— Weihe der 397.
Arbeiter II 323. 474. 482f. 486.
— ländliche II 478.
Arbeiterklaſſe II 493.
Arbeitſamkeit 296; II 452. 469.
Arbeitsdienſte, ſ. Fronden.
Arbeitskräfte, Mangel II 301. 324. 332.
Arbeitsluſt 385.
Arbeitsteilung 166.
— in der Verwaltung II 271.
— zwiſchen Mann und Frau 59. 160.
Arianismus 78. 87. 92. 126.
Ariſtokratie 52f. 85. 88. 95f. 100. 104. 107. 137; ſ. auch Adel.
— Macht 124ff.
Ariſtokratiſche Periode 219. 272. 292. 296. 309. 371. 375; II 311.
Ariſtokratiſcher Geiſt II 191f. 204. 423. 489. 497.
Ariſtokratiſches Äußere 335; II 331.
Ariſtoteles 234. 244. 257. 303. 358. 360f. 363; II 178. 189f. 203. 213. 250. 254. 353. 355f. 414.
Arithmetik 236.
Armband 164. 342.
Armbruſt 300. 322. 329; II 102. 133ff.
Armbruſter II 132.
Armbruſtſchützen 322.
Arme, Gegenſatz zu den Reichen 406. 408. 414; II 151ff. 486f.
— Wertſchätzung 408.
Ärmel 342.
Armenfürſorge 207. 210; II 118f. 264. 452.
Arminiuskult II 193. 375. 405.
Ärmlichkeit des Lebens II 467f. 471.
Armtelegraph II 480.
Armut 296; II 452. 486; ſ. auch Pauperismus.
— auf dem Lande II 482f.
Arndt, E. M. II 213. 435. 460. 467. 470.
— Joh. II 305. 378.
Ars dictandi 233.
Artillerie II 300. 440.
Arzneien 244.
Arzneiverkäufer 169.
Arzt, Ärzte 75. 169. 244; II 87. 109. 111ff. 127. 170. 247. 256. 319; ſ. auch Heilkunſt.
Ärztinnen II 112.
Askeſe 113. 187. 189. 194. 207. 212. 225f. 247ff. 264. 305. 332. 357; II 195. 197. 213. 214ff.
Asketiſche Reformbewegung 128. 203. 251ff. 258. 261. 354. 417. 421.
Asketiſcher Geiſt 184. 197. 249. 307. 319; II 379.
Asketiſches Ideal als geiſtliches Standesideal 265.
Asnapium 146f. 180.
Äſthetik II 428.
Äſthetiſche Intereſſen, Übergewicht II 471f.
— Kultur II 497.
Äſthetiſcher Charakter 316. 330. 334ff. 375; II 221.
Äſthetiſierung des geſellſchaftlichen Lebens 337ff.; II 337.

Aſtrologie 364; II 202f. 237. 251. 253.
Aſtronomie 236. 299. 302. 363; II 253. 351.
Aſylrecht II 119.
Atheismus II 363. 410.
Atlas (Stoff) 298f.
Auerochs II 26.
Aufbauſchung der Formen II 288.
Aufgeklärte Fürſten II 409. 421. 432. 442f.
Aufgeklärter Staat II 434f. 442f. 457.
Aufkauf 167; II 153. 261.
Aufklärung II 14. 193. 205. 310. 333. **352.** 359f. 362. **379ff.** 392. 404. 407. 421f. 424. 427ff. 431. 434. 437. 442f. 445. 456f. 459. 461. 463. 465. 473. 488. 490.
— Bekämpfung II 413. 417.
— Blütezeit II 408ff.
— franzöſiſche II 382f.
— religiöſer Zug II 379ff.
— und Sturm und Drang II 418.
Augen, blaue 37. 42; II 220.
Augsburg 69. 151ff. 171f. 219. 229. 400. 407. 427; II 3. 7. 24. 33ff. 45. 47. 50. 55ff. 62. 66ff. 72f. 85. 91f. 95. 99. 103. 105f. 110. 114. 118. 151. 172f. 180f. 186f. 196. 206. 231ff. 251. 254. 259. 261. 267. 275ff. 281. 283. 287f. 299. 308. 448. 452.
Auguſt der Starke II 295. 315. 316. 358. 373.
— I. von Sachſen II 232. 277f. 280f.
Auguſtinus 92. 111. 233. 242. 257. 357f. 365.
Ausbau des Landes 12f. 73. 80. 99. 103. 105f. 137. 212f. 385. 387.
Ausbautätigkeit, Nachlaſſen der II 1f.
Ausbreitung der Germanen 10. 33. 38. 40f.
Ausdehnungsbedürfnis 387.
Ausdruck, äußerlicher, der Geſinnung 187ff.
Ausdrucksfähigkeit II 385. 405.
Ausdrucksweiſe, modiſche II 401.
Ausfuhr II 450. 468. 477.
Ausländerei, ſ. Fremdſucht.
Auslandhandel 288f. 401f.; II 257.
Ausſatz 210; II 106. 109f.
Ausſätzige II 156.
Ausſchweifungen 427.
Äußerlichkeit 296. 340. 347; II 179. 192. 221f. 289. 304. 336. 339. 346. 381. 387. 391. 394. 404. 471f. 492f.
— des religiöſen Lebens 78. 420; II 210f. 225.
— Reaktion gegen die II 398.
Ausſtellungsweſen II 479.
Austauſch, lokaler 283.
Auswanderung II 482.
Automobil II 489.
Automobilinduſtrie II 479.
Autonomie der weltlichen Intereſſen II 195. 214ff.
— des Geiſteslebens II 429.
Autorität, Erſchütterung der II 214.
Autoritative Tradition 357.
Autoritätsglaube 367; II 250.
Autoritätszwang II 290. 336. 347.
Averroës 358.
Axt 56. 82.
Ayrer, Jakob II 267.

Babenberger 311. 318.
Baccalaureus II 167f. 191.
Bach, Johann Sebaſtian II 343. 403. 426.
Bäcker 166. 280; II 56. 88. 181.
Backhaus 165. 214.
Backkunſt 75. 161. 178. 215; II 88.
Backſteinbau 23. 27. 371f.; II 40.
Baco, Roger 359. 361f. 364. 423; II 202.
Bacon, Francis II 350. 354f. 356.
Badegeld II 85.
Baden (Land) II 155. 319. 441. 474.
Badeorte II 435. 453.
Bader II 106f. 112.
Badereiſe II 106.
Badeſtube II 45. 106f. 232. 368.
Badeweſen 56. 75. 181. 185. 249. 300. 343; II 6. 26. 106f.
— Verfall II 368.
Bahrprobe 328.
Baiehandel 404.
Baldachin 298f.
Bälle II 453.
Ballett II 232. 279. 312f.
Ballſpiel 338; II 101. 169. 327. 334.
Bamberg 153. 159. 172. 204. 211f. 370. 382; II 6. 17. 167. 173. 244f. 443.
Bank 58. 180f. 344. 397; II 42.
Bankerotte II 261.
Bankett II 227.
Bankweſen II 181. 272. 482.
Bann 111. 305.
Bannmeilenrecht II 69. 273.
Bannrecht 105. 165; II 140.
Bär 6. 30. 40. 178. 186. 191; II 26
„Barbarei" der Deutſchen 369; II 48. 193. 407. 423. 473. 497.
Barbariſche Züge 80. 185. 187. 195. 224.
Barbariſierung der Kirche 78.
— des Abendlandes 62.
Barchentweberei II 67.
Barclay II 296f.
Barett II 96f.
Barmherzigkeit 188.
Barock II 7. 288f. 314. 342. 346. 367. 371.
Barrengeld 60.
Bartloſigkeit 183. 312. 335; II 371.
Barttracht 41. 82. 299; II 291. 304. 345.
Baſedow II 425.
Baſel 171; II 33. 37. 47. 66. 101. 108. 114. 167. 183. 188. 190. 208. 233. 256. 296.
Baſtarnen 33.
Bataver 65.
Bauer, Bauern 122. 144. 267. **271ff.** 314. 341. 350. 379. 387. **391ff.**; II 78. 94. 97f. 127. **140ff.** 150ff. 215. 225. 227. 232. 235. 256f. 264f. **266ff.** **331ff.** 365. 374f. 380. 384. 433. **434f.** 437. 444. 449. 457. 478. 484f.
— Abhängigkeitsverhältniſſe, ſ. Abhängige Leute, Abhängigkeitsverhältniſſe.
— Bedrückung 95. 278. 392; II 159f. 266f. 302. 332.
— Blütezeit 391.
— Charakter 398; II 268. 332.
— Fortſchrittsunluſt II 449.
— Gedeihen 375.
— geiſtige Intereſſen 399.
— größere Freiheit 391f.
— Hebung 388f.
— Hoffart 393f.
— Kriegsleiden II 300f.
— Kulturſtand II 434f.
— Lage II 266ff. 332f.
— Laſten 106; II 141ff. 152. 448; ſ. auch Abgaben, Fronden.
— Lebenshaltung, ſ. Lebenshaltung.
— Mißachtung 317. 414; II 140. 154. 330f. 434.
— Prunkſucht 350f. 396f.; II 140f.
— rechtliche Herabdrückung II 143f.
— Rechtsverhältniſſe 272.
— Rückſtändigkeit II 154.
— Schätzung II 155. 413. 434.
— Selbſtbewußtſein 392f.; II 154.
— und Kirche II 208.
— und Städter II 140. 155. 158.
— Unſauberkeit 397.
— Üppigkeit 393f.
— Verſchuldung, ſ. Verſchuldung.
— Verwilderung II 159.
— Wehrhaftigkeit II 154; ſ. auch Waffentragen.
— Wohlſtand 392f.; II 141.
Bäuerliche Betriebe 391; II 449f.
— Gerichte 392f.
— Unruhen II 457.
— Wirtſchaft 394ff.
Bauern, freie 105f. 391; II 132. 141. 333. 435.
Bauernaufſtände II 144. 150. 154ff. 267; ſ. auch Bauernkrieg.
Bauernbefreiung II 449. 459. 478.
Bauernhaus 18ff. 145ff. 397; II 23. 36f.

Bauernhaustypen 18ff. 145f.
Bauernkrieg, großer II 156ff. 219. 225. 265. 270.
Bauernkultur, Periode der 17. 137f. 160. 186. 266f.; ſ. auch Agrariſche Kultur.
Bauernleben 397ff.
Bauernlegen II 266f. 332. 435. 449. [141.
Bauernſchilderung in der Kunſt II
Bauernſchutz II 156. 159f. 333.
Bauernſtand 271ff.
Bauernturniere II 279.
Baugewerbe 148. 164.
Bauhandwerker 372f.
Bauhof 273.
Bauholz II 2. 11ff. 33.
Bauhütte 373; II 57.
Baukunſt 166. 201. 215. 217. 300ff. 368ff. 374; II 58. 165. 426. 491.
Bauluſt 371; II 314.
Baumarten 4; II 2.
Baumaterial 27.
Baumgarten 140. 337.
Baumkult 46. 87. 190. 192.
Baumwollkultur 299.
Baupolizei II 76.
Bauten 24. 371f.; II 23f. 312. 314; ſ. auch Baukunſt, Haus, Kirchenbauten.
Bayern (Stamm) 11f. 71. 73. 84ff. 120. 125f. 141. 150. 385. 387.
— (Gebiet) 100f. 103f. 314. 318. 351. 353. 393f. 396. 407. 411; II 10. 16f. 26f. 68. 72f. 90f. 136. 141. 151. 224. 239. 254. 256. 267. 280. 283. 287ff. 295. 308. 314f. 317. 321f. 324. 333. 362. 402. 425. 432. 439. 441. 443.
— Rückſtändigkeit II 432f.
Bayle II 409.
Beamte 76f. 84f. 309; II 156. 170. 235. 246. 304. 320. 329. 331. 430. 441. 466. 471. 484. 488.
— aufgeklärte II 444. 459.
— unehrliche II 441.
— zuverläſſige II 441. 443f.
Beamtenſtand II 218. 257.
Beamtentum II 77f. 129. 150. 218. 271. 321f. 441. 443f.
Beamtenwirtſchaft II 441.
Becher 179. [357.
Becher, Johann Joachim II 319.
Beda 236. 364.
Bede 391; II 74f. [Bedrückung.
Bedrückung 296; ſ. auch Bauer,
Beerdigung, ſ. Beſtattung.
Beeren 54.
Beethoven II 426. 430.
Befeſtigung 23f. 26. 100. 147ff. 156f. 215. 300. 324. 390; II 32. 36. 74. 298. [Geiſt.
Befreiung, geiſtige, ſ. Freierer
Begharden II 87. 115. 117.
Beghinen 414; II 115. 117. 119.
Behaglichkeit II 469. 472.
Beham, H. S. II 141.
Beichte 208. 418f.; II 198.
— Drang zur II 418f.
Belagerungsmaſchinen 300.
Belagerungsweſen 324.
Belehnung II 438; ſ. auch Lehnsweſen.
Beleuchtung 180; II 454. 479f.
— öffentliche II 451. 479.
Beleuchtungsmittel II 44. 479.
Bemalung des Gerätes 345. 397.
— des Hauſes 10. 18. 20. 58. 344.
Benediktiner 13. 213. 224. 228. 239.
Benediktinerregel 79. 212f. 216.
Benefizium 104. 106ff. 126.
Benehmen 333f. 338. 340. 349; II 163. 221f. 228. 283. 304; ſ. auch Anſtand, Grobianismus, Konduite.
Bequemlichkeit 181.
— des Wohnens, größere II 369.
Berechnender Sinn II 78. 269; ſ. auch Lebensauffaſſung.
Bergbau 86. 153. 165f. 175. 214. 289; II 72f. 235. 261. 477.
Bergen 287f. 402.
Bergfried 325.
Berlin II 24. 131. 226. 276. 309. 314. 316. 326. 359. 382. 406ff. 410. 422. 431. 436f. 445. 450ff. 458. 460. 463. 468. 471f. 479. 484. 487.
— Univerſität II 459. 470.
Bernſtein 32ff. 56. 60. 69f. 88.
Bernward von Hildesheim 212. 216f. 219. 244.
Bertold von Regensburg 364ff. 378. 391. 394. 406. 408. 410f. 415ff. 422ff.; II 117. 127. 152. 160. 215.
Bertram, Meiſter II 59. 65.
Beruf 206.
— Wertung des weltlichen II 215.
Berufsſtände, Bildung 266ff.
Beſcheidenheit 187.
Beſeſſenheit II 239f. [44.
Beſitzunterſchiede 17f. 81; II 39.
Beſitzverhältniſſe, Umgeſtaltung 101ff. [387.
Beſſer, Hofpoet II 316. 323. 338.
Beſtattung 60f. 75. 259f. 281; II 110f. 114f. 119. 452; ſ. auch Leichenbegängniſſe.
Beſtechung II 340. 441.
Beſthaupt 276. 392.
Betrug 398; II 153.
Bett 179f. 344f. 397; II 43.
Bettelorden 371. 375. 421f.; II 116. 152. 158. 204. 206.
Bettler 210. 306. 413; II 50. 118. 154. 156. 264. 437. 448. 451. 467.
Beunden 15. 144. 274.
Beute 77. 80.
Beuteluſt 40f. 53.
Bevölkerung 5. 12. 26. 266.
— ſtädtiſche 158; II 49f.
Bevölkerungszunahme 99. 137. 154. 280. 387. 396; II 23. 482f. 485.
Bevormundung II 322. 446. 466.
Beweglichkeit 387; II 50. 82. 166. 195.
Bibel 223. 234. 236. 242. 245. 257. 357. 365ff.; II 169. 174. 198. 204. 214. 217. 239. 250. 255. 378. 408. 432.
Bibelkritik II 475.
Bibelüberſetzung II 213f. 246. 308.
Biber 30. 178. 182; II 26.
Bibliothek 242; II 172. 348. 402. 450.
Biederkeit II 285.
Biedermeierkunſt II 468f.
Biedermeierſtil II 491.
Biedermeierzeit II 19f. 467ff.
Bielcketafel II 328.
Bienenzucht 28. 143. 396.
Bier 39. 60. 139. 165. 170. 178f. 215; II 16. 45. 67. 75. 89f. 366.
Biergarten II 453.
Bierhandel II 89f.
Bierſuppe II 364.
Bifang 15.
Bifangrecht 144.
Bildhauer II 64.
Bildſchnitzer II 54. 64.
Bildung 74. 79. 202. 207; II 121. 221. 427; ſ. auch Frauenbildung, Laienbildung.
— allgemeine 361ff.; II 380.
— deutſche, Blütezeit II 429.
— feingeiſtige II 407.
— formale II 179.
— franzöſierte II 409. 436.
— franzöſiſche II 443.
— galante II 370.
— gelehrte 421; II 191. 228. 246ff. 306. 369f.
— — Mißachtung II 490.
— geſellſchaftliche 337ff.; II 294f. 306. 310. 325ff. 331. 336f.
— idealiſtiſche II 429. 458.
— literariſche II 191.
— ſchöne II 421ff.
Bildungsfeindlichkeit 340; II 247. 256. 491f.; ſ. auch Adel.
Bildungsideal II 178. 197. 294. 324. 348. 356. 388.
— der Humanität II 422.
— höfiſches, ſ. Hofideal. [356.
— „politiſches“ II 304. 327. 335.
— weltmänniſches II 335. 357. 360.
Bildungsmonopol der Geiſtlichen 79. 111. 266; II 121. 160. 170. [Laienbildung.
— beeinträchtigt 417.; ſ. auch

Bildungspflege, kirchliche 223ff.
Bildungsreiſen II 286. 294. 318. 324ff. 450.
Bildungsſtreben 198; II 490f.; ſ. auch Kultureifer.
Bildungsverbreitung II 490.
Bildungsziele, Änderung der II [354.
Bildzauber II 198.
Billard II 365.
Bindungen, ſoziale II 418.
Binnenhandel II 67.
Binnenländiſcher Charakter 33. 73. 123.
Binnenſchiffahrt II 480. 482.
Biologie II 476. 489.
Birne 68.
Biſchof, Biſchöfe 79. 87. 92. 111. 124. 136. 157. 175. 203. **204.** 206. 208. 210. 215f. 219. 224. 226. 250. 253. 256. 262. 269. 272. 279. 292. 305. 309. 352. 383. 416. 418f. 421f.; II 120. 205.
— Organe des Königs 126ff.
Biſchofsſitze 25. 74. 149f. 153. 156f.
Biſchofsſtädte 158. 160. 291.
Bismarck II 492. 496.
Biſtum 103. 120. 204. 211.
— Beſetzung 260f.
Biſtumsſchulen, ſ. Stiftsſchulen.
Blaſiertheit II 471. 496.
Blitzableiter II 427.
Blockhaus 10f. 20.
Blondheit 33. 37. 42. 334f.; II 220.
Blumen 191. 337; II 7f. 18. 89.
Blumentöpfe II 44.
Blumenzucht 140.
Blutrache 50.
Bodeneinflüſſe 145.
Bodenſchätze 389; II 481.
Bodenſeegegend II 314.
Bodenſtändigkeit II 496.
Bodin II 243.
Bodmer II 386. 389. 406.
Boëmus II 220.
Boëthius 72. 93. 232. 234ff. 243; II 170.
Bogen 32. 56. 82. 137. 322. 329; II 102. 133. 135.
Bogenſchützen 322; II 132f.
Böhme, Jakob II 377.
Böhmen II 72f. 95. 131. 146. 182. 184. 299. 308. 329.
Bohne 5. 16. 139.
Bologna 355. 358; II 145. 171. 183. 189. 249.
Bonifatius 87f. 92. 114. 212. 224. 227f.
Börne II 450. 472.
Börſe II 259f. 272. 482.
Borten 179. 182f.
Botanik II 251. 327. 353.
Botaniſche Gärten II 353.
Botenweſen 327. 340. 384; II 273. 274.
Böttcher 60. 163. 280.
Böttcherei 162. 164.
Boudoir II 367f.
Bourgeoiſie II 484. 493.
Bozen 171. 179.
Brabant 314.
Brache II 450.
Brände II 37f. 265.
Brandenburg, Mark 387. 389. 427; II 3. 9. 17. 25. 132. 139. 240. 245. 264. 295. 308f. 318ff. 407. 420.
— a. H. II 326.
Brandſchatzung II 301.
Branntwein II 90. 231. 350. 486.
Brant, Sebaſtian II 127f. 141. 149. 153. 163. 176. 191. 214. 216. 220. 228.
Bräuche, ländliche 398f.
Brauen 75. 179; II 89.
Brauer 166. 280.
Braugewerbe II 89f.
Brauhaus 165. 214.
Braunſchweig II 114. 161. 245. 255. 307. 315. 319. 323. 444.
Brei 54. 177. 397.
Breitinger II 389.
Bremen 149. 153. 173. 215. 386. 401. 426; II 24. 33. 39f. 59. 299. 307. 448.
Brennholz II 11ff. 33. 107.
Brennkultur 99.
Breslau 402; II 47. 49. 68. 79f. 105f. 161. 166. 265. 330. 363. 448.
Brettſpiel 75. 196. 338; II 328.
Brief, Briefe 233. 237ff. 384f.; II 30. 129. 135. 162ff. 224. 229f. 249. 273. 275ff. 338. 340. 346. 362. 378f. 392. 401. 418f. 450.
Briefadel II 137ff. 329ff. 444. 484.
Briefbeförderung II 273ff. 478.
Briefkultus II 418f.
Briefmaler II 173.
Briefſteller II 348.
Briefſtil 384; II 163f. 194. 223. 292. 294f. 323. 327. 342f. 346. 357. 373. 385. 418f.
Briefverkehr 384. 405; II 273ff. [418. 480.
Brille 364.
Brockes II 394. 396. 398. 408.
Brokat II 95f. 278.
Bronze 34ff. 58. 60.
Bronzeeimer 70.
Bronzegeräte 70.
Bronzekultur 34ff.
Brot 54. 139. 178. 343; II 88. 486.
Brotmarkt II 88.
Bruchlandſchaft 13. 15. 29.
Brücken 28. 157. 215; II 22. 33.
Brüder vom gemeinſamen Leben II 166. 172f. 175. 185.
Brüderſchaften 195f.; II 53. 115f. 181. 211. 281.
Brügge 287. 402f.; II 66. 68.
Brüggemann, Hans II 65.
Brun, Erzbiſchof 180. 189. 194. 224ff. 252. 258.
Brunnen II 47. 114. 287.
Buchdeckel 221. 222.
Buchdruck II 54. 122. 171ff. 190. 193. 213. 237. 251. 310.
Buche 2. 4. 14.
Bucheinband 242.
Bücherbeſitz II 172. 176. 256.
Bücherliebhaberei II 402.
Bücherproduktion, ſ. Literariſche Produktion.
Buchhaltung II 181.
Buchhandel II 235. 250f. 390.
Buchhändler II 276. 295.
Buchladen II 402.
Buchmalerei 93. 110. 135f. 191. 200. 220. 336. 370f. 414; II 58.
Büchſen 404.
Büchſenſchützen II 102f. 134.
Buchſtaben 48. 67.
Buchſtabengläubigkeit II 217. 255.
Buchtitel, Ausſtattung II 287.
Buchweizen II 2.
Bühne, ſ. Theater.
Buhurt 325f. 338.
Bünde 378f.; II 31. 128. 154f.
Bundſchuh II 155.
Bureaukratie II 271.
Burg 18. 23ff. 100. 120. 145. **147ff.** 150ff. 156f. 219. 267. 319. **324ff.** 344; II 5f. 42. 106. 108. 134. 139; ſ. auch Fluchtburg, Grenzburgen.
— als Bezeichnung für Stadt 151.
— Zerſtörung 394. 400.
Burgenromantik II 464.
Bürger, G. A. II 417. 419. 456f.
Bürger 151. 154. 156. **278ff.** **290ff.** 295. 349. 384; II **28ff.** 94f. 97f. 101. 227. 230. 232. **257ff.** 324. 331. **333ff.** 341. 352. 363. 378. 410. 433. 436. 451. 457. 468. 469. **483f.**; ſ. auch Bürgertum.
— Bezeichnung als Kaufleute 156. 170. 283.
— — als gebûren 159.
Bürgergeiſt II 384. 473.
Bürgerhaus II 36ff. 48.
Bürgerrecht 158f. 280; II 74.
Bürgerſtand, Bildung eines unabhängigen 278ff.
Bürgertum 283. 291f. 317. 371. 374f. 382; II 256. 380ff. 392. 398. 409. 411. 431. 433. 452f. 456. 470. 474. 486. 490; ſ. auch Bürger.
— als Kulturträger II 29. 120.
— als Träger moderner Elemente II 257.
— Aufſchwung II 465. 483f.
— Bedeutung II 311.
— Drängen zum Adel, ſ. Adelsſucht.

Bürgertum, geringes Selbſtgefühl II 266. 304. 334.
— kurſächſiſches II 357. 390.
— politiſche Emanzipation II 483f.
— Poſition II 333f.
— Rückgang II 257ff.
— vornehmes II 334.
— Zurückdrängung II 222. 265f.
Burgfriede 153f. 156. 160.
Burggraf 291.
Burgkmair II 61. 141. 287f.
Burgleben II 136.
Burgmannſchaft 154. 158.
Burgund 252f. 352; II 58. 64. 284f. 292.
Burgunder 42. 71f. 78. 84.
Burgundiſche Kultureinflüſſe II 59f. 96. 271. 283ff.
Burſchenſchaft II 467.
Burſen II 167. 248.
Bußen 50f. 95. 175. 206; ſ. auch Geldbußen.
Bußgeiſt 307. 421. 426f.
Bußgewand 259.
Bußideal 415.
Bußtaxen 84.
Bußübungen 209. 249. 254.
Butter 54. 75. 215.
Byzantiniſche Kultureinflüſſe 24. **131ff.** 182. 200. 298. 302. 324.
Byzanz 62. 91. 122. 131ff. 171. 179. 222. 224. 243f. 263f. 286. 296ff. 320; II 66. 336.

Calixtus, Georg II 305. 349. 359.
Calvin II 242.
Calvinismus II 216. 218. 224. 261. 263. 293. 310. 318. 321. 355. 358.
Campe II 410. 425. 456.
Canaille II 331.
capitulare de villis 93f. 102. 161ff.
Carmina 343. 349. 387. 452.
Carolina II 149. 241.
Carſtens II 426.
Caſanova II 325.
Cäſar 4. 6. 8. 33. 37ff. 42. 46f. 54f. 70; II 192.
Cäſarius von Heiſterbach II 147.
Caſſel II 370. [199.
Caſſiodor 72. 232. 234. 239.
Caſtiglione II 311.
Celtes II 164. 187ff. 193. 196. 204.
Champagner II 364.
Charakter II 234.
Charakteriſierungskunſt, Fortſchritte der II 418.
Charakterloſigkeit II 250. 339f. 471. 492.
Charakterreform II 384.
Chauken 11. 19. 32. 42.
Chauſſeen II 450. 478. 480.
Chemie II 252. 327. 476. 478f. 489.
Cherusker 68f.
Chiffrierweſen II 273.
Chineſiſcher Einfluß II 19. 395.
Chlodwig 77f. 83f. 116.
Chodowiecki II 426. 469.
Chorgeſang 48.
— kirchlicher II 162. 166. 176f.
Chriſtenlehre, ſ. Katechismusunterricht.
Chriſtentum 60. 78. 87. 187. 192.
— allgemeine Bedeutung für die Deutſchen 113ff.
— Bekämpfung II 489.
— deutſches 112.
— geiſtige Umwandlung durch das 116f.
— praktiſches II 305. 378. 411.
— tieferes Eindringen 423.
Chriſtianiſierung 22. 78f. 86ff. 256. 385f. 390.
Chriſtliche Lebensordnung II 76.
— Lehre 113. 117.
Chriſtlicher Geiſt II 466f.
— Ritter 319.
Chur 152. 171.
Cicero 232f. 243. 257; II 170. 178. 185. 355.
clericus 233. [ten 207.
— als Bezeichnung der Gebilde-
Cluny 252ff.; ſ. auch Kluniazenſer.
Cochläus II 149.
Comenius II 326. 348. 354f. 411.
computus 227. 236. [425.
Cranach, Lukas II 57. 226. 308.

Dach 10. 19f. 58. 146f. 397; II 39.
Dach, Simon II 306. 343. 387.
Dachtraufen II 36. 39.
Dalberg, Johannes von II 186f.
Damaſt 299.
Dämonen 46. 115; II 199.
Dämonologie, kirchliche 423f.
Dampfbad II 106f.
Dampfmaſchine II 477. 479.
Dampfſchiff II 22. 480. 489.
Dänemark II 258. 288.
Dänen 101.
Danzig II 46. 67f. 71. 257ff. 265. 288. 299. 452.
Darmſtadt II 306. 313. 421.
Datierung II 79.
Decke 161. 179f. 344; II 43.
Degen II 304. 345. 367. 445.
Deich 386; ſ. auch Eindeichung.
Deismus II 381f.
Dekadenzſtimmung II 471.
Deklamationen II 349. 403. 471.
Deklamationsübungen II 248.
Dekoration, Neigung zur 218f. 369f. 373f.; II 58.
Dekoratives Element 372; II 287f. 367f.
Dekumatenland 63f. 69. 71.
Demagogenhetze II 467.
Demokratiſche Jdeen II 474.
Demokratiſcher Geiſt 45. 52. 375. 379ff. 405ff. 414. 423. 427; II 53. 121. 175. 489.
Demokratiſierung des Lebens II
Demut 117. 187. 249. [485.
Denken, gekünſteltes 117.
Denkmäler II 345.
Depoſition II 168f.
Derbheit 189; II 126f. 228f. 232. 285. 315. 329. 338. 373f.
Deſpotismus II 322. 407. 442f.
— Aufbäumen gegen den II 417f.
Detailſchilderung in der Kunſt II 59. 61.
Deutſch (Volksbezeichnung) 98.
— als Gelehrtenſprache II 252. 360f.
Deutſche Art, ſ. Eigenart, deutſche.
— — Bedrängung II 307.
— — Schätzung II 415.
— — Stolz darauf II 285; ſ. auch Deutſchgefühl.
— Frage II 474.
— Geiſtesform, ſ. Geiſtesform.
— Kultur, Erneuerung II 385. 464.
— Kulturhöhe, ſ. Kulturhöhe.
— Sprache, ſ. Sprache, deutſche; Schriftſprache, deutſche.
Deutſcher Bund II 467. 474.
— Orden 290. 354. 390. 402; II 1. 139. 180. 273; ſ. auch Ordensland.
Deutſches Reich 14. 98. 100. 117f. 123. 129f. 401; II 262f. 302. 438. 441. 493.
— — politiſche Hegemonie in Europa 123. 263.
Deutſchgefühl II 229. 390. 417f.
Deutſchtum, Zurückdrängung im Weſten II 307.
Deutſchtümelei II 393. 405. 413.
Devotheit II 391. [373.
Dialektik 93. 233f. 358f. 361ff.
Dichteriſche Epidemie II 387. 471.
„Dichter und Denker“ II 377. 430.
Dichtung 83. 112. 197. 302f. 306. 308. 311. 316. 350. 374; II 122. 165. 306. 387f.; ſ. auch Drama, Epik, Epiſche Lieder, Gelegenheitsdichtung, Heldendichtung, Kirchenlied, Lehrdichtung, Luſtſpiel, Lyrik, Roman, Schauſpiel.
— geiſtliche 111f. 242f. 245ff. 304. 335f. 368.
— höfiſche 318. 335f. 339. 352; II 308.
— klaſſiſche deutſche II 393. 405. 422. 426. 429. 431. 434. 437. 457f. 496.
— Künſtlichkeit II 343.
— lateiniſche, ſ. Poeſie.
— romantiſche II 465. 470.
— und Wiſſenſchaft, Zuſammenhang zwiſchen II 427. 464.
Diele II 39.
Dienerſchaft 180; II 270. 324f. 334. 455.

Dienſtadel 53. 85. 267.
Dienſtgut 166. 268f. 309.
Dienſtmannen 159. 269.
Dienſtrechte 382f.
Diesſeitigkeit II 380.
Differenzierung, ſoziale, ſ. Soziale Differenzierung.
Dinkel 5.
Diplomatie II 293.
Diplomatiſcher Verkehr II 273.
Dirnen 184; II 108f. 116.
Disputationen 234. 362. 373; II 248. 349.
Disputierfertigkeit 359.
Diſziplinloſigkeit 80; II 133. 224. 253. [435.
Dithmarſchen 394; II 141. 268.
Docht II 454.
Dogmatismus 357.
Doktor II 112. 167f. 341.
Dominikaner 358. 363. 419. 421; II 117. 164. 167. 187. 189. 200.
Dominikanerinnen 425.
Domkapitel II 136. 205. 444.
Domſcholaſter 228f.; II 161.
Domſchulen II 160.
Donar 46f. 65. 67. 114f.
Donatus 232f.; II 162. 177.
Donau 63. 69. 74. 87. 126. 169. 171.
Donaulande II 308.
Donauſtraße 286.
Dorf 10. 12. **17f. 21ff.** 25. 28. 86. 145. 149f. 267. 387ff.; II 1ff. 15. 23. 106. 108. 298. 497.
Dorfanlage 22.
Dorfbefeſtigung II 154.
Dorfbild 18. 23.
Dorfgenoſſenſchaften 80. 196.
Dorfgründung 22.
Dörfliche Wohnweiſe 150.
Dorfnamen 50.
Dorfplatz 18. 21f.
Dorfpoeſie, höfiſche 352.
Doſe II 365. 372.
Drahtziehen II 353.
Drama II 165. 343f. 416; ſ. auch Schauſpiel.
— ſoziales II 417.
Drechſler 280.
Dreifelderwirtſchaft 15. 72. 109. 139; II 448. 478.
Dreſchen 59.
Dresden II 24. 33. 232. 281. 283. 313ff. 391. 396. 403. 452.
Drill II 440. 458.
Duell II 328.
Dumpfheit 397.
Düngung 72. 75. 109. 139f. 142. 394; II 450.
— künſtliche II 478.
Dunkelmännerbriefe II 189. 201.
Durchgangshandel II 448.
Dürer, Albrecht II 54. 57f. 61ff. 87. 117. 125f. 141. 196. 198. 221. 237. 281. 286ff.
Ebenbürtigkeit 293.
Ebene 29; II 395f.
Eber 40. 330.
Eckart, Meiſter 425.
Edelmetalle 296.
— Einfuhr II 260.
Edelſteine 82. 132. 136. 170. 179. 221f. 341. 343.
— Symbolik 367.
Edelſteinſchmuck 242. 299.
Effekthaſcherei II 288f. 387. 401.
Egge 39.
Egoismus 42. 294f. 377; II 339. 418. 471.
Ehe 44. 49f. 89. 184f. 209. 249. 255. 293. 331. 348. 398.
— Anſchauungen über die 184; II 163f. 215. 230. 382. 384.
Ehebruch 44. 183. 332. 398; II 86f. 232f.
Ehehinderniſſe 184. 255.
Eheleben II 85ff.
Eheloſigkeit, ſ. Zölibat.
Eheſchließung II 82ff.
Ehrbarkeit II 86. 231.
— bürgerliche II 465.
— der Handwerker II 51. 86.
Ehre, bürgerliche II 51.
Ehrlichkeit II 262.
Eibe 4. 32. 56.
Eiche 2. 4. 7. 9; II 14.
Eichendorff II 465.
Eideshelfer 50.
Eier 54.
Eigenart der deutſchen Kunſt 136. 201; II 60ff.
— deutſche 98. 110. 183. 186. 200. 202. 205. 217f. 250. 265. 271. 306. 312. 316. 329. 336. 370. 425; II 62. 65. 179. 213. 221f. 226. 314. 333. 373ff. 388f. 426. 461. 493. 498; ſ. auch Stammesart, Staatsform, deutſche.
— — und fremde Kultur 110. 203; ſ. auch Renaiſſance und deutſche Art.
— germaniſche 41ff. 65f. 91f.; II 460.
Eigenbetrieb, grundherrlicher 148. 163. 165f. 271ff. 391. 394f.; II 142.
Eigenbrötelei II 326. 469.
Eigendünkel II 219.
Eigenhandel II 71.
Eigenkirche 79. 92. 126f. 261f.
Eigenleute 271.
Eigentempel 47.
Eigentumsbegriff 39. 76. 80.
Eigenwirtſchaft, grundherrliche ſ. Eigenbetrieb.
Einbaum 31f.
Eindeichung 13; II 1; ſ. auch Deich.
Einfachheit der fürſtlichen Einrichtung II 314.
Einfachheit der Lebenshaltung 138. 180; II 98. 452. 467ff. 488.
Einheit, deutſche II 474. 493.
Einheitlichkeit der Kultur 138.
Einräumigkeit 10. 146; II 37. 39.
Einrichtung, häusliche 179; II 314. 453f.; ſ. auch Hausrat.
Einſegnung der Ehe 184.
Einſiedler 248f.
Einungsprinzip 378f. 400; II 154.
Einungsverbote 407.
Einwanderung II 220. 263f. 294. 318ff. 335. 446.
Einzelhöfe 6. 10. 12. 17. 21. 58. 88. 145; II 15f.
Einzelſtaaten II 438f.
Eiſen 56. 59f. 72. 402; II 73. 477. 479f.
Eiſenbahn II 14. 21ff. 477. 479ff. 485. 489.
Eiſenhütten II 5.
Eiſeninduſtrie II 479f.
Eiſenkultur 35f.
Ekſtaſe 427.
Elbiſche Geiſter 46f. 115.
Elch 6. 30. 40; II 26.
Eleganz, Bedürfnis nach II 367.
Elektrizität als bewegende Kraft für Verkehrsmittel II 480.
Elektrotechnik II 479.
Elementarbildung der Laien, ſ. Laienbildung, elementare.
Elementarſchulen II 161.
Elend, ſoziales 408; II 452. 486f.
Elendenbrüderſchaften II 119.
Elendenherbergen II 195.
Elfenbein 242; II 368.
Elfenbeinſchnitzerei 135f. 166. 200. 219. 221f. 302.
Eloquenz II 188ff. 192. 221. 247. 254f. 327. 348f.
— deutſche II 357.
Elſaß II 224.
Elucidarius II 237.
Emailkunſt 200. 221. 302.
Emailmalerei 135.
Emanzipierte II 494.
Emden II 258. 448.
Empfehlungsſchreiben II 339.
Empfindſamkeit II 379. 392. 397ff. 407. 416. 418f.; ſ. auch Sentimentalität.
— engliſch beeinflußt II 398ff.
— franzöſiſche II 399.
Empfindungsleben, ſ. Gefühlsleben.
Empire II 468.
Enge der Gewänder 181f. 342; II 95.
— der Wohnung II 99.
Engel II 412.
Engherzigkeit II 32. 69f.
— der Meiſter II 53.
England 125. 171f. 285. 287ff. 309. 355. 369. 402; II 66f. 71.

88. 125. 131. 145f. 150. 174. 223. 257ff. 288. 297. 299. 308. 319. 326. 328. 335. 351. 353f. 364f. 378. 382f. 395. 398. 409. 411ff. 428. 431. 448. 456. 468. 473. 476f. 496.
Engländer II 352. 381. 398. 427. 430. 454. 473. 480. 498.
Engliſche Kaufleute II 257ff.
— Kultureinflüſſe II 19. 351f. 364. **382f.** **398ff.** 408f. **413ff.** 461. 477f. 488. 493.
Enthuſiasmus, religiöſer 424f.
Entkirchlichung 420.
Entvölkerung II 298. 467.
Entwäſſerung 212f.
Entwickelung, Idee der II 476.
Enzyklopädien II 250.
— mittelalterliche 362.
Enzyklopädiſcher Charakter der Bildung 111. 360ff.
— Sinn II 281ff. 348.
Epidemien, religiöſe 426f.
Epik, höfiſche 315f. 336.
— weltliche 112.
Epikureiſcher Zug II 404f.
Epiſche Lieder 197.
Epitaphien II 287.
Equipage II 455.
Erasmus II 99. 107. 153. 186. 189f. 193. 201. 204. 213. 223f. 351.
Erbauungsliteratur II 173f. 176.
Erblichkeit des Amtes 100. 108f. 124. 128.
— des Lehens 268f. 271. 309.
— des Meiergutes 274.
— des Zinsguts 273. 275f.
Erbpacht 106. 277. 391.
Erbrecht 83.
Erbſe 5. 16. 139.
Erbteilung 124. 354. 396; II 270. 321.
Erbzinsrecht 158. 388f.; II 143f.
Erdbeben 1. 14. 99.
Erde, Vorſtellung von der 364f.
Erdgeſchoß II 37. 39.
Erfahrung II 350. 354.
Erfindergeiſt II 54. 219. 253.
Erfindungen II 353. 427.
Erfurt 172; II 6. 47. 82. 90. 93. 151. 167. 173. 188ff. 205. 212. 234. 451.
Erker II 4. 36. 40.
Ernſt der Fromme II 277. 317. 333.
Erntefeſt 399.
Erwerbsgeiſt 406; II 492f.
Erzguß 135. 166. 219; II 65.
Erzieher, franzöſiſche 315.
Erziehung 41. 339f. 346; II 99. 178. 325ff. 334. 352.
— einfache II 285.
— körperliche 185; II 424; ſ. auch Leibesübungen.
— natürliche II 424f.
Erziehung, Reform II 306. 354f. 357. 382. 384. 415f. 424f.
Erziehungsfragen, Intereſſe für II 425. [II 293.
Erziehungsideal, ritterliches 339f.;
Erziehungsinſtruktion II 346.
Erziehungsregeln 340.
Eſel 29. 67. 142.
Eſſen, unſauberes II 368.
Eſſenszeit 179. 343; II 336.
Eßgeräte II 336. 368.
Eßluſt II 91f.
Ethik, kirchliche 406. 408; II 50f. 153. 155.
— natürliche II 351.
— ritterliche 346.
Etikette 347.
— ſpaniſche II 290. 292.
Eudämonismus 319.
Evangeliar 239.
Evangelium II 214. 217. 223ff. 234f. 247. 277.
Exaltation II 419.
Exerzitien, adlige II 269. 327. 356.
Exkluſivität der Patrizier 406; ſ. auch Adel, Exkluſivität.
Exkommunikation 209.
Exorzismus II 240.
Experimentalphyſik II 353.
Eyb, Albrecht von II 162. 164. 177. 183. 186. 191.

Fabrik II 22. 446f. 482.
Fabrikant II 319. 430.
Fabrikinduſtrie II 479.
Fächer II 372.
Fachwerkbau 10f. 18. 58; II 37. [39.
Fahne 323.
Fähre 28.
Fahrende Leute 174. 197. 410ff.; II 103. 121. 154. 156. 158. 194. 273. 322. 451.
Fahrender Kaufmann 154. 170f. 173. 411; ſ. auch Handelsfahrten.
Falke 29; II 27.
Falkenbeize 29. 40. 180. 186. 330.
Fallgitter II 33.
Falſchmünzertum II 261.
Fälſchungen, mönchiſche 246.
Faltenſtil II 61. 64.
Familie 49. 83. 195; II 82ff. 495.
Familienchroniken II 230.
Familiengefüge, Lockerung 417.
Familiengeiſt 43f.; II 87. 229ff. 350. 435. 465. 469.
— Mangel an II 436.
Familienleben 183f. 189. 348. 398; II 215. 334.
— Beſſerung II 382. 384.
Familiennamen II 41. 80ff.
— Entſtehung II 81.
Familienverfaſſung 49. 195.
Fanatismus II 234.
Farben 299.
— Abneigung gegen bunte II 291. 455f. 485.
Farben, künſtliche II 479.
— Vorliebe für zarte II 367.
Färben der Haare 42.
Farbenempfinden II 394. 461.
Farbenfreude 182. 341f. 351; II 97.
Farbenſchmuck, ſ. Bemalung.
Farbenſymbolik 141; II 97.
Farbenverſchiedenheit bei der Kleidung II 96.
Farbpflanzen 55. 139; ſ. auch Waid.
Farbſtoffe 299.
Faß, Heidelberger II 226.
Faſten 139. 143. 169. 178. 209. 249. 254; II 89. 125.
Faſtnacht 399; II 53. 99. 123.
Faſtnachtsſpiele II 98f. 122. 126. 140. 152. 163. 206. 232.
Fauſt, Dr. II 198. 238f. 389.
Fauſtrecht 377.
Fayenceinduſtrie II 318f.
Fechten II 169. 269. 327.
Fechter 328f. 412f.
Feder (Schreibfeder) 240.
Federbett II 43.
Federkiſſen 58. 75. 179. 344.
Federn 54. 60.
Fegefeuer 256.
Fehde 50. 99. 176. 260. 271. 377f. 394. 400; II 135. 137. 149. 269.
Fehderecht 79. 84.
Felder 29.
Feldgraswirtſchaft 39. 86.
Femininer Charakter der empfindſamen Zeit II 400. 406.
— — der höfiſchen Zeit 335.
— — der ſtädtiſchen Gecken II 97.
— — des Rokokos II 367. 371.
Fenſter 20f. 58. 75. 147. 165. 181. 220. 344. 370. 372; II 37. 40ff. 366.
Fenſterſcheiben II 366.
Fenſtervorhänge II 367.
Ferdinand I. II 244. 271.
— II. II 330.
Fertigkeiten 338f.; ſ. auch Exerzitien.
Feſtberechnung, ſ. computus.
Feſte, Feſtlichkeiten 311. 319. 326. 328f. 333. 399. 413. 420; II 45. 53. 91f. 99. 116. 123. 452.
— höfiſche II 279. 312f.
— volkstümliche II 123. 374.
Feſtesfreude 179; II 122f. 334. 435.
Feuchtigkeit 5. 14.
— der Wohnräume 344.
Feudalismus II 131. 218; ſ. auch Lehnsweſen.
Feuerbach, L. A. II 475.
Feuereimer II 451.
Feuerlöſchweſen II 38f.
Feuerpolizei II 76.
Feuersgefahr II 3. 451.
Feuerſpritze II 38f. 353. 451.
Feuerverſicherung II 451.
Feuerwaffen II 54. 102f. 133ff.

Feuerwerk II 279. 312.
Fibeln 56. 70. 75. 82.
Fichte, J. G. II 428. 460. 462. 467.
Filigranarbeit 135.
Filigranornamentik 132.
Finanzen II 130. 270f. 441.
Finanzgeſchäfte II 260.
Finanzkalamitäten II 154. 441.
— der Fürſten II 260f. 279.
Finanzkünſte II 280.
Finanzverwaltung 409; II 321. 441.
— der Geſchlechter 406f.
Fiſchart II 220. 223. 229. 231. 243. 294f. 374.
Fiſche 54. 178. 402; II 67. 89.
Fiſcherei 11. 28. 31. 32. 143. 160. 405; II 11.
Fiſchhandel 169.
Fiſchzucht 16. 143. 215.
Flachs 5. 16. 55. 109. 139. 402; II 18.
Flandern 171f. 285. 287ff. 314. 386. 392f. 401. 403; II 66f. 71.
Flechtwerk 82. [263.
Flegel 68.
Fleiſcher II 56. 88.
Fleiſchhauer 280.
Fleiſchmarkt 178.
Fleiſchnahrung 54. 142. 178. 251; II 88f.
Fleiß, gelehrter II 250. 349.
Fleming II 306.
Flieger II 489.
Flöte II 404.
Flötner, Peter II 54.
Fluchtburg 10. 23. 24. 57. 88. 148.
Flügeltür II 366. [151.
Flugſchriften II 256.
Fluranlage 7. 10. 11. 15. 104. 388; II 14f.
— römiſche 12.
Flurnamen 13.
Flurzwang 196. 277; II 49. 448f.
Flüſſe 2. 28.
— Regulierung II 21. 480.
Flußtäler 2. 7. 15. 27. 120.
Folter 77; II 124. 200. 241. 243. 361. 444.
Folz II 220.
Fondaco der Deutſchen in Venedig II 180. 299.
Fontange II 372. [311.
Form, Zwang der 189. 338; II
Formaler Charakter der Bildung 93. 362.
Formales Element II 388f. 460.
Formalismus 187. 356; II 149. 221. 288. 347. 490.
Formelbücher 233; II 184. 341.
Formen, Vernachläſſigung der, ſeitens der Deutſchen II 498.
Formenſinn 373f.; II 165. 497.
— Beeinträchtigung II 470.
— Mangel II 491.
— ſüdlicher II 286. 288.
Formloſigkeit, literariſche II 414f.
Formvollendung, ſprachliche 335.
Forſchung, freie II 248. [425.
Forſter, Georg II 401. 411. 457.
Forſtwirtſchaft II 12. 27.
Fortſchritte, raſche, der Deutſchen II 426.
Fortſchrittsbewußtſein II 429. 431. 488.
Fortſchrittsdrang II 424.
Fortſchrittsgedanke II 413. 428f. 488.
Frachtfuhrweſen II 21. 450. 480.
Frachtweſen II 482.
Frack II 456.
Franck, Sebaſtian II 139. 220. 267f. 377.
Francke, A. H. II 379. 381. 384.
— Meiſter II 59.
Franken (Gebiet) II 67f. 81. 90. 136. 141. 278.
— (Herzogtum) 100. 125.
— (Stamm) 11f. 21. 42. 45f. 55. 60. 70ff. **73ff.** 88ff. 98. 113. 118f. 126. 181. 218. 224.
Frankfurt a. M. 151. 153. 159; II 2. 6. 21. 24. 33ff. 39. 49. 66. 68. 71. 80f. 84. 90. 92f. 99. 101. 104. 106ff. 110f. 113. 115ff. 125. 162. 176f. 190. 202. 233. 251. 260. 263. 276. 299. 330. 333. 364. 445. 448. 450.
— a. O. II 190. 239. 308.
Fränkiſche Kultur 73ff. 97.
— Zuſtände 79ff.
Fränkiſches Gehöft 19ff.
— Reich 62. 86. 132. 149. 151. 169. 192. 202. 224; II 307.
Frankreich 124f. 171f. 219f. 225. 259. 264. 270f. 290. 296. 298. 308f. **312ff.** 329. **354f.** 357. 368f. 380. 403. 414f. 420; II 20. 48. 66f. 71. 131. 145f. 167. 172. 174. 181f. 185. 194. 208. 261. 270f. 274. 289. **292ff.** 299. 308. 317. 319ff. 326. 328. 335f. 341. 347. 351. 364f. 367. 376. 378. 388. 395. 398. 406. 409. 411ff. 428. 431f. 445. 451. 456f. 468. 473f. 481. 494. [388.
— kulturelle Vorherrſchaft II 311.
— — — erſchüttert II 398.
Franziskaner 358. 421ff.; II 117. 167. 201. 206. 209.
Franzöſelei, Gegner der II 373f. 376. 384.
Franzoſen 303. 327. 330; II 263f. 294f. 311. 341. 352. 360f. 368. 374. 381. 430. 454. 460. 498.
— Art 369f. 373.
— bel esprit II 398.
— Geſchmack II 405.
— geſellſchaftliche Anlage II 336f.
Franzoſentum, Emanzipation von dem II 388. 406.
Franzöſiſche Kultureinflüſſe 125. 218f. 225. 254. 270f. **312ff.** 326. 330ff. 334ff. 338. 342. **354ff.** 368ff.; II 3. 7. 9. 18. 88f. 95f. 131. 181f. 231. 285f. 292. **293ff.** **303f.** 311. 320f. **335ff.** 345. **360.** 361. **362.** 382. 388. 390. 405. 407. 468. 470. 473f.
Frauen 41ff. 78. 194. 255. 308. 327. 328. 339. 348. 411; II 79. 85ff. 95. 98. 108. 111. 154. 158. 162. 329; ſ. auch Hausfrau.
— Achtung vor den 43. 184; II 370. 393. 400.
— als Kaffeetrinkerinnen II 366.
— auf das Haus beſchränkt II 369.
— geiſtige Befähigung, verfochten II 370.
— geiſtreiche II 494.
— gelehrte II 370.
— Gemütsleben II 369. 378f. 393f. 397. 400.
— geſellſchaftliche Degradierung 352f. 414.
— — Rolle 330ff.; II 362. 367. 370f.
— Hervortreten 425; II 494.
— männliche Züge [334. 348; II 371. 494.
— Mißachtung 184; II 163f. 228. 230. 239. 369f.
— Natürlichkeit II 369.
— Rolle im Aberglauben 423f.
— ſchnupfende II 365.
— Spielſucht II 453.
— Stellung 49f. 83. 185. 330ff. 398; II 222.
— Überſchuß 414.
— und Geiſtliche 198. 226. 238.
— und Politik II 494.
— weiſe 47f.
— Zuſpitzung des Hexenwahns auf die II 199f.
Frauenarbeit 160f.; II 52. 494.
Frauenbewegung, moderne II 494f.
Frauenbildung 226. 238. 331. 368; II 176f. 494. [494.
— Hebung II 370. 384. 393. 400.
Frauenbriefe II 164. 197. 369. 393.
Frauendienſt 316. 330ff. 346. 352.
Frauenerziehung II 384.
Frauenhaus 184. 414; II 108. 206. 232.
Frauenklöſter 183. 226f. 238. 251. 414; II 206.
Frauennamen 41. 199.
Frauenraub 184.
Frauenrechte, Aufſtellung II 494.
Frauenritter 328. 342.
Frauenſchönheit 334f.
Frauentracht 55f. 82. 133f. 182f. 342; II 96. 108. 372. 455f.

Frauenzimmer, galantes II 371ff. 384.
— gelehrtes, ſ. Frauen, gelehrte.
Frechheit II 225.
Freiburg i. B. II 91f. 95. 126. 167. 188. 454.
Freidenkerei II 381f. 408ff. 432.
Freie 50. 53. 76. 82. 85f. 95f. 101ff. 104ff. 123. 186f. 206. 270. 274ff. 278. 280.
— Herabdrückung 95f. 268.
Freie Ideen II 318f.
Freierer Geiſt 303; II 28. 310. 350ff. 362. 406. 424. 461. 463.
Freigebigkeit 345f.
Freigelaſſene 106.
Freiheit 267. 271f.
— Begriff II 461.
— des Individuums II 481.
— wirtſchaftliche II 481. 487.
Freiheiten, ſtädtiſche 158ff.
Freiheitliche politiſche Ideen II 154. 393. 417. 438. 466. 473f.
Freiheitsgefühl, germaniſches 45. 53. 110; II 461.
Freiheitsideal, politiſches II 193. 461. 466.
Freiheitskriege II 465f. 475.
Freimaurerei II 402. 409. 432. 466.
Freizügigkeit II 483.
— Hemmung II 267.
Fremde, Ausſchluß 282.
Fremde, Abneigung gegen das 131; II 285. 290f.
Fremdſucht 354; II 222f. 248. 285f. 297. 303. 471. 488.
— Oppoſition gegen die II 304. 375.
Freundſchaftskultus II 419.
Friede 153f.; II 78.
Friedensbruch 47. 50. 51.
Friedensſchutz 279; ſ. auch Landfrieden.
Friedlicher Geiſt 80; II 297. 305. 307.
Friedrich I., Kaiſer 270f. 311. 315. 322. 324. 351. 377. 394. 410. 416.
— II., Kaiſer 71. 126. 268. 292. 330. 377. 383. 407. 419. 420; II 131.
— III., Kaiſer II 136. 202. 231. 284.
— I. von Preußen II 316. 326. 356. 373. 407. 439. 445.
— der Große II 9. 11. 15ff. 21. 321f. 361. 388. 391. 405ff. 409. 417f. 420f. 425f. 437. 440. 442ff. 449. 457f.
— Wilhelm, Kurfürſt von Brandenburg II 317ff. 339. 359. 407. 439. 441. 444. 450f.
— — I. von Preußen II 9. 11. 17. 316. 321f. 333. 373f. 407. 439. 441f. 444. 446. 449.
— — III. II 9. 17. 459.
Frieſen 12f. 18ff. 41. 60. 65. 73. 84. 87ff. 115. 155. 169. 172. 285f. 381. 387; II 30. 82.
Friesland 60. 160. 162.
Frija 46.
Friſchlin 253. 255. 267. 375.
Frivolität II 404f. 471.
Frömmigkeit II 87. 117. 198. 210. 231. 252. 363. 403f. 434.
— vernünftige II 408.
— Vertiefung 421.
Fronden 102. 105. 391f.; II 142. 158. 266. 277. 332. 437. 448f.
— Rückgang 275.
Fruchtbarkeit der Deutſchen 3; II 1. 121; ſ. auch Kinderreichtum.
Fruchtbringende Geſellſchaft II 306.
Fruchtfolge 396.
Fruchtwechſel II 14. 478.
Frühlingsſehnſucht 191. 337. 345.
Fuchsſchwänzerei II 340. 346.
Fugger II 73. 118. 259f. 275.
Fulda 110. 153. 205. 213ff. 218. 224. 227ff. 239. 242. 253. 273. 275. 305. 418.
Furcht vor dem Jenſeits 116. 204.
— vor dem Walde 3.
Fürkauf II 70. 76. 153.
Fürſorge der ſtädtiſchen Obrigkeit II 70. 76f.
— des Staates, ſ. Untertanen, Wirtſchaftliche Fürſorge.
Fürſprecher II 149.
Fürſten 125. 213. 262f. 267f. 279. 289f. 293. **309.** 327. 377f. 385f. 388f. 405. 407; II 9. 28. 30f. 68f. 94. 111. 120. **128ff.** 151. 159. 161. 164. 172. 191. 218. 226ff. 230. 246. 254. 257. 260. 265f. 268. 273. **276ff.** 289. 302. 306. **311ff.** 324. 330f. 340f. 374. 438f. **442f.** 445. 493.
— Auffaſſung ihres Amtes II 443.
— aufgeklärte, ſ. Aufgeklärte Fürſten.
— Eingreifen in das Wirtſchaftsleben II 262f. 272. 317; ſ. auch Wirtſchaftspolitik, fürſtliche.
— Familienleben II 229f. 277. 436.
— geiſtige Intereſſen II 276. 316f. 421.
— geiſtliche 262. 268; II 170. 226. 432. 443.
— Gewalttätigkeit II 277.
— Hausväterlichkeit II 277.
— höhere Intereſſen, Mangel II 276.
— kirchliche Haltung II 277.
— Kunſtpflege II 280ff.
— Machtbewußtſein II 310.
— politiſche Ambitionen 268; II 146f.; ſ. auch Machtſtreben.
— — Betätigung 268; II 273.
— ſteigende Macht 309. 376; II 160. 217. 222. 270ff. 297. 307.
Fürſten, Trunkſucht II 226f. 277.
— und Bauern II 142f.
— und Hanſa II 257f.
— und Reformation II 209. 212.
— und Städte, ſ. Städte und Fürſten.
— Verbindungen mit Frankreich II 293. 376.
— Verkehr mit bürgerlichen Größen II 421.
— Verſchuldung, ſ. Verſchuldung.
— volkstümliche Züge II 279.
— wilde Sitten II 230. 276f.
Fürſtendienſt, ſ. Adel, Fürſtendienſt.
Fürſtenerziehung II 277.
Fürſtenſchulen II 253. 316. 326. 422.
Fürſtenſtaat 309. 374.
Fürſtenwillkür II 438.
Fürſtinnen II 164. 176. 226. 230. 277. 316f. 370.
Fußvolk 57. 107. 322. 379f.; II 101. 132ff. 450.
Futterpflanzen 273; II 2. 16. 25.

Gabel II 336.
Galantes Weſen II 335. 339. 362ff.
— — Bekämpfung II 379. 384.
Galante Zeit II 362ff. 387. 390. 400.
Galilei II 253.
Gallien 6. 36. 61. 64f. 72. 74. 76ff. 93. 132. 224.
Gallier 66.
Gang (bei Mahlzeiten) II 91.
Gans 6. 30; II 89.
Garn II 477.
Garten 75. 139. **140f.** 191. 337; II **6ff.** **18ff.** 24f. 45. 315. 344f. 347. 384. 394f. 398. 453. 468.
— engliſcher II 19. 395. 400f.
— franzöſiſcher II 7. 18ff. 394f.
Gartenbau 16f. 159. 214; II 318. 448.
Gartenfreude II 394.
Gartengeſellſchaften II 99.
Gartenmaßſtäbe für die Landſchaft II 395.
Gartenſchlößchen II 367.
Gärung aller Begriffe II 418.
Garve II 412. 435f. 452.
Gasbeleuchtung II 479.
Gaſſenlaufen II 440.
Gäſterecht II 69. 273. 448.
Gaſtereien II 92. 364.
Gaſtfreundſchaft 194f. 209. 345; II 78. 93.
Gaſtgeſchenk II 91.
Gaſthaus II 93. 327; ſ. auch Herberge.
Gaſthausnamen II 93.
Gattenliebe II 85. 346.
Gau 52. 57. 125.
Gaukler 412; II 103.
Gauner 413.

Gebäckformen II 88.
Gebärden 187ff.
Gebärdenſprache 188. 346.
Gebet II 214.
Gebeteplappern II 211.
Gebetsübungen 249. 251. 254.
Gebildbrote 178.
Gebildete II 191. 196. 222. 228. 256. 374. 434. 455f. 484. 490; ſ. auch Mittelſtand, gebildeter.
— Mangel an Sittlichkeit II 435f.
Gebirge, mangelnde Schätzung 190f.; II 344.
— Sinn für das 190; II 395f.
Gebundenheit II 194; ſ. auch Bindungen.
Geburtsſtand 271.
Geeſt 29.
Gefängnis 76. 325; II 45f. 114. 124. 242. 451.
Gefäße 36. 58. 67. 70. 179. 180.
Geflügel 6. 54. 142. 178; II 89.
Geflügelzucht 396.
Gefolge 269.
Gefolgſchaft 53. 107. 109. 112.
Gefräßigkeit 399.
Gefühlsanalyſe II 461.
Gefühlsausdruck 187ff. 338; II 166. 342f. 379. 393.
— unwahrer II 401.
Gefühlsgehalt 370.
Gefühlshärte II 124f. 159. 241f.
Gefühlskultus 425; II 379. 391ff. 470. 472.
Gefühlsleben 188. 332. 382. 384; II 391ff.; ſ. auch Gemütsleben, Herz.
— Einfluß der Literatur auf das II 398.
— krankhaftes 256; II 397.
— religiöſes 319. 332; II 378. 392f. 396. 403. 413. 417.
— überſchwengliches II 462.
— Verweltlichung II 392f. 404.
— weicheres II 367.
— Wirkung auf die Literatur und die Muſik II 402f.
Gefühlsmoment II 389. 391ff. 461f.
Gefühlspolitik II 474.
Gefühlsverrohung II 305.
Gegenreformation II 218. 233. 244. 254. 288. 289.
Gegenſatz, nationaler, ſ. Nationaler Gegenſatz.
— von Adel und Bauer 345. 393f.; II 141ff.
— von Adel und Bürger, ſ. Adel und Bürger, Adel und Kaufmann.
— von arm und reich, ſ. Arme.
— von Gelehrten und Volk, ſ. Gelehrte.
— von Stadt und Land 17. 27; II 4f.
Gegenſätze, ſoziale, ſ. Soziale Gegenſätze.
Gehalt II 278.
Geheimbündelei II 378. 402. 462. 466f. 409.
Geheimnisvolle, Zug zum II 401.
Geiler von Kaiſersberg II 115. 126. 128. 139. 149. 152f. 164. 169. 201. 205f. 214. 220.
Geißelung 206. 209. 254.
Geißler 426f.
Geiſtesform, deutſche II 430.
Geiſtesgrößen, nicht genügende Schätzung der II 421.
Geiſtesleben 48. 77. 83. 110ff. 117. 198. 305. 354ff. 375; II 28. 164ff. 246ff. 286. 306. 346ff.
Geiſteswiſſenſchaften, Zurückdrängung II 489.
Geiſtige Befreiung, ſ. Freierer Geiſt.
— Umwandlung 116f.
Geiſtiger Zwieſpalt II 160.
Geiſtliche 127. 129. 141f. 158. 163. 178. 183. 186. 193. 196. 203f. 237. 244f. 291. 295. 302f. 305f. 332. 335. 340f. 354f. 361; II 79. 107. 111. 142. 170. 175. 178. 191. 194. 198. 205. 245. 305. 410. 430; ſ. auch Klerus, Mönche, Pfaffe, Pfarrer, Prediger, Stiftsgeiſtliche.
— als zauberkräftig angeſehen, ſ. Zauberkraft.
— Ausbildung 227.
— fahrende 412.
— Mißachtung 420; II 150; ſ. auch Pfaffen, Haß gegen die.
— Standesbewußtſein 258.
— und Ritter 308.
— unfreie 126.
— Verweltlichung 351f. 415ff.
— Verwilderung II 118. 224; ſ. auch Sittenloſigkeit.
Geiſtlicher Stand 116. 186. **205ff.** 418.
— Übergeordnetheit II 215ff.
Geiſtreichigkeit II 471f. 474.
„Geizige", Verhaßtheit 408.
Gekünſteltheit II 292; ſ. auch Denken, gekünſteltes, Künſtlichkeit.
Gelage 83. 195.
Gelahrtheit, Bekämpfung II 360f. 385.
Geld 37. 60. 67. 76. 81. 86. 104. 175. 212.
— Entwertung II 300.
— Reſpekt vor dem II 492.
— ungemünztes 290.
Geldabgaben 273ff. 290.
Geldariſtokratie II 484f.
Geldbußen 208; II 124.
Gelderpreſſung durch die Kirche 418f.
Geldgeſchäft 408f.; II 72f. 120. 153. 260f.
Geldhandel II 259. 299.
Geldheirat II 83.
Geldknappheit II 324. 468.
Geldverleiher, jüdiſche 408.
Geldwirtſchaft 76. 203. 266. 273. 287. 289f. 303. 307. 322. 353. 372. 375. 397. 405f.; II 28f. 31f. 132. 156. 214. 216. 257. 266.
Gelegenheitsdichtung II 343. 348. 387. 402.
Gelehrte 368; II 87. 176. 179. 204. 230. 296. 319. 323. 331. 340. 378. 471. 474. 490.
— geſellſchaftliche Unbildung II 350.
— Kluft zwiſchen Gelehrten und Volk II 222. 246. 255f.
— ſozialer Zuſammenhang mit dem Volke II 256.
— und Kirche II 208f. 213.
— weltmänniſche II 359.
Gelehrte Bildung, ſ. Bildung, gelehrte.
Gelehrtenproletariat II 257.
Gelehrtenſchulen II 247. 253ff. 423. 430.
Gelehrtenſtand II 218. 246. 256f.
Gelehrtes Ideal II 370.
— Weſen II 348f.; ſ. auch Gelahrtheit.
Geleit II 68.
Gellert II 334. 357. 387. 391ff. 396ff. 408. 411. 416. 419ff. 433f.
Gemälde II 281. 283. 348.
gemein II 344.
Gemeinde 159; ſ. auch Landgemeinde, Stadtgemeinde.
— kirchliche II 214.
Gemeiner Mann, Mißachtung II 225. 245. 266.
Gemeinfreie 268f. 272; ſ. auch Freie.
Gemeinheit II 338f.
Gemeinſame Wirtſchaft, ſ. Wirtſchaftsform, gemeinſame.
Gemengelage 11; II 14.
Gemüſe 5. 16f. 39. 75. 80. 93. 109. 139. 159. 178. 214; II 450.
Gemüſebau 396; II 6. 8.
Gemüſegarten 140.
Gemüſekonſum II 89.
Gemüt 32. 43; II 85. 469.
— Verödung II 492.
Gemütlichkeit 43; II 472. 498.
Gemütsleben II 200.
— Verdüſterung 115; II 397. 399f.
Geneſis 112f.
„Genie" II 400. 410. 414. 417; ſ. auch Originalgenie.
Genieweſen II 401. 404. 412. 415f. 419. 435. 455.
Genoſſenſchaften 166.
— bäuerliche 276f.; ſ. auch Dorfgenoſſenſchaften.
— in der Fremde 401f.
Genoſſenſchaftlicher Geiſt 106. 174. 195f. 281f. 288f. 291; II 166f. 194.
Genua 171; II 66. 180.

Genußſucht 181. 183. 349. 379. 415; II 32. 91. 107. 109. 118. 122. 163. 197. 210. 225. 235. 265. 434f. 452. 494; ſ. auch Lebensgenuß.
Geographie 236; II 251. 327. 356.
— des Mittelalters 364f.
Geologie II 489.
Geometrie 236.
Gerade Linie II 395.
Geräte 59. 72.
Gerber 164. 214.
Gerbert von Reims 225f. 229. 233. 235f. 359. 368.
Gerichte, Unabhängigkeit II 444.
Gerichtsbann 105.
Gerichtsbarkeit 106. 108. 125. 156f. 274. 276. 282. 292. 390. 418; II 119. 130.
Gerichtsbußen 108. 267. 389.
Gerichtsſtand 160. 173; II 74.
Gerichtsverfahren 50f.; II 135.
Gerichtsverfaſſung, ländliche 392.
Gerichtsweſen 176. 293; II 142. 270. 332.
Germanen 5ff. **31ff.** 36ff. 40ff. 55. 61f. 64ff. 69f. 72f. 77f. 80. 121. 141. 150; II 133. 192f.
— äußeres 37. 42.
— Kulturgrad 36. 66. 70. 74.
— Kulturunterſchiede der einzelnen Gruppen 37. 63.
— Name 37.
Germanien, freies 8f.
Germaniſche Idee II 493.
— Renaiſſance II 464.
— Urzeit, Einſchätzung der 36f.; II 413.
Germaniſierung der Slawen 386. 388.
— des Römiſchen Reiches 70. 72.
Germaniſtik II 470.
Gerſte 5f. 16. 54. 139; II 16.
Gerſtenberg II 414.
Geſamteigentum 39.
Geſang 48. 196. 339; II 122. 372. 404; ſ. auch Chorgeſang.
Geſangunterricht 227. 235. 339.
Geſchäft II 164.
Geſchäftsreiſende II 481.
Geſchenke II 85. 87.
Geſchichte 236. 243; II 327. 356. 375. 428f. 470.
Geſchichtlicher Sinn II 179. 249. 428. 470. 491. 497.
Geſchichtsſchreibung 245; II 164.
Geſchirr 75.
Geſchlechter, ſtädtiſche II 93; ſ. auch Patrizier. [183. 349.
Geſchlechtsleben, ungebundenes
Geſchlechtsnamen 50.
Geſchloſſenheit des Daſeins II 472.
Geſchmack II 446. 469. 491.
Geſchmackloſigkeit II 281ff. 292. 411. [418.
Geſchmacksumgeſtaltung II 398.
Geſchütze II 5. 32. 74. 103. 125. 134f. 299.
Geſchütznamen II 134.
Geſchweifte Linie II 368.
Geſellen II 53. 83. 153f. 262f.
Geſellenkämpfe II 50.
Geſellenproletariat II 263.
Geſellenverbände II 53.
Geſelligkeit 196. 281. 289. 406; II 41. 99. 122. 344. 453. 469.
— häusliche II 453.
— literariſche Färbung II 453.
— öffentliche II 453. [471f.
— übertriebene II 227.
Geſellſchaft, gute II 484.
— (Bezeichnung für höfiſche Orden) II 136.
Geſellſchaften, deutſche II 385ff. 409. 420.
— gelehrte II 354. 359. 421.
Geſellſchaftliche Bildung, ſ. Bildung, geſellſchaftliche; Verfeinerung.
— Formen 337f.; II 98. 290. 292. 393; ſ. auch Verkehrsformen.
— Intereſſen II 420.
— Kultur 300. 310ff. 330ff. 375; II 309. 311. 336. 390. 453. 498.
— — der Renaiſſance II 221f.
— — Vergröberung 414f.; II 98; ſ. auch Grobianismus.
— Sitten 338; II 98f. 136. 290. 292. 336f. 370f. 433. 493.
— Unterhaltung, ſ. Unterhaltung, geſellſchaftliche.
Geſellſchaftliches Benehmen, ſ. Benehmen.
Geſellſchaftslied II 343. 404.
Geſellſchaftsmenſch II 347.
Geſellſchaftsſpiele II 453.
Geſellſchaftstracht II 367.
Geſellſchaftszimmer II 367.
Geſetzgebung 77. 94f. 98. 101.
Geſinde 348; II 87f. 301.
Gesner, Conrad II 251f. 396.
Geſpenſterglaube 423f.; II 238.
Geßner, Salomon II 395. 397. 416. 430.
Geſundheitspflege II 112. 446.
Getränke 54. 179. 343; II 89f.
Getreide 5. 7. 9. 75. 109. 139. 167. 402; II 16. 67. 69.
Getreidearten 39.
Getreideausfuhr, ſ. Ausfuhr.
Getreideeinfuhr, ſpekulative 168.
Getreidehandel 167f. 170f. 396; II 1. 139. 143. 257f. 269. 448.
Getreidepreiſe II 468. 478.
Gewalttätigkeit 86. 176. 186f. 208. 295. 349. 377. 394. 406. 410. 415. 417. 420; II 123. 137f. 154. 156. 268. 270. 305.
Gewandnadeln 181. 183.
Gewandſchneider 285. 289. 292. 405; II 56.
Gewanne 11. 15. 22. 28. 39.
Gewerbe **60.** 72. 76. 94. 107. 150. 154. **160ff.** 266. 278f. **280ff.** 289; II 48f. **50ff.** 130. 218. **262f.** 297. 300. 334. **446f.**; ſ. auch Handwerker.
— Blüte II 54f.
— Leiſtungen II 262. 296. 446.
— Rückſtändigkeit II 446.
— Spezialiſierung, ſ. Spezialiſierung.
— Verfall II 262f.
Gewerbefreiheit II 481.
Gewerbepolizei 282; II 263. 272.
Gewerbfleiß II 452.
Gewerbliche Arbeit der Klöſter 214ff.
— Produktion der Grundherrſchaften 161f. 166f.
Gewicht 67; II 130.
Gewinnſucht 398; II 261.
Gewiſſensfreiheit II 409.
Gewölbeproblem 372.
Gewürz 75. 170. 178f. 284f. 299. 403; II 67. 88. 113.
Gewürzhandel II 259. 261.
Giebel II 36f. 39f.
Gilde 174. 195f. 209. 281. 289.
Glanzſucht 350. [407.
Glas 56. 58. 70. 72. 344; II 181.
Glaſer 76.
Glaſerei II 55.
Glasfabrikation 64. 165. 214. 220.
Glasfenſter II 40. 42. 47.
Glasinduſtrie II 11f.
Glasmalerei 165. 221. 370. 372; II 40. 63.
Glasſtücke, farbige 132.
Glaube II 214.
— und Vernunft, ſ. Vernunft und Glaube.
Glaubenskraft 367.
Glaubensleben, volkstümliches, ſ. Volksglaube.
Glaubensſtärke II 305.
Glaubensverfolgung II 263. 318f.
Gleichberechtigung der Bürger II 74.
Gleichförmigkeit, innere II 121.
— — ſcheinbare 208.
Gleim II 396. 405f. 419.
Gliederung der Räume des Hauſes
Glocke 222. [146f.
Glockengeläut 23. 115.
Glockenturm 148.
Gluck II 404. 430.
Glückſeligkeit II 408.
Glückshafen II 103.
Glückwünſchen II 123.
Gold 175. 343; II 95.
Goldmacherei II 202f. 279f. 401.
Goldſchmiede 214; II 55ff. 65. 283.
Goldſchmiedekunſt 82. 135. 162. 164. 166. 179f. 200. 221f. 302; II 264.
Goldſchmuck 82.

Görres II 467.
Goten 42. 48. 55. 71f. 78. 83f. 87. 126.
Goethe II 309. 334. 354. 399. 402. 405. 409. 412ff. 417ff. 421ff. 426. 435ff. 456ff. 461. 468. 470ff.
— „Fauſt" II 470.
— „Götz" II 414ff. 430.
— „Werther" II 399f. 416f. 430.
Gotik 312. 368ff.; II 37. 45. 57f. 63. 286f. 413. 461.
— Jenſeitscharakter II 60ff.
— maleriſcher Charakter der ſpäten II 61. 64.
Gotland 173. 288. 401.
Götter 41. 46ff. 65. 67. 114ff.
Gottesdienſt 204. 222. 235f.; II 116. 217.
Gottesfriede 260. 377.
Gottesſtaat 110.
Gottesurteil 328.
Gottfried von Straßburg 315. 317. 319. 330. 337. 339f.
Göttingen II 422. 431f. 438; ſ. auch Hainbund.
Gottloſigkeit II 225.
Gottſched II 347. 370. 374. 380. 383. 385ff. 393f. 403. 406. 411. 414. 420. 433f.
Grab 39. 41. 46. 59f. 83.
Grabdenkmal 64. 75; II 58. 63f. 115. 287.
Graben 57. 63. 147. 324f.; II 32.
Gräberfunde 9.
Grabhügel, ſ. Hügelgräber.
Grabplatten 135. 219.
Grabſchriften II 125.
Gracian, Balthaſar II 311. 342.
Graf 76. 84. 95f. 100. 103f. **125.** 152f. 175. 204. 268. 272. 291; II 130. 341.
Grafſchaft 109. 125. 128. 267f.
Gräkomanie II 423.
Grammatik 93. 111. 232f.
Grammatiſch-literariſche Intereſſen, Rückgang der 357. 360.
Grandezza II 292.
Grauſamkeit 187. 295. 323; II 125. 253. 301.
Gravität II 290. 297.
Grazie II 368. 371. 498.
Gregor VII. 255f. 261ff. 305.
Grenzburgen 148. 151f.
Grenzfrevel 398.
Griechen 122. 131. 135. 217.
Griechenbegeiſterung II 422f. 455. 463. 465.
Griechiſche Autoren 137; II 179. 252.
— Kultur 133.
— Kunſt II 416.
— Mönche 244.
Griechiſches Studium 226. 237f. 243f.; II 185. 190. 204. 209. 235. 247. 349. 422.
Grien, Hans Baldung II 237.
Grimm, Jakob II 470.
Grimmelshauſen II 220. 292. 295. 301. 304. 343f. 374.
Grobes Weſen 349.
Grobianismus II 163f. 228. 230. 246. 312. 329. 337.
— Zurückdrängung II 364.
Großbetrieb II 482. 487.
Große 84. 101. 103. 106ff. 124f. 128. 206. 212. 221. 267ff.
Größe 42; II 220.
Großgrundbeſitz 76. 85; II 25. 449f. 478.
Großhandel 285f.; II 70f. 77. 218. 272. 448. 481.
Großhändler 171; II 484.
Großinduſtrie II 264. 272. 447. 477.
Großinduſtrielle II 484.
Großſtadt II 23ff. 448. 487. 494. 496.
Großſtädte, Zunahme der II 483.
Großunternehmer II 477.
Grotius II 351f. 361.
Grübeln 43.
Grundbeſitz 101f. 104. 108. 122. 144. 266; II 49. 324. 330. 413.
— geiſtlicher 103. 144. 203f. 211f. 269.
— königlicher 103. 144.
— nach Stadtleihe 160.
— und Amtsgewalt 96.
— von Kaufleuten 155.
Grundbeſitzverhältniſſe in der Stadt 158ff.
Grundbeſitzverteilung 102.
Grundherren 22. 53. 104ff. 154f. 157. 268ff. 291. 385. 388. 390f.; II 142. 148.
— als Rentner 273f. 278.
Grundherrliche Gewerbsproduktion, ſ. Gewerbliche Produktion.
Grundherrlicher Eigenbetrieb, ſ. Eigenbetrieb.
Grundherrſchaft 13. 15ff. 30. 85. **101ff.** 109. 122. 126. 138ff. 141f. **143ff.** 161ff. 164ff. 170. 204. 211. 213. 267. 273ff. 280. 309. 353. 387. 394f.; II 449.
— Abbröckelung 272.
— geiſtliche 94. 163f. 274f.; II 143f. 150.
— in Weſtdeutſchland II 266f.
— Organiſation 93f. 102f. 105.
Grundruhr II 71.
Gründungsſtädte 150ff.
Grünewald, Matthias II 62.
Grußform 182. 189.
Grußformeln 315.
Grutbier II 89.
Gryphius II 304. 343. 349. 351.
Guarinoni II 232. 243.
Gudrun 32.
Guericke, Otto von II 353.
Gulden II 77.
Gunſtbuhlerei II 339f. 387. 441.
Günther, Johann Chriſtian II 365. 388f.
Gürtel 55f. 82. 182. 321f. 342; II 96.
Guſtav Adolf II 300.
Gutenberg II 171. 173. 175.
Gutmütigkeit 43.
Gutshandwerker II 477.
Gutsherrſchaft im Oſten 28; II 144. 266. 449.
Gutshof 28.
Gutswirtſchaft 103.
— der Klöſter 213.
Gymnaſium II 248. 253. 490.

Haarfarbe, ſ. Blondheit.
Haarpflege 56.
Haartracht 41. 56. 82. 84. 88. 183. 335. 341. 393; II 97. 291. 304. 372. 455f.
Habgier 294f.; II 127. 242.
Hafer 5f. 16. 54. 139.
Hagedorn II 395. 398.
Hagenhufe 15. 22.
Hainbund, Göttinger II 393. 417. 419f.
Hainhofer, Philipp II 281ff. 289. 295.
Hakenlanze 75. 82.
Halbnomadentum 8. 38.
Halle 146f.
Halle a. S. 165; II 361. 373. 378. 380. 409. 422.
Hallenkirche 372.
Haller, Albrecht von II 396ff. 410. 415. 427. 430.
Hallſtattkultur 35.
Halskette 183.
Halskrauſe II 270. 291.
Halsſchmuck 56. 82.
Hamann II 401. 413ff. 417. 419. 429. 436. 445. 461.
Hamburg 149. 151. 153. 288. 401; II 24. 33. 40. 59. 71. 89. 114. 161. 224. 258ff. 264. 276. 299. 309. 314. 319. 333. 364f. 372. 374. 382f. 386. 390. 398. 409. 425. 431. 435. 437. 448f. 453. 457.
— Erzbistum 204.
Handarbeit, weibliche 161. 238. 348; II 85.
Hände als Ausdrucksmittel 189.
Handel 3. 25. 36. **60.** 67. 69f. 76. 86. 88f. 93. 107. 122. 126. 132. 134f. 153. **154ff.** 159f. 167ff. 266. 278f. **283ff.** 292. 297f. 320. 374. 390. 400. 405; II 30. 48ff. **66ff.** 77. 120. 130. 153. 180f. **257ff.** 264. 297. 299f. 318. 390. **447f.** 477. 480f.; ſ. auch Lokalhandel.
— Ausnutzung II 69.
— von Adligen betrieben II 139. 143. 269.

Händel, G. F. II 403.
Handelsariſtokratie 295. 405ff.
Handelsbriefe II 160.
Handelsbriefverkehr II 273. 481.
Handelsdiener II 53.
Handelsfahrten 285f. 289.
Handelsfeindlichkeit 345. 406f.; II 72. 153. 272. 331. 420.
Handelsgeſellſchaft 402; II 70f. 153f. 261.
Handelsniederlaſſungen im Ausland 174. 389. 401f.; ſ. auch Kaufhöfe im Ausland.
Handelspolitik, fürſtliche II 68f.
— ſtädtiſche 283; II 69f.; ſ. auch Abſchluß, wirtſchaftlicher.
Handelsſtraßen 171f. 286f.
Handelstechnik 300; II 181.
Händewaſchen 343; II 368.
Handkuß II 292.
Händler 60. 64.
Handlungsbuch II 160.
Handmühle 59.
Handſchrift, menſchliche II 197.
— weibliche II 494.
Handſchriften 135f. 240ff.; II 169ff.
Handſchriftenausſtattung 90.
Handſchriftenhandel 239; II 171f.
Handſchriftenherſtellung, induſtrielle II 171ff.
Handſchriftenluxus 242. 371.
Handſchriftenmalerei, ſ. Buchmalerei.
Handſchuh 342.
Handtuch 179.
Handwerk 167. 280; ſ. auch Gewerbe.
— Zurückdrängung II 482.
Handwerker 157f. 161. 268. 280ff. 302; II 38. **50ff.** 86f. 100. 104. 109. 117. 127. 153. 160. 162. 181. 195. 215. 230. 235. 256. 261f. 304. 331. 341. 374. 384. 411. 468f. 477. 484; ſ. auch Gutshandwerker.
— Bedrückung durch die Patrizier 406f.
— deutſche, im Ausland II 56.
— grundherrliche 163.
— Lehrgang II 52ff.
— ſelbſtſtändige 162ff. 166f.
— verkaufende 155ff. 160. 167. 170. 282f. 286.
Handwerkerbewegungen 407f.
Handwerkerbräuche II 446.
Handwerkerfeſte II 123. 334.
Handwerkergeiſt II 32.
Handwerksämter 163f.
Hanf 5. 55. 109. 139; II 18.
Hängeleuchter II 44.
Hannover II 383. 444. 474.
Hanſa 123. 174. 288f. **401ff.**; II 29. 31. **67ff.** 90. 131f. **257ff.** 260. 273. 299. 308. 480.
Hanſeaten II 91.
Hanſiſche Kultur 404f.
Hanswurſt II 343. 374. 388. 390.
Hardenberg II 436. 459f. 466.
Harnaſch 320; II 133.
Harnſchau II 111f. 255. 401.
Harsdörffer II 341f. 348. 370. 374.
Hartmann von Aue 314. 316. 319. 331. 336. 340. 353.
Haſardſpiel, ſ. Spiel.
Haſe II 27.
Haſt des modernen Lebens II 493.
Haube 343. 351; II 96f. 372.
Haufendorf 17. 22. 58.
Haus 10. 39. 58. 145f. 296; II 3. 23f. 36ff. 366. 453f. 468; ſ. auch Bauernhaus, Bürgerhaus.
Hausaltar II 43.
Hausarbeiter 167; II 56. 485.
Hausbackenheit 348.
Hausbau 59. 86; II 23.
Hausbuch II 87.
Hausfrau 331. 348; II 85. 230. 477. 494.
Haushalt 161. 348.
— öffentlicher II 76.
Hauſierer 285.
Hausinduſtrie II 447. 477. 482.
Hauskunſt II 63.
Hausland 39. 139.
Hausmarke II 40.
Hausmuſik II 404. 436.
Hausnamen II 40f. 80f. 451.
Hausnumerierung II 451.
Hausrat 58. 75. 82. 180f. 397; II 302. 435; ſ. auch Einrichtung, häusliche.
Haustiere 30.
Haustür II 40.
Haustypen 145f.
Hausurnen 10.
Hausvater 47. 49.
Hausväterlichkeit 345. 353; II 277.
Hauswirtſchaft 60. 160ff. 165f. 280; II 89. 477. 494.
Hauszeichen II 40f. 47. 451.
Hautſch, Johann II 39.
Haydn II 404. 430.
Heer, internationale Zuſammenſetzung II 439.
— ſtehendes II 301. 320f. 439.
Heerbann 269.
Heerbannzeichen II 137.
Heeresdienſt 108. 144.
Heereseinrichtungen, ſ. Heerweſen.
Heeresfolge 127. 204.
Heereslieferungen II 300. 445. 467.
Heerespflicht 83. 95. 101. 106.
Heerfahrten 270.
Heerwagen 323.
Heerweſen 84. 96. 107. 130. 269. 322ff.; II 300f. 318. 320f. 439f. 458. 460; ſ. auch Lehnsheer, Söldner.
Hegel II 430. 434. 464. 471. 473. 475. 489.
Hegemonie Deutſchlands, ſ. Deutſches Reich, polit. Hegemonie.
Heide 2. 13. 29.
Heidelberg II 7. 172. 186ff. 231. 288. 295. 306. 352. 373. 396; ſ. auch Faß.
Heidenbekehrung, ſ. Miſſion.
Heidentum 79. 87. 89. 192f. 203; II 423.
— im deutſchen Chriſtentum 114f.
Heilige 103. 114. 116. 192f. 223. 281. 421; II 111.
Heilige Bäume, ſ. Baumkult.
— Schrift, ſ. Bibel.
Heiligenkultus 78; II 211.
Heiligenleben 245.
Heiligenlegenden II 255.
Heiligennamen 199; II 79f. 236.
Heiligentage II 79.
Heilkräuter 17. 215. 244.
Heilkräutergarten 140f.
Heilkunſt 48. 75. 244. 348. 367; II 111ff. 329.
Heimatſchutz II 26. 496f.
Heimatsgefühl 1. 277.
Heimatsliebe II 497.
Heimburg, Gregor II 184f. 187.
Heimführung 49. 184; II 230.
Heine II 465. 471f. 485.
Heinrich I., König 119f. 126. 130. 151. 153f. 176. 186. 196f. 220. 224. 237f.
— II., Kaiſer 129. 134. 176. 204f. 210f. 220. 237. 253. 277.
— III. 128ff. 237. 253f. 257. 260f. 312. 354.
— IV. 129. 237. 253. 260ff. 279. 376.
— V. 129. 237. 262. 279. 295. 345.
— Julius von Braunſchweig II 276.
— von Melk 308. 317. 331. 352. 406.
— von Veldeke 311. 314. 322. 336. 350.
Heinſe II 463.
Heirat, frühe 184; II 83.
Heiratſtiften II 83.
Heizeinrichtungen, mangelhafte II 369.
Heizung 180. 182.
Heldendichtung, Heldengeſang 83. 92. 197f. 335. 382. 399.
Heliand 112f.
Hellebarde 322; II 133ff.
Helm 57. 81f. 136. 321. 343.
Hemd 75. 81. 342; II 97.
Herberge 210.
Herd 10. 147; II 39.
Herder II 400. 410. 413ff. 417. 419. 421ff. 427. 436. 445. 456f. 461. 463ff.
Hering 32. 285. 402.
Heringsfang II 258.
Hermunduren 69.

Herren 18. 23. 109. 177. 180f. 185f. 196. 198. 201. 266. 272. 279. 295. 327.
Herrenbewußtſein 79. 126ff.
Herrenhof 85. 102. 105. 145ff. 161f. 272.
Herrenleben 319; II 448.
Herrenſpeiſe II 89.
Herrentafel 178f.
Herz, Kultus desſelben II 401; ſ. auch Gefühlskultus.
— Rolle desſelben II 378. 391ff. 430.
Herzog, Herzogtum 24. 52. 80. 86. 100. 103. 109. **125f.** 128. 148. 153. 268.
Heſſen II 3. 224. 306.
— -Caſſel II 12. 245. 264. 319.
— -Darmſtadt II 315; ſ. auch Darmſtadt.
Hexenhammer II 164. 200. 241. 243. 237.
Hexenprobe II 241.
Hexenverfolgung, Hexenwahn 115f.; II 164. 199ff. 218. 229. 236f. 240ff. 310. 349. 361.
— Bekämpfung II 201. 243. 361f.
— Zuſpitzung auf die Frauen II 243. 245.
Hierarchie 202. 258. 261f.; II 213.
Hildesheim 216ff. 226. 229. 237. 305. 386. 405; II 167.
Hiller II 404.
Himmel 364.
Himmelsbrief 427.
Himmelsgott 46.
Hinrichtung II 241.
Hinterſäſſigkeit im Oſten II 143f.
Hippel, Theodor von II 494.
Hirſch 29f. 40. 178. 186. 330; II 27.
Hirſe 5. 16. 54. 178; II 2. 16. 18.
Hirt 138. 142f.
Hobbes II 351f. 363.
Hochgebirge, ſ. Gebirge.
Hochofen II 5.
Hochzeit 185. 348. 399; II **84f.** 91. 99. 123. 227. 230. 279. 364. 445. 452.
— geiſtliche II 117.
— jüdiſche II 445.
Hochzeitsbräuche 49. 398.
Hochzeitsgedichte II 339. 387.
Hochzeitshaus II 46.
Hochzeitsluxus II 84f.
Hof 10. 17f.
Hof (des Fürſten) 90. 92. 101. 110f. 133. 135f. 160. 219. 221. 224f. 267. 338. 340. 353; II 136. 325. 359. 362. 409.
— franzöſiſcher II 293. 336.
— Mittelpunkt des kulturellen Lebens 92. 309ff.; II 323.
— Nimbus II 323. 341. 385. 391.
Hofadel II 329.
Hofämter II 130.
Hofanlage, bäuerliche, Verſchiedenheit 396.
Hofaſtrologen II 202.
Hofdienſt 268f. 271; II 235. 325. 328f.
Höfe, Franzöſierung der deutſchen II 294f.
— in der Stadt II 37. 40.
Hoffahrt 296.
Hofgeſellſchaft II 311. 435. 453.
Hofhalt II 130. 270. 312.
— verſchwenderiſcher II 278ff.
Hofideal II 96. 293. 311. 323f. 339.
Höfiſche Kultur 271. 308ff. 352. 373ff. 405; II 283ff. 311ff. 323ff. 391.
— — Entartung 352.
— — Verfall 352ff.
Hoflager, Wechſel 124.
Hofleben 310f.; II 328. 346. 443.
— Satire gegen das II 340.
Hofleute II 323. 325. 356.
Höflichkeit II 472.
— deutſche II 341f.
— Mangel an II 492.
Hofmaler II 280f. 288.
Hofmann von Hofmannswaldau II 292. 338. 389.
Hofmeiſter II 326. 334f.
Hofmeiſterliteratur II 334.
Hofnarr 413; II 126. 374.
Hofordnungen II 226. 228. 270.
Hofpfalzgraf II 146.
Hofpoeſie II 316. 323.
Hofprediger II 234. 272. 316.
Hofrecht 272. 276f.
Hofſchule 77. 92f. 110. 225f. 236f. 356.
Hofſtatt 10.
Hofſtil II 323. 342. 386f.
Hof- und Weltmann, Kulturideal, ſ. Hofideal.
Hofzeremoniell 136; II 285. 312.
Hoheitsrechte 108.
Hohenſtaufen 279. 311. 358. 367. 374. 376; II 68. 132. 146. 165. 179.
Hohenzollern II 139.
Holbein II 61f. 141. 196. 256. 287f.
Hölderlin II 456.
Holland II 20. 299. 318f. 335. 353. 363ff. 370. 428. 431.
Holländer 13. 388; II 220. 260. 454. 498.
— als Koloniſatoren 386f.; II 318.
— und Hanſa II 258.
Holländiſche Kaufleute II 318.
— Kultureinflüſſe II 10. 16. 18. 288. **318f. 351.** 375. 395.
Hölle 115. 364.
Holz 3. 14f. 18. 20. 23. 32. 402; II 67. 479f.
Holzarten im Walde, ſ. Baumarten.
Holzbau 10. 20. 24. 26. 58. 74f. 81. 148f. 200. 217. 397; II 2f. 37. 39f.
Holzhandel II 2. 11.
Holznot 395; II 2. 12.
Holzſäulen 147.
Holzſchnitt II 29. 63. 122. 287.
Holzſchnitzerei 20. 49. 58. 82. 181. 200. 344; II 39f. 42f. 59. 64f.
Homer 244; II 352. 389. 397. 414ff. 422.
Honig 32. 54. 143. 178f. 396. 402.
Hopfen 16. 139. 179. 215. 394; II 89f.
Hopfenbau 109. 396; II 17f.
Horaz 243.
Hörige 53. 104ff. 211.
Horoſkop II 202.
Hoſen 55f. 181f. 342; II 95. 345. 367. 456.
Hoſpiz II 180.
hövescheit 310. 338ff. 348. 350.
Hrabanus Maurus 96. 111. 224. 228f. 232f. 236f. 243f. 246. 257. 362.
Hrotſvit von Gandersheim 226. 228. 243. 246f.
Hufe 39. 52. 81. 138. 276f. 388. 391; II 144.
Hufenverfaſſung 105.
Hügelgräber 10. 61.
Hugo von Trimberg II 147.
Huhn 6. 30. 142; II 89.
Hülſenfrüchte 54. 139. 177; II 89.
Humanismus II 145. 150. 174f. **178ff.** 208. 214. 216. 218. 220f. 234. 246f. 254. 286. 308. 351. 369. 375. 387.
— und Frau II 163f.
— und Jurisprudenz, ſ. Juriſten.
— und Kanzlei II 184f.
— und Kirche II 185f. 197. 203f. 209.
— und Reformation II 204f. 212f.
— Unvolkstümlichkeit 192.
Humanitäre Fürſorge 114.
— Wirkſamkeit der Kirche 209ff.
Humanitätsbildung II 421ff. 457ff.
— Mangel an vaterländiſchem Sinn II 436f.
— Unvolkstümlichkeit II 434.
— Verhältnis zur Aufklärung II 422.
Humanitätsideal II 429. 431. 460. 490.
Humanitätsideen II 355. 409. 421ff. 430. 466.
Humboldt, Alexander von II 475f.
— Wilhelm von II 420. 423. 426. 459.
Humor 43. 200; II 63. 103. 125. 228. 343. 369. 403.
Hund 6. 40. 186. 329.
Hundertſchaft 52.
Hungersnot 99. 101. 168. 181. 210. 381. 391; II 467.
Hunnen 4. 72.
Hus II 204. 207f. 213.

Huſſiten II 134f. 150. 152. 155. 157. 208. 308.
Hut 182. 343; II 96. 291. 304. 345. 367.
Hutabnehmen II 292.
Hütte 38.
Hutten II 149. 153. 164. 175. 179. 187. 189. 191ff. 196. 204f. 209. 212. 375.
Hüttenweſen II 481.
Hygiene, mangelhafte II 35. 49. 110f. 114. 450. 468.
— Umſchwung II 489.

Ideale Intereſſen, einſeitige Pflege II 498.
Idealismus 92. 130. 186. 347; II 359. 422. 429. 492. 495. 497.
Ideologie II 471. 473.
Idylliſche Richtung II 395f. 398. 404. 415f.
Iffland II 436. 469.
Illuminatenorden II 432.
Illumination II 312.
Illuminieren von Handſchriften 220. 371.
Illuſtrative Quellen II 29f.
Immunität 76. 104. 108. 127. 204.
Indienfahrten II 258ff.
Indigo II 3. 479.
Individualismus 41. 45f. 52f. 58. 95. 110. 186. 253. 281. 294; II 145. 165. 194ff. 214. 346. 359. 418. 441. 461. 469. 486. 493. 498.
Individuelle Kultur II 322.
Individuum, Zurückdrängung II 487.
Induktive Methode 364; II 350.
Induſtrie 64. 76; II 22. 25. 318ff. 481ff. 490. 497.
— Ära der II 476.
— Aufſchwung II 479f.
— chemiſche II 479.
— künſtliche Beförderung II 446f.
— römiſch-galliſche 70.
— ſächſiſche II 390.
Induſtriegebiet II 22. 26. 481.
Induſtrielle Formen, freiere II 264.
Induſtrieſtaat II 477. 482f.
Ingenieurkunſt II 317f.
Initialornamentik 220. 240.
Innenleben 41; ſ. auch Gefühlsleben.
— Betonung des 425; II 378f. 392. 418.
Innere Kultur, Gefährdung II 489ff.
Innerlichkeit 43f. 46. 189f. 316. 336; II 62. 65. 213. 221. 343. 345. 374f. 377ff. 391. 403. 418. 424. 426. 460f. 491. 495. 498.
Innigkeit 113; II 469.
Innsbruck II 274.
Inquiſition II 198ff. 236. 241.
Inquiſitionsverfahren II 149.
Inſtitoris II 200.
Inſtrumentalmuſik 222; II 404.
Inſtrumente II 55. 282f.
Intellektualiſtiſcher Zug, ſ. Rationaliſtiſcher Geiſt.
Intereſſengeiſt II 457. 492.
Interlinearverſion 232.
Internationalität, internationale Strömungen 62. 202f. 205. 286. 294. 307. 313. 317. 357. 361. 369. 373; II 128. 167. 180. 182. 286. 429. 460. 487.
Interregnum 376. 378.
Intoleranz II 410. 442.
— der Katholiken II 448.
Intrige II 269.
Invaſion der Germanen 61. 70ff.
Inventionen II 279. 312.
Inveſtiturſtreit 144. 261f. 279.
Iren 79. 87. 212. 244.
Ironie, romantiſche II 464. 472.
Irrationale, das II 389. 427. 495.
— verbannt II 386. 389.
Irre II 114. 124. 242.
Iſlam 62. 92. 263f. 306. 356.
— Kultur des 297ff.
Italien 90. 93. 118. 124. 129f. 132. 135. 168. 171. 174f. 201. 220. 222. 224f. 239. 244. 252. 270. 280. 289f. 298f. 302. 337. 352. 354. 364. 392. 401. 403. 424; II 30. 32. 48. 57f. 60. 66ff. 71. 131. 133. 167. 174. **178ff.** 182ff. 188. 191. 194f. 204. 208. 221. 227. 236. 242. 258ff. 264. 274. 281. 283. 286f. 290. 293. 306. 308. 312. 326. 335f. 344. 432.
— Zug nach 385; II 179ff.
Italiener 169. 264. 286ff. 297f. 300. 304. 381; II 195. 301. 311. 396.
Italieniſche Kultureinflüſſe 24. 130. 214f. 217. 220. 224f. 252. 292. 324; II 3. 7. 62. 145. **179ff.** 221f. 281. **285ff.** 314. 335f. 353. 375.

Jacobi, Brüder II 419. 456f.
Jagd 30. 32. 39f. 55. 59. 83. 105. 138. 160. 185f. 198. 322. 329f. 337f.; II 2. 11. 27. 101. 129. 142f. 156. 164. 205. 268. 272. 313. 327. 329. 332. 421. 493.
Jagdfreude, Jagdpaſſion 40. 91. 185f. 250. 274. 316. 395; II 276ff.
Jagdfrevel II 142.
Jagdfronden II 142f.
Jagdſitten 315.
Jahn II 213. 460. 467.
Jahrbücher, Halliſche II 475.
Jahrmarkt 156; II 334.
Jena II 248f. 296. 350. 361. 373. 386. 390. 423. 435f. 463. 467.
Jenſeitsglaube 193; ſ. auch Furcht.
Jeſuiten II 229. 233. 243f. 254f. 305. 310. 358. 381. 431f.
Jeſuitenſchulen II 235. 254f.
Johannes (Vorname) II 80.
Joppe 299. 342.
Joſeph II. II 432ff. 437. 442f. 445. 449.
Juden 76. 112. 158. 169. 244. 286. 290f. 408ff.; II 49. 72. 93. 106. 109. 111. 127. 144. 150f. 153. 198. 260. 421f. 438. 445. 457; ſ. auch Kammerknechtſchaft.
Judenemanzipation II 445. 459.
Judenhaß 408ff.; II 150f.
Judenſchutz 409.
Judenverfolgungen 263. 410. 427f.; II 150f. 445.
Julfeſt 114.
Jumne 121f. 171.
Junges Deutſchland II 472. 474f.
Jungius, Joachim II 354.
Jurisprudenz, ſ. Rechtswiſſenſchaft.
Juriſten II 78. 127. **145ff.** 166. 170f. 183. 209. 212. 237. 241. 246f. 256. 267. 269. 271. 428. 471.
— als Beamte II 146.
— und Humanismus II 184.
— Verhaßtheit II 147f.
Juſtizgeſetze II 444.

Kachelofen 146f.; II 42.
Kaffee II 364ff.
— Bedeutung für die geiſtige und geſellige Kultur II 366.
Kaffeegarten II 366. 453.
Kaffeehaus II 364f.
Kaffeekränzchen II 366. 453.
Kaiſer, Kaiſertum 91. 93f. 111. 119. **128f.** 132. 136. 202. 218. 261. 354. 358; II 128. 146. 148. 158. 219. 260. 270. 297. 302. 321. 330. 335. 340. 438f. 444.
— Schwächung 376.
— und Papſt 254. 257. 261. 294f. 305. 417. 426.
Kaiſerherrlichkeit II 470.
Kaiſeridee 129f.
Kaiſerpolitik 118.
Kaiſerſage 379.
Kaiſerzeit 33. 376.
Kalender II 112. 157. 174. 349. 396. 434.
Kalenderberechnung 236.
Kalkofen 164; II 5.
Kaltſchmiede 412.
Kamin 75. 145. 180. 344; II 42. 367.
Kamm 56.
Kammer 147.
Kämmerer 269; II 45.
Kammerknechtſchaft der Juden 409.

Kampf ums Daſein II 494.
Kampfberuf 319f. 354.
Kampfesfreude 40ff. 80. 248. 271. 316. 412.
Kampfſpiele 185. 325ff.
Kampfweiſe 57; II 132f.
Kanäle 93; II 20f. 318. 320. 358. 395. 480.
Kanaliſation II 114.
Kanoniker 204. 207. 229.
Kant II 309. 409. 412. 422. 427. 429. 431. 445. 456f. 464f.
Kantianismus II 459.
— Einfluß auf die allgemeine Bildung II 427f.
Kantonſyſtem II 439.
Kanzlei 95. 101. 127. 203. 233. 240. 382f.; II 146. 166. 170f. 182f. 188f. 270. 274. 308.
— und Humanismus, ſ. Humanismus.
Kanzleiſprache II 214.
Kanzleiſtil II 185. 246. 304. 386.
Kanzler 111.
Kapelle 114.
Kapital 290; II 481f.
— Verhaßtheit 406.
Kapitalismus II 218. 260f. 487. 488. 490.
Kapitaliſtiſche Bürgerſchicht II 484ff.
— Entwickelung II 32. 153. 484f.
— Färbung weiterer Kreiſe II 484.
Kapitaliſtiſches Syſtem II 482.
Karl der Große 12. 30. 62. 88. **89ff.** 97. 99ff. 103. 106f. 110f. 113. 116. 119ff. 124. 126ff. 132. 139f. 148. 151. 161. 166. 168f. 172f. 176. 180. 184. 195. 215. 217. 221f. 224. 227ff. 234. 236ff. 241. 250. 257. 261. 299. 309. 311f. 381. 388.
— IV., Kaiſer 359; II 68. 131. 136. 146. 170. 172. 182. 184. 308.
— V. II 153. 241. 259. 274. 285. 293.
— VI. II 446.
— Martell 88. 90. 92. 107f. 126.
— von Heſſen II 319.
— Auguſt von Weimar II 421. 435.
— Eugen von Württemberg II 316. 417. 443.
— Friedrich von Baden II 421. 443. 449.
— Ludwig von der Pfalz II 317ff. 352. 359. 442.
— Theodor von der Pfalz II 421.
Karlſtadt II 157. 217.
Karſt 141.
Kartelle II 482.
Karten 364f. 399; II 44. 105. 328.
Kartenſpiel II 365. 453.
Kartoffel 1; II 16. 25. 449. 486.
Kartuſche II 368.
Käſe 54. 75. 178; II 89.
Käſerei 142; II 318.
Kaſino II 453.
Kaſtell 63.
Kaſtengeiſt II 452.
Kaſtengliederung 294.
Katechismusunterricht 93. 229f.; II 175. 255.
Katholiken II 393. 443.
Katholiſierende Tendenzen II 464. 471.
Katholizismus II 233. 236. 239. 310. 424. 475.
— Gefährdung II 218. 254.
— Geiſteshaltung II 254.
— Propaganda II 358.
— Rückſtändigkeit II 431.
— und Aufklärung II 432.
— und Renaiſſance II 222. 236. 289.
— zur Zeit des Barocks II 289. 358.
Kattun 299.
Katze 29.
Kauf 101f. 104.
Kaufehe 49.
Kaufhaus 287; II 46. 48. 71.
Kaufhöfe im Ausland 288. 297. 402; II 46.
Käuflichkeit der Richter II 148.
Kaufmann, Kaufleute 154ff. 158ff. **168ff.** 268. 281. **283ff.** 295. 302. 367. 378. 389f. 401. 405; II 32. 50. 66ff. 87. 127. 138. 153. 160. 166. 194f. 257ff. 273. 275f. 323. 330f. 420. 430. 456. 477. 484; ſ. auch Fahrender Kaufmann, Unternehmungsgeiſt.
— angebliche grundherrliche 170.
— Antipathie gegen die 406f.
— hanſiſche II 180.
— nichtdeutſche 168; ſ. auch Engliſche, holländiſche, ſyriſche Kaufleute.
— Schutz II 68.
— ſüddeutſche II 180f. 259ff.
— und Ritter, ſ. Adel und Kaufmann.
Kaufmannſchaft II 235.
Kaufmannsgilde 289.
Kavalier II 325. 455.
Kavaliererziehung II 325f. 334. 355ff.
Kavalierreiſe II 326. 363.
Kegelſpiel 399.
Keller II 37.
Kelten 4. 6f. 33. 35f. 41f. 53. 65. 74. 121.
Kelter 214.
Keltiſche Kultureinflüſſe 33. 35f. 48.
Kemenate 75. 147. 344f.
Kepler, Johann II 253. 353f.
Keramik 64.
Kerner II 465.
Kerze 75. 180; II 44. 479.
Ketzer 306. 427; II 197. 200. 208. 210.
Ketzerbewegungen 419ff.; II 194. 199.
Ketzerei u. Zauberei, Vermiſchung 424; II 199.
Ketzerverfolgung 424.
Keule 56. 82. 322.
Keuſchheit 44. 255.
Kimbern 31. 33. 36. 39.
Kind, Art desſelben II 436.
Kinderleben 348; II 87. 230.
Kinderreichtum 387; II 84.
Kinderſpiele 185. 348.
Kipper und Wipper II 299f.
Kirchdorf 22.
Kirche 18. 22f. 25. 73f. 76ff. 87f. 90ff. 96f. 100. 102ff. 107. **110ff.** 122. 124. 126f. 130f. 144. 166. 176. 180. 183f. 186. 193ff. 201. **202ff.** 221. 224. 247. 250. 257. 266. 289f. 294. 296. 304ff. 328. 363. 368. 376. 391f. 396. 413. 416. 424. 427; II 44. 58. 79. 83. 86f. 105. 107. 109. 111. 150. 167. 171. 175. 178. 194. 198ff. 203. 212. 215f. 351. 410. 424. 442. 445. 466.
— als Erzieherin zur Kultur 202ff.; ſ. auch Kulturfreudigkeit der Kirche.
— als Mittelpunkt des Lebens II 116f.
— Autorität 361; II 197.
— deutſche 262.
— Emanzipation von der II 214ff.
— Frauenfeindlichkeit II 164.
— innere Erſchütterung II 212.
— Korruption II 205f.
— Kritik an der II 204. 207f.
— kulturelle Überlegenheit 110.
— Kulturfeindlichkeit, ſ. Kulturfeindlichkeit.
— Macht 203f. 258ff. 307. 417f.; II 197.
— Machtgefühl 262.
— Oppoſition gegen die 320. 361. 417ff.
— Stärkung durch die Reformation II 216.
— und Bürgertum II 28. 118ff. 161. 208.
— und Humanismus, ſ. Humanismus.
— und Staat 111. 128. 203. 260ff.
— und Volksglaube 114ff.; II 198f.
— und Welt 203. 247ff. 373.
— Verweltlichung 250f. 265. 415ff. 424; II 205ff.
— weltliche Auffaſſung der 261; II 207.
Kirchenbann 260.

Kirchenbau 300f.
Kirchenbaueifer 115.
Kirchenbauten 148f. 151. 200f. 204f. 215. 217ff. 296. 368ff.; II 46. 116. 165. 446.
Kirchenfeſte II 123.
Kirchengedanke, romaniſcher 264f.
Kirchengerät 135. 164. 175. 180. 221f.
Kirchengeſang 222. 235; II 404.
— deutſcher 384; ſ. auch Kirchenlied.
Kirchengeſchichte II 428.
Kirchengut 126. 210. 255. 262f. 267; II 135. 150. 152. 208. 253. 256.
— Einziehung II 264. 270. 277.
— Inanſpruchnahme 103f. 108. 128.
— Lüſternheit nach II 154. 209. 212. 217. 224.
— Minderung 144. 204. 211. 290. 305.
— Wegnahme 295.
Kirchenhoheit, ſtaatliche II 212. 217. 321.
Kirchenlied II 233. 246. 306. 343f. 403; ſ. auch Kirchengeſang.
Kirchenmuſik 137.
Kirchenpoeſie 137.
Kirchenrecht 261.
Kirchenſchatz 290.
Kirchenſtrafen 111. 207f. 211.
Kirchentrennung 134; ſ. auch Reformation.
Kirchenväter 242. 245; II 169. 174. 204.
Kirchenzucht 113.
Kirchhof 23. 75. 260. 399. 413; II 100. 104. 114. 117.
Kirchliche Einheit des Abendlandes 374.
— Idee 264.
— — Triumph 417.
Kirchlicher Charakter der mittelalterlichen Kultur 202.
— Geiſt 92f. 205. 306. 373; II 218. 233ff. 310. 352. 461.
— — Befreiung vom II 360f. 442.
— — Minderung 265. 356. 417; II 216. 350.
Kirchliches Leben 354f.
— — Verfall 262. 305f.
Kirchlichkeit, äußere 319. 420; II 115ff. 210f. 225. 495; ſ. auch Äußerlichkeit des religiöſen Lebens.
— Zunahme der 259.
Kirchweih 114; II 123.
Kirmes 399.
Kirſche 67f.; II 17.
Kiſſen II 42.
kiusche 347.
Klariſſinnen II 206.
Klaſſiker, antike, ſ. Antike Autoren.
— deutſche, ſ. Dichtung, klaſſiſche deutſche.
Klaſſizismus II 389f. 460.
— in der Kunſt II 426. 470. 491.
— deutſcher II 424. 463.
— franzöſiſcher II 336. 347. 386.
Klatſch II 334. 387. 434. 469.
Klavier II 327. 404.
Kleiderluxus II 53. 94f. 97f. 140f. 205. 265. 269. 278f. 334. 452.
Kleiderordnungen 397; II 77. 94f.
Kleidung 3. 40. 54f. 59. 142. 161. 180ff. 254. 296. 299. 351; II 480; ſ. auch Tracht.
Kleinaſien 131f. 297.
Kleinbauern II 302.
Kleinbeſitz 12. 81. 86. 104f.
Kleinbürger II 433ff. 484.
Kleinhandel 285.
Kleinkunſt 77. 134ff. 201. 217. 220f. 297. 302. 336. 345. 370; II 281. 367f. 469.
Kleinlichkeit II 78.
Kleinmeiſter II 288.
Kleinſtaaten II 322f. 438. 441.
Kleinſtadt II 469.
Kleiſt, Ewald v. II 396ff.
— Heinrich v. II 465.
Klerus 92f. 111. 130f. 199. 201. 239. 266f. 374; II 49. 118. 128. 410. 443; ſ. auch Geiſtliche.
— niederer 198. 238f. 410. 414. 416. 419. 421; II 432.
— — Hetzarbeit II 150f. 153. 157f. 208.
— — Rückſtändigkeit II 432ff.
— Trennung von den Laien 205.
Klima 5. 14. 145f.
Klinger, Maxim. II 416.
Klopſtock II 366. 389. 393f. 396ff. 404ff. 408f. 413. 415ff. 419. 421f. 430. 456f. 466.
Klöſter 13. 16f. 23. 25. 75f. 79. 87. 90. 93. 103. 109f. 120. 135f. 139f. 143. 146. 148f. 152f. 156f. 161. 164ff. 177ff. 195. 203. **250f.** 210. **211ff.** 215f. 221. 226. 236. 239f. 242. 244. 249ff. 257. 267. 269f. 272. 290. 306. 378. 383. 395. 425; II 40. 93. 106. 111. 113. 115ff. 120. 161. 169. 172f. 183. 206. 211. 215. 255. 273. 324. 378; ſ. auch Frauenklöſter.
— Aufhebung II 215. 432. 445.
— ſittenloſes Treiben in den II 206.
Kloſteranlage 23. 214f.
Kloſterfrauen, ſ. Nonnen.
Kloſterleben 251.
Kloſterreformen 251ff. 305; ſ. auch Asketiſche Reformbewegung.
Kloſterſchule 185. 224. 227ff. 340. 355. 415; II 160.
Klugheitslehre II 339. 382.
Kluniazenſer 213. 242. 253f. 258ff. 354.
Knappe 340.
Knecht 322. 324.
Kochbuch II 89. 227. 285.
Kochkunſt 68. 75. 161. 215; II 89. 285. 336. 364.
Kodifikation II 147.
— der Volksrechte 77. 84. 86.
Kogge 404.
Kohl 16. 75. 139. 178. 214; II 89.
Kohle II 14. 477. 479. 481.
Kohlenbergbau II 22. 25.
Köhlerei II 11ff.
Kokes II 479.
Koketterie II 367. 372.
Kolett II 304.
Kollegialverfaſſung II 271.
Kollegien für adlige Erziehung II 325.
Kollektivismus II 486.
Köln 7. 64ff. 136. 150ff. 172. 176. 205. 279. 288f. 293. 295. 305. 344. 382. 401. 403. 407. 409. 427; II 33ff. 40f. 46ff. 57. 59. 65. 67f. 71. 77. 81. 92. 104. 108. 110. 113. 116f. 153. 167. 172. 175. 180. 189. 245. 251. 257. 263. 265. 294. 299. 432. 443. 448.
Kolonialpläne II 317. 320. 357.
Kolonialprodukte II 448.
Koloniſation des deutſchen Oſtens 13ff. 22. 25f. 28. 120. 137. 172. 213. 277. 287. 293. 375. 380. **385ff.**; II 307.
— innere II 9. 15. 318.
Koloniſten, fremde 386f.; II 302. 318. 449.
Komfort II 369. 452. 454.
Kommendation 76. 107.
Kommode II 368.
Kommunismus II 152. 158. 486.
Komödianten, engliſche II 232. 276. 286.
Kompaß 300. 404.
Kompendien 360; ſ. auch Enzyklopädien.
Komplimente II 295. 304. 329. 334. 384.
Komplimentierart II 331. 341f. 362f. 370. 453.
Komplimentierbuch II 342f.
Konduite, feine II 326ff.; ſ. auch Benehmen.
Konfekt II 89.
Konfeſſionelle Kämpfe II 233f. 254. 305.
— — Zurücktreten II 410f.
Konfeſſionen, Haß der II 298.
Konfiskationen 103. 144.
Kongregation 252f.
König, Königtum 24. 52. 73. 76f. 79f. 82. 84f. 94. 100f. 103. 105. 108. 111. 118f. **124ff.** 127f. 150. 153ff. 173f. 176f. 182. 268f. 279. 292. 309. 311.
— Schwäche 268.
König, Joh. Ulr. v. II 385. 391.

Könige, ſächſiſche 385.
Königsbann 77. 84.
Königsberg II 248. 308.
Königsfriede 153ff.
Königsgericht 84. 176.
Königshof 17.
Königshufe 105. 388.
Königsleihe, Verleihung von Königsland 81. 85. 96. 103f. 108. 120. 127. 144.
Königsſtädte 291.
Königsſtraße 27.
Königsurkunden, deutſche 382f.
Konkubinat 44. 183. 255; II 86. 206. 233.
Konkurrenz, Unterdrückung 282; II 262.
Konkurrenzfurcht der Handwerker [159.
Konkurrenzkampf II 492f.
Konrad I., König 100. 197.
— II. 129f. 237. 253. 261. 271.
— III. 304.
— von Megenberg 363. 367.
— von Soeſt II 59.
Konſtanz 171. 229; II 46. 68. 104. 108. 183. 206. 224.
Konſtruktion, mechaniſche, der Welt II 408.
— rationaliſtiſche II 352. 413. 422. 429. 461.
Konſumenten II 51f.; ſ. auch Schutz.
Kontinentalſperre II 467.
Kontributionen II 298f. 302. 444. 467.
Konventionalismus 189. 194. 332f. 346f.; II 165f.
Konverſation II 292. 295. 327. 339. 342. 346. 362. 366. 370.
Konvertiten II 358. 411.
Konzentration, ſtaatliche II 146. 321. 441.
Konzil II 182f. 206. 208. 213.
Kopernikus II 203. 253.
Kopfbedeckung 134. 343.
Kopfputz 75. 183. 341; II 96.
Korb 67. 75.
Körner, Th. II 470.
Körperbau 88.
Körperliche Übungen, ſ. Leibesübungen.
Körperpflege 56. 343.
— mangelhafte II 368.
Korps II 467. 492.
Korrektheit II 311. 347. 385f.
Korreſpondentenweſen II 273. 275. 281.
Korreſpondenzſucht II 378f. 418f.
Kosmopolitismus II 358. 430. 436f. 460. 464.
Kotzebue II 469.
Krafft, Adam II 54. 58. 65.
Kraftgefühl, demokratiſches II [156.
Kraftgenies II 416.
Kragen II 304.
Krämer 284f.; II 70. 117.
Krankenheilungen, wunderbare 192f.
Krankenpflege 207. 210; II 117.
Krankenpflegeorden II 109. 113f. 118.
Krankheiten, Auffaſſung 48.
Kranz 399.
— (Preis) II 103.
Kränzchen II 227. 366. 453.
Krappbau II 479.
Kräuter 215.
Kredit, öffentlicher II 75f.
Kreditbedürfnis 409.
Kreiſe des Reiches II 262. 439.
Kreuzzüge 17. 24. 135. 258f. **263ff.** 270f. 277. 280. 284. 286. 290. 312ff. 316f. 319f. 324. 326. 332f. 340. 367. 387. 391. 410. 417. 426; II 107. 109. 194. 198. 211.
— Einflüſſe 296ff.
Krieg, Dreißigjähriger II 11ff. 26. 220. 224. 231. 245. 293. **297ff.** 310. 318. 320. 324. 332. 339. 349. 363. 378. 445.
— Überſchätzung ſeiner Wirkungen II 297ff.
Kriegeriſche Intereſſen 160. 266f. [271f.
— Zeiten 38. 40. 99f. 104. 108. 250. 270.
Kriegeriſcher Geiſt 38. 40. 47. 88. 112. 116. 186. 279. 295. 374. 390; II 180. 205. 297. 307. 377.
Kriegerſtand 186.
Kriegsdienſt 268f. 272.
Kriegsfahrten, ritterliche II 180; ſ. auch Adel, Kriegsdienſte.
Kriegsgeſang 57. 323.
Kriegsgeſchrei 42.
Kriegsgötter 47.
Kriegskunſt II 300. 391.
Kriegsweſen 136f. 300; II 74. 132ff.
Kriegszeichen 57.
Kriminalität II 124.
Kriminaljuſtiz II 241.
Krippenreiter II 329.
Kritik 303. 306. 368; II 179. 249. 428. 471f. 474. 487. 488.
— literariſche II 407.
Krone 91.
Krongüterordnung Karls des Großen, ſ. capitulare de villis.
Kronleuchter 180. 222. 344. 367.
Krönung 129.
Küche 147; II 39.
— franzöſiſche II 452.
Kuchen 178. 343; II 88.
Küchengeſchirr II 454.
Kult 37. 47. 78.
Kultur, antike 61f. 72. 79. 90; ſ. auch Antike.
— äſthetiſche II 426.
— der Seele II 422f.
— deutſche nationale II 429f. 497f.
Kultur, ideale II 472.
— kirchliche Orientierung II 216.
— literariſche II 471.
— mittelalterliche 202.
— Schätzung 96.
— und Volkstum, ſ. Volkstum und Kultur.
Kulturarbeit, nationale II 357. 380. 411.
Kultureifer 90. 92; II 286. 307. 326. 357. 375f. 380. 426. 428. 450. 497.
Kultureinflüſſe, fremde 33ff. 119; ſ. auch Antike, arabiſche, burgundiſche, byzantiniſche, chineſiſche, engliſche, franzöſiſche, holländiſche, italieniſche, keltiſche, niederländiſche, orientaliſche, römiſche, ſpaniſche Kultureinflüſſe.
Kulturfeindlichkeit der Kirche 247. 256f.
Kulturfreudigkeit der Kirche 224. 251.
Kulturgedanke II 428. 431.
Kulturgeſchichte II 428.
Kulturgeſchichtliches Intereſſe II 29f. 349.
Kulturhaß II 158.
Kulturhöhe Deutſchlands 296. 374f.; II 219. 429f. 497.
Kulturideal, gemeinſames II 498.
Kulturland 1. 5f. 11ff. 15. 99; II 2. 14ff.
Kulturleiſtungen der Kirche 202ff.
— deutſche, vom Ausland bewundert II 193. 430. 497.
Kulturmüdigkeit II 395. 397. 496f.
Kulturpflanzen 1. 15; II 16.
Kulturſtolz II 497.
Kulturwandel 265; II 296.
Kultus II 213.
Kunſt 48f. 77. 90. 110f. 131. 134ff. 166. 188. **199ff.** 202. **216ff.** 257f. 300ff. 306. 308. 316. 318. 336. **368ff.** 425; II 40. **57ff.** 122. 126. 141. 194. 215f. 219f. 223. 233. 236. 246. **280ff.** **286ff.** 310. 315. 318. **367f.** 391. 422f. 426. **468ff.** 491f. 496f.
— bürgerliche II 57f. 469.
— chriſtliche II 470.
— deutſche, und Renaiſſance II 221.
— — Verfall II 286. 288.
— im Dienſte der Kirche 222f.
— religiöſer Grundzug, ſ. Religiöſer Untergrund.
— und Handwerk II 57f. 60f.
Kunſtakademie II 421.
Kunſtbetrachtung II 416. 461. 470.
Künſte, ſieben freie 96. 231ff. 243.
Kunſtgeſchmack, franzöſiſcher II 426.
Kunſtgewerbe 82. 166; II 55f. 264. 281. 283. 287. 300. 491. 497.

Kunſtkammern II 281ff. 312. 315. 348.
Künſtler II 196. 230.
Künſtleriſche Blüte II 219.
— Kultur II 416.
Künſtleriſcher Sinn 336; II 497f.
Künſtlichkeit der Dichtung, ſ. Dichtung.
— der Kulturbeſtrebungen II 306.
— des Gartens II 18. 401.
— des Gefühlsausdrucks, ſ. Gefühlsausdruck, unwahrer.
Kunſtpflege 266; II 315.
— des Katholizismus II 236.
— fürſtliche II 289.
— kirchliche 216ff.; II 117.
— Rückgang II 236.
Kunſtreiter 412.
Kunſtſchrank, Pommerſcher II 283.
Kunſtſtraßen II 20f.; ſ. auch Chauſſeen.
Kupfer II 454.
Kupferſtich II 63. 122. 287f. 304. 353. 356. 426.
Kürbis 68.
Kurfürſten II 128. 438.
Kurheſſen II 474.
Kurie 416. 418.
Kurioſitäten, Vorliebe für II 281ff. 348.
Kurſachſen II 245. 247. 253. 256. 287. 298. 308. 315f. 323. 326. 329. 357. 364. 407. 441. 447; ſ. auch Oberſachſen.
— kulturelle Bedeutung II 391.
Kürſchner 280.
Kurzſchwert 82. 88.
Kuß 189; II 393. 401. 419. 453.
Küſte 1. 13f. 69. 88. 99.
Küſtengebiete 4. 11. 31.
Küſtengermanen 70.
Küſtenleben 31.

Lack 299.
Lager 324.
— römiſches 66.
Lagerdorf 7. 64.
Laien 222. 224. 249. 254. 256. 258f. 265. 303. 305. 385. 425. 427; II 172. 246.
— Unterricht 228ff.
Laienbauhandwerk 216.
Laienbildung 236ff. 368. 417; II 121. 160. 170.
— elementare 339f.; II 162.
— kirchlicher Charakter II 177f.
Laienbrüder 255. 259.
Laienchriſtentum 346. 417. 419f. 425.
Laienkultur 267. 306. 319. 374. 417; II 197.
Laientum, Bedeutung 372f.
Lampe II 44. 454. 479.
Land, Flucht aufs II 496.
Landadel II 328. 435.
Länderentdeckungen II 218. 259. 310.
Landesherren, ſ. Fürſten.
— kleine II 156.
— öſtliche II 143.
Landeshoheit II 270.
Landeskirchentum II 217. 253. 270. 272.
Landesverwaltung 413.
Landeszünfte II 272.
Landfriede 377f.; II 68. 130. 269.
Landfriedensbünde 378. 400f.
Landgemeinde 159. 277. 292.
Landgewinn 13.
Landgier 269f.
Landgraf 125. 268.
Landhaus II 45. 106. 196. 496.
Landleben, Schätzung II 396.
Landleihe 76. 85. 96. 103ff.
Ländliche Bevölkerung, Mobiliſierung der II 482.
Landnot 12. 33. 61. 71. 387.
Landrecht 272.
Landſchaft 1ff.; II 1ff.
Landſchaftsbilder II 469f.
Landſchaftsgefühl 190f. 337; II 19f. 394ff. 450.
Landsknecht II 50. 135. 141. 154. 158. 265. 301. 307.
Landsknechtstracht II 290.
Landsmannſchaften II 466f.
Landſtädte II 452.
Landſtraßen II 17. 20. 450.
Landverluſt 14.
Landvolk 423; II 104; ſ. auch Bauer.
— religiöſe Stimmungen 419f.
Landwehr II 466.
Landwirte II 430.
Landwirtſchaft 138ff. 160. 244; II 268f. 301f. 318. 448f. 468. 478f.; ſ. auch Ackerbau, Viehzucht.
Landwirtſchaftliche Literatur II 141.
Landwirtſchaftlicher Betrieb der Städte 396.
Landwirtſchaftslehre II 450.
Lanze 322. 326f.
Lärche II 18.
Lärm II 488. 493.
Laſten, ſ. Bauer, Laſten.
Latein, neue Herrſchaft II 246f. 349.
— reines II 235.
Lateindreſſur II 371. 423f.
Lateiniſche Färbung der Gelehrten II 296. 385.
— Sprache 65f. 77. 90. 93. 96. 98. 112f. 130. 202. 207. 217. 225. 230ff. 304. 374; II 160. 327.
— — Emanzipation von der 382ff.
Lateinſchulen II 247. 253. 255f. 306. 357.
Lateinunterricht II 162. 185. 354f.
La Tène-Kultur 35f.
Laterne II 44.
Laub 32.
Laube (im Garten) II 19.
Lauben vor den Häuſern II 4. 36. 45. 48.
Laubwald 4f. 7. 9. 12. 14; II 2. 12ff.
Lauremberg II 220. 304. 335. 341. 374.
Laute II 327. 404.
Lautverſchiebung 66. 89.
Lavater II 401. 411. 417ff.
Lebensanſchauung, bürgerliche II 382f.
Lebensauffaſſung II 78. 469.
— äußerliche II 339f.
— berechnende II 492.
— ernſte II 346.
— heitere 370; II 363.
— moraliſche II 495.
Lebensdauer 181; II 231. 489.
Lebensfreude 399. 428; II 91. 210. 215. 289.
Lebensgenuß 271. 317. 353; II 77; ſ. auch Genußſucht.
— grober 413f.
Lebenshaltung 18. **53ff.** 81f. 137. **177ff.** 266. 286. 290. 292. 294. 296. 299. 397. 405; II 452ff.
— bäuerliche II 268.
— fürſtliche II 129.
— ritterliche 271. 350.
— ſtädtiſche II 88ff.
— Steigerung 109; II 312ff. 488.
— der unteren Klaſſen II 486f.
Lebensideal 110. 117; II 122; ſ. auch Bildungsideal.
Lebensklugheit, ſ. Weltklugheit.
Lebensmittelpolizei II 76. 88.
Lebensſtil, Mangel an einem deutſchen höheren II 498.
Lebensweiſe, naturgemäße II 496.
Lederarbeiter 164. 280.
Leere, innere II 496.
Lehen 103. 267f. 270.
Lehnsfürſt 268.
Lehnsgut 276. 391.
Lehnsheer 322; II 132. 320. 439.
Lehnsrecht 271. 293.
Lehnsträger 268ff.
Lehnsverband 268. 271.
Lehnsweſen **107ff.** 124. 129f. 144. 189. 266. 271. 295. 309. 311. 346. 377; II 130. 194; ſ. auch Belehnung, Feudalismus.
— Erſchütterung 278.
Lehnwörter 66f. 87.
Lehrbücher II 162. 177. 247. 355. 357.
Lehrdichtung 318. 338. 340. 346f. 368; II 127. 165. 177.
Lehrer 228f.; II 161f. 170. 172. 177. 247. 253f. 256. 419. 425. 434.
Lehrerin II 161f. 255.

Lehrgang des Handwerkers, ſ. Handwerker.
Lehrling II 52. 83.
Leibeigenſchaft 272. 276f. 391; II 144. 158f. 267. 302. 332. 438. 449.
Leibesübungen 185. 329; II 101. 220. 424.
Leibniz II 309. 316f. 330. 335. 337f. 340. 349. 354. **357ff.** 361ff. 376. 380ff. 385. 391. 411. 429. 438.
Leibwäſche, wenig gewechſelt II 368.
Leichenbegängniſſe, fürſtliche II 313.
Leichenbrand 60.
Leichtlebigkeit II 363.
Leidenſchaft 188f. 207. 248. 415; II 98. 194. 288. 413f.
— Zähmung 187.
Leiheformen, freiere 106.
Leihhäuſer II 72.
Lein 139.
Leineninduſtrie II 68. 447.
Leinentracht 55.
Leinenzeug II 454.
Leinwand 287; II 67. 477.
Leinwandhandel II 448.
Leinweber, Unehrlichkeit der II 52.
Leinweberei 161; II 56.
Leipzig 378; II 24. 167. 188f. 249. 251. 275f. 299. 308. 318. 333. 361. 364. 372. 383. 385. 392. 403. 407. 422. 431. 435. 448.
— kulturelle Bedeutung II 390f.
Lektüre II 176.
Leopold I., Kaiſer II 312.
Lerneifer der Jugend II 191.
Leſeabende II 453.
Leſen 227. 339f.; II 160ff.
Leſewut II 471f. 476.
Leſſing II 390f. 399. 405ff. 409ff. 414ff. 420. 422f. 436. 445.
Letzte Ölung 259.
Leuchter 179f.
Levantehandel 264. 297f.
L'hombre II 328. 365. 372. 453.
Liberalismus II 473f. 485. 493.
Libertät II 321.
Licht, elektriſches II 479.
Lichtgießen und -ziehen II 477.
Liebe 184f. 191.
— Vergeiſtigung 332.
Liebesabenteuer 333.
Liebesbrief 384; II 206. 343. 371.
Liebesheirat 348; II 82.
Liebeshuldigungen II 370f.
Liebespoeſie 335. 415.
Liebig II 476. 478.
Lied 48; II 314. 338. 404.
— geiſtliches II 294.
Liederlichkeit 349; II 463.
Lieferungen 161ff. 272. 274; II 449; ſ. auch Abgaben, Naturalabgaben.
Lilie 17. 140f. 214. 337.
Limes 7. 9. 57. 63. 69. 74.
Limes sorabicus 121.
Limone 299.
Linde 4. 22; II 20.
Linſe 5. 16. 139; II 2.
Liſe Lotte von der Pfalz II 335. 341ff. 348. 364. 369. 373f.
Liſſabon II 259.
Literariſche Einſeitigkeit II 471.
— Intereſſen II 420f.
— — Übergewicht II 402f.
— Kultur II 386.
— Organiſation, ſ. Organiſation.
— Produktion 244ff.; II 169f. 174. 250f. 402.
— Stoffe, volkstümliche 414.
— Zuſtände II 387f.
Literatur, altdeutſche, Intereſſe an der II 375. 386. 417. 464.
— deutſche II 165. 176. 223. 246. 292. 337. 343. 347. 374. 497; ſ. auch Dichtung uſw.
— franzöſiſche II 388. 390.
— gelehrter Charakter II 387. 402.
— kirchliche 242f.
— mittelalterliche (lateiniſche) 111. 137. 242ff.
— nationale II 306. 375. 386.
— raſche Entwickelung II 402.
— ſchöne, Rolle derſelben II 403.
Liturgie 132.
Livree II 136. 270.
Lobſinger, Hans II 55.
Lobſucht II 340.
Lochner, Stephan II 59.
Locke, John II 352. 382. 403. 409. 415. 424.
Locken 335. 341.
Loen, Johann Michael von II 420.
Löffel 58. 75. 178; II 336.
Logau II 304. 335. 340. 373.
Logik 359.
Lohenſtein II 338. 375. 389.
Lohnarbeiter II 485.
Löhne II 452. 486.
Lohnſchreiber II 171f.
Lohnwerk 167. 280.
Lokalhandel 286.
Lombarden 169. 286. 290; II 72. 153. 181.
London 172; ſ. auch Stahlhof.
Lothringen 125. 131. 184. 249. 252f. 261ff. 314; II 245.
Lothringer 195.
Lotto II 441.
Lübeck 288. 293. 382. 389. 401. 403. 426f.; II 33f. 59. 67f. 108. 114. 118. 124. 161f. 180. 224. 257ff. 265. 299.
Luchs II 26.
Luder, Petrus II 186. 188f. 204.
Ludwig XIV. II 321f. 335. 367.
— der Bayer II 68. 146.
— der Deutſche 237.
Ludwig der Fromme 101. 110f. 151. 237.
— von Anhalt II 306. 316. 355.
Luftpumpe II 353.
Luftſchiff II 489.
Lüge 194.
Lügenhaftigkeit 368.
Lüneburg 165.
Lüſternheit II 107. 387.
Luſthäuſer II 7.
Luſtſchlöſſer II 396.
Luſtſpiel II 406.
Lûtertranc II 91.
Luther II 48. 87. 122. 125. 153. 157. 159. 174. 176f. 204f. 207ff. 212ff. 223ff. 230ff. 235ff. 246. 253. 255f. 264f. 295. 308. 344. 360. 445.
Luthertum, Gegner der modernen Elemente II 216.
Lüttich 305. 314. 354f.; II 167. 254.
Luxus 133. 181f. 296. 341ff.; II 56. 87ff. 94f. 115. 127. 261. 278f. 291. 307. 333f. 341. 382. 390. 452. 488; ſ. auch Kleiderluxus.
— roher 399; II 91.
— ungeſunder II 264ff.
Luxushandſchriften II 172f.
Luxusinduſtrie II 447.
Luxusordnungen II 331; ſ. auch Kleiderordnungen.
Luxuswaren 132ff.
— franzöſiſche II 448.
Lyrik, höfiſche 316. 336.

Machiavellismus II 339.
Machtgelüſte der Großen 95. 100. 127.
Machtpolitik II 305. 307. 315. 317. 321. 441. 492.
Mädchen 331.
— Verdorbenheit II 339. 371.
Mädchenerziehung 251. 340. 348.
— im Kloſter 238.
Mädchenſchulen II 161. 175. 255.
Magdeburg 26. 151. 153. 172f. 204. 217. 226. 293. 390. 405. 407; II 101f. 167. 173. 175. 218. 276.
Magiſter II 167f. 191.
Magnetismus II 401.
Mahagoni II 368. 454.
Mahl, feſtliches II 92. 104. 227.
Mahlen 59.
Mahlzeit II 88.
Mailand 171; II 181. 274.
Main 175.
Mainz 7. 64. 66. 68. 101. 150. 152f. 170ff. 175. 218f. 279. 305. 311. 400; II 21. 33. 46f. 81. 86. 106. 115. 120. 132. 151. 155. 167. 175. 260. 373. 432. 443.
Mais 299; II 16.
Maitanz II 123.

Maler II 54. 57. 196.
Malerei 136. 166. 200. 219f. 370f.; II 58ff. 64. 288. 391. 426. 469f.; ſ. auch Buchmalerei, Glasmalerei, Moſaikmalerei, Porträt, Wandmalerei.
Malereien am Hauſe II 40. 453f.
Malſchulen 136.
Malz 139. 165.
Manier II 289.
Manierlichkeit II 337.
Mannesherrſchaft II 85f.; ſ. auch Stockherrſchaft.
Mannheim II 24. 264. 359.
Mantel 55. 81. 342; II 96. 291.
Marburg II 248f. 306.
Maria, Jungfrau 223.
— Thereſia II 335. 425. 433. 435. 442f. 446. 449.
Marienburg 372.
Marienkultus 332.
Marinismus II 292.
Mark, gemeine 80f. 104; II 142.
Marken 100.
Märker 381.
Markgenoſſenſchaft 80f. 104. 126. 144. 159. 277.
Markgraf 125. 144. 268.
Markgrafſchaften 120.
Markomannen 36. 60.
Markt 25ff. 163. 166f. 170f. 173ff. 283. 286f. 290f. 389; II 31. 34. 45. 48. 68. 273. 481.
— und Stadt 154ff.
Marktfreiheit 157. 173.
Marktgründungen 279.
Marktort 150.
Marktpolizei 282; II 76.
Marktprivilegien 157.
Marktſymbole 155.
Marktzölle 155.
Marſchall 76. 269.
Marſchen 13. 29. 386.
Martialiſche Mode II 303f.
Martianus Capella 232ff. 236. 243.
Marx II 486.
Märzfeld 84.
Maſchine II 476. 479. 487.
Maſchinenweſen II 427.
Maskenaufzüge II 279; ſ. auch Mummereien.
Maskenball II 453.
Maß 405; II 130.
Maſſe, Auftreten II 485.
— Bedeutung II 217. 219.
Maſſengeiſt 414; II 32. 99. 123. 495.
Maſſenware II 479.
Mäßigkeit 92. 338; II 226f. 231. 289. 337. 364. 366.
Mäßigkeitsorden II 231. 337.
Maſſilia 35f.
Maßloſigkeit 45.
Materialismus II 410. 475. 489. 495.
Materialiſtiſche Auffaſſung des Kultus II 211. 213f.
Materieller Geiſt 414; II 32. 123. 163. 491. 498.
Mathematik 234. 299. 302; II 249. 253. 317. 327. 347. 350. 353. 355. 427. 475.
Mathematiſche Methode II 350f.
Mätreſſenwirtſchaft II 316.
Mauer, Mauern 25f. 64. 75. 147f. 150ff.; II 3. 24. 33. 446. 497.
— Niederlegen der II 468.
Mauertechnik 324f.
Maulbeerbäume II 449.
Maulbeerplantagen II 17. 319.
Maultier 29. 67. 142.
Maurer 76. 166. 216.
Max III. Joſeph von Bayern II 443.
Maximilian I., Kaiſer II 57. 126. 135. 170. 188. 191. 200. 231. 268f. 271. 274. 284.
— II. II 244. 277.
— I. von Bayern II 280f. 289. 295. 305. 317. 319ff. 324.
mâze 337f. 346. 349.
Mechanik II 351.
Mechaniſche Gewerbe II 264.
— Künſte II 253. 315. 353. 358.
Mechthild, Pfalzgräfin II 164. 176. 186.
Mecklenburg II 139. 151. 267. 321. 435. 449. 451.
Medizin 299. 302. 355. 364; II 166. 202. 252. 349. 351. 353. 358; ſ. auch Arzt, Heilkunſt.
Meer, ſ. See, die.
Mehlſpeiſen II 89.
Meier 138. 141. 271ff.; II 142.
Meiergut 105f. 273f. 391.
Meierhof, Pommerſcher II 283.
Meierrecht II 143.
Meißen 387; II 308.
Meiſter II 53.
Meiſtergeſang II 65f. 107. 165. 191. 206. 227. 256. 308.
Meiſterrecht, Erſchwerung der Erlangung II 262.
Melancholie II 397. 416.
Melanchthon II 159. 190. 203. 212. 224f. 234f. 238f. 247f. 254. 277. 351.
Melioration 13; II 449.
Memoiren II 30. 196.
Mendelsſohn, Moſes II 407. 412. 421. 436. 445.
Menſchenfreundlichkeit II 424f.
Menſchenhandel 36. 60. 169. 187. 211. 272.
Menſchenleben, Achtung 209.
— Geringſchätzung 187.
Menſchenopfer 42.
Menſchenraub 36.
Menſchenrechte, Verkündung II 456.
Menſchentum, edles II 422.
Menſchenverſtand, geſunder II 412.
Menſchheit, Reform der II 380. 383. 412. 425.
Menſchheitlicher Zug II 359; ſ. auch Humanitätsideen, Kosmopolitismus.
Menuett II 368. 453.
mercatores 156. 283.
Merck II 421.
Merian II 220.
Merkantilismus 309; II 319ff. 376. 380. 446ff.
Merſwin, Rulman 425.
Mesalliance II 138f. 331.
Meſſe, heilige 168. 319. 327; II 214.
Meſſeleſen II 115f.
Meſſen (Handelsmeſſen) 285; II 67f. 71. 251. 260. 272f. 299. 390. 448. 481.
— der Champagne 171f. 287f. 298; II 66.
Meſſer 56; II 336.
Met 54. 179; II 90.
Metallarbeiten 171. 287.
Metallbildnerei 200. 219.
Metallgewerbe 280; II 296. 448.
Metallinduſtrie 64; II 447.
Metalltechnik 162. 164. 222.
Methode, ſ. Induktive, mathematiſche, natürliche, ſcholaſtiſche Methode.
Methodiſche Fortſchritte II 354f.
Michael, heil. 114. 116.
Michel, deutſcher 186.
Milch 54. 178.
Milchwirtſchaft 143. 161.
Milieu, Einflüſſe II 429.
Militäriſche Erziehung II 483.
— Kultur 63f.
Militäriſcher Geiſt II 407. 440. 455. 480. 498.
Militärſtaat II 321. 439. 441.
Milton II 389. 393. 398f.
Mineralogie II 252.
Miniatoren II 172.
Miniaturmalerei, ſ. Buchmalerei.
Miniſteriale 123. 158. 268ff. 279. 291f. 309f. 316f. 336. 346; II 128. 137.
Miniſterialität 267.
Minne 328. 331f. 334. 353.
Minnedienſt bei den Bauern 351.
Minnehöfe 333. 373.
Minneſang 311. 315f. 318f. 331. 346. 353f. 382; II 386. 417. 464.
Minnetrinken 43. 114. 179. 195f. 209; II 226.
Minuskel 91. 239.
Miſchkultur 64. 74.
Miſchung mit Slawen 380f.
Miſſion 87f. 114. 119f. 122. 204.
Mitgift II 84.
Mittelalter 62; II 194. 218. 310. 477.
— Auflöſung 307; ſ. auch Neuzeit.
— Beurteilung 357.

Mittelalter, Bruch mit dem II 476.
— Fortleben II 468.
— Schätzung II 461ff.
Mittelalterfeindlichkeit der Aufklärung II 386. 463. 465. 468.
Mittelalterliche Formen, Bewahrung II 446ff.
— Kultur, ſ. Kultur.
Mitteldeutſchland II 288. 333. 431. 444. 453.
Mittelſtand II 484.
— gebildeter II 430f.
Mittelſtandspolitik II 70. 74.
Möbel 344; II 42ff. 368. 454. 468.
Mobiliſierung des Grundbeſitzes 101.
— der ländlichen Bevölkerung, ſ. Ländliche Bevölkerung.
Mode 181. 312. 331. 341; II 95f. 196. 285. 291. 293. 364. 373. 390. 423. 487.
Modefarbe 341.
Modenarrheiten II 96f.
Moderne Elemente II 28. 179. 193. 214. 218. 257.
— Kultur, Befehdung II 491. 496.
— — Schattenſeiten II 488ff. 496.
— — Unerquicklichkeit II 476.
Moderner Geiſt, bewußter II 352.
Moderniſierung des Deutſchen II 310ff. 336.
Modeſucht II 384.
Mohn 5.
Monatsnamen 76. 92.
Mönche, Mönchstum 78f. 87. 132. 174. 187. 223f. 239f. 249. 251. 254. 256. 259. 265. 306. 416; II 173. 216. 273. 432. 448.
— als Boten II 273.
— als Kaufleute 168. 170.
— als Kulturträger 211.
Mönchiſcher Geiſt, ſ. Aſketiſcher Geiſt.
Mondjahr 67.
Mongoleneinfälle 388. 420. 426.
Monismus II 495.
Monopolbeſtrebungen II 153. 262f. 269.
Monopole II 441.
Monopolgeſellſchaften II 153. 261f. 272.
Montaninduſtrie II 481f.
Montesquieu II 413. 428f.
Monumentaler Charakter der Kunſt 219f.
Monumentalität, Drang zur 369f. 372.
Moor II 25.
Moorkoloniſation 386f.; II 1. 10.
Moral 202; II 343. 380ff. 392. 410f. 427. 463. 465.
Moraliſche Beſſerung II 379ff.
— Mängel II 471.
— Reformbewegung II 382ff.
Mord 42. 100; II 124.
Morgengabe II 84.
Morhof II 348.
Moritz von Heſſen II 264. 276. 295. 312. 325. 337.
— von Sachſen 222. 230. 276.
Moſaikmalerei 136.
Moſcheroſch II 220. 292. 301. 304. 323. 326. 331. 336. 340. 363. 365. 372. 375.
Moſel 7. 15. 28. 87. 169.
Moſelland 8. 16. 64. 67.
Moſer, Lukas II 60.
Möſer II 390. 411f. 414. 429. 434ff. 446. 461. 465.
Mozart II 404. 420. 426f. 430.
Mühle 141. 165f.; II 5.
Mühlenbau II 318.
Müller 280; II 52.
Multſcher, Hans II 60. 65.
Mummereien II 85. 99f. 123.
München II 47. 281. 288. 452.
Mundſchenk 269.
Mundwaſſer II 368.
Münſter, Sebaſtian II 220. 250. 268.
Münze 291f. 401. 405; II 46.
Münzer, Th. II 157f. 217.
Münzmanöver II 441.
Münzpraktiken II 300f.
Münzrecht 175. 204; II 76f. 261. 280.
Münzverſchlechterung II 261f. 300. 447.
Münzverwirrung II 261f. 299f.
Münzweſen 76. 168. 175f. 290; II 76f.
Münzzerſplitterung II 71. 77. 261. 447. 478.
Murner, Thomas II 139. 153. 169. 205. 228.
Muſik 111. 180. 196. **222.** 235. 339; II 105. 283. 313f. 327. 343. **403f.** 420. **426f.** 430. 433. 470. 491. 494. 497f.
— Herabſetzung II 403f.
Muſikinſtrumente 75. 300. 315. 339; II 82. 105.
Musketiere II 300.
Muſpilli 48. 112.
Muſſelin 298f.
Mutianus II 186. 189. 204. 213.
Mütterliche Gottheiten 65. 114.
Mutterrecht 49.
Mutterſprache, ſ. Sprache, deutſche.
— Mißachtung II 246f. 255.
— Schätzung 198. 339; II 355ff. 373. 308.
— Zurückdrängung II 222.
Mütze 55f. 343.
Myſtik 43. 419. **424ff.**; II 194. 210. 213. 434. 466.
Myſtiker 384f.; II 164. 185. 379. 401.
Myſtiſcher Geiſt 256; II 198ff. 411. 462.
Myſtiſche Richtung II 377f. 417. 457.
Mythologie II 462.

Nachahmung II 422f.
Nachbarſchaft 281.
Nachrichtenverkehr, ſ. Poſt, Telegraph, Telephon.
Nächſtenliebe 194. 210.
Nachtiſch II 89.
Nachtwächter II 446. 468.
Nadel 59.
Nadelwald 4f. 7; II 2. 13f.
Nähen 161.
Nahrung, Nahrungsweiſe 3. 32. 39f. 53ff. 59. 177ff. 215. 343. 397; II 88f. 452f.; ſ. auch Speiſen.
Nahrungsmittelgewerbe 280. 283; II 56.
Nahrungsmittelkontrolle II 114.
Namen 33. 40f. 142. 198f.; II 50. 79ff. 125. 127. 165.
— Antikiſierung II 190.
— fremde 199.
Namenarmut II 79f.
Namenreichtum 198f. [476.
Napoleon II 445. 457. 459. 467.
Narrentum II 103. 126. 228. 239.
Naſſau II 245. [279.
Nationalbewußtſein II 179.
— Fehlen 97f. 376. 380.
Nationale Blütezeit 123ff.
— Kultur 98ff. 137.
— — Begründung einer höheren II 377ff.
— — Streben nach II 497.
— Poeſie 197f.
— politiſche Ideale II 466f.
Nationaler Gegenſatz zu den Franzoſen 303f. 313; II 373f. 376. 384. 466.
— — zu den Italienern 304; II 192. 208. 217. 285.
— — zu den Slawen 381. 390.
— — zu den Spaniern II 285.
— Geiſt 112. **198ff.**; II 51f. **192f.** 219. 306. **375f.** 386. 388. 406. 414f. 428. 438. 460. 464. 474. 487. **493.** 497.
— Kulturkreis 118.
Nationale Seiten des Rittertums 316. 350.
— Sonderung 307. 376. 380.
— Stoffe der Poeſie 413.
— Unterſchiede, Betonung 303f.
Nationalgefühl 118. 130; II 184. 186. 436f. 493; ſ. auch Nationalbewußtſein, Patriotismus.
— Mangel 37. 295.
— politiſches II 376.
Nationalitätsprinzip II 460. 493.
Nationalſtolz II 191ff. 375. 493.
Natur II 178. 310. 389. 413ff. 424.
— Beherrſchung durch den Menſchen II 476.

Natur, Rolle im geiſtigen Leben II 350ff.
— Rückkehr zur II 416.
— Spiegelbild des Inneren II 419.
— und Menſch 190f.; II 419.
— Zug zur II 24. 26. 395. 496f.
— Zuſammenhang mit der 46. 185.
Naturalabgaben 102; ſ. auch Abgaben, Lieferungen.
— Umwandlung in Geldabgaben 273ff.
Naturalienkabinett II 283. 348.
Naturalismus II 416.
Naturalverpflegung II 278.
Naturalwirtſchaft 81. 124. 173. 175. 212. 266. 289.
Naturbegriff, inbrünſtiger II 415.
Naturbetrachtung, melancholiſche II 397. 400.
Naturentfremdung II 483. 496.
Naturfeſte 47. 399.
Naturfreude, einfache 364; II 344. 394.
Naturgefühl 43. 137f. **189ff.** **336f.** 364; II 19. 106. 122. 327. **344f.** **394ff.** 415. 462.
Natürliche Methode des Unterrichts II 355.
— Mode II 455.
— Religion II 351. 380. 382. 424.
Natürliches Syſtem II 351. 380. 428.
Natürlichkeit II 293. 337. 347. 352. 362. 367. 380. 386f. 394f. 398. 415.
— des Ausdrucks 352. 380; II 384. 386. 392f.
Naturmenſchentum II 416.
Naturphiloſophie II 377. 475.
Naturpoeſie II 415.
Naturrecht II 317. **351f.** 360f. 380. 382. 421. 428. 442.
Naturſchönheit, Zerſtörung II 488.
Naturſchutz II 496f.
Naturſchwärmerei II 396.
Naturſymbolik 223. 365ff.
Naturwaffen 56.
Naturwahrheit, Streben nach, in der Kunſt II 58. 60f. 64.
Naturwiſſenſchaften 236. 303. 355. **362ff.** 368; II **251ff.** 310. 317. 327. 350f. **353f.** 355. 358. 382. **475f.** 488f. 491.
— Anfänge II 201ff.
— Anwendung in der Praxis II 476. [II 478.
— Einfluß auf die Landwirtſchaft
Naturwiſſenſchaftliche Intereſſen II 282. 420. 427. 476.
Naumburg 370. 386; II 194.
Nautik 300.
Neckluſt 43.
Neidhart von Reuental 314. 318. 341. 351ff. 393.
Nekrologien 239.
Nepotismus 418.
Nerven II 488.
— Anpaſſung II 494.
Nervenkultur II 497.
Nervenleben, Beeinfluſſung II 494.
Nervenreiz, Sucht nach II 494.
Neuberin II 390.
Neuigkeiten, Verbreitung von 412; II 273.
Neujahrsfeſt II 123.
Neuſcholaſtik II 250. 349. 356.
Neuzeit II 194. 218. 310. 352.
Newton II 409.
Nibelungenlied 335. 350; II 386. 417. 464.
Nicolai II 389. 407. 410ff. 416. 465.
Niederdeutſche 336; II 92; ſ. auch Norddeutſche.
Niederdeutſchland 97. 119. 129; II 231. 237. 308; ſ. auch Norddeutſchland.
Niedere Schichten, Hebung der 123. 267. 271ff. 278. 294f. 379; geiſtige II 483; ſ. auch Volksbildungsbeſtrebungen.
— — Selbſtbewußtſein 379.
Niedergang Deutſchlands II 223. 297.
— — politiſcher 374. 376.
Niederlande 298. 426; II 42. 87. 166. 172. 176. 185f. 193. 223. 263. 271. 274. 283. 290. 294. 326. 333. 378; ſ. auch Holland.
Niederländiſche Kultureinflüſſe II **60.** 186. 263f. **287f.** 300. 318f.; ſ. auch Holländiſche Kultureinflüſſe.
Niederrhein 66. 67. 70. 87. 172; II 93. 186. 237. 256. 333.
Niederſachſen 20. 24. 99. 101. 103f. 116. 120. 148. 176. 179. 192. 197. 200f. 205. 215f. 269. 336; II 59. 90. 382.
Niederſächſiſche Kultur II 307f.
Nietzſche II 489. 493.
Nikolaus von Cues II 183. 185. 253.
Nippesſachen II 367f.
Nivellierung des inneren Menſchen II 485.
Nominalismus 360f.
Nonnen 241. 243. 251. 256. 259. 265. 425; II 109. 111. 191. 206; ſ. auch Frauenklöſter.
— als Lehrerinnen II 162. 255.
Norddeutſche II 309. 407; ſ. auch Niederdeutſche.
Norddeutſchland 285. 289. 319. 371f. 402; II 39. 82. 90. 287. 296. 364. 431. 433f. 444. 474; ſ. auch Niederdeutſchland.
Nordeuropa 289.
Nordgermanen 42. 47. 49. 89. 126.
Nordoſtdeutſchland II 40.
Nordoſteuropa 287f.
Nordſee 14. 32. 34. 63. 171ff. 298.
Nordweſtdeutſchland 63. 68ff. 88; II 10. 15. 33. 39f. 45. 143. 267.
Normannen 176. 264. 300. 313. 403.
Normanneneinfälle 99ff.
Norwegen 288; II 56.
Notariat 233.
Nowgorod 289. 402.
Nüchternheit 371; II 32. 164f. 292. 347. 355. 380. 387. 407.
Nürnberg 396. 400. 403. 407; II 2ff. 7. 22. 33ff. 38. 45. 47ff. 53. 55. 57. 62. 65ff. 70. 72ff. 90. 99ff. 103. 105. 108. 110f. 113ff. 118. 127. 131. 150f. 166. 172f. 176f. 180f. 184. 187f. 196. 207. 211. 227. 230. 233. 251. 254. 264ff. 275f. 281. 283. 294. 299. 330. 333. 338. 341. 353. 364. 382. 448. 452.
Nützlichkeitsſtandpunkt 190; II 15. 339. 347f. 355ff. 381. 394ff. 408. 490f. 497.
Nymphenburg II 367. 396.

Oberdeutſchland, ſ. Süddeutſchland.
Oberflächlichkeit II 471.
Obergermanien 63. 65.
Obergeſchoß 146f.; II 39.
Oberrhein 171f. 311. 314. 427; II 68.
Oberſachſen II 3. 5. 21. 26. 72f. 77. 151. 224. 295. 315. 439. 474. 479; ſ. auch Kurſachſen.
Obrigkeit und Proteſtantismus II 247.
Obſt 178; II 89.
Obſtkultur 7. 16f. 67f. 75. 80. 93. 140. 214. 396; II 8f. 17.
Obſtwein 178f.; II 90.
Ochſe 141.
Ofen 145. 147. 180. 344. 397; II 42.
Offenbarung II 381. 408. 410.
Offenherzigkeit, allgemeine II 418f.
Öffentliche Intereſſen, Mangel an II 405. 434.
Öffentliches Leben 50ff. 76. 106f.
— — Abkehr vom II 457f.
— — Sinn für II 413.
— — Wendung zum II 466.
Offiziere II 329. 409f. 439f. 484. 488.
— Überhebung II 458.
Offiziersdienſt II 321. 324f.
Ohrringe 56. 181. 183.
Okkultismus II 201ff. 238. 243. 252. 377.
Öl 139. 170. 180. 215. 403; II 44. 479.
Oligarchie 52.

Öllampe 75.
Ölmaltechnik II 60.
Oper II 314. 388. 390. 403f. 426.
Opfer 46ff. 78. 87. 114. 178. 193. 195.
Opfergelage 42.
Opfertrank 54.
Opitz II 292. 306. 343f. 351. 357. 375. 386f.
Opportunismus II 495.
Optimismus II 424. 431. 444.
Orangerie II 8.
Oratorium II 314. 403.
Orden 210. 259; ſ. auch Benediktiner, Bettelorden, Deutſcher Orden, Dominikaner, Franziskaner, Frauenklöſter, Klariſſinnen, Klöſter, Kluniazenſer, Mönche, Nonnen, Prämonſtratenſer, Ritterorden, Ziſterzienſer.
— (Abzeichen) II 136.
— ſtudentiſche II 466f.
Ordensland II 144. 257; ſ. auch Deutſcher Orden; Preußen, Herzogtum. [231. 234.
Ordnungen II 30. 76. 94. 141.
Ordnungsſinn II 51. 78.
Organiſation der Arbeit 109.
— gleicher Intereſſen II 487.
— literariſche II 391. 407.
Organiſche Entwickelung II 422. 429. 461.
Organiſierungsvermögen II 483.
Organismus II 464.
Orgel 222; II 54.
Orient 82. 247. 283. 286. 289. 296ff. 340. 403. 426; II 198. 259. 462.
Orientalen 78. 87.
Orientaliſche Kultureinflüſſe 369; II 55.
— Elemente 131f.
— Waren, ſ. Waren.
Orienthandel II 66. 180.
Originale II 346. 469.
Originalgenie II 402. 419. 446.
Orleans 355; II 183. 294.
Ornament 18. 49. 82. 220. 302. 373; II 368.
Ornamentaler Sinn 219.
Orthodoxie II 349. 353. 358. 361. 378f. 410. 434. 471. 475.
Ortsnamen 5. 13. 137. 144.
Osnabrück II 244f. 413.
Oſſian II 400. 415f.
Oſtdeutſchland, Oſtelbien 11. 28f. 73. 371f. 381. 385ff.; II 1. 10f. 16. 25. 33. 139. 143. 266. 288. 302. 308. 332. 448f. 478.
Oſten, Zug nach 410.
Oſterfeſt II 100. 123. 125.
Oſterlachen II 125.
Öſterreich 314. 318. 335f. 351f. 385. 387. 393f. 407. 426f.; II 27. 68. 141. 267. 271. 287. 289. 308. 314. 317. 320. 322. 333. 375. 420. 432. 437. 439f. 466. 474.
Öſterreich, Rückſtändigkeit II 433.
Oſtfranken 12. 81. 85. 90.
— kultureller Gegenſatz zu Weſtfranken 97. 100f.
Oſtfränkiſches Reich 97ff. 166. 168.
Oſtfriesland II 10. 263. 333.
Oſtgermanen 8. 28. 37. 63. 72. 77. 82.
Oſtmark 120.
Oſtpreußen II 9ff. 15.
Oſtſee 31f. 34. 69. 121. 171. 173.
Oſtſeehandel 401; II 257f.
Otfried von Weißenburg 112f. 119. 151. 238.
Otloh von Sankt Emmeram 232. 256. 258.
Otto I., Kaiſer 117. 120. 123f. 126. 128ff. 132f. 144. 172. 176. 179ff. 186. 189. 196f. 203f. 208. 212. 217. 224f. 237. 246. 250ff. 261. 268. 297. 309. 312.
— II. 120. 132f. 176. 221. 225. 234. 237f. 242f.
— III. 133. 176. 220. 225f. 237. 244.
Ovid 226. 243. 251. 340; II 170.

Pacher, Michael II 61.
Pacht 166.
Pädagogik II 186. 306. 424f.; ſ. auch Erziehung.
Paderborn 135.
Palais II 366f.
Palas 344.
Paliſaden 57. 63. 324f.; II 32.
Pantoffeln 299.
Panzer 57. 81f. 136. 300. 321; II 179.
Papier II 42. 172f.
Papierfabrikation 300.
Pappel II 20.
Papſt, Papſttum 92. 111. 129. 202. 250. 253. 258. 261f. 264. 305. 354. 376; II 146. 167. 175. 180. 192. 198. 205. 213f. 229. 233f. 239. 260. 274. 432; ſ. auch Kaiſer.
— Ausſaugung durch das II 207ff.
— Kritik am 304ff. 320; II 208.
— politiſch-weltliches Syſtem II 207.
— verſuchte Reform II 208.
Papſtkirche 306.
Päpſtliche Hierarchie 417f.
Papyrus 240.
Paracelſus II 252. 360. 377.
Parfüm, ſ. Wohlgerüche.
Paris 313f. 355. 357f. 361. 369. 371; II 167. 170f. 182. 208. 293f. 335. 364. 374. 420. 423. 464.
Park II 18f.
Parkettböden II 366. 454.
Parteigeiſt 295.
Partikularismus II 473.
Pasquill II 233. 387.
Paſſionsſpiel 137.
Paßweſen II 450. 468.
Paſtellbild II 368.
Paſtete 315. 343.
Pate II 87.
Patriotiſche Begeiſterung II 465. 471.
Patriotismus 336; II 306. 359. 376.
— preußiſcher II 460.
Patrizier 309. 317. 379; II. 41. 45. 99. 104. 116. 132. 136f. 281. 287. 289. 330. 452. 454.
Patrizierherrſchaft 292f. 375. 405ff.
Patronat II 324.
Paumgartner, Magdalena II 227. 230.
Pauperismus II 485.
Pedantismus II 226. 327. 343. 349. 357.
Pelz 40. 55. 60. 81. 171. 182. 292. 296. 341f. 402; II 95. 278. 369.
Pennalismus II 166. 349.
Pergament 240. 242; II 173.
Perlen 60. 82. 299; II 95.
Perſonifikationen von Naturerſcheinungen 46.
Perſönliche Faktoren, Zurückdrängung II 476. 482.
Perſönlichkeit, Zurückdrängung II 347.
Perſönlichkeitsgefühl II 178. 194. 196. 213. 461.
Perſönlichkeitskultur II 495.
Perücke II 337. 345. 367. 455.
Peſſimismus II 224. 305. 489.
Peſt 426f.; II 107. 110f. 114. 265.
Peſtalozzi II 426. 434. 436.
Petrarca II 181f. 184. 188. 193.
Petroleum II 17. 479.
Peutinger II 164. 187. 189. 196. 259.
Pfaffen 420; II 29. 87. 127. 154. 438. 442.
— Haß gegen die II 150. 152. 157f. 204ff. 410.
Pfalz, Pfalzen 23. 25. 74. 100f. 124. 144. 148f. 151. 153. 215. 219.
— (Gebiet) II 224. 293. 295. 298. 308. 318. 337. 364. 441.
Pfalzgraf 76. 125. 268.
Pfarrer 255. 305. 422; II 230. 254. 256. 305. 411. 434f. 451.
— evangeliſche, Mißachtung II 235.
— — gelehrter Charakter II 246.
— — Notlage II 225. 235. 264.
Pfarrſchule 229.
Pfau 29. 178. 343.

Pfeffer 75. 178; II 88. 261.
Pfeil 56. 137.
Pferd 6. 15. 37. 40. 54. 86. 321.
Pferdehandel 167.
Pferderennen II 104.
Pferdezucht 30. 38. 110. 141f. 396; II 450.
Pfingſten II 123.
Pfirſich 68.
Pflanzenkunde 236. 365.
Pflanzenornament 83. 200.
Pflaſterung II 34f.
Pflaume 68.
Pflichtſtaat II 442. 458.
Pflug 39. 59. 141. 388.
Pfründen 251. 368. 415f.; II 189. 209. 324.
— für den Adel II 136.
Pfründenverkauf 418f.
Phantaſie 113. 115. 192f. 301f. 350. 365. 367. 370; II 462.
Phantaſtik 328. 333. 352.
Philanthropen II 424f. 432. 436.
Philipp von Heſſen II 274. 276. 295.
Philiſtertum II 78. 334. 434. 457. 469. 473. 493.
— Verachtung II 457. 463.
Philologie II 247. 249. 349. 351. 427. 489.
Philoſophie 355. **357ff.** 360. 362; II 166. 179. 249. 309f. 317. 349f. **359.** 361. 380f. 408. **427f.** 464. 471. 489.
— Abneigung gegen die II 356. 489.
— unabhängige II 359. 381.
— Vorherrſchaft II 427f.
Phosphorzündhölzchen II 479.
Phyſik II 327. 476. 489.
Phyſiokraten II 352. 448f.
Phyſiologie II 489.
Phyſiologus 236. 366.
Pietätloſigkeit der Kinder 417.
Pietismus II 345. 361. 378f. 381f. 391ff. 397. 400ff. 408. 418. 420. 434f. 455.
Pilger 174. 296. 299. 411f.; II 118f. 180. 194f. 208. 211. 294.
Pilgerfahrten 135. 263f. 298.
Pippin 88. 90. 92.
Pirckheimer II 177. 187ff. 196. 204. 281.
Plagiat 245.
Planchette II 372.
Planetenglaube II 199.
Plaſtik 200. 219. 370. 374; II 58. 63ff. 287f. 308. 426.
Platonismus 358. 360; II 187. 189. 201. 204. 250.
Plattenrüſtung II 133.
Platter, Felix 252. 294.
— Thomas 166.
Plattheit II 347. 356.
Plattner II 55. 57.
Plautus II 255.
Plebejiſche Art 414f.; II 32. 193. 221f.
— Zeit II 165.
Pluderhoſe II 290f.
Plünderung II 299. 301f.
Pöbel 159. 222.
Poeſie, ſ. Dichtung.
— lateiniſche 246f.
— — humaniſtiſche II 188. 190. 192.
— des Bauernlebens 399.
— im Handwerk II 65.
Poeten II 189. 204. 209.
Poetik II 389.
Poetiſche, das II 462. 465.
Poggio II 182f. 185. 193. 204.
Politik II 328.
— Abkehr von der II 467. 492f.
— Fernhaltung II 383.
— öſtliche 119f.
— ſtädtiſche 291f.; II 74.
Politiſche Gärung II 417.
— Ideale II 466. 473f.
— Intereſſen 198. 272; II 328. 418. 437f. 456. 472f.
— Kultur, Mangel an einer II 492f.
— Reform II 155. 158. 219.
— Schriften II 376.
— Zerſplitterung, ſ. Zerſplitterung.
— Zuſtände, traurige II 405. 436. 438f.
Politiſcher Aufſchwung II 473.
Politiſches Bildungsideal, ſ. Bildungsideal.
Polizei II 322.
Polizeiſtaat II 322. 437. 450.
Polſter 345.
Polſterung der Kleider II 291.
Polygamie 49. 209.
Polyhiſtorismus II 348.
Pomeranze 298.
Pommern II 9. 11. 16. 139. 141. 151. 226. 261. 267. 294f. 308. 312. 435. 449.
Pope II 398.
Populariſierung der Bildung II 380. 384. 411f. 487. 490; ſ. auch Volksbildungsbeſtrebungen.
— der Wiſſenſchaft II 353. 358. 361.
Popularphiloſophen II 412.
Portal 370.
Porträt 220; II 63. 196. 226. 281. 346. 469.
Portugal II 68. 259f.
Porzellan II 319. 348. 368. 454.
Poſſenreißer 412.
Poſt II 273ff. 320. 450. 478. 480.
Poſtmeiſter II 274. 276.
Prag 172; II 167. 172. 182. 184. 281. 287. 208. 308. 314. 330.
Praktiken II 157. 173f.
Praktiſcher Zug II 164. 235. 353. 473. 477.
Prämonſtratenſer 13. 212. 229. 254. 259. 305. 386; II 117.
Pranger II 45.
Precarei 76. 103. 106. 108.
Prediger II 115. 224. 237. 247. 267. 278. 291. 298. 319. 419.
— radikale II 157f.
Predigt 93. 188. 204. 209. 233. 238. 305; II 116. 127. 164. 206. 212. 225. 374. 411.
— deutſche 422. 425.
Preiſe II 153.
— beim Turnier 327f.
Preisſteigerung II 261.
Preistaxen II 70. 76.
Preußen II 21. 309. 321f. 406f. 409. 437. 439ff. 449. 457ff. 465ff. 471. 474. 481. 486. 492f.; ſ. auch Staat, brandenburgiſch-preußiſcher.
— Herzogtum 387. 389f.; II 68. 263. 318.
— Wiederaufbau II 428. 459f.
Preußentum II 483.
Preziöſe Richtung II 370.
Prieſter, germaniſche 47.
Prieſterehe 255.
Prieſtertum, allgemeines II 214. 378.
principes 52f. 57.
Privateigentum 80. 86. 196.
Privatrecht 293.
Privilegien 169. 173. 175; II 76; ſ. auch Adel, Privilegien.
— hanſiſche II 257f.
— der Geiſtlichen II 118ff.
Profeſſoren II 253. 256. 349.
Prognoſtiken II 237.
Proletariat II 485ff.
Promenaden II 24.
Prophezeiungen II 152. 158.
Proſa 382. 384; II 292. 385.
Proſtitution II 108f.
Proteſtantismus II 205. 213. 216. 218. 358.
— Bildungsfeindlichkeit II 434.
— Kunſtfeindlichkeit II 236.
— neuer II 310. 424.
— Träger geiſtigen Fortſchritts II 431.
Protzentum 293; II 331. 334. 491.
Provence 332.
Provenzalen 313. 316.
Provinzen, römiſche 63ff.
Prozeſſion II 116. 123.
Prudentius 243. 258.
Prügeln 185. 228; II 162. 170. 177. 253. 255. 425.
Prunk, höfiſcher II 284.
Prunkgeſellſchaft II 453.
Prunkkleider 133f. 135.
Prunkmahlzeit 343.
Prunkſucht 81. 296. 351f.; II 265. 282f. 289. 312ff. 491.
Pſalter 232. 238. 251. 340; II 169.
Puder II 337. 345. 372.

Pufendorf, Samuel II 352. 360f. 385. 438.
Pulver, ſ. Schießpulver.
Puppen 348.
Puppenhäuſer II 283.
Purismus II 306. 375; ſ. auch Sprachreinheit.
Purpur 134. 182f.
Putzſucht 340ff.; II 371f.
Putztiſch II 371.
Pytheas 31f.

Quackſalber 413; II 109. 112. 349.
Quadrivium 232. 234ff.
Quellen, kulturgeſchichtliche 123. 318; II 29f.

Rachel II 304.
Radikalismus II 474f. 486.
Raimundus Lullus II 203.
Rangfragen II 439.
Rangſucht II 297. 304. 340f. 384.
Raps II 2. 17.
Rat (der Stadt) 282. 407; II 73f. 91f. 102. 108.
— fürſtlicher (Verwaltungszentrale) 309; II 271.
Räte II 130. 146. 270ff. 276. 278. 280. 316. 321f. 329.
Rathaus 292; II 45f. 104. 287.
Ratichius II 354f.
Rätien 150.
Rationalismus, theologiſcher II 408. 410. 412. 465.
Rationaliſtiſcher Geiſt II 32. 179. 193. 310. 347. 351f. 377. 379ff. 386. 391. 394. 408. 442. 460. 474; ſ. auch Vernunft, Verſtand, Verſtandesherrſchaft.
— — der modernen Kultur II 488. 490ff. 495.
Rationelle Wirtſchaft II 14. 449. 478. 497.
Rätſel 48. 196.
Ratsherren II 297.
Ratsverfaſſung 291f.
Raub 42. 56. 59. 100. 174. 176. 295. 411; II 69. 72.
Raubehe 49.
Räubertum II 242. 265. 417. 451.
Raubluſt 186f. 353. 378f. 394. 400f.; II 123. 269.
Raubritter II 137. 417.
Räuchern 54.
Rauchplage II 488.
Raufluſt 41f.; II 349; ſ. auch Adel, Raufluſt.
Räumliche Auffaſſung in der Kunſt II 286. 474f.
Reaktion, politiſche II 466f. 471.
Reale Kräfte der Deutſchen II 477.
Realer Sinn II 354f. 405f. 413. 472. 475. 489.
Realien, Richtung auf die II 355. 357f. 424. 490.
Realismus in Kunſt und Literatur 316. 370; II 58ff.
Realpolitik II 339. 492.
Realſchule II 424.
Rechentafel 236.
Rechnen 235. 302; II 160f.
Rechnungen II 30. 76.
Recht 50f. 77. 112. 177. 192; II 125. 470.
— deutſches, im ſlawiſchen Oſten 389. 145.
— kanoniſches 177. 293; II 119.
— römiſches 177. 208. 357; II 130f. 144. **145ff.** 170. 182. 184. 200. 214. 218. 267. 269f. 355.
Rechtsbücher 177. 198. 238. 380f.
Rechtſchreibung II 385.
Rechtsgefühl 46.
Rechtskunde des Volkes 51; II 148.
Rechtsleben 83f. 198; II 148.
Rechtsliteratur 368.
Rechtspflege 95. 157. 176; II 78. 119. 147.
— Mängel 377; II 148f.
Rechtsſchutz 124. 187; II 444.
Rechtsſprache 43; II 125.
Rechtsſtudium II 183.
Rechtsunſicherheit 176. 378f.; II 149.
Rechtswiſſenſchaft 62. 355; II 146. 167. 179. 328.
Rechtszerſplitterung II 145. 147f.
Redouten II 312. 453.
Reform, politiſche, ſ. Politiſche Reform.
Reformation II 84. 109. 119f. 123. 160. 175. 203f. **205ff.** 232ff. 237f. 270. 308. 310.
— politiſche Seite II 217. 273.
— und Bauernkrieg II 157ff.
— und Hexenwahn II 240ff.
— und Renaiſſance, ſ. Renaiſſance und Reformation.
— und ſittlicher Verfall II 223ff.
Reformation des Kaiſers Siegmund II 144. 152.
Reformbeſtrebungen, pädagogiſche, ſ. Erziehung, Reform.
Reformbewegung, asketiſche, ſ. Asketiſche Reformbewegung.
— moraliſche, ſ. Moraliſche Reformbewegung.
— ſoziale, ſ. Soziale Reformbewegung.
Reformeifer II 383. 385.
Reformer, geiſtliche II 206f. 209.
Réfugiés II 24.
Regalien 165. 174; II 68. 73. 146. 275f. 280. 307. 319. 441.
Regel, Herrſchaft II 221. 246. 336. 343. 347. 386. 388f. 414.
— — Vernichtung II 406.
Regelloſigkeit II 414. 416. 418.
Regelmäßigkeit 11; II 366. 451.
— des Stadtplans, ſ. Stadtplan.
Regelzwang in der Wirtſchaft 398.
Regensburg 28. 86. 101. 151ff. 171ff. 176. 217. 219. 226. 237; II 34. 37. 57. 65. 73. 95. 154. 180. 192. 206. 227. 233. 353. 402.
Regenſchirm II 455.
Regiomontanus II 187f. 203. 253.
Reglement II 446. 450.
Reh II 27.
Reich, deutſches, ſ. Deutſches Reich.
Reichenau 205. 214. 217. 220. 224. 226. 229. 242. 244. 253. 257. 305.
Reichsabteien 127.
Reichsarmee II 439.
Reichsgut, Minderung 376.
Reichshofgericht 383.
Reichshofrat II 439.
Reichskammergericht II 147. 269. 439.
Reichsminiſteriale 270.
Reichsregiment II 155.
Reichsritter II 302.
Reichsſtädte II 3. 24. 262. 287. 299. 334. 438ff. 452.
Reichsſtandſchaft II 31.
Reichstag, Reichstage 94. 160. 168; II 31. 91f. 95. 108. 123. 153. 155. 170. 192. 208. 227. 231f. 262. 267. 277. 299. 321. 334. 341. 353. 438f.
Reichsverſammlung 84. 311.
Reichtum 286. 292; II 153. 219. 299. 482. 484. 491.
— der Kaufleute 406; II 72f.
— der Städte II 47.
Reich und arm, Gegenſatz zwiſchen, ſ. Arme.
Reifrock II 337. 372. 455f.
Reihe, bunte II 370.
Reihendorf 15. 22. 28. 388f.
Reim 112. 198.
Reimarus II 410. 412.
Reimſchmied II 165.
Reinlichkeit 55; II 106.
Reis 299; II 16. 89.
Reiſebeſchreibungen II 30.
Reiſebücher II 294. 326f.
Reiſeluſt, Reiſeſucht II 195. 294. 297. 326. 450.
Reiſen 30. 174. 314; II 194f. 289. 296. 324ff. 347. 358. 450. 496.
— nach der Ritterſchaft II 137.
Reiſetier 141.
Reiſeverkehr 411; II 480.
Reiſige II 194.
Reisläuferei 70.
Reiter 57. 70. 321; II 300.
Reiterdienſt 266. 269.
Reiterheer 30. 95. 101. 107f. 130. 136. 141. 151. 322. 354. 379. 387; II 132.
Reiterſpiele 326.
Reitkunſt 141f. 326. 329; II 269.
Reittiere 29f. 37.
Reizbarkeit II 494.

Reklame II 25. 481. 497.
Religion, Betonung II 461.
— des Landvolkes, praktiſche Seiten II 435.
— natürliche, ſ. Natürliche Religion.
— Wiederbelebung II 417. 464. 490. 496.
Religionskritik II 475.
Religionsſpötterei II 363. 410. 412.
Religiöſe Intereſſen, Übermacht II 216. 233 ff.
Religiöſer Grundzug der Naturbetrachtung 363.
— Untergrund der Kunſt 222 f.; II 57.
— Zweck der mittelalterlichen Schulen 230.
Religiöſes Bedürfnis 306. 419 f.; II 204. 210. 378. 392. 475.
— Gefühlsleben, ſ. Gefühlsleben, religiöſes.
— Leben 37. 46 f. 116 f. 192 ff. 248. 350. 375. 414; II 122. 471. 475.
Religioſität 194; II 79. 118. 177. 209 ff. 305. 345. 352. 379. 406. 408. 411. 417. 457.
Reliques of ancient English poetry II 415.
Reliquien 192 f. 302; II 195. 211.
Reliquienſchrein 221. 222.
Renaiſſance II 7. 18. 20. 43. 45. 47. 62. 115. 131. 164. 178. 181. 201. **221 f.** 276. 281. **286 ff.** 290. 292. 310. 314. 336. 339. 343 f. 347. 350 f. 367. 372. 377. 396; ſ. auch Humanismus.
— franzöſiſche II 223. 297. 347.
— germaniſche Reaktion gegen die II 461.
— karolingiſche 90 f. 243. 356.
— ottoniſche 130 f. 224 ff. 257. 356.
— und Aufklärung II 424.
— und deutſche Art II 221 ff.
— und Reformation II 216. 424.
— Verbindung mit dem deutſchen Geiſt II 424.
Renaiſſancearchitektur II 264. 280. 287 f.
Renaiſſancebildung II 219. 221 f. 279. 355. 394 f.
Renaiſſancedichtung II 191. 343. 375.
Renaiſſancegeiſt II 214. 218. 235. 310 f. 380.
Renaiſſancegeſellſchaft II 228.
Renaiſſanceideal, literariſches II 386.
Renaiſſancekultur II 192. 221 f. 286 ff. 293. 311. 382.
Renaiſſancekunſt II 221 f. 286 ff.
Renaiſſancemöbel II 435.
Reputation II 304. 331. 452.
Reſidenzen II 323. 451 f. 469.
Reſidenzſtädte II 3. 5. 24. 130.
Reſignation II 471.
Reuchlin II 187. 189 ff. 201. 204. 213.
Revolution, franzöſiſche II 428. 445. 458 f. 494.
— — Einflüſſe auf Deutſchland II 456 f.
— Furcht vor der II 466.
— von 1848 II 475. 485.
Revolutionärer Geiſt II 152. 154. 156. 158 f. 416 f. 466 f. 495.
Rhein 7. 171. 174; II 23. 66 f. 464.
Rheinbund II 437. 445. 457. 460. 473. 481.
Rheinfranken 386 f.
Rheinlande 6. 16. 36. 62 ff. 71. 74. 140. 143. 169. 290. 300. 314. 378. 382. 396. 400; II 71. 288. 296. 308. 402.
Rheinromantik II 464.
Rheinwein II 300.
Rhetorik 93. 233; II 184 f.
Richardſon II 399. 415. 419.
Richter 50 f. 77. 84. 176 f.; II 236. 241 f. 444.
— Jean Paul II 435. 456.
— Ludwig II 469.
Riemenſchneider, Tylman II 65.
Rind 6. 15. 30. 37. 54. 86.
Rinderzucht 142. 396.
Ring 56. 60. 75. 82. 183. 342.
Ringe, wirtſchaftliche II 261. 482.
Ringen II 102. 328.
Ringmauer 325.
Ringrennen II 279.
Riſt II 340. 344. 374 f.
Ritter, Rittertum 129. 258. 267. **268 ff.** 278. 293. 295. 300. 303 f. **308 ff.** 374. 381 f. 388. 390. 417; II 5. 29. 132 f. 135. 179 f. 194. 341.
— als allgemeines Vorbild 350 f.
— Beruf 268 ff.
— und Bauer, ſ. Gegenſatz von Adel und Bauer.
Ritterakademien II 326.
Ritterbünde 378 f.
Ritterfahrten II 137. 195.
Rittergürtel 270.
Rittergut 274; II 1. 330.
Ritterlehen 327.
Ritterlichkeit 323.
Ritterorden 259. 264.
Ritterſchaft II 128.
Ritterſtand 270. 317.
— Abſonderung 317. 326.
— als herrſchender Stand 318.
Rittertum, Charakter 350.
— franzöſiſches 313.
— Niedergang 353 f. 379.
— und Kirche 319.
Robinſon II 398.
Rochow, Eberhard von II 425.
Rock 55. 81. 335. 342; II 95. 345. 367. 455 f.
Rodeluſt der Bauern 395.
Rodeverbote 395; II 2. 11 f.
Rodung 3. 7. 11 ff. 28. 32. 81. 86. 99. 102. 137. 212 f. 387 f.; II 1 f. 11. 144.
Roggen 5. 16. 139.
Roggenbrot 54.
Roheit 80. 187. 415; II 140. 435.
Rohſtoffe 283 ff. 287; II 51. 67. 69 f. 76. 319. 477.
Rokoko 181; II 18 f. 95. 314. 346. **367 f.** 371 f. 392. 395. 398. 468 f.
Rokokomuſik II 404. 427.
Rollwagen 411.
Rom 62. 217. 239. 263. 358. 411; II 180 f. 208. 254. 274.
Roman II 165. 176. 181. 292. 323. 343 f.
Romanen II 219 ff. 228. 311.
— Kulturüberlegenheit 203. 230. 261. 312; II 254. 286.
Romaniſche Baukunſt 301. 369. 371 f.
— Einflüſſe II 40; ſ. auch Franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche Kultureinflüſſe.
— Kirchenbauten 280.
Romaniſcher Geiſt 253 f. 263.
— Stil 132. 201. 217 ff. 309.
Romaniſch-germaniſcher Völkerkreis 61.
Romaniſierung 7. 62. 111.
Romanismus 198.
Romantik II 6. 19. 194. 412. 420. 436. 450. 458. **460 ff.** 466 f. 469. **470 ff.** 474. 491. 496.
— der ritterlichen Zeit 350.
— und Kunſt II 470.
— und Wiſſenſchaft II 470.
Römer 4 ff. 9. 11. 28 f. 36 f. 39. 41 f. 48. 53. 55. 61 ff. 65 ff. 69 ff. 74 f. 78. 80 ff. 88. 93. 146. 236; II 179. 182. 193.
Römerſtädte 25 f. 64. 74. 149 ff. 152 f. 158. 162.
Römerſtraßen 27. 411.
Römerzüge 129 f.; II 179.
Römiſche Bauten 8.
— Kultureinflüſſe 6. 47. **61 ff.** 66 ff. **74 ff.** 86. 140 ff. 145 f. 148. 152. 164. 166. 178. 181 f. 200. 202 f. 211. 214 ff. 217. 222. 227. 374; ſ. auch Antike Kultureinflüſſe.
Römiſches Recht, ſ. Recht.
— Reich 374.
Roſe 17. 140 ff. 214. 337.
Roſengarten 142; II 101. 122.
Roſenkranz 301.
Roſenkreuzer II 378. 457.
Roßgärten 30.
Rouſſeau II 352. 395 f. 398. 401. **415 f.** 419. 422. 424 f. 428. 431. 436. 443.
Rübe 5. 16; II 17. 25. 89.
Rübenanbau II 478.

Rübenzuckerfabrikation II 478.
Rückſichtsloſigkeit II 492.
Rückſtändigkeit der Deutſchen II 98. 219. 296f.; ſ. auch „Barbarei".
Rudolf von Habsburg 346. 377. 383f.
— II., Kaiſer II 280f. 283.
Rührſeligkeit II 399. 401. 404. 406.
Ruinen II 6.
Runddorf 22. 28. 388; II 3.
Runen 48. 89.
Runkelrübe II 16.
Rußland 288. 401f.; II 258.
Rüſtung 164. 182. 300. 320ff.; II 133.
Rüſtungsſtücke 315.

Saal 344.
Sachlichkeit II 491.
Sachs, Hans II 66. 153. 191. 241. 386. 417.
Sachſen (Gebiet), ſ. Niederſachſen; Oberſachſen.
— (Herzogtum) 100. 125.
— (Stamm) 12. 32. 47. 60. 71ff. 84. 86. 88ff. 98. 100. 107. 118f. 121f. 141. 148. 173. 175. 181ff. 195. 218. 295. 311. 314. 387; II 92. 226. 307.
Sachſenſpiegel 382f. 391. 424.
Sächſiſche Zuſtände 151.
Safran 299.
Saitenſpiel 339.
Sakramente II 213.
Säkulariſation, ſ. Klöſter.
Säkulariſierung der Kultur II 28. 170. 310ff.
— des Gefühlslebens II 392f. 404.
— des Geiſteslebens II 178. 214. 218. 305. 337. 350. 360.
Salat 178. 214.
Salbücher 240.
Salbung 91.
Salier 218. 279. 295. 385. 409.
Salinen 86. 165; II 72.
Salland 272. 274ff.
Salons II 472.
Salz 55. 60. 153. 285. 402. 404; II 67.
Salzgewinnung 165. 214; ſ. auch Salinen.
Sammeleifer, gelehrter II 250. 348.
Sammet 299.
Sänger 48. 83. 112. 197. 412; II 273. 404.
— ritterliche 351f.
Sängerberuf 336.
Sängerkrieg auf der Wartburg 310.
Sankt Gallen 23. 110. 123. 135f. 140. 143. 150. 152f. 163. 165. 172. 185. 190. 197. 199. 205. 212. 214f. 217f. 221f. 224ff. 228f. 242. 244. 246. 251ff. 257. 305.
Sansſouci II 367.
Sarazenen 313.
Sarg 75. 260; II 114f.
Satire II 29. 99. 122. 127f. 165. 206. 229. 234. 304. 340. 374.
Sattel 141f.
Sattler 163f. 214.
Sauce 315; II 88.
Sauerkraut II 89.
Saumtier 141.
Sax 56.
Schachſpiel 299. 338; II 229. 328.
Schaf 6. 30. 37. 54.
Schäferdichtung II 344.
Schäferſpiele II 279.
Schäfertum II 344. 367. 392. 395. 416.
Schäfteſchießen 329.
Schafzucht 55. 60. 88. 142. 162. 396; II 450. 478.
Schapel 341.
Scharnhorſt II 440. 460.
Schatz 60. 70. 80f.
Schaubühne, ſ. Theater.
Schaugerichte II 89.
Schauſpiel II 279. 314. 388; ſ. auch Drama.
— bibliſches II 233.
— geiſtliches II 100f. 116. 122. 126f. 163. 199. 255. 375.
Schauſpieler II 388.
— fremde II 286; ſ. auch Komödianten.
Scheidt, Kaſpar II 228f. 296.
Scheinſucht 345; II 289. 347. 397. 425. 491f.
Schellen 341. 344. 351; II 96.
Schelling II 436. 464.
Schelmenroman II 292. 374.
Schembartlaufen II 53.
Schemel 397.
Schenke II 93f.
Schenkungen 104.
— an die Kirche 103. 116. 135. 144. 204f. 209ff. 228. 252. 259. 373; II 119.
— an Klöſter 103. 212; II 115f.
Schenkweſen der Handwerksgeſellen II 263.
Scheren 59.
Schickſalsglaube 48. 185. 423f.
Schießpulver 364; II 134.
Schiffahrt 31. 67. 88. 403ff.; II 67. 482.
— Organiſation II 477.
Schiffbau II 477. 480.
Schiffe 32. 170. 175. 403f.
Schild 32. 57. 73. 75. 82. 84. 300. 320. 329. 341. 334; II 135.
Schildkrot II 368.
Schildmauer 325.
Schiller II 309. 410. 412. 414. 417. 421. 423. 426. 434. 456f. 464f. 492.
Schiller, „Kabale und Liebe" II 417. 443.
— „Räuber" II 416f. 430.
Schindeldach II 37.
Schinken 54.
Schlacht 322f.; II 133.
Schlachtgeſang, ſ. Kriegsgeſang.
Schlafrock II 455.
Schlegel, Auguſt Wilhelm II 436. 458. 464. 470.
— Friedrich II 421. 436. 461. 463f.
— Johann Elias II 375. 389. 422.
Schleier 183. 341; II 96.
Schleiermacher II 436. 459. 464. 471. 475.
Schlemmen II 226f.
Schleppe II 96.
Schleſien 381. 387ff.; II 15ff. 26. 72f. 288. 308f. 314. 329. 435. 453. 481.
Schleuder 56. 82. 322.
Schlittenfahrten II 279. 453.
Schlittſchuhlauf II 394.
Schloß II 3. 6. 280. 314.
Schloſſer 76.
Schlözer II 438. 456.
Schlüpfrigkeit II 186.
Schlüter II 314. 316.
Schmähſchriften II 233. 251.
Schmeichelei II 189. 340. 342. 359.
Schmied 165f. 170. 214. 216. 280; II 5. 38. 55f.
Schmiedekunſt 59. 162; II 287.
Schminken 299. 342; II 372.
Schmuck 134f. 164. 175. 181. 183. 341f.; II 278f.
Schmuckbedürfnis 49.
Schmuckliebe 56.
Schmuckwaffen 299.
Schmutz II 450.
Schnabelſchuhe 182. 342; II 96.
Schnalle 56. 75. 82.
Schneid, äußerer II 492.
Schneidekunſt an Sträuchern und Bäumen II 18f. 315.
Schneider 163; II 56.
Schnitzaltäre II 58. 63f.
Schnitzerei, ſ. Holzſchnitzerei.
Schnupfen II 365. 372.
Schnürung 342; II 96f. 372. 456.
Schokolade II 364f.
Scholaren 412.
Scholaſtik 312. **354ff.** 373ff. 424; II 164. 167. 169f. 174. 178f. 182. 191. 194. 197. 199. 352.
— halbgeiſtlicher Charakter 368.
Scholaſtiſche Methode 359f. 363.
Schonen 402f.
Schongauer, Martin II 60f. 63.
Schöngeiſt II 366.
Schöngeiſtiges Weſen II 403. 471f.
Schönheit, körperliche 296.
Schönheitsgefühl 334ff.; II 165. 221f.

Schönheitsideal 258. 316. 334f.
— ariſtokratiſches 335; II 331.
Schönpfläſterchen II 372.
Schopenhauer II 489.
Schöpferiſche Kraft, Mangel an II 491. 497.
Schoßhündchen 348.
Schotten 87.
Schottenmönche 79.
Schrank 397; II 43. 287. 368.
Schreiben 227. 339f.; II 160ff.
Schreiber 239ff.; II 87. 161. 170f. 185. 256. 304.
Schreiberinnen 241.
Schreiblehrer II 171.
Schreibweſen, amtliches II 77f.
Schreiner II 56.
Schreinerei II 287.
Schrift 48. 91. 239.
Schriftſprache, deutſche 97. 304. 336. 368. 380ff.; II 194. 308.
— — Bedrängung II 246f.
— Einheit II 385.
Schriftſteller II 406. 456. 472. 490.
Schriftſtellerinnen II 434.
Schriftweſen 77. 207. 241.
— der Geiſtlichen 239ff.
Schröpfen II 112.
Schubart II 418. 438. 456.
Schuhe 56. 75. 81. 162. 182. 342; II 96f. [II 56. 181.
Schuhmacher 155. 163f. 166. 214;
Schulautoren 243.
Schulbetrieb 360. 362.
Schuldbrief 408ff.
Schuldrama II 255. 349.
Schulen 93. 111. 305f.; II 177. 185. 349. 432; ſ. auch Dom-, Gelehrtenſchulen, Gymnaſium, Kloſter-, Latein-, Stiftsſchulen.
— deutſche II 161. 175. 255f.
— ſtädtiſche II 161. 166. 253.
— und Humanismus II 188.
Schüler II 100. 177. 256.
— fahrende II 166. 195.
Schulfüchſerei II 326. 335. 349. 354. 360. 363.
Schulleben 228.
Schulſtreitigkeiten II 161.
Schulweſen 77. 227ff.; II 119. 175f. 234f. 247. 253ff.
Schupp, Balthaſar II 304f. 326. 353. 356. 360. 374.
Schutz der Konſumenten II 76.
Schütz, Heinrich II 314. 343. 348. 403.
Schutzbedürfnis 100. 104.
Schützenfeſt II 101ff. 123. 334.
Schutzgewährung 107.
Schutzpatrone 281.
Schwaben (Gebiet) 101. 104; II 59f. 67. 141. 155. 157f. 161. 186. 308. 434.
Schwaben (Herzogtum) 100. 125. 129.
— (Stamm) 403; II 127.
— — führend in Deutſchland 126. 311.
Schwabenſpiegel 383.
Schwächen, Auffaſſung menſchlicher II 239.
Schwank 197. 414; II 125f. 165. 176. 230. 374.
Schwankbücher II 232.
Schwärmerei 350; II 405. 466f. 474f. [33.
Schwarzer Tod 391. 426f.; II 1.
Schweden 288. 296; II 258. 299.
Schweigegebot 248. 254. 257.
Schwein 6f. 9. 15. 30. 37. 54. 110. 142. 190; II 450.
Schweine auf der Straße II 49.
Schweinemaſt II 33. 214.
Schweinichen II 226. 228.
Schweiz 426; II 150. 242. 319. 333. 434. 451.
Schweizer II 133. 135. 154ff. 389. 396. 398. 415.
Schwerfälligkeit II 337.
— Minderung II 362.
Schwermut II 397. 399f.
Schwerpunkt des deutſchen Lebens 33.
— kultureller, Verſchiebung, ſ. Verſchiebung des kulturellen Schwerpunktes.
Schwert 56f. 73. 75. 82. 136f. 321f. 329.
Schwertnamen 322.
Schwerttanz II 53.
Schwertumgürtung 329.
Schwindler II 401f.
Schwulſt II 292. 341ff. 347. 356. 379. 387. 389.
Schwung II 393.
— idealer II 165.
Schwurgenoſſenſchaften 195.
See, die 31. 33. 43.
— Eindruck 191; II 395.
Seebäder II 106.
Seegeltung, deutſche II 480.
Seehandel 171ff.
Seeleben 32.
Seelenglaube 43. 46. 48. 60.
Seelenheil, Sorge um das 196. 210. 256. 259f. 265. 294; II 115. 118. 207.
Seelenmeſſen 260. 281.
Seeliſcher Ausdruck 258.
Seelſorge 204. 306.
Seelſorger II 206.
Seen 28f.
— Schwinden II 11.
Seeraub 32. 88. 121. 173. 390. 394. 401. 404f.
Seerecht 404.
Seeſchiffahrt 88. 173. 175.
Seevolk 31.
Seeweg nach Oſtindien II 68.
Seeweſen 298.
Segel 31.
Segelſchiff II 480.
Segen 48. 114. 143. 192f.
Sehnſucht II 397. 462.
Seide 132. 134. 162. 182. 292. 296f. 299. 340f. 403; II 181. 367.
Seidengewerbe II 263.
Seideninduſtrie II 319.
Seidenkleid II 372. 455.
Seidenzucht II 17.
Seife II 477.
Selbſtbeobachtung II 379. 418.
Selbſtbiographie II 164. 346. 419.
Selbſtgefühl 379. 391ff. 414; II 94. 194. 196. 285. 376.
Selbſtherrlichkeit 45.
Selbſthilfe 176. 377; II 78. 156.
Selbſtmord II 397. 400. 436.
Selbſtmordmanie II 416.
Selbſtverwaltung 291; II 459.
Senſe 141.
Senſibilität II 461.
Sentimentalität 331; II 19. 391f. 490. 492; ſ. auch Empfindſamkeit.
Sequenzen 222. 246.
Servante II 454.
Serviette 343.
Servilität II 323. 331. 339ff.
Seßhaftigkeit 6. 8f. 39. 70.
— mangelnde II 483.
Seuchen 99. 426f.; II 1. 34f. 109f. 265. 353.
Shakeſpeare II 223. 297. 389. 413ff. 416.
Sichel 39. 68. 141.
Sicherheit II 268.
Sicherung 389.
— der Nahrung II 51f. 54.
— der Wohnplätze 324.
Siedelungen 1ff. 6. 17. 25. 32. 57f.; II 3.
Siedelungsart 121. 145.
Siegmund, Kaiſer II 68. 108. 111. 136. 155.
Siemann II 85. 230.
Silber 82. 175. 289f
Silberhandel II 73.
Silberproduktion II 260f.
Simonie 260. 418.
Singſpiel II 403f.
Sinnbilder II 41.
Sinnlichkeit 331. 333. 398. 415; II 472. 497.
Sippe 12. 46. 49f. 53. 57. 80. 83f. 86; II 82.
Sippenſiedelung 50. 80.
Sitten 138. 294; II 78. 452; ſ. auch Geſellſchaftliche Sitten.
Sittenloſigkeit 183. 407; II 77. 119. 225. 337ff. 435f.; ſ. auch Unſittlichkeit.
— der Geiſtlichen 251. 415ff.; II 206.
— höfiſche II 315f. 443.

Sittenſtrenge II 224 f. 228. 232.
Sittigung 113. 177. 187 ff.
— durch die Kirche 176. 194. 207 ff.
Sittliche Anſchauungen 194.
— Haltung 346; II 179. 435 f.
— Laxheit II 86.
— Zuſtände 78. 80. 183 f. 186 ff. 415 ff.; II 231. 382 ff.; ſ. auch Sittenloſigkeit.
Sittlicher Verfall 294 ff.; II 223 ff.
Skandinavien 31 f. 35. 89. 172 f. 287. 402; II 67 f. 90. 150. 174. 258.
Skandinavier 60.
Sklaven 53. 122. 180. 210 f.
Skulpturen an den Häuſern II 46 f.
Slawen 4. 11 f. 28 f. 33. 54. 60. 71. 73. 99. 101. 109. 117. 119 f. **121 f.** 131. 141. 144. 148. 168 f. 171 f. 175 f. 187. 287. 289. 295. 312. 380 f. 385 f. 388 ff.; II 52. 106. 143. 220. 266.
Soeſt 280. 287 f. 382.
Soldaten II 323. 332. 437.
— abgedankte II 451.
— römiſche 7. 64.
— und Bürger, Gegenſatz II 307. 320. 440. 460.
Soldatenſpielerei II 321.
Soldateska II 231. 300 f. 305. 307. 338. 349. 439.
Söldner 269. 322; II 74. 132 f. 135. 180. 268. 270. 300 f. 320. 439.
Solidarität II 487.
Sommerfriſche II 496.
Sonderdaſein, politiſches 295. 376.
Sondergeiſt, politiſcher II 307. 376.
Sozialdemokratie II 486 ff. 490.
Soziale Bedürfniſſe der Maſſe 421.
— Differenzierung 266 ff.
— Gegenſätze II 50. 128. 132. 137 f. 140 ff.; ſ. auch Gegenſatz.
— Kämpfe II 487.
— Kritik II 127.
— Mißſtände, Bekämpfung II 417.
— Reformbewegung II 495.
— Umbildungen II 483 ff.
— Unterſchiede 80. 123; II 77.
— Verhältniſſe 49. 85 f. 101 ff. 202. 374; II 405. 444 f. 483 ff.
Sozialer Wandel II 222. 257. 266.
Soziales Elend, ſ. Elend.
— Empfinden II 434.
Sozialismus II 485 ff.
— franzöſiſcher II 485.
Sozialiſtiſche Strömungen II 151 f. 156.
Spangen 342.
Spanien 297 ff. 302. 309. 369. 380; II 66 f. 73. 131. 174. 181. 198. 259 ff. 274. 289 f. 294. 320. 344. 372. 431. 473.
Spanier 381; II 285. 301. 311.
Spaniſche Kultureinflüſſe II 285 f. 289 ff. 311. 335 f.
Spannbett 344.
Spazierengehen II 344.
Spee, Friedrich von II 243. 378.
Speer 32. 56. 82. 84. 88; ſ. auch Lanze.
Speicher 20.
Speier 169. 218 f. 279; II 120. 296.
Speiſen 315. 343; II 88 f. 314; ſ. auch Nahrung.
Speiſung aller Hofbedienten bei Hofe II 278.
Spekulationsgeſchäft II 261.
Spelz 139.
Spener II 378 f.
Spezereien 284. 299.
Spezialiſierung der Gewerbe 282 f.; II 55. 262.
— der Wiſſenſchaften II 490.
Spezialiſtentum II 493. 495.
Spezialkulturen 394.
Spiegel II 42. 367.
Spiel (Haſardſpiel) 43 f. 83; II 93. 312. 364. 372. 453; ſ. auch Würfelſpiel.
Spielbank II 106.
Spiele 75. 315. 338; II 101. 493.
Spielereien im Garten II 315.
Spielleute 109. 112. 179. 197 f. 253. 258. 336. 339. 345. **412 f.** 417. 423; II 85. 100. 105. 122.
Spielſucht II 105 f. 228. 269. 349. 453.
Spielweiber 412.
Spielzeug II 268.
Spieß II 133 ff.
Spießbürgerlichkeit II 383.
Spießträger II 300.
Spindel 59.
Spinett II 372. 404.
Spinnen 59. 161.
Spinnhaus II 451.
Spinnrocken 397.
Spinnſtube 398; II 477.
Spinoza II 351 f. 363. 408. 422.
Spiritismus II 495.
Spiritus II 16.
Spital II 113. 118 f.
Spitzen II 367. 371 f.
Spolienrecht 126.
Sporen 142.
Sport II 493.
Spottbilder II 233.
Spottluſt II 127. 407.
Spottnamen II 81 f.
Sprache, deutſche 37. 48. 66. 92. 112. 303. 335. 354; II 100. 161. 165. 214. 307. 360. 375. 380; ſ. auch Mutterſprache, Volksſprache.
— — Durchbildung II 292. 405.
— — Förderung II 316. 385 f. 392.
— — Mündigwerdung 381 ff.
Sprache, franzöſiſche 313. 315 f. 339; II 293 ff. 327. 335. 388. 405.
— — Herrſchaft II 362.
— italieniſche II 327.
— lateiniſche, ſ. Lateiniſche Sprache.
Sprachen, moderne II 355. 358.
Sprachgegenſatz 98.
Sprachmengerei 303. 315; II 303 f. 362.
Sprachreinheit, Pflege II 306. 375. 380. 384 ff. 392; ſ. auch Purismus.
Sprachwiſſenſchaft II 428. 470.
Springbrunnen II 45.
Springen 329.
Staat 50 ff. 74. 76 f. 84. 92. 107. 109. 124. 195. 260 ff. 290. 293 f. 309; II 28. 30. 156. 200. 216. 266. 488; ſ. auch Fürſtenſtaat.
— abſoluter, ſ. Abſolutismus.
— aufgeklärter, ſ. Aufgeklärter Staat.
— brandenburgiſch-preußiſcher II 311. 441 f.
— chriſtlicher II 215. 247.
— Einfluß auf das Bildungsweſen II 246. 253.
— — auf die Wiſſenſchaftspflege II 316.
— Fürſorge, ſ. Untertanen, Wirtſchaftliche Fürſorge.
— mangelndes Intereſſe am II 437. 493.
— naturrechtliche Auffaſſung II 352. 442.
— Regierung II 493.
— neuer II 130 f. 215. 218. 257. 270 f. 273. 304. 306. 310. 320 ff.
— — Unvolkstümlichkeit II 322.
— und deutſche Bildung II 437.
Staatsbürgertum, allgemeines II 484.
Staatsdienſt II 437.
Staatsform, deutſche II 493.
Staatsgedanke II 321.
Staatsgeſinnung, preußiſche II 437. 442.
Staatslehre II 471.
Staatsomnipotenz II 432.
Staats- und Rechtsgeſchichte II 428.
Staatsverwaltung, ſ. Verwaltung.
Stadt, Städte 7. 11. 25 ff. 64. 74. 137 f. 147. **149 ff.** 167 ff. 174. 184. 196. 210. 266 f. **278 ff.** 281 ff. 289. **290 ff.** 322. 372. 374 ff. 379. 396. **399 ff.**; II 2 ff. 23 ff. **28 ff.** 108. 113. 118 ff. 123 f. 128 f. 132. 146. 160. 166. 199. 214. 247. 255. 258. 263 f. 266 ff. 272 f. 275. 303. 314. 448. 450 ff. 459. 468. 477.
— als Kulturzentrum II 484.

Stadt, Städte, äußerer Glanz II 264.
— Niedergang II 264f.
— politiſche Bedeutung 400; II 30f.
— Schönheit II 296.
— Übergewicht über das Land II 485.
— und Fürſten 400f.; II 30f. 130ff. 272.
— und Kirche, ſ. Kirche und Bürgertum.
— und Land 156f.; II 4f. 121; ſ. auch Gegenſatz.
— Verſchuldung, ſ. Verſchuldung.
— wirtſchaftlicher Abſchluß, ſ. Abſchluß.
— Zug in die 391. 400; II 483.
— Zuwanderung in die 158. 410; II 31. 33. 49.
Stadtarzt II 111f.
Stadtbild II 3. 23f. 30. 32. 264. 497.
Städte im Dreißigjährigen Krieg II 298f.
— im Oſten, Bedeutung 390.
Städtebünde 378. 400f.; II 69.
Städteordnung II 459.
Städteprivilegien II 68.
Städteproſpekte II 3.
Städter und Bauer, ſ. Bauer.
Stadterweiterung II 24. 33.
Stadtgebiet II 33.
Stadtgemeinde 159. 291.
Stadtgericht 156.
Stadtgründungen 25f. 157. 291. 293. 389f.; II 1.
Stadtherren 157f. 169. 173. 279; II 45f. 128.
— Emanzipation von den 291f. 400.
Städtiſche Bedürfniſſe 396.
— Eigenart 414. 421; II 49.
— Kultur 317; II 28ff. 219. 484.
— Unruhen II 151ff.
Stadtluft macht frei 154.
Stadtpfeifer 413.
Stadtplan, regelmäßiger 25f. 150. 389.
Stadtrecht 150f. 155f. 160. 173. 177. 293. 382f. 390; II 30.
Stadtſchreiber II 78. 170. 172.
Stadtumfang 293; II 468.
Stadtverfaſſung 158ff.
Stadtverwaltung, ſ. Verwaltung.
Stadtwage II 46. 70. 75.
Stadtwirtſchaft II 130. 218. 272. 319. 447; ſ. auch Wirtſchaftspolitik der Städte.
staete 346.
Staffettenlinien II 273f.
Stahl II 477.
Stahlhof in London 288. 402; II 258.
Stall 20. 141.
Stallfütterung 143; II 12. 16. 25.
Stammbücher II 296. 338.
Stämme 71f. 84ff. 97. 117f.
Stammesart 4. 19. 21. 41. 85. 118f. 145. 293f.; II 60. 122. 469.
Stammesgefühl 95. 112.
Stammesgegenſätze 37. 41. 97. 100. 130.
Stammesmundart 98.
Stammesrecht 177. 198.
Stammesunterſchiede 125. 181. 266.
Ständchen II 82. 371.
Stände 376f.; II 128f. 149. 280. 321. 438f. 444.
— Bekämpfung ihrer Rechte II 442.
— Emanzipation 309.
— Mitſprechen II 272.
Ständerhaus 20.
Standesbegriffe 317.
Standesbildung 53. 266ff. 270. 279. 293.
Standesgruppen 293.
Ständiſche Verfaſſung, ſ. Verfaſſung.
Ständiſches Sonderleben 293.
Stapel II 46.
Stapelrecht II 69. 273. 448.
Stapelzwang II 71.
Stärke 42.
Staufer, ſ. Hohenſtaufen.
Stearin II 479.
Stefan, Meiſter II 57.
Steiermark II 299.
Steifheit II 290.
Steigbügel 142.
Stein II 460.
— der Weiſen II 202f.
Steinbau 18. 20. 23. 67f. 74f. 145f. 148f. 200. 215. 217. 296. 344; II 36f. 40. 45.
Steinhaus 292; II 37. 40.
Steinhöwel II 111. 186. 191.
Steinmauer 23. 26; II 32.
Steinmetzen II 57. 63f. 181.
Steinwaffen 56.
Steinweg II 34.
Stellmacher 164.
Stelzſchuh II 455.
Steppe (erſtes Siedelungsland) 2f.
Sterne, Lawrence II 399f.
Steuerbewilligungsrecht II 272.
Steuerdruck II 154. 302. 441. 452.
— päpſtlicher II 207.
Steuerform II 444.
Steuern 76. 292. 392. 407; II 74f. 119f. 129f. 142. 152. 270. 280. 321f. 324. 332. 457.
Steuerprivilegien II 441.
Steuerſyſtem 266.
Stickerei 182. 222. 299. 302; II 367.
Stickkunſt 161. 348.
Stiefel 182; II 179. 291. 303. 455.
Stift 267. 269.
Stiftsgeiſtliche 249. 251. 255.
Stiftskirchen II 314.
Stiftsſchulen 227ff. 257; II 162. 167.
Stiftungen II 115. 117f.
Stil in der Kunſt, Fehlen II 497.
— — Streben nach einem neuen II 491.
— literariſcher II 385f. 392f.; ſ. auch Briefſtil.
Stilleben II 468f.
Stilpflege II 179. 184f. 191. 196. 221. 247.
Stilübungen 233.
Stimmung 372; II 393f. 397. 400. 462.
Stock II 322.
Stöckel der Schuhe II 372.
Stockherrſchaft über die Frau 331. 348f. 398; II 86.
Stockwerke II 37.
Stoffe 315. 340f.
— koſtbare 182.
Stolberg, Grafen II 419f.
— Graf Friedrich Leopold II 411.
Störarbeit 167; II 262. 477.
Stoß, Veit II 65.
Strafen 89. 111. 177; II 124; ſ. auch Bußen.
— Milderung II 444.
Strafjuſtiz, Verſchärfung II 241.
Strafrecht 84; II 149.
Strafſchriften II 225f.
Strandraub 405.
Strandrecht II 69. 71.
Straßburg 151ff. 159. 171f. 370. 382. 384. 407. 426f.; II 33ff. 37f. 46ff. 103. 106. 116. 126. 158. 225. 244. 248. 254. 263. 265. 274. 276. 294. 299.
Straßen 7. 25ff. 68. 93. 150. 174. 410f.; II 20f. 69. 320. 327. 447. 450. 468. 478; ſ. auch Chauſſeen, Kunſtſtraßen, Landſtraßen.
— der Städte II 34f. 48f.
Straßenbahn II 485. 489.
Straßenbeleuchtung II 35.
Straßenbild II 3f. 41.
Straßennamen II 35.
Straßenreinigung II 35. 114.
Strauß II 475.
Strebertum II 492. 495.
Streitaxt 322.
Streitſucht II 233f. 250. 305. 349.
Streubeſitz 102. 269; II 266.
Strohdach II 37. 39.
Strohhut 56. 82. 88. 182; II 367.
Strümpfe II 367. 455.
Stube, gute II 366. 454.
Stubenvögel II 43f.
Studenten II 167ff. 227. 248f. 256. 296. 338. 349f. 356. 373. 390. 403. 440. 466f.
Studienverfall 257f. 305. 355; II 247f. 251.

studium generale 354. 357.
Stuhl 58. 75. 180f. 344; II 43. 454.
Stulpenhandſchuh II 304.
Sturm, Johannes II 254.
Sturmfluten 1. 13f. 33.
Sturm und Drang II 401. 412. 415ff. 419. 422. 461ff.
Stuttgart II 373.
Subjektivismus II 418f. 436. 461ff. 472f. 488f. 497.
Subſidiengelder II 441.
Süddeutſche 311; II 68. 309.
Süddeutſchland 97. 119. 289. 298. 318. 382. 404; II 31. 43. 45. 47. 66. 71. 82. 153. 261. 287. 314. 375. 431ff. 439. 444. 465f.
— führende Rolle II 308. 473f.
— Rückſtändigkeit II 431ff.
— Verbindung mit Italien II 66. 180. 222. 236. 259f. 264. 289. 299.
Südfrankreich 260. 419. 424. 427; II 259.
Südfranzoſen 381.
Südfrüchte 403.
Süditalien II 198.
Südoſten, deutſcher 385.
Südweſtdeutſchland II 156. 333. 439. 451f.
Sueven 36. 38. 40. 42. 56.
Sumpf 2. 4. 11f. 14. 28f. 388; II 25.
Sundzoll II 258.
Suppe II 88.
Surrogate II 491.
Suſo 425.
Symbolik, ſ. Naturſymbolik.
Symmetrie, Abneigung gegen II 368.
Syphilis II 107. 109. 111.
Syriſche Geiſtliche 132.
— Kaufleute 132.
Syrlin, Jürgen der Ältere II 57. 65.

Tabak II 2f. 17. 329. 365f.
Tabakbau II 319. 365. 449.
Tabakrauchen II 365f.
Tabakskollegium II 373.
Taboriten II 208.
Tacitus 10. 32. 34. 37f. 40. 43ff. 53ff. 58. 243; II 192f. 220.
Tafelluxus 177f.
Tafelmalerei II 58ff.
Tagebuch II 379. 401. 418.
Tagelied 333.
Tagelöhner II 154.
Tagespoeſie der Spielleute 197.
Taille 334. 342; II 371f. 455.
Talander II 356. 363.
Talg II 44.
Tanz 48. 196. 315. 337f. 351. 398f.; II 45. 93. 101. 104f. 169. 206. 220. 232. 269. 279. 327. 368. 453.
Tanzhaus II 46. 104.
Tanzlieder 83. 399; II 104. 232.
Tanzwut 423. 427.
Tapeten II 366f. 454.
Tapferkeit 41. 186. 347. 350.
Taſchentuch II 206.
Taſchenuhr II 353.
Tatendurſt II 417.
Tatkraft II 473.
— Mangel an II 437.
Tatſachenſinn II 355.
Taufe II 87. 452.
Täuferiſche Elemente II 263.
— Richtung II 217.
Tauler, Johannes 425.
Tauſchhandel 34. 60. 168. 175. 397.
Taverne II 93. 105.
Taxis II 274f.
Technik 300; II 22. 310. 476. 480. 488ff. 497.
— landwirtſchaftliche II 478.
Techniſcher Geiſt II 490f. 495.
Tee II 364ff.
— äſthetiſcher II 472.
Teerfarben II 479.
Tegernſee 165. 205. 226. 229.
Teich 16. 22. 143. 215.
Teilbau 106.
Telegraph II 21. 427. 480.
Telephon II 480.
Teller II 336.
Tempel 47. 126.
Tempo, raſches, der modernen Entwickelung II 476. 482.
Tenne 39.
Teppich 135. 179ff. 222. 299. 344; II 454.
Teppichweberei 302.
Terenz 226. 243; II 255.
Territorialherren, ſ. Fürſten.
Territorialherrſchaft 109.
Teuerung 167; II 264. 300. 452.
Teufel 115. 193. 197; II 126. 225. 234.
Teufelsaustreibung 192f.
Teufelsbanner II 240. 401.
Teufelsglaube 423f.; II 199. 238ff. 242.
Teufelslehre II 199.
Teufelsliteratur II 239.
Teutonen 33.
Teutſchtum II 466.
Textilgewerbe II 263.
Textilinduſtrie II 447. 477.
Textilwaren II 319.
Thaer II 14. 449. 478.
Theater II 314. 388. 390. 404. 436. 457.
Theaterleidenſchaft II 471.
Theaterſpielerei II 453. 471.
Theodorich 72. 83. 87.
Theokratie 92.
Theologen II 456.
— als Hauptträger der Aufklärung II 411.
Theologie 62. 231. 247. 355. 358ff. 421; II 166f. 170. 179. 199. 348f. 352. 408. 422.
— die oberſte Wiſſenſchaft 362.
— Vorherrſchaft II 205. 234ff. 249. 310.
— Zurückdrängung II 361. 380. 427.
Theologiſcher Geiſt 111; II 224. 241. 244f. 272. 428.
— — Rückgang II 305.
Theophano 132f. 135. 225. 243.
Theoſophie II 377. 401.
Thomas von Aquino 358ff. 375. 406; II 170. 202.
Thomaſin von Zirklaria II 147.
Thomaſius II 323. 335. 337. 349. **360ff.** 371. 376. 379ff. 385f. 388. 411. 450.
Thomſon II 394. 398.
Thron 91.
Thüringen 87; II 2f. 5. 17. 26. 43. 103. 308. 420.
Thüringer 12. 71. 73. 84ff. 89.
Tieck II 462ff. 472.
Tiere 6. 29. 43. 46; II 26f.
Tierfabel 192.
Tierfiguren 82. 220. 223.
Tiergarten II 313.
Tierhetzen II 279. 313.
Tierköpfe 58.
Tierkunde 236. 365f.
Tierwelt, inneres Verhältnis des Menſchen zur 190f. 321.
Tinte 240.
Tirol 354; II 44. 73.
Tiſch 58. 180f. 344. 397; II 43.
Tiſchbein, Johann Heinrich II 426.
Tiſchſitten 178. 315. 343; II 88. 336.
Tiſchtuch 179. 343; II 43.
Tiſchzucht 338; II 99. 163.
Titel II 341.
Titelſucht II 340f. 495.
Tjoſt 325f. 328f.
Tod 60. 259.
Todesſtrafe 42. 51. 79. 209; II 124. 233; ſ. auch Verbrennungstod.
Toilettengegenſtände 342.
Toleranz 298. 320; II 217. 305. 310. 321. 355. 358f. 361. 363. 407. 409. 421. 445.
Tongefäße 59.
Töpfe 49.
Töpfer 280.
Töpferei 60. 76. 163f.; ſ. auch Keramik.
Tor 25f. 325; II 33. 446. 497.
Torf II 10.
Torte 178.
Torwächter II 468.
Totenbräuche 259.
Totenbrett 260.
Totenklage 48. 83.

Tracht 55. 75. 81. 88. 91. 133. 181. 197. 205. 315. 342f.; II 30. 59. 95ff. 169. 253. 303f. 314. 331. 337. 345. 367. 397. 435. 455f. 485. 496; ſ. auch Frauentracht, Kleidung.
— demokratiſche II 456.
— griechiſche II 455.
— ſpaniſche II 290ff.
Trachtenbücher II 30. 196.
Tradition, Bann der 357. 367.
— künſtleriſche II 469f. 491.
Traditionen an die Kirche 96. 101ff. 106. 211.
Traditionsbücher 240.
Trägheit 43.
Träne 249; II 379. 472.
Tränenſucht 187f. 295; II 397. 401. 416.
Transportſchwierigkeiten II 71.
Trauer 183.
Trauercarmina II 343. 387.
Traumleben 193.
Trauung II 84. 230.
Trenchieren II 327.
Treppe 147; II 39. 366.
Treſſen II 367.
Treue 44f. 53. 109. 194. 296. 346.
Treuloſigkeit 45. 377; II 127.
Tribut 175. 289. 295. 386.
Trier 8. 28. 64f. 74. 87. 152; II 92. 167. 175. 242. 244f. 260. 373. 432.
Trinkfreude 42f. 195; II 129. 337. 373; ſ. auch Trunkſucht.
Trinkgefäße 343; II 43.
Trinkliteratur II 226.
Trinkpoeſie 349. 415; II 93.
Trinkſtube 406; II 93. 99.
Tritheim II 173. 187.
Trivium 231ff.
Troß 324.
Troubadour 313. 316. 333. 337.
Troubadourdichtung 298.
Truchſeß 269.
Truhe 397; II 42f. 287. 368.
Trunkſucht 92. 179. 209. 349. 352f.; II 92f. 224. 226ff. 231f. 253. 269. 293. 297. 305. 349. 377.
Tübingen II 188. 325. 467. 475.
Tuch 88. 284. 287f. 403; II 56. 69. 95. 140. 319.
Tuchgewerbe 285.
Tuchhalle II 46.
Tuchhandel 162. 169. 172. 285; II 67. 70. 257f.
Tuchhändler, ſ. Gewandſchneider.
Tuchinduſtrie II 300.
Tuchſtoffe (als Gewinn) II 103f.
Tüchtigkeit II 231. 346.
Tugend II 380. 382. 391. 401. 408.
Tulpe II 8.
Turm 23ff. 75. 148. 152. 218. 325. 369. 371f.; II 3. 33. 45.
Turmwächter II 468.
Turnier 311. 315. 322. 325ff. 340. 351ff. 405; II 57. 101. 123. 129. 132. 136f. 164. 205. 268. 279.
Turnierfahrt 345.
Tutilo 136. 221f. 246f.

Überhänge bei Häuſern II 4. 35ff.
Übernamen II 41.
Überſchwemmung 14f. 99. 386. 426.
Überſchwenglichkeit II 379. 393. 397. 401. 404f. 417.
Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen II 294.
— aus dem Lateiniſchen II 186. 191.
Übertragung des Grundbeſitzes 76.
Übertünchung II 454.
Übervölkerung 33. 137.
Überzeugung, perſönliche II 216. 346.
Überzeugungstreue II 250. 495.
Uhland II 465. 470. 473.
Uhr II 43. 54. 78. 367f.
Ulfilas 66. 72. 78.
Ulm 172. 400. 407; II 33. 35. 46f. 49. 65ff. 91. 105f. 108. 110. 113. 115. 151. 172. 185f. 206. 233. 299. 448.
— Münſter II 46. 65.
Ulrich von Lichtenſtein 318. 327f. 350. 352f. 414f.
Umwälzung, wirtſchaftliche II 476. 478ff.
Unbändigkeit 86. 88. 91. 186f. 207ff. 295f. 377. 402; II 137. 223.
Unbehaglichkeit des Wohnens, ſ. Wohnung.
Unehrlichkeit II 52. 108.
Unfeinheit 349f. 352f.; ſ. auch Grobes Weſen.
Unflätigkeit II 140; ſ. auch Grobianismus.
Unfreie 43. 53. 123. 206. 210f. 269. 275f.
Unfreiheit 267. 270ff.
— moderne II 487. 496.
Ungarn 4. 119. 121. 148. 151f. 176. 224. 295; II 299.
Ungarneinfälle 99ff. 120. 137.
Ungebundenheit 332; II 194.
Ungeld II 75. 91. 119f.
Ungeſunder Geiſt II 436. 470f.
Unglaube II 410. 412.
Ungleichheit, ſoziale, Ausbildung 73. 81.
— des Beſitzes, Ausbildung 76.
Unhöflichkeit 353; II 492.
Uniform II 320. 439.
Unionsideen II 305. 310. 358f. 411.
Univerſalismus 91. 303; II 429f.
Univerſaliſtiſche Tendenzen der Kirche 110.
Univerſalität II 495.
Univerſalmonarchie 91. 97. 374; II 131.
Univerſitäten 298. 360f. 415; II 50. 111. 145. **166ff.** 172. 177. 205. 208f. 213. 232. 234f. 247. **248f.** 253f. 273. 306. 308. 316. 326. 349. 360f. 373. 381. 390. 423. 456f. 469. 490.
— italieniſche II 183. 188. 248. 286.
— und Humanismus II 188ff.
Unkirchlicher Geiſt II 225. 363. 464. 490.
Unkonſtitutionelles Denken II 493.
Unkörperlichkeit II 470ff.
Unkritiſcher Sinn 367.
Unmäßigkeit 80. 209; ſ. auch Gefräßigkeit, Trunkſucht.
Unnatur II 19. 341. 343. 347. 384. 397. 401.
Unperſönliche Art der Geſellſchaftskultur II 311.
Unrat II 35; ſ. auch Schmutz.
Unregelmäßigkeit der Wohnweiſe 26.
Unreinlichkeit II 228. 397.
— der Wohnräume 181. 344; II 44. 106. 296. 368.
Unſelbſtändigkeit, geiſtige II 255.
Unſicherheit, allgemeine 100. 106.
— der Straßen II 123. 447. 450f.
— des Daſeins 281. 379; II 493.
Unſittlichkeit II 107ff. 350; ſ. auch Sittenloſigkeit, Zotigkeit.
— Einſchränkung II 232f.
Untergermanien 63. 65.
Unterhaltung 179.
— des niederen Volkes 413.
— geſellſchaftliche 333f.; II 453.
Unterhaltungsliteratur II 165. 230. 232. 251. 256. 387.
Unternehmertum II 481f. 484.
Unternehmungsgeiſt des Kaufmanns II 71.
Unterricht II 162.
Unterrichtsbücher 362. 366. 368.
Unterſchiede, landſchaftliche, in kultureller Beziehung 6. 372; II 36. 40. 245.
Unterſtrömungen älterer Kultur II 495.
Untertanen, Fürſorge für die II 442. 444. 446.
Untreue II 153.
Unvolkstümlicher Geiſt 198; II 192. 222f. 225f. 434.
Üppigkeit 133. 179f. 299. 393f.; II 84f. 87. 92.
Ur 6. 29. 40.
Urheimat der Germanen 31.
Urkunden, deutſche 381ff.
Urkundenweſen 77. 101. 127. 204. 233. 239f.
Urnen 61.
Urſprünglichkeit II 352. 398. 413. 415f. 422.

Urwald 2ff. 28.
Utilitarismus, ſ. Nützlichkeitsſtandpunkt.

Vaganten 308. 412. 415ff.
Vaſallen 107ff.
— freie 270f.
Väterliche Gewalt 83. 398.
Venedig 134. 171. 264. 287f. 297. 403; II 48. 68. 70. 90. 180f. 259. 274f. 299; ſ. auch Fondaco.
Verbildung II 342. 377.
Verbrechen II 124.
Verbrechertum II 451.
Verbrennungstod II 198. 241.
Verdüſterung, gemütliche, ſ. Gemütsleben.
Verfaſſung 150; II 28. 438.
— moderne II 466. 473. 484. 493.
— ſtädtiſche 407f.; ſ. auch Ratsverfaſſung.
— ſtändiſche II 129.
Verfaſſungsſtaat II 475.
Verfeinerung der Lebenshaltung 82. 280. 296. 299. 340ff.; II 140. 269. 363ff.
— geſellſchaftliche 300. 334f. 350; II 283ff. 305. 312. 337.
Verfemung 413.
Verfolgungsſucht II 233f. 250f.
Vergil 224. 232f. 238. 243. 246. 257f.; II 178. 355.
Vergnügungsſucht II 452.
Verkaufsſtätten 157. 283ff.; II 37. 45. 48.
Verkehr 150. 155f. 160. 174. 290. 411; II 22f. 30. 477.
— kulturelle Wirkung II 481.
Verkehrsformen, geſellſchaftliche, ſ. Benehmen, Geſellſchaftliche Formen.
— — alte II 446.
— — ſteife II 434.
Verkehrskataſtrophen II 488f.
Verkehrsmittel II 483. 496.
— Umwälzung II 480.
Verkehrsorganiſation II 480.
Verkehrsverhältniſſe 168. 209. 266. 287; II 450. 478ff. 483.
Verkoppelung II 14f. 478. 497.
Verlegertum II 264. 272.
Verlobung 49. 184; II 84. 230.
Vernunft 357f. 360; II 310. 351f. 354. 360. 379ff. 389. 424. 427f. 444. 461. 466. 474. 488.
— und Glaube 357f. 360f.
— — — Verſöhnung von II 360. 381. 408. 411.
Vernunftreligion II 410f. 434. 464.
Verödung der Landſchaft II 15.
Verſammlungen der Großen 128.
Verſchiebung der internationalen Handelsverhältniſſe II 260.
— des kulturellen Schwerpunktes 118f.; II 307ff.
Verſchuldung 409f.; II 98. 128. 302. 324.
— der Bauern II 144. 150. 267. 302f.
— der Fürſten II 265. 279f.
— der Städte II 150. 265. 299. 302.
— des Adels II 98. 135. 151. 265. 270. 302. 324. 330.
Verſchwendung 350; II 315. 321. 331. 443. 452.
Verſemachen 233; II 347. 357. 387. 402.
Verſicherungsweſen II 358.
Verſorgung von Frauen im Kloſter II 115. 117.
Verſtand 307. 356; II 221. 234. 249. 379f. 407. 422. 461. 475; ſ. auch Rationaliſtiſcher Geiſt.
Verſtandesherrſchaft II 385. 391. 404.
— Reaktion gegen die II 413.
Verſtandesmäßiges Element 373. 424.
Verſtoßung der Frau II 86.
Verwaltung 95f. 100. 106ff. 124ff. 157. 202. 309; II 28. 73f. 128ff. 146. 166. 270f. 284. 321. 442. 444. 451. 457.
— planmäßige II 446.
— preußiſche II 407.
— ſtädtiſche 283. 291f.; II 28. 73ff. 118f. 166. 334.
Verwaltungsaufgaben 272.
Verwaltungstechnik II 271.
Verweltlichung, ſ. Geiſtliche, Kirche, auch Säkulariſierung.
Verwilderung 262; II 223ff. 291. 305.
Vieh 9. 28. 60. 69.
Viehhandel 167.
Viehzucht 3. 5. 8. 12. 19. 30. 32. 37f. 54. 59. 73. 80. 86. 109f. 138. 141f. 159. 272. 274. 345. 394. 396; II 25. 49. 302. 450.
Vieleſſen 179.
Vielräumigkeit 146.
Vielſeitigkeit der Handwerker II 54.
— der Künſtler II 64.
Viktualienhändler 285.
Villen, römiſche 7. 64. 66.
Villenverfaſſung 102.
Viſcher, Peter II 54. 57f. 65. 287.
Viſionarismus 425; II 401.
Viſionen 193. 256.
Vögel II 27. 122.
— zahme 348.
Vogelherd II 101.
Vogelkäfig II 43f.
Vogelſchießen II 103.
Vogt 104. 128. 144. 267. 272. 291. 390f.
Vogtbede II 143.
Vogtei 268.
Volk 50ff. 83f. 105. 107.
Volk, als Kunſtobjekt II 219f.
— größere Berückſichtigung II 459.
— Intereſſe für das II 380. 450.
— in Waffen II 460.
— niederes 296; II 121. 165. 200f. 363. 392. 434f. 484. 490f.; ſ. auch Niedere Schichten.
— — durch die Hexenverfolgung geplagt II 200. 245.
— politiſche Forderungen II 466.
— ſouveränes 50ff.
Völkerwanderung 11f. 28f. 63. 71ff. 83. 121. 123.
Völkerwanderungsſtil 82.
Volksbildung 238f.; II 175f. 409. 498.
Volksbildungsbeſtrebungen II 490; ſ. auch Populariſierung.
Volksbücher II 122. 126. 176. 374.
Volkscharakter 41; II 460.
Volkserzieheriſche Beſtrebungen II 390. 411f.
Volkserziehung, religiöſe II 166. 172. 175. 185.
Volksgeiſt 50.
Volksglaube 114ff. 192f. 423f.; II 198ff. 245.
Volkskraft 385. 389.
Volkskultur II 498.
Volkskundliche Verſuche II 220.
Volksleben 131; II 29. 78ff.
— kräftiges 376ff.; II 121ff. 219.
Volkslied 413; II **122.** 125. 165. 223. 232. 246. 305. 374. 404. 413. 415f. 465.
Volksmedizin II 111. 113.
Volksmiſchung 118.
Volksname 98. 118.
Volkspoeſie II 352. 386. 398.
Volksprediger 422f.; II 122. 211.
Volksrechte 36. 177.
Volksſänger 413.
Volksſchlag 74. 80. 117f. 186. 380; II 220. [425f. 434.
Volksſchule II 175. 255. 306. 317.
Volksſitte II 333. 435.
Volksſprache 98. 230. 381ff.
Volkstum 97. 117f.; II 160. 165. 220ff. 337. 413. 415. 429. 436. 460. 464. 485. 490. 493.
— Hervortreten 376ff.
— und Kultur 381.
Volkstümliche Art II 214. 222f.
— — Bedrängung II 245f.
— — Bewahrung II 373f.
— — Verzerrung II 228f. 290.
— — Zurückdrängung II 150. 266. 306.
— Epoche des Mittelalters 380ff.
Volkstümlicher Geiſt 91f. 111f. 186. 266. 294. 352. 371f. 379. **380ff.** 384f. 413f. 425; II 63. **121ff.** 125. 163. 165. 191. 219. 250. 279. 434.
— Zug im Klerus 207.

Volkstümliche, Abneigung gegen das II 386f. 389f.; ſ. auch Unvolkstümlicher Geiſt.
— Gegenſatz zum II 337.
— Richtung auf das II 464. 470.
Volkstümlichkeit der Kunſt II 57f.
— der mittelalterlichen Kirche 420; II 245.
Volksverſammlung 50ff. 84.
Volkszahl 39; II 1. 33f.
Völlerei 414; II 278. 296f. 328.
— Zurückdrängung II 364.
Voltaire II 374. 388f. 407. 409. 413ff. 428f. 431f.
Vorburg 325.
Vorhänge II 454.
Vorleſungen in deutſcher Sprache II 252.
Vornamen 352; II 190. 402.
— fromme II 236.
Vornehmheit, Ideal der, ſ. Ariſtokratiſcher Geiſt.
Vorſtadt II 24. 33.
Vorurteilsfreiheit II 463.
Voß II 421. 434. 436. 456.

Wachs 143. 170. 180. 285. 396. 402; II 198.
Wachstafel 240.
Wachszinſigkeit 275.
Wachtturm 63. 148.
Waffen 3. 32. 35f. 39. 41. 56. 59. 72. 75. 80. 82. 162ff. 287. 315. 320ff.; II 133.
Waffenberuf 317.
Waffendienſt 350.
Waffenrock 321.
Waffenſchmiede 86; II 55. 57.
Waffentragen 274; II 297. 367.
— der Bauern 394. 399.
Waffenübungen 41. 295. 325ff. 329.
Wage, ſ. Stadtwage.
Wagen 38. 59. 141. 411; II 327.
Wagenburg II 134f.
Wagner, Richard II 491. 496f.
Wahlrecht II 485f.
Wahrheitsſinn 246.
Wahrſagerei 423.
Wahrzeichen 155.
Waid 5. 16. 139. 284; II 3.
Walahfried Strabo 229. 246.
Walchenorte 86.
Wald 1. **2ff.** 9. 11f. 15. 31. **32f.** 39. 43. 58. 86. 121. 143. 190. 337. 388; II 1. **11ff.** 18. 25f. 33. 302. 396. 462. 497.
— Liebe zum 32.
Waldarme Striche 2f. 5f. 9. 31ff. 37. 39.
Waldbäume 2. 4; II 2.
Waldbrennen 3; ſ. auch Brennkultur.
Wälder, heilige 32. 47.
Waldformen II 12f.
Waldland 103.
Waldnutzung 3. 14. 32. 104. 109. 395; II 2. 11f.
Waldreichtum 4. 14. 120.
Waldſchutz 12. 15. 105. 395; II 2. 11f. 156.
Waldwirtſchaft 143. 395; II 2. 12f.
Wall 63. 147f. 152. 324; II 24. 32.
Wallfahrt II 116. 195f.
Wallfahrtsverkehr 411.
Walter von der Vogelweide 310f. 314. 316. 318ff. 333. 335ff. 346. 350. 352f. 377; II 192.
Waltharilied 123. 247.
Walzer II 453.
Wams 55; II 291. 304.
Wand 146f.
Wandbild II 42.
Wanderluſt 410; II 166. 180f. 195.
Wandern II 51. 53. 167.
Wanderung 71. 73. 80. 387; ſ. auch Abwanderung.
— von Bauleuten 371.
Wanderzüge 3; ſ. auch Völkerwanderung.
Wandmalerei 200. 220. 344. 370; II 42. 45.
Wandſpiegel II 454.
Wandtäfelung II 42. 366.
Wandteppich II 42.
Wappen 320ff. 341. 343f. 346. 354; II 40f. 47. 81. 93. 137. 324.
Waren II 181.
— orientaliſche 168ff. 173. 284. 287. 403.
Warenſchau II 70. 76.
Warfen 20.
Waſcheinrichtung II 44.
Waſchen 178; II 106.
Waſſer in der Landſchaft 11. 29; II 10f.
Waſſerbau 216.
Waſſerburg 324.
Waſſerkünſte II 345. 395.
Waſſermühle 75. 214.
Waſſerreichtum 2. 28.
Waſſerſpeier II 4. 39.
Waſſerſtraßen 28. 93. 174; II 447.
Waſſerverſorgung II 114.
Webeprodukte 139.
Weber 161f. 280. 285. 407; II 181. 485.
— Karl Maria von II 470.
Weberei 59f. 161. 222; II 120. 448.
Webſtuhl 59.
Wechſler 158. 168f. 290; II 72.
Wege 11.
Wehrgeſetz II 466.
Wehrhaftigkeit II 219; ſ. auch Waffentragen.
— der Bürger II 299.
— — — Schwinden II 334.
Wehrpflicht II 439. 466. 483.
Wehrverfaſſung 283.
Weibertyrannei II 230.
Weibiſcher Charakter, ſ. Femininer Charakter.
Weide 5. 7. 9. 11f. 14ff. 32. 37. 81. 143. 394; II 25.
— im Wald II 2. 12. 142.
Weiderecht II 450.
Weigel, Valentin II 377f.
Weiher II 11.
Weihnacht 114; II 123.
Weiler 12.
Weimar II 421. 423. 435. 453. 468.
Wein 7f. 54. 64. 169f. 179. 215. 284. 288. 296. 315. 343. 397. 403; II 45. 67. 90f. 224. 285. 366.
Weinbau 16. 67. 75. 93. 109. 139f. 159. 215. 394ff.; II 9. 17. 49. 90.
Weinberg 80.
Weinen, ſ. Tränenſucht.
Weinfälſcherei II 91.
Weinhandel 36. 67. 140. 167. 396; II 90f. 120. 300.
Weinkauf II 91.
Weinsberg, Hermann II 220. 227. 238. 243. 266.
Weiſe, Chriſtian II 276. 324f. 337. 339. 341f. 347. 356f. 374. 376. 387. 389.
Weisſagung 47. 87; II 238.
Weistümer 177. 198. 277. 293. 383. 394; II 30.
Weizen 5. 7. 15. 109. 139; II 2. 16.
Weizenbau 396.
Welſchenhaß, ſ. Nationaler Gegenſatz.
Welſer II 259. 261. 274.
Weltanſchauung 265; II 202. 213. 217. 237. 253. 353. 359. 458.
— moderne II 486.
— unabhängige II 359.
Weltbeherrſchung der Kirche 417f.
Weltbild, mittelalterliches 364f.
Weltfeindlichkeit der Kirche 247ff. 258.
— der Pietiſten II 379.
Weltfreude 304; II 118.
Weltgeiſtliche 249. 265.
Welthandel 303; II 66f. 260f. 477.
Weltkarten 236. 364f.
Weltklugheit II 304. 312. 328. 339f. 355f. 401.
Weltkultur II 487.
Weltliche Intereſſen 290. 296. 306. 382.
Weltlichkeit 265. 307f. 319. 415; II 178. 195. 363. 408. 424; ſ. auch Weltfreude.
Weltmann II 328. 335.
Weltmänniſcher Zug II 355. 363. 405.
Weltſchmerz II 197. 472.
Weltſprache II 487.
Weltuntergangsfurcht 250. 426.

Weltverneinung, ſ. Asketiſcher Geiſt.
Werbung II 320. 439f.
Wergeld 79. 84.
Werke, gute II 213f. 225.
Werkſtatt II 39.
Werkzeuge 39.
Wernigke II 347.
Weſtdeutſchland 318. 404; II 33. 40. 73. 82. 308f. 449. 478.
— kulturelles Übergewicht 381.
Weſte II 304. 345. 456.
Weſteuropa II 235. 296. 318.
Weſtfalen 387; II 56. 59. 141. 186. 212. 220. 288. 333. 435.
Weſtfranken 94. 100ff. 104. 110. 118. 130. 136. 139. 142. 150; ſ. auch Oſtfranken, kultureller Gegenſatz.
Weſtgermanen 8f. 37. 62.
Wetterprophezeiung II 202.
Wettgeſänge 48.
Weyer, Johann II 243.
Wiclif II 207f. 213.
Widerlage 184; II 84.
Wiederverheiratung, baldige II 84.
Wiege 185.
Wieland II 398ff. 405. 414. 416f. 419ff. 438. 456f.
Wien 172. 311; II 47. 106. 108. 114. 161. 167. 185. 188f. 233. 308. 314. 335. 340. 364. 374. 404. 431. 435. 452ff.
Wieſe 7. 15f. 80. 394.
Wieſenkultur 75. 94. 109. 143; II 16.
Wild 3. 5f.; II 277.
Wildbad II 106.
Wildbret 40. 54. 178. 329; II 89.
Wilderer II 278.
Wildland 1. 13. 15. 80. 104. 106. 144.
Wildſchwein II 26.
Wilhelm, Meiſter II 59.
— V. von Bayern II 281. 288f. 368.
— IV. von Heſſen II 278f. 285.
— von Hirſau 254f. 263.
— zu Lippe, Graf II 440. 466.
Willenskraft, Mangel an II 471.
Willkür II 367. 443.
Wimpheling II 141. 147. 149. 175. 186. 189. 191. 193.
Winckelmann II 391. 411. 416. 422f. 426.
Winter, Schätzung II 394.
Winterkälte 99.
Winterklage 337.
Wirklichkeit, Ignorierung der II 419. 430. 437. 458. 462. 466.
Wirklichkeitsſinn in der Kunſt, ſ. Realismus.
Wirren, innere 100. 270. 377.
Wirtſchaft, rationelle, ſ. Rationelle Wirtſchaft.
Wirtſchaften II 374. 416.
Wirtſchaftliche Bedeutung der Städte II 31.
— Fürſorge des Staates II 130. 445ff. 449f. 481.
— Intereſſen, Wertſchätzung II 492.
— Rolle der Klöſter 211ff.
— Umwälzung, ſ. Umwälzung.
Wirtſchaftlicher Aufſchwung II 473f.
— Verfall II 223. 257. 264. 297.
Wirtſchaftliches Leben 12. 75. 80f. 101ff. 109; II 446; ſ. auch Ackerbau, Gewerbe, Handel, Landwirtſchaft.
Wirtſchaftsbauten 18ff. 23. 214.
— Trennung vom Wohnbau 146.
Wirtſchaftsepoche, fürſtliche II 319.
Wirtſchaftsethik II 153.
Wirtſchaftsform, gemeinſame 196. 281f. 387.
Wirtſchaftsformen 289.
Wirtſchaftsgebiet, abgeſchloſſenes 282f.; ſ. auch Abſchluß, wirtſchaftlicher.
Wirtſchaftspolitik der Städte 157; II 30. 32. 66; ſ. auch Handelspolitik.
— fürſtliche II 130. 218. 272. 319; ſ. auch Handelspolitik.
Wirtshaus 399; II 93f. 450f.
Wisby 288. 389. 401.
Wiſent 6. 29. 40. 178; II 26.
Wiſſen, Reſpekt vor dem II 248. 256f.
Wiſſenſchaft 302f.; II 167. 169. 191. 248. 257. 316. 427ff. 470. 487f.
— deutſche II 430.
— Glaube an die Allmacht der II 490f.
— Rückgang II 234f.
— und Dichtung, Zuſammenhang zwiſchen, ſ. Dichtung.
Wiſſenſchaftliches Leben 354f. 360; II 166ff. 246ff. 296. 348ff. 427ff.
Wittenberg II 190. 212f. 232. 239. 247. 251. 255. 275. 308.
Witz II 474.
— Konrad II 60.
Witzelei II 343. 387.
Wochenmarkt 156.
Wochenſchriften, moraliſche II 373. 382ff. 386. 392. 411ff. 452.
Wochentage, Benennung 67. 114.
Wodan 46f. 65. 67. 114f.
Wohlfahrtspflege, ſtädtiſche II 76f.
Wohlgemuth, Michael II 57. 61.
Wohlgerüche 299. 343; II 368.
Wohlſtand 173. 295; II 28. 31. 194. 297. 390. 452. 488.
— Rückgang II 264.
Wohltätigkeit 210. 345; II 452.
Wohnart, nach Ständen geſondert 267.
Wohnbauten 17; ſ. auch Haus.
Wohneinrichtung, ſ. Einrichtung, häusliche.
Wohngruben 9. 58.
Wohnung 9f. 58. 72. 344ff.; II 23. 366ff. 453f. 468. 480.
— Mängel 344f.
— Unbehaglichkeit 181. 344f.
Wohnungsverhältniſſe der Großſtadt II 483. 488. 496.
Wölbung 218f.; II 37.
Wolf 6. 30. 40. 143. 152; II 26.
Wolff, Chriſtian II 330. 359f. 379ff. 385f. 389. 404. 408f. 411. 427. 431f.
Wolfram von Eſchenbach 310. 315f. 318ff. 329. 336f. 339f. 346f. 420.
Wolkenſtein, Oswald von II 29.
Wollbereitung 59.
Wolle 30. 55. 285. 287f.; II 259. 450.
Wollengewebe 341. 396.
Wollinduſtrie 88.
Wollproduktion 142.
Wollſchur 75. 161.
Wollwaren II 477.
Wollweber II 52.
Wollweberei 161f. 172; II 56.
Worms 152f. 172. 176. 218f. 279; II 81. 92. 108. 120.
Wortgepränge II 292.
Wucher 406. 408; II 29. 72. 150f. 153.
Wunderbare, das II 389.
— Sinn für das II 461f.
Wundergeſchichten II 237f.
Wunderglaube 78. 116. 367f.; II 174. 211.
Wunderhorn, Des Knaben II 465.
Wunderſucht 192f. 303. 306. 423; II 198. 237. 379. 401.
Würfel 399; II 44. 105. 328.
Würfelſpiel 196. 338.
Württemberg II 149. 155. 224. 272. 280. 295. 316. 319. 321. 323. 337. 417f. 434. 441. 473.
Würzburg II 108. 151. 244f. 367. 373. 432.
Wüſtungen II 1. 298.
Wyle, Niklas von II 176. 183ff. 191. 204.

Xanten 64.

Young II 399.

Zauberer 368; II 241f.
Zauberglaube 48. 89. 113. 115f. 193f. 423f.; II 111. 198ff. 238.
Zauberkraft der Geiſtlichen 207. 418.
Zauberlied 83.
Zaun 10. 18. 21f. 58. 147. 398.
Zehnte 95. 111. 391; II 143. 150. 157.
Zeichnen II 327.
Zeidelweſen 143. 396.

Zeitblom II 61.
Zeitideal 318. 350f.
Zeitpacht 277. 391.
Zeitrechnung 67.
Zeitſchrift II 323. 361. 390. 402. 407. 412. 438. 450. 471.
Zeitung II **275f.** 327f. 365. 437f. 471. 474. 480. 485. 487. 490.
— geſchriebene II 174. 438.
— Neue II 175. 275.
Zellenemail 82.
Zelt 299. 337. 345.
Zenſualität 267. 275.
Zenſur II 175. 474.
Zentralgewalt 123; II 131. 217.
— Schwäche 100. 107. 125. 279. 295. 309. 376f.; II 128f. 145. 258. 307.
Zentraliſiertheit 91. 95.
Zentralverwaltung II 270.
— Unmöglichkeit im Reiche 95f.
Zepter 91.
Zeremonialität II 166.
Zeremoniell II 96.
Zeremonien II 98.
— der Handwerker II 65.
Zeremoniengeiſt 354.
Zerriſſenheit II 121. 128.
— ſeeliſche II 416. 472.
Zerſplitterung, politiſche II 128.
Zeſen II 323.
Zeugdruck II 173.
Zeughaus II 46.
Zeugmacherei II 263f.
Zichorie II 17.
Ziege 54.
Ziergarten 17. 140.
Zierlichkeit II 367. 371.
— der Formen II 472.
Zierwerk, Betonung, ſ. Dekoration, Neigung zur.
Ziffern 302.
Zigeuner 412f.; II 322.
Zimmerer 60.
Zinn II 454.
Zinnen II 37. 43.
Zinngeſchirr 343.
Zins 391; II 157.
Zinsbauern 85. 102ff. **105.** 123. 142. 144. 161. 164ff. 213. 272ff. **275f.** 295. 392. 396.
— freie 275.
— geiſtliche II 142f.
— unfreie 276.
Zinsfuß II 72.
Zinsgeſchäft 169.
— der Juden 408.
Zinsgut 76. 105. 139. 264. 388. 392.
Zinslieferung 398; ſ. auch Lieferungen.
Zinsverbot II 120.
Ziſterzienſer 13. 99. 212f. 215. 229. 259. 273. 305. 371f. 386; II 117.
Zitrone 298.
Ziu 46f. 65. 67.
Ziviliſation II 489. 496.
— moderne II 487.
Zölibat 206. 249. 255f. 261. 418; II 108. 230.
Zoll, Zölle 68. 76. 108. 174f. 204. 291f. 400. 411; II 68f. 71. 75. 130. 280. 447f.
Zollfreiheit II 68. 70.
Zollplackerei II 478.
Zollverein II 474. 481.
Zoologie II 252.
Zopf II 345. 455.
Zotigkeit II 228. 232. 329. 338. 350.
Zucht 248. 317. 338. 402; II 51.
Zuchthaus II 451.
Züchtigkeit II 232.
Züchtigung der Frau, ſ. Stockherrſchaft.
Zuchtloſigkeit 296.
Zucker 299. 396; II 17.
Zugbrücke 325.
Zügelloſigkeit 43.
Zugtier 30. 141.
Zunft 164. 167. **281ff.** 285. 289. 373. 407; II **50ff.** 76. 92f. 152. 154. 218. 272. 334. 446. 477.
— Erſtarrung II 262f.
Zunftgeiſt II 69f.
Zunfthäuſer II 46.
Zunftherrſchaft II 66. 73.
Zunftkämpfe II 50.
Zunftzwang 282f.
Zürich 171; II 383.
Zuſammenlegung der Äcker, ſ. Verkoppelung.
Zuſammenſchluß von Kaufleuten 173f.
Zutrinken 43. 92. 179; II 92f. 226. 231. 364.
Zuwanderung in die Stadt, ſ. Stadt.
Zwang der äußeren Haltung, ſ. Form, Zwang der.
— der Genoſſenſchaft 398.
Zweideutigkeit II 338f.
Zweikampf 50; ſ. auch Duell.
— gerichtlicher 328f.
Zwiebel 5.
Zwieſpalt, ſeeliſcher II 197.
Zwieſpältigkeit des Volkscharakters 42f.
Zwinger 300. 325.
Zwingli II 217.
Zwiſchenhandel II 70.
— Bekämpfung II 51.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

U. 57133

~~BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU~~

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Enzyklopädische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Grosses Konversations-Lexikon, *sechste Auflage.* Mit 16 831 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 1522 Illustrationstafeln (darunter 180 Farbendrucktafeln und 343 Kartenbeilagen) sowie 160 Textbeilagen. Gebunden, in 20 Halblederbänden . . . . je	10	—
Gebunden, in 20 Liebhaber-Halblederbänden, Prachtausgabe . . . . je	12	—
Ergänzungsband und drei Jahres-Supplemente *dazu.* Mit vielen Illustrationstafeln, Karten und Plänen. Bandpreise wie beim Hauptwerk.		
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *siebente Auflage.* Mit 639 Illustrationstafeln (darunter 86 Farbendrucktafeln und 147 Karten und Pläne) sowie 127 Textbeilagen. Gebunden, in 6 Halblederbänden . . . . je	12	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens, *sechste Auflage.* Mit 1220 Abbildungen auf 80 Illustrationstafeln (darunter 7 Farbendrucktafeln), 32 Haupt- und 40 Nebenkarten, 35 selbständigen Textbeilagen und 30 statistischen Übersichten. Gebunden, in 1 Halblederband	20	—
Gebunden, in 2 Halblederbänden je 11 M. — in 2 Liebhaberbänden . . . . je	12	—

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Brehms Tierleben, *vierte Auflage.* Mit über 2000 Abbildungen im Text und auf mehr als 500 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt sowie 13 Karten. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 13 Halblederbänden . . . . je	12	—
Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe. *Dritte, neubearbeitete Auflage* von Dr. ***Walther Kahle.*** Mit etwa 500 Abbildungen im Text und 150 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. (Im Erscheinen.) Geb., in 4 Leinenbänden je	12	—
Brehms Tierbilder. Zweiter Teil: ***Die Vögel.*** 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben" von ***Wilhelm Kuhnert*** und ***Walter Heubach.*** Mit Text von Dr. ***V. Franz.*** (Der erste und der dritte Teil, enthaltend die „Kaltblüter" und die „Säugetiere", befinden sich in Vorbereitung.) In Leinenmappe	12	—
Der Mensch, von Prof. Dr. ***Joh. Ranke.*** *Dritte Auflage.* Mit 695 Abbildungen im Text, 64 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt und 7 Karten. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Fr. Ratzel.*** *Zweite Auflage.* Mit 1103 Textbildern, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck usw. Geb., in 2 Halblederbänden je	16	—
Die Pflanzenwelt, von Prof. Dr. ***Otto Warburg.*** Mit etwa 900 Abbildungen im Text und 80 Tafeln in Farbendruck und Ätzung. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	17	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** *Dritte, von Prof. Dr. A. Hansen neubearbeitete Auflage.* Mit etwa 600 Abbildungen im Text, 1 Karte und 80 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. (Im Erscheinen). Gebunden in 3 Halblederbänden . . . . je	14	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig bearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . je	16	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder	16	—
Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder .	17	—
Leitfaden der Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Karl Weule.*** Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln (mehr als 800 Einzeldarstellungen) und einer Karte der Verbreitung der Menschenrassen. Gebunden, in Leinen	4	50

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

	M.	Pf.
Bilder-Atlas zur Zoologie der Säugetiere, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 258 Abbildungen. Gebunden, in Leinen .	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Vögel, von Professor Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 238 Abbildungen. Gebunden, in Leinen . . .	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Fische, Lurche und Kriechtiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreibender Text mit 208 Abbildungen. Gebunden, in Leinen	2	50
Bilder-Atlas zur Zoologie der Niederen Tiere, von Prof. Dr. ***W. Marshall.*** Beschreib. Text mit 292 Abbildungen. Gebunden, in Leinen	2	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinen	2	50
Kunstformen der Natur. 100 Tafeln in Farbendruck und Ätzung mit beschreibendem Text von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 M. — Gebunden, in Leinen	35	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Allgemeine Länderkunde, Kleine Ausgabe, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 62 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen, 30 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 1 Tabelle. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je	10	—
Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Karten und 46 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Geb., in 2 Halblederbänden . je	17	—
Afrika. *Zweite Auflage* von Prof. Dr. ***Fr. Hahn.*** Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. Geb., in Halbleder	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer, von Prof. Dr. ***W. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal.*** *Zweite Auflage.* Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. Gebunden, in Halbleder	17	—
Süd- und Mittelamerika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 11 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in Halbleder	16	—
Nordamerika, von Prof. Dr. ***Emil Deckert.*** *Dritte Auflage.* Mit 86 Abbildungen, Kärtchen, Profilen und Diagrammen im Text, 13 Kartenbeilagen, 27 Doppeltafeln in Ätzung und Holzschnitt und 10 Tafeln in Farbendruck. Gebunden, in Halbleder	16	—
Asien, von Prof. Dr. ***W. Sievers.*** *Zweite Auflage.* Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. Geb., in Halbleder	17	—
Europa, von Prof. Dr. ***A. Philippson.*** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Farbendruck usw. Geb., in Halbleder	17	—
Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Holzschnitt und Ätzung, 54 Kartenbeilagen und 102 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . je	15	—
Meyers Geographischer Handatlas. *Vierte Auflage, revidierte Ausgabe.* 121 Haupt- und 128 Nebenkarten, 5 Textbeilagen und Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. Gebunden, in Leinen . . .	15	—
Meyers Deutscher Städteatlas. 50 Stadtpläne mit 34 Umgebungskarten, vielen Nebenplänen und vollständigen Straßenverzeichnissen. Herausgegeben von ***P. Krauss*** und Dr. ***E. Uetrecht.*** Gebunden, in Leinen. . . .	8	—

	M.	Pf.
Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs. *Fünfte Auflage.* Mit 52 Stadtplänen, 19 Umgebungs- und Übersichtskarten, einer Verkehrskarte u. vielen statist. Beilagen. Geb., in 2 Leinenbänden . je	18	—
Ritters Geographisch-Statistisches Lexikon. *Neunte Auflage.* Revidierter Abdruck. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	25	—
Bilder-Atlas zur Geographie von Europa, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 233 Abbildungen. Gebunden, in Leinen. . . .	2	25
Bilder-Atlas zur Geographie der aussereuropäischen Erdteile, von Dr. ***A. Geistbeck.*** Beschreibender Text mit 314 Abbildungen. Gebunden, in Leinen	2	75
Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Von Prof. Dr. ***Hans Meyer*** und Dr. ***Walter Gerbing.*** Erster Teil: ***Deutschland in 250 Bildern,*** zusammengestellt und erläutert von Dr. ***Walter Gerbing.*** (Weitere Teile in Vorbereitung.) Gebunden, in Leinen	2	75
Verkehrs- und Reisekarte von Deutschland nebst Spezialdarstellungen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets u. des südwestlichen Sachsens sowie zahlreichen Nebenkarten. Von ***P. Krauss.*** Maßstab: 1:1500000. In Oktav gefalzt und in Umschlag 1 M. — Auf Leinen gespannt mit Stäben zum Aufhängen	2	25
Gross-Berlin, Charlottenburg und weitere Umgebung. 6 Pläne mit Verzeichnissen sämtlicher Straßen, der Gemeinde- und Gutsbezirke, von öffentlichen Gebäuden, der Straßenbahnen, Stadt- und Vorortbahnen, Omnibuslinien, der zuständigen Bezirkskommandos, Land- und Amtsgerichte, Standesämter, Postämter. Bearbeitet von ***P. Krauss.*** In Groß-Oktav gefalzt und in Umschlag	1	—

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Weltgeschichte. Begründet von Dr. ***H. F. Helmolt.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage,* herausgegeben von Dr. ***Armin Tille.*** Mit mehr als 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 60 Karten. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 10 Halblederbänden . . . . je	12	50
Meyers Historischer Handatlas. 62 Hauptkarten mit vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß und 10 Registerblättern. Gebunden, in Leinen . .	6	—
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 1 Karte u. 43 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden zu je 9,50 M. — in 1 Halblederband	18	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. ***Heinrich Schurtz.*** Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte und 23 Tafeln in Farbendruck usw. Gebunden, in Leinen	17	—
Geschichte der Deutschen Kultur, von Prof. Dr. ***Georg Steinhausen.*** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 219 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je	10	—
Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Von Prof. Dr. ***Alwin Oppel.*** Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden je 10 M. — in 1 Halblederband	20	—

Literatur- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der Deutschen Literatur, von Prof. Dr. ***Friedr. Vogt*** und Prof. Dr. ***Max Koch.*** *Dritte Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 43 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden. . . . . . je	10	—
Geschichte der Englischen Literatur, von Prof. Dr. ***Rich. Wülker.*** *Zweite Auflage.* Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung usw. und 15 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . je	10	—
Geschichte der Italienischen Literatur, von Prof. Dr. ***B. Wiese*** und Prof. Dr. ***E. Pèrcopo.*** Mit 158 Textabbildungen und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimilebeilagen. Geb., in Halbleder	16	—

	M.	Pf.
Geschichte der Französischen Literatur, von Professor Dr. ***Hermann Suchier*** und Prof. Dr. ***Adolf Birch-Hirschfeld.*** *Zweite Auflage.* Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Halblederbänden . . je	10	—
Weltgeschichte der Literatur, von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . je	10	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** Mit 1361 Abbildungen im Text und 162 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 3 Halblederbänden . . je	17	—

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** *Achte Auflage.* Gebunden, in Leinen	1	60
Orthograph. Wörterverzeichnis der deutschen Sprache, von Dr. ***Konrad Duden.*** *Zweite Auflage.* Gebunden, in Leinen	—	50
Handwörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Daniel Sanders.*** *Achte Auflage* von Dr. ***J. Ernst Wülfing.*** Geb., in Leinen . .	10	—

Verschiedenes.

	M.	Pf.
Moderne Technik. Die wichtigsten Gebiete der Maschinentechnik und Verkehrstechnik allgemeinverständlich dargestellt und erläutert durch zerlegbare Modelle. Herausgegeben von Ingenieur ***Hans Blücher.*** Mit 1391 Abbildungen im Text und 15 zerlegbaren Modellen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . .	40	—
(Die „Moderne Technik" ist auch in 11 selbständigen, einzeln käuflichen Sonderabteilungen erschienen.)		
Das Gerichtswesen des Deutschen Reichs. (Die Oberlandesgerichtsbezirke, mit farbiger Karte. — Die Amtsgerichte mit zuständigen Obergerichten und Gerichtstagen. — Die Gerichts- und Forstgerichtstagsorte mit ihren zuständigen Amtsgerichten. — Übersicht der Schutzgebietsgerichte. — Gerichtsverfassung und Gerichtskosten.) Geheftet	—	75

Meyers Klassiker-Bibliothek.

	M.	Pf.
Arnim, herausgeg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	—
Brentano, herausg. von *M. Preitz*, 3 Bände	6	—
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	—
Chamisso, herausg. von *H. Tardel*, 3 Bände	6	—
Eichendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	—
Freiligrath, herausg. von *P. Zaunert*, 2 Bände	4	—
Gellert, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band	2	—
Goethe, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden . . .	30	—
— große Ausgabe in 30 Bänden . . .	60	—
Grabbe, herausgegeben von *A. Franz* und *P. Zaunert*, 3 Bände	6	—
Grillparzer, herausg. von *R. Franz*, 5 Bände	10	—
Gutzkow, herausgeg. von *P. Müller*, 4 Bände	8	—
Hauff, herausg. von *M. Mendheim*, 4 Bände	8	—
Hebbel, herausg. von *Fr. Zinkernagel*, 6 Bände	12	—
Heine, herausgeg. von *E. Elster*, 7 Bände .	16	—
Herder, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände	10	—
E. T. A. Hoffmann, herausg. von *V. Schweizer* und *P. Zaunert*, 4 Bände	8	—
Immermann, herausg. von *H. Maync*, 5 Bände	10	—
Jean Paul, herausg. von *R. Wustmann*, 4 Bde.	8	—
Kleist, herausgegeben von *E. Schmidt*, 5 Bde.	10	—
Körner, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	—
Lenau, herausg. von *C. Schaeffer*, 2 Bände	4	—
Lessing, herausg. von *G. Witkowski*, 7 Bde.	14	—
O. Ludwig, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bände	6	—
Mörike, herausgeg. von *H. Maync*, 3 Bände	6	—
Nibelungenlied, herausg. von *G. Holz*, 1 Bd.	2	—
Novalis u. Fouqué, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd.	2	—
Platen, herausgegeben von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*, 2 Bände	4	—
Reuter, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände	10	—
— große Ausgabe, 7 Bände	14	—
Rückert, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	—
Schiller, herausgegeben von *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden . . .	16	—
— große Ausgabe in 14 Bänden . . .	28	—
Shakespeare, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung. Bearbeitet von *A. Brandl.* 10 Bände	20	—
Tieck, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände	6	—
Uhland, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	—
Wieland, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	8	—

In Leineneinband; für Halbledereinband sind die Preise um die Hälfte höher.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

29. 10. 1924. – 695

ROTANOX
oczyszczanie
styczeń 2008

KD.51.2
nr inw. 62